Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Jahrgang 1870.

Speyer.

Jäger'sche Buchdruckerei.

Inhaltsverzeichniß.

V. Biographisches.

VI. Literatur und Kunstgeschichte.

VII. Der Krieg von 1870.

VIII. Verschiedenes.

IX. Preisaufgaben.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 2. Speyer, Donnerstag, den 6. Januar 1870.

Der Recensent.

Humoreske von Otto Girndt.

(Schluß.)

Der Plan war gefaßt, die jungen Männer verließen Arm in Arm Jordans „Bude," wie Ludwig sich auszudrücken pflegte. Unterwegs stellte Jordan laute Betrachtungen darüber an, wie glänzend die Sonne scheine, wenn ein junger Theaterschriftsteller nach seinem ersten Erfolge unter ihr hinwandle, und wie andrerseits die Desperation über einen Mißerfolg so niederdrückend wirke, daß die gefolterte Seele ihr stilles Augenmerk auf Strychnin und ähnliche Substanzen richte. Etwas aber sprach er nicht aus, obschon es gleichsam den Grundbaß der Musik abgab, welche ihm durch Brust und Hirn rauschte; er meinte im Geheimen, es müsse ihm Jedermann aus seiner Erscheinung ablesen, daß er das blaue Netz geschrieben und daß tausend neue dramatische Stoffe in Bereitschaft seien, aus seinem Schöpfergeist hervorzuspringen wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, als Vulkan seinem kopfwehgeplagten Erzeuger mit dem Schmiedehammer vor den Schädel schlug. Die Pflastersteine kamen den schwebenden Füßen des hoffnunggewiegten Poeten wie Gummi vor. So erreichte er das Haus, worin Doktor Kette zu finden war, und trennte sich auf baldiges Wiedersehen von dem Begleiter, der voran in den silbernen Anker schritt.

Das Dienstmädchen, welches auf Jordans Klingeln die Doppelthür im zweiten Stockwerk öffnete, hielt es für überflüssig, die bescheidene Frage des jungen Mannes, ob er den Herrn Doktor schon so früh stören dürfte, zu beantworten; sie nahm stumm seine Visitenkarte, schlug die Pforte zu, that dieselbe alsbald wieder auf und sagte so wenig wie vorher. Erst daraus, daß sie die Thür offen ließ und einen finstern Korridor hinabschritt, folgerte der draußen Wartende, ihm sei der Eintritt gestattet. Er tappte hinter der Magd drein, die abermals wortlos eine Seitenthür knarren ließ und sich zurückzog. Hinter einer Dampfwolke entdeckte Jordans spähender Blick den Gesuchten, dessen Aeusseres ihm nicht fremd war, da Doktor Kette als einer der Leithammel des ästhetischen Geschmacks in allen Kunstinstituten zu sehen und, noch ehe man ihn sah, zu hören war; denn er besaß den Stimmklang eines heiseren Hahns. Er krähte den zeitigen Gast mit gar nicht unfreundlichem „guten Morgen" an, ohne sich jedoch zu entschuldigen, daß er ihn im Schlafrock empfing.

Jordan legte in kurzer, wohlgesetzter Rede mit ungeschminkter Aufrichtigkeit dar, von welcher Qual ihn Doktor Kette's Theaterbericht erlöst, dankte dem Kritiker für den Passus, daß ein Erstlingswerkchen eine milde Beurtheilung verdiene, bat nun aber, der Herr Doktor möge unter vier Augen zur Belehrung eines strebsamen Kunstjüngers sich gefälligst auch über dasjenige aussprechen, was ihm unzweifelhaft nicht am blauen Netz behagt habe. Er ließ einfließen, der Tadel eines Kenners sei werthvoller, als der Beifall einer urtheilslosen Menge. Kette's süßgezogene Mundwinkel verriethen, der junge Mann sage ihm nichts Anderes, als was er selbst von sich denke. Er blies eine Rauchmasse in die Luft, unter der er plötzlich eingehüllt saß gleich dem „wolkenversammelnden Vater der Götter und Menschen" in Homers Gesängen. Dann drang sein scharfer Accent durch den schwer zerfließenden Nebel:

„Ich würde Ihnen rathen, sich bei Ihrer Jugend noch nicht an die Ausführung größerer Stoffe zu wagen, sondern vorläufig bei Blüetten und Genrebildern zu bleiben, bis Sie reifere Lebenserfahrung und gründlichereMenschenkenntniß erworben, die dem Dramatiker vor allem Andern nöthig sind."

„Sie deuten mir an," fiel der aufmerksame Zuhörer ein, „daß Sie mit der Zeichnung der Charaktere im blauen Netz nicht einverstanden sind."

„Ja, mein Werther, richtige Charakterzeichnung ist auch das Schwerste von der Welt!"

„Verzeihung, Herr Doktor, Sie würden mich zum innigsten Dank verpflichten, wenn Sie mir die einzelnen Züge nachwiesen, die ich verfehlt."

Eine neue Dampfsäule schoß aus dem Schlot des kritischen Mundes: „Ich sprach von Ihren Charakteren im Allgemeinen! Doch Sie sind ja eben noch Anfänger."

„Allerdings!" schluckte der Lernbegierige, „und gerade deshalb wäre es mir höchst wichtig, zu erfahren, was ich künftig vermeiden soll."

„Machen Sie sich nur stets eine recht genaue Disposition und kommen Sie mit sich selbst erst völ-

lig in's Klare über Sujet, bevor Sie die Feder ansetzen!"

Auf Jordans Stirn stieg ein gelinder Schweiß. War es der Qualm, den die Cigarre des Lehrers verbreitete, oder war es der Inhalt der Vorschriften, die Kette gab, was dem jungen Mann die Atmosphäre so schwül machte? Er gerieth wider seine Gewohnheit in's Stottern und preßte die Worte heraus: „Wenn — wenn ich Ihre Ansicht recht begreife, so — so meinen Sie, Herr Doktor, die Disposition —"

„Ist die Hauptsache!" ergänzte der Kundige. „Ein festgefügtes Gerippe —"

Da klang unerwartet eine Seitenthür im Schloß; ein weiblicher Kopf mit kurzsichtig blinzelnden Augen lugte in's Zimmer, und von weichen Lippen tönte es: „Lieber Kette, bist Du hier?"

„Ja, liebe Frau; was wünschest Du?" Der galante Gatte erhob sich sofort, ließ den dramatischen Anfänger sitzen und folgte der Stimme, die ihn gerufen, in's Nebengemach. Dort, hinter der wieder geschlossenen Thür, flüsterte er, verlegen lächelnd: „Siehst Du nun, mein Kind, wie kleinlich Dein Bedenken war, das Du erhobst, als wir vorgestern das Theater vor dem letzten Stück verließen? Da ist soeben der Verfasser bei mir in der vollen Ueberzeugung, ich hätte sein Opus gesehen. Jetzt wirst Du mir wohl glauben, wenn ich behaupte: ein gewiegter Recensent muß sich darauf verstehen, auch Sachen zu kritisiren, die er nicht kennt. Ich lese nicht den zehnten Theil der Bücher, die ich pflichtmäßig bespreche, und Niemand merkts, weder Verleger noch Publikum. Aber, was hast Du, mein Herz? Ist Dir nicht wohl?"

„Der Verfasser ist bei Dir?" lispelte die bestürzte Frau.

„Und hat mir für die Nachsicht gedankt, mit der ich ihn behandelt. Ich setze ihm die Fehler auseinander, die er begangen, und er ist ganz Ohr —"

„Aber Mann!" unterbrach die kleine Frau, ihm angstvoll in den Arm fallend. „Dadurch giebst Du Dir ja immer mehr Blößen!"

„Ich Blößen?" wiederholte der in seinem Selbstbewußtsein Verletzte frappirt.

„Das Stück ist gar nicht gegeben worden!"

„Wa — as?"

„Hier find' ich im Tageblatt den Bericht. Ueberführe dich mit eignen Augen! Nelkenstiel ist wieder einmal plötzlich heiser geworden."

Kette ergriff das Tageblatt und las halblaut: „Das Publikum fing bereits an ungeduldig zu werden über die große Pause, als der Regisseur vor den Vorhang trat und bedauerte, die letzte der angekündigten Novitäten müsse wegen plötzlicher Heiserkeit des Komikers Nelkenstiel ausfallen, man wolle statt derselben das bekannte Lustspiel: „„Die schwatzhaften Weiber"" geben." Kette schwieg, starrte aber fortgesetzt auf das grausame Papier in seiner Hand nieder.

Mühsam die Thränen verhaltend, jammerte seine Ehehälfte: „Wirst Du jetzt inne, wie schrecklich Du Dich blamirt hast! Und das lediglich, weil Du Deinen Heißhunger auf Hühnerfricassee nicht bezähmen konntest!"

Der Doktor legte die Hand an's Kinn: „Hum!"

Die arme Frau begann hörbar zu schluchzen: „Die ganze Stadt wird über Dich lachen! Wer's nicht liest, dem werden's Andere erzählen!"

Der Gemahl raffte sich zusammen und warf ärgerlich hin: „Mache Du mir wenigstens nicht auch noch eine Scene! Wenn ich den Menschen da drin, den Jordan, nur mit Anstand los wäre! O das ist ein böser Bursche! Mich dergestalt zu mystifiziren! Vorzugeben, er sei nicht im Theater gewesen, und zu thun, als wolle er Weisheit von mir lernen wie der megarensische Jüngling zu Füßen des Sokrates! O, o! Wie werd' ich ihn los? Frau, geh' Du hinein —"

Die Angeredete wollte den Vorschlag nicht zu Ende hören: „Ich werde mich hüten! Soll ich mir etwa von dem Menschen Sottisen sagen lassen?"

„Du hast Recht, dessen wäre er fähig!" gestand der Gatte zu, schlug die Hände auf den Rücken und ging umher, um ein besseres Vertreibungsmittel zu ersinnen.

Unterdessen saß Jordan wie auf Kohlen in der Einsamkeit und erwartete sehnsüchtig die Rückkehr des Kritikers, weil er aus dessen Rügen vielleicht doch einigen Gewinn für spätere dramatische Entwürfe ziehen zu können hoffte. „Was hat er nur," grübelte der junge Mann, „an der Disposition im blauen Netz auszusetzen? Der Theaterdirektor lobte sie doch gerade, als er das Stückchen annahm, ausdrücklich und erklärte sie für so geschickt gemacht, wie wenn sie der Feder eines routinirten Bühnenschriftstellers entfloßen wäre." Jordan rief sich auch alle übrigen Bemerkungen zurück, mit denen ihn Kette begnadigt, und war eben bis zu „ein festgefügtes Gerippe" gekommen, da erschien aus dem Nebenzimmer nicht der Doktor im eidechsenfarbenen Schlafrock, sondern die mundfaule Magd, die dem Harrenden im Auftrage ihrer Herrschaft sagte:

„Sie möchten nicht auf den Herrn warten, unser Kind hat's Fieber gekriegt; ich soll Sie 'rauslassen."

Jordan sah nicht den mindesten Grund, an der Wahrheit des kindlichen Fiebers zu zweifeln, und folgte ohne Säumen der Führerin, nachdem er Etwas von herzlichem Beileid gemurmelt.

Als er aber den silbernen Anker betrat, hielt ihm Ludwig mit dröhnendem Gelächter das Tageblatt entgegen. Nun wußte er, woran er war, und errieth zugleich, weßhalb Kette's Frau den Doktor abgerufen. Er rapportirte seine jüngsten Erlebnisse, der Freund hielt sich die Seiten und rief: „Jetzt ist Dein blaues Netz geborgen! Du kannst Dich im Ernst bei Kette bedanken; denn sein verfrühter Bericht trägt entschieden dazu bei, daß das Publikum heut Abend schon eine heitere Stimmung mitbringt!"

Ludwig täuschte sich in der Prophezeihung nicht. Jeder Theatergänger richtete beim Eintritt in das Haus zuerst den Blick auf einen gewissen Parquetstuhl, den Pflichtsessel Kette's. Allein der Sitz blieb

diesmal leer. Die Leute machten einander auf den Umstand aufmerksam, und überall sah man lustige Gesichter. Jordan drückte sich in den äußersten Winkel des dunklen Parterre. Jetzt kam die Entscheidung. Der Vorhang hob sich, die Darstellung des blauen Netzes nahm ihren Anfang. Und nun geschah, was der Verfasser bei'm Schreiben sich nicht hatte träumen lassen, auch nicht hatte träumen lassen können. Gleich in der ersten Scene muß der Komiker Obermeier dem Text seiner Rolle gemäß seinen Partner Nellenstiel fragen: „Wo haben Sie diese Rolle schon gespielt, guter Freund?"

„In der heutigen Zeitung!" versetzt Nelkenstiel trocken.

Riesenhaftes Bravo belohnt das kurze Impromptu. Unter den Zuschauern entsteht eine Fröhlichkeit, die sich gar nicht wieder beruhigen will. Die Spieler, von der allgemeinen guten Laune mit fortgerissen, leisten wirklich ihr Bestes, der Vorhang fällt unter rauschendem Applaus, Jordan hört seinen Namen rufen, läuft jedoch in's Freie, statt auf die Bühne; am nächsten Abend wird das blaue Netz wiederholt, am folgenden wieder und so fort, es bleibt Repertoirstück, und die Direktion des Theaters nimmt ohne Skrupel die fertige größere Arbeit, die im Pult des neuaufgetauchten Dramatikers geruht, zur Aufführung an.

* Das künstliche Alizarin.

Von **Emil Sommer.**

(Fortsetzung.)

Es ist selbstverständlich hier der Ort nicht, auf die chemische Procedur der Herstellung des künstlichen Alizarins, wie sich dieselbe in den veröffentlichten Patenten beschrieben findet, näher einzugehen; im Allgemeinen sei nur erwähnt, daß die verschiedenen Verfahrungsweisen sämmtlich, wie schon oben angedeutet, auf der Oxydation des Anthracens, d. h. auf der Verbindung des letzteren mit der entsprechenden Menge Sauerstoff, beruhen. Das Anthracen, welches schon zu den schwerflüchtigen Bestandtheilen des Theers und Asphalts gehört, wird für diesen Zweck durch Destillation und Verdichtung in einem Kühlgefäße aus der Theermasse gewonnen und gereinigt und dann weiter mit den geeigneten Agentien behandelt. Gräbe und Liebermann, zwei Berliner Chemiker, welche das erste künstliche Alizarin gerade vor einem Jahre, im Dezember 1868 darstellten, verwenden hierzu das Brom oder auch Chlor, während Bröuner und Gutzkow sich bei ihrem Verfahren unmittelbar oxidirender (Sauerstoff abgebender) Substanzen, wie doppelchromsauren Kali's, Salpetersäure 2c. bedienen. Das dritte und neueste Verfahren der Fabrication künstlichen Alizarins, das von Meister Lucius und Com. in Höchst bei Frankfurt a/M 2c. herrührt, ist dagegen nicht patentirt und daher zur Zeit noch gänzlich unbekannt und soll nach der ausgesprochenen Absicht der Eigenthümer auch Fabrikgeheimniß bleiben.

Letzteres Product, das als halbflüssige teigige Masse in den Handel kommt ist besonders dadurch ausgezeichnet, daß es die Farbe und Eigenschaften des Alizarins und Purpurins zugleich in sich vereinigt, weßhalb es auch zum Unterschiede von den beiden vorerwähnten Arten des künstlichen Alizarins den Namen Alizapurin erhalten hat. Nach den bis jetzt damit angestellten chemischen Untersuchungen ist dasselbe jedoch keineswegs identisch mit den natürlichen Krappfarben, sondern besteht aus einem andern, höchst wahrscheinlich ganz neuen Farbstoffe, der aber die natürlichen Krappfarben noch übertrifft, wie dies namentlich aus den vergleichenden praktischen Versuchen hervorgeht, welche der bekannte Mühlhauser Industrielle und ausgezeichnete Farbenchemiker Camill Köchlin in der Weise damit anstellte, daß verschiedene auf dieselbe Weise präparirte und gebeizte Zeugstreifen genau unter denselben Bedingungen, die einen mit Alizapurin, die andern mit natürlichem Krapp gefärbt wurden. Nach den so erhaltenen Mustern, von welchen sich einige in meinen Händen befinden, sind die durch die verschiedenen Beizen erzeugten Nuancen des Alizapurins nicht nur reicher, schöner und feuriger, als die entsprechenden Farbentöne des natürlichen Krapps, sondern es besitzt das Lucius'sche Fabricat auch die fünffache färbende Kraft desselben und Herr Köchlin, eine hervorragende Autorität auf diesem Gebiete, prognosticirt daher dem künstlichen Alizarin eine glänzende Laufbahn, indem er dasselbe als den Krapp der Zukunft bezeichnet.

Man begreift hiernach leicht, daß die neuen künstlichen Krappfarben durch ihr Erscheinen gerechtes Aufsehen und große Bewegung in der industriellen Welt hervorriefen und in Folge dessen seitdem in technischen wie wissenschaftlichen Blättern der Gegenstand lebhafter Erörterungen wurden.

Erwägt man in der That, daß die Färberröthe zu den in der Färberei und dem Zeugdrucke häufigst angewendeten Farbstoffen gehört, und daß damit nicht blos das durch seine Schönheit und Aechtheit gleich ausgezeichnete Türkischroth, sondern mit Hülfe verschiedener Beizen noch eine ganze Reihe anderer Nuancen, wie gelbroth, braun, violett und selbst schwarz gefärbt wird, erwägt man ferner, daß in Folge hiervon der jährliche Verbrauch an Krappwurzel sich nach Hunderttausenden von Centnern berechnet, daß z. B. Frankreich allein durchschnittlich 16—17 Millionen Kilogramme Krapp producirt, und daß also dieses ungeheuere Quantum, ungerechnet der noch viel bedeutenderen Krappproduction der Levante, Italiens, Spaniens, Deutschlands 2c., künftig durch den künstlich aus Steinkohlentheer dargestellten Farbstoff ersetzt werden wird, so gewinnt die neue Entdeckung eine Tragweite von immenser Bedeutung. Nicht nur daß aus derselben der Industrie und folglich dem Publicum durch den wohlfeileren Bezug eines fast unentbehrlichen Farbenmaterials eine unmittelbare Ersparniß von Millionen erwächst, sondern es wird dieselbe auch

in landwirthschaftlicher Beziehung einen hervorragenden Einfluß ausüben, indem die bisherigen Krappproducenten sich einerseits genöthigt sehen werden, sich einer andern Culturpflanze zuzuwenden, und hierdurch anderseits dem Anbaue der Getreide und überhaupt der als Nahrungsmittel dienenden Gewächse eine unermeßliche Fläche des besten Landes zurückgegeben, also hierdurch auch indirect der Markt und Preis der Lebensmittel in zahlreichen Gegenden in einer für die Consumenten wohlthätigen Weise beeinflußt werden wird.

(Schluß folgt.)

Aus der guten Zeit der Censur.

△ Castelli, der bekannte Wiener Humorist, erzählt in seinen „Memoiren" komische Anekdoten aus den Tagen der weiland österreichischen Censur, zu denen sich freilich auch aus andern Vaterländern passende Pendants auffinden lassen dürften. Wir heben etliche zur Ergötzung der Leser heraus. Einmal wurde Castelli in 50 Gulden Strafe, mit Ausschluß jeder Appellation verurtheilt, weil er in die Dresdener Abendzeitung einige Schnitzer eingesandt hatte, die in Wiener Blättern zu lesen waren, darunter die öffentliche Ankündigung einer Akademie „zum Besten der im Bürgerhospital verarmten Bürger," und dann eine Todesanzeige der k. k. Wiener Zeitung: „Marianne H., Kammerfrau Ihrer Majestät der Kaiserin, geb. Hölzl" — mit dem Zusatz: „Nach dieser sinnentstellenden Wortversetzung müßte die Kaiserin eine geborene Hölzl sein." Der Wiener Censor fand darin ein mit obiger Strafe zu ahndendes Vergehen. Den Kaiser Franz aber, dem dies zu Ohren kam, soll es sehr amüsirt haben, so daß er in der nächsten Zeit seine Gemahlin öfter „geborene Hölzel" titulirt habe. Zu gedruckten Widmungen mußte vorschriftsmäßig der Censur eine schriftliche Bescheinigung von dem Annehmer derselben vorgelegt werden. Deßhalb wurde eine den „Manen Hummels" dedicirte Sonate mit dem Bescheide zurückgegeben, es sei zuvor die Bewilligung der Widmung von Seiten der Manen Hummels beizubringen. Der Ausdruck: „O Gott!" war nur auf den Hoftheatern Wiens erlaubt; für die Vorstadttheater wurde dieses Wort von der Censurbehörde verordnungsgemäß stets in: „O Himmel!" corrigirt. So lautete es denn zum Beispiel in einem Drama „Salomea:"

„Treibe nicht mit Heil'gem Spott,
Und bedenk, es lebt — ein Himmel!"

In Wallensteins Lager von Schiller wurde der Kapuziner in „eine Magistratsperson", und der Vater Moor in dessen Räubern in einen „Oheim" verwandelt, weil gegen einen Vater so, wie Franz Moor, zu handeln unstatthaft erschien. Von wunderbarem Effekt soll es gewesen sein, wenn Karl Moor im höchsten Schmerze ausrief: „Oheimmord!"

In einer wissenschaftlichen Abhandlung heißt es: „Montesquieu sagt:" — und dann folgte eine längere Ausführung aus diesem Schriftsteller. Weil aber diese Stelle zu freisinnig war, so ließ der Censor das „Montesquieu sagt," zwar stehen, corrigirte aber hinein, was dieser par ordre weiland gesagt haben mußte, natürlich so ziemlich das Gegentheil von dem wirklichen Citate.

Zur Zeit der „Kölner Wirren" erschien eine Novelle, in der einer den andern fragte: „Wo sind Sie geboren?" Dieser antwortete: „Zu Köln am Rhein." Das erschien zu anzüglich, weßhalb der vorsichtige Censor das Wort Köln strich und dafür setzte: zu Nürnberg! — Nun, se non é vero, é ben trovato. Ohne aber der hoffentlich für immer vergangenen Censurherrlichkeit das Wort reden zu wollen, sind wir doch der Meinung, aus den Tagen der Preßfreiheit, die so oft zur Preßfrechheit wird, ließen sich, vice versa, nicht minder pikante Anekdoten zusammenstellen.

Miscellen.

Ungarische Pferde in der französischen Armee. Die neue Brigade leichter Reiterei von Paris, bestehend aus dem 5. Husaren- und dem 12. Jäger-Regimente, bietet das Eigenthümliche, daß alle Pferde dieser zwei Corps aus Ungarn stammen. Man hat in Frankreich eingesehen, daß bei den so genauen und schnellschießenden Waffen, die Dienstleistung der Reiterei nicht mehr dieselbe sei, und die schwere Reiterei in den künftigen Kriegen nicht mehr die Aufgabe haben kann, die sie in den großen Schlachten, bei den großen Zusammenstößen ehemals hatte; man müsse also besonders die leichte Reiterei wohl ein- und aufrichten. Nun besitzt Frankreich eine Race guter, kleiner Reitpferde, ein wenig nervicht, allein voll Feuer, Kraft und Muth, die sogenannte Race von Tarbes. Allein die Production dieser Pferde hat sehr nachgelassen. Ferner hat Frankreich in den 3 Provinzen seiner afrikanischen Colonie eine wahrhafte Race von Musterpferden, die berberische oder afrikanische Race. Nach Frankreich, nach der Krimm, nach Italien, nach Mexico geschickt, haben diese Pferde Wunder gethan. Unglücklicher Weise hat aber die letzte Hungersnoth in Algerien den Pferdestand in jenem unglücklichen Lande so sehr gemindert, daß man für den Augenblick für die leichte Reiterei die Ausfüllung der Lücken anderwärts suchen mußte. Man hat dann an Ungarn gedacht. Es wurde ein Oberoffizier, der Obrist Guepratte, der die ausgedehntesten besonderen Kenntnisse für den Remontedienst und die Ankäufe der Pferde hat, nach Ungarn geschickt, um daselbst den Ankauf der zur leichten Reiterei geeigneten Pferde zu besorgen. Gegen die Mitte des Jahres 1867 konnten zwei Regimenter mit Pferden von ungarischer Race, fünf bis neunjährig, zum Preise von 7—800 Fr. (ins Lager geliefert) vom gesundesten Aussehen, versehen werden. Man ertheilte ihnen die Futterration der französischen Pferde von der leichten Reiterei, allein man bemerkte bald an ihnen eine Abnahme, welche die ernsteste Unruhe einflößen konnte. Man dachte, diese Abnahme käme daher, daß diese Thiere, da sie immer im Freien und ohne Körner gelebt hatten, und nach einer langen Reise in den Dienst gestellt wurden, einer kräftigen und stärkenden Nahrung bedürften. Es wurde also Befehl gegeben die Portion Hafer, zum Nachtheil des langen Futters, zu vermehren; allein es zeigte sich alsdann eine andere Erscheinung, es bildeten sich auf ihren Lenden und ihrem Rücken kleine Geschwüre. Diese Auswüchse schrieb man einer zu erhitzenden Fütterungsweise zu. Man verminderte die Portion. Ein geschickter Thierarzt, im Auftrag nach Rouen geschickt, wo sich das 5. Husarenregiment, mit ungarischen Pferden, befand, erklärte, daß man auf dem unrechten Wege sei, daß man die Ernährung mit Hafer durchsetzen müsse, um den Zustand der Blutarmuth zu bekämpfen. Die Ration Hafer wurde dann wieder auf 3 Kilogr. 500 Gramm gesetzt und es wurden gute und lange Abreibungen verordnet. Dank diesem neuen Systeme, konnten sich die ungarischen Pferde an das französische Klima gewöhnen. Sie haben, wie man versichert, die Strapazen des Lagers von Lannemezan und Chalons vollkommen ertragen. Die Luft, das Leben in den Haiden, den Ebenen, ohne in den Ställen zusammengehäuft zu sein, sagt diesen Thieren zu, die auf den weiten Pusten ihres Geburtslandes halb wild erzogen wurden. Gegenwärtig besitzen die beiden Regimenter, die zu Paris liegen, und wovon das eine nach einer ziemlich langen Reise daselbst angekommen ist, Pferde, die sehr gut erhalten und sehr gesund sind.

Charade.
(Dreisylbig.)

Das erste Paar gibt Stoff für Reisende zum Klagen,
Doch ist man falsch daran, denkt man an einen Wagen;
Gar Mancher hat hiedurch die Heilung rasch gefunden,
Auch dient's im Straßenkampf, den Gegner zu verwunden.
Das Ganze bildet von der dritten eine Art,
Man braucht die Gattung nicht, wird im Etat gespart.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 3. · Speyer, Samstag, den 8. Januar 1870.

* Die zweite Wanderversammlung der Pollichia in Landau.

Am 29. December vor. Js. versammelte sich ein zahlreiches Publikum im Theatersaale, um die durch das Programm angekündigten Vorträge zu hören. Wir betonen, daß das Publikum ein zahlreiches war, weil verschiedene Umstände zusammenwirkten, welche für den Besuch nicht gerade günstig sein konnten. So hatte man von einer Seite es durchaus nicht für unpassend gehalten, auf den Versammlungstag ein großes Treibjagen zu veranstalten, nachdem doch schon seit Wochen alle Vorkehrungen zur Abhaltung der Versammlung getroffen worden waren, und daher Unwissenheit kaum vorgeschützt werden konnte. Kommt nun ein solch rücksichtsloses Vorgehen gegen die Bestrebungen einer Gesellschaft, die wirklich kein Opfer scheut, um wissenschaftlichen Sinn in der Pfalz zu wecken und zu nähren, von Männern, die in der städtischen Vertretung eine hervorragende Stellung einnehmen oder gar durch naturwissenschaftliche Bildung befähigt sein sollten, den Werth solcher Versammlungen zu erkennen, so muß man sich in der That wundern, daß solchem Beispiele zuwider die Vorträge dennoch zahlreich besucht wurden. Allerdings hatten auch einige Landauer Herren die Anordnungen mit der größten Umsicht und dem größten Eifer in die Hände genommen; der Saal selbst war auf's Schönste mit Pflanzen geschmückt und nichts war versäumt worden, was den Erfolg sichern konnte.

Herr Dr. Ziegler begann mit seinem Vortrage über Epidemien und deren Ursachen. Der Vortragende erörterte, wie man sich früher das Auftreten großartiger Krankheiten durch einen Geist, ein Wesen zu erklären bemüht habe, wie man sodann glaubte, daß einem jeden Menschen von der Stunde seiner Geburt an die Empfänglichkeit für solche Plagen der Menschheit anhaften, so daß man dieselben mittelst des Horoscops und der astrologischen Zeichen zu erkennen trachtete. Als man aber endlich gewisse Thatsachen, die Epidemien stets begleiteten, festgestellt hatte, als man anfing, wissenschaftlich auch in dieser Richtung zu erkennen, da fand man die Hauptgründe für diese das Menschengeschlecht ängstigenden Erscheinungen in dem Miasma und dem Contagium. Redner erklärt sodann die Bedeutung dieser Ausdrücke und zeigt, wie auch dieser Standpunkt wieder verlassen werden mußte. Die auffallende Erscheinung, daß sich die Pest jedesmal zeigte, sobald der Nil nach einer Ueberschwemmung wieder in sein Bett zurückgekehrt war, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Forscher auf den Zustand, in welchem sich das Erdreich befand. Man erkannte bald, wie es von organischen faulenden Stoffen durchdrungen war und wie die Leichen auf's Neue bei solchen Gelegenheiten in Fäulniß versetzt wurden, nachdem in Egypten die Sitte des Einbalsamirens aufgegeben worden war. Man richtete nun sein Streben auf die Verbesserung der unteren Nilgegend, und Redner führt an, daß seit der Veränderung der Bodenverhältnisse in jenen Gegenden, von welchen in früheren Jahren immer die Pest auszugehen schien, kein einziger wirklich erwiesener Fall von Pest mehr vorgekommen sei. Herr Dr. Ziegler geht sodann über auf die Schilderung der Verdienste Gigl's in Bezug auf die Entdeckung der Ursachen, welche auf den Typhus in München einwirken, indem er zuerst aufstellte, daß der Typhus besonders durch die Ausleerungen Typhuskranker verbreitet werde. Am auffallendsten trat dies zuerst zu Tage auf einem Hochgestade in der Nähe von Krailsheim, wo die Pferde am Typhus erkrankten, nachdem sie auf einer Weide gefressen hatten, welche mit Entleerungen Typhuskranker begossen worden war. In Bezug auf Cholera machte man ganz ähnliche Erfahrungen und hier sind es besonders die Arbeiten Pettenkofers über das Grundwasser und seine Schwankungen, welche erwähnt werden müssen. Redner erklärt nun in Kürze das Wesen der Pettenkofer'schen Forschungen und geht sodann über auf die durch die mikroskopischen Untersuchungen von Hallier eingeführten Ideen; als Vorarbeiter auf diesem Felde seien übrigens im vorigen Jahrhundert der Jesuit Palavoir (?) und in unseren Tagen Pasteur zu nennen. Letzterer stellt die Thatsache fest, daß Flüssigkeiten durch kleine in ihnen enthaltenen Organismen in Gährung gerathen, und daß diese nicht das Product einer Urzeugung seien, sondern aus Samen (Sporen) entstehen. Hallier bestätigt die Versuche Pasteur's in Bezug auf die Natur der Gährungspilze. Es bilden sich bei Cholera und Typhus gewisse Pilze (micrococcus) aus Sporen, welche in den Reispflanzungen Indiens aufgefunden werden; allein Hallier hat auch nachgewiesen, daß ein solcher Mikrococcus

nur erzeugt werden kann, wenn er in den Sporen ursprünglich vorhanden war. Da nun überdies Indien stets als die eigentliche Heimath der Cholera bezeichnet werde, so liege der Schluß nahe, daß in jenem Pilze die eigentliche Ursache der Cholera zu erkennen sei. Diese Sätze seien vielfach angezweifelt worden, allein seitdem es auch gelungen sei, ähnliche Verhältnisse in Bezug auf den Unterleibstyphus und den Flecke- oder Hungertyphus festzustellen, haben Hallier's Ansichten allgemeine Verbreitung gefunden. Hr. Dr. Ziegler schließt, indem er darauf hinweist, daß es nun vor Allem darauf ankomme, diese Pilze zu beschränken und zu verhüten, wolle man gegen die Verbreitung der Epidemien ankämpfen. Von diesem Gesichtspunkte aus seien die Vorschriften für Desinfection zu würdigen und denselben Nachdruck zu geben; auch Canalisirungen der Städte, wie München und London, seien zu empfehlen, da diese das Durchdringen des Bodens mit faulenden Stoffen und die Verpestung der Luft verhinderten. Indem Dr. Ziegler hervorhebt, wie es in diesem Falle der naturwissenschaftlichen Forschung gelungen sei, zum Heile der Menschheit wichtige Entdeckungen zu machen, schließt er seinen schönen und höchst lehrreichen Vortrag, dem das Auditorium reichen Beifall spendete.

Herr Professor Thoma gab hierauf einige Erklärungen über das Gravitationsgesetz und entwickelt in klarer Weise einige sich hierauf beziehende Sätze. Zur Verdeutlichung des Gesagten hatte Prof. Thoma die Güte, einige Experimente mit der Centrifugalmaschine zu machen, und schloß unter allgemeinem Beifall der Versammelten.

Herr Dr. Neumayer theilt sodann mit, daß er soeben ein Telegramm erhalten habe, welches ihm anzeige, daß Herr Dr. Koch aus Waldmohr verhindert worden sei nach Landau zu kommen, wodurch es ihm also auch unmöglich werde, den von ihm angekündigten Vortrag über Newton und das Gesetz der Schwere zu halten. Herr. Dr. Neumayer drückt sein Bedauern darüber aus und erklärt, wie ihm nun, um den eben angezeigten Ausfall einigermaßen zu decken, die Aufgabe gestellt sei, seinen Vortrag über den ursprünglich angenommenen Rahmen zu erweitern.

(Schluß folgt.)

* Das künstliche Alizarin.

Von **Emil Sommer.**

(Schluß.)

Die einzige Frage, von welcher die Realisirung dieser großartigen Perspective hauptsächlich noch abhängen dürfte, ist die, ob das Anthracen die Grundlage der Fabrication des künstlichen Alizarins, auch in dem Steinkohlentheer durch die Gasfabriken in einer der Massenproduction genügenden Menge geliefert werden kann, und ob dasselbe durch eine dergestalt gesteigerte Nachfrage nicht in einer Weise vertheuert werden wird, welche die Fabrication des Alizarins zu einem wohlfeileren Preise, als die Natur letzteres liefert, unmöglich machen würde. Alle bisherigen Erfahrungen lassen indessen mit Sicherheit annehmen, daß es für diesen Fall der Wissenschaft im Bunde mit der Industrie gelingen wird, die nöthigen Rohstoffe für den neuen Fabricationszweig auf irgend einem Wege ausfindig zu machen, sowie ja auch die Fabrication der heute in colossaler Masse producirten Anilinfarben keineswegs an der geringen Menge des im Steinkohlentheer enthaltenen Anilin's scheiterte, sondern sehr rasch in dem reichlich vorhandenen Benzol ein anderes geeignetes und wohlfeileres Material fand, das sie, wenn auch auf einem kleinen Umwege, in Anilin und hierauf in Anilinfarben umzuwandeln lernte, und aus dem hiernach die ganze großartige Anilinindustrie erblühte. Ebenso ist es mehr als wahrscheinlich, daß es auch gelingen wird, das künstliche Alizarin nicht blos aus Anthracen, sondern auch noch aus andern, im Steinkohlentheer enthaltenen und verwandten Kohlenwasserstoffen darzustellen. So wird z. B., um noch eine hervorragende Thatsache dieser Kategorie anzuführen, die jetzt in der Industrie vielfach angewendete Benzoësäure heute sogar aus drei ganz verschiedenen Kohlenwasserstoffen, dem Benzol, Toluen und Naphtalin, erzeugt, welche gleichfalls sämmlich im Steinkohlentheer enthalten sind. Ueberhaupt hat die Erfahrung gezeigt, daß die Industrie in Betreff der ihr nöthigen Rohstoffe nie oder doch stets nur auf kurze Zeit in Verlegenheit ist und im Gegentheil das für ihre Bedürfnisse erforderliche Material sich sehr rasch auf irgend eine Weise und unter irgend einer Form zu verschaffen weiß, und man erinnere sich in dieser Hinsicht nur an den Phosphor, an die künstliche Fabrication der Soda, an den Ersatz der Lumpen durch Stroh und Holz für die Papierfabrication ꝛc.

Aber auch abgesehen hiervon wird das künstliche Alizarin und Alizapurin jedenfalls seinen Weg machen; denn bei der ungeheuern Zahl der jetzt bestehenden Gasfabriken und der in Folge dessen colossalen Steinkohlentheerproduction wird das Anthracen immerhin in genügender Menge gewonnen, um die Grundlage und Entwicklung der neuen Farbenindustrie zu sichern, und dies um so mehr, als derselbe Steinkohlentheer, welcher zur Anilinfarbenfabrication, d. h. zur Abdestillirung des dazu nöthigen Benzols verwendet wird, alsdann auch noch zur Gewinnung des Anthracens und folglich zur Erzeugung von künstlichem Alizarin dienen kann.

Dem natürlichen Krapp wird hiernach jedenfalls eine ernste Concurrenz erwachsen, und wenn die Steinkohle durch die Anilinfarben bisher schon eine bedeutende Rolle im Reiche der Farben spielte, so wird dies künftig noch in erhöhtem Grade der Fall sein. Nicht lange, so werden die Beinkleider der französischen Armee, statt in natürlichem Krapp, im feuerigen Roth der Steinkohle prangen. Ueberhaupt dürfte bald kaum noch ein Ton der reichen Farbenscala existiren, der nicht in dem schwarzen Steinkohlentheere schlummerte

und es ist hiernach wohl der Zeitpunkt nicht mehr ferne, wo die ganze Modewelt in ausschließlich steinkohlenem Farbenschmucke einhergehen wird. Dann wird man aber auch nicht mehr von der rußigen, sondern nur noch von der farbenreichen Steinkohle sprechen dürfen.

Miscellen.

Aus dem Elsaß, einst eine Perle Deutschlands — jetzt ein Juwel Frankreichs — klingen noch immer deutsche Laute über den Rhein; die Poesieen der beiden Stöber und Otte gehören zu den anmuthigsten Weisen, die im deutschen Dichterwalde ertönen. Und im Volksleben tritt das deutsche Wesen ebenso scharf hervor, wie im Haus, in der Familie. Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist viel wälsches Wesen in das Elsaß eingedrungen, aber der Kern der Bewohner ist noch immer mit allemannischer Zähigkeit deutsch geblieben. Politisch gern dem großen Frankreich angehörig, sind sie doch keine Franzosen geworden und wo, wie in den gebildeten Klassen, auch Pariser Art nachgeäfft wird, da bricht allzeit bei passender Gelegenheit unter dem wälschen Lack der deutsche Elsässer wieder hervor, er zeigt die tête carrée allemande, den „deutschen Dickkopf". Dafür möge folgendes als Beispiel dienen. Vor noch nicht langer Zeit commandirte in Straßburg, der „wunderschönen Stadt", ein geborner Elsässer, General Reibel, ein alter Haudegen mit etwas rauher Schale, aber echtem, gutem Kern. Oft hatten mit ihm die Bürgermeister der kleinen Elsässer Städte in Militärsachen zu verhandeln, und da war es denn manchmal gar spaßhaft zu hören, wenn die betreffenden Herren, welche glaubten, dem General gegenüber nicht deutsch sprechen zu dürfen, sich in einem Französisch abmühten, das, was Grammatik und Aussprache betraf, nichts weniger als vollkommen genannt werden konnte. Allemal hörte Reibel diese Vorträge ruhig und gelassen an; wenn die Maires, oft schweißtriefend ob des sprachlichen Kunststückes, glücklich zu Ende gelangt, dann vernahmen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen folgende Worte aus dem Munde des Generals: „So wänn ihr jedsd ferti sin, derno wolle mer schwäze wie üs der Schnawel gewachse isch. Jedsd kann (sagt) mer emol uf gut Elsässerdüsch, was ihr eijetlich welle." Und mit erleichtertem Herzen begannen die Bürgermeister ihren Vortrag von neuem. Diesmal aber im „Elsässerditsch".

* Die Preisaufgabe in Nro. 151 der Palatina.

Der Wunsch eines Räthseldichters ist immer der, eine Aufgabe zu liefern, welche correct und stylgerecht ausgearbeitet ist, leicht scheint und doch ein Wort in sich schließt, das nur von Wenigen oder von Niemand gerathen wird, selbst von dem erprobten alten Räthselmeister in Landau nicht. Als daher diesmal dem Verfasser der Preisaufgabe zufällig das Wort „Meerschweinchen" einfiel, war er ob dieses Fundes höchlich erfreut, weil er sofort darin einen gut verwendbaren Stoff erblickte, den er auch sofort nach Kräften ausarbeitete. Kaum aber war Nummer 151 der Palatina ausgegeben, als auch schon die Lösungen dutzendfach einliefen, ein Beweis, wie sehr die Räthselkundschaft bereits geübt und geschult ist. Es wird eben nichts Anderes übrig bleiben, als zu solchen Wörtern zu greifen, die der Verfasser früher als zu schwer errathbar in sein Pult zurücklegte, besonders wenn der Räthselfleiß bei Alt und Jung noch so gefördert wird, wie in den letzten Wochen durch gemüthliches Daheimbleiben in Folge des exemplarischen Winters. Doch zur Sache. Es sind uns im Ganzen 143 Lösungen zugekommen, darunter 54 richtige, nämlich „Meerschweinchen" und „Armband". Die Kirchweihe wurde gefeiert in Moersch, der gute Stoff beim Essen war ein Weinchen; die verlangte Abänderung des o gibt also „Meerschweinchen"—; der Taufname des Mannes ist Armand, das verlangte Geschenk Armband.

Das erste Räthsel ist von allen Einsendern, wie es scheint, mit Leichtigkeit errathen worden; viel mehr böses Blut hat jedoch das zweite gemacht und der Verfasser hatte hierdurch einigermaßen Gelegenheit zu erfahren, was manche Damen für Christkindchen wünschen. Vierzehn hatten Geschmack an „Kasimir" und „Kaschmir", welch letzterer ihnen aber leider nicht gewährt werden kann; denn aus Kasimir durch Einfügung eines Buchstabes „Kaschmir" herzustellen, ist wohl unmöglich. Freilich möchte unter den Einsenderinnen gar manche sein, der ein hübscher Kaschmir nicht übel stände. Andere hatten ihre Liebhaberei an „Emil" und „Email", welches 12 mal gerathen wurde. In beiden Worten wäre die Operation durch Einfügung des Buchstaben a allerdings richtig; aber welche Gattin würde sich zum Geschenke Email wünschen? Vielleicht etwas Emaillirtes, Email jedoch schwerlich. Eine andere Dame ist so bescheiden, daß sie nichts wünscht als Marzipan; ihr Gatte müßte demnach Marzian heißen, welcher Name wohl schwerlich in einem Taufbuch steht. Einen schweren Geschmack muß eine andere Gattin haben, die sich einen Ambos zum Christgeschenk wünscht; freilich ist es fast ebenso schwer einen Gatten zu finden, welcher Amos heißt. Auch der alte Cato, in der Form Caton, mußte seinen Namen einem Gemahl leihen, um als verlangtes Geschenk Carton herauszubringen; originell ging das Weibchen eines Sebastian zu Werk, welche im Rahmen dieses Namens eine Boa verlangte; ferner wünschte die Gemahlin eines Daniel einen Damenmantel, die eines Robert eine Robe, die eines Wiegand ein Wiegband, die eines Maurus eine Uhr, die eines Basilik einen Baschlik, welch letzteres Damengeschenk dem Verfasser bisher noch nicht zu Gesicht kam. Eine französische Lösung mit Robe verte und Robert erschien ebenfalls, auch wünschte die bescheidene Gattin eines Theobald sich Thee, welche Dame jedoch in ihrer Naivheit noch übertroffen wurde, durch die Gemahlin eines Peter, die einen Pehter verlangte und die Frau eines Emanuel, welche auf gut pfälzisch „E Mantel" begehrte.

Zwei lustige Löser sprachen in ihrem Sendschreiben den Zweifel aus, ob der Verfasser des Räthsels wohl auf der Mörscher Kirchweihe gewesen; sie selber hätten dieselbe besucht, aber keineswegs ein gutes „Weinchen" daselbst gefunden, sondern einen „Sechsbatzenwein, der ihnen noch lange im Gedächtniß bleibt." Darauf hat der Verfasser zu erwidern, daß er ja bei seinem Pathen gewesen; wenn sie den besuchen, werden sie einen ganz respectables Weinchen antreffen. Dieselbe Meinung von dem genannten Ort am Rhein muß Herr G. in Hördt haben, denn er schreibt sehr verlockend:

Ich lad hiermit Dich freundlich ein,
Am Kirchweihfest mein Gast zu sein.
Komm', statt nach Moersch, hierher zu mir
Verspreche viel Vergnügen Dir.
Zu essen gibt's, zu trinken auch,
Wie es auf Kirchweih'n ist der Brauch.
Eröffnet wird ohn' all' Geräusch
Das Mahl mit Supp' und Ochsenfleisch;
Sodann wird darauf fortgebaut
Mit Cotellete, Bratwurst, Sauerkraut.
Auch Fische gibt es aus dem Meer.
Ja! ja! ich hoff, die liebst Du sehr!
Und daß es an nichts fehlen kann,
Wird auch ein Schweinchen abgethan.
Doch was mir macht am meisten Spaß,
Sind Entenbraten dann, und Has',
Und Schinken nach dem feinsten Schnitt.
Sofort kommt Tort' und Biscuit.
An Kaffee, Kuchen, Zuckerbrod —
An allem dem hat's keine Noth.
Auch hat ein Freund im Unterland
Schon Deidesheimer mir gesandt, —
Ein Weinchen — hui! sublim und fein!
Das soll des Mahles Würze sein. —
Da soll erweitern sich das Herz,
Bei froher Laune, heiterm Scherz.
Und find'st Du dann beim Tanz dein Glück,
So tanzen wir im Saal bei Flick u. s. w.

Eine gleiche Meinung bezüglich des Mörscher Weines scheint auch in Dürkheim zu herrschen, denn ein junger Herr Karl F. schreibt:

Zu Mörsch ein gutes Weinchen?
Das will mir gar nicht ein,
Es müßt' denn wie Meerschweinchen
Hineingewandert sein!

Eine bessere Ansicht von Mörsch hat Herr Stamer in Dirmstein, wenn er sagt:

Mörsch ist der Ort in der Nähe des Rheins,
Den mir jetzt kündet des Preisräthsels 1;
Dorthin wird Mancher, auch ohne den Pathen,
Freundlicher Weise zur Kirchweih' geladen.
Duftendes Essen, ein Weinchen hernach,
Würzet die Freude im Festesgelag.

Eine hübsche poetische Einsendung ist uns von Fr. Bertha H. in Dackenheim zugekommen, worin es heißt:

Dein Frauchen wählt die Worte fein und klug!
Sie will was Bess'res wohl am Arme haben,
Als was der braune welsche Knabe trug,
Und wünscht sich nicht die schlechteste der Gaben.
In Frankreich's Gauen stand das Ahnenschloß
Des Grafen, der mit Dir trägt gleichen Namen,
Den Cherubinis Werk macht ruhmesgroß, —
Er ist des räthselhaften Wunsches Rahmen. u. s. w.

Köstlicher Humor sprudelte in den Einsendungen von dem „alten Herrn" in Landau, sowie von Hrn. F. in Oberotterbach; ebenso sind sehr gelungene Lösungen gekommen von Frl. Anna —m - in Zweibrücken, von Franz von Elsenbach, eine sehr gute in Hexametern von Bureau S. in Freinsheim, dann von zwei alten associirten Räthselfreunden in Frankenthal.

Richtig gerathen haben: Frl. Anna Grimmeisen in Ramstein, Tony Weidmann in Weyher, Antonia Benz in Speyer, Bertha Herding in Dackenheim, Frau Dell in Immesheim, M. Habermann in Kandel, Maria Stempel in Frankenthal, Maria Kuntz in Steinfeld, J. Mantel in Hinterweidenthal, Lina Messemer in Neidenfels, Frau Rausch in Ludwigshafen, Mina Ulrich in Kerzenheim, Frau Woescher in Speyer. Ferner: die Boye'sche Tischgesellschaft in Germersheim, Ernst Buehn in Ludwigshafen, Glaser, Stud. in Speyer, L. Henberger in München, Otto Rothhaas in Kandel, Rolze in Dürkheim, Vaillant in Speyer, Umlauf in Schellweiler, Anton Hörner in Bellheim, Karl Freyseng, Stud. in Dürkheim, Ph. B. in Kerzenheim, F. J. Beck in Schweighofen, Rapp in Biedesheim, R. Stamer in Dirmstein, G. Bilabel in Landau, W. Funk in Deidesheim, Fresenius in Speyer, Ph. Weigel in Albisheim, B. und R. in Kusel, Kremb in Zweibrücken, L. Mettel in Vorderweidenthal, H. Heene in Haßloch, F. Zehfuß in Iggelheim, Casinogesellschaft in Haßloch, B. Burgay in Bayerfeld, W. Hagemann in Edenkoben, J. Diehl und B. Hornbach in Hettenleidelheim, F. Meckes in Steinweiler, H. Baader in Burrweiler, Märdian in Knittelsheim, D. Krehbiel II. in Wartenberg, H. Bender in Frankenthal, Karl Raab in Speyer, Pfarrfamilie R. in W., Hartmann in Landau, Ernst Günther in Bamberg, B. Bohl in Roschbach, Peter Eymann in Quirnheim, J. M. Weigel in Weyher, Dausch in Peppenkum, A. Ferner in Edenkoben, Garrecht in Hördt, Simon in Neupfotz, Heiter in Rheinzabern, Vollmer in Neidenfels, Bureau S. in Freinsheim, Müller und Bowitz in Frankenthal, Mader in Obermoschel, Rohe in Potzbach, A. Kissel in Nürnberg, Geyer in Wernersberg, J. Wack in Diedesfeld, Pfr. St. in M., Hilz in Friesenheim, Zobel in Landau, F. Braun in Hüffler, Rindt in Göllheim, Miedreich in Mertesheim, M. W—m in Germersheim, B. u. L. in Frankenthal, Derheimer in Kriegsfeld, Georg Lamotte in Speyer, C. B. in Zweibrücken, Dr. in Rockenhausen, H. Kühlwein in Speyer, L. M. in Grünstadt, Glas in Meckenheim, J. Beilstein in Kaiserslautern, H. Holzheimer in Speyer, Schandein in Altenglan, Oehl in Burrweiler, Geßner in Germersheim, Stark in Offenbach, J. Altschul in Herxheim, A. Clos in Kusel, F. Grau in Landstuhl.

Den ersten Preis
Schillers Werke, 6 Prachtbände
gewann Hr. Lehrer Ferner in Edenkoben.

Als zweiten Preis geben wir noch
Woll's Gedichte
welche Hr. A. Kissel in Nürnberg gewann.

* 's Brätel.

„So, Jörg, 's isch Zeit vor uff die Bah',
Ich möcht den Zug net fehle.
Am neune machscht der Feuer a'
Unn dhuscht Kartoffle scheele.
Ich hab der's Rindfleesch schun gerüscht,
Drauß steht es in der Schüssel;
Unn daß d' mer jo zufriede bischt,
Da — hoscht de Kellerschlüssel!
Bis Owend bin ich wieder do,
Mim Zug am halber Viere."
„Jo", sag ich, „Alti mach's eso
Unn loß der nix bassire!" —

Ich hol mer die Kartoffle rei'
Unn scheel se in de Kümel,
Dhu's Rindfleesch in e' Pännel nei'
Mit Essig, Fett unn Zwiwel;
Unn rühr e' Bissel Mehl dezu,
Um seini Brüh ze kriege,
Unn brot's — mer wässert's Maul devu
Vunn norre wegem Rieche!
Do fellt die Alt dehäme sei,
Die dhät die Ohre spitze! —
Jetzt trag ich's Fleesch uff's Dischel nei
Unn hol die Krumbeerschnitze.
Unn wie ich nod in's Zimmer kumm,
Do möcht ich grad verplatze!
Die Brüh laaft uffem Dischtuch r'um,
Mei' Brätel hänn die Katze!
Ich steh als wie verstänert do
Unn wäß mer nit ze rothe.
Vor Zorn do weer ich grü' unn blo,
Er isch kabbut, mei Brote!
Unn newedra' do tropft die Brüh,
Ihr Leut, es werd mer üwel.
O miserawel Katzevieh,
Jetzt schafft euch ausem Stüwel!

Bruchmühlbach. **Rau.**

Charade.

(Dreisylbig.)

Meine erste ist es nimmer,
Was sie war; im Glanz und Schimmer
Wurde sie des Todes Beute.
Was da grünte, was da rankte,
Was da blühte, was da prankte,
Todt liegt es an ihrer Seite.
Meine Letzten sinken nieder
Und erheben rasch sich wieder,
Daß der Magen sich versöhne;
Auch den Rehbock schmücken stolz sie,
In der Zelle sind von Holz sie,
Und von Stahl im Reich der Töne.
Doch mein Ganzes, so zu sagen,
Hebt die Erste in den Wagen.

Auflösung der Charade in Nr. 2.

Pflasterzoll.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zum Speyerer Tagblatt.

Nro. 4. Speyer, Dienstag, den 11. Januar 1870.

* Die zweite Wanderversammlung der Pollichia in Landau.

(Schluß.)

So wie uns mitgetheilt wurde, wird der bei dieser Gelegenheit von Hrn. Dr. Neumayer gehaltene Vortrag: „Einige Betrachtungen bei der Eröffnung des Suez-Canals" in besonderem Abdrucke erscheinen; wir beschränken uns daher darauf hier in aller Kürze zu erwähnen, daß der Redner bei Entwickelung seiner Ansichten von der Ueberzeugung ausging, daß das Werk der Durchstechung der Landenge von Suez als ein gelungenes, wenn auch noch nicht vollendetes zu betrachten sei. Nach eingehenden geschichtlichen Erörterungen über die Handels- und Verkehrsverhältnisse in vorchristlicher Zeit und im Mittelalter, zeigt der Redner, wie sich in diesem Jahrhunderte der Verkehr der Völker unter einander gestaltet habe. Zur See habe man große Umwege gemacht, um die relativ kürzesten Wege aufzusuchen. Der Wissenschaft sei in dieser Richtung außerordentliches gelungen. Jetzt kehren wir zur mathematischen Verkürzung der Verkehrswege zurück: es werden Landengen durchstochen und Berge durchbohrt, um die Völker einander näher zu bringen. Dr. Neumayer gibt nun interessante Aufschlüsse über die die Schiffahrt auf dem Rothen Meere bestimmenden Verhältnisse und zweifelt nicht, daß dieselben mit dem Voranschreiten der Technik, besonders des Maschinenwesens, für den Verkehr nutzbar gemacht werden könnten. Hierauf geht Redner darauf ein, zu untersuchen, welche Länder vor Allem in den Verkehrsbereich des Suez-Canals gezogen werden dürften und erwartet hier zunächst weniger von Vorderindien, da dasselbe sicher über kurz oder lang durch Schienenwege mit den Europäischen Emporien in Verbindung gebracht würde; dagegen sei mit Sicherheit zu erwarten, daß Australien seinen Verkehrsweg nach Europa durch den Suezcanal suchen werde, wenn nur erst der Nordwesten dieses neuen Culturlandes colonisirt und mit dem Osten durch Ueberlandsverkehrsmittel verbunden sei. Für jetzt lohne es sich nicht der Mühe, den neuen Weg zu wählen. Auch die ostindische Inselwelt sei auf den Canal von Suez angewiesen.

Dr. Neumayer weist nun schließlich auf die Machtstellung von Venedig und Genua im Mittelalter hin, die nur auf die Bedeutung jener Staaten für den damaligen Welthandel gegründet gewesen sei. Allein Triest, das junge, rasch aufblühende, sei muthmaßlich der Erbe jener Größe und Bedeutung, und es habe seit Jahren die österreichische Regierung alles aufgeboten diesen Hafenplatz zu heben, das könnte man unter anderm wieder aus dem am 13. April 1867 mit der Südbahngesellschaft abgeschlossenen Vertrage ersehen, zufolge dessen 15 Millionen Gulden für Hafenbauten zu verausgaben seien. Sodann führt der Redner aus: wie das Küstenland von Dalmatien unbedingt zur Wahrung der Stellung Triest's nöthig sei; deßhalb hätte das junge Italien von seinem Standpunkte aus vollkommen richtig gehandelt, als es den Schlüssel zu Dalmatiens Küste, Lissa, im Jahre 1866 angriff, um sich die Herrschaft über die Adria zu sichern; deßhalb müsse sich eben auch jedes deutsche Herz durch den glänzenden Sieg der österreichischen Flotte bei jener Insel und die Vereitelung der italienischen Pläne in dieser Beziehung gehoben fühlen. Und wenn wir dem deutschen Namen, der sich dort mit Ruhm bedeckt, begegnen, so drängt sich uns die Frage auf: hat Deutschland das große Interesse, seine einmal dort genommene Stellung mit solchen Opfern zu vertheidigen? Allerdings dürfe man, bei der heutigen Gestaltung der politischen Verhältnisse, kaum mehr von jenem Deutschland reden, welches ein Interesse an der Adria zu vertreten habe — es sei Oesterreich-Ungarn welches hier in Frage komme, allein das durch das deutsche Element gekräftigte, befähigte Oesterreich-Ungarn. Deutschland, in enger nationaler Verbindung mit diesem Reiche, könnte die sich aus der Gestaltung der Verkehrswege entwickelnden Verhältnisse zur größten Bedeutung für seine eigene Größe entfalten helfen. Dr. Neumayer erkennt in den jetzt herrschenden politischen Ansichten in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands ein nationales Unglück; einestheils weil diese Ansichten in jener Politik einen Ausdruck finden, die vollständig zersetzend auf den österreichischen Staatskörper einzuwirken als ihre vorzüglichste Aufgabe betrachte. Oder wie kann man sich die Verwirklichung des nationalen Gedankens, in seinem ganzen Umfange, anders denken, fragt der Redner, als daß von dem sich bildenden Deutschland die deutschen Elemente Oesterreichs aufgesogen würden? Allein wenn dies einstens vollzogen sein würde, so müßte sich jener Staat in seine einzelnen Bestand-

theile auflösen; von jenen Besitzungen aber, die die Adria beherrschen, würde dem neuen Deutschland kein Zoll Erde übrig bleiben, indem Italien und der Panslavismus alles aufbieten würden, aus jenen Trümmern das Werthvollste zu retten, das eine um sich dort zu befestigen, das andere um Fuß zu fassen. Er weist in diesem Sinne auf die jüngsten Wirren in Dalmatien hin, die, so unbegreiflich solche Verblendung auch erscheinen möge, Sympathien im heutigen Deutschland finden. Rußland in Dalmatien, Rußland an der untern Donau und Rußland in Centralasien gehe auf der ganzen Linie in demselben, ganz Europa bedrohenden Sinn vor. Dort handle es sich um seinen Einfluß im Mittelmeer und Schwarzen Meer, hier um die Gewinnung der Herrschaft auf dem persischen Meerbusen. Im letztern Falle handle es sich um den indischen Handel, der ohne Rußlands Dazwischenkunft sicher in nicht gar ferner Zeit den Weg über Mesopotamien und den Bosporus nach Ungarn und Deutschland nehmen würde, aber über Teheran nach dem Norden gezogen werden solle. Dadurch würde die große Verkehrsader Europas durch das Herz unseres Vaterlandes unterbunden. Solche Consequenzen einer ängstlichen, die große Zukunft unsers Vaterlandes verkümmernden Politik — die nur auf Mangel an Vertrauen auf den civilisatorischen Werth unserer Nation beruhen können, müßten doch wohl dem blödesten Auge verständlich sein.

Dr. Neumayer schließt seinen beinahe 2stündigen Vortrag, indem er, alle andern Gesichtspunkte, die zum Theile gleich gewichtig seien, außer Acht lassend, vor dem Trugbilde einer Größe warnte, die gegründet werden müsse auf die Zertrümmerung einer Macht, die im Osten für die Zukunft eine große civilisatorische Aufgabe zu lösen habe und welche, wenn mit dem Vaterlande vereint, die Haupt-Adern des künftigen Weltverkehrs im Osten zur vollen Entwickelung der natürlichen Kräfte unseres Vaterlandes gebrauchen werde; er fragt, ob es weise gehandelt sei, sich solchen Erwägungen zu verschließen und legt jenen, welchen im gegenwärtigen Augenblick die Leitung der Politik anvertraut ist, die Pflicht auf, die Möglichkeit der Vereinigung Oesterreichs mit dem übrigen Deutschland ernstlich in's Auge zu fassen, ehe es zu spät sei. Der Redner wurde durch stürmischen Beifall belohnt.

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Palermo.*)

III.

Monreale, der Weg dahin, Steuern, Bersaglieri, Kathedrale und Kreuzgang; Mittagessen, Abtei S. Martino, Fest der heiligen Rosalie, Sizilianische Vesper.

Monreale, das man wegen seiner hohen Lage überall erblickt, ist von Palermo ungefähr eine Stunde weit entfernt. Der Weg führt in der Verlängerung des Toledo durch die Porta nuova auf einer breiten Straße stets gerade aus; menschliche Wohnungen begleiten uns bis fast an unser Ziel; bald folgt ein mächtiges festungsartiges Gebäude, ein Kloster, dessen Einwohner durch die neue Ordnung der Dinge vertrieben worden sind. Weiter folgt das stattliche Armenhaus — albergo dei poveri — die Herberge der Armen. Es ist ebenfalls in Berücksichtigung des vulkanischen Charakters der palermitanischen Verhältnisse als streng geschlossene Masse mit massiven Mauern, Thürmen und Thoren erbaut. Dann folgt wieder der ländliche Wohnsitz irgend eines reichen Herrn und die herrlichen Gärten, die kostbare Sammlung von südlichen Gewächsen locken uns an, hineinzutreten und einige Worte mit dem gerade beschäftigten Gärtner zu sprechen. So wechseln auf dem ganzen Wege Paläste, Landsitze, einfache Wohnungen und die Hütten des niederen Volkes längs der stets sehr belebten Straße mit einander ab. Wir müssen uns dabei sehr hüten, aus den Zuständen der Wohnungen auf den Grad der Armuth bei den Leuten zu schließen, denn die Wohnung soll ja blos Schutz gewähren während der heißen Tageszeit, bei Regenwetter und in der Nacht; nirgends wird das Geld mehr aufgespeichert — und weniger nutzbringend angelegt als in Süditalien.

An einer Stelle, wo eine Straße auf die unserige mündet, stehen und sitzen kräftige Männer in einfacher Bürgerkleidung, aber mit langen Flinten bewaffnet und schußbereit. Sie haben über den Eingang des dazio governativo zu wachen; der Staat hat nämlich die Verzehrssteuer, die an der Grenze des städtischen Gebietes erhoben wird, zu 1½ Millionen Francs veranschlagt und gegen eine Summe von 1,200,000 der Stadt die Erhebung überlassen; so kann diese, wenn die Eintreibung richtig vor sich geht, noch ein gutes Geschäft dabei machen; aber die armen Teufel, welche den äußeren Dienst besorgen und hier Wache halten müssen, sind doch in einer schwierigen Lage. Geben sie nicht Acht, so wird man sie davon jagen, und sind sie dagegen streng, so wird der Bauer ihnen den Krieg auf Leben und Tod erklären. Was gilt ein menschliches Leben bei diesem heißblütigen Volke, wo noch vor Kurzem fremde und Einheimische kaum wagen konnten, die Mauern Palermos zu verlassen!

Haben wir den Fuß des Berges erreicht, so wird mit jedem Schritte die Aussicht herrlicher und überraschender. Die ganze weite Conca d'oro vom Pellegrino bis zum Cap Zaffarano breitet sich vor uns aus als blühender Teppich; dort liegt Palermo am Ufer des Meeres, und die weite Fläche ist dicht besetzt mit üppigen Gärten, blühenden Feldern und menschlichen Wohnungen.

Endlich betreten wir Monreale, und rasch wechselt das Bild. Enge, schmutzige Gassen umgeben uns, zerlumpte Kinder umschreien uns bettelnd, und mit klassischer Ruhe schauen die Mütter ihren kleinen Lieblingen zu,

*) Siehe Jahrgang 1869.

die fast in paradiesischem Gewande den Fremden einige Soldi abzugewinnen trachten.

Es ist noch nicht lange her, da galt Monreale für das verrufenste Räubernest in der näheren Umgebung Palermo's. Dieses hat jetzt aufgehört. Das Städtchen ist scharf bewacht, und sehr viele Bersaglieri liegen hier. Aber diese Soldaten, die als Scharfschützen und leichte Infanterie sehr gute Truppen sein sollen, machen mit ihren weiten Hosen, dem breiten tief im Rücken sitzenden Hut und dem weit herunterhängenden Federbusch auch fast den Eindruck von Briganten.

Die ganze italienische Armee, die Offiziere mit inbegriffen, sieht überhaupt sehr unkriegerisch aus, und nicht die geringste Schuld daran tragen die weiten plumpen Uniformen, die sich recht breit und schlaff um den Körper legen. Jenes „stramme Wesen" würden wir hier vergeblich suchen, und es wäre trotz aller Mittel, selbst von dem nachlässigen Charakter des Volkes abgesehen, in diesem Klima den Leuten nicht beizubringen. Die heiße Witterung verlangt unbedingt eine weite und leichte Kleidung bei den Truppen, und das enge Anschnüren der Uniformen müßte vernichtend auf die Kraft der Leute wirken.

Das einzig Sehenswerthe, was Monreale bietet, ist der Dom. Aber er lohnt als das interessanteste sicilianisch-normannische Gebäude den Ausflug überreichlich. Wie sein kleines Nachbild, die königliche Capelle im Schlosse zu Palermo, zeigt er jene lebendige eigenartige Vermischung von saracenischen, byzantinischen und gothischen Elementen. Von Wilhelm II., dem Guten, 1174 gegründet, ist er eine Basilika mit Mittelschiff, zwei Seitenschiffen und Absis. Die Wände des Hauptschiffes ruhen auf antiken Säulen, die sich eigenthümlich ausnehmen in dieser sonderbaren ihrer Natur so fremden Umgebung. Zwischen ihnen sind dann Spitzbogen gespannt, deren Schenkel überhöht erscheinen. Das Innere der Kirche ist außerordentlich reich mit byzantinischen Mosaiken auf Goldgrund geschmückt, welche alle Wände überdeckend, eine fortlaufende Geschichte des alten und neuen Testamentes bilden. Einige Marmorgeräthe, wie Sessel und Leuchter, sind, wie in der Schloßkapelle zu Palermo, ebenfalls mit kleinen eckigen Figuren eingelegt, welche durch die phantastische Aneinandersetzung von farbigen drei- und viereckigen Steinstückchen gebildet werden. In der hinter dem Hauptaltar liegenden Absis begegnet uns wieder das überlebensgroße Brustbild Christi, wie es von den Normannen als Mosaiktypus für ihre Kirchenbauten geschaffen wurde. Bereits in der Schloßcapelle zu Palermo haben wir es gesehen, und noch eine andere höchst merkwürdige normannische Kirche, die zu Cefalu, an der Nordküste der Insel besitzt dasselbe.

Sehr merkwürdig wird die Cathedrale zu Monreale durch die an streng romanische Dispositionen erinnernden Thürme, welche zu beiden Seiten des reich geschmückten Portals sich erheben, leider aber nicht ganz vollendet sind. Auch diese Thurmanlage kehrt bei der Kirche zu Cefalu wieder. Es ist dieß eine Aeußerung des germanischen Geistes, der überall nach Ordnung und System strebt, während die italienischen Kirchen fast stets allein stehende Glockenthürme haben. Der Italiener folgt stets mehr dem augenblicklichen Eindrucke und läßt das Gefühl für die Zusammengehörigkeit der Gesammt-Disposition, das den germanischen mittelalterlichen Baustyl durchdringt, fast gänzlich vermissen.

In der Nähe der Kirche ist ein herrlicher Kreuzgang auf feinen gekuppelten Säulen. Er gehörte ehemals zu dem ebenfalls von Wilhelm II. gegründeten Benediktinerkloster, befindet sich aber gegenwärtig in einem Zustande der gänzlichen Vernachlässigung.

Man sollte glauben, in Monreale, das fast täglich von Fremden besucht wird, müßte sich doch ein ordentliches Gasthaus finden, in welchem man gute Unterkunft und einen ordentlichen Tisch haben könnte. Aber nichts von allem dem. Der Sicilianer liebt den Gelderwerb und denkt stets daran, ohne Anstrengung zu verdienen. Aber ein Gasthaus unternehmen, Einrichtungen treffen mit Betten, Mobilien und Speisevorräthen, das ist ihm doch zu viel der Arbeit. Um unser Verlangen zu stillen, konnten wir nichts finden, als die armselige Spelunke eines Garkoches, dessen brodelnde Kessel und einladende Faßreihen unsere Aufmerksamkeit erregt hatten. Der Wein war gut, ein ächter Sicilianer, mild und feurig, und der geschäftige Wirth hatte uns bald eine säuberlich zubereitete Eierspeise gefertigt, denn in den italienischen Wirthshäusern kochen stets die Männer. Endlich trieb uns der Hunger sogar, von dem Fleische zu kosten, das in dem Kessel dampfte, und wir fanden wirklich, daß es besser war, als sein Aussehen, und die Leute von Monreale besser als ihr Ruf.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Auenheim im Elsaß, 4. Jan. Gestern Abend um 8 Uhr zeigte sich fast eine Viertelstunde lang ein schönes Nordlicht in nordwestlicher Richtung.

Die Petersb. Ztg. berichtet: „Am 20. November wurde in Petersburg ein Reisekoffer von gelber Farbe unter der Adresse des Herrn Kolzow in Moskau auf dem Bahnhofe der Nicolaibahn abgegeben und mit dem Personenzuge befördert. Da bis zum 2. Januar Niemand in Moskau nach dem Koffer gefragt hatte, wurde derselbe auf eine Forderung der Polizei geöffnet, und man fand in demselben den Leichnam eines unbekannten Mannes, der bereits stark in Verwesung übergegangen war. Nach einem Moskauer Telegramm vom 4. Januar ist der Leichnam, welcher in kleine Stücke zerhackt war, der des Hofraths v. Sahn. Der Ermordete war aus dem adeligen Club nach dem bekannten „Eldorado" und von da in das geduldete Etablissement gegangen, welches sich im Hause Iwanow im Sipasski-Pereulok befindet. Dort ist der Raubmord von mehreren Personen, darunter zwei Mädchen, von denen eines 17 Jahre alt ist, verübt worden. Vier der Theilnehmer an diesem Verbrechen sollen bereits Alles gestanden haben."

Der letzte Soldat aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege ist jetzt schon so oft gestorben, daß jeder neue Fall

dieser Art nicht gerade an Glaubwürdigkeit gewinnt. Es ist daher bemerkenswerth, daß dem officiellen Berichte des amerikanischen Ministers des Innern zufolge, der allerletzte Soldat aus dem Unabhängigkeitskriege im abgelaufenen Jahre wirklich das Zeitliche gesegnet hat, daß aber noch 888 Wittwen solcher Soldaten am Leben sind und jährliche Pensionen von der Regierung der Vereinigten Staaten beziehen.

Die chinesische Gesandtschaft in Berlin.

Das „Daheim" schreibt: Sie sind hier, die Söhne des „Blumenreichs der Mitte", des Kaisers von China Majestät hat sich herabgelassen, eine Gesandschaft in das barbarische Abendland zu schicken. Sie waren in Washington, in London, in Paris, jetzt sind sie hier in der norddeutschen Metropole, und was besonders interessant erscheint — an ihrer Spitze steht ein Berliner. Freilich ein Neuberliner, denn Mr. Anson Burlingame, das Haupt der Gesandtschaft, ist am 25. November 1825 zu Newberlin im Staate Newyork geboren. Hinter ihm liegt eine echt amerikanische Laufbahn. Als Knabe schon zieht er in den fernen Westen, er wird Colonist, Viehtreiber, zuletzt Gehilfe eines Geometers. Als Diplomat verdiente er seine Sporen gegenüber den Rothhäuten. Nun findet er Geschmack an der Sache, studirt Jurisprudenz und wird 1848 Deputirter, dann Senator im Staate Massachusets. Damit ist auch die erste Stufe zu einem höheren Rang erklommen; als Freund des Präsidenten Lincoln wird er Gesandter in Peking. Dort entfaltete er am Hofe des bezopften Kaisers eine außerordentliche Thätigkeit, die nicht wenig dazu beitrug, das Ansehen der Fremden in einem Lande zu befestigen, in dem sie bisher als „rothhaarige Barbaren" verschrieen waren. Namentlich war es der aufgeklärte Oheim des Kaisers, Prinz Kung, welcher sich Burlingame anschloß und ihn 1867 vermochte, sein Amt als Gesandter niederzulegen und in chinesische Staatsdienste zu treten. Aus dem amerikanischen Hinterwäldlerknaben war nun ein kaiserlicher Tschitschi Chrunghen Tatschin, d. h. ein höchster Minister, geworden, der seinen Einfluß sofort darauf verwandte, daß eine Gesandtschaft zu den fremden Völkern abgeordert wurde, welche mit China in Handelsverkehr getreten waren. Bisher hatte man in Peking nur Gesandte empfangen; jetzt erkannte man das Abendland zuerst officiel an, indem man jene Botschaften erwiderte.

Nun sind sie hier, einige dreißig an der Zahl, Chinesen und Amerikaner, hohe Würdenträger mit unaussprechbaren Namen, Dolmetscher, Aerzte und Sekretäre. Unter den Mandarinen ragen durch würdevolles Aussehen und und hohen Rang besonders zwei Herren hervor: S. Excellenz Tschi etwa 50 Jahre alt und S. Excellenz Sun, der einige Jahre jünger ist. Ersterer gehört dem herrschenden Mandschuvolke an, letzterer ist ein echter weizengelber Chinese mit prächtigem, drei Fuß langem Zopfe.

Wir wollen einmal indiscret sein und den Herren bis in die Schlafzimmer ihres Hotels folgen, das sie gründlich auf den Kopf gestellt haben. Gegen neun Uhr erheben sie sich, waschen sich gleich uns Europäern und beginnen ihre Toilette. Das weite, gelbe Seidengewand wird angelegt und der Kopf mit einem runden Hütchen — etwa den ungarischen ähnlich — bedeckt. Gehen sie zu Hofe, dann freilich werden andre Staatsgewänder hervorgesucht und ein kegelförmiger Hut aufgesetzt. Pelzüberwürfe mit weiten Aermeln fehlen gleichfalls nicht. Um zehn findet das Frühstück statt, dann werden Depeschen abgefertigt oder die Tagebücher geführt, deren Inhalt gewiß einmal, wenn er als Reisebeschreibung veröffentlicht wird, Aufsehen im himmlischen Reiche macht. Einer der Dolmetscher hatte Gelegenheit, in das chinesisch geführte Tagebuch des Gesandtschaftsbarbiers Einblicke zu thun. Sind seine Mittheilungen richtig, so finden sich darin keineswegs schmeichelhafte Aeußerungen über Europa. Der Flechter der Zöpfe und Beförderer chinesischer Glatzen schreibt:

„Ein häßliches Volk diese Pariser. Die schwarzen Röhren auf dem Kopfe, die Haare im Gesicht der Männer — Pfui!

Sie haben „Knöpfe" an den Kleidern.

Die Frauen bemalen das Gesicht und haben häßliche große Füße. Was Schönheit ist, kennen sie nicht.

In der Industrie sind die Franzosen sehr zurück. Das Porzellan ist dem unsern in plumper Weise nachgebildet.

Die Seide, deren Gewinnung die große Kaiserin Hwang-tè uns kennen lehrte, hat hier auch Eingang gefunden. Diese Barbaren haben manches von uns gelernt. Das Schießpulver glauben sie verbessert zu haben — —"

Um sechs Uhr wird zu Mittag gespeist und hier zeigen sich bereits europäische Einflüsse, denn außer den bekannten Eßstäbchen von Elfenbein, welche jeder Chinese in einem Etui bei sich führt, bedienen sie sich schon unsrer Gabeln und Messer. Auch fangen unsre Speisen an, ihnen zu munden, denn solche Delicatessen wie Schwalbennester, Ginseng, Seetang und Tripang können sie hier schwerlich auftreiben. Ob einer der Herren dem Opiumgenusse fröhnt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; aber alle sind starke Schnupfer. Thee haben sie selbst aus China mitgebracht, und dieser dürfte der Qualität nach selbst den bei Hof getrunkenen übertreffen. Ihre Hauptnahrungsmittel sind neben Weißbrod noch Reis, Hühner, Hammel- und Schweinefleisch.

Das alles geht hinter den Coulissen zu, d. h. im Hotel. „Wahre Chinesen" werden die Gesandten jedoch erst, wenn sie gravitätisch unter den Linden promeniren und aus den schwarzen, schiefstehenden Augen theils Blicke auf die zudringliche Menge, theils auf die in den Schaufenstern ausgestellten Waaren werfen. Ich glaubte ein chinesisches Tout comme chez nous! zu vernehmen als sie vor einem großen Porzellanwaarenladen standen. Ob die Londoner und Pariser Bevölkerung auch so unartig war wie die hiesige? Der Berliner läßt die armen Bezopften keine Minute in Ruhe, er folgt ihnen in einem dichten Schwarm nach, betastet sie wohl gar und macht seine Bemerkungen, die zum Glücke nicht verstanden werden. Bei Hofe, wo sie mehrfach zur Tafel waren, sollen sie sich durchaus gesittet benommen haben. Das erste Mal, als man ihre Gewohnheiten noch nicht kannte, glaubte man freilich, sie würden Anstoß erregen. Die Tafel ist vorüber, alles erhebt sich, die Chinesen machen ihre Verbeugungen, treten in eine Ecke des Saales und beginnen — sich auszukleiden. Alles staunt, die Damen erröthen. Aber nur die rauhe Schale fällt und in neuen prächtigen Seidenkleidern glänzend treten sie wohlgefällig hervor, während Mr. Burlingame erklärt, dies sei chinesische Sitte, um nach eingenommener Mahlzeit dem Gastgeber seine Hochachtung zu bezeugen.

Anagramm.

Freundlich Wort, das mit fünf Zeichen
Dich zurück zu jenem Raum
Führt, wo alle Sorgen schweigen
Und das Denken noch ein Traum.

Großes Wort, mit vier der Zeichen
Ruft Dich mancher Wicht zum Spott,
Das kein Denken kann erreichen,
Denn in Wahrheit ist's nur — Gott.

Berichtigung. In dem Aufsatz über die Wanderversammlung der Pollichia zu Landau in Nr. 3 soll es heißen: vierte statt zweite Wanderversammlung, ferner Spalte 1 Zeile 13 von unten pestartiger statt großartiger, dann Spalte 2 Zeile 23 v. u. Hofgestüte statt Hochgestade.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 5. Speyer, Donnerstag, den 13. Januar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

1.

An einem kühlen Abende lehnte in der kaiserlichen Pfalz zu Ingelheim am Rheine ein Edeldiener in der Oeffnung eines Erker's; die Zither entglitt seinen Händen, denn eben hatte er ein schwermüthiges Lied geendet und nachsinnend sah er auf zu den dunkeln Wolken, welche nur hier und da blasse Mondsstreifen durchschimmern ließen. — Ein Bild meines Daseins! seufzte der Jüngling und strich sich die braunen Locken aus dem Angesichte, gleich als wolle er die in dem Wolkenzuge gefundene Deutung noch länger festhalten. Ein Bild meines Lebens! wiederholte er aus tiefbewegter Brust, denn auch mein Schicksal ist, gleich dem Mondlichte, in Dunkel gehüllt und nur zuweilen fällt ein tröstender Strahl in meines Daseins Dämmerung. Liebe heißt solcher Strahl, mir zur Freude, jedoch auch mir zum Schmerz gegeben! Unwillkürlich hatte er, während dieses kurzen und leisen Selbstgespräches, das Instrument wieder aufgenommen und einige wehmüthige Accorde den Saiten entlockt, die seines Innern Stimmung verriethen. Unverwandt aber war sein Blick seinem selbstgeschaffenen Traume, den ziehenden und den Mond verschleiernden Wolken, gefolgt.

Da plötzlich scheuchte ihn ein leises Rauschen aus seinem Sinnen auf; der Name „Heinrich" ertönte in zartem Wohllaute und die lieblichste der Jungfrauen stand neben dem Jünglinge. Mathilde! lispelte er, in Wonne war plötzlich die frühere Schwermuth aufgelöst und in demselben Augenblicke fiel des entschleierten Mondes Schimmer auf die Liebenden. Es war dies Kaiser Konrad's II. oder des Salier's holdes Töchterlein, das glühende Liebe gegen ihres Vaters Edelknaben Heinrich im Herzen trug. Schon längst war es zwischen ihnen über das, was sie früher stille im Innern genähret hatten, zur offenen Erklärung gekommen, allein beide verschlossen ihr süßes Geheimniß in der treuen verschwiegenen Brust gegen Jedermann und nur zuweilen sahen sie sich in diesem entlegenen Gange, einander ihre Liebe gestehend und ihr Leid klagend. Des Körpers Schönheit und Ebenmaß Mathildens wurde durch ihre geistigen Vorzüge, durch ihre Herzensgüte, Sittsamkeit und Seelenadel, hauptsächlich aber durch ihr reines, gläubiges und gottvertrauendes Gemüth noch überwogen. Heinrichs Character hingegen spiegelte sich in seinem ächtdeutschen Gesichte ab, denn unwandelbare Redlichkeit und Treue, sowie Gutmüthigkeit und Aufrichtigkeit waren die Grundzüge desselben; seine Liebe zu Mathilden war seelenrein, und kannte keine Grenzen und nur wenn er manchmal den Unterschied des Standes erwog, der sie beide einst trennen könnte, da beschlich ihn jedesmal trübe, bittere Schwermuth und sein Glaube an eine frohe heitere Zukunft schien dann zu wanken.

Wonne und Seligkeit erfüllte die beiden gleichgesinnten Wesen während der wenigen Augenblicke, die sie sich zuweilen hier sahen und so auch diesmal. Sie sprachen leise von ihrer innigen Liebe, noch leiser jedoch von ihrer festen Treue. Mathilde gab sich ganz dem unschuldigen Zuge ihres Herzens hin; sie fand in der Verschiedenheit des Standes kein Hinderniß ihrer Neigung, sondern träumte nur von einer rosigen Zukunft. In Heinrichs Seele jedoch, ob er gleich nicht minder wie jene von der ersten Liebe Allgewalt ergriffen war, dämmerte es öfters gewaltig bei den zärtlichen Ergüssen und Hoffnungen seiner Geliebten und banges Grauen durchschauerte ihn beim leisesten Gedanken an das, was später eintreten könne. Mathilde nannte ihn dann ihren holden Schwärmer oder Zweifler und bestrebte sich, ihn ihrer übergroßen Hoffnung und ihres felsenfesten Glaubens an eine glückliche Gestaltung ihres künftigen Schicksals durch trauliches Zureden theilhaftig zu machen. Bisweilen gelang es ihr, den bösen Geist trüber Ahnungen bei Heinrich zu beschwichtigen, oder auch ganz zu bannen, allein an diesem Abende war dessen Macht stärker, als ihre Beredsamkeit und ihre Gründe. Eben wollte sie mit diesem dunkeln Fürsten nochmals in den Kampf treten, da vernahmen die Liebenden fernes Geräusch in der Pfalz und nach einem flüchtigen Händedrucke eilten sie in entgegengesetzten Richtungen den Gang entlang.

2.

In so wehmüthiger Stimmung wie heute, war Heinrich noch nie gewesen, gleichsam, als habe ihm die nun bald eintretende Verwirklichung seiner trau-

rigen Ahnungen vorgeschwebt. — Kopfschüttelnd über seine sonderbare, angenehme und zugleich mißliche Lage ging er den kaiserlichen Gemächern zu, um seinen gewöhnlichen Abenddienst bei dem Salier zu verrichten. Letzterer ruhete in seinem großen, reichverzierten Armstuhle, beschäftigt mit ernsten Gedanken, denn eben hatten ihn die Räthe der Krone und sein Geheimschreiber Barnaba verlassen. Auf Wichtiges deuteten seine Züge, bei Heinrichs Eintritte glätteten sich jedoch die Falten seines ehrwürdigen Gesichtes, er ward heiter und so gnädig wie an diesem Abende war der Kaiser überhaupt seit langem nicht gewesen. Jedes seiner herablassenden Worte war ein Dolchstich in des Edelknaben Herz, wenn ihm dabei das zärtliche Verhältniß einfiel, das er mit seines Gebieters einzigem Töchterlein unterhielt, wodurch er gleich einem Verräther an diesem seinem großen Wohlthäter handelte, sowie er auch deshalb auf der anderen Seite in den kläglichsten und beschämendsten Widerspruch mit seinem redlichen Gemüthe und mit seinem angebornen Pflichtgefühl gerieth. Endlich war sein Dienst bei dem Kaiser versehen, welchen Augenblick er heute so sehnlichst herbeiwünschte und trauriger und trostloser als je, wollte er sich eben kleinmüthig nach seiner Kammer begeben, um vielleicht dort in stiller Abgeschiedenheit die Beruhigung zu finden, die ihm heute nirgends werden wollte. Da trat ihm Wulf, ein alter treuer kaiserlicher Diener, in den Weg und nöthigte ihn, seinen Trübsinn gewahrend, vorerst bei ihm einzutreten. Heinrich hielt sehr große Stücke auf denselben und oft schon hatte dieser auch durch freundlichen liebevollen Zuspruch lindernden Trost in seine stürmisch bewegte und beunruhigte Brust geträufelt; weil nun Heinrichs Schwermuth und gedrücktes Wesen dem besorgten Wulf heute ganz besonders auffiel, so zog er ihn deshalb mit sich.

3.

Kaum waren sie allein im traulichen Gemache, so sah der Alte den Jüngling tiefforschend an.

Will denn der Geist des Unmuths, so redete er in seiner biedern, Zutrauen erweckenden Sprache ihn an, den ich bereits schon mehrmals beschwichtigt, schon wieder Dich gewältigen? — Welch' neuer Kummer nagt an Deinem Herzen? — Vertraue mir an, was Dich quält und Du sollst, wenn's möglich ist, beruhigt und getröstet werden.

Schon sehr oft, guter Vater, versetzte jener, war mir bang ums Herz und finster wie Nacht im Gemüthe, aber noch niemals hat's mich so sehr ergriffen wie heute. Es muß etwas Bedeutsames mir bevorstehen; Gutes jedoch nicht, dies deutet mir die Schwermuth, die sich meiner bemeistert hat.

Laß Dich nicht übermannen von solch' trüber Ahnung; komme an mein Herz, der Du mich Vater nennest, denn es nimmt ja innigen Theil an Deinem Kummer!

O wärst Du wirklich mein Erzeuger, so wäre vieles Dunkle mir gelichtet! Nur dem Herzen, dem Mitgefühle nach bist Du mein Vater! Steh' ich denn nicht allein in diesem Leben? Wo sind die Meinen geblieben? Warum vergönnt mir der Allgütige nicht das Glück, daß ich des wahren Vaters mich erfreue, daß der Mutter Wonnezähre mein gebeugtes Herz wie Thau erquicke und mich zu neuem nie gekanntem Dasein wecke! — Wie oft hab' ich gefleht zum Höchsten, mir solche Ueberraschung zu gewähren, — jedoch vergebens immer! Ach! wie ich vorhin in dem Erker lehnte, den Wolkenzug betrachtend und das Spiel des Mondenlichtes, das hie und da durch die Wolkenrisse schimmerte, da fiel mein traurig Schicksal schwer mir auf das Herz, weil es dem Zug der dunkeln Wolken gleichet. Auch weiß ich mir den Lichtstrahl wohl zu deuten, der dann und wann das Finst're meines Lebens erhellet; es ist dies des Kaisers gnäd'ger Blick, der mich, den Unbekannten, Heimathlosen ermunternd und belebend trifft; es ist das Vaterherz, das ich in euch gefunden und — erröthend — noch etwas, das ich jedoch euch nicht gestehen darf. Doch sonderbar ist meines Schicksals Fügung, daß gerade das, was dreifach mich beglücken könnte, mich darniederbeugt und mich zugleich als Schuldigen noch zeiht! —

Heinrich! welch' dunkeln Sinn bergen Deine Worte? Ich wähnte bisher immer, im Besitze sämmtlicher Geheimnisse Deines Herzens zu sein, und väterlich war ich Dir stets ergeben; denn ach! wie viel liegt mir an Deinem Glücke und wie sehr dies beiträgt meine Ruhe zu erhalten, dies hab' ich ja schon öfters Dir bewiesen. Daß Du jedoch Geheimes noch vor mir bewahrst, der ich in Deinem Innern, gleich in einem hellen Spiegel, zu lesen wähnte, das ist mir fremd und schlägt mir tiefe Wunde.

Verzeihet, wenn ich eure Vatertreue, die ihr mir oft erzeigt, mit schnödem Undank lohnte. Mein Vergeh'n ist groß und eben dies hielt mich bisher von dem Bekenntniß' ab. —

Ein Vergeh'n! rief Wulf bestürzt, ein Vergehen, oder gar Verbrechen! — Doch nein, Du hast nur ein unricht'ges Wort gewählt, denn Dein offner Blick straft Deine Rede Lügen.

Vergebt mir Vater doch, wenn ich euch kränken konnte und entschuldigt meine Worte, wenn meine qualvolle Lage sie härter wählte, als sie sollte. Vernehmt drum alles, was mich vernichtet und zugleich beseligt: ich liebe! —

So trog mein Blick in Dein aufrichtiges Aug' mich nicht! — Also Du liebst, doch wen, damit ich völlig Licht erhalte.

Des Kaisers Tochter — erwiederte Heinrich erglühend und den Blick zur Erde senkend.

Wulf fuhr bei dieser Rede zusammen, doch, sich bald wieder fassend, sah er in tiefer Bewegung und die Augen mit Thränen gefeuchtet aufwärts und sprach leise für sich: Ewiger! Du wirst's zum Besten lenken, daß keine Schuld auf meinem Haupte laste! Darauf fuhr er, zu Heinrich gewendet, fort: Wie lange schon kennst Du Mathilden? Hat sie Dir bereits gestanden, daß sie Deine Neigung erwied're, oder liebst Du ohne Hoffnung und rührt vielleicht daher das Düstere Deines Lebens? —

Vor vielen Monden hat sie mir bereits, in einer trauten Stunde, auch ihre Lieb eröffnet, die Jahre lang ich schon für sie im Herzen trug.

Hast Du, sprach Wulf, auch wohl erwogen, was Du mit diesem Schritt gewagt, daß Du, ein geringer armer Diener, in Lieb' entbranntest zur Tochter des Mächtigsten im deutschen wie im römischen Reiche, des erlauchten Salier's Konradus?

Ja, Vater, ich habe es erwogen; aber, welche Kämpfe hat es mich gekostet, wie habe ich gerungen und den Allmächt'gen angefleht, die sünd'ge Liebe aus dem Herz zu tilgen! So sehr mich einerseits meine Neigung hin zu Mathilden zog, eben so heftig strebte andrerseits mein Pflichtgefühl dagegen an. Jedoch vergeblich war dies mein Bemüh'n; je mehr ich rang und kämpfte, um so fester wurzelte die schmerzlich süße Lust in meinem Innern. Ist dies nicht ein grob' und groß Vergehen? Konnt' ich denn undankbarer an meinem größten Wohlthäter, meinem Herrn und Kaiser, handeln; — konnt' ich unedler euere mir bewiesene Vaterliebe lohnen; — konnt' ich Gottloseres thun, als die reine edle Herrscherstochter durch eine sündige Lieb' zur Gegenliebe reizen? Das ist es, was mich ängstet und das Leben mir vergället und dennoch vermag ich nicht zu ändern, was bisher geschehen.

Jetzt kann ich mir Dein Sinnen und die Schwermuth leicht erklären, die Dich seit Monden schon befangen hält. — Ja, dunkel ist Dein Schicksal und verschlungen sind die Wege, die die Hand des Ewigen Dich hier leitet. Doch, kämpfe muthig an gegen das Geschicke, wende Dich besonders oft im heißen, innigen Gebete zum Heilande der Welt, beibe dabei rein und tugendhaft und alles Weitere überlasse ruhig dem Vater in der Höhe, der die Wege seiner Kinder nur mit Weisheit lenket.

Daß ihr mich nicht verdammt, Vater, thut meinem Herzen wohl. Ja, ich will handeln als Christ und als ein Mann, wenn gleich mein Aeußeres noch den Jüngling zeigt; ich will dulden und dem Herrn vertrauen, will niemals von der Bahn der Tugend weichen; in Gottes Liebe will ich mich ergeben, sie mag die himmlische die irdische schützen!

So recht, mein Sohn, versetzte Wulf mit inniger Rührung, ich will Dir beistehn und Dir helfen mit Rath und guter Lehre, damit Du kräftig nach dem Ziele ringest, es möge Dein Geschick nun trübe, oder freundlich sich gestalten. Doch, der Wächter hat die zehnte Stunde erst gerufen, noch bleibt uns einige Zeit, drum will ich Dir zu deiner Stärkung und weil Du, als ein Elternloser, Dich für verlassen und für ganz unglücklich hältst, eine merkwürdige Begebenheit vertrauen und erzählen, deren Aechtheit ich verbürgen kann, obgleich sie schon vor langer Zeit geschehen; vielleicht wird Dein Gemüth dadurch beruhigt und gestählet, damit Du nicht verzagst und auch in den furchtbarsten Stürmen dieses wechselvollen Daseins dem Höchsten stets und fest vertrauest.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Palermo.

III.

(Fortsetzung.)

Der Italiener ist immer neugierig, und in Sicilien genügt schon die flüchtigste Bekanntschaft, um den Eingebornen zu Fragen nach Herkunft und Stand zu berechtigen. Zuerst wird man gefragt, ob man ein Engländer sei, denn diesen macht man die größten Rechnungen und sie bereisen schon die längste Zeit Italien; dann kommen die Deutschen, deren Reisestrom manchmal schon dem englischen die Wage hält und immer noch anzuschwellen scheint. Der Name Tedesco bezeichnet in den Anschauungen des gewöhnlichen Italieners und des Bürgerstandes immer noch einen Oesterreicher, den man erst seit dem Kriege von 1866 genau von dem Prussiano, dem mächtigen Bundesgenossen unterscheidet.

Bald sammelten sich auch um uns die Neugierigen der Nachbarschaft, und mit Staunen betrachtete man die Fremdlinge, die in die enge Spelunke herabgestiegen waren. Der Raum, in dem wir uns befanden, sah äußerst malerisch aus, und einer der beiden französischen Architekten, mit welchen wir diesen Ausflug machten, warf rasch eine Skizze unserer Umgebung auf das Papier. Das freute die Leutchen noch mehr, und jetzt erklärten sie uns auch gerne den Weg nach der alten Abtei San Martino, die noch weiter hinten in jenen Bergen liegt.

Wir verließen das Städtchen und betraten am Ausgang, wo sich die Musik der Bersaglieri in haarsträubenden Tönen erging, einen Maulthierpfad, der uns auf die Höhe des Berges leitete. Anfangs ging durch fleißig bebaute Felder, die mit Cactus und riesigen Aloestöcken eingezäunt waren.

Je höher wir stiegen, desto geringer wurde der Anbau, zeigte aber immer noch großen Fleiß und bedeutende Geschicklichkeit. Immer herrlicher und umfassender wurde die Aussicht von den unter uns liegenden Kirchen und dem Städtchen bis nach Palermo und der See. Bald führte uns eine tiefe Einsenkung zwischen den Gipfeln hindurch in ein anderes Thal. Hoch oben auf steiler Höhe liegen alte verfallene Mauern, die vom Volke den Namen Castellaccio erhalten haben. Sobald man diesen Paß hinter sich hat, senkt sicht langsam der Weg, die Gebäude des Klosters werden sichtbar und durch einen schönen, aber stark vernachläßigten Cypressengang gelangt man an das Thor.

Das Kloster selbst, eine der prachtvollsten Abteien, wurde von Gregor I. gegründet und besaß früher eine sehr werthvolle, besonders an Manuscripten reiche Bibliothek. Doch bieten die Gebäulichkeiten gegenwärtig kein besonderes Interesse mehr dar. Man wird durch die weiten Räume und Gänge geführt und kann in der noch vorhandenen, einst sehr reichen Klostersammlung vieles Merkwürdige und Interessante sehen. Gegenwärtig sind die Klostergebäude seit

der Aufhebung in den letzten Jahren zu einer Erziehungsanstalt für arme Knaben eingerichtet, die hier vorzugsweise in der Landwirthschaft unterrichtet werden. Die Lehrer sind meist weltlich, obwohl man von den Benediktinern auch einige hier gelassen hat. Die Bibliothek zählt an 8000 Bände; man will sie aber gänzlich nach Palermo verbringen, damit sie dort von größerem Nutzen sein könne als hier in diesem abgelegenen Thale.

Ganz eigenthümlich ist der Blick aus den gegen das Thal gewandten Fenstern des Klosters. Ringsum ist man von hohen Bergen eingeschlossen, die in steilen Formen und in mannigfaltigen Felsbildungen aufsteigen. Wald ist nicht zu sehen und die Cultur der Abhänge kann natürlich in Folge dessen nicht recht gedeihen, da sie zu steil sind, um das Erdreich zu halten. Dagegen ist der Thalboden selbst sehr fleißig angebaut.

Trotzdem wir uns in einer viel verschrieenen Gegend befanden, war doch Alles sehr ruhig und sicher. Die Leute, die uns begegneten, hatten stets freundliche Grüße und gaben uns über Alles gerne erwünschte Auskunft. Wir wanderten durch das fleißig angebaute Thal, durch Agaven, Cactus- und Oelpflanzungen gegen Palermo und betraten bei dem Dörfchen Bocca di Falconi (Falkenmund) wieder die Conca d'oro. Da öffneten sich die Berge, und vor uns lag der stolze herrliche Pellegrino. Das Dörfchen ist malerisch an den Abhang der engen Schlucht gebaut, durch welche sich schäumend der Bach hindurch windet. Die Häuser sind an die Felsen geklebt, und auch hier hat wieder jedes Fenster seinen eigenen Balkon; aber in den unteren Stockwerken gibt es kein Fenster, sondern nur eine einzige große Oeffnung, und wenn man durch den argen Schmutz, der vor den Häusern liegt, soweit vordringt, daß man hineinsehen kann, so findet man, daß der innere Raum oft weit freundlicher aussieht, als die äußere Umgebung. Da sehen wir einige ehemals polirte Möbel, ein Kreuz oder Heiligenbild, vor welchem ein Licht brennt, und hie und da sind die Wände sogar mit bunt bemalten Kupferstichen geschmückt. Doch ist der ganze Comfort, dem wir hier begegnen, immer noch ein echt sizilianischer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Telegraphie.

Wir entnehmen der Darstellung der Lage des franz. Kaiserreichs nachstehende interessante Mittheilungen über Telegraphie.

Bis in die letzte Zeit waren auf die Telegraphen-Drähte drei verschiedene Systeme von Apparaten angewandt: Der Apparat mit Zifferblatt, der keine Spur von der Depesche zurückläßt, und dessen Gebrauch sich auf die Telegraphie der Eisenbahnen und der Mehrzahl der Municipalbureaus beschränkt; der Apparat Morse, der die Correspondenzen auf einen Streifen Papier in beliebigen Schriftzügen wiedergibt, welche von den Angestellten zu übertragen sind; endlich der Apparat Hughes, der diese Schriftzüge typographisch und sofort für Jedermann verständlich wiedergibt.

Jedes dieser Systeme bezeichnete von vornherein einen merkbaren Fortschritt, allein sie hatten alle den gemeinschaftlichen Mißstand, daß keines derselben mit völliger Genauigkeit und einer gewissen Authenticität zu operiren gestattet. Noch ein Schritt blieb zu thun übrig: es handelte sich darum, durch neue Verfahrungsweisen ein Fac-Simile der Correspondenzen zu erhalten, so daß alle möglicherweise mit den gegenwärtig angewandten Systemen verknüpften Irrthümer vermieden würden, und der Empfänger einer Depesche, indem man ihm die Schriftzüge des Absenders vor die Augen hält, selbst beurtheilen kann, ob die Mittheilung, welche er erhält, authentisch ist.

Nach mehreren Jahren ausdauernder Arbeit war es einem französischen Angestellten, Hr. Meyer, möglich, mit Unterstützung der Verwaltung, diesen Fortschritt der Telegraphie zu sichern. Vor ihm hatte Hr. Abbe Caselli eine erste Lösung des Problems gegeben; allein es bewährte sich nicht, blieb vom Publikum unberücksichtigt und mußte außer Anwendung gesetzt werden. Seitdem wurden der französischen Verwaltung verschiedene Lösungen vorgeschlagen. Die von der Verwaltung für Prüfung der Vervollkommnungen der Telegraphen eingesetzte besondere Commission, an deren Spitze ein Mitglied des Instituts steht, hatte die verschiedenen Lösungen zu vergleichen; sie gab jedoch dem Apparat des Hrn. Meyer den Vorzug und die Probe bestätigte ihr Urtheil.

Gegenwärtig ist dieser Apparat auf den Linien von Paris und Bordeaux in Thätigkeit; nach und nach wird er auf allen Hauptarterien des Netzes aufgestellt werden.

Die transatlantische Linie ist seit dem 15. August in Thätigkeit. Die bloße Thatsache ihrer Eröffnung hatte bei der concurrirenden Linie eine Herabsetzung zur Folge, die nur dann anhielt, als der Tarif der Depeschen von Frankreich nach Newyork, der vor 18 Monaten 137 Fr. 28 Ct. betragen hatte, auf den gegenwärtigen Satz von 37 Fr. 50 reducirt war.

(Erdbeben.) Nach einem Privatschreiben aus Manila veröffentlicht die Ostseeztg. folgende Einzelheiten über das jüngste dortige Erdbeben: 2. Oct. Die Erde schwankte beängstigend stark wie ein Schiff im argen Sturme, Wände und Balken krachten. Alle Wände in den Zimmern hatten Risse aufzuweisen und der Boden war überall mit Kalk und Mörtel bedeckt. In der Festungsstadt Manila selbst hat sich die ganze Vorderseite der Augustinerkirche gespalten, steht aber noch aufrecht da. Im alten Palaste des Gouverneurs, wo jetzt die Tresorie oder das Staatskassen-Bureau errichtet ist, fiel ein ganzer Theil des Gebäudes ein. Im Ganzen sind jedoch wenig Menschenleben zu beklagen. Es ist kaum ein Haus, das nicht mehr oder weniger arg mitgenommen worden wäre. Heftiger noch als hier soll das Erdbeben in den benachbarten Orten Bulacan und Cavite geschadet haben, wo mehr Menschenleben zu beklagen sind als hier. Außer den ersten zwei Stößen, womit das Erdbeben begann, war die Bewegung der Erd-Oberfläche eine horizontale, die Heftigkeit aber nicht geringer als jene im Jahre 1863. Hätten sich die Stöße von unten wiederholt, so wäre Manila höchst wahrscheinlich heute nur noch ein Schutthaufen. — 3. October. Gestern Abend 6 Uhr hatten wir ein zweites Erdbeben mit horizontaler Bewegung und ziemlich andauernd. — 4. October. Gestern Nacht 8 Uhr abermals ein Erdbeben von kurzer Dauer. Die ersten Nachrichten von Bulacan und Cavite bestätigen sich; an ersterem Orte stürzten fast alle Steinhäuser, darunter die Kirche, Gerichtshaus, Pfarrhaus &c. ein. — 11. October. Die Erdstöße haben sich in den folgenden zwei Tagen wiederholt, so daß wir fünf Tage hinter einander jeden Tag mit einem Erdbeben heimgesucht wurden.

* Räthsel.

Der Czikosch und der wilde Kosak,
Sie sind im Ersten das Zweite,
Schnell wie der Wind, mit Sack und Pack
Fliegen sie über die Haide.
Eigentlich sind sie das Ganze auch,
Doch will ich's deutlicher sagen:
Dieses hat nach unserm Brauch
Gold oder Silber am Kragen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 6. Speyer, Samstag, den 15. Januar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

4.

Wulf begann: Vor vielen Jahren war, nach dem Absterben des Herrschers, ein wüstes und bedrängtes Leben im lieben deutschen Lande; das Faustrecht übte seine volle Macht und lastete schwer und drückend auf des Reichs Bewohnern. Da galt kein Gesetz mehr, keine Sitte; von hartem Stahle waren die Waffen der Gewaltigen und so auch ihre Herzen. Endlich gebot es die aufs höchste gesteigerte Noth, dem Lande einen Herrn zu geben, um so dessen gänzlichem Untergange vorzubeugen. Sämmtliche deutschen Stämme, mit ihren Herzogen an der Spitze, erschienen in der weiten Ebene zwischen Mainz und Worms an des grünen Rheines Ufer und einstimmig ward, unter lautem Volksjubel, des Reiches Oberhaupt gewählt; darauf gekrönt und allgemein begrüßt als ein thatkräftiger einsichtsvoller Herrscher. Kaum erwählt setzte der Fürst, des Landes Bedrängniß erwägend, und weil Frieden, Ruhe und Ordnung er liebte, fest und ließ es allenthalben verkünden, daß wer den Frieden breche und die Ruhe des Reiches fürder störe, geächtet sein und solchen Frevel mit dem Leben büßen müsse. Es waren jedoch die Gemüther mancher Mächtigen zu sehr dem Raube und der Fehde noch ergeben; viele Mühe und Anstrengung kostete es daher, des edeln Kaisers kräftigem Worte den so nöthigen, wie wohlthuenden Gehorsam zu verschaffen und unter solchen war auch ein gewisser Graf im Schwabenlande, der frevelnd das Friedensgebot übertreten hatte, daher er, des gerechten Monarchen Strenge und Ahndung fürchtend, mit wenigen Leuten und mit seiner jungen Gattin schnell in den dunkeln Schwarzwald floh und sich daselbst mit letzterer in einer armseligen Mühle barg. Nicht lange jedoch war er daselbst in Sicherheit, als zu seinem großen Schrecken der, zur Handhabung der Ordnung in den deutschen Gauen umherziehende Kaiser, welcher sich auf der Jagd von den Seinen verirrt hatte, durch Zufall ebenfalls in dieses einsame, abgelegene Mühlchen kam, um daselbst ein Nachtlager zu suchen. Der Graf, obwohl sein Verbrechen bereuend, aber seinen Herrn und Rächer erkennend, entzog durch schleunige Flucht sich dessen Blicken, so daß dieser nur die Gräfin allein, im Wochenbette liegend, antraf, sie für eine Bäuerin und für des Müllers Ehefrau haltend. Der Hausherr aber, der seinen erlauchten Gast ebenfalls sogleich erkannte, empfing ihn freundlich und bewirthete denselben nach Vermögen.

Der Neugeborne war ein Knabe, der mächtig schrie die ganze Nacht hindurch, so daß der hohe Herr nicht schlafen konnte, indem er auch nicht auf weichen Daunen, sondern auf harten dürren Blättern lag. Um Mitternacht erhellte plötzlich ein Lichtstrahl dessen dunkeles Gemach, eine Stimme rief zu dreienmalen seinen Namen und eben so oft vernahm er deutlich die Worte: Dieser Knabe wird Dein Eidam und Dein Erbe werden! — Staunen und Entsetzen erfaßte den Kaiser ob diesen räthselhaften, unglückdrohenden Worten, indem er die Insassen des Mühlchens nur für geringe Waldleute hielt und großer Unruhe, sowie schwerer Besorgnisse voll, wälzte er sich den übrigen Theil der Nacht hindurch auf seinem armseligen Lager herum. Mit dem ersten Strahl des jungen Tages gelangten seine Diener auch zu diesem Hause und waren hocherfreut, ihren theueren Gebieter, den sie voller Angst und von schlimmer Ahnung erfüllt gesucht hatten, unversehrt wieder zu finden. Derselbe belohnte die Gastfreundschaft des Mühlbesitzers und zog mit den Seinigen ab, voller Nachdenken über das, was ihm in dieser verhängnißvollen Nacht begegnet war und was er hier vernommen hatte.

Unterwegs gewahrten seine Leute mit dem größten Erstaunen, wie des Kaisers sonst so milde Züge in finst'res Grauen sich verwandelten, wie ein fürchterlicher Gedanken in seiner Seele aufzudämmern und zugleich ein schrecklicher Kampf in seinem Innern vorzugehen schien. Plötzlich rief er, mit sonst nie gewohnter Heftigkeit, zwei der getreuesten aus seinen Begleitern zu sich heran, vertraute ihnen die ganze merkwürdige, außerordentliche Begebenheit und aber auch zugleich dasjenige, was der Böse in ihm ausgebrütet und zur Reife gebracht hatte, denn nach geschwornem Eide gab er denselben nämlich den Auftrag, sich heimlich in die entlegene Waldmühle, wo sie ihn gefunden, zu schleichen, das schreiende Knäblein herauszuholen, es im dunklen Tann zu tödten, und

ihm dann, zum gewissen Zeichen der geschehenen That, des Säuglings Herz und Zunge mitzubringen.

Von Entsetzen ergriffen, sahen die Getreuen ihren Herrn befremdend an, der sonst so gütig und so liebreich war und konnten nicht begreifen, woher so plötzlich solche Mordgier stamme, jedoch sein ernster scharfer Blick ermahnte sie an ihre Pflicht, daher sie langsam und zögernd den Weg zur Mühle antraten. Sie schracken beim Anblicke des Hauses mächtig zusammen und traten in dasselbe ein mit bangem Zagen; die Gräfin befand sich eben allein, sie entwanden gewaltsam ihr das Knäblein und entflohen mit demselben wie auf böser That ertappt, vom herzzerschneidenden Jammergeschrei der hilflosen Mutter verfolgt.

Im Walde an einer lichten Stelle, legten sie den Säugling hin und einer der Gesendeten ergriff sein Schwert, um ihn zu durchbohren, aber in demselben Augenblicke schlug das Kind die Aeuglein auf zum blauen Himmel, als wollte es Schutz und Hilfe von dort erflehen wider seine Mörder; da sank des rauhen Kriegers Arm gelähmt herunter und damit auch zugleich das Schwert zu Boden; er blickte seinen Gefährten forschend an und als er sah, daß dieser sich die Thränen aus den Augen wischte, brach er in die Worte aus: erwürge und tödte wer da will, die Unschuld kann ich nicht ermorden! — Der Höchste wird den Frevel uns vergeben, wenn wir eidbrüchig an unserm Herrn handeln, ja der Himmel selbst kann solche Unthat sicherlich nicht wollen, durch welche wir auch zugleich schwere Verantwortung häufen auf unsers Kaisers hohes Haupt. Uns mag einstens des gebrochenen Eides Strafe treffen, wenn wir nur dadurch unseren Gebieter, den ein finsterer Unmuth umfangen hält, von großer Blutschuld befreien. Sein Waffenbruder nickte ihm stillen Beifall zu, nahm dann den Säugling, legte ihn auf einen Baumsturz nieder und sprach mit gerührter Stimme: der Himmel möge Deiner sich erbarmen, wir führen mit der Unschuld keinen Krieg; doch gilt es, das Reich und den Kaiser zu beschützen, so stehen wir ehern da und kämpfen dann mit Löwenmuth für beide. Zugleich gewahrten die zwei Männer beim Scheiden ein kleines Muttermal an des Kindes Halse und auf dem Rückwege erlegten sie einen Hasen, dessen Herz und Zunge sie, voll innern Friedens eine edle That vollbracht zu haben, ihrem Herrn überlieferten, zum deutlichen Beweise, daß sein Befehl vollzogen sei.

Siehe Heinrich, fuhr Wulf fort, das ist ein schrecklich Schicksal, als Säugling aus der Mutter Liebesarmen gerissen und, kaum zum Leben erwacht, dem Tode schon geweiht zu werden! — Doch Gott rührte die Herzen der rauhen bärtigen Krieger und schonend gingen sie vorüber an der Unschuld. Aber, welch fürchterliches Loos harrt jetzt des schwachen Säuglings! — Entweder dem Hungertode preisgegeben, oder einem wilden Thiere zur Sättigung bestimmt! — Jedoch vernehme nun, was weiter noch geschah und erkenne in dem Geschicke dieses armen und verlassenen Kindes die allwaltende Vorsehung des liebevollen Vaters in der Höhe.

Die kaiserlichen Knechte hatten sich noch nicht lange entfernt, als der Herzog von Schwaben, der den Kaiser auf seinen Zügen begleitet und sich aber wieder von demselben beurlaubt hatte, mit seinem Gefolge ohnfern des Ortes vorüberzog, wo das Kindlein lag. Der Mutter sorgsame Pflege und zarte Nahrung entbehrend, war dasselbe in klägliches Gewimmer ausgebrochen, was eben des Herzogs und der Seinen Aufmerksamkeit auf es hinlenkte. Voller Verwunderung ließ jener das schreiende Knäblein aufnehmen, liebkoste dasselbe und, einen Fingerzeig des Himmels darin erblickend, brachte er es seiner kinderlosen Gattin; siehe, hier bringe ich einen Erben Dir, den uns der Herr gesendet, sprach er zu ihr, pflege ihn, warte sein und halte ihn gleich dem eigenen Kinde. Freudig überrascht nahm diese den Säugling auf und nachdem sie die näheren Umstände, wie ihr Gemahl denselben gefunden, in Erfahrung gebracht, ließ sie das Kindlein taufen und gab ihm den Namen — Heinrich. Mit zärtlicher Liebe und Aufmerksamkeit wartete sie fortan des neuen Pflegsohnes; er wuchs heran und ward ein folgsamer, liebenswürdiger Jüngling, an welchem sowohl der Herzog, als auch die Herzogin große Freude hatten.

Sieh' Heinrich, so erging es Deinem Namensbruder, so wunderbar ward er nach Gottes weisem Rathe erhalten und geleitet. Den Eltern entrissen und dem Untergange geweihet, fand er einen neuen Vater, eine zweite Mutter und aus dem über ihn verhängten Tode erblühete ein neues schöneres Leben! So seltsam sind auch jetzt noch oft der Sterblichen Geschicke und nur des Höchsten liebevolle Hand vermag das Verworrene zu entwickeln und zu ordnen. Darum vertraue auch Du dem Gütigen und zage nicht in Deinem Kummer; denn auch Deines Schicksals Dunkel wird erhellet werden.

Wie ging es denn, fragte Heinrich, der mit gespannter Aufmerksamkeit dieser Erzählung gelauscht hatte, dem Jünglinge noch ferner? — Ach, Vater, mache mich auch mit dessen weiteren Schickungen bekannt!

Das kann ich jetzt nicht thun, mein lieber Sohn, doch später will ich Dir die Lösung des ganzen räthselvollen Lebenslaufes desselben geben; für heute sei es genug.

Nach einem herzlichen Händedrucke und während, bei dem schwachen Schimmer des Lämpchens, Thränen in des alten Wulfs Augen zitterten, entfernte sich Heinrich von seinem väterlichen Freunde und kaum sah sich dieser allein, so hob er seinen feuchten Blick zum Himmel auf, faltete die Hände und brach gerührt in die Worte aus: Vater, Gütiger, erhalte ihn fromm und gut, führe ihn mit weiser Hand durch dieses Lebens Klippen und lenke Du sein Loos zum rechten Ziele. — Wann endlich diese matten Augen brechen, — erbarme Dich dann meiner armen Seele! —

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Palermo.

III.

(Schluß.)

Gerne würde ich dem Leser von dem Feste der hl. Rosalia erzählen, das jährlich vom 11. — 15. Juli abgehalten wird; aber leider hätte ich noch zu lange in Palermo warten müssen, um es zu sehen. Glänzende Beleuchtung der Stadt, großartige Prozession, unnachahmliche Pracht der kirchlichen Festlichkeit, Triumphzug des kolossalen Wagens der Heiligen, der ein Dom im kleinen ist und dazu dann das heiterste und ausgelassenste Leben des Volkes, das sich an diesen Tagen der ungezwungensten Fröhlichkeit hingibt. Das Alles wäre dabei zu erleben und zu schildern. Die kirchliche Feierlichkeit wird in Italien stets zu einem lärmenden Volksfeste und für den oberflächlichen Betrachter tritt der religiöse Charakter fast ganz zurück.

Das Volk ist immer gutmüthig, solange es dem Augenblicke leben kann und nicht durch Verhältnisse, die sein Innerstes berühren, in Aufregung versetzt wird; dann aber stehen unter ihm tausend rasende Furien auf, die mit grenzenloser Wildheit alle Schranken der Menschlichkeit durchbrechen. Die neuere Geschichte von 1848 und 1860 hat schon Beispiele genug dazu geliefert; aber doch trauen wir kaum unseren Augen, wenn wir die Berichte von den greulichen Thaten lesen, die während der Cholerazeit im Jahre 1837 von der wahnsinnigen Menge vollführt wurden. Das Volk glaubte sich vergiftet und schonte in seiner Wuth weder Beamte noch Aerzte. Eines der bekanntesten und furchtbarsten Beispiele eines sizilianischen Wuthausbruches ist die sizilianische Vesper.

Das blonde Haupt des Königs Conradin war unter dem Beil des Anjou gefallen; aber die Anhänglichkeit der Sizilianer an die Hohenstaufen war damit noch nicht überwunden. Immer noch war ihnen die glänzende Zeit in Erinnerung, die sie unter der Regierung Friedrichs II. erlebt hatten, und der Eindruck jener gewaltigen und Alles gewinnenden Persönlichkeit ließ sich nicht so schnell aus den Gemüthern verwischen.

Die Franzosen hausten damals in dem eroberten Lande auf die rücksichtsloseste Weise, und um so ärger, als sie die Stimmung der Sizilianer kannten. Besonders Palermo war ergrimmt, daß seine alte Königsburg verwaist stehen, und daß die Zeit der Krönungen im Dome vorüber sein sollte. Die Franzosen nahmen was ihnen gefiel und trugen überall den größten Leichtsinn und die grenzenloseste Frechheit der Eroberer zur Schau. Besonders empörte das Aussaugungssystem, das die Sizilianer wenn sie nicht zahlen wollten, mit dem Rufe pagate, pagate paterini, — Zahlt ihr Ketzer — ins Gefängniß brachte. Aber die Rache für das vergossene Fürstenblut und für die Frevel auf der Insel bereitete sich im Stillen vor, und der Vertraute des Königs Friedrich, Johann von Procida, betrieb in aller Stille die Einleitung zum Aufstande.

Ehe aber noch der vorbereitete Schlag zur Ausführung kam, brach durch einen geringen Anlaß der längst verhaltene Grimm in helle Flammen aus und hielt einen fürchterlichen Triumphzug durch das herrliche Land.

Am dritten Ostertage 1282 zogen die Einwohner Palermos, wie es an diesem Tage Sitte war, Nachmittags hinaus zum kleinen Kirchlein zum heiligen Geist vor das Thor Montalto. Dort vergnügte man sich mit Gesang, Tanz und Lustbarkeit, und auch die zudringlichen Franzosen waren, wie immer, dabei. Eifersucht und Leidenschaft brachten das feuerige Blut der Palermitaner bald zur Wallung und als einer der französischen Herren sich einer jungen vornehmen Dame gegenüber verging und dieselbe, weil das Tragen von Messern verboten war, nach einem solchen durchsuchen wollte, da erhob sich plötzlich der Ruf: „Muoiano questi Francesi! Tod den Franzosen!" Der Verwegene fiel sogleich durch einen Dolchstich und von allen Seiten drang man jetzt auf die Verhaßten ein; diese setzten sich zur Wehre; Keiner blieb am Leben und auch Viele der rasenden Angreifer deckten die Wahlstatt.

Kaum hatte sich die Kunde von dem begonnenen Gemetzel in die Stadt verbreitet, als man dort ebenfalls an die gleiche blutige Arbeit ging. Eine furchtbare Vesper wurde gehalten, und unter dem Geläute der Glocken stürzte sich Alles auf die Franzosen. Ueberall wurde ihnen nachgespürt, und selbst von den Altären weg riß sie die rasende Menge. Diejenigen, welche sich verkleidet hatten und so zu flüchten gedachten, ließ man die für eine französische Zunge fast unaussprechlichen Worte: „Ceci e ciceri" sagen. Kaum hatten sich die Unglücklichen, denen die vielen Zischlaute das Aussprechen fast unmöglich machten, verrathen, so traf sie auch schon der tödtliche Stoß.

So fielen in Palermo in einer Nacht ungefähr 2000 Franzosen, und von dort zog dieser furchtbare Akt sizilianischer Rache über die Insel und hielt eine schreckliche Ernte unter den Räubern. Nur das kleine Städtchen Sperlinga zwischen Palermo und Catania im Innern der Insel gab ihnen Gnade und der Spruch kam auf: Quod Siculis placuit sola Sperlinga negavit.

Miscellen.

Berlin, 11. Jan. Am vorigen Sonntag hat die Ehefrau des Hausdieners Sch., welche sich schon wiederholentlich auf Anordnung der Polizei in öffentlichen Irrenhäusern befunden hatte, aus denselben aber entlassen worden, weil ihre Gemeingefährlichkeit ärztlich in Abrede gestellt war, ihre beiden Töchter von 7 und 3 Jahren ertränkt. Die Leiche des jüngsten Kindes wurde alsbald, die des älteren gestern gefunden. Die unglückliche Frau ist verhaftet, wird aber wohl nicht bestraft werden können.

(Ein Duell.) Am 7. d. fand in Berlin zwischen dem der österreichischen Gesandtschaft beigegebenen österreichischen Hauptmann, Baron Uexküll und dem Grafen Hohenthal, einem Bruder der Hofdame der Kronprinzessin, ein Duell statt, welches mit einer schweren Verwundung des Erstgenannten endete. Das Duell bildet im Augenblicke nicht blos seines Ausganges halber, sondern auch namentlich wegen seiner Veranlassung das Tagesgespräch. Es wird erzählt, daß der eine der Duellanten, Graf Uexküll in nahen Beziehungen zu der Hofdame der Frau Kronprinzessin, Gräfin Hohenthal gestanden habe, welche den Rücktritt der Comtesse aus ihrer Hofstellung bewirkten. Die weiteren Wendungen, welche das Verhältniß des Grafen Uexküll zur Gräfin Hohenthal nahmen, veranlaßten deren Bruder, den Grafen Hohenthal, jenen zur Rechenschaft zu ziehen. Es wird weiter erzählt, Graf Uexkull, der als der Geforderte den ersten Schuß hatte, habe in die Luft geschossen, während ihm sein Gegner seine Kugel in den Unterleib jagte. Die Vorgänge bei dem Zweikampf haben vielfach an das unglückliche Duell, welches zu Carouge bei Genf zwischen Ferdinand Lassalle und dem später verstorbenen Wallachen Janko v. Rackowitza stattfand, erinnert.

Meiningen, 7. Jan. Se. H. der Herzog hat der Schriftstellerin Frau Elise Polko zur Stärkung ihrer angegriffenen Gesundheit für die ersten Frühlingsmonate seine schöne Villa Carlotta am Comer-See zur Verfügung gestellt.

In Illyrien ist der Schneefall diesen Winter so bedeutend, wie er im ganzen Jahrhundert noch nicht gewesen. Die Klagenfurter Ztg. sagt: Das ganze Gitschthal bietet das Bild einer Schneewüste, in der nur die hervorragendsten Rauchfänge und Giebel der Häuser uns an das Dasein von Menschen erinnern. Hoch über alle Feldzäune hinweg führen die nur nothdürftig ausgehobenen Schneewege, und Niemand, den nicht dringende Geschäfte zwingen, wagt sich auf diese lockeren und tiefen Schneebahnen hinaus. Das Verkehrsleben ist völlig erstorben. Der Schnee hat in den Niederungen eine Höhe von acht Wiener Fuß erreicht und liegt bei den auf den Höhen situirten Ortschaften bis zehn Wiener Fuß aufgehäuft. Viele Gebäude sind unter der Last dieser gewaltigen Schneemassen eingestürzt, und die Verwüstungen, die dieselben in den Forsten, Hochwaldungen und Alpen verursacht haben, werden sich erst im Frühjahre ermessen lassen. Auch auf die Wildbahn wird dieser strenge Winter einen großen Rückschlag ausüben; Rehe, sogar Gemsen flüchteten sich zu den Wohnungen der Menschen und wurden mit leichter Mühe eingefangen.

Das Adreßbuch von London für das Jahr 1870 ist 2364 Seiten stark und enthält die Namen aller Bewohner der Stadt; am stärksten vertreten sind dabei die Familien Smith, welche 1600 Mitglieder zählt. Unter den 53 vollständig neuen Gewerben befindet sich ein „luftdichter Kistenmacher" und ein „frischer Wursthauthändler."

Eine tolle Tanzwette ist kürzlich in einem Tanzsaale zu Pittsburg, Vereinigte Staaten, zum Austrag gekommen. Der Besitzer des Vergnügungslocales hatte nämlich einen werthvollen goldenen Ring als Preis für diejenige Tänzerin ausgesetzt, die am längsten „walzen" würde. Zwölf Paare meldeten sich zu dem Preistanze, und um 12 Uhr begann das Orchester mit dem „Kußwalzer". Nach Verlauf von 20 Minuten traten vier Paare erschöpft aus dem Kreise und ließen die Uebrigen den wirbelnden Tanz fortsetzen. Eine Stunde später gaben fünf andere Paare erschöpft den Welttanz auf, und nach Verlauf einer weiteren Stunde behaupteten nur noch zwei Paare den Tanzplatz. Am Ende der vierten Stunde wurden die Musikanten schwach; von den Fingern der Violinisten tröpfelte das Blut nieder, aber es wurde fortgespielt und fortgewalzt. Beim Anbruche der fünften Stunde wollten einige der Anwesenden dem tollen, selbstmörderischen Tanz ein Ende machen, ihr Dazwischentreten blieb indeß erfolglos. Nachdem fünf volle Stunden verflossen, fiel eine der Tänzerinnen ohnmächtig zu Boden, welchem Beispiele ihr Tänzer folgte, und unter Jubelgeheule wurde dem das Feld behauptenden Paare der Preis zuerkannt. Den beiden letzten Tänzerpaaren kam aber der Spaß theuer zu stehen. Die Mädchen waren dem Tode näher als dem Leben, die Schuhe mußten ihnen von den Füßen geschnitten werden, denn letztere waren bis zur Unnatürlichkeit geschwollen. Die jungen Leute wurden in bewußtlosem Zustande nach Hause getragen und dürften ihre Thorheit mit dem Leben büßen. Auch die Musikanten litten fürchterlich und schwuren, nie wieder einem terpsichorischen Wettstreite aufzuspielen.

---

* Der Schatzheewer.

Letscht, Owend's, kumm ich noochem Disch
'enab in's Vetter Fritze,
Unn wie's do halt gewöhnlich isch,
Mer bleibt beisamme sitze.
Die alt Vas Josebee verzählt
Uns hübsche, schöne Sache:
„'s hott Mancher schunn sei' Glück verfehlt,
Dorch pures Lärmemache!
Wu Mitternacht's e' Feuer brennt,
Liegt Gold unn Silwer unne;
Doch wammer laut e' Name nennt,
Isch Alles gleich verschwunne.
Mer duckelt hie, daß Keen's was wäß
Unn spreed sein Mantel drüwer;
Nod sinn die Kohle nimmi heeß
Unn lauter gold'ne Schliwer!
Dös hott schunn Viele reich gemacht,
Wer soen Schatz gefunne."

Ich horch — do schlägt es Mitternacht
Am Kerchedhorn do drunne.
„Was," sag ich, isch's um deere Zeit?
Jetzt muß ich awer häme.
E' g'genehme Ruh, ihr Leut,
Unn dhud nix Böses träme!"
Im Haus do guck ich noochem Vieh,
Verriegel Stall unn Scheuer,
Unn wie ich kumm vor's Gärtel hin,
Brennt richtig drinn e' Feuer.
Die Gluth sieht werklich grad so aus,
Als wärens gold'ne Schliwer;
Ich hol de' Mantel dabber raus
Unn spräen sachte drüwer.
Unn bouf — do geht er a' unn brennt
Mit lichte, helle Flamme.
Mei' Bawett sieht's unn kummt gerennt
Unn schlägt die Händ zusamme,
„Um Gottes Wille", sagt se, „Paul,
Was muß ich dann erleewe!"
„O", sag ich, „halt doch norre 's Maul,
Den Schatz do wollt ich heewe."
Sie holt de' Mantel raus und guckt,
Do war er wie e' Lumpe.
„Na", sagt se, „Du bischt werklich g'schuckt,
Isch dös der goldig Klumpe?
E' Schatz, — was fallt der norre bei,
Es sinn jo heeße Kohle!"
„Na", sag ich, „so e' Hexerei'
Soll doch der Deuwel hole!"

Bruchmühlbach **Max.**

Auflösung der Charade in Nr. 3.

Heugabel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 7. Speyer, Dienstag, den 18. Januar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von **Leander v. Nußdorf.**

(Fortsetzung.)

5.

Wir müssen hier unsere Erzählung auf einige Augenblicke unterbrechen, um die Leser mit dem Character des Kaisers Konrad II., des Salier's geheißen, von welchem das Schicksal unserer beiden Liebenden abhing, so wie mit demjenigen seiner edeln Lebensgefährtin, etwas näher bekannt zu machen. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann, der herablassend, gütig, tapfer und streng im Gerichte, dabei andächtig, mit einem durchdringenden Verstande begabt und für des Reiches Wohl unermüdet thätig gewesen sei. Er stammte aus dem Geschlechte der rheinfränkischen Herzoge, wurde im Jahre 1024 an den Ufern des Rheines durch die deutschen Völkerstämme zum Regenten erwählt und nach Verlauf weniger Jahre ward seine Weisheit so allgemein im Reiche anerkannt, daß Jedermann laut behauptete, er sei durch seine Weise zu regieren wieder auf die Spur Karls des Großen gekommen. Seine Gattin Gisela, dem Stamme des eben genannten deutschen Kaisers entsprossen, war ihres erhabenen Gemahles würdig, denn gleich ausgezeichnet durch seltene Klugheit, sowie durch Tugend und Herzensgüte, ragte sie über alle Frauen ihrer Zeit hervor und übte zugleich durch weisen, verständigen Rath auf ihren Eheherrn eine gewisse Macht und gar oft wohlthätigen Einfluß aus. Beider einziges Töchterlein, Mathilde, wird hingegen von Augenzeugen als ein Muster von Schönheit und Liebenswürdigkeit jeder Art geschildert, welches letztere auch, unter der sorgsamen Pflege und Bildung einer solchen vortrefflichen Mutter nicht anders zu erwarten stand.

Rastlos war Konrad II. seit seinem Regierungsantritte im deutschen Lande umhergezogen, stets bemüht, die unter seinem schwachen Vorgänger eingerissenen Unordnungen abzustellen, das Reich im Innern zu kräftigen, nach Außen zu sichern und in jeder Hinsicht dessen Bestes zu fördern. Auch Italien hatte er bereits besucht, theils um sich die Kaiserkrone nebst der eisernen daselbst zu holen, theils um das lombardische Königreich sich zu sichern, sowie auch die inneren Spaltungen und Zerwürfnisse dieses schönen Landes beizulegen und zu ordnen. Abermals riefen die Unruhen und Unordnungen in Italien den Kaiser dahin und diesmal hauptsächlich nach Mailand, auf welchem Zuge Heinrich seinen Gebieter begleiten mußte, was ihm derselbe am Morgen nach der obigen nächtlichen Unterredung mit Wulf ankündigte. Halb taumelnd vor Schrecken ob dieser unerwarteten betrübenden Nachricht, verließ Heinrich seines Herrn Gemach und fand erst seine Besinnung in den bei der kaiserlichen Pfalz zu Ingelheim befindlichen Gärten wieder. Der Schmerz, sich von Mathilden trennen zu müssen, überwältigte ihn gänzlich und wiewohl er sich fest vorgenommen hatte, männlich gegen das herbe Geschick anzukämpfen, so war dennoch der ersten Liebe Gewalt stärker und mächtiger in ihm, als der früher gefaßte gute Vorsatz. Bald stand er nachsinnend still, bald irrte er in sichtbarer innerer Zerrüttung in den Laubgängen der Anlagen umher, Trost und Beruhigung, so wie auch Kühlung für sein wundes, mächtig pochendes Herz suchend. —

Siehe da trat ihm plötzlich Mathilde mit süßem Liebreiz entgegen; sie blickte ihn, seines unruhigen Wesens halber, erstaunt und erschrocken an, wobei ihr die Worte entfuhren: Heinrich, was stürmest Du in Unruh' hin und her? Sprich, was ist geschehen, das Dich so ängstlich umtreibt?

Da klagte er ihr das traurige Verhängniß, daß er ihren Vater auf der Fahrt nach Italien begleiten müsse und sie nun getrennt werden würden. Dich, rief er von tiefem Schmerz gepreßt aus, mache ich unglücklich durch meine thörichte Leidenschaft und ich selbst renne unwiderbringlich in mein eigenes Verderben! — O vergib mir, meine Mathilde, daß ich Dir die Ruhe des Lebens geraubt! —

Ueberrascht von dieser unvermutheten Nachricht, stand die holde Jungfrau anfangs still und regungslos da; auf einen Augenblick scheuchte solch' betrübte Botschaft das blühende Roth von den Wangen derselben und ein Blick nach Oben schien zu fragen: warum diese Prüfung, wozu solcher Schmerz und diese herbe Trennung? — Jedoch schnell war sie wieder beruhigt und gefaßt; die Bestürzung wich, die Wangen rötheten sich aufs neue und voll frommer Hoffnung

sank sie an Heinrichs Brust, hob dann in seliger Begeisterung ihre Augen zum Himmel und rief mit kindlichem Gottvertrauen: nein, Vater in der Höhe, das willst du nicht, das kannst du ja als Vater nicht wollen! Darauf wand sie sich aus des Geliebten Armen, sah ihn mit unverwandtem durchdringenden Blicke an und von ihren Lippen tönten die hoffnungsvollen und tröstenden Worte: Heinrich, ich sehe im Geiste schon, wie Alles sich mit uns entwickeln wird. Mag uns auch jetzt die Trennung dräuen und schmerzen, auf Jahre lang vielleicht, o glaube zuverlässig, Maria die Heilige, schützt die reine treue Liebe, sie kann nicht untergehen! Darum laß uns das Vertrauen nicht verlieren, laß uns, wenn auch durch Raum und Zeit geschieden, die Liebe bewahren und die Treue halten, so wird dann unser Herz beruhigt und unsere schönsten Hoffnungen krönt doch zuletzt noch der Allliebende. Ich bleibe Dir treu und halte was ich gelobt und sollte ich auch in eines Klosters einsamen Mauern büßen müssen. Darum ermanne Dich, — vertraue mir — und hoffe zuversichtlich auf den Beistand unseres Gottes!

So trittst Du doch, Mathilde, wenn alle meine Hoffnung hingeschwunden, wenn das Zerwürfniß meines Innern, so wie die Qual der Schuld mich in den finstern Abgrund der Verzweiflung zu stürzen drohen, jederzeit als Retterin und als versöhnender Engel mir entgegen! Du gießest Hoffnungsbalsam in mein Herz, ich fühle mich beruhigt und erquickt. Wohlan denn, ich will Dir folgen und vertrauen, will das Geschick geduldig, männlich tragen, bis Gott es anders füget. Jedoch bedenke, Du bist des mächtigen Herrscher's Tochter und ich, — ein armer Elternloser, daher ich Dich Deiner Zusage entbinde, sobald es die Ruhe Deines guten Vaters, sowie der Segen Deiner liebevollen Mutter, ja vielleicht — das Wohl und Glück des Vaterlandes erheischt! —

Heinrich zog bei diesen Worten eine goldene Kette unter dem Koller hervor und fuhr in sichtbarer Bewegung fort: siehe, liebes theueres Wesen, kennst Du diese Kette, reinen lautern Goldes, die ich von Dir bei'm ersten Kuß erhielt? Sie fesselt mich an Dich, ach, ein schmerzlichsüßes liebes Band! — Doch, ich zerreiße nun dieselbe, gebe Dir die eine Hälfte hin und nur dann, wann Gott es gnädig leitet, wann wir einst glücklich und vereint sein können, so füge ich wieder ein Theil der Ringe dieser Kette zu dem andern, als Zeichen des erneuten, dann aber auf ewig geschlossenen Bundes! —

Ich glaubte, Heinrich, dies Geschmeide sei bereits das Unterpfand gewesen unseres ewigen Bundes; jedoch, weil Du dies äußere Band gelöset, so will ich Dir bewähren, daß mein Herz viel stärker ist, als dieses Goldes Kraft, ja daß die Hoffnung tief in meinem Innern wurzelt und durch nichts erschüttert werden kann. Ich glaube zuversichtlich an die schönere Gestaltung unseres Looses, dies Gold wird sich zu einer Kette wieder fügen und unser Glück dann frisch erblühen und gedeihen. Darum verbanne jede Sorge aus Deinem Herzen und traue fest auf Gott und unsere Liebe.

Sie hörten nahe Tritte und Mathilde floh, gleich einem gescheuchten Rehe, den Gang hinab, Heinrich aber traf nach einigen Schritten auf Barnaba, des Kaisers geheimen Schreiber.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Von Palermo nach Girgenti.

Räuberwesen, Trinkgelder, Sicilianische Mundart, Lombarden und Albanesen, Wasserarmuth, Anbau des Landes, Mittel zur Hebung Siciliens, eine Binnenstadt, Schwefelgewinnung, Girgenti.

In einem Caffeehause zu Palermo hatten wir einen höheren Offizier kennen gelernt, der Deutsch sprach und uns über Verschiedenes Auskunft gab. Der Mann war ein Venetianer, hatte in der österreichischen Armee gedient, war im Jahre 1848 zu seinen Landsleuten übergegangen und hatte später in der Türkei Dienst genommen. Als die Bewegungen in Italien wieder begannen, war er zurückgekehrt und hatte es bereits zu einer höheren Würde gebracht.

Mit großer Freundlichkeit erzählte er uns aus seinem Leben und von den inneren Verhältnissen Italiens; über die Sicherheitszustände Siciliens befragt, warnte er uns vor übertriebener Sorglosigkeit, aber auch vor all zu großer Aengstlichkeit; man dürfe nie die nöthige Vorsicht außer Acht lassen, dann aber habe man als Fremder auch sehr wenig zu fürchten. Die Raubanfälle werden in der Regel auf die Eingebornen selbst gemacht, von denen man weiß, daß sie bei dieser oder jener Gelegenheit viel Geld bei sich tragen. Sie werden dann abgefangen und gegen ein Lösegeld wieder frei gegeben. Vor Allem sollten wir uns mit Waffen versehen, denn wir könnten überzeugt sein, daß auch in Palermo Niemand ausginge, ohne eine solche Vorsichtsmaßregel. Wir bemerkten auch während unserer Fahrt durch die Insel, daß die Mitreisenden ebenfalls bewaffnet waren. Da ein eigener Wagen, wenn auch nicht viel kostspieliger, doch weniger Sicherheit geboten hätte, als die Benützung der Post, so wählten wir dieses letztere Beförderungsmittel und fuhren eines Abends zu den Straßen von Palermo hinaus. Von der herrlichsten Witterung begünstigt, ging es durch die Stadt und die leuchtende Landschaft. Gleich hinter der Stadt hatten sich zwei berittene Gendarmen zu uns gesellt und begleiteten uns die Nacht hindurch; denn die Gegend, welche wir durchfuhren, gehört nicht zu den sichersten, und Misilmeri, der nächste größere Ort, war berüchtigt wegen des Gesindels, das sich dort barg.

Die Fahrt während der Nacht bildet eine der unangenehmsten Reiseerinnerungen. Eng zusammengepackt, saßen wir in dem Wagen, und von Schlaf war kaum die Rede. Fast bereuten wir, daß wir

vom ursprünglichen Plane, einen eigenen Wagen zu nehmen, abgegangen waren. Stets wurde, nachdem einige Stunden ununterbrochen gefahren waren, Halt gemacht und Kutscher und Pferde gewechselt. Dabei war jeder Reisende, wie auf der uns eingehändigten Quittung über das Fahrgeld ausdrücklich bemerkt war, verpflichtet, dem Kutscher auf jeder Station 25 Centimes Trinkgeld zu geben. Sobald der Kutscher seine Pferde ausgespannt hatte und nun ein Anderer an seine Stelle trat, ging er bei den Reisenden umher, um die buona mano oder bottiglia zu verlangen. Als es Tag wurde, kamen wir in Lercara an, wo sich die Straße nach Catania abzweigt. Hier verließ uns die bewaffnete Macht und auch der nach Catania fahrende Wagen. Dieser berührt bei dieser Fahrt Castro Giovanni, das alte Enna, wohin die Sage den Raub der Proserpina durch Pluto verlegt. Gerne hätten wir auch diese merkwürdige Stätte besucht; aber man kann eben nicht Alles besuchen und sehen.

Die militärische Besetzung der wichtigsten Punkte der Straße hatte ebenfalls von Lercara an ein Ende. Man hat nämlich die Truppen fast über die ganze Insel zerstreut und sich dabei besonders der zuverläßigen Lombarden und Norditaliener bedient, während man die einheimischen Truppen wegen ihres offenkundigen Widerwillens gegen die Conscription möglichst weit von ihrer Heimath weg schickt.

Die Unterhaltung mit unserer Gesellschaft war unterdessen eine sehr geringe. Es waren lauter Bürger aus Palermo, Unternehmer, Kaufleute, und wer sonst Geschäfte halber in das Innern reisen mußte. Denn der Italiener reist nicht viel und eigentlich nur, wenn er muß. Die Leute sprachen unter sich sehr viel, waren auch gegen uns Fremde, wie der Sicilianer überhaupt, sehr freundlich und boten uns von ihren mitgenommenen Mundvorräthen an. Mit gewohnter Neugier stellten sie Fragen mancherlei Art. Aber die Unterhaltung war doch zu sehr beschränkt durch den sizilianischen Dialekt, an den unsere Ohren noch gar nicht gewöhnt waren. Immer aber konnte ich verstehen, daß auch bei diesen Leuten die allgemeine Unzufriedenheit mit den Zuständen tiefe Wurzeln geschlagen und eine bittere Verstimmung gegen die Regierung hervorgerufen hatte.

Die sicilianische Sprache war die erste italienische Mundart, in welcher unter der freigebigen Begünstigung Friedrichs II. geschrieben und gedichtet wurde; Dante sagt uns, daß Alles, was in dem italienischen Volgare, der Volkssprache, gedichtet worden sei, damals sicilianisch genannt wurde. Später freilich überflügelte, durch die Verhältnisse begünstigt, die weichere und freundlicher klingende toscanische Mundart die rauhe Sprache der Berginsel; aber doch behauptet der Sicilianer, daß seine Mundart die Mutter aller andern italienischen Dialekte sei.

Der sicilianische Dialekt ist rauh und hat sehr viele dunkle Töne. So sagt die toscanische Sprache:
Il cielo é chiaro, dagegen der Sicilianer:
Lu celu é chiaru.

Die Volkspoesie wurde in Sicilien von jeher gepflegt und steht auch gegenwärtig noch in frischer Blüthe. Dieses Volk hat ein ganz besonderes Talent für die Improvisation, und die Trovatori, die Liedfinder des Mittelalters, sind bei ihm noch nicht ausgestorben, sondern reimen und dichten heute noch mit vollster Freiheit und Laune.

Durch die Eindrücke dieses merkwürdigen Landes begünstigt, tauchen noch täglich aus dem Volksleben neue Dichter auf, die oft in den untersten Ständen zu Hause sind und Freud und Leid des Volkes in ihrem Liede darstellen. Als Sprachenprobe und als Muster für den Geist der Dichtung möge folgendes sicilianische Volkslied hier Platz finden.

Acula, vai vulannu mari, mari,
Spetta, quantu ti dicu dui palori,
Quantu ti scippu tri pinni d'ali,
Micci fazzu 'na littra a lu mé beni;
Tutta di saugu la vogghiu lavari,
E ppi sigillu ci metta lo cori;
Quannu la littra è spidduta di fari,
Acula, porticcilla a lu mé beni!

Im Deutschen würde dieses etwa heißen:

„Adler, der du fliegest weit über die Meere, warte: zwei Worte will ich dir sagen; drei Federn will ich dir nehmen aus deinem Flügel, und damit schreibe ich mir einen Brief an meine Liebe. Ganz mit Blut will ich ihn benetzen, und als Siegel setze ich mein Herz darauf. Wenn der Brief gefertigt ist, so trage ihn, Adler, an meine Liebe."

Außer dem eigentlichen sicilianischen Dialekte werden noch zwei, gänzlich davon getrennte Sprachen auf der Insel gesprochen.

Die Normannen nahmen nämlich bei der Eroberung eine Schaar Longobarden von Benevent, dem früheren Hauptsitz der Longobardenherrschaft in Süditalien mit nach Sicilien und siedelten sie dort an. Gegenwärtig noch wohnen sie, etwa 50,000 an der Zahl, im Innern, besonders in der Gegend der Stadt Piazza. Ihre Sprache, aus dem lateinischen und der germanischen Mundart der Longobarden entstanden, weicht sehr stark vom Sicilianischen ab und ist daher für die übrigen Sicilianer so gut wie unverständlich. Sie selbst nennen sich Lumbarden, und am reinsten soll ihre Mundart in San Fratello gesprochen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Landau, 14. Jan. In heutiger Stadtrathssitzung nahm Herr Bürgermeister Dr. Eichborn, nach Erschöpfung der Tagesordnung, Veranlassung den anwesenden Mitgliedern des Collegiums nachstehende Eingangsworte eines Berichtes „über die IV. Wanderversammlung der Pollichia in Landau" welcher in der „Palatina" vom 8. Januar erschienen ist, mitzutheilen:

Am 29. Dec. vor. Js. versammelte sich ein zahlreiches Publikum im Theatersaale, um die durch das Programm angekündigten Vorträge zu hören. Wir betonen, daß das Pu-

blikum ein zahlreiches war, weil verschiedene Umstände zusammenwirkten, welche für den Besuch nicht gerade günstig sein konnten. So hatte man von einer Seite es durchaus nicht für unpassend gehalten, auf den Versammlungstag ein großes Treibjagen zu veranstalten, nachdem doch schon seit Wochen alle Vorkehrungen zur Abhaltung der Versammlung getroffen worden waren, und daher Unwissenheit kaum vorgeschützt werden konnte. Kommt nun ein solch rücksichtsloses Vorgehen gegen die Bestrebungen einer Gesellschaft, die wirklich kein Opfer scheut, um wissenschaftlichen Sinn in der Pfalz zu wecken und zu nähren, von Männern, die in der städtischen Vertretung eine hervorragende Stellung einnehmen oder gar durch naturwissenschaftliche Bildung befähigt sein sollten, den Werth solcher Versammlungen zu erkennen, so muß man sich in der That wundern, daß solchem Beispiele zuwider die Vorträge dennoch zahlreich besucht wurden. Allerdings hatten auch einige Landauer Herren die Anordnungen mit der größten Umsicht und dem größten Eifer in die Hände genommen; der Saal selbst war aufs Schönste mit Pflanzen geschmückt und nichts war verabsäumt worden, was den Erfolg sichern konnte."

Zur Beurtheilung dieses Berichtes theilte Hr. Bürgermeister mit, daß er vom Ausschuß der Pollichia weder schriftlich noch mündlich um Ueberlassung des Theatersaales ersucht worden sei; ebensowenig sei er persönlich zur Theilnahme an der Versammlung eingeladen worden. Die Nachricht, daß die Wanderversammlung hier abgehalten wird, habe er zuerst in den Zeitungen gelesen. Erst am 26. December, also 3 Tage vor Abhaltung der Versammlung, erhielt er wie noch viele Andere eine gedruckte Karte, womit er auf die IV. Wanderversammlung der Pollichia aufmerksam gemacht worden — und am 27. Dec. wurde das schriftliche Ansuchen an das Bürgermeisteramt gestellt, die Mitglieder des Stadtrathes zur Theilnahme an der Versammlung einzuladen, welchem Ansuchen auch sofort entsprochen worden ist. Wenn er rechtzeitig und in geeigneter Weise zur fraglichen Versammlung eingeladen worden wäre, würde er nicht verfehlt haben, das anberaumt gewesene Treibjagen wieder abzubestellen.

Ueber das Vorschreiten der Arbeiten an dem National-Denkmal für König Max II., dessen Herstellung bekanntlich Hrn. Zumbusch in **München** übertragen ist, entnehmen wir der Bayer. Landesz. folgende Notiz: Der Künstler ist eben mit der Durchbildung der zweiten der vier allegorischen Gestalten beschäftigt, welche die „Gerechtigkeit" darstellt, eine Erscheinung voll des tiefsten Ernstes, in faltige Gewänder gehüllt, das Gesetzbuch in der Linken, das Schwert in der Rechten. Nebenan wird eben die 15 Fuß hohe Hauptfigur des Denkmals, die des gefeierten und unvergeßlichen Fürsten, aufgebaut. Die dritte allegorische Figur harrt ihrer Vollendung, während die erste bereits in die k. Erzgießerei abgeliefert wird, woselbst man eben mit der Herstellung der Gußform beschäftigt ist. Die Statue des Königs wird zuverlässig im Laufe des kommenden Sommers in die Erzgießerei abgeliefert werden können, so daß an der Einhaltung des Termins zur Vollendung des ganzen Denkmals nicht zu zweifeln ist.

Aus **Trier**, 5. Jan., wird berichtet: „Auf dem diesseits Pallien zwischen der Staatsstraße und dem Leinpfad gelegenen Terrain, wo in den letzten Monaten das Material für die Herstellung der neuen Chausseestrecke und des Planums der Bahn entnommen wurde, hat man bereits gegen 25 steinerne römische Leichensärge aufgefunden. Die Richtung und die Tiefe, in welcher die Särge liegen, wechselt. Alle sind mit einem nach oben abgeschrägten schweren steinernen Deckel geschlossen, der jedoch nicht fest anschließt, sondern dem Lehm und Sand Eingang gestattete. Auf diese Weise liegen die Skelette alle mehr oder weniger hoch in durch Wasser hineingespültem Erdreich. Heute Nachmittag wurden nun wieder zwei solcher Särge geöffnet. In dem einen lag ein männliches Skelett ganz unter lehmiger Sandschichte. Der Schädel enthielt vollständige, gesunde Zahnreihen. Gegen die Mitte stand links vom Skelette im Sarge eine wohlerhaltene gläserne Urne und an der rechten Kopfseite das wohlerhaltene, genaue Gegenstück einer Urne. In dem zweiten, nur etwa 12 Schritte davon entfernten Sarge fand sich ein weibliches Skelett, dessen mit lückenhaften Zahnreihen versehener Schädel ziemlich weit über die Erdschichte hervorlugte. Zu den Füßen standen eine wohlerhaltene Urne, genau von der Form und Größe der im anderen Sarge gefundenen, ferner ein etwa ²/₅ Fuß hohes, ebenfalls wohlerhaltenes Glas von Becherform und eine noch etwas höhere zweihenkelige gläserne Urne, in welcher noch ein ziemliches Quantum einer gelbbraunen öhlichten Flüssigkeit war. In beiden Särgen lag das Skelett mit dem Kopfe nach Süden gerichtet. Außer den Steinsärgen wurden auch mehrfach die Ueberreste von gefaulten römischen Holzsärgen aufgefunden, indem man mit Skeletten auch eiserne Nägel, Holzreste und Thongefäße antraf."

(**Ueberschwemmung.**) Wie der Temesvarer Ztg. geschrieben wird, steht gegenwärtig beinahe das ganze Militärgrenzgebiet unter Wasser. Die Hochfluthen der Save haben an mehreren Stellen die Dämme durchbrochen, die Passavina in ein förmliches Meer verwandelt. Soviel bis jetzt bekannt, sind Stitar, Ottok und noch mehrere kleine Ortschaften vollständig unter Wasser. Die Brücken über die Bossuth und Bresnica sind zerstört und durch die Ueberschwemmung der schönen Forste der Militärgrenze nahezu an 400 Arbeiter momentan brodlos geworden. Die Regimentscommandanten haben natürlich Alles, was Hände und Füße hat, zur Rettung aufgeboten, allein bei der Schnelligkeit, mit der das Wasser um sich greift, ist wenig Hoffnung auf ersprießliche Hilfeleistung vorhanden.

Im Terpentinöl scheint nun ein sicheres Gegengift gegen den Phosphor gefunden zu sein. Nachdem schon mehrere Fälle von erfolgreicher Anwendung dieses überall leicht zur Hand zu habenden Stoffes bekannt geworden war (u. a. wurde den Arbeitern, die mit Phosphor zu hantiren haben, schon früher empfohlen, mit Terpentinöl gefüllte Kapseln auf der Brust zu tragen, um sich vor den schädlichen Einflüssen ihres Arbeitsmaterials zu schützen), lesen wir jetzt in wissenschaftlichen Zeitschriften eine ausführliche Darstellung der Heilung, die an einer mit dem Phosphor von 200 Zündhölzern vergifteten Frau vermittels Anwendung des genannten Gegengiftes erzielt wurde. Die sonst als milderndes Mittel bei Vergiftungen gebrauchte Milch wirkt bei Phosphor-Vergiftungen nur schädlich, da sie vermöge ihres Fettgehaltes die Resorption des im Fett leicht löslichen Phosphors erleichtert.

Den klimatischen Einfluß der Wälder gewahrt man auch bereits in **Australien**. Im District Ballarat hat man die Beobachtung gemacht, daß gerade seitdem die Entwaldung im Großen betrieben wurde, vom Jahre 1863—68 in regelmäßiger Abnahme der Regenfall sich von 37.27 Zoll auf 14.23 Zoll vermindert hat. Die Regierung hat in Folge dessen einen Inspector der Staatsforsten ernannt, dessen Amt es sein wird, die muthwillige Ausrottung der Wälder abzuwenden und in verschiedenen Theilen der Colonieen Pflanzungen und junge Culturen anzulegen.

* Räthsel.

Mit w ein liebliches Getränk,
Dem Winzer Dank für sein Geschenk;
Mit l ist es ein Möbel immer
Und steht es auch im Puppenzimmer;
Mit b ein Theil von dem mit l, —
Nun wer erräth dies Räthsel schnell?

Auflösung des Anagramms in No. 4:
Wiege, ewig.
Auflösung des Räthsels in No. 5:
Rittmeister.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 8. Speyer, Donnerstag, den 20. Januar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

6.

Barnaba war eine boshafte verschmitzte Creatur, ein Lombarde, sein Vaterland, sowie die Denkungsart der Bewohner desselben nicht verleugnend, dem Salier jedoch sehr viel werth, ja in mancher Hinsicht gleichsam *unentbehrlich*, seiner Brauchbarkeit und Geschicklichkeit in Abfassung von Schriften, besonders aber seiner Gewandtheit bei Unterhandlungen wegen. Seinen heimtückischen Character wußte er aber bei seinem Herrn schlau zu verbergen, sowie auch seine *manchmal* geahnten oder halb entdeckten Schleichwege und Ränke geschickt zu bemänteln. Dieser Mensch war nun ebenfalls in Liebe zu Mathilden entbrannt, allein er fand, wie leicht zu denken, kein Gehör und dachte deshalb nur auf Racheplane. Wie erwünscht kam ihm daher der Zufall, das liebende Pärchen im Garten auseinander gescheucht zu haben! — Hatte er sie gleich nicht beisammen kosend erblickt, so waren doch beide in demselben Laubgange gewesen und dies war für Barnaba's Hinterlist und Bosheit schon hinreichend, bei schicklicher Gelegenheit wenigstens giftigen Argwohn auszustreuen.

Ist das, rief der Schlaue dem Edeldiener entgegen, der nachdenkend und sinnend einherschritt, ist das auch ein Gesicht nach so angenehmer Zusammenkunft? —

Heinrich schrack bei dieser Anrede heftig zusammen, er faßte sich jedoch sogleich wieder und fragte verwundert: Von welchem Zusammentreffen sprichst Du denn eigentlich? Wahrscheintlich von dem unsrigen, denn es ist ja Niemand sonst im Garten.

Täuschten mich meine Augen nicht, war die Antwort, so sah ich eben ein schmuckes Dirnchen hier in die andern Gänge durch das Gebüsche schweben. Jedoch, warum erröthest Du, mein Freund? Du ziehst ja auch mit in mein Heimathland und dort, Lieber, gibt es Mädchen, blühende und reizende, die Menge, darum wolltest Du vermuthlich den deutschen Schönen hier Valet noch sagen und Deine Herzgeliebte vor dem Abschied nochmals treffen. Sei nur getrost Freundchen, denn die Lombardei wird in dieser Hinsicht reichlich Dir ersetzen, was in der Heimath Du zurückgelassen.

Heinrich antwortete hierauf nichts, sondern er schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf und entfernte sich schweigend aus dem Garten mit Barnaba. Dieser hatte indessen genug gesehen und freute sich heimlich seiner Entdeckung, denn ein weites und erwünschtes Feld der Ränke der Bosheit lag nun vor ihm ausgebreitet.

Es war nicht Konrads II. Gewohnheit, da wo es galt, lange auf sich warten zu lassen, auch waren die Anstalten zur Reise nach Italien schnell getroffen und bald ging es den Rhein aufwärts, nachdem er vorher seiner treuen Gisela beim Abschiede eine besondere Aufsicht und genaue Sorgfalt für ihr täglich schöner und herrlicher erblühendes Töchterlein Mathilde, zur strengsten Pflicht gemacht hatte. Heinrich war, seit dem Zusammentreffen im Garten der Ingelheimer Pfalz, seiner Holden nicht wieder begegnet, so viele Mühe sich auch beide deshalb gegeben hatten. Das Stück der zerrissenen goldenen Kette bewahrte jener jedoch sorgfältig auf der treuen Brust, zum Zeichen sowohl der Trennung, als auch zugleich der feierlichen gegenseitigen Zusage und der frohen Hoffnung. In sich gekehrt und nur seiner Liebe gedenkend, folgte er seines Gebieters Zug; die lachenden Fluren und Ufer des deutschen Rheines sprachen ihn nicht an, weil sein eigenes Vaterland ihm unbekannt gewesen und nichts konnte ihn erfreuen, weil sein Herz getheilt und dessen größere Hälfte am kaiserlichen Hofe geblieben war.

Frommer Sitte und eigenem Bedürfnisse genügend, verweilte der Kaiser einige Tage in Speyer, aus Veranlassung eines daselbst auf seiner Durchreise gefeierten hohen Kirchenfestes, bei welcher Gelegenheit der dortige Domdechant den Edeldiener Heinrich bei sich beherbergte, indem dessen freundliches, offenes und liebreiches Betragen einen solchen Eindruck auf den biederen Prälaten gemacht hatte, daß er es sich aus einem unbekannten Drange nicht versagen konnte, seinen kaiserlichen Herrn inständig um solche Gunstbezeugung zu bitten. Die schwermüthige Stimmung Heinrich's am ersten Abende fiel dem hohen Geistlichen auf, daher er bei ihm, in traulicher Stunde,

nach der Ursache derselben forschte, allein seine Neugierde ward nicht vollständig befriedigt, indem ihm Heinrich aus seinen Lebensschicksalen in Kürze nur Folgendes mittheilte: Vater und Mutter wären ihm unbekannt; er sei als Elternloser an des schwäbischen Herzogs Hofe erzogen worden; daselbst hätte ihn der Kaiser vor einigen Jahren bei einem Besuche bemerkt, er habe Gnade in dessen Augen gefunden, so daß er sogar den Herzog ersucht hätte, ihn mit sich nehmen zu dürfen, was auch geschehen sei. Seitdem, so schloß Heinrich mit einem schweren Seufzer seine Erzählung, bin ich am Hofe jenes Kaisers, der, nächst Gott, mein größter Wohlthäter ist; ich kenne also weder Vater noch Mutter und besitze nur die Gnade meines gütigen Gebieters, sowie mein Herz voll Liebe und Ehrfurcht gegen ihn, die ich durch treue Dienste offenbare.

Stumm und staunend hörte der Dechant diesen kurzen Bericht an, sonderbare Gefühle und Ahnungen bemächtigten sich seiner, daher er seine Hände segnend auf Heinrichs Scheitel legte und dabei gerührt und feierlich sprach: bleibe fromm, mein Sohn, bleibe treu und gut, der Himmel wird Dir sicher lohnen, denn auch der Elternlosen Weg und Schicksal lenkt der Herr mit Weisheit und mit Güte! — Der Jüngling fühlte sich überhaupt, während seines Aufenthaltes in Speyer, ebenfalls innig zu dem Greise hingezogen.

Die Wunder der Natur im Schweizerlande, durch welche die Allgewalt des Schöpfers sich immer auf's neue verherrlicht, konnten unserem stillen und nachdenkenden Heinrich kein Staunen abnöthigen, sowie auch jenseits der Alpen die mannigfaltigen Reize des Landes unter dem milden italienischen Himmel, wo der Herr das Füllhorn seiner Güte und Liebe verschwenderisch ausgegossen hatte, nicht vermögend waren, sein Gemüth zur Freude und zur Fröhlichkeit zu stimmen. Er lebte seitdem nur äußerlich der Aufmerksamkeit und Pflicht gegen seinen kaiserlichen Wohlthäter und im Innern seiner stillen heiligen Liebe; alles übrige hatte keinen Werth für ihn und war bedeutungslos.

Diese merkwürdige Veränderung bei Heinrich und solche düstre Stimmung entging dem schlauen Geheimschreiber nicht; Freude war darob in dessen Herzen und er strebte nur darnach, jenen nach Innen und nach Außen zu verderben, theils um seinem Gegner durch die listigen Schönen der Lombardei die deutsche Treue, dies edle Kleinod, zu rauben, was ihm jedoch nicht glückte, theils aber auch, ihm des Kaisers Gunst und Gnade zu entfremden, was ihm indessen leider nur all zu gut gelang.

7.

Nimmer ist der Lombarde dem Deutschen gut und jener verträgt sich nie mit diesem, welche Wahrheit sich, gleich einem düstern Faden, durch die ganze Geschichte des deutschen Mittelalters zieht, bis auf unsere jetzigen Tage und dieser angeborne boshafte Charakter wurde bei Barnaba dadurch noch gesteigert, daß er den Edelknaben als zweifachen Nebenbuhler, sowohl bei Mathilden, als auch in des Saliers Gunst betrachtete, doch hoffte er durch seine Tücke und Verschmitztheit und zudem mit der Beihülfe seiner gleichgesinnten Landsleute, denselben in jener doppelten Hinsicht zu Schanden machen zu können.

Vor allen Dingen suchte er sich in das Vertrauen des Unschuldigen und Arglosen einzuschleichen, welchem hier in fremdem Lande und in der weiten Ferne kein rathender Freund zur Seite stand, wie in der Heimath der alte Wulf, aber unserem Heinrich, der, seine liebevolle Neigung zu Mathilden, sowie seine unerschütterliche Treue gegen seinen Herrn und Gebieter ausgenommen, für alles sonstige unempfindlich blieb, war deshalb nicht so leicht beizukommen. Eines Tages jedoch war er mit dem Geheimschreiber in den blühenden Gefilden Mailands umhergestreift und bereits waren sie auf dem Rückwege begriffen, als ein schnell ausgebrochenes Gewitter sie nöthigte, ihre Schritte zu beschleunigen, allein sie mußten sich, ehe die Stadt erreicht war, in einen öffentlichen Belustigungsort flüchten, der ihnen zufällig nahe lag. Sogleich schäumte der feurige Wein in den Pokalen, die lieblichsten Gesänge erschallten zu den schmelzenden Tönen der Laute und die holdesten Mädchen boten, nach des Geheimschreibers Winke, alle möglichen Schmeicheleien und Künste der Verführung auf, um Eindruck auf den schmucken blühenden Edeldiener zu machen und ihn in ihre schlüpfrigen, verderblichen Netze zu ziehen, aber — er blieb kalt und ruhig wie früher, wies, in edlem Aufbrausen, solche auf ihn gemachten Anschläge sämmtlich schnöde, ja sogar barsch zurück und entfernte sich schnell aus solcher gefährlichen Gesellschaft; dies war es eben, was Barnaba's wilden Zorn im höchsten Grade erregte, auf welchen merkwürdigen und entscheidenden Vorgang wir nachher nochmals zurückkommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Von Palermo nach Girgenti.

(Fortsetzung.)

Eine weitere vom Sicilianischen noch mehr getrennte Sprache ist die der Albanesen, die 1482 durch die Türken vertrieben, von Ferdinand dem Katholischen in Sicilien angesiedelt wurden. Sie mögen etwa 10,000 Seelen zählen und wohnen auf Colonien bei Monreale in der sogenannten piana de' Greci.

Während der Fahrt gab es Gelegenheit genug, auszusteigen und den Gliedern etwas Bewegung zu verschaffen. Mehr als uns lieb war, rief der Kutscher sein „A terra“, und dann mußte Alles heraus und zu Fuß sich einen Weg durch einen Bach suchen, der die Brücke, über welche sonst die Straße führte, abgerissen hatte. Der Wagen fuhr durch eine Furth, und auf der anderen Seite stieg man wieder ein, wenn

man es nicht vorzog, bei den vielen Steigungen der Straße eine Strecke weit zu Fuß zu gehen und eine ruhigere Unterhaltung mit einem der Mitreisenden anzuknüpfen.

Man hat in Sicilien mit dem Walde auf eine schonungslose Weise gehaust und mit Ausnahme der paar Plätze am Aetna ist kaum noch eine Spur von Wald auf der Insel zu finden. Die Folgen sind auch nicht ausgeblieben, und der frühere Wasserreichthum hat fast gänzlicher Trockenheit Platz gemacht. Nur zeitweise wird sie unterbrochen durch das rasche Anschwellen der Flüsse, welche dann mit Gewalt aus ihren Thälern herausstürzen, Alles, was ihnen im Wege steht, mit sich reißen und Brücken und Straßen zerstören. Nach wenigen Tagen ist das Wasser wieder verlaufen, und der vorher so wilde Bach ist nur noch ein jämmerliches durch die Steine schlüpfendes Wässerlein. Manchmal fuhren wir über die herrlichsten Brücken, die erst vor ein paar Jahren gebaut worden waren; aber Wasser war weit und breit nicht zu sehen. Trifft es sich einmal, daß gerade bei einer solchen Brücke die Fluthen sich sammeln, so wird auch sie hinweggerissen und dann kann man wieder Jahre lang diese Straße bereisen, bis endlich ein Versuch gemacht wird, den Weg wieder herzustellen. Von selbst unternimmt der Sicilianer so etwas nicht, und wartet geduldig, bis die Regierung Hand an's Werk legt.

Die Gegend, durch welche wir fuhren, war fortwährend hügelig. Sicilien hat im Innern keine Ebenen und nur an der Küste liegen einige größere Flächen, welche schon von Alters her wegen ihrer üppigen Fruchtbarkeit als kleine Paradiese bekannt waren. Das Land macht manchmal den Eindruck einer großen Hochfläche, in welche die Thäler eingeschnitten sind, und aus welcher die Wasser Hügel und Berge gebildet haben.

Der Anbau der Felder ist längs der Straße und besonders in der Nähe von menschlichen Ansiedelungen meist sehr fleißig, nimmt aber immer mehr ab mit der Entfernung von Städten und Dörfern. Hie und da steht an der Straße das Haus eines Massaro, eines Pächters, und dann treffen wir sorgfältigeren Anbau. Die immermehr überhandnehmende Trockenheit der Insel, welche durch das leichtsinnige Abhauen der Wälder herbeigeführt wurde, bildet allerdings ein Haupthinderniß für eine bessere Cultur, ein anderes aber besteht in den großen geschlossenen Gütern, welche oft weite Strecken einnehmen und einen großen Theil der Oberfläche der Insel bedecken. Vielfach werden sie mit einer einzigen Getreidesorte bebaut; man pflügt und säet dabei oft auf die roheste Weise und schafft Alles so schnell als möglich heim. Auch der Besitzer eines kleineren Landstückes in der Nähe einer Stadt macht die Sache meist rasch ab; des Morgens reitet er auf seinem Maulthiere hinaus, oft eine weite Strecke von seiner Wohnung hinweg, bearbeitet rasch sein Feld und kehrt Abends wieder zurück. So geht schon ein großer Theil seiner Arbeitskraft und Zeit auf dem Wege hin und her verloren und von einem Zurückbringen des Düngers auf den Acker kann natürlich unter diesen Verhältnissen keine Rede sein; bis zu einer rationellen Landwirthschaft hat es mithin noch gute Wege. Selbst wenn eine solche auch nicht mehr aus Sicilien eine Kornkammer Italiens schaffen könnte, so würde sie doch im Stande sein, Vieles zu ändern. Dazu bedürfte es aber vor Allem der Wiederbewaldung der Höhen und Weideplätze, und dieses ist vielfach gar nicht mehr möglich, an den meisten Orten aber nur durch jahrelangen strengen Schutz der jungen Pflanzungen zu erzielen. Aber hier heißt es wieder: „Al domani pensa il Signore; nur ein großer Herr denkt an den nächsten Tag. Wer wird sich so viel Sorge machen um die Zukunft. Das überlassen wir getrost der Regierung."

Gegenwärtig ist Sicilien streng geschieden in zwei gänzlich verschiedene Theile. Die leicht zugänglichen Punkte der Küste beherbergen in den größeren Städten eine tüchtige Kaufmannschaft, die aus der günstigen Lage der Insel zwischen drei Welttheilen von jeher Vortheil zu ziehen verstanden hat. Ist auch Syrakus nicht mehr der Hauptsitz des Handels, so sind doch Messina und Palermo immer noch bedeutende Seeplätze, und Girgenti behauptet seinen Rang als Stapelplatz des Schwefels. Daran reihen sich Marsala, wo reiche Engländer aus natürlichem Weine durch Zusatz von Zucker und Weingeist jenen Trank brauen, der unter dem Namen der Stadt in die Welt verschickt wird; Trapani, das durch Corallen und Thunfischfang sich bereichert, Licata, Catania, Termini, Mazzara, Sciacca, lauter Städte, in denen mehr oder minder reges Handels- und Gewerbsleben herrscht.

Reiche Blüthenkränze hat der Fleiß der Menschen um diese Städte gewunden und meist ist in ihrer Umgebung jedes Plätzchen mit außerordentlicher Sorgfalt bebaut. Dagegen lebt das Innere des Landes eigentlich nur von der Küste her und alle diese verschiedenen Städte und Dörfer haben blos Bedeutung durch ihre Beziehungen zur See. Wer die wenigen Küstenpunkte besitzt, dem gehört Sicilien. Von innen heraus hat es blos die Kraft eines Vulkanes, der hie und da sich zu einer furchtbaren Eruption erhebt, um dann wieder in tiefen Schlaf zu versinken. Der größte Theil der Insel ist eine öde traurige Wüste, die von Schaf- und Ziegenheerden, von Rindvieh und Pferden mit halbwilden Hirten durchzogen wird. In der Nähe der Städte und längs der Landstraße liegt das bebaute Land. Die Zahl der Dörfer mit freien Bauern ist sehr gering, und meist wohnen die Leute dicht zusammengedrängt in großen Steinhaufen, denen sie oft hochklassische Namen beigelegt haben.

Verbindungsstraßen gibt es sehr wenige, und mit Ausnahme der paar großen Wege muß man selbst die Hauptrichtungen auf den entsetzlichsten Maulthierpfaden zurücklegen. Da geht es oft stundenweit am Meere hin, zur einen Seite die starre, todte Küste, zur anderen die ewig rauschenden und lebendigen Wogen, oder man muß tagelang auf den abscheulichsten Wegen sich im Sattel eines störrigen Maulthieres halten und bergauf, bergab, durch die ausgetrockneten,

mit Trümmern gefüllten Rinnsale der Wildbäche, oder auf glatten Felsplatten hin sich den Weg suchen. Kommt dazu noch, wie dies besonders im Süden häufig eintritt, ein ächter, geraden Weges aus der Sahara wehender Scirocco, der Geist und Körper ausglüht, so gehören solche Märsche zu den unangenehmsten Reise-Erinnerungen.

Fast alle Bewohner der Binnenstädte sind Bauern, die das Land durch ihren rohen Ackerbau ausnützen. Das große Geheimniß, hier zu helfen, besteht darin, aus dem reinen Ackerbaustaate, der früher oder später mit gänzlicher Erschöpfung endigen muß, ein Land zu schaffen, in welchem die mannichfaltigsten Beschäftigungen getrieben werden, so daß es den größten Theil seiner Bedürfnisse sich selbst erzeugen und dann möglichst auf eigenen Füßen stehen kann. Dazu sollte man statt des Raubbaues durch rationelles Betreiben der Landwirthschaft die schlummernden Kräfte des Bodens wecken, in den Städten und Dörfern den Gewerbfleiß heben und mit der Einführung von kleinen Industriezweigen den Anfang machen. Dann erst könnte man einen tüchtigen Handwerker- und Bürgerstand schaffen, der jetzt gänzlich fehlt, und so die Kraft gewinnen, auch die ausgedehnten, öde liegenden Ländereien der Cultur wieder zugänglich zu machen; dann erst könnte man Straßen und Brücken bauen und dem Wohlstande, der bis jetzt bloß an den wenigen Punkten der Küste herrscht, auch in das Innere der Insel die Wege öffnen.

Dieses Unternehmen hätte aber mit ungeheueren Schwierigkeiten zu kämpfen, weil man seit Jahrhunderten gewohnt ist, der Regierung Alles zu überlassen. Diese hat fortwährend centralisirt, der Insel ihre berechtigte Selbstständigkeit entzogen und dadurch der Revolution die Wege geebnet. Dadurch hat der Sicilianer die unliebenswürdige Neigung bekommen, die Hände in den Schooß zu legen und für Mißlingen der besten Pläne stets der Regierung die Vorwürfe zu machen. Ferner darf man nicht außer Acht lassen, daß das Klima selbst abstumpfend auf jede körperliche und geistige Thätigkeit einwirkt. Hierin aber würde die Bewaldung der Insel, wenn sie überhaupt noch möglich ist, die besten Folgen haben, und vor Allem durch vermehrten Wasserniederschlag der übermäßigen Hitze entgegen wirken.

(Schluß folgt.)

* Leselehre des Englischen.

Von H. Apel, Neustadt a. d. H.: Gottschick-Witter 1870.

Der Verfasser dieses Werkchens hat sich die Aufgabe gestellt, dem Schüler eine Methode an die Hand zu geben, durch welche die Schwierigkeit der Aussprache und des Lesens des Englischen sich in weniger als der Hälfte der Zeit, die man sonst auf diesen Theil des Studiums zu verwenden gewohnt ist, vollkommen überwinden läßt. Die hier zur Anwendung gebrachte einfache und doch umfassende Methode wird auch den langsamsten Schüler in den Stand setzen, nicht allein sicher und schnell rein englisch lesen zu lernen, sondern er wird diese Fertigkeit auch ohne irre führende Versuche deutscher Lautbezeichnungen mit geringer Beihilfe eines Lehrers sich aneignen können. Das Bedürfniß einer solchen „Leselehre“ ist von Lehrern, die den englischen Unterricht in Schulen zu ertheilen haben, schon längst gefühlt worden, und nicht das geringste Ergebniß dürfte die dabei zu gewinnende kostbare Zeit sein; ebenso die Ersparniß mühvoller, nur zu oft abstoßender Arbeit für den Schüler sowohl, als den Lehrer. Auch denjenigen, die schon lange englisch gelernt haben, sich aber, wie so häufig der Fall, in der Aussprache und im Lesen nicht sicher fühlen, würde das kleine Buch sich als verlässiger Führer erweisen. Die in untadelhaftem Englisch beigefügten zu Leseübungen dienenden Aesopischen Fabeln sind zugleich geeignet, den Schüler vermittelst der seit Jahrhunderten angewandten, in allen Ländern für den Unterricht in den classischen Sprachen als allein zuläßig befundenen, durch nichts Anders zu ersetzenden Methode (des Construirens) auf die vortheilhafteste Weise zum Uebersetzen anzuleiten. Da ferner bei allem Sprachunterricht auf deutschen Schulen die deutsche Sprache doch die Hauptsache bleiben muß, und diese Forderung beim Erlernen neuer Sprachen, zumal auf Real- und Bürgerschulen, immer sehr ernstlich berücksichtigt werden sollte, so hat der Verfasser stets auf das Verhältniß der englischen zur deutschen Sprache hingewiesen und dadurch eine genauere, deßhalb aber auch nachhaltigere Kenntniß des Englischen selber ermöglicht.

Miscellen.

Aus Bern wird der N. Zürich. Ztg. berichtet: Der sogenannte silberne „Burgunder-Becher“, eine Siegesbeute der Bieler aus der Schlacht bei Grandson, der sich in der Alterthumssammlung des verstorbenen Hrn. Oberst Schwab befunden hat, ist für die Summe von 8100 Fr. an einen Antiquitätenhändler von Baden-Baden verkauft worden.

Aus Plymouth wird der Schiffsbruch des Kohlenschiffes „King Lear“, von Cardiff nach Hongkong unterwegs, mit einem Verlust von 28 Menschenleben, telegraphisch berichtet. Das Schiff scheiterte am 7. ds. während des Sturmes, und vier Mann, die einzigen Ueberlebenden, wurden am vergangenen Montag von einigen Planken, die sie zum Floß verbunden hatten, gerettet. Ursprünglich waren fünf auf diesem Floß dem Schiffbruch entronnen, allein einer von ihnen wurde wahnsinnig und fand doch den Tod in den Wellen. Die übrigen vier wurden halbtodt vor Kälte und Hunger in's Spital geschafft.

* Freiheit.

Es predigen anjetzt von Freiheit manche Zungen,
Aus Vieler Munde ihr ein hohes Loblied quillt,
Es tändeln Alte keck damit, es bleibt den Jungen
Verworren oft der Sinn und trüb' ihr wahres Bild.

Den Wenigsten nur ist die Deutung klar gelungen,
Der goldnen Runenschrift auf unsrer Göttin Schild,
Obwohl im Festesbraus ihr Lob gar viel besungen
Kennt nur der Weise noch das heilige Gefild.

Der Freiheit gleicht das Gold; es trauert durch Beschneiden
Bis Jahr und Tag es sich durch's weite Land gewunden,
Um Unbill jeder Art zu dulden, zu erleiden.

Doch wenn dahin die Form, die Prägung ihm entschwunden,
Vermag der Kenner nur den Stoff zu unterscheiden
Und Wenige nur finds, die seinen Werth erkunden.

Johannes Hüll.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 9. Speyer, Samstag, den 22. Januar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

8.

Dieser Vorfall hatte, weil Barnaba sich bemühte, denselben auf alle mögliche Art und Weise auszubeuten, leider bedeutenden Einfluß auf das Geschick Heinrichs. Jener war nämlich hier beständig um den Kaiser und diesem bisher in der Lombardei *um so* angenehmer und unentbehrlicher, weil der Landessprache als Eingeborner genau kundig, vorzüglich aber auch als Unterhändler in den wichtigsten Angelegenheiten mit den hervorragendsten Städten Oberitaliens und mit dem päpstlichen Stuhle. Einige Tage nach der vorhin angedeuteten Begebenheit, hatte der Salier ein folgenreiches, die Lombardei betreffendes Geschäft mit seinem geheimen Schreiber eingeleitet und dehnte sich gemächlich in seinem Armstuhle, mit Wohlgefallen auf Barnaba blickend. —

Barnaba, so redete ihn der Kaiser gnädig an, Du warst mir werth von je wegen Deiner Brauchbarkeit und Treue, denn beide sind erprobt, seit Du in meinen Diensten stehst; doch jetzt bedarf ich Deiner mehr als sonst in solcher wichtigen Sache und Deine Gewandtheit hilft sicherlich dies Werk zu meinen Gunsten fördern; ja Vieles und Entscheidendes ist gegenwärtig Deinen Händen anvertraut.

Ich werde, erwiderte jener mit demüthiger Geberde, mich jederzeit der hohen Gnade meines Herrn würdig zeigen und Euer Vertrauen vollkommen zu rechtfertigen suchen.

Deß bin ich überzeugt, doch neben Deinem eigentlichen Amte kannst Du mir auch noch in anderer Beziehung gar wichtig und sehr nützlich werden: Du bist Lombarde, kennst den Charakter der Bewohner *dieses* schönen Landes ganz genau, sowie auch ihre *Stimmung* gegen mich: drum mische Dich in ihre Mitte und wo Du merkst, daß sie in kritischen Augenblicken in der Treue gegen mich erschüttert oder wankend werden sollten, so stütze und kräftige sie auf jede Art und Weise, damit sie treu mir und ergeben bleiben.

Seid überzeugt, ich werde thun, was meine Kraft, was meine Einsicht und Beredsamkeit vermag. Die Stimmung ist im Allgemeinen gut und sehr zu Euren Gunsten, bis auf die Großen und Mächtigen, denn diese streben ebenfalls nach Herrschaft und Regierung.

Wenn nur das Volk mir treu, mein treuer Barnaba, so mögen mir die Mächtigen auch grollen, denn ohne das Volk vermögen sie doch nichts und darum suche ich letzteres mir ergeben zu erhalten. Besuche daher die öffentlichen Orte, um Alles auszukunden und spare nicht das Geld, denn es vermag sehr Vieles. Wende Dich deshalb an meinen Kämmerer, er wird Dir reichen was Du nur bedarfst zu diesen meinen Zwecken, ich habe es ihm bereits befohlen.

Zu viel Gnade und Vertrauen, hoher Herr, erweist Ihr mir.

Auch habe wohl darauf Acht, wie meine Deutschen sich benehmen; sie sind zwar gut, treu und ehrlich, doch ungebildet noch und gänzlich unbekannt mit wälschen Sitten. Wie leicht könnten sie, doch wahrlich wider ihren guten Willen, Anstoß geben und dadurch viel verderben; drum melde mir sogleich, was Du in dieser Hinsicht noch erfährst, damit ich zeitig Vorsorge treffen kann und allem Unfug vorbeuge.

Mir ist hierin noch nichts zu Ohr gekommen, was Euch und Eurer Sache schädlich werden könnte. Ich bin bekannt in Mailand, besuche täglich öffentliche Plätze und Orte, wo Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft gemischt beisammen sind, jedoch mit Wohlgefallen nimmt es jeder wahr, wie euere Leute sich bemühen, unsere Sitten und Gebräuche anzunehmen; sie sind gelehrig und unser milder Himmel, sowie der feurige Wein scheint ihnen zu behagen, so daß sie selten an das Heimathland gedenken.

Dies ist mir lieb zu hören, Barnaba; bedenke nur: das große weite Reich in Nord und Süd steht unter meinem Scepter; mein Wunsch und meine Aufgabe ist es daher, so mannigfaltige Völkerstämme zu einem einzigen Ganzen zu verbinden. Zwar ist es ein mühsam schweres Werk, jedoch wenn sich nun beider Charaktere, die deutsche Treue nämlich und Besonnenheit, mit dem Feuer und der Einsicht des wälschen Südens paaren, denk, welch' ein Volk wird

das zuletzt noch werden?! Darum suche ich die Bewohner dieses Landes, vor allem aber Mailand, fest an mich zu ketten, denn groß und mächtig ist die lombardische Völkerschaft, ein Mittelglied zum Uebergange aus dem kältern Norden in den milden Süden, um beide in ein Ganzes zu verschmelzen.

Auf solche Weise, erhabener Herr, wird auch das große wichtige Werk gelingen und Eure Deutschen wirken trefflich dazu mit, des Volkes Gunst und Liebe Euch zu erhalten, denn erworben ist sie schon, deß' seid gewiß. Doch leid ist mir's, daß ich Euch sagen muß, nur einer ist in eurem Gefolge, ja aus Euerer näheren Umgebung, der vielfach Anstoß gibt.

Wer ist's? Sprich Barnaba!

Er steht Euch nahe, ist einer eurer Edelknechte, den Ihr von jeher ausgezeichnet habt vor allen Andern. Jedoch, ich schweige lieber, Herr, um Euch nicht zu betrüben, denn es geht mir nahe, auch nur Einen anzuklagen.

Du kennest meine Absicht, die ich Dir vorhin offenbaret, darum muß ich jetzt den Namen dessen wissen, der meinem Willen, meinem Vortheil, sei es auch im Kleinen nur, zuwider lebt. Darum sage mir, wer ist's? —

Wenn es denn sein muß, wohlan: Heinrich, Euer Edeldiener, Euer Liebling ist's. —

Wie? hör' ich recht? Mein Heinrich mit dem Herz voll Lieb' und Treue gegen mich?

An seiner Treue, hoher Herr, mögt ihr vorerst nicht zweifeln, doch, wem er seine Liebe weiht, das ist ein Räthsel.

Wodurch erregt er Anstoß, wie Du sagst?

Wollt Ihr nun Alles wissen, wohl so sei's. — Er ist verstockt, verschlossen, ja sogar mürrisch. Er meidet alle öffentlichen Orte und bringe ich ihn ja an einen solchen hin, so sitzt er theilnahmslos und kalt, wie nord'sches Eis, in unserm warmen Himmel. Ihn rühret nicht der Zither und der Laute sanfter Ton; er hat nicht Wohlgefallen an dem lieblichen Gesang der Schönen; der süße Feuerwein erfreut nicht sein Herz und stimmt's nicht fröhlich zu Gesang und Lust; auch meidet er den Umgang mit lombardischen Männern; kurz, er vertraut sich Niemand an, er bleibet für sich abgeschlossen, schroff, kalt und abstoßend gegen Alle. Und weil er nun, wie Jedermann bekannt, Euch nahe steht, ja täglich um Euch ist und Ihr ihm auch gewogen seid vor manchem andern, so meinen Viele, er hasse die Lombarden und wähnen den Grund davon in Eurer Nähe zu finden. Jedoch ich habe letzteres schon manchem ausgeredet als ein Hirngespinst, als eine falsche Ansicht.

Da thatst Du wohl daran, denn mein Vaterherz umfasset alle Bürger meiner Staaten mit gleichem Wohlwollen und mit ungetheilter Liebe. Heinrich's Thun jedoch, das ist mir fremd und unerwartet, denn bei mir bleibt er sich immer gleich, wie er von jeher war, treu ergeben, freundlich und offen, kindlich ja sogar und nie hab' ich in seinem ganzen Wesen den geringsten Wechsel wahrgenommen. Woher stammt nun solch' plötzliche Veränderung, die mir Nachtheil bringen könnte? Seit wann, sprich Barnaba, hast Du dies alles bemerkt?

Seitdem wir aus dem rheinischen Lande zogen, hat er sein abgeschlossenes, träumerisches Wesen begonnen bis hierher. Die Lombardei hat solche Aenderung nicht bewirkt, auch lieget, glaub' ich, das politische Treiben ihm nicht nahe und sein kalter Verstand hat sein Betragen nicht erzeugt. Sein sonderbares Treiben und Gebahren hat seinen Grund vielmehr, wie ich vermuthe, nur in seinem Herzen.

Wie soll ich dies versteh'n? Wie mag Verstand und Herz in Zwiespalt bei ihm kommen? Erklär' Dich deutlicher.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Von Palermo nach Girgenti.

(Schluß.)

Der größte Ort, den wir auf unserer Fahrt berührten, war Castel Termini. Es liegt malerisch auf einem steilen Bergkegel um seine Kuppelkirche gruppirt und ist das ächteste Bild einer sicilianischen Binnenstadt.

Die Häuser sind niedrige Steinkästen, bei denen eine viereckige Oeffnung die Stellen von Thüren und Fenstern vertritt; wenn es regnet, oder die Sonne zu grell scheint, wird sie durch ein Brett geschlossen, dann aber ist es im Innern stockfinster. Dem Besitzer liegt nicht das geringste daran, wie sein Haus von Außen erscheint, stört ihn Etwas in seiner Wohnung, so wirft er es vor die Thüre, und da liegt nun aller Unrath bunt durcheinander und brodelt ganz lustig im Sonnenschein. Die Frauen stehen oder sitzen vor ihren Thüren und spinnen; die Männer liegen im Schatten, Kinder, Hühnervolk und Schweine treiben sich durcheinander auf der Gasse umher. Das schwarze Schwein ist als „animal nero“ das Hausthier der Bauern und lebt mit ihnen auf dem vertrautesten Fuße.

Das einzige große Gebäude ist die Kirche, und diese war in Castel Termini, wie man es so häufig in Italien beobachtet, nicht ausgebaut. Man legt alle Kraft in die Façade, und wenn dann magere Zeiten kommen, bleibt sie unvollendet, und steht als rohe Mauer da, die oben über dem Dache einige Löcher hat, um die Glocken hinein zu hängen.

Von der nächtlichen Fahrt hatten wir tüchtigen Appetit mitgebracht und mußten nun suchen, ihn zu befriedigen. Bei Reisen in Sicilien soll man sich stets mit Proviant versehen; denn in den Binnenstädten und Dörfern ist sehr wenig zu erlangen und dieses dann meist zu enormen Preisen. Wir mußten uns mit Brod, schlechtem Käs und Wein begnügen und dabei noch der Gedächtnißschwäche des Wirthes nachhelfen; der Schlingel wollte immer das Herausgeben auf unsere Zweifrankenscheine vergessen.

Unser neuer Kutscher fuhr jetzt flott bergab. Ich hatte mich, um der erdrückenden Hitze im Wagen zu

entgehen, und die Aussicht besser genießen zu können, auf das Verdeck des Wagens gesetzt und dort zwischen dem Gepäck meinen Thron aufgeschlagen. Sehr eigenthümlich war der Blick rückwärts. Da hingen die viereckigen Häuser mit den schwach geneigten Ziegeldächern eng neben einander, wie Schwalbennester an dem Bergabhange und drängten sich die Höhe hinauf. Unheimlich und öde schauten die schwarzen Löcher in den kahlen Wänden uns nach, während dazwischen Cactuspflanzungen und Agavenbüsche sich emporzogen und diesen Anblick noch fremder machten. So mögen die afrikanischen Dörfer an den Abhängen des Atlasgebirges aussehen. Aber ganz in derselben Weise sind alle diese Städte gebaut. Mit wenigen Ausnahmen liegen sie auf einer Bergspitze und daher wiederholt sich das Wort Castell so häufig in den Namen derselben. Theils die fortwährende Unsicherheit der Zustände der Insel, theils die böse Luft in der Ebene hatten bewirkt, daß man in allen Wechselfällen der Geschicke mit großer Zähigkeit auf der Höhe wohnen blieb. Diese Nester theilen daher das allgemeine Geschick sämmtlicher italienischer Ansiedelungen, daß sie von außen malerischer aussehen als von innen.

Hinter Castell Termini zeigen sich die ersten Spuren des Schwefels, der den unterirdischen Reichthum der Südhälfte der Insel bildet. Das Gebirg besteht, so viel ich bei dem raschen Vorüberfahren sehen konnte, aus Gyps und Kalk, besonders der erste bildet stellenweis förmliche Alabasterfelsen, die in reinster Weise aus dem Grün hervorragen und weithin der hügeligen Gegend ein charakteristisches Gepräge geben. Dazwischen öffnen sich dann die dunklen Eingänge in die Bergwerke und rings um dieselben lagern sich große und kleine Schutthalden von röthlicher, grüner oder gelblicher Färbung.

Der Schwefel kommt bei Girgenti, besonders bei den Orten Comitini und Favara in ungeheuren Lagern vor, bald krystallförmig, bald in großen oder kleinen Massen in dem Gyps eingelagert. Eine solche Miene wird Zolfara oder Miniera genannt, und viele derselben werfen ihren Besitzern ungeheuere Renten ab; wie anderwärts Wein- und Oelkönige, so gibt es hier Schwefelfürsten und Barone. Viele der Bergwerke gehören auch kleinen Eigenthümern oder Gesellschaften, besonders englischen. Die Arbeiter sehen sehr schlecht aus, und die Einathmung der stets sich entwickelnden schwefligen Säure läßt sie nicht alt werden. Auch das Kupfergeld, das in dieser Gegend circulirt, ist ganz geschwärzt und weithin erfüllt ein unangenehmer Geruch die Luft.

Der Bergbau ist wie der Ackerbau durchweg Raubbau; man gräbt eben da hinein, wo man Etwas zu finden hofft, und auch die Art der Schwefelgewinnung ist sehr primitiv. Ist die Ernte vorüber, so wird das Gestein auf den Landstraßen und Feldern in Haufen zusammengestellt und angezündet. Der Schwefel schmilzt heraus und wird in Holzformen gegossen. Würde man nicht warten, bis das Getreide eingebracht ist, so würde die schwefelige Säure weit und breit die Vegetation vernichten. Natürlich gehen bei dieser Art der Bereitung stets ungeheure Mengen Schwefel verloren; hie und da hat man jedoch auch bessere Methoden und reinigt den Schwefel in einer Art Oefen. Aber immerhin ließe sich hier noch viel verbessern und die Ausbeute mit geringerer Arbeit bedeutend steigern. Gegenwärtig beträgt sie 3—4 Mill. Centner jährlich.

Der Transport der in den Holzformen erstarrten Stücke geschieht durch Maulthiere oder in Karren. Lange Züge begegneten uns, und jedes der Maulthiere hatte zwei große Stücke Schwefel angehängt. Fällt eines der Thiere, so bleibt es am Wege liegen und noch wochenlang kann der Reisende das Gerippe des verwesenden Thieres sehen. Eine kleine Eisenbahn, durch Pferde gezogen, würde sich hier sehr lohnen, und man könnte mit geringeren Kosten und weit rascher die Schiffe beladen.

Unter den Mitreisenden befand sich auch ein Schwefelagent, der in Girgenti für fremde Häuser Commissionen besorgt. Er war natürlich wieder sehr neugierig und rühmte seine chemischen Studien, die er zu Palermo gemacht habe; sie waren aber nicht weit her. Zum Besuche einer Schwefelmine bot er uns seine Hilfe und Empfehlungen an; aber einer der mitreisenden Gendarmen, die sich jetzt wieder eingefunden hatten, rieth uns entschieden davon ab, weil die Unsicherheit in den Schwefeldistricten immer noch sehr groß sei. Die Arbeiter seien ein sehr gefährliches Volk, und besonders am nächsten Tag — ein Sonntag — könne man erwarten, daß sie sich wieder haufenweise in der Gegend umhertreiben würden.

Ueber seine eigene Stellung sagte der Gendarm, ein geborener Sicilianer, daß dieselbe sehr schwierig sei; wenn er einmal ordentlich eingreifen wolle, so sei sein Leben keinen Schuß Pulver mehr werth. Nicht derjenige unter den Arbeitern sei ehrlos, der etwas Schlechtes thue, raube oder stehle, sondern derjenige, der den Verräther mache. Die Aufgabe der Gendarmerie beschränke sich daher auch darauf, durch ihre ständige Anwesenheit und durch eifriges Patrouilliren das Uebel so viel als möglich einzudämmen, damit wenigstens bei Tag Sicherheit herrscht.

Nachdem wir Comitini, die letzte Station vor Girgenti verlassen hatten, bot sich uns ein herrlicher Rückblick dar. Steil an den Abhängen des Berges, der mit den Halden des Schwefelgesteines und den Eingängen in die Minen bedeckt war, lehnte sich das Städtchen und in der Nähe thronte Arragona mit einem stattlichen Schloße herrlich auf einem sanft gewölbten Hügel in der grünen Landschaft. Der Hintergrund wurde gebildet durch die edlen, scharfen Formen der Bergwildniß, die wir durchfahren hatten, und alles lag unter dem Einflusse der zartesten und durchsichtigsten Beleuchtung, die ich je in Sicilien gesehen. Wie eine griechische Landschaft nahm das Ganze sich aus, und wohl mögen die hellenischen Ansiedler erfreut gewesen sein von dem herrlichen Lande, das ihnen so leicht ihre schöne Heimath ersetzte.

Hier in der Nähe liegt auch der Maccaluba, ein kleiner Hügel, der mit winzigen Kegeln bedeckt ist, und

beständig Gas und Schlamm auswirft. Er ist von Comitini aus leicht zu besuchen, aber nur mit zuverlässiger Begleitung.

Rasch ging es jetzt die Anhöhen hinab, und schon von Weitem trat endlich das Meer als blaue, scharfe Linie am Horizonte hervor. In allmäliger Abdachung senkt sich die große Südfläche Siciliens gegen das afrikanische Meer, und endlich kamen die ehrwürdigen Hügel des alten Girgenti zum Vorschein. Eine steile Felswand erhob sich vor unseren Blicken und durch eine der fruchtbarsten Landschaften fuhren wir ihr entgegen.

Brüssel, 15. Jan. (Mordversuch durch ein Kind.) Das Brüsseler Strafgericht verhandelte in den letzten Tagen über einen neunjährigen Knaben, der beschuldigt war, seiner Mutter nach dem Leben gestrebt zu haben. Der jugendliche Verbrecher heißt Max Serkeyn und ist der Sohn der Bäckerin Serkeyn. Die Einzelheiten des Thatbestandes eröffnen eine traurige Aussicht über das Wesen dieses Knaben, und was seine Mutter über ihn ausgesagt, ist nur geeignet, das Gemälde noch zu verdüstern. Am 14. Dec. v. J. begab sich die Frau Serkeyn in den Keller, um Bier zu holen. Als sie wieder im Zimmer war, goß sie sich ein Glas voll, hatte aber kaum ihre Lippen daran gebracht, als sie bemerkte daß das Bier sehr nach Phosphor schmecke. Sie nahm sogleich an ihrem Sohne eine Untersuchung vor und fand in einer seiner Taschen etwa vierzig Zündhölzchen, von welchen meist die Köpfchen abgeschabt waren. Die Vermuthung lag daher nahe, daß das Kind während ihrer Abwesenheit die Köpfchen in das Glas geworfen habe, aus dem seine Mutter zu trinken pflegte und in das sie dann ihr Bier goß. Einige Tage vorher hatte derselbe liebe Junge das Wohnhaus der Familie in Brand stecken wollen, war aber daran von seiner Schwester verhindert worden. Außerdem gab die Mutter zu Protokoll, daß ihr Sohn ihr oft Geld stehle, lügnerisch und grausam sei. Bis zu seinem siebenten Lebensjahre war er zu Ternath (bei Brüssel) zur Erziehung, der Bürgermeister des Ortes aber sendete ihn zurück, indem er erklärte, er komme mit dem Jungen nicht aus. Dieser vertheidigte sich vor Gericht mit vieler Gewandtheit; er leugnete das ihm zur Last gelegte Verbrechen und gab vor, die Zündhölzchen, welche seine Mutter bei ihm gefunden habe, seien zur Anzündung von Cigarren bestimmt gewesen, die er mit einem Spielkameraden nach Tische habe rauchen wollen, und der Phosphorgeruch, der seiner Mutter am Bierglase aufgefallen sei, rühre daher, daß er vorher in seinen Händen Zündhölzchen gehalten und dann, ohne sich die Hände zu waschen, die Trinkgläser „gereinigt“ habe. Während der Untersuchungshaft wollte er, wie es scheint, Hand an sich legen. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten in Anbetracht seiner großen Jugend zur Einschließung in eine Corrections-Anstalt bis zu seinem vollendeten achtzehnten Lebensjahre.

---

* Räthsel.

Sechs Wörter nämlich: 1. Eine Salzart, 2. der Vorname eines Fürsten zur Reformationszeit, 3. ein französischer General zur Zeit der Revolution, 4. ein französischer berühmter Staatsmann unter Napoleon I., 5. ein Cardinal und spanischer Minister im 17. Jahrhundert, 6. ein Ausdruck für „natürlich“ im Gegensatz zu „gekünstelt“ — bilden in ihren Anfangsbuchstaben den Titel eines europäischen Herrschers, in ihren Endbuchstaben die Würde seines politischen Gegners. Wie heißen sie?

Meteorologische Station zu Dürkheim a/H.

I. Witterungsbericht über die Monate November und December 1869.

November. Trüb und feucht, kein wolkenfreier Tag, aber an 11 Tagen vollständig bedeckter Himmel. Die mittlere Tagestemperatur sank nur an einem Tage (25.) unter 0° R. Die mittlere Wärme des Monats betrug 4°.48, die höchste war am 28. Mittags bei S.-W. 11°.1, die niedrigste am 25. Morgens bei N.-W. — 3°.4. Der mittlere Barometerstand war 332‴.43, der höchste am 18. Mittags bei S.-O. 338‴.34, der niedrigste am 5. Mittags bei Westwind 325‴.32. Die Höhe der Niederschläge betrug 20.9 par. Linien, worunter 0‴.2 aus Schnee, der am 23. fiel. Der mittlere Dunstdruck betrug 1‴.75, die relat. Feuchtigkeit in Proc. 57.37. Mittlere Windesrichtung S.-W. Außerdem zeichnet sich dieser Monat durch viele, mitunter heftige Erdstöße aus. Im Ganzen wurden dahier 6 Stöße deutlich wahrgenommen, und zwar am 1. Morgens nach 4 Uhr und Nachts 11 Uhr 55 Min. am 2. Abends 9½ Uhr, am 6. Morgens 3 Uhr 35 Min., am 14. Morgens zwischen 2 und 3 Uhr und am 22. Morgens 7¼ Uhr.

December. Rauh und kalt. An 16 Tagen sank die mittlere Tagestemperatur unter 0° R. Am 3. und vom 25. bis zum Ende des Monats starker Schneefall. Die mittlere Temperatur betrug 0°.18, die höchste war am 19. Mittags 10°.4, die niedrigste am 31. Morgens — 11.6. Der mittlere Barometerstand betrug 331‴.68, der höchste war am 6. Morgens 338‴.20, der niedrigste am 17. Morgens 325‴.04. Die Höhe der Niederschläge betrug 25.9 par. Linien, und zwar 16.9 aus Regen und 9.0 aus Schnee. Nur an einem Tage (30.) ganz wolkenfreier Himmel. Am 17. Morgens heftiger Sturm aus S.-W.

II. Uebersichtstabelle der mittleren Monats- und Jahreswärme in den letzten 6 Jahren (Thermometer °R.)

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Mittlere Jahreswärme
1864	—3.20	0.58	5.18	6.94	—	13.54	14.87	13.45	11.96	7.26	3.05	—2.70	6.97
1865	1.14	—	0.98	11.07	14.32	13.90	17.09	14.40	14.57	9.17	5.63	0.56	8.93
1866	4.46	4.55	4.31	9.52	9.50	16.29	15.15	13.81	13.50	7.04	4.95	—	8.67
1867	1.10	5.38	3.85	8.53	11.74	14.40	14.15	15.59	13.13	7.70	3.97	0.59	8.34
1868	0.30	4.35	4.69	7.90	16.20	16.13	17.22	16.62	14.34	9.05	3.43	6.22	9.70
1869	0.85	6.72	3.02	10.36	12.13	12.53	17.40	14.20	14.03	6.92	4.48	0.18	8.57

Im Auftrage des Ausschusses der „Pollichia“:
Dr. Neumayer.

Frankenthal, den 18. Januar 1870.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 10. Speyer, Dienstag, den 25. Januar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

„Mir scheint's, sein Herz liegt in süßen Banden und solche sind in seinem zarten Alter, als erste Neigung, unauflöslich, so daß er jetzt nur seiner Liebe in der Heimath lebt und alles andere um ihn her, die herrliche Natur, die ganze Menschheit sogar, keinen Werth mehr für ihn hat. Daher, meine ich, stammt sein Träumen und sein verschlossenes kaltes Wesen."

„Jedoch, dies ist Vermuthung nur von Dir und Thatsachen fehlen, solche Angaben zu begründen. Ich wenigstens kann Dir nicht Beifall zollen, denn, wie gesagt, ich habe bisher an Heinrich keine Aenderung bemerkt, auch liegt Verstellungskunst ihm allzufern und sein Gemüth durchschaue ich gleich einem klaren Edelsteine."

„Ihr habt vollkommen recht und euerem Scharfblicke bleibet nichts verborgen; doch eine Herzensfalte gibt es nur, wohin die Blicke eines Sterblichen sehr selten dringen können, nämlich — das Gebiet der Liebe und besonders der ersten, stillen, feuerigen! — Ich stehe dieser Zeit noch näher, als Ihr, erhabener Herrscher, dessen ganzes Wesen und Streben andere wichtige Gegenstände, die Sorge für das Wohl, das Glück von Hunderttausenden durchströmet und beschäftigt. Ach, wißt Ihr nicht, daß die Liebe Wunder wirkt, daß sie im Nu, durch Zauberschlag, den Sterblichen zu einem andern, gleichsam fremden Wesen umgestaltet? Heinrich's Sinnen und sein Träumen gründet sich auf Liebe und auf die Trennung vom geliebten Wesen, darum ist sein ganzes Thun und Leben anders hier, als in der theuern Heimath, wo die Holde weilet. Je mehr er äußerlich, umringt von süßer Lust und Freude, sich kalt und schroff geberdet, um so heftiger kocht und gährt die Liebe in seinem Innern und neulich kam es zu einem kleinen Ausbruche."

„Du spannst mich immer mehr durch Deine Rede, was werd' ich hören?"

„So vernehmet denn und überzeuget Euch, daß ich Herzensangelegenheiten richtig zu beurtheilen vermag. Ich brachte neulich, während eines drohenden Gewittersturmes, Heinrich in Gesellschaft, um ihn zu zerstreuen, aufzumuntern und ihm sein düsteres Wesen zu benehmen, doch er blieb kalten Sinnes und ungerührt wie immer; nichts war im Stande, sein Inneres zu erwärmen. Er trank schnell einige Gläser Feuerweines, ganz gegen seinen frühern Brauch; ich zog ihn auf mit seiner Sprödigkeit und seiner Kälte gegen unsere Schönen, da thaute plötzlich seine Eisesrinde, er wurde lebhaft und stellte, als Gegensatz der wälschen schwarzen Feueraugen, die blauen Aeuglein der deutschen Mädchen auf, die nicht brennen und verzehren, aber in deren Tiefe innige Liebe, unwandelbare Treue wohnen und beglücken. Verwundert sah ich den urplötzlich so beredten Anwalt der deutschen Schönen an, mit dem Bemerken, diese Kenntniß verdanke er vermuthlich der Holden, mit welcher ich ihn, kurz vor unserem Zuge hierher, in den Gärten der ingelheimer Pfalz, zufällig überraschte. Da war der wunde Fleck getroffen, denn er fuhr auf, stürzte rasch ein Gläschen noch hinunter, schalt mich aus und lichterlohe stand sein Herz in hellen Flammen. Mit funkelnden Augen erklärte er dann den übrigen und mir: er sei in Liebesbanden befangen in der Heimath, er zeigte darauf, als Unterpfand der Liebe und Treue, die Hälfte einer goldenen Kette vor, die er stets auf dem Herzen trage und sprach zugleich die Hoffnung aus, in dem heimischen Lande werde sich der andere Theil der Kette, den die Theure aufbewahre, mit diesem hier zu einem schönen Ganzen wieder einen. Sonach verließ er rasch und trotzig unsere Mitte."

„Ich staune sehr, ob dem was ich vernommen! Doch sage an, nannte er den Namen seines Mädchens nicht?"

„Nein, mein erlauchter Herr, jedoch — den Kaiser schlau und fest ansehend — geringen Standes kann sie unmöglich sein, dessen ist das goldene Kleinod Zeuge; denn es ist schön und stark geformt und täuschen mich nicht meine Augen, so glaube ich dasselbe irgendwo an Euerm Hofe früher schon bemerkt zu haben; jedoch die Sinne trügen leicht."

„Wie ist's mit dieser Kette? versetzte der Kaiser, bleich und erschrocken vom Stuhle sich erhebend. Sprich Barnaba, Du gewahrtest sie schon früher? — Du siehst, wie meines Heinrichs Schicksal mich ergreift, verschweige mir darum nichts, ich möchte gerne lichter sehen."

„Verzeiht mir, hoher Herrscher, denn ich kann Euch

den Aufschluß doch nicht geben, den Ihr vielleicht jetzt hoffet oder fürchtet. Vermuthung nur ist's meinerseits, sonst weiter nichts und auf solche kann man ja nicht bauen. — Darum verzeihet nochmals meiner unbesonnenen Rede, denn ich wollte Eurem Lieblinge nicht zu nahe treten."

Nach diesen, leicht hingeworfenen Worten schlüpfte er, das Sinnen des Oberhaupts des Reiches benützend, schnell zum Gemache hinaus.

9.

Der stille Abend fand den Kaiser noch im Nachdenken über das, was er von Barnaba gehört hatte. Seine aufgeregte Phantasie setzte sich, aus Vermuthungen, Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten, eine Geschichte zusammen, die ihn aufs tiefste ergriff und erschütterte und während dies in dem Gemüthe des Salier's vorging, trat Heinrich leise ins Gemach, um seinen gebräuchlichen Abenddienst zu versehen. Der Kaiser schrack sichtbar zusammen bei dessen Anblicke und ein finsterer Zug zeigte sich auf seiner hohen Stirne; jedoch bald glättete sich dieselbe wieder, er schien schnell einen Entschluß gefaßt zu haben und freundlich redete er den unbefangenen Jüngling an.

„Heinrich, wir sind nun viele Monden hier in Mailand, wie findest Du denn die schöne Lombardei?" —

„Herr, das Land ist prächtig, zum Entzücken, die Menschen aber falsch und tückisch, denn es mangelt ihnen der biedere Charakter unseres Volkes und nimmer wird es uns hier zur Heimath werden."

„Da führest Du ein düsteres Bild mir vor die Augen, jedoch was Du bemerkt, ist nur des warmen Himmelsstriches Einfluß, denn der Lombarde ist, wie die ihn umgebende Natur, warm und rasch, leicht empfänglich und angenehm und jeden Augenblick zur Sinnlichkeit benützend, so lange das Leben blüht; allein sie hängen dennoch ganz innig an mir und ich kann auf ihre Treue mich verlassen."

„Ob Ihr das könnt, darob hege ich noch Zweifel. So lange Ihr hier verweilet, wohl, da geht's; doch, wendet Ihr den Rücken, ist es aus mit ihrer Treue. Glatt und freundlich ins Gesicht und — hintenher den Dolch!" —

„Mir scheint es bald, Du seiest wenig noch in freundlicher Gesellschaft hier gewesen. — Man rühmt die schwarzen Augen der lombardischen Schönen, hast Du vielleicht zu tief hinein gesehen, weil Du von Falschheit nur und von Heimtücke sprichst?" —

„Ach! hoher Herrscher, versetzte Heinrich erröthend, die Mädchen gerade sind es, nach welchen ich am letzten schaue."

„Bist Du vielleicht gebunden in der Heimath? — ihn fest anblickend, — denn noch haben wenige Deutsche solchen Reizen, wie sie hier sich finden, widerstanden. — Wie — Du schweigst? — Habe ich Dein Geheimniß denn errathen? — Du wirst feuerroth!" —

„Edler Herr, ob Eueren Reden, denn so habt Ihr noch nie mit mir gesprochen. — Wie sollte ich Armer, ich Vater- und auch Mutterloser, nur an dergleichen denken? — Ich habe ja nur meinen Gott zum Vater und Euch und Euere Gnade, nebst einem treuen väterlichen Rather in der theueren Heimath, den Wulf; doch habe ich hier noch einen Freund gefunden, der mich mächtig fesselt und mit trauten Banden an sich zieht."

„Du weichest meiner Frage aus, — doch gut. — Wer ist der Fremde, der sich Dir als Freund genahet?" —

„Richwin ist sein Namen; er ist ein Deutscher aus Schwaben, von edelem Geschlechte und kürzlich erst gekommen, um Euch seine Treue, seinen starken Arm zu weihen. Ach! Dies ist ein Mann, mit hohem Ausdrucke im Gesichte, der seinen biederen Charakter zu erkennen gibt! Ihn dachte, ihn wünschte ich mir zum Vater."

„Sonderbar ist es, daß ich ihn noch nicht bemerkt, denn meine Treuen kenne ich doch alle."

„Er theilt sich Niemand mit und nennt nicht seinen wahren Namen; auch Euer hehres Antlitz will er meiden, bis daß er eine schwere Schuld gebüßt und Euch seine Redlichkeit und Treue glänzend einst erwiesen, so lange will er unbekannt und ohne Namen bleiben. O! wie dieser Mann von Liebe und Eifer glüht für Euch und für sein deutsches Vaterland, das ist mit Worten nicht zu sagen; auf Zeit und auf Veranlassung nur wartet er, um Euch zu dienen, so wie auch seine Schuld zu tilgen und dieses ist es, was mich am meisten an ihn zieht; er ist gleichgesinnt mit mir, von ächtem deutschen Sinn beseelt und dennoch — unerkannt und namenlos, wie ich!" —

„Richwin heißt er; ich werde mir den Namen merken. Hat er Dir sonst von seiner Abkunft nichts vertraut?"

„Mit nichten, nur daß er von Geburt ein Schwabe; seine Bildung, seine Kenntnisse jedoch und sein biederes Gemüth lassen nicht auf niedere Herkunft schließen."

„Du nennst Dich, Heinrich, unerkannt und namenlos, demohngeachtet aber kenne ich Dich und Du hast einen Namen."

„Ja, was ich bin und weiß, verdanke ich Euerer Huld und Gnade; jedoch, verzeiht mir gnädiger Herrscher meine Offenheit, den Vater und die Mutter vermag mir Euere Güte nimmer zu ersetzen. Den alten Wulf verehrte ich bisher als meinen Vater, er ist so treu, so gut stets gegen mich gesinnt, auch stehe ich ihm, als Euerem Diener niederen Standes, viel näher als Euch selbst." (Forts. folgt.)

Aus der Vorgeschichte eines berühmten Staatsmannes. *)

⊕ Zu den berühmtesten Namen unserer Tage, und zugleich zu denen, über welche das Urtheil der Zeitgenossen am weitesten auseinander geht, gehört der des „Vicekaisers", des vormaligen französ. Ministers und jetzigen Senatspräsidenten Eugen Rouher. Während die Einen in ihm das Muster eines feinen und zu-

*) Nachstehender Artikel wurde geschrieben vor den neuesten Veränderungen in Frankreich. D. R.

gleich energischen Staatsmannes sehen, und seinen treuen und festen Character preisen, haben die Andern nicht übel Lust, ihm jede höhere staatsmännische Begabung und Bedeutung abzusprechen und in ihm lediglich nur das gewandte und geschickte Werkzeug, den gehorsamen Diener des „unverantwortlichen Verantwortlichen" zu sehen. Ohne zu verhehlen, daß wir uns allerdings mehr der erstern Anschauung zuneigen, wollen wir doch hier diese Streitfrage nicht weiter erörtern oder gar ihre Entscheidung versuchen. Dagegen dürfte es manchen Leser der Palatina interessiren, aus den Lebenstagen dieses Mannes vor seiner politischen Laufbahn einige, wie mir dünkt, treffende Züge zu hören, welche ich im möglichst engen Anschluß an die französische Skizze, der ich sie entnommen habe, referiren will. Mein Gewährsmann erzählt:

Es war im Jahre 1847. Die politische Lage verdüsterte sich zusehends. Das Ministerium Guizot, obgleich es über die Mehrheit in beiden Kammern verfügte und sich im Besitz des vollständigen Vertrauens Louis Philipp's befand, wurde ernstlich von einer heftigen Opposition innerhalb und außerhalb der Kammern bedroht und diese Opposition wurde mit einer furchtbaren Uebereinstimmung von den 300 damaligen Oppositionsjournalen unterstützt. Der zur Vertretung in der Kammer berechtigte Theil der Bevölkerung, diejenigen, welche den hohen Wahlcensus bezahlten, fühlte trotz ihrer vielfältigen Kammersiege sehr wohl, daß der Boden unter ihren Füßen wankte. Wie großen Erschütterungen in der Atmosphäre eine unbehagliche drückende Schwüle vorauszugehen pflegt, so gab sich in ganz Frankreich ein Gefühl des Unbehagens kund. Frankreich war unruhig und fühlte sich bedrückt. Ueberall, wo sich Leute zusammenfanden, in den Salons, auf den öffentlichen Promenaden und Plätzen, in den Bädern, wurde mit ungewohnter Heftigkeit politisirt. Das Land gab sich nicht mehr seinen Zerstreuungen und gewöhnlichen Vergnügungen hin; seine ganze Aufmerksamkeit war auf die politische Frage gerichtet, auf die Lage und Haltung der Regierung wie der Parteien.

Es war im Sommer; einer meiner Freunde nahm Bäder in Vichy. Eines Tages, als er sich nach seinem Bade begeben wollte, gewahrte er in der Allee des Parks eine Gruppe Leute, die einen Redner umringten, welcher ziemlich klein sein mußte, denn er verschwand vollständig hinter seinen zahlreichen Zuhörern. Mein Freund erkannte beim Nähertreten in dem Redner einen berühmten und ausgezeichneten Politiker, dessen Name sich damals in Aller Mund befand; denn er hatte in den letzten Tagen der kürzlich geschlossenen Session eine Rede gehalten, die mehr als oppositionell, die revolutionär war. Er hatte durch diese Rede seine Popularität wieder gewonnen, die er durch manche reactionäre Maßregel verloren, welche er traf, als er bei den damals so häufigen Ministerwechseln auf kurze Zeit ans Staatsruder gelangt war. Dieser Politiker konnte auch in Vichy seiner Oppositionsrolle nicht entsagen; er trat heftig gegen das Ministerium Guizot auf und erlaubte sich sogar ziemlich directe Angriffe gegen das Staatsoberhaupt, dessen Unverantwortlichkeit doch in der damaligen Constitution ausgesprochen war.

In diesem Augenblick kam ein junger Mann von etwa 30 Jahren hinzu, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, mit hoher Stirne, einem sanften und ernsten Blick und einer Stimme, welche zu fesseln und bis ins Innerste der Seele zu dringen vermochte. Er ließ sich nicht durch den großen Ruf und Character des berühmten Deputirten abhalten, entschlossen in einen Kampf mit ihm zu treten. Anfangs findet seine scheinbare Ueberhebung eine üble Aufnahme bei dem Publikum, welches murrt und geringschätzig nach dem Namen des Unbesonnenen fragt. Aber bald wird man durch seine maßvolle und gewandte Sprache gefesselt; er findet immer das treffende und wahre Wort; seine natürliche Beredsamkeit, welche frei von aller Gezwungenheit ist, gewinnt sich willige Zuhörer. Seine Ansichten, welche er mit aller Offenheit und Entschiedenheit bekennt, sind die conservativen und ordnungliebenden Grundsätze der Regierung, Grundsätze, die freilich damals nicht sonderlich beliebt waren. Nichtsdestoweniger können sich seine Zuhörer, die ihm anfangs ein zweifelhaftes Stillschweigen entgegenbringen, der Gewalt eines großen Talents und eines Mannes von klarer und fester Ueberzeugung nicht entziehen. Sein großer Gegner verweigert ihm nicht die Ehre, den Kampf anzunehmen. Auf der einen Seite entfaltet sich jener einschneidende, etwas geringschätzige und allzu zuversichtliche, nicht selten in's Persönliche ausschweifende Schwung, welchen der berühmte Staatsmann in seinen glanzvollen Reden an den Tag legt; auf der andern Seite findet sich eine feste, präcise und concise, bald energisch angreifende, bald farben- und bilderreiche, immer erhabene Rhetorik, welcher wir später auf einer andern und größern Tribüne wieder begegnen. Dieser Redekampf, welcher etwa eine halbe Stunde währte, erhielt den gleichmäßig vertheilten Beifall des entzückten Auditoriums, das streng unparteiisch geworden war. „Sie werden, mein Herr, Ihre Carriere machen und es weit bringen," sagte zum Schluß der gewiegte Staatsmann zu seinem jungen Gegner; „Sie werden es sehr weit bringen, wenn Sie fortfahren zu arbeiten." Wie man schon errathen haben wird, waren die beiden Gegner Thiers, vordem Minister der Julirегierung und jetzt Haupt der Opposition, und Rouher. Beide ahnten damals wohl nicht, daß sie in späteren Tagen noch manchen heißen Strauß mit einander auszufechten haben würden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

⚒ Vom Rhein. Am 19. Januar bereitete die Gemeinde Burrweiler ihrem mit diesem Tage in den wohlverdienten Ruhestand versetzten 70jährigen Lehrer Herrn Daniel Busch ein Fest, welches wegen seiner Schönheit und Seltenheit in weiteren Kreisen Erwähnung verdient. Nachdem bekannt war, daß Herr Busch, der bereits im 52. Dienstjahre steht und davon 48 der Gemeinde Burrweiler gewidmet hat, um seine Quiescirung nachgesucht, und daß dieselbe auch be-

finitiv in Aussicht stehe, bildete sich in der Gemeinde ein Comite, welches in aller Stille die Vorbereitungen zu der Jubelfeier in die Hand nahm. Durch freudiges, vereintes Zusammenwirken der ganzen Gemeinde wurde das Fest in seiner Art ein solches, wie deren in unserer Pfalz noch wenige Lehrern bereitet worden sein dürften.

Am Vorabend wurde dem Jubilar ein Fackelzug gebracht; der Singverein trug einige wohlgelungene Chöre vor. Als dann eine Deputation dem Gefeierten die Glückwünsche und Dankbarkeit der Gemeinde ausdrückte, da war der bescheidene Lehrer, der eine solche Kundgebung nicht erwartet, so ergriffen, daß er nur unter Thränen der Freude der auf dem freien Platze vor dem Schulhause fast ganz versammelten Gemeinde „allen seinen lieben Schülern" seinen Dank auszusprechen vermochte.

Am folgenden Tage versammelten sich sodann die Ortsschulcommission und der Gemeinderath mit dem Bürgermeister und Pfarrer an der Spitze um 1 Uhr im Schulhause, drückten dem Jubilar die Glückwünsche und den Dank der Gemeinde für sein 48jähriges ausgezeichnetes Wirken in Schule und Kirche aus und geleiteten denselben in feierlichem Zuge in den auf das Festlichste decorirten Saal der „Krone". Hier waren bereits die Festgäste: Mitbürger, Schüler, Collegen und Freunde des Gefeierten in solcher Anzahl versammelt, daß die noch später Ankommenden kaum mehr ein Plätzchen fanden. Drei weißgekleidete Mädchen begrüßten den eintretenden Jubelgreis mit einem passenden Festgedicht und durch Ueberreichung von Blumensträußen. Sodann, fand von entsprechenden Worten begleitet, durch ein Comitemitglied die Ueberreichung der Festgeschenke statt, bestehend in einem sehr schönen Sopha und einem prachtvollen silbernen Pokal. Unter einem dreifachen donnernden Hoch auf den Jubilarius schloß dieser Act und nun begann das Festdiner, an dem circa 60 Personen Theil nahmen, und das durch mehrere Toaste auf den Gefeierten des Tages, auf die Gemeinde, durch Vortrag eines von Lehrer Keiler aus Oberhochstadt verfaßten sehr passenden Festgedichtes, durch Scherz und ungezwungene heitere Unterhaltung gewürzt wurde.

Bekanntlich ist der Freundeskreis des Hrn. Busch ein sehr ausgedehnter; seine liebenswürdige Freundlichkeit und Aufrichtigkeit, sein gerader und dabei stets heiterer Sinn, sein immer frisch sprudelnder Humor öffneten ihm überall die Herzen. Von Nah und Fern waren darum Freunde und Collegen herbeigeeilt, aus der Ebene und vom Pfälzerwald, von der Blies und vom Rhein. Außer dem wackeren Ortsgeistlichen, der seinen Gefühlen gegen seinen Lehrer schon einige Tage früher durch Ueberreichung einer silbernen Dose Ausdruck verliehen hatte, sahen wir noch mehrere Nachbarspfarrer, etliche Bürgermeister der Nachbarschaft und circa 15 Lehrer in der Gesellschaft. Und wer nicht persönlich dem Feste beiwohnen konnte, drückte schriftlich seine Theilnahme aus; Briefe an Hrn. Busch liefen deßhalb in Masse ein; die Lehrer von Speyer schickten ein Telegramm.

Der schöne Tag fand seinen Abschluß in einem sehr zahlreich besuchten Festball, der die meisten Gäste bis zur Frühstunde zusammenhielt.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß der Himmel dem verehrten Jubelgreis, Herrn Busch, noch viele Jahre der ungetrübtesten Ruhe und Freude verleihen und die Gemeinde Burrweiler wieder einen Lehrer finden möge, der in der Weise seines Vorgängers fortarbeite am Werke der Bildung und Jugenderziehung.

(Ein theurer Leckerbissen.) Mit zwei anderen Studenten gerieth ich — so lesen wir in der L. Z. — während der Universitätsferien in einen Hamburger Delikatessen-Keller. Obenan auf der Speisekarte war zu lesen: „Salanganen" (Indische Vogelnester). „Salanganen"! rief unser langer Friese. „Es werden Salanganen geschmaust! . . . Kellner! Drei Mal Salanganen; Drei Flaschen Portwein!" Bei dem Ausrufe „Salanganen" stürzten von allen Seiten Kellner herbei. „Drei Mal Salanganen; zu dienen!" sagte der Oberkellner. „Aber wie viel, wenn ich fragen darf, mein Herr?" — „Nun, das ist doch klar, wie aus Professor Bitters Sommerlogik. Drei Mal bedeutet so viel, wie drei Portionen"! „Sehr wohl, mein Herr. Aber Salanganen werden nach dem Gewichte bestellt. Befehlen Sie vielleicht drei Loth?!" — „Drei Loth! Für drei Studenten! Beim Zeus. Ein Pfund, Oberkellner!" — Der Oberkellner rieb sich verlegen die Hände. „Wollen Sie es nicht erst mit einem Viertelpfündchen versuchen?" — „Aber warum?" — „Oder ein halbes Pfund. Das ist schon sehr stark! Sie können ja noch nachfordern, meine Herren." — „Gut denn; ein halbes Pfund Salanganen!" Der Portwein langt an; die übrigen Gäste, auch die, welche nach uns gekommen, erhalten die von ihnen bestellten Speisen; die Salanganen erscheinen nicht. „Diese Philister haben keine Salanganen; ich wette drauf!" ruft der Friese. Aber siehe unser Tisch wird schon gedeckt, Teller darauf gesetzt und das lucullische Mahl kann beginnen. In einer verdeckten, sehr umfangreichen Terrine befindet sich die Suppe. „Welche scheußliche Suppe!" schreit der Friese nach dem ersten Kosten, mit dem Löffel in einer dicken Gallerte herumfahrend. „Nicht zu genießen!" Die Suppe war über alle Beschreibung fade, obgleich sie wirklich unverschämt nach Zimmt und Vanille roch. „Die reine Qualle!" „Bestes Froschlaich!" „Es sind wenigstens noch drei Teller voll in dem Punschnapfe!" „Noch Qualle gefällig?" fragte der Friese in der Terrine umherrührend. Da wir beiden Anderen uns bedanken, so hält der Friese die Terrine unter den Tisch, und sein Hund, Bello genannt, schlappt die Suppe in seinen Riesenmagen hinein.

Das Geschirr wird vom Oberkellner selbst fortgenommen, und es entsteht eine große Pause. Wir bestellen zum zweiten Male drei volle Flaschen. Wo bleiben die Salanganen?" Herr Oberkellner, wie lange sollen wir nach Ihrer gefälligen Berechnung auf die Salanganen noch warten?" Der Oberkellner wird ganz blaß. — „Meine Herren! Salanganen, ein halbes Pfund, haben Sie durch meine eigene Hand erhalten!" „In dem Punschnapfe?" riefen wir lachend. — „In der Terrine. Wollen Sie vielleicht die Rechnung? Sie scheinen es eilig zu haben." — „Lassen Sie hören." — „Sechs Flaschen Port, macht achtzehn Mark —" „Das klingt sehr hoffnungerweckend! Solch einen Port getraue ich mir aus Kirschbranntwein und Rum noch besser herzustellen." — „Meine Herren, der Port war ächt und gut. Achtzehn Mark. Ein halbes Pfund Salanganen, bester Qualität, durchaus rein, macht fünfundsiebenzig, und achtzehn, macht dreiundneunzig Mark." — „Dreiundneunzig Mark!" wiederholten wir, unwillkürlich uns erhebend. „Curant. Bitte, bleiben Sie noch hier, meine Herren!" — „Aber! das sind ja über sechsunddreißig Thaler, von denen Bello mindestens fünfzehn im Magen hat!" „O, wir haben die ganze Rechnung im Magen!" Die anderen Gäste waren aufmerksam geworden. — „Indische Vogelnester gegessen, und wissen es nicht!" hörten wir murmeln. Die Kasse ward zusammengesucht, und mit genauer Noth entrannen wir, total ausgeplündert, der Salanganen-Höhle. Es war nur ein halbes Pfund; aber das war schon „sehr stark!"

Charade.
(Dreisylbig.)

Meine Ersten kannst Du finden,
In des Thales stillen Gründen,
Oftmals auch in luft'gen Höhen,
Kannst sie heut zum Kranze winden,
Morgen können sie verkünden,
Daß die letzte bald wird gehen;
Mit ihr mußt Du freilich eilen,
Doch trifft sie Dich ungelegen,
Wird Dir lästig das Bewegen.
In die Decken, in die warmen
Hüllst Du Dich, s' ist zum Erbarmen;
Weilt zu lang die Wärt'rin draußen,
Während Dir die Ohren sausen;
Seh' ich Dich, sie her zu heißen,
Wüthend dann am Ganzen reißen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 11. Speyer, Donnerstag, den 27. Januar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser ging nachsinnend dem Fenster zu und murmelte für sich hin: ja, Wulf der war's, dem ich, nebst einem anderen, den Auftrag gab, das Kindlein aus der Mühle zu ermorden; — sollte er mich getäuscht haben und bei Leben es erhalten haben? Derselbe Wulf war auch um mich, als ich am schwäbischen Hofe den Heinrich fand und er hat mir am meisten zugesprochen, den schönen Jüngling mitzunehmen. — Mir dämmerts schrecklich, wann wird es hier tagen? Sollte jene Geisterstimme, die ich vernommen, sich verwirklichen und meine einzige Tochter einem Ungekannten, Namenlosen werden? — Nimmermehr! — Das kann, das darf nicht sein und sollte ich alles, ja das Aeußerste, einen zweiten Mord sogar, noch wagen, um diesen, auf den Edeldiener blickend, aus dem Wege zu räumen! — Und doch — wie rein — wie unschuldsvoll ist er! Konrad, — Konradus — weiche ja nicht nochmals ab von Recht und Pflicht, denn entsetzlich ist die Reue, die seit jenem ersten Blutbefehle dich immerdar noch foltert und quält! Willst du nun neue Schuld auf dein Gewissen laden, da die alte ja noch nicht getilgt? — Nein! — Nichts! — Hinweg mit solchem trüben Bilde! — Nur einem Ebenbürtigen bestimme ich meine Tochter, dies sagte ich noch Gisela'n bei dem Abschiede und nie soll dieser Fremdling, mir schauert bei dem Namen, die Reihe meiner hohen Ahnen schänden! — Jedoch, ich muß ihn noch ausholen, ob ich nicht einiges Licht in dieser peinigenden Ungewißheit erhalte, denn mir ahnet Schreckliches! —

„Erinnerst Du Dich, Heinrich, noch daran, als ich bei dem Schwabenherzoge Hermann zum erstenmale Dich sah, es mögen jetzt fünf Jahre etwa sein. Hat denn derselbe niemals, oder seine Gattin, die mit mütterlicher Liebe Dich umfing, von Deiner Abstammung mit Dir gesprochen? Ich konnte nichts von ihnen erfahren, als diese Rede: der Himmel hat ihn uns geschenkt auf wunderbare Weise noch als Säugling, darum haben wir mit elterlicher Liebe, als ein Pfand des Höchsten, ihn erzogen und gebildet. — Auch konnte ich nur mit Mühe Dich erhalten und äußerst wehe that es ihnen, sich von Dir zu trennen, so hingen sie an Dir mit inniger Liebe."

„Ich selbst habe, hoher Herr, niemals mehr vernommen durch dieselben von meiner Herkunft; ich stehe also allein und habe nur Gott und Euch, denn der Vater und die liebevolle Mutter sind mir fremd und unbekannt! Mein Ursprung birgt in Dunkel sich, das nie gelichtet werden wird! Nur Wulf allein ließ darüber, vor geraumer Zeit, ein geheimnißvolles Wörtchen einmal fallen, doch klarer ward mir es seitdem nie: Der Herzog, sagte er, habe mich auf der Jagd gefunden; dies ist alles, was ich in Erfahrung bringen konnte."

„Ja, düster ist Dein Geschicke! — so sprach der Kaiser zu dem Edelknaben, jedoch, indem er sich aufs neue von demselben abwandte und sich wieder dem Fenster näherte, mir fängt es schrecklich, schrecklich an zu tagen! Wie konnte ich nur bisher so sorglos und verblendet sein?" —

Der Kaiser stand in tiefes Sinnen versunken; allein nach einer langen Pause drehte er sich schnell um, ging auf Heinrich zu und fragte ihn hastig: „wie alt bist Du, mein Sohn?"

„Ich zählte vierzehn Jahre schon, als ich mit euerem Hof aus Schwaben zog und seit fünf Jahren diene ich Euch."

„Also neunzehn Jahre! für sich: Das Alter auch stimmt damit überein! — Heinrich, rief er darauf laut nach kurzer Weile, entferne Dich, ich will allein und ungestört sein diesen Abend und Deines Dienstes bedarf ich heute nicht mehr."

Nachdem sich derselbe entfernt hatte, ging der Kaiser mit großen, mächtigen Schritten im Gemache auf und nieder; seine strengen Gesichtszüge, sein dröhnender Gang und sein öfteres plötzliches Stehenbleiben tief in Gedanken versunken, deuteten den gewaltigen Kampf an, der in seinem Innern tobte. — Wie ist mir? — so machte er endlich durch Worte seinem gepreßten Herzen Luft, — ist es Wahn, ist es Traum? — Ist es Täuschung oder Wirklichkeit? Sollte sich denn doch die geheimnißvolle Stimme als wahr bewähren, die ich vor neunzehn Jahren in jener abgelegenen Waldesmühle bei dem Schreien des

Säuglings vernahm: Dies Kind wird einst Dein Eidam und Dein Erbe werden! — Schrecklich tönen diese Worte mir heute noch in den Ohren, allein weit fürchterlicher ist die blutige That, die ich begehen ließ an dieser Unschuld! — Wie viel habe ich seitdem erduldet an qualvollen Gewissensbissen, die mein Inneres durchwühlten! Und diese Schuld sollte nun von mir genommen sein, wenn Heinrich der Knabe aus jener Mühle und am Leben erhalten worden wäre? O Wulf, Du einziger Zeuge der noch lebt, wärst Du doch hier, mir alles gänzlich aufzuhellen! Mein Inneres sagt es mir laut: er ist es! O so wär mein Herz und mein Gewissen färder frei von solcher Qual. — Wie aber — ich sollte zu meinem Eidam einen Findling haben? — Nein, nimmermehr und müßte ich nochmals eine Blutschuld auf mich laden! Denn daß es meine Tochter ist, die Heinrich liebt, das schließe ich aus den Worten Barnaba's, auch das goldene Kleinod und das Zusammensein im Garten meiner Pfalz dienen hiefür zum Beweise. Ja, ich seh' es nun leider ein, der Edelknabe hat mein Töchterlein bethört und solche Schlange nährte ich bisher an meinem Busen, liebte sie, erzog sie mir zur Pein! — Jedoch, wäre es möglich? — Mein Heinrich sollte in der That so tief gefallen und gesunken sein? — Seine Unschuld und die Reinheit seines Herzens, die er stets in seinem Aeußern zeigte, sollten Schein nur und Betrug gewesen sein? Unglaublich ist es zwar, aber? — Nein, nein, ich darfs nicht dulden und müßte ich ihn zum zweitenmal verderben! —

Der Kaiser ließ sich an einem Tische nieder und schrieb, allein plötzlich fuhr er wieder vom Sitze auf mit den Worten: was wird Gisela sagen? Sollte sie vielleicht — doch nein, sie ist in selbem Falle wie ich, die gute, edle, gleichgestimmte Seele; sie ist ebenfalls getäuscht und hintergangen, auch konnt' sie nimmer den Verrath des Edeldieners ahnen! Drum rasch an's Ziel und nicht gezaudert! — Nachdem er dies gesprochen, setzte er sich abermals, schrieb noch kurze Zeit, siegelte das Pergament und begab sich dann zur Ruhe. —

10.

Am frühen Morgen ließ er den Edelknaben rufen: „Rüste Dich zur Heimfahrt", sprach er zu ihm, „doch schnell und ohne Säumen, Du sollst den Meinigen Kunde bringen von meinem Wohlergehen. Hier ist ein Schreiben an Gisela, meine theuere Gattin, bringe ihr noch mündlich meinen Gruß und nun gehab' Dich wohl."

„Ihr zittert, hoher Herr, Ihr wendet Euch von mir und bebend reichet Ihr mir dieses Schreiben! — Nicht frohe Botschaft scheint es zu sein, die ich soll bringen; doch Eueren Befehl vollziehe ich gern und pünktlich, wie es einem treuen Diener ziemt."

„Reise schnell mein Sohn, denn es hat Eile, die Ehre meines Fürstenhauses beruht auf diesem Pergament. Forsche emsig, wo Gisela weilet, ob in der Pfalz zu Speyer, Worms und Ingelheim, oder auch vielleicht zu Aachen und sage ihr mündlich, meinen Auftrag möge sie schnell vollziehen; auch grüße den Dechant des Speyerer Domes." — Darauf winkte er mit kalter Hand zum Scheiden und begab sich in ein anstoßendes Gemach.

Heinrich blieb noch einige Augenblicke stehen, verblüfft und unruhig über des Kaisers sonderbares, veränderles Benehmen, das todte Pergament in seinen Händen wägend. — Was mag sein Inhalt sein, sprach er nachdenkend und welche Folgen wird es haben? — Sollte wohl darin von mir die Rede sein? Sollte wohl der tückische Lombarde Barnaba mich angeklagt, mich verläumdet haben, bei meinem lieben guten Herrn? Mir ahnet leider nichts Erfreuliches und mein Geschick wird stets verworrener. Jedoch, mag kommen was da will, sei ruhig, ängstlich Herz, besänftige Dich mit Wulfs gewichtigen Worten: sei treu und redlich, vertraue dabei auf Deinen Gott und Vater, er wird die Unschuld schützen und bewahren! —

Er stürmte hinaus und sein letzter Gang war noch zu seinem väterlichen Freunde Richwin, ihm das Vorgefallene zu vertrauen. Dieser jedoch theilte Heinrichs Besorgnisse nicht, sondern er sprach ihm vielmehr Muth zu und stellte ihm hauptsächlich die Freude vor, das Vaterland bald begrüßen zu können, so wie auch die daselbst zurückgebliebenen Lieben und Freunde wieder zu sehen; allein so sehr sich auch Heinrich auf den Anblick der theuern Heimath, vor allem aber seiner geliebten Mathilde freute, so durchbebte ihn doch immer bei solchen Gedanken eine störende Ahnung, weil des Kaisers unerwartetes Betragen gegen ihn und sein eiliges Hinwegsenden vom Hoflager in jeder Beziehung zu auffallend waren. Wie konnte er, dies waren augenblicklich seine Gedanken, nun, nach des Kaisers augenscheinlicher, für ihn jedoch unerklärbaren, Ungnade, sich einer günstigen Lösung und Gestaltung seines Verhältnisses mit der Geliebten, auch nur im entferntesten getrösten? Wie durfte er jetzt die Hoffnung hegen, wieder täglich um dieselbe und um ihre weise Mutter sein zu können, wie früher? — Was enthält dieser räthselhafte Brief, sagte er? Erfordert nicht vielleicht die Wohlfahrt und die Ehre des hohen Salierhauses, mich auf ewig von dessen Nähe und von der Familie zu verbannen? — Und ich soll mich des frohen Wiedersehens freuen? O, unglückseliger Zustand!

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Vorgeschichte eines berühmten Staatsmannes.

(Schluß.)

Rouher war damals Advocat am königlichen Gerichtshof von Riom in der Auvergne (Depart. Puy de Dome). Sein erstes Auftreten als Advocat dort-

selbst steht, wie ich hörte, in enger Verbindung mit einem schweren Familienereignisse. Er war angestellt auf dem Bureau seines älteren Bruders, der, ein ausgezeichneter Jurist, die größte Anwaltpraxis in Riom hatte. Unter der Leitung dieses Meisters, dem er mit voller brüderlicher Liebe zugethan war, machte er seine praktischen Studien, nachdem er zuvor auf der Pariser Universität die theoretischen absolvirt hatte. Eines Tages brachte man diesen seinen Bruder in einem besorgnißerregenden Zustande nach Hause. Derselbe war in der Gerichtssitzung während einer Rede plötzlich von einem starken Unwohlsein befallen worden und gab wenige Tage hernach den Geist auf. Eugen Rouher hatte die Proceßacten vorbereitet und sie genau studirt und übernahm es nun trotz seiner Jugend und trotz der Befürchtungen des Clienten, sich einem der angesehensten und bewährtesten Advokaten Riom's gegenüberzustellen. Nachdem er mit gewinnender Bescheidenheit an die Nachsicht des Richtercollegiums wie *seines* Gegners appellirt hatte, eröffnete er entschlossen die Debatte. Sein Erfolg war ein glänzender und vollständiger, er gewann den Proceß; der Gerichtshof und sein unterlegener Gegner machten ihm die größten Complimente und das ganze Barreau bezeigte ihm seine Achtung. In kurzer Zeit hatte er seinen Bruder vollständig ersetzt und der Ruf seines Talents stieg und verbreitete sich zusehends, so daß nicht nur alle wichtigen Prozesse in Riom seine Führung und Vertretung aufsuchten, sondern er sogar berufen wurde, einen wichtigen Prozeß vor allen Tribunalen des Bezirks dieses Gerichtshofes zu führen. Bei seinem guten und zuverlässigen Gedächtniß und bei seiner Begabung, die verschiedensten Rechtsfragen und Thatsachen aufzufassen und zu bearbeiten, plaidirte er ebenso gewandt als sicher und wußte mit seiner eindringenden Sachkenntniß das trockenste und scheinbar geringfügigste Detail zu verwerthen und dafür zu interessiren. Seine Stärke aber war namentlich einerseits, die Hauptgesichtspunkte, so zusagen die Lichtpunkte der Streitfrage hervorzuheben, indem er gerade auf den Gegenstand losging, dann, was bei den Franzosen immer Glück macht, erhabene und philosophische Betrachtungen, glanzvolle Resumés, kühne und originelle Parallelen einzuflechten, wodurch seine Reden so farbenreich und fesselnd wurden. Zur Zeit jener obenerwähnten Begegnung in Vichy befand er sich auf dem Höhepunkt seines juristischen Ruhms.

Einige Monate später rechtfertigte die Revolution, die er Herrn Thiers als die unausbleibliche und nahe Folge seiner leidenschaftlichen Opposition vorausgesagt hatte, seine düsteren Prophezeihungen. Die Bourgeoisie *stürzte* den roi-bourgeois und etablirte die Republik, *um sich* bald vor den zügellosen Ausschreitungen der *socialistischen* Anarchie nach der Reihe unter die Dictatur Cavaignac's, des Prinzpräsidenten und des Empire zu flüchten. Rouher wurde 1848 als Deputirter seines Departements in die „Constituante", jene traurige Parodie von 1789, gewählt. Sein instinctiver Haß gegen die rothe Anarchie führte ihn auf die Bänke der äußersten Rechten, nicht weit von dem Manne, den die Vorsehung bestimmt hatte, gleich seinem Oheim der Erbe einer alle Grundlagen des Staats- und Volkslebens erschütternden Revolution zu werden, und dem er in den kommenden Zeiten mit Rath und That zur Seite stehen sollte. Auch in der neuen Lage, mit der jetzt seine politische Laufbahn beginnt, blieb er, was er vordem war, der Sachwalter der seiner Hingebung anvertrauten Interessen, nur daß diesmal die Interessen des ganzen Landes in Frage standen und sein Klient Frankreich hieß. Bald zog er die Aufmerksamkeit auf sich und galt als ein Mann, der die Partei der Ordnung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und eine ihrer festesten Stützen zu werden versprach.

So weit mein Gewährsmann. Ist die Laufbahn des hier geschilderten Staatsmannes schon zu Ende? Seine Feinde hofften und seine Freunde fürchteten, daß die Veränderung, welche in diesem Sommer mit seiner Stellung eingetreten ist, — der Staatsminister wurde bekanntlich zum Senatspräsidenten ernannt — nichts sei als eine ehrenvolle Beseitigung. Aber schon der Umstand, daß Napoleon den bewährten Rathgeber auch jetzt noch bei allen wichtigen Anlässen zuzieht, machte erstere stutzig und es mag leicht sein, daß Rouher bei der ungewissen und umdüsterten Zukunft des Kaiserthums noch Gelegenheit finden wird, seinem Kaiser und dessen Familie seine nützliche Freundschaft und seine treuen Dienste zu erproben.

Miscellen.

Das Bremer Schiff „Astronom", Capt. Klöpper, hatte auf seiner letzten Reise nach Newyork zwei Tagereisen von diesem Platze eine interessante Begegnung. Eine amerikanische Bark, „Santander", Capt. Fisher, von New-Bedford, sandte, aus der Davisstraße kommend, zu dem „Astronom" ein Boot, in welchem sich der amerikanische Polarreisende C. F. Hall befand. Der „Astronom", welcher mit Auswanderern nach Newyork ging, bot Hrn. Hall seit langer Zeit die erste Begegnung mit Europäern. Er, wie der Capt. Fisher, welcher in Cumberland-Inlet überwintert, waren hoch erfreut, Nachrichten aus der civilisirten Welt zu empfangen. Hall hat fünf Jahre bei den Eskimos gelebt, die Winter in ihren Schneehütten, hat im Sommer große Reisen zu Schlitten, die Flüsse entlang, ausgeführt und jenes merkwürdige, indolente, leidenschaftslose, im Absterben begriffene Volk, nachdem er seine Sprache erlernt, gründlich studirt. Besonders hat er den Spuren der Franklin-Expedition nachgeforscht und noch einzelne Gegenstände, Instrumente &c. dieser unglücklichen, vielgesuchten Expedition aufgefunden, die er mitbrachte. Neben werthvollen Sammlungen hat er auch eine Eskimofamilie, Mann, Weib und Knabe, mitgebracht, von welcher sich der letztere auffallend intelligent zeigte. Hall ist gegenwärtig mit Abfassung seines Reisewerkes beschäftigt und äußerte gegen Capt. Klöpper seine Absicht, einmal nach Europa, wo das Interesse für Polarreisen jetzt reger zu sein scheint, als in Amerika, zu reisen und Mittheilungen über seine Erlebnisse zu machen. Mit großem Interesse vernahm er besonders die Kunde von der deutschen Polarfahrt.

In Breslau ist ein „Lyceum für Damen" eröffnet worden, in welchem Collegia über Kunstgeschichte, Literatur und Culturgeschichte, Pädagogik, das Wissenswertheite auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, Weltgeschichte und Hauswirth-

schafts-Chemie gehalten werden. Später soll auch Musik-, Gesundheits-, Volkswirthschaftslehre und Botanik in den Lehrplan aufgenommen werden.

Kattowitz in Oberschlesien, 21. Jan. Am 17. d. ereignete sich auf der fürstlich Hohenlohe'schen Carolinengrube ein bedauerliches Unglück, indem auf Hugoschacht durch eine Kessel-Explosion 13 Menschen verunglückten; 3 waren sofort todt und 4 sind inzwischen an den erhaltenen Verletzungen gestorben, während für die übrigen ebenfalls wenig Aussicht auf Rettung vorhanden ist. Die Arbeiter befanden sich im Förderthurm, welcher durch eine Thür mit dem Maschinenraum in Verbindung steht. Letztere wurde im Moment der Explosion durch eine Frauensperson geöffnet und die siedend heißen Dämpfe drangen durch dieselbe auf die Unglücklichen ein. Das Maschinenhaus wurde theilweise zerstört und die daneben vorüberführende Bahn auf einige Zeit unfahrbar gemacht.

Von dem kürzlich zu Rom verstorbenen Bildhauer Tenerani erzählt man, daß er auf absonderliche Weise zu seiner Frau kam. Vor Jahren besuchte er öfters die Familie Montebbio, in die er einen Neapolitaner, seinen besten Freund, einführte. Dieser verliebte sich in eine der Töchter Montebbio's und verlangte sie zur Frau, bat jedoch um drei Jahre Zeit, um seine Familieninteressen in Ordnung zu bringen. Auf diese Bedingung wollten die Eltern des Mädchens nicht eingehen, gaben aber am Ende nach, weil Tenerani für seinen Freund Bürgschaft leistete. Nach Verlauf der drei Jahre erwies sich jedoch der Neapolitaner als treulos, und Tenerani bot seine Hand dem Mädchen an, um den Schaden wieder gut zu machen. Er wurde angenommen und hinterließ jetzt seiner Frau drei Kinder und zweimalhunderttausend Scudi.

Eine Academie für Journalisten. In Dorchester, England, hat ein Herr Wallace Eyse eine Academie für Journalisten gegründet. Nach dem Prospectus müssen sich die jungen Leute zu einem dreijährigen Cursus verbinden; auch ist eine besondere Classe für Zeitungsbesitzer und Verleger eingerichtet. Die literarische Kritik, die Berichterstattung, der Leitartikel, das Annoncenwesen, die Verbreitung, die Manipulationen des Betriebs — für Alles dies hat die Academie besondere Lehrer.

(Neueste Mode.) In England tritt als neueste Mode das Hinken auf. Bekanntlich geht leider die schöne Prinzessin von Wales, Alexandra, in Folge von Krankheit noch immer etwas lahm, und dieses traurige Gebrechen beeifern sich die englischen Damen nachzuahmen. Zu diesem Zwecke wird von einer Stiefelette der Absatz gänzlich entfernt, auf der andern dagegen bedeutend erhöht, und das dadurch künstlich hervorgebrachte Hinken nennt man „à la Alexandra."

Auf Juan Fernandez, der berühmten Insel Robinson Crusoe's, hat Robert Wehrdan, ein sächsischer Ingenieur, der als Major während der Rebellion in der Bundesarmee diente und im Jahre 1869 diese Insel käuflich an sich brachte, eine deutsche Colonie angelegt, welche aus circa 70 Personen besteht. Mit allen für Ackerbau nothwendigen Geräthschaften, sowie dem gehörigen Viehstande versehen, erfreut sich diese Colonie bereits eines großen Wohlstandes. Da die Insel von Wallfischfahrern, um daselbst Wasser einzunehmen, besucht wird, kann man auf häufige Nachrichten über das Wohlergehen und die Entwickelung dieser romantischen Colonie rechnen.

Ueber das Rösten von Kaffee führt Dr. Langbein in seinen „Vorträgen über Chemie" folgendes Interessante an. Durch das Rösten erleidet die Zusammensetzung des Kaffee's eine große Veränderung: die hornartige Masse wird pulverisirbar, Gerbsäure, Zucker und Fett zum Theil zerstört und das Kaffeeöl durch die Hitze verflüchtigt. Da nun aber das Kaffeeöl den angenehmen aromatischen Geruch des Kaffees bedingt, so kann man das Oel dadurch zurückhalten, daß man größere, scharf getrocknete Brodwürfel mit dem Kaffee in die Trommel bringt, welche einem Schwamme gleich die Oeldämpfe aufsaugen, und, da sie sich schwerer erwärmen, also weniger heiß als die Bohnen sind, die Oeldämpfe verdichten. Die Würfel werden mitgemahlen, gekocht und bewirken eine früher nicht gekannte Vermehrung der Güte des Getränkes. Der Brodzusatz beträgt auf 3/4 Pfd. Kaffee 1/4 Pfd. scharf getrocknetes Brod. — Der nun fertig geröstete Kaffee muß in geschlossenen Gefäßen erkalten, die man möglichst vollgefüllt hat. Will man den gerösteten Kaffe längere Zeit aufbewahren und ihn vor dem Verlust seines Aroma schützen, so läßt sich das Bestreuen der noch warmen Bohnen mit Meliszucker (auf 25 Pfd. Kaffee 3/4 Pfd. Zucker) empfehlen; dieser umhüllt (beim Zerfließen) die Bohnen mit einer Decke und bewahrt ihnen das Aroma.

Liebigscher Fleischextrakt. Die „Annalen der Landwirthschaft" schreiben: Noch gar häufig begegnet man der fälschlichen Ansicht, als ob der Liebig'sche Fleischextrakt für sich allein ein Nahrungsmittel und insbesondere für schwächliche Personen besonders heilsam sei. Obschon diese Ansicht, unbeschadet des Werthes als Beförderungsmittel der Verdauung, längst widerlegt und auch im Monatsblatt der Annalen, Bd. 49 S. 229 ff., von Professor Dr. Eichhorn ausführlich als unrichtig dargethan ist, so halten wir einen wiederholten Hinweis darauf für um so angemessener, als inzwischen directe Versuche bekannt geworden sind, welche mit Rücksicht auf den angeblichen Nährwerth des Fleischextrakts angestellt wurden.

Wir entnehmen die folgenden Angaben den „Untersuchungen über die physiologische Wirkung der Fleischbrühe, des Fleischextraktes und der Kalisalze des Fleisches", ausgeführt von Dr. Kemmerich und publicirt in „Pflüger's Archiv für die gesammte Physiologie", 1869, S. 49 ff.

Der Verfasser machte Fütterungsversuche mit Liebigschem Fleischextrakte in der Weise, daß er einem acht Wochen alten Hunde alle Nahrung entzog und nur Wasser gab, während er einem gleich alten, aber schwereren Hunde Wasser und Fleischextrakt verabreichte. Es stellte sich heraus, daß das Körpergewicht des schwereren, mit Extrakt gefütterten Hundes schneller abnahm, als das Gewicht des anderen Hundes, der gar keine Nahrung erhalten hatte.

Nachdem sich die Hunde bei Milch und rohem Fleisch wieder erholt hatten, wurde das Experiment wiederholt. Der mit Fleischextrakt gefütterte Hund starb nach 12 Tagen, der andere Hund, der gar keine Nahrung erhalten hatte, war zwar mager, aber noch verhältnißmäßig munter und wog mehr, als der, welcher den Extrakt erhalten hatte. Der Verfasser meint, daß es keinem Zweifel unterliegen könne, daß die raschere Gewichtsabnahme des einen Hundes und sein Tod wesentlich der Kaliwirkung des Liebigschen Fleischextraktes zuzuschreiben sei. Verfasser hatte nämlich durch andere Versuche gefunden, daß die Kalisalze des Fleisches in enger Beziehung zu den thierischen Geweben stehen, sie haben eine erregende Wirkung. Die durch die größere Anzahl und Stärke der Herzcontraktionen vermehrte Leistung des Herzmuskels und die sekundär veranlaßte Steigerung der physiologischen Oxydationsprozesse bewirkten einen rascheren Verbrauch der thierischen Gewebe.

Der Verfasser räth daher, bei schwächlichen Personen die Fleischbrühe nur in kleinen Portionen und häufiger zu verabreichen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 12. Speyer, Samstag, den 29. Januar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

Nach einem herzlichen Abschiede von Richwin, der ihn auf eine freudige Wiedervereinigung in der Heimath vertröstete, trat der Edelknabe die Rückreise an, ohne nur noch einmal Barnaba's zu gedenken, denn zu viel hatte er mit dem ihm gewordenen unheimlichen Auftrage, sowie mit seinem — Herzen zu thun und ohne Gefahr gelangte er über die Alpen an den vaterländischen Rhein. Abwärts ging es nun den Strom entlang nach Speyer, wo er indessen Gisela in der kaiserlichen Pfalz daselbst nicht traf, denn sie hielt sich damals in derjenigen zu Aachen auf. Dem Zuge seines Herzens folgend, kehrte er also bei dem Speyerer Dechanten ein, der ihn früher so freundlich und väterlich aufgenommen und an welchen er überdem seines Herren Gruß zu vermelden hatte.

Der edle Greis empfing ihn liebreich und freute sich herzlich über sein Erscheinen, sowie über des Kaisers ehrenvolles Andenken; allein nicht wenig erstaunt war der Prälat, als ihm Heinrich während des Nachtimbses seine bisherigen Erlebnisse in Wälschland offenherzig mittheilte, über des Kaisers Schreiben, besonders aber über dessen so schnell verändertes und abstoßendes Benehmen gegen den Jüngling, gegen den er doch, wie sich der Dechant selbst überzeugt hatte, so herablassend und ihm früher so gewogen gewesen war. Sie besprachen sich lange darüber, was wohl der Grund dieser plötzlichen Umwandlung sein möchte, allein sie fanden keinen andern Anhaltspunkt, als etwa in Barnaba's Verrath, der dem Kaiser, hinsichtlich seiner Tochter, Verdacht gegen Heinrich beigebracht haben müsse; denn der junge Mann hatte es für nöthig erachtet, um vielleicht Licht in dieser peinlichen Ungewißheit, so wie auch um durch den würdigen Geistlichen Trost und Beruhigung für sein bekümmertes gemartertes Herz zu erhalten, demselben auch dieses sein theuerstes Geheimniß, um welches nur der treue Wulf wußte, vorher anzuvertrauen. Letzterer war anfangs betroffen bei dieser Entdeckung, jedoch faßte er sich bald wieder und sagte freundlich zu dem erglühenden Jünglinge: das ist sichtbar Gottes Fügung, wie früher einst mit Eginhard und Emma geschehen, des großen Karl's Eidam und Tochter. Gedenke daran, mein Sohn, um Dich zu stärken, zu beruhigen; bleib der Tugend, bleibe Deiner Liebe und Deinem Herren treu, so wird der Allgütige Deinen sonderbaren, düstern Lebensweg gewiß zum Besten und zur Klarheit lenken! —

Heinrich begab sich zur Ruhe, allein den Dechanten ließ es nicht ruhen noch rasten. So viel war ihm klar und einleuchtend, daß ein verrätherischer Wink bezüglich seiner Tochter Mathilde, die Hauptveranlassung zu des Salier's plötzlich verändertem Verfahren gegen den Edeldiener war und daß das Schreiben in Bezug auf dessen Geschick sehr Wichtiges enthalten müsse, daher er sich's nicht versagen konnte, den Brief aus des Jünglings Reisebündel hervorzuziehen; in tiefes Nachsinnen versunken betrachtete er lange Zeit das verhängnißvolle Pergament, so wie den Reichsadler im Siegel und drehete dasselbe um und um, wendete es hin und her, um möglicher Weise etwas von den Schriftzügen zu erspähen. Ach, rief er trostlos aus, jetzt nur ein Fünklein Allwissenheit und wie viel Unheil könnte nicht vielleicht dadurch verhütet werden! — Die Neugier treibt mich wahrlich nicht, den Inhalt dieses Schreibens zu erkunden, sondern nur Gefühl für Menschenwohl und mögliche Abwendung von Schuld! — Und siehe da, während er, unter solchen Reden, mit zitternden Händen an dem Pergament wendete und bog, öffnete sich dasselbe plötzlich, ohne daß aber dadurch das Siegel im geringsten verletzt worden wäre.

Der Greis warf einen Blick auf die wenigen Zeilen und fiel dann mit Entsetzen wieder in seinen Lehnstuhl zurück. — Großer Gott! seufzte er, ist es denn möglich? Kann Stolz und Hochmuth den Trefflichsten der Männer wirklich so verwirren, die Liebe so schnell in Todeshaß verwandeln? — O! Konrad, Konrad! gedenke an Deinen Ahnherrn Karl den Großen; gedenke an seine Milde, seine Großmuth gegen Eginhard, dem er die geliebte Tochter gab! Hat er dadurch sein kaiserliches Haus geschändet? —

Doch wie? Sollte ich vielleicht ein Werkzeug sein, den Willen des Vaters im Himmel zu fördern, nämlich die Liebenden zu einen und von dem theueren Haupte unseres Herrschers gräßliche Blutschuld fern zu halten? Wohlan, ich ändere einige Worte dieses Schreibens, denn solches dient ja nur zum Heil unseres kaiserlichen Herren.

Das Pergament ergreifend, sprach er nochmals: Schreckliche Worte, blutbefleckt, mit schwarzem, galligem Saft geschrieben! — So lieb Dir Dein Leben ist, so lasse, bei Empfang des gegenwärtigen Briefes, diesen Jüngling sogleich tödten! Furchtbarer, fluchbeladener Befehl! — Nein, es ist nicht Gottes Wille, die Unschuld umzubringen, nein! nimmermehr soll dies geschehen! Er nahm ein Messer und schabte auf dem Pergamente; darauf ergriff er eine Feder und sagte, nachdem er geschrieben: Ja, solche Aenderung ist Gottes heiliger Wille: so lieb Dir Dein Leben ist, so gib, bei Empfang gegenwärtigen Schreibens, diesem Jünglinge unsere Tochter sogleich zum Weibe!*) Darüber, fuhr der Greis fort, werden die Englein im Himmel jubiliren und dadurch unser guter Herr von großer Sündenschuld bewahrt bleiben!

Darauf brachte er das Schreiben, ohne daß man das Mindeste von dessen Oeffnung daran bemerken konnte und ohne das Siegel zu verletzen, in seine früheren Falten, barg es wieder in der Reisetasche und begab sich hernach zur Ruhe, um in dem Hochgefühle, eine Gott wohlgefällige That vollbracht zu haben, bald sanft zu entschlummern.

Des anderen Morgens war Heinrich schnell zur Weiterreise gerüstet; der Dechant nahm innigen Abschied von demselben, ertheilte ihm seinen Segen und sprach ihm nun, nach dem was in dieser Nacht vorgegangen, zuversichtlichen Trost und Muth zu. Junger Mann, rief er ihm nochmals beim Scheiden nach, vertraue fest auf Gottes Liebe und Güte, Dein Schicksal muß sich zuverlässig ganz erwünscht gestalten! — und fort zog derselbe, mit erleichtertem Herzen, gen Aachen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Polizei. **)

Von Dr. Albert Wittstock.

Vor einigen Wochen gelangte an die Präfectur die Anzeige, das ein aus Cayenne entwichener Sträfling bei einem Tischler im Faubourg Saint-Antoine arbeite. Zwei Agenten in Civil wurden in die Werkstätte geschickt, einer von ihnen trat ein und bat den Betreffenden, in einem benachbarten Hause eine Reparatur vornehmen zu wollen. Der Verurtheilte folgte ohne weiteres, wurde draußen in Empfang genommen und in einen bereit stehenden Fiacre geworfen. Er protestirte: „Ich bin ein braver Arbeiter, ich heiße Florent." — „Sie heißen nicht Florent", antwortete man ihm, „Sie heißen B. Sie wurden zu zehn Jahren Cayenne verurtheilt, entkamen durch die holländischen Besitzungen, begaben sich nach London, wo Sie in der und der Straße wohnten, und vor kurzem kamen Sie über Calais nach Frankreich zurück." Der Verhaftete war wie vom Schlage getroffen, als er das hörte; endlich, nachdem er sich ein wenig von seinem Erstaunen erholt, sagte er: „Es ist alles wahr, aber sagen Sie nur, wie haben Sie das alles wissen können?"

Wie weiß und erfährt die Polizei alles? Diese Frage kann man hier sehr oft vernehmen. Ihre Beantwortung ist leicht, wenn man sich dieses Institut etwas näher ansieht.

Die Pariser Polizei zerfällt in zwei große Divisionen. Die erste tritt uns durch ihre Armee von Stadtsergeanten alle Augenblicke vor die Augen, aber die wahre Polizei ist die zweite Division, die weniger sichtbar ist. Ihre Agenten tragen keine Uniform und keinen Degen an der Seite, sondern sind bürgerlich gekleidet, zählen jedoch ebenfalls nach Brigaden. Beide Divisionen stehen in beständiger Verbindung unter einander, sie helfen sich, theilen sich wichtige Nachrichten mit, kurz: die eine Abtheilung ist das Haupt und der Arm der andern.

Eine große Vermehrung der „sergents de ville" fand durch ein Decret vom 17 September 1854 statt. Jedes der 20 Arrondissements von Paris wird von drei BrigadenStadtsergeanten gehütet, an deren Spitze ein „officier de paix" steht. Dieser expedirt von vier zu vier Stunden an die Präfectur einen Rapport, der oft genug weiter nichts enthält als die beiden Wörter: „Nichts Neues." Ist etwas Besonderes vorgefallen: Mord, Diebstahl, Brand 2c., so wird sogleich ein Eilbote abgesendet. Merkwürdig ist es, daß zwischen dem Centralbüreau und den Arrondissementsbüreaus keine Telegraphenverbindung besteht. Außergewöhnliche Ereignisse würden dann viel schneller zur Kenntniß der Präfectur gelangen. Wird in einem entfernteren Theile ein Mord entdeckt, so vergehen, bis die Inspectoren benachrichtigt sind und sich an den Ort der That begeben, immer fünf bis sechs Stunden und, bis dahin kann der Mörder schon längst in Havre sein, wie es das Verbrechen zu Pantin erst kürzlich bewiesen.

Es ist keineswegs leicht, in das Elitecorps der Stadtsergeanten einzutreten. Der Candidat muß gedienter Unterofficier sein und hat eine Lehrzeit von einem Jahre zu bestehen, während welcher er unter dem Titel eines Gehilfen einen Sold von 3 Francs per Tag erhält. Wenn er während dieser Zeit sich nichts hat zu Schulden kommen lassen, wohin nament-

*) Nach den Chroniken lautet die kaiserliche Weisung folgendermaßen: quantum tibi vita tua chara est, mox ut literas istas acceperis, adolescentem hunc necabis, die aber der Dechant am Schlusse so abänderte: quantum tibi vita tua chara est, mox ut literas istas acceperis, adolescenti huic filiam nostram in uxorem dabis! Siehe Hermanni Gygantis flores temporum edit. Meuschen pag. 106, Chro. Trithem. und andere.

**) „Daheim."

lich gehört, daß er niemals betrunken gewesen sein darf, so wird er zum sergent de ville ernannt und hat Aussichten auf die Grade eines Sousbrigadier und eines Brigadier; nach 25 Jahren treuer Dienstzeit hat er Anspruch auf eine Pension von 750 Frcs. Wenn man diese Herren mit ihrem Dreimaster und ihrem ungraziösen Frack langsam durch die Straßen spazieren sieht, so glaubt man, daß sie eine sehr angenehme Existenz führen; doch der Schein trügt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß drei Jahre dazu gehören, um aus einem ausgezeichneten Unteroffizier einen passablen sergent de ville zu machen. Sie haben die Aufgabe — und jeden Tag wird es ihnen aufs Neue eingeprägt — für Ruhe und Ordnung in den Straßen zu sorgen, dabei jedoch stets höflich gegen das Publicum zu sein, eine Aufgabe, die ganz besonders schwierig ist bei einem so nervösen Volke wie das Pariser.

Interessant ist es, die 80 Posten (Wachstuben) der Stadtschergen zu besuchen. Wir befinden uns in einem großen, grauen Zimmer mit Feldbettstellen, die mit einer Matratze ohne Kopfkissen versehen sind. Ein Tisch von schwarzem Holze, ein oder zwei Gasflammen und ein eiserner Ofen; das ist das Ameublement. Die Leute, welche sich hier von ihrer Ermüdung ausruhen, rauchen ihre Pfeife, lesen ein Journal und spielen Dame. In der Ecke steht ein Tragkorb, um diejenigen, welche überfahren werden oder sonstiges Unglück haben, in die Hospitäler zu schaffen. An der Wand hängen die Reglements und die Adressen der Aerzte, Apotheker, Hebammen, Thierärzte, Feuerwehrposten 2c.

Mit den Wachtstuben stehen „Violons" in Verbindung, das heißt, provisorische Gefängnisse, um die Verhafteten für den Augenblick unterzubringen. Diese Gefängnisse, wahre Käfige, sind so eisig, daß es grausam wäre, jemanden hier in einer Winternacht zu lassen. Das Terrain ist theuer in Paris, und daher kommt es, daß man den Polizeiposten oft den nöthigen Raum nicht gewähren kann. Diese dumpfen Löcher sollten indeß selbst um den Preis eines Opfers verbessert werden. Die Individuen, welche hier eingesperrt werden, Spitzbuben, Dirnen 2c. verdienen allerdings kein großes Mitleid, allein die Humanität verlangt, daß auch sie menschlich behandelt werden. In der That stellt sich die Sache in der Praxis weniger schrecklich. Wenn es sehr kalt ist, lassen die Polizisten die Gefangenen in ihr Zimmer kommen und um den Ofen stellen. Werden verirrte, verlassene oder selbst schuldige Kinder aufgegriffen, so wickeln die alten Soldaten sie in ihren Mantel, legen sie auf die Matratzen und die armen Jungen verbringen hier oft eine Nacht, wie sie sie lange nicht gehabt haben. Niemals werden Kinder und Erwachsene in demselben Gefängnisse untergebracht.

Die Zahl der Vagabunden und schlechten Subjecte, welche die Stadtschergen jede Nacht zusammenlesen, ist beträchtlich. Die Ronden sind nach bestimmten Zonen abgetheilt. Sie gehen zu zwei und zwei und verschwinden manchmal plötzlich im Schatten, wo sie unbeweglich bleiben, wenn es etwas zu beobachten gibt. In den unsichern Quartieren befinden sich in der Nähe der Patrouille immer einige Agenten in Civil. Dieses System hat schon zu manchem wichtigen Fang geführt. Alles, was die Ronde Auffallendes bemerkt, wird im Rapportbuch eingeschrieben. Die Lectüre dieser Documente muß interessant sein; es ist die Geschichte von Paris Stunde für Stunde, Minute für Minute, aber sie ist nicht zugänglich.

Außer den 3864 Stadtschergen von Paris besteht noch ein Reservecorps von 5 Brigaden à 50 Mann, „vaisseaux" genannt, weil sie auf ihrer Uniform das Pariser Stadtwappen (ein Schiff) tragen. Diese Agenten sind für außerordentliche Fälle und große Momente bestimmt; im Volke, welches sie „les cognes" nennt, sind sie nicht beliebt, es befinden sich viele ehemalige Sträflinge unter ihnen. Ein besonderer Dienst ist für die Beaufsichtigung der Hotels eingerichtet. Ein alter monarchischer Brauch existirt noch heute: täglich wird eine Liste sämmtlicher angekommener Notabilitäten, Grafen, Generale u. s. w. angefertigt und dem Staatschef zugestellt. Uebrigens weiß die Polizei recht gut, daß eine Menge falscher Barone, Grafen und Marquis in Paris umherlaufen.

Eine andere Abtheilung der Polizei, „la sûreté" genannt, hat den speciellen Zweck, die Verbrecher aufzusuchen. Das alte System, hierzu solche Leute zu nehmen, die früher selbst Verbrecher waren, scheint sich nicht bewährt zu haben, man nimmt heute am liebsten gesetzte Familienväter. Die Zahl der in Paris im Jahre 1868 Verhafteten betrug 35,751, wovon 31,879 vor die Gerichte geführt wurden. Die Beamten der sûreté sollen alles sehen und alles hören, ohne jemals bemerkt zu werden; man verlangt von ihnen, daß sie genau die Schlupfwinkel der Diebe wissen, und in der That erlangen sie mit der Zeit eine erstaunenswerthe Routine in ihrem Zweige. Wird ein Diebstahl gemeldet, so sagen sie häufig mit der größten Sicherheit: „Der und der ist der Dieb, und da und da ist er Nachts zu finden."

Zum guten Polizisten gehört ein gewisses angeborenes Talent, ferner Muth und oft genug Todesverachtung. Nicht jeder besitzt diese Eigenschaften, aber es gibt doch auch manche Beispiele von Berufstreue und Aufopferung. Nächte lang, ohne sich zu rühren, hinter einer alten Mauer stehen, Wind und Wetter ausgesetzt, gegen die Langeweile, gegen den Schlaf kämpfen, ist keine Kleinigkeit, namentlich für ein französisches Naturell. Es gibt Agenten, die als Eckensteher verkleidet, den ganzen Tag ein Fenster beobachten.

Kürzlich beklagten sich die Bewohner einer Vorstadt, daß sie von einer großen Diebsbande arg heimgesucht würden. Mit Einbruch der Dunkelheit kamen mehrere Polizeiagenten und versteckten sich; zwei oder drei von ihnen legten sich auf eine Bank und thaten, als wenn sie schliefen. Es fiel ein feiner Regen von jener Art, der einen Menschen in 20 Minuten vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt. Von 7 Uhr Abends bis Mitternacht war nichts vorgefallen, aber

man blieb auf dem Posten. Endlich gegen 2 Uhr naht sich eine Vagabundenschaar. Einige nähern sich den auf der Bank Schlafenden, um sie auszuplündern. Da aber wirft man sich auf sie, die Hilfe eilt herbei, und 17 werden verhaftet. — Als der große Medaillendiebstahl in der kaiserlichen Bibliothek vorfiel, bei welchem auch eine gewisse Vicomtesse compromittirt war, die manchmal dem Polizeipräfecten Visiten machte, genügte den Agenten die Laterne, welche die Diebe zurückgelassen hatten, um dieselben sofort ausfindig zu machen. Manche Beamte haben ein erstaunenswerthes Gedächtniß. Eines Tages begegnet ein Agent einem Manne, dessen Physiognomie ihm bekannt vorkommt. Er verfolgt den Menschen, welcher, als er dies merkt, in einen Omnibus steigt. Der Agent thut dasselbe, setzt sich ihm gegenüber und betrachtet ihn genau. Der arme Teufel wird verlegen und sagt leise zu dem Beamten: „Arretiren Sie mich wenigstens nicht vor allen Leuten." Beide steigen aus, und der Agent erkennt ein früher bestraftes Individuum, das zufälligerweise an demselben Morgen einen Uhrendiebstahl begangen hatte. — Als Ehrenpunkt betrachten es die Agenten, stets ihre Leute intact abzuliefern; sie führen immer einige Stricke bei sich, womit sie sehr geschickt die Hände zu binden wissen. Der Kunstausdruck dafür lautet: emballer.

(Schluß folgt.)

* Die Stenographie beim Concil.

Ueber diesen Gegenstand enthalten die „Münchener Blätter für Stenographie" einige Mittheilungen aus Rom, denen wir nachstehendes entnehmen:

Das System, nach welchem die Verhandlungen stenographirt werden, ist das von Taylor, welches 1782 aufkam. Die Zeichen für die Consonanten sind meist sehr einfacher Form, machen aber in ihren Verbindungen, also im Zusammenhange eines Wortes, oft sehr unhandliche und daher hemmende Bewegungen nothwendig. Die Vocale werden in der Mitte der Worte gar nicht ausgedrückt, ebenso wenig am Ende, wenn das Wort mit zwei Vocalen schließt. Ist dies der Fall, so wird der vorletzte ausgedrückt, weil er zur Deutlichkeit mehr beiträgt, als der letzte. Am Anfange der Worte müssen die Vocale ausgedrückt werden. Dazu kommen ferner noch ziemlich willkürliche Kürzungen für besonders häufig vorkommende Endungen und Ausdrücke, welche sich bei den Verhandlungen des Concils oft wiederholen. Ueber dieses System, welches bei seiner Entstehung sogleich auf viele Sprachen angewandt wurde, hatte schon Gabelsberger bemerkt, daß es wegen des fast gänzlichen Auslassens der Vocale beim Wiederlesen bedeutende Schwierigkeiten biete; man hatte allerdings gegenüber den älteren Systemen einen bedeutenden Vorsprung durch die größere Schnelligkeit des Schreibens, allein die Schwierigkeit des Wiederlesens überwog diesen Vortheil und so verschwand das Taylor'sche System bald wieder. Jetzt, nach 88 Jahren seines Bestehens hat ein Weltgeistlicher aus Turin es wieder hervorgezogen und für das Concil zurecht gemacht. Aber gerade bei Sprachen, welche, wie die lateinische, viele Vocale haben, sind die Schwierigkeiten des Wiederlesens um so größer. Das Gedächtniß des Stenographen muß hier aushelfen, und dies ist manchmal eine mißliche Sache.

Ueber die Art und Weise, wie beim Concil geschrieben wird, erfahren die Münchener stenographischen Blätter folgendes: Es schreiben stets zwei Stenographen miteinander. Beginnt der Redner zu sprechen, so fängt der eine an zu schreiben; nach fünf oder sechs Worten beginnt der zweite, indem er dem ersten das Wort angibt, bei welchem er anfängt. Dieser schreibt unterdessen, wenn er zurückgeblieben ist, bis zu jenem Worte und beginnt dann auf der zweiten Zeile weiter zu schreiben, indem er dem andern wieder das Wort sagt, mit welchem er anfängt. Der zweite holt dann ebenfalls nach und so geht es weiter. Am Ende werden die beiden beschriebenen Papiere so nebeneinander gelegt, daß die Zeilen beider Schreiber sich gegenseitig anschließen und so hat man die ganze Rede vor sich. Man erreicht daher eine bedeutende Schnelligkeit. Uebrigens besteht, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Schwierigkeit in Rom lange nicht in der Schnelligkeit, sondern im Verständnisse der verschiedenen Aussprachen des Lateinischen. Ein anderer wichtiger Punkt ist auch, daß man das Geschriebene sogleich übersetzt; denn wenn später das Gedächtniß nicht mehr nachhilft, könne man wegen des Mangels der Vocale Schwierigkeiten im Lesen finden; allerdings kann die Uebung hier viel nachhelfen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich noch ein weiterer Mangel der Taylor'schen Stenographie gegenüber den neueren Systemen. Es ist nämlich hiebei gar nicht möglich, den Zusammenhang der Worte, den Sinn der Rede, als Kürzungsprincip zu verwenden. Eine Kürzungsweise, welche wie beim Gabelsberger'schen Systeme auf dem logischen Gedankenschluß fußt, kann hier nicht eintreten, sondern es muß Wort für Wort geschrieben werden.

Nach den aus Tyrol einlaufenden Berichten scheint die Uebertragung der Gabelsberger'schen Stenographie von Dr. Plaseller für das Lateinische dem Taylor'schen System weit vorzuziehen zu sein. Es wird bereits von Studirenden der Theologie in Innsbruck und auf anderen Universitäten angewandt, und weder das Schreiben noch das Wiederlesen sollen für den der Sprache Kundigen besondere Schwierigkeiten machen.

* Räthsel.

Die ersten zwei in Sturmesnächten
Oft Manchen zur Verzweiflung brächten,
Wenn er, durch Ohrenqualen mürbe,
Dem Winde nicht sein Spiel verdürbe,
Indem er beide so befestigt,
Daß ihn kein Nachtgesang belästigt.
Die letzten zwei ist jeder Hirt,
So lang er nicht zum Miethling wird.
Das Ganze hat bei seinen Waaren
Der Kaufmann schon seit langen Jahren
Und immer wird's vom Staube gelber;
Im Grund ist's auch der Kaufmann selber.

Auflösung des Räthsels in Nr. 7.

Tischwein, Tischlein, Tischbein.

in Nr. 9.

Salmiak
Ulrich,
Lafayette,
Talleyrand,
Alberoni,
Naiv.

Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter geben „Sultan", die Endbuchstaben „Khediv".

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 13. Speyer, Dienstag, den 2. Februar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

11.

In der kaiserlichen Pfalz daselbst hatte bisher Gisela, die einsichtsvolle Gemahlin des Salier's, als treue Hausfrau und Mutter, gewaltet; sie überwachte und leitete die Erziehung ihrer Kinder und mußte auch noch oft an besonderen Berathungen zu des Reiches Wohl theilnehmen. Vorzügliche Sorgfalt verwendete sie aber auf die weitere Ausbildung und Veredlung des Verstandes und Herzens ihrer einzigen Tochter Mathilde, deren vollendetes Gedeihen an Geist und Körper ihr zu ungemeiner Freude gereichte, die sie deßhalb auch mit der innigsten Liebe umfing und auf welcher ihre Blicke oft mit gerechtem Mutterstolze ruhten. Das schönste und angenehmste Verhältniß des gegenseitigen Vertrauens, der zärtlichsten Liebe und der aufrichtigen Mittheilung waltete zwischen beiden, allein demungeachtet konnte Gisela, welche wähnte, die Seele und die geheimsten Gedanken ihres anmuthigen Töchterchens lägen gleich einem klaren Spiegel offen vor ihr, nicht in das innerste Geheimniß ihres Herzens dringen, das die Jungfrau mit heiliger Treue bewahrte, bis dann endlich auch die Stunde schlug, die zu dessen Offenbarung auserseheu war.

Viele Monate lang war ihr Eheherr bereits abwesend in der Lombardei und noch war ihr nicht die geringste Kunde von ihm geworden, was sie manchmal in einsamen Stunden nicht wenig beunruhigte. Eines Abends saß nun Gisela noch spät in ihrem Gemache, lebhaft beschäftigt mit dem Gedanken an ihren abwesenden Gemahl und deßhalb augenblicklich sehr bewegt, als plötzlich eine ihrer Kammerfrauen eintrat, ihr spätes, sonst nicht erlaubtes Kommen damit entschuldigend, es sei soeben ein Bote aus Wälschland angelangt.

Ach! von meinem lieben Herrn! fuhr sie in freudiger Ueberraschung auf; lasse ihn sogleich eintreten, wie wohl zu ungewohnter Stunde.

Und siehe da, nach kurzer Weile erschien Heinrich der Edeldiener, beugte sich in Ehrfurcht vor der hohen Herrin und blieb in geziemender Entfernung stehen.

Wie, sprach die Fürstin, Du bist es Heinrich? Hat Dich mein Herr zum Boten auserkoren? — Nichts Unwichtiges wahrlich kann es sein, was er mir jetzt durch Dich verkünden läßt. — Sprich, wie ist sein Befinden?

Er ist wohl und munter und läßt Euch und den Seinen den innigsten Gruß durch mich vermelden, denn plötzlich fertigte er mich ab an Euch mit diesem Schreiben und bedeutete mir noch hastig mündlich: sage meiner theueren Gattin, unseres Hauses Ehre beruhe auf diesem Briefe, darum möge sie den Inhalt aufs pünktlichste und schnell vollziehen! — Bei diesen Worten überreichte er ihr das Pergament.

Gut, Heinrich; Du wirst ermüdet sein, darum lege Dich zur Ruhe; doch morgen mit dem Frühesten sehe ich Dich, um ungestört noch nähere liebe Kunde zu vernehmen.

Kaum hatte sich derselbe entfernt, so drückte sie in inniger Bewegung das Schreiben an ihre Lippen, besah dann das kaiserliche Siegel, erbrach es, entfaltete, vor Freude zitternd, das Pergament und las die zwar wenigen, aber inhaltschweren, uns schon bekannten Worte.

Wie, sagte sie, sich mit der Hand über die Stirne fahrend, wache oder träume ich? — Nein, ich halte ja das Blatt in meinen Händen; es ist sein Siegel, es sind die Züge seiner Hand. — Ach! — unsere einzige Tochter einem unbekannten Fremdling niederen Standes zum Weibe und zwar sogleich, beim Anblick dieser Schrift, so lieb mir mein Leben sei! Was wird Mathilde dazu sagen und welche Ueberraschung für die Unschuld, wenn sie des Vaters deutlich ausgesprochenen Willen höret! Begreif es wer will, — denn in dieser Weisung kann ich meinen sonst so klaren und verständigen Herrn wahrlich nicht erkennen. — Wer vermag dies Räthsel mir zu deuten? — Jedoch, es ist sein Wille, dies sei mir genug!

Diese unruhige, von ihr halb durchwachte Nacht war kaum vergangen, so ließ Gisela den Jüngling sogleich zu sich gebieten, denn von ihm hoffte sie am ersten Aufklärung über diese seltsame Begebenheit zu erhalten.

Heinrich, so redete sie den Eintretenden an, Du bist nun schon mehr denn fünf Jahre in unserer Nähe und an unserem Hofe; Du hast Dich der Gnade meines Eheherrn würdig gemacht und auch ich bin Dir absonderlich gewogen, denn Du bist gut, fromm und treu; allein — noch weiß ich nichts von Deiner Abstammung. — Bist Du edelen Geblütes? — Erkläre Dich jetzt offen, es liegt mir viel daran; denn mir ist nur bekannt, daß Dich mein hoher Herr vom Hofe des Schwabenherzogs hergebracht.

Ach, edle Frau, das eben ist es, was, bei all' meinem Glück an Euerem Hofe und in der Sonne Euerer Gnade, mich unglücklich macht, daß ich von meiner Herkunft auch nicht das Geringste weiß; ja, ich bin, o fühlt mit Euerem guten Herzen die ganze Schwere und den Druck des Wortes: ich bin vater-, ich bin mutterlos und beide sind mir unbekannt! Wie oft schon habe ich seither das Kind des ärmsten Euerer Hörigen beneidet, das doch mindestens das große Glück genießt, seinen Vater, seine Mutter zu kennen und ihrer sich zu freuen, wenn auch in tiefster Dürftigkeit und Knechtschaft! Solche Wonne ist leider mir versagt! —

Sonderbar! sprach sie. Doch, Heinrich, hat mein Gemahl vielleicht Kunde von Deines Lebens Schicksal und redete er nie mit Dir davon?

Nein, hohe Frau, denn eben an dem letzten Abend vor meinem Weggehen aus Mailand, forschte er besonders noch darnach und ersuchte mich um Auskunft meiner Eltern wegen, die ich ihm jedoch nicht geben konnte. Er war sichtlich darob verstimmt, entließ mich schnell und dann erhielt ich diese Botschaft her an Euch.

Immer sonderbarer und verwickelter und statt Aufklärung umgibt mich größere, tiefere Dunkelheit! sagte Gisela für sich hin. — Jedoch was nun beginnen? — Beuge dich in Demuth, hoher Stolz der Ahnen! — Ist dieser Jüngling auch nicht edeln Stammes, so sind doch Vorzüge und Tugenden ihm eigen, die sein Herz, sein Leben adeln und — wer weiß, ob nicht noch sonst etwas im Hintergrunde schlummert, das mein Gemahl jetzt nicht entdecken mochte? Es ist mir alles dies zu schnell, zu überraschend; allein es ist sein Wille, der ist für mich Befehl und darum sei er vollbracht! — Zu Heinrich gewendet: „Jüngling siehe mich an und höre, ich muß Dir etwas Freudiges verkünden in meines Herrn Namen, denn er trägt mir auf, Dir, Angesichts dies Schreibens, unsere einzige Tochter als Gattin zu vermählen! —

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Polizei.

Von **Dr. Albert Wittstock.**

(Schluß.)

Chateaubriand, der im Juni 1832 verhaftet wurde, erzählt in seinen Memoiren, daß, während er im Hof der Präfectur wartete, er Agenten in den verschiedensten Rollen eintreten sah, als Kohlenhändler, als Invaliden, als Orgeldreher, als Straßenschreier. Es kann vorkommen, daß man am Morgen einen Agenten in der Blouse sieht und an demselben Abend elegant im Frack auf einem aristokratischen Balle. Es ist noch nicht lange her, da wurden zwei Agenten beauftragt, in einem der ersten Hotels von Paris, wo nur die höchste Gesellschaft logirt, eine wichtige Mission zu übernehmen. Der eine gab sich für einen früheren Gesandten aus und sein Freund übernahm die Rolle des Kammerdieners. Der alten Excellenz merkte jeder den ehemaligen Diplomaten an, während der Diener stets mit dem größten Respect von seinem gnädigen Herrn sprach. Als nach vierzehn Tagen die Mission glücklich beendet war und sie auf ihren Posten zurückkehrten, hatte sich der große Herr dermaßen in seinen Stand hineingelebt, daß, als sein Freund wieder das alte „Du" annahm, er zu seinem vermeintlichen Domestiken sagte: „Kerl, wie kann Er sich unterstehen, mich zu dutzen! Soll ich Ihn aus dem Dienste jagen?

Die Polizei hat zu ihrer Hilfe unter den Dieben geheime Alliirte, „indicateurs" genannt. Dieselben erhalten folgendes Honorar: 5 Francs für einen einfachen Diebstahl, 25 Francs für einen verwickelten Diebstahl und 50 Francs für einen Mord. Man macht sich einen ganz falschen Begriff von der geschworenen Treue der Diebe und der „Sträflingsehre". Der Pariser Dieb denuncirt ohne Skrupel seine Kameraden. Er ist „Voltairianer" und glaubt nicht an die Tugend, und außerdem verbessert er durch die Denunciation sein Loos.

Es gibt Polizisten, die eine wahre Leidenschaft für ihren Beruf haben. Die Jagd auf Verbrecher gehört zu ihren schönsten Vergnügungen, und sie gehen oft mit einer Schlauheit und Ausdauer ohne gleichen zu Werke. Je liberaler die Stadt Paris in der Aufnahme Fremder ist, desto wachsamer ist natürlich die Polizei. Ein jeder kann in Paris ohne die geringste Legitimation Wohnung nehmen. Alle Kutscher der öffentlichen Fuhrwerke, Droschken, Omnibus ꝛc. sind genau bekannt. Die Polizei hat große Depots, wo alle in den Straßen, Wagen, Theatern und Wirthshäusern gefundenen Gegenstände aufbewahrt werden, von dem in einer Loge der Oper verlorenen Halsgeschmeide an bis zu dem alten Regenschirme, der in einem Cabaret stehen gelassen wurde. Diese Depots haben schon manchen wichtigen Dienst bei Entdeckung von Diebstählen geleistet, indem viele verlorne Gegenstände gestohlen waren. Auch mit den 2024 Commissionären oder Dienstmännern, welche Paris hat, wird von der Präfectur aus eine rege Verbindung unterhalten. In der Rue St. Honoré lebte vor einigen Jahren ein alter Bronzenhändler allein mit seinem Domestiken. Eines Morgens erzählt der Diener den Nachbarn, daß sein Herr aufs Land gegangen sei, er werde ihm nachfolgen, sie würden aber in acht Tagen wieder zurück sein. Es vergehen drei Wochen, die Sache fällt auf, und es wird Anzeige bei der Polizei gemacht. Die Wohnung wird erbrochen, und man bemerkt auf dem Erdboden Blutflecke. Ohne Zweifel war ein Verbrechen begangen, und der Diener war

gewiß der Schuldige, aber dieser war erst kurze Zeit im Dienste des Greises, und man kannte nicht einmal seinen Namen. Alles, was man wußte, war, daß er einen Dienstmann mit einem Koffer fortgeschickt hatte. Sofort werden sämmtliche Commissionäre befragt. Derjenige, welcher den Koffer fortgetragen, erinnert sich dunkel, den Namen einer Provinzialstadt darauf gelesen zu haben. In dieser Stadt werden Recherchen angestellt, und endlich findet man den Koffer noch auf dem Bahnhof, weil er nicht abgeholt worden war. Der Koffer wird geöffnet, und man findet darin den Leichnam eines Mannes in Stücke zerschnitten. Was thun, um den Verbrecher zu entdecken? Der Dienstmann will sich erinnern, daß der junge Mann, welcher ihm den Koffer übergab, den Marseiller Dialekt gesprochen habe, und auf diese einzige Angabe des Commissionärs gelang es nach langem Suchen der Agenten endlich, den Thäter in Paris zu verhaften.

Den treuesten Gehilfen hat die Pariser Polizei am Publikum selbst. Es ist kaum glaublich, aber vollkommen wahr: die Präfektur empfängt täglich eine enorme Quantität Briefe von Privatpersonen. Es gibt in Paris Personen, die nicht ruhig schlafen würden, wenn sie nicht alles, was sie den Tag über gesehen, gehört und bemerkt haben, dem Präfekten geschrieben. Hört man von einem Verbrechen, so finden sich eine Menge guter Leute, die nichts zu thun haben, welche sich den Kopf zerbrechen, der Sache auf die Spur zu kommen und in der Präfectur regnet es Briefe wie Hagel. Zwar sind unter zwanzig neunzehn nichts werth, aber einer leistet häufig einen guten Dienst.

Wird jemand arretirt, so kommt er zunächst ins „Violon“ und von dort wird er in einem Zellenwagen auf die Präfektur geführt. Diese Zellenwagen (mit sechs Zellen) circuliren dreimal täglich bei allen Posten, um die Verhafteten abzuholen: eine sehr humane Maßregel, seit 1856 eingeführt, welche dem Publikum das Schauspiel erspart, dessen Zeuge es früher alle Augenblicke war, nämlich einen Verhafteten mit den vier ihn begleitenden Soldaten mitten auf der Straße um seine Freiheit kämpfen zu sehen. Auf der Präfektur kommen die Verhafteten zunächst in ein Gemach, das ein buntes Durcheinander von Leuten, die auf dem Pariser Pflaster gefunden wurden, enthält, da sind Greise, verirrte Kinder, Fremde, die sich in der Stadt verloren und kein Wort französisch wissen, gerettete Selbstmörder, Verrückte ꝛc. Durch dieses Local passirt man blos, es ist ein ewiges Gehen und Kommen.

Die Polizei hat eine Menge „incorrigibles“ unter den Verhafteten. Ein besonderer Typus ist Victor Tuley, erst 20 Jahre alt. Derselbe hat niemals ein Verbrechen begangen, sondern ist ein unverbesserlicher Vagabund. Das erste Mal wurde er 1859 im Alter von 11 Jahren arretirt, und kürzlich wurde er zum 54. Male verhaftet. Er verspricht alles, was man will; sobald er aber in Freiheit gesetzt ist, fängt er sein Nomadenleben wieder an. Wenn es Nachts regnet oder kalt ist, so geht er direct in die nächste Polizeiwachtstube, setzt sich an den Ofen und sagt: „Ich bin's, Victor Tuley, ich habe kein Domicil, seid so gut und verhaftet mich.“ Für derartige Naturen wären Strafcolonien sehr geeignet, bestimmt, verlorene Kinder an ein arbeitsames Leben zu gewöhnen.

Durch die Hände der Polizei geht das ganze in Paris irrende Elend, und dasselbe ist nicht gering. Oft findet man Kinder auf den Straßen, die von ihren Eltern fortgeschickt wurden, weil sie ihnen keine Nahrung mehr geben konnten. Man geht in die von dem Kinde bezeichnete Wohnung, aber es ist niemand mehr da, und keiner weiß, was aus dem Vater geworden ist.

Zu den größten Schwierigkeiten der Polizeifunctionen gehört es oft, den wahren Namen der Verhafteten zu entdecken. In der Regel antwortet der Arretirte, daß er Durand, Dubois, Legrand (etwa wie Schultze, Müller, Schmidt) heiße. Neunundneunzigmal wiederholt der Beamte seine Frage, aber es erfolgt keine Antwort. Eines Tages erscheint in St. Cloud ein Mann und verlangt den Kaiser zu sprechen. Er sagt, er heiße Sidi-Sahel und sei von Nena-Sahib zu Napoleon III. gesandt. Er sei im englischen Indien geboren. Man spricht mit ihm englisch, er versteht nichts, man fragt ihn hindustanisch, er versteht kein Wort. Ein Arzt wird geholt, derselbe erklärt den Menschen für verrückt. Man schickt ihn nach Bicêtre. Der Arzt von Bicêtre erklärt, daß der Mann vollkommen gesund sei, und schickt ihn auf die Präfectur. Der Polizeiarzt beharrt bei der ersten Meinung, und er wird nach Bicêtre zurückgeschickt. Der Irrenarzt sagt aufs neue, daß der Mensch nicht geisteskrank sei, und entläßt ihn. Weil Sidi-Sahel ein Fremder ist, wird er endlich an die Grenze gebracht. Nach vier Tagen taucht er abermals in Paris auf und fällt in die Hände der Polizei. Wer ist Sidi-Sahel? Und welches ist sein wahrer Name? Kein Mensch weiß es.

Ein eigenthümlicher Fall ereignete sich vor zwei Jahren. Ein Greis wurde verhaftet, weil er in einer belebten Straße bettelte. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß man es mit einem entsprungenen Sträfling zu thun habe, der 1825 verurtheilt worden war. Man entkleidet ihn, er ist T. F. tättowirt. Der Unglückliche gesteht alles. Im Jahre 1845 war er aus dem Bagno entwichen und hatte sich in Paris verborgen gehalten, wo er in einem belebten Quartier ein kleines Handelsgeschäft begann. Er reüssirte, verheirathete sich und hatte einen Sohn. 1848 wurde er Lieutenant bei der Nationalgarde. Später kamen trübe Stunden, er machte Bankerott, und das Elend klopfte an die Thür und so ging er betteln. Was mit diesem Manne anfangen, der sich seit zwanzig Jahren musterhaft geführt hatte? Der Fall war schwierig, man brachte die Sache vor den Kaiser, und dieser wußte einen Ausweg: er begnadigte den Menschen.

Oft wendet man sich auch an die Polizei in delicaten Angelegenheiten, die zwar vor dem Richterstuhle der Moral nicht bestehen können, aber in einer Stadt wie Paris leider nur zu oft vorkommen. Ein junger Mann war der Geliebte einer verheiratheten Frau aus hohem Stande gewesen. Darauf lebte er mit einem jungen Mädchen in wilder Ehe. Dieses findet eines Tages im Secretär die Liebesbriefe jener Dame und

schreibt an dieselbe: „Wenn Sie mir morgen um 2 Uhr nicht 50,000 Francs gesandt haben, so werde ich um 3 Uhr Ihre Briefe Ihrem Mann übergeben.“ Die Frau ist in der höchsten Angst, sie weiß nicht, was sie thun soll, sie hat augenblicklich nicht 50,000 Francs. Sie wendet sich an die Polizei. Es ist schon Mittag, und um 2 Uhr hat sie ihre Briefe.

Das ganze verborgene Leben von Paris, voll dunkler Abenteuer ohne Zahl, passirt bei der Polizei Revue, und auf der Präfectur wird so manches Räthsel gelöst, aber auch manches Geheimniß für ewig bewahrt.

Zwei Doctoren des deutschen Volkes. *)

Wer kennt das deutsche Volksleben, und ist nicht schon oft dem Dr. Faust auf dem Jahrmarkt, seit 300 Jahren „gedruckt in diesem Jahr“, und dem Doctor Eisenbart im Lied auf der Gasse begegnet? Gewöhnlich werden beide für völlig mythische Gestalten angesehen. Aber die beiden „Doctoren“ haben wirklich gelebt; den ersten hat die Phantasie des Volkes mit allerlei Abenteuerlichkeiten ausstaffirt, den andern hat der Volkswitz persiflirt. Die Faustsage knüpft nicht etwa an die Person des Johann Faust, des bekannten Genossen Guttenbergs, an, sondern Faust wie Eisenbart waren ihrer Zeit durch ganz Deutschland berühmte Marktschreier, von denen jener noch besonders in dem Rufe großer Zauberkunst stand.

Zwei durchaus glaubwürdige Männer, der Abt Trithemius von Sponheim und Philipp Melanchthon, bezeugen, daß sie den Faust persönlich gekannt haben, und beide haben uns Mittheilungen über sein Leben hinterlassen. Nach ersterem nannte er sich selbst „Magister Georg Sabell, Faust der Jüngere“. Faust war ein Schwabe, geboren gegen Ende des 15. Jahrhunderts in dem Städtchen Kundling, „nicht weit von meiner Heimath“, sagt Melanchthon; er besuchte die Universität Krakau, wo er auch das Zaubern gelernt haben soll und vielleicht den Magistertitel sich erworben hat. Zum Doctor hat ihn das deutsche Volk wohl schon bei seinen Lebzeiten promovirt. Als echter Marktschreier — er nannte sich „die Quelle der Nekromantie, Astrolog, Magus, Chiromant, und kundig der Aëromantie, Pyromantie und Hydromantie“ — zog er von einer Stadt zur andern; überall prahlt er mit seiner Kunst, verdient Geld und fährt nicht selten mit Gestank ab, da er Schelmenstreiche verübt. So entgeht er dem Büttel in Wittenberg und Nürnberg nur durch die eiligste Flucht, in letzterer Stadt muß er das kaum begonnene leckere Frühstück im Stiche lassen. Trithemius, der ihn schon kannte, traf ihn auf einer Reise in Gelnhausen, wo er, sobald er dessen Ankunft in der Herberge hörte, schnell verduftete. Dort hatte er sich zuvor gerühmt, er sei vermöge seiner Gelehrsamkeit im Stande, wenn sämmtliche Werke Platos und des Aristoteles zu Grunde gingen, dieselben und noch dazu vortrefflicher, gleich einem zweiten Esra, wieder herzustellen. In Würzburg schwindelte er den Leuten vor, er könne alle die Wunder thun, die Christus gethan und noch mehr darüber, wie viele und wann immer er wolle. In Kreuznach führte er sich als Alchymist ein und brachte es dahin, daß Franz von Sickingen, der sich auch mit Alchymie abgab, ihn bei einer Vacanz zum Rector der dortigen Schule machte. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, er mußte wegen schändlicher Unzucht bei Nacht und Nebel sich davon machen. Melanchthon nennt ihn einen liederlichen Menschen, und den ärgsten Schurken. In einem württenbergischen Dorfe soll er auf der Reise gestorben sein. Schon zu seinen Lebzeiten umrankte ihn die Sage. So erzählte Melanchthon, der in diesem Stücke etwas leichtgläubig war, allen Ernstes, daß Faust zu Venedig mit Hilfe des Teufels gen Himmel gefahren, aber herabgestürzt und kaum mit dem Leben davongekommen sei. Er führte beständig einen Hund mit sich, wahrscheinlich einen schwarzen (den Pudel in Goethe's Faust), und das Volk glaubte, es sei der verkappte Satan. Seinen Tod habe er abends zuvor dem Wirth, bei welchem er einkehrte, angezeigt, und nachts habe ihm der Teufel unter furchtbarem Gepolter den Hals umgedreht.

Ich habe das Brustbild des „Doctor Faustus“ nach einem alten Kupferstich vor mir; die Copie selbst ist schon über hundert Jahre alt. Es ist ein Charakterkopf. Die gedrungene Gestalt ist mit einem faltenlosen Mantel über dem Wamms bekleidet. Zwischen den Schultern sitzt, von einer schlichten Krause umrahmt, der wohlgeformte Kopf. Das etwas spärliche lockige, auswärtsstehende Haar umgibt die hochgewölbte, von querlaufenden Falten durchfurchte Stirne, welche geradezu die Hälfte des Gesichts ausmacht. Unter den starken Brauen blitzen zwei kluge Schelmenaugen hervor, die Nase ist etwas breitgedrückt, die wulstigen Lippen sind zwischen einem flotten Schnurrbart und einem spärlichen Zwickelbart zusammengepreßt. Ein schelmischer Ausdruck lagert auf dem ganzen ovalen aber wohlgenährten Gesichte, besonders in den Falten auf dessen unterer Partie.

Ueber Dr. Eisenbart ist uns in einem Briefe des bekannten Theologen Heumann an den Consistorialrath Hauber in Bückeburg (d. d. Göttingen, den 20. Januar 1742) noch eine zuverlässige Nachricht aufbewahrt. Es heißt darin: „In meiner Jugend lebte ein damals sehr bekannter Marktarzt, welcher auf allen Märkten herumzog. Ich habe ihn am Ende des vorigen Jahrhunderts, da ich zu Zeitz ein Schüler war, daselbst gesehen, als er mit großer Pracht aufgezogen kam, und nachdem er auf seine Schaubühne getreten war, seine Rede mit diesen Worten anfing: „„Hochgeehrteste Herren, ich bin der berühmte Eisenbart!““ Ich habe aber schon das Ende seines Ruhmes erlebt, und glaube, daß nach hundert Jahren niemand wissen wird, daß ein Marktschreier, Namens Eisenbart, in der Welt gewesen. Sollte aber dies mein Postscriptum so alt werden, so hoffe ich, man werde mein Zeugniß gelten lassen, wenn auch gleich in dem Theatro Europaeo, in der Europäischen Fama und anderen dergleichen Büchern des Eisenbarts nicht die geringste Erwähnung sollte geschehen sein.“

Dies ist indessen keineswegs das einzige Zeugniß, welches von dem berühmten Manne Kunde gibt. Auf dem Kirchhof zu Münden, am Zusammenflusse der Werra und Fulda liegt er begraben; dort ist er, wie das Kirchenbuch besagt, nach fünftägiger Krankheit im Gasthofe „Zum wilden Manne“ gestorben. Die hochtrabende Inschrift des noch heute vorhandenen Leichensteins gibt uns die näheren Daten aus seinem Leben an. Sie lautet:

> Allhier ruhet in Gott der weiland hochedle hocherfahrene, weltberühmte Herr Joh. Andreas Eisenbart, kgl. grossbritannischer und churfürstlich braunschweigisch lüneburgischer Priviligirter Landarzt, wie auch königlich preussischer Rath und Hofocoliste von Magdeburg. Geboren Anno 1661. Gestorben 1727 am 18. November. Aetatis 66 Jahr.

Heumann hat sich getäuscht, wenn er glaubte, daß Dr. Eisenbart nach hundert Jahren vergessen sein werde. Heute noch kann man auf allen Gassen das Lied voll persiflirter Marktschreierei hören, dessen erster Vers merkwürdiger Weise anfängt, wie nach Heumanns Zeugniß jede Rede des „Doctors“:

„Ich bin der Doctor Eisenbart,
Kurir' die Leut' nach eigner Art,
Kann machen, daß die Lahmen gehn
Und daß die Blinden wieder geh'n.
Laudoria ꝛc.“ —

O. Thelemann.

*) „Daheim.“

Anagramm.

Ein großer Feldherr ging in mir zu Grund;
Kehrst Du mich um, geb ich Bewegung kund.

Auflösung der Charade in Nr. 10.

Glockenzug.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 14. Speyer, Donnerstag, den 3. Februar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

Wie, sagt ihr, Mathilden? O, Wonne meines Lebens! — Doch — trügen mich nicht meine Sinne? Wer vermag dies Glück zu fassen? — Ich Armer, Namenloser, Niedriger und nun plötzlich zu solcher Ehre und Freude erhoben? — O Wulf, Wulf, jetzt errathe ich bald deiner Worte, deiner öfteren Reden Sinn: vertraue auf Gott, er wird deine Wege und dein Schicksal leiten! — Vor Gisela auf die Kniee sinkend: „Verzeiht mir hohe Frau den Ausbruch meiner Freude, denn mein Glück ist übergroß und empfanget hier die erste Huldigung Eueres treuen Sohnes! — So darf ich denn nun Euch doch Mutter nennen?"

Mäßige Dich, Heinrich, in Deiner Wonne! Noch weiß ich nicht, ob sie vollkommen ist, denn bis jetzt ist dieses Schreiben und sein Inhalt Mathilden nicht bekannt; ich muß sie darum erst vorbereiten darauf und erforschen, ob sie auch hierin willigt. Ihr Herz ist rein und gut, auch dazu noch frei und über's Herz hat sie allein nur zu gebieten; doch hoffe ich das Beste. — Darum gehe, halte Dich bereit und sei meines freudigen Winkes gewärtig.

Heinrich taumelte mehr, als er ging und verfügte sich in ein anstoßendes Gemach; Gisela aber gab einer ihrer Kammerfrauen den Auftrag, ihre Tochter schnell herbeizurufen. — Wie fange ich es an, sagte sie zu sich selbst, wie wird die Unschuld staunen, ob dem Unerwarteten? — Mit einem Blicke gen Himmel: o heilige Mutter Gottes, führe ja doch alles hier zu gutem Ende! —

Die holdselige Jungfrau trat bei diesen Worten ein und nach dem gegenseitigen Morgengruße, redete sie die Mutter an: ich habe Nachricht aus der Ferne von Deinem Vater, er ist wohl und läßt uns alle vielmals herzlich grüßen.

Ach! rief die Tochter, wie freuet sich mein Herz bei solcher Botschaft! Sage, kehret er bald wieder heimwärts, damit ich mich, wie früher, an seinem Antlitz, an seiner Rede, seinem liebevollen Wesen laben kann?

Daran zweifle ich vor der Hand, denn davon schrieb er nichts. Allein, mein liebes Kind, bezüglich Deiner hat er Wichtiges mir befohlen.

Wie so, theuere Mutter!

Ja, mein Kind, Du sollst, doch erschrecke nicht, er will, ich solle Dich vermählen.

Wie, rief Mathilde, in holder Verwirrung und mit Purpur übergossen aus, er will mich schon vermählen? Ich bin ja noch ein Kind, sagst Du? —

Jawohl, jedoch ein Kind von achtzehn Jahren und — unsere Tochter, unser Kind.

Ach! — ich kann es nicht fassen! Und — wie heißt denn der, mit dem man mich verbinden will?

Sein Name ist nicht in dem Brief bezeichnet, doch ist es ein schöner tugendhafter Jüngling, mit liebenswürdigen Gaben des Herzens und des Geistes; darum entschließe Dich, Mathilde, dem Willen Deines Vaters zu gehorchen.

Ich glaube und traue Dir, mein Mütterchen, jedoch um gänzliche Gewißheit in dieser wichtigen Sache zu erlangen, bitt ich Dich, zeige mir das Schreiben. — Ihre Mutter reichte es ihr hin. —

O! todtes Pergament, was wird dein Inhalt sein? — sagte die Jungfrau, nicht Leben quillet mir aus diesem kalten Blatte! — Nachdem sie gelesen: Worte — todt und kalt wie Eis! die können nicht von meinem gütigen Vater kommen. Nein — nimmermehr! —

Und doch, antwortete die Mutter, besiehe nur das Siegel; wer anders als allein der Kaiser darf des heiligen deutschen Reiches Wappen, den Adler, führen?

Nun ja, dies mag auch sein, doch solche Worte können mir nicht gelten, denn sie sind meinem Herzen fremd, darum kann ich nicht und darf sie nicht vollziehen!

Mein liebes Kind bedenke, daß Gehorsam die erste Pflicht der Kinder gegen Eltern ist; deßhalb gehorche nur, so wird des Vaters Segen auf Dir ruhen, denn dieser bauet ja den Kindern Häuser, sagt die heilige Schrift.

Ich kann und darf nicht, liebe Mutter! Mein Glaube und mein Geist, sie lehren mich zwar des Gehorsams Pflicht gegen meine Eltern, allein mein armes Herz, es sträubt sich dagegen.

Dein Herz muß sich des Vaters Willen fügen,

denn dies ist Pflicht des Christen und des Kindes. O beuge Dich und sei gehorsam, liebes, liebes Kind, dies wird und muß zu Deinem Erdenglücke dienen!

Ach! welche Pein!! Liebe, liebe Mutter, es muß heraus, was ich im Herzen trage, was mich bisher im Stillen hat beseligt und mich nun äußerst elend macht. — Mein Herz — ach! es ist nicht mehr frei, es liebt seit Jahren einen andern und diese Treue bindet mich, die muß ich halten, ich kann und darf deßhalb nicht anders, oder nochmals wählen. — Darum hilf mir, theueres Mütterchen und wende meines Vaters Sinn und Willen.

Gisela, im höchsten Erstaunen zurücktretend: was muß ich hören, heilige Mutter Gottes? — Du liebst, Du bist gebunden! Wie soll mir das? Mein Gott und Herr, ich solle aus einem Räthsel in das andere! Wer ist der, der Dich band, wer ist Dein Buhle, der so frühe Dein unschuldiges Herz vergiftet hat? Heraus jetzt mit der Sprache, denn ich muß nun alles wissen, was Du bisher mir, die ich arglos war, verhehlet.

Ach, liebe Mutter, mäßige Deine Hitze, verdamme mich nicht und mein armes Herz, das nur reich sich fühlt in seiner Liebe. Wer er ist, der theuere Heißgeliebte, das weiß ich nicht zu sagen, denn namenlos ist er, wie der, den mir des Vaters kalter Wille hat bestimmt durch diese todte Zeichen. Auch edel ist er nicht, noch ebenbürtig mir, allein die Güte seines Herzens, die Aechtheit seiner Tugend, die Bildung seines Geistes, vor allem aber seine reine Liebe und Neigung gegen mich, die sind unaussprechlich und erhaben über jedes Lob. Kein Buhle ist er mir, der mich verführet und vergiftet; nein, rein und ächt ist unsere Liebe wie die zweier Engel, darum auch dauerhaft, ja ewig und dem Höchsten wohlgefällig! — Und solche heiligen Triebe sollte ich unterdrücken, die zarte Neigung aus dem Herzen reißen und schmerzvoll dann daran verbluten? Nein, das kann mein guter Vater doch nicht wollen.

Was höre ich, welchen Fluß der Rede? — Wo lerntest Du ihn kennen, von dem so warm Du sprichst und wie fandet ihr Euch denn zusammen? Es ist mir wirklich unbegreiflich, da Du doch nie von meiner Seite kamst und ich Dich streng bewachte.

Ach! er war ja stets in unserer eigenen Wohnung, in der kaiserlichen Pfalz und in des Vaters Nähe; die Allgewalt der Liebe, die auch aus Blicken spricht, führte uns zusammen, die Herzensflammen gleichgestimmter Seelen loderten hell auf, wir sahen uns öfters heimlich nach dem ersten Geständnisse und seitdem wurzelte die Liebe so fest in unser beider Herzen, daß sie nur mit unserem Tode aufgelöset werden kann! — Ja, meinem Heinrich bleibe ich immer treu, dies habe ich ihm gelobt mit heiligem Schwure.

Gisela, für sich und abgewendet von ihrer Tochter: wie? sollte es möglich sein? — Ja, trügt mich meine Ahnung nicht, so ist die Fügung Gottes des Allweisen hier im Spiele und unser Heinrich ist der Heißgeliebte! Darum also das stille Sinnen meines Töchterchens, seitdem er weg war mit dem Vater und ich habe dies nicht verstanden, sondern anders mir gedeutet? Wer vermag des Menschenherzens Falten völlig zu ergründen? — Darauf sprach sie zu Mathilden: mein liebes Kind, Du mußt Dich beugen unter Deines Vaters Anordnung, denn solche ist Befehl für mich, darum muß ich sie vollbringen; bereite Dich daher und sei gefaßt, noch heute mit dem für Dich Bestimmten den Ring zu wechseln an der heiligen, geweihten Stätte.

Bleibt keine Hoffnung sonst für mich, ist auch kein anderer Ausweg möglich, liebe Mutter? o kannst Du kalt denn und gefühllos bleiben, wenn mein Gehorsam mich mein Lebensglück und auch mein Herzblut kostet? —

Nein, ich weiß Dir anders nicht zu helfen; des Vaters Wille ist allein entscheidend, d'rum füge Dich als Kind und Christin in das Unvermeidliche.

Nach langem Sinnen und nach einem schweren, auch im Aeußern sichtbaren Herzenskampfe, sagte endlich die Jungfrau, gebrochenen Blickes und mit matter Stimme: wohlan, ich seh' es ein, ich m u ß gehorchen, dies heischt Vernunft und Pflicht; darum verfüge über mich als todtes willenloses Wesen; denn meine Kraft ist hin, mein Herz gebrochen! — Vermähle mich, — vollziehe den Befehl; — jedoch, wenn diesem ich genügt, so flieh' ich in den Schutz der Mauern eines Klosters; mein Dasein hat dann fürder keinen Werth für mich und für Niemanden sonst, d'rum will ich diesen kurzen Rest im heiligen Dienste des Gebetes und der Gott gefälligen Buße vertrauern! — Bei dieser Rede sank sie kraftlos auf ein Ruhebette nieder.

Ermanne Dich, mein Kind, sei stark, sei stärker als Dein Schicksal! Handle später, wie es Dir beliebt, wenn Du nur vorher den ernsten väterlichen Willen hast vollbracht; doch sieh' zuvor, ich bitte Dich ganz dringend, nur einmal Deinen Auserwählten.

Bei diesen Worten öffnete Gisela die Thüre eines Gemaches und hereintrat in blühender Jugendfrische der überglückliche Edelknecht; Mathilde sah ihn an, verlegen, verwirrt, plötzlich jedoch erkannte sie ihn, sprang hastig auf, mit dem Ausrufe: Heinrich! sanken die Liebenden einander in die Arme und sahen sich in seliger Freude und Wonne lange, lange an. Siehst Du, Geliebter, lispelte das Bräutchen in holder Verwirrung, unser festes Vertrauen auf den Höchsten wird belohnt und rosig leuchtet jetzt die Zukunft uns entgegen; o, laß sie uns versüßen und verdienen durch innige Lieb' und Treue! Heinrich aber zog in diesem Augenblicke die eine Hälfte der goldnen Kette unter dem Koller und Mathilde die andere Hälfte aus dem Busen hervor: Siehst Du, Geliebte, sprach er, das theure Unterpfand? — Wir haben es bewahrt an treuer Brust, die Glieder fügen wieder sich zusammen und schlingen nun um uns ein ew'ges Band der Liebe, rein und ächt, wie dieses edle Gold! —

So tauschten sie in süßem Taumel noch lange ihre gegenseitigen Gefühle aus, welchem rührenden Vorgange Gisela eine zeitlang mit inniger Mutterfreude zusah, allein endlich entfernte sie sich, um Anstalten zur Vermählung zu treffen, die auch, dem väterlichen

Willen und Befehle gemäß und unter der herzlichsten Theilnahme aller Anwesenden, noch am nämlichen Tage in der Kapelle des Palastes vollzogen ward.

Die Seligkeit und das Glück des verbundenen Paares kann nur gefühlt, jedoch mit Worten nicht geschildert werden. Ihr beiderseitiges Vertrauen auf Gott, der alle Wege und Gefühle der Sterblichen leitet, hatte herrliche Früchte getragen und ihre treue Liebe war jetzt aufs köstlichste belohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Alexandrine Tinne.

In den letzten zehn Jahren wurde unter den Namen der kühnen Reisenden und Entdecker auch oft eine Dame, Fräulein Alexandrine Tinne, genannt, deren Leben ein so romantisches und abenteuerliches ist, daß ein näherer Bericht hierüber nicht uninteressant erscheinen dürfte. Wir legen den nachfolgenden Angaben einen Aufsatz über genannte Dame in „Unsere Zeit" von Richard Andree zu Grunde.

Es ist etwas so Außerordentliches, eine junge, schöne, reiche, in den Kreisen der europäischen Aristokratie auferzogene Dame inmitten der barbarischen Schwarzen Innerafrikas, in den Schrecken des furchtbaren Klimas, fern von allen Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens, jahrelang reisen zu sehen, daß die Frage nach den Motiven dieser Reisenden wohl eine *sehr natürliche* ist. Zwei Antworten liegen hier vor. Kurz begnügen sich die einen zu sagen: Frl. Tinne besaß von ihrer frühesten Kindheit an eine Leidenschaft für fremde Länder; sie war reich genug, um ihr fröhnen zu können, und nachdem sie auf kleineren Ausflügen Geschmack an der Sache gewonnen hatte, strebte sie weiter und weiter und wurde zur Entdeckungsreisenden. Die andere Antwort ist delicaterer Natur, und wir vermögen sie nur andeutungsweise zu geben, wobei wir uns auf die mündliche Mittheilung eines Mannes stützen, der die Gelegenheit hatte, Frl. Tinne genau kennen zu lernen. Zur Zeit, als sie noch in ihrer Vaterstadt, im Haag, lebte, machte sie die Bekanntschaft eines vornehmen fremden Cavaliers, der als Attache bei einer deutschen Gesandtschaft angestellt war. Unter den vielen Bewerbern, die um die Hand der durch geistige wie körperliche Vorzüge gleich ausgezeichneten Dame sich bemühten, war er es, der vor allen andern von ihr begünstigt wurde. Das unter glücklichen Auspicien eingeleitete Verhältniß nahm jedoch einen betrübenden Ausgang; der Erwählte erwies sich als ein durchaus unwürdiger Mensch. Er mußte Holland plötzlich verlassen und alle seine spätern Versuche, sich Frl. Tinne wieder zu nähern — er reiste ihr sogar bis nach Egypten nach — blieben erfolglos. Auf diese beglaubigte Geschichte reduciren sich denn auch alle übrigen Erzählungen, die im reichen Maaße über Frl. Tinne's Abneigung gegen die Ehe ausgestreut wurden. Die Enttäuschung mag wohl einen bittern Stachel in ihrer Brust zurückgelassen haben; sie mied nun die Gesellschaft, in der sie so Herbes erfahren, und kam zu dem Entschlusse, ihrer Neigung für Reisen freien Lauf zu lassen. Wer sie und die Beweggründe, welche sie trieben, nicht genauer kannte, wer nur ihre abenteuerlichen Züge sah, der mußte freilich auf sonderbare Gedanken über das Treiben der Dame gerathen. Und in dem demoralisirten, klatschsüchtigen Orient hat es ihr auch nicht an übeln Nachreden gefehlt. Dort, wo der Beste und Reinste von der Fama nicht verschont bleibt, wurde auch Frl. Tinne allerlei nachgesagt, was sich als gänzlich unwahr erwies. Diejenigen, welche sie mit ihrer Freundschaft beglückte, die als Reisende mit ihr in Verbindung standen, rühmen ihre Sittenreinheit, ihre Großmuth, ihre wahrhaft staunenswerthe Freigebigkeit; sie verhehlen aber auch nicht manche schroffe, eigenartige und sonderbare Seiten ihres Charakters, welche durch das Leben in der Wildniß neue Nahrung erhielten.

Alexandrine Tinne wurde im Jahre 1839 im Haag geboren. Ihr Vater, ein Engländer und begüterter Kaufmann, heirathete die Mutter Alexandrinens, eine Baronin van Steengracht-Capellen, in zweiter Ehe. Er starb jedoch, als seine Tochter sich noch im zartesten Jugendalter befand, und hinterließ diese als eine der reichsten Erbinnen Hollands. Die Erziehung der jungen Dame war eine vorzügliche; sie verkehrte am Hofe und erwarb sich die besondere Gunst der Königin der Niederlande. Gleichviel, wie jene obenerwähnte Katastrophe auf ihr Leben eingewirkt haben mag, wir sehen sie schon früh auf weitern Reisen. In Begleitung des Malers Saal besuchte sie die Scheeren Norwegens und fuhr bis zum Nordcap; weiter reiste sie dann durch Italien und über Konstantinopel nach Smyrna, nach Palästina und nach Kairo. Auf dieser Reise, welche in das Jahr 1856 fällt, waren die Mutter und Tante, Frl. A. van Capellen, die Begleiterinnen Alexandrinens. Kairo, wo die Damen den Winter in einer freundlichen Villa am Nil zubrachten, gefiel ihnen; sie fühlten sich wohl in dem südlichen Klima und wiederholten zwei Jahre später ihren Besuch. Dieser abermalige Aufenthalt im alten Lande der Pharaonen war ausschlaggebend für Frl. Tinne; sie wurde von der großartigen Natur, die ihr hier entgegentrat, mächtig angezogen und beschloß, ihr Leben ganz in Afrika zu verbringen. Aber da, wo das Land noch mit abendländischen Elementen durchsetzt war, wo, wie in Egypten, noch der europäische Einfluß herrschte, fand ihre Leidenschaft kein Genüge. Sie strebte weiter, sie wollte den Erdtheil in seiner ganzen Ursprünglichkeit kennen lernen, und folgte, den Nil aufwärts reisend, zunächst den Spuren der Forscher, die an der Entschleierung des Geheimnisses der Nilquellen gearbeitet hatten. Die Beschwerden, die schon hierbei den Damen sich entgegenthürmten, waren groß genug, um kühne Männer verzagt zu machen oder zur Umkehr zu veranlassen; nicht aber eine Alexandrine Tinne, welche die Furcht nicht kannte, die allen Mühseligkeiten trotzte und die Beschwerden des afrikanischen Klimas, die Unbequemlichkeiten, die zumal einer reisenden Dame sich entgegenstellten, ohne vom Ziele abzulassen zu ertragen wußte.

Die dritte Reise nach Kairo wurde im Sommer

1861 angetreten. Man wollte dort abermals den Winter verbringen und machte daselbst die Bekanntschaft des würdigen deutschen Missionars Dr. Ludwig Krapf aus Württemberg. Krapf hatte große Reisen in Ostafrika gemacht; er hatte die mächtigen Schneeberge unter dem Aequator gesehen, war als Glaubensbote bei dem Könige von Schoa in Abyssinien gewesen und hatte in Tigre das Christenthum zu verbreiten gesucht. Später war er dann zu König Theodor II. von Abyssinien in freundschaftliche Beziehungen getreten. Das Land, welches jener beherrschte, zeichnete sich durch seine wildromantische Natur, durch sein gesundes Klima aus. Auch schien es damals noch, daß unter Theodor in dem anarchischen Reiche geordnete Zustände Eingang finden würden. Von Massaua aus konnte man leicht in das Hochland gelangen, und dann waren alle Sorgen vor dem tötlichen Klima Afrikas beseitigt. Um Rath befragt, empfahl Dr. Krapf den Damen eine Reise nach Abyssinien. Allein dieses Project zerschlug sich, und wohl zum Glück für Frl. Tinne; denn leicht hätte es sich ereignen können, daß auch sie in die Gefangenschaft des schwarzen Tyrannen gerathen wäre, der um jene Zeit gerade anfing mißtrauisch gegen Europäer zu werden. Statt Abyssiniens wurde das Land am obern Weißen Nil zum Reiseziel ausersehen, jene ungesunden, fieberschwangern Gegenden, die schon das Grab so manches Weißen geworden sind, der als Forschungsreisender, Glaubensbote oder Elfenbeinhändler seinen Fuß dorthin gesetzt hatte. Es war den Damen wohlbekannt, daß die Zustände, ganz abgesehen von den mörderischen klimatischen Verhältnissen, dort keineswegs sehr sicher waren, denn durch die ewigen Quälereien und Schandthaten der Sklavenjäger befanden sich viele Negerstämme im Aufruhr, und ein Krieg aller gegen alle machte den Aufenthalt am Weißen Nil außerordentlich gefährlich. Das schreckte aber die muthigen Holländerinnen nicht; großartige Reisevorbereitungen wurden getroffen und am 9. Jan. 1862 bestiegen sie in Kairo drei Nilbarken, um sich nach Nubien und dem Sudan zu begeben. Das Gepäck war sehr umfangreich, denn auf ein ganzes Jahr wurde Proviant mitgenommen, so z. B. allein zehn Kamellasten oder für 800 Pfd. St. Kupfergeld, an welchem Mangel im Sudan herrschte. Eine wohlbewaffnete zahlreiche Dienerschaft bildete die Eskorte. (Forts. folgt.)

Leben nach der Hinrichtung.

* Ein alter Streit, ob der Kopf nach der Trennung vom Rumpfe noch eine Zeit lang Bewußtsein habe, konnte längst als entschieden betrachtet werden, als sie, veranlaßt durch die Hinrichtung Troppmanns, von dem französischen Arzte Dr. Pinel neuerdings angeregt wurde. Die berühmtesten deutschen Physiologen sind der Ansicht, daß mit der Trennung des verlängerten Markes vom Gehirn — bei Thieren der sogenannte Genickfang — der Tod blitzähnlich erfolge und alle Lebensfunctionen und alles Bewußtsein unmittelbar erlöschen. Die Zusammenziehung der Muskeln an Geköpften, in Folge der Einwirkung des galvanischen Stromes sind kein Beweis für das Gegentheil. Dr. Pinel will für die Abschaffung der Todesstrafe Propaganda machen, deßhalb behauptet er, daß der Rumpf eines Geköpften noch wenigstens 5 Minuten fortlebe und daß der abgetrennte Kopf fortdenke und zwar möglicherweise noch 3 Stunden lang.

Der angeregte Stoff wird von der französischen Presse, welche für das Grasse und Schauerliche ohnehin besondere Vorliebe hat, benützt, um die Bestrebungen des Dr. Pinel zu unterstützen. So erzählt im „Memorial de la Loire“ Autonin Boudin die Gespräche, die er mit den Henkern von Arras und Amiens nach einer dreifachen Hinrichtung geführt hatte. Der Henker von Amiens berichtete: Im Jahre 1854 mußte ich einer noch jungen Frau den Kopf abschlagen, welche, um zu einem Erbe von 1300 Francs zu gelangen, eine ganze Generation von Onkeln und Neffen vergiftet hatte. Sie zeigte sich nicht entschlossen. Nach der Hinrichtung fand ich ihren Kopf mit den Zähnen an den Rand des Korbes angeklammert. Die Kinnladen waren so fest geschlossen, daß sie das Weidengeflecht durchlöchert hatten. Ich hatte alle erdenkliche Mühe, diesen Kopf loszukriegen, dessen starrer Blick ein wildes Aussehen hatte, von dem man sich keinen Begriff machen kann. — Ein anderesmal, erzählte er, hatte ich einen Fleischerburschen von fünfundzwanzig Jahren hingerichtet; der Kopf fiel nicht in den Korb, sondern rollte auf die Erde hin. Das Schaffot war auf offenem Felde aufgerichtet. Als ich den Kopf aufraffen wollte, bemerkte ich, daß er an dem Boden anhafte. So war es auch; der Mund des Guillotinirten hatte bei den letzten Convulsionen einen Büschel Gras gefaßt und sich daran geklammert. Ich mußte gleichzeitig Kopf und Rasen aufheben. — Eine dritte Hinrichtung war die eines Italieners, der sich ganz entsetzlich gegen das Sterben sträubte. Als die Operation vorüber war, fanden wir den Kopf des Italieners mit einer dreifachen Schichte blutigen Sägemehles bedeckt, und der Mund war damit erfüllt. Ich habe nie etwas Abscheulicheres gesehen. Um so zugerichtet zu werden, mußte der Kopf mindestens vierzig Secunden im Korbe um sich selber rollen. Nach dieser Thatsache, deren Richtigkeit ich bezeuge, werden Sie kaum in Abrede stellen können, daß wenigstens das animalische Leben nach der Enthauptung noch eine Zeit lang fortdauert. Für mich, schloß er, läßt die Sache keinen Zweifel zurück. — Einen letzten Fall berichtete er von einem Taglöhner, der scheinbar ein williges Opfer war. „Als aber,“ sprach er, „meine Leute auf dem Friedhofe ankamen und die Leiche sammt Kopf aus dem Korbe ziehen wollten, fuhren sie entsetzt zurück. Der Leib lag in einem Zustande unbeschreiblicher Verzerrung auf dem Rücken; die Arme und Beine verdreht, die Brust wie in den Rücken eingesunken. Und, was das Schrecklichste anzusehen war, der Kopf, die Augen aus den Höhlen getreten, die Haare gesträubt, hing an einem der Schenkel, den er bis aufs Blut gebissen hatte. Man mußte ein Stück herausschneiden und dieses mit dem Kopfe in den Sarg bringen, den die Familie beigestellt hatte.“

Das medicinische Journal „La Lancette“ polemisirt gegen Dr. Pinel. „Es ist“, schreibt sie, „allerdings wahr, daß das Gehirn eine große Menge Blutes nach der Enthauptung enthält, es ist aber nicht minder ausgemacht, daß dieses Blut wegen Mangels an Sauerstoff sofort in den venösen Zustand übergeht. Nun hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt, daß beim Erstickungstode das Individuum in anderthalb Minuten vollkommen das Bewußtsein verliert und daß demzufolge in dieser kurzen Zeitdauer das Denken progressiv abnimmt. Zieht man den schrecklichen physischen Schlag, den der Organismus durch die Enthauptung erfährt, in Betracht, so ist fast gewiß, daß alle nervösen Functionen so vollständig gelähmt sind, um den psychologischen Erscheinungen zu gestatten, sich während dieses zur Erstickung nothwendigen kurzen Intervalles zu zeigen, nach der eben die Geistesthätigkeit nicht mehr erwachen kann.

Das „Soir“ richtet an die Adresse Pinel's Folgendes: „Wir sind im achtzehnten Jahrhundert. „Henker,“ sagt der Marquis, „hier hast du zehn Louisd'or, aber mache dein Geschäft schnell ab,“ und er legt mit Grazie seinen Kopf auf den Block. — Das Beil pfeift durch die Luft, zwei Secunden sind vorüber. — „Nun, Henker, wann gehst du endlich daran?“ — Der Herr Marquis haben sich nur aufzurichten, es ist bereits geschehen.“ — Der Marquis erhebt sich und der Kopf fällt weg.“

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 15. Speyer, Samstag, den 5. Februar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Fortsetzung.)

12.

Wir haben nun, um die bisher erzählte ansprechende Begebenheit zu vervollständigen, noch in aller Kürze und zum Schlusse dasjenige hier nachzutragen, was uns die Chroniken des gläubigen Mittelalters als Folgen derselben berichten.

Vor allem muß bemerkt werden, daß, unmittelbar nach Heinrichs Abreise, die bitterste Reue des Kaisers Seele erfüllte, über das, was er wider jenen in der ersten Hitze und Eile gethan. Er schickte sogar einen Boten nach, um ihn einzuholen, allein es war vergebens, denn nach einigen Tagen kehrte derselbe wieder unverrichteter Sache zurück. Konrad sah seinen Geheimschreiber als die einzige Ursache des Mißtrauens und des Verdachtes gegen seinen Edeldiener an, seit welcher Zeit auch ein kaltes, gespanntes Verhältniß zwischen beiden eintrat und dies waren also die ersten Früchte, die Barnaba von seiner heimtückischen boshaften Saat ärndete. Auch schwebte dem Salier, so oft er seitdem dem schadenfrohen, lauernden Blicke dieses Menschen begegnete, Heinrichs treues, unschuldiges Wesen immer um so lebhafter vor den Augen und um so tiefer fühlte er zugleich jedesmal sein schreiendes Unrecht, das er an demselben begangen. Nur manchmal wurde sein Schmerz und der nagende Vorwurf seines bösen Gewissens durch eine plötzliche augenblickliche Aufwallung des Hochmuths, des Ahnenstolzes und des Standesvorurtheils beschwichtigt und gemildert; allein bald kehrte die Reue wieder mit verstärkter Heftigkeit zurück. Der Kaiser ward seitdem mißmuthig, verdrießlich und suchte daher die lombardischen Angelegenheiten so schnell wie möglich abzumachen, um schleuniger nach den deutschen Gauen zurückkehren zu können.

Barnaba kochte vor Wuth und Galle über solche plötzliche Veränderung seines kaiserlichen Herrn, über dessen Benehmen gegen ihn, besonders aber über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen und seine gescheiterten Entwürfe, daher ihm die Bestrebungen der dem Kaiser abgeneigten, lombardischen Großen, ihn als den vertrauten Schreiber des Salier's, auf ihre Seite zu bringen, ganz erwünscht kamen, um zwischen demselben, dem ihm anhängenden Erzbischofe von Mailand und zwischen dem päpstlichen Hofe Hader und Unfrieden ausstreuen und erwecken zu können. Barnaba ließ sich, theils seines heuchlerischen Charakters theils aber auch der zwischen ihm und seinem Herrn eingetretenen, nachtheiligen Spannung wegen, sogleich bereit finden, dem Verlangen seiner mächtigen Landsleute zu entsprechen und war schon im Begriffe, ihnen aus der kaiserlichen geheimen Schreiberei sehr wichtige Aktenstücke in die Hände zu spielen, deren Inhalt dem Reichsoberhaupte offenbar zum größten Nachtheile hätte gereichen müssen, da trat aber einer jener, durch die Vorsehung vermittelten Zwischenfälle ein, der dieses boshafte und schändliche Beginnen vereitelte. Der unbekannte Richwin nämlich war durch die Erzählungen seines Freundes Heinrich, kurz vor dessen schleuniger unerwarteter Abreise, auf den listigen Geheimschreiber ganz besonders aufmerksam geworden, beobachtete denselben sehr genau und so überraschte er ihn denn auch, als er eben die geheimen wichtigen Schriftstücke den Feinden Konrads II. verrathen wollte, nahm sie ihm mit mächtiger Faust im Palaste ab, ergriff ihn selbst und führte ihn vor den Kaiser, der indessen, aus angeborner Großmuth, keine Rache an dem elenden Verräther üben wollte, sondern denselben, mit Schande und Verachtung überhäuft, vor die Schwellen des Hauses bringen ließ, ihn so dem vernichtenden Gefühle seiner eigenen Schlechtigkeit überlassend.

Dies hätte jedoch dem Kaiser theuer zu stehen kommen können, weil er seinen gewesenen Geheimschreiber, diesen gesunkenen Schurken, dessen Wuth und Bosheit er nicht kannte, ganz unrichtig beurtheilte; denn Barnaba, statt Reue und Zerknirschung über seine Unthat zu fühlen, lechzte nur nach Rache, deren Durst er, durch die einflußreichen Lombarden noch besonders dazu aufgestachelt, durch einen Meuchelmord zu kühlen suchte. Er dingte daher Banditen, sämmtliche Zugänge und Verhältnisse des kaiserlichen Palastes waren ihm auf's Genaueste bekannt und so wurde denn die Stunde zur Ausführung der Meuchelthat festgesetzt; Barnaba war, sammt seinen Blutgenossen be-

reits in den Gängen des Palastes verborgen, allein da wachte abermals das Auge des Allwissenden über des Saliers Haupt und Richwin ward wiederholt das auserwählte Werkzeug der Vorsehung, nicht nur diese große Lebensgefahr von seinem Gebieter glücklich abzuwenden, sondern auch noch alle Theilhaber und unter ihnen den Geheimschreiber als Anführer, zu greifen und gebunden vor seinen Herrn zu bringen. Die gedungenen Mörder wurden als Verführte sogleich entlassen und dem Richter der Stadt zur Bestrafung übergeben, allein Barnaba, welchen Konrad II. keines Blickes und keines Vorwurfs würdigte, büßte sein Verbrechen auf der Stelle mit dem Strange in dem Hofe des Palastes und hauchte seine schwarze Seele unter entsetzlichen Verwünschungen aller Deutschen aus.

Der Kaiser fühlte den lebhaftesten Dank gegen Richwin, seinen doppelten Retter und forderte ihn auf, jetzt seinen Namen zu nennen und sich jegliche Gnade auszubitten, die er ihm mit Freuden gewähren würde; allein derselbe wies mit Bescheidenheit jeden Dank von sich ab, indem er ja nur seine Pflicht erfüllt hätte und dafür den Allmächtigen prieß, der ihn zum Werkzeuge der Rettung aus Mördershänden ausersehen habe; als einzige Gnade aber erbat er sich, seinen wahren Namen erst nach der Heimkehr ins rheinische Land enthüllen und bis dahin noch ruhig und namenlos an des Kaisers Seite verweilen zu dürfen.

Unseren Konrad II. ließ es nun, nach solchen betrübenden Vorgängen und Erfahrnissen in der falschen Lombardei, nicht mehr länger ruhen noch rasten, daher er die noch übrigen Geschäfte ohne Säumen beendigte, um wieder bald zu den Seinigen gelangen zu können. Richwin wich unterdessen nicht von seiner Seite und je mehr er auf der Reise seines, früher mit ihm so vertrauten, Geheimschreibers Falschheit und Verworfenheit überdachte, um so lebhafter erkannte er Heinrichs Unschuld und um so drückender lastete aber auch die Schuld des an demselben begangenen Vergehens auf seinem Gewissen, was ihm sein Dasein verbitterte und vergällte. Ich trage nun, so brach er auf der Rückreise öfters für sich in Reden aus, die eiserne, sowie die Kaiserkrone, jene in Mailand und diese in Rom mit großem Pomp erhalten, auf meinem Haupte, allein beide gäbe ich mit Freuden hin, wäre nur mein Gewissen rein von quälenden Vorwürfen und könnte ich nur dadurch sühnen, was ich an meinem treuen Edeldiener verbrochen! — Der hohe Herr verfiel nach und nach in Schwermuth und ließ während der Reise Niemanden vor sich, als den treuergebenen Richwin, daher er auch, weil alles Umganges mit andern entwöhnt, von den merkwürdigen und glücklichen Ereignissen, die seither in seiner Familie zu Aachen eingetreten waren, nichts erfahren konnte. In Speyer ließ er den, uns bereits bekannten Domdechanten zu sich entbieten, welcher jedoch den Kaiser außerordentlich verändert und sehr einsilbig fand. Da ihm aber derselbe seinen geheimen Kummer anvertraute, mit dem Ersuchen mit nach Aachen zu ziehen, um ihm sowohl unterwegs, als auch dorten, ferneren Trost und Beruhigung zu spenden, nahm er diese Aufforderung mit Freuden an, ohne sich indessen etwas von demjenigen, was mit dem kaiserlichen Schreiben und, als eine nothwendige Folge desselben, in der Pfalz zu Aachen vorgegangen war, im geringsten merken zu lassen, indem er solche düstere, reuevolle und beunruhigte Stimmung des Salier's, als eine heilsame Buße für dessen übereilte Unthat und zugleich als ein sicheres Bewahrungsmittel vor ähnlichen Rückfällen betrachtete.

Endlich war man am Ziele der weiten Reise, zu Aachen, angekommen; Konrad ließ sein Gefolge etwas zurück und erschien, nur von seinen beiden Vertrauten, dem Dechanten und Richwin, begleitet, unerwartet in der kaiserlichen Pfalz, — allein welche großen Veränderungen und welche wonnevolle Ueberraschung warteten seiner daselbst? — Seine treue Gisela weinte Freudenzähren bei seinem Anblicke und fand des Umhalsens kein Ende. Der Herzog und die Herzogin aus Schwaben, denen die Kaiserin das Glück ihres Heinrichs gemeldet, waren ebenfalls anwesend und statteten dem Kaiser den herzlichsten Gruß und Willkommen ab, bei welchem Vorgange letzterem wieder lebhaft sein Heinrich einfiel und eine dunkle Wolke auf seiner Stirne trübte die Freude des ersten Wiedersehens, jedoch nur auf einen Augenblick: denn eben stürmte das junge Ehepärchen, Heinrich und Mathilde, in blühendem Liebreize, herein in's Gemach und sank mit verschlungenen Händen zu des Vaters Füßen nieder. — Gisela! — rief dieser mit vor Staunen und Ueberraschung beinahe erstickter Stimme aus — Gisela, Freunde — was ist das? Welch' ein Anblick! Lebe ich im Reiche der Wunder, oder Träume? — Wer löst mir solches Räthsel? — indem er seine Gisela liebevoll anblickte. —

Hier ist nichts zu lösen, theuerer Herr, denn Deinen Willen nur habe ich vollzogen und mit diesen Worten reichte sie ihm zugleich sein Schreiben hin: er erschrack sichtlich beim Anblicke des verhängnißvollen Pergamentes, schlug dasselbe auseinander, las es und urplötzlich klärten sich seine früher finsteren Züge in himmlische Wonne auf.

Ein neues Räthsel! sprach er. — O Gott im Himmel, gib mir jetzt Licht in diesem Dunkel! — Doch euch begrüße ich freudenvoll als meine Kinder, kommt an mein Vaterherz! — Er umarmte voller Rührung Heinrich und Mathilden und, indem er beide mit tiefem, seligem Gefühle ansah, entfuhren ihm die Worte: mein Gott und Herr, wie ist dies alles gekommen! — Noch ist es finster um mich her, doch bald soll es tagen, daß unserer aller Wonne ganz vollkommen werde. Laßt mir den alten Wulf hierher bescheiden.

Heinrich flog hinaus und kam augenblicklich mit demselben zurück, der vor seinem strengen mächtigen Gebieter das Knie mit Zittern beugte.

(Schluß folgt.)

Alexandrine Tinne.

(Fortsetzung.)

Vom Nordwinde geschwellt zogen die Barken nilaufwärts, vorüber an Philä, an all den herrlichen Bauten der alten Egypter, durch die ersten Katarakte nach Korosko. Hier wurden nicht weniger als 102 Kamele gemiethet, um die Reisegesellschaft durch die Nubische Wüste nach Abu-Hammed zu bringen. Sie nahmen von dem lebenspendenden Flusse Abschied und traten zum erstenmale mit ihrer Karawane den Marsch über die vulkanischen Bergkegel und durch die gelben Sandflächen der trostlosen Wüste an, in der weißgebleichte Kamelknochen den Weg bezeichneten und nur einzelne Krähen die Vertreter organischen Lebens sind. Der Weg auf jener Wüstenstraße war, obgleich er in der günstigsten Jahreszeit zurückgelegt wurde, immerhin gefährlich. War doch vor Jahren dort ein ganzes egyptisches Regiment auf dem Marsche verdurstet, das, einer trügerischen Fata-Morgana nachjagend, einen See zu erblicken glaubte und in die Irre gerieth. Said-Pascha hatte diese menschenraubende Straße einmal sperren lassen; aber sie kürzt als die Sehne der großen westlichen Krümmung des Nils den Weg so bedeutend ab, daß sie immer und immer wieder betreten wird. Dank dem reichlich mitgenommenen Wasser litten die Damen keine Noth; und als die Araber der Karawane ihr „El hambd el Illah!" („Gott sei Dank!") ausriefen, da hatten die Gefahren ein Ende! Zwischen Granitklippen blickte Abu-Hammed hervor, Palmen wiegten ihre Kronen im Winde und majestätisch breitete sich vor den erschöpften Reisenden der Nil mit seinen heiligen Fluthen aus.

Am östlichen Ufer des Stromes hinziehend, gelangten die Damen über Berber nach Chartum, der Hauptstadt des egyptischen Sudans am Zusammenflusse des Weißen und Blauen Nils, wo Musa-Pascha als Generalgouverneur waltete und, durch Militärgewalt regierend, das Land niederdrückte und ausplünderte. Der Vorgeschmack, welchen Frl. Tinne hier von der Türkenwirthschaft erhielt, war ganz geeignet, sie gegen das Treiben des Gouverneurs aufzubringen, mit dem sie in der That später in ernste Händel gerieth. Musa-Pascha trieb, wie alle seine Vorgänger, trotz des Verbots, Sklavenhandel und suchte der Expedition, die ihm in die Karten schaute, allerlei Hindernisse in den Weg zu egen. Indessen Frl. Tinne drang energisch durch; sie selbst, obgleich damals erst 22 Jahre alt, besorgte alles Nöthige zur Weiterreise und erhielt einen Dampfer des Prinzen Halim, des Bruders des gegenwärtigen Khedive, in dem man den Nil im Mai weiter aufwärts fuhr, um die Regenzeit in einem gesündern Orte, als Chartum ist, zu verbringen.

Jenseit Chartums ging den Damen eine neue Welt auf. Mit Bequemlichkeit konnten sie von ihrem Dampfer aus die Uferlandschaften des Weißen Flusses betrachten, die gegenüber dem vereinigten, nur durch die dürre Wüste strömenden Nil ihnen weit interessanter erschienen; namentlich im Lande der Schillukneger, wo eine außerordentlich dichte Bevölkerung an den Ufern wohnt, die von Delebpalmen, Mimosen und Akazien eingefaßt sind, wo muntere Affenheerden und Vogelschwärme sich tummeln. An den romantisch gelegenen Dschebel-Njemati (12° 30′ nördl. Br., rechtes Nilufer) legte der Dampfer an, dort wollte man Hütten bauen und sich häuslich einrichten. Allein kaum war das Schiff zurückgekehrt, als wegen der wilden Thiere und umherschweifenden Sklavenjäger das Gefolge Frl. Tinne's erklärte, unter keiner Bedingung aushalten zu wollen. Schleunigst mußte daher der Dampfer zurückbeordert werden, um, am 7. Juli die Fahrt flußaufwärts fortzusetzen. Kamen auch dann und wann einige Araber heran, welche das Anerbieten zu gemeinschaftlichen Sklavenjagden machten und erzürnt sich entfernten, wenn sie sich zurückgewiesen sahen, so war doch der Verkehr mit den Anwohnern des Flusses im ganzen ein friedlicher. Selbst in der mohammedanischen Niederlassung Hellet-Kala (10° 32′ nördl. Br. linkes Nilufer), wo der berüchtigte Sklavenhändler und Machthaber Mohammed-Cher seinen Sitz aufgeschlagen hatte, wurde Frl. Tinne mit königlichen Ehren empfangen. Der Ruf ihres Reichthums und ihrer Schönheit war ihr vorangegangen; amazonenartig hatte man sie auf einem Zelter durch die Dörfer der Schwarzen galoppiren sehen, man bewunderte ihre Leutseligkeit, die aller Herzen gewann, und erklärte sie für eine Tochter des Großherrn in Stambul. Diese Meinung war durch den ganzen Osten und Norden Afrikas weit verbreitet; sie pflanzte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit von Dorf zu Dorf fort, ward von den Karawanen in ferne Oasen der Sahara getragen und nahm dort immer größere Dimensionen an. Hörte doch später Gerhard Rohlfs diese Erzählung selbst an Orten, die vor ihm keines Europäers Fuß betreten hatte. Mohammed-Cher, der Gewaltige am Weißen Nil, der schon Tausende in die hölzerne Sklavengabel hatte spannen lassen, vor dem alle Neger zitterten, der niemand über sich anerkannte, vor der schönen Königstochter aus dem fernen Stambul beugte er sich und bot ihr die Herrschaft über den Sudan an.

Und wie so der Sklavenjäger, dessen wilde Schaaren nächtlicherweile über die Dörfer der Schwarzen herfielen, sie in Brand steckten, die Männer wie Thiere des Waldes niederschossen, Frauen und Kinder in die Gefangenschaft führten, bewundernd vor der fremdartigen Erscheinung der blendendweißen Dame stand, so verehrten nicht minder die armen gehetzten Neger Frl. Tinne. Während sonst jedes Bleichgesicht, das am Weißen Nil erschien, nur ein Sklavenhändler war, ein Repräsentant jenes Abschaums von Griechen, Italienern und Levantinern, die in Chartum ihren Sitz haben, trat hier im Gegentheil eine Weiße Dame mit vollen Händen spendend auf. Der vorausgehende Ruf dieser Leutseligkeit half Frl. Tinne selbst da, wo die Schilluks durch die Mißhandlungen der Sklavenjäger gegen alle Hellfarbigen auf das äußerste erbittert waren. Als der Dampfer an einem ihrer Dörfer anlegen mußte, um Holz einzunehmen, und die Mannschaft aus Furcht vor den Eingeborenen sich weigerte, ans Land zu gehen, betrat Frl. Alexandrine mit 10 Soldaten das Dorf und wurde als des Sultans

Tochter freundlich aufgenommen, selbst der Thron des Landes ward ihr angeboten, wenn sie zur Vertreibung Mohammed-Cher's Beistand leisten wollte.

Diese verlockenden Anerbietungen konnten allerdings Frl. Tinne nicht bewegen, unter den Schilluks zu bleiben; sie strebte weiter nach Süden und beschloß zunächst den Sobat zu erforschen. Dieser Strom, dessen Geographie heute noch nicht ganz aufgeklärt ist und über dessen obern Lauf namentlich immer noch Controversen bestehen, mündet von Osten her unter 9° 12′ nördl. Br. in den Nil. Frl. Tinne befahl, in ihn hineinzudampfen; doch, obgleich der Fluß nach den Versicherungen Pethericks weit hinauf schiffbar sein sollte, war man bald zur Umkehr genöthigt, da seichte Stellen auftraten. Zur Hin- und Rückfahrt hatte man 10 Tage gebraucht.

(Fortsetzung folgt.)

Das tunisische Rosenöl.

In dem neuesten Werke, welches Baron von Maltzan über die Regentschaften Tunis und Tripolis herausgegeben hat, begegnen wir folgender interessanten Mittheilung:

Das hochberühmte tunisische Rosenöl (Itr el ward, öfter in der Pluralform Otur el ward gebraucht, woraus die Engländer Otto of roses gemacht haben) wurde in früheren Zeiten in Qayruan in großer Menge gewonnen und war daselbst ungleich billiger und von unverfälschterer Qualität zu bekommen, als in der Hauptstadt der Regentschaft selbst. Jetzt ist freilich diese Industrie beinahe ausgestorben, dennoch traf ich noch einen alten Algierer, welcher das köstliche Oel trefflich, wenn auch in geringen Quantitäten zu bereiten pflegte. In Tunis haben die Kaufleute, namentlich die speculativen Israeliten, eine große Virtuosität erlangt, aus einem Loth Rosenöl zehn zu machen, indem sie einen Tropfen des köstlichen Oels in ein mit gemeinem Olivenöl gefülltes Fläschchen gießen. So groß ist jedoch die Intensität dieses Wohlgeruchs, daß dennoch das ganze Gefäß, in welches ein Tropfen Rosenöl versenkt wurde, überaus lieblich duftet. Aber natürlich verweht der Duft des gemischten Oeles schnell, während der des reinen unverfälschten von einer fast fabelhaften Dauer ist. Dieser Otur el ward ist allerdings nicht wohlfeil, was man begreifen wird, wenn man bedenkt, daß an hundertvierzig Pfund Rosen zur Verfertigung eines einzigen Lothes der Essenz (die sich bekanntlich in kleinen Oelbläschen auf dem destillirten Rosenwasser oben absetzt und zwar in sehr geringer Quantität) nöthig sind. Aber der Preis steht durchaus nicht im Verhältniß mit den darüber in Europa verbreiteten lächerlich übertriebenen Ideen. In Europa gibt man zuweilen einen Louisdor für ein kaum zwei Loth haltendes Fläschchen verfälschtes Rosenöl aus, in welchem auch nicht ein zehntel Loth wirklichen Oturs vorhanden ist. Denn noch nie habe ich in Europa unverfälschtes Rosenöl feilbieten sehen. Selbst in Algier ist es im Handel nicht zu bekommen, und auch in Tunis, Kairo, Konstantinopel ist das verfälschte bei weitem mehr verbreitet, als das echte. In Tripolis ist sogar in neuester Zeit eine andere Industrie aufgekommen, welche das echte Rosenöl dauernd zu verdrängen droht. Das ist die Fabrikation von wohlriechenden Essenzen aus verschiedenen Geranienarten, welche, da man hier die Blätter, ja die ganze Pflanze benutzen kann, und nicht wie bei der Rose, auf die Blüthen beschränkt ist, natürlich ein sehr wohlfeiles Product abgeben (man spricht von einem Pfund für zwölf Thaler), das an Rosenöl erinnert und auch als solches verkauft wird, aber allerdings nur mit den schlechtesten Qualitäten desselben wetteifern kann. — Ich kaufte in Qayruan eine gewisse Quantität Otur el ward, von dessen Unverfälschtheit ich gewiß bin, und halte dafür den Preis von etwa vier Thalern für das Loth zu entrichten. In Tunis hätte ich freilich das verfälschte, welches jedoch der es verkaufende Jude im Namen aller ihm heiligen Dinge als echt betheuerte, für den vierten Theil dieses Geldes kaufen können.

Ein anderer, noch mehr geschätzter, aber höchst seltener und in Europa völlig unbekannter Wohlgeruch ist das Jasminöl (Otur el Yassamun oder Yassamyn), welches gleichfalls in Qayruan, jedoch in verschwindend kleinen Verhältnissen gegen die Fabrikation des Rosenöls, gewonnen wird. Man preßt dieses Oel aus der kleinen gelblichweißen Blüthe desjenigen Jasmins, welchen die Franzosen Jasmin d'Espagne und die Botaniker Jasminum grandiflorum nennen. Es ist dies die geschätzteste Art des Jasminöls. Eine andere wird aus den dort überall wildwachsenden Blüthen des Jasminum officinale gewonnen. Der gleichfalls sehr häufige Jasminum fruticans ist dagegen fast geruchlos. Da jene stark und penetrant duftende Blüthe jedoch nur sehr klein ist, so gehört, wie mir der genannte algierische Fabrikant versicherte, eine nicht geringere Menge als zweihundert Pfund oder beinah eine halbe Million Blumen, zur Verfertigung eines einzigen Lothes Jasminöl. Dieses kostet deshalb auch beinah den vierfachen Preis des Rosenöles. Sein Duft erweist sich aber auch als der köstlichste, welchen es jemals mir gegeben war einzuathmen, und man begreift 'nach solchen, unserem Geruchsinne gebotenen Genüssen die große Vorliebe aller Orientalen für Wohlgerüche, eine Vorliebe, welche beinah durch die Religion geheiligt erscheint, denn der Prophet selbst theilte sie und hielt Wohlgerüche für eines der köstlichsten Geschenke des Schöpfers.

Miscellen.

Der „Courier de l'Aisne" erzählt folgenden Vorfall, der sich zu Travecy zutrug. Beim Austritt aus der Schule wandten sich die Kinder einigen Wasserlachen zu, die sich in der Nähe befanden. Die Tiefe dieser Löcher wechselte zwischen 1 Meter und 1 Meter 50 Cm. und eine Eisschicht lag über denselben. Der Kinder waren es fünfzehn und sie machten sich daran, auf dem Eise zu schleifen. Plötzlich gibt das Eis nach. Die drei vordersten sanken ein und verschwanden; die andern liefen erschreckt davon. Ein gewisser Cochet, Bahnwart zu Travecy, der sich unweit von da befand, vernahm die Klagerufe. Er gab nur seinem Muthe Gehör und sprang in's Wasser, indem er der Verunglückten habhaft zu werden suchte. Seine Bemühungen waren umsonst; erschöpft und von der Kälte steif geworden, mußte er selbst Hilfe annehmen, um auf festen Boden zu kommen. Ihm war noch unbekannt, daß sein eigener Sohn unter den Opfern sich befand. Erst Abends gegen 8 Uhr gelang es der drei Leichname mit Hilfe einer Barke und eines Hakens habhaft zu werden. Die drei Opfer waren je 10 Jahre alt.

Räthsel.

1 und 2 nennt einen Hafen
An des Südens fernen Küsten,
Wo des Meeres kund'ge Männer
Schiffe gut zum Kampfe rüsten.
3 — ein Haupttheil jener Waaren,
Die viel tausend Schiffe laden,
Um nach Norden sie zu fahren
Von den südlichen Gestaden.
1 2 3 — es kommt vom Norden,
Macht gefährlich oft die Meere,
Und ist durch die Wucht und Schwere
Manchem Schiff zum Grab geworden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 12.

Ladenhüter.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 16. Speyer, Dienstag, den 8. Februar 1870.

* Heinrich und Mathilde.

Ein Bild aus alter rheinpfälzer Zeit.

Von Leander v. Nußdorf.

(Schluß.)

Wulf, so redete ihn der Kaiser an, Du warst mir jederzeit treu und ergeben, auch bist Du nun in meinem Dienst ergrauet, darum erwarte ich jetzt auf meine Frage zuverlässige, wahre, sichere Antwort, so wie es einem treuen Diener ziemt; denn, siehe Dich um in diesem frohen Kreise, es handelt sich um mein Familienglück, es handelt sich um meine Seelenruhe und darum Wahrheit nur in diesem heiligen Augenblicke. Ich frage Dich daher auf Dein Gewissen: Was hast Du und Dein Mitgenosse, der schon längst vor seinem höheren Richter steht, begonnen mit dem Säugling aus der Mühle, in jenem düstern schwarzen Walde? — Ist mein Befehl vollzogen worden, den ich Dir gegeben?

Gnade und Verzeihung, hoher Herr! Wir konnten nicht die Unschuld morden und wollten Euer Herz auch nicht mit Schuld beladen; als uns das Kindlein mit flehenden Augen anlächelte, da sank der Mordstahl nieder, wir ließen es am Leben und brachten Euch Herz und Zunge eines Hasen, als die verlangten Zeichen des Vollzuges. Aus Furcht vor Strafe wegen unseres Ungehorsams, schwiegen wir nachher, doch ach! es hat uns dies manche trübe Stunde bereitet!

Was ist denn aus dem Kinde geworden? Sprich, verhehle mir nichts.

Das weiß ich nicht zu sagen, gnädiger Kaiser; wir legten es auf einen Baumsturz nieder und schlichen uns davon.

Verzeihet mir, edler Herrscher, sprach der Schwabenherzog, wenn ich ergänzend hier ins Mittel trete, denn mir wird's nun licht in diesen Wirren. Am selben Tage kam ich, Euch verlassend, auf meiner Heimkehr durch den dunkeln Tann, fand den armen schreienden Knaben, nahm ihn mit mir, brachte ihn meiner kinderlosen Gattin und hier sehet Ihr ihn froh und glücklich als Eueren Eidam endlich wieder.

O Gott und Herr! wie wunderbar lenkest du der Menschen Wege! sprach Konrad. — Wulf, erhebe Dich, denn ich vergebe Dir deinen Ungehorsam, der diesmal süße Frucht für mich getragen. — Jedoch, wer hat die andere Schuld von mir gewälzt? — Gisela, wisse theueres Weib, noch schwebest Du und ich im Ungewissen; ich sandte Heinrich Dir mit dem Befehle zu, ihn augenblicklich aus dem Wege zu räumen, wie kam denn nun die Aenderung in mein Schreiben, die mich so sehr beglücket und erfreuet? — Ich muß jetzt alles, alles wissen.

Siehe, da trat der Dechant von Speyer vor, entdeckte den ganzen Hergang und der Kaiser ward darob voller Freude, daß sich alle Umstände so schön aufgelöst und gefügt hatten. Ja, rief er entzückt aus: Gott hat es gewollt und ich sehe deutlich hier, daß man des Höchsten Willen nicht vermag zu widerstreben! Kommt Kinder an mein Herz, das vor Freude und Wonne laut aufjauchzen möchte! — Er umarmte nochmals stürmisch Heinrich und Mathilden.

Jener ging darauf zu Wulf hin, sah ihn freudig und bedeutsam an, mit der Frage: erfahr ich jetzt von Euch den Ausgang der Geschichte von dem im Walde gefundenen Heinrich? —

Ihr seid es selbst und habt nun auch die Deutung, aber obgleich ihr jetzt des Kaisers Eidam seid, so bleib' ich doch noch immer euer alter Vater!

Heinrich schüttelte ihm treuherzig die Hand und erzählte dann der Versammlung die Veranlassung seiner Frage, wie Wulf ihn immer zu trösten gesucht und sich seiner jederzeit väterlich angenommen hätte. Auch der Salier gab erwünschten Aufschluß über das Ereigniß in jener Mühle, über seinen Blutbefehl an Wulf, sowie über die schriftliche Weisung an seine Gisela und konnte dabei nicht müde werden, die weisen und gütigen Wege des Höchsten zu loben und zu preisen. Heinrich aber ward darauf von sämmtlichen Anwesenden beglückwünscht und schwamm in unaussprechlicher Freude.

Ach! rief er aus, ich bin jetzt wirklich, unverhofft und plötzlich, äußerst glücklich, durch des Geschickes Fügung! — Ich habe und besitze nunmehr alles, was ein Sterblicher sich wünschen mag, jedoch ein Wermuthstropfen mischt sich noch in den überschäumenden Becher meiner Wonne! — So kann denn nichts vollkommenes sein auf Erden! — Denn ach! wonach ich schon geseufzet lange Zeit, meine Eltern fehlen mir, um an meinem Glücke Theil zu nehmen und um es

zu ergänzen! Weilen sie noch unter den Sterblichen hienieden, o so laß sie mich doch finden, Gott und Vater! Wohnen sie jedoch bereits bei Dir in Deinem Himmel, so laß sie unsichtbar mich segnen, — ich will dann ruhig und zufrieden sein!

Während dieser Rede Heinrichs entfernte sich der Herzog von Schwaben, kam aber sogleich wieder zurück mit einer schwarz gekleideten und verschleierten Edelfrau, bei deren Anblick Richwin in augenscheinliche Bewegung gerieth. Verzeihet, edler Kaiser, sprach der Schwabenherzog, wenn ich an diesem für Euch und für die Eurigen so hehren Freudentage um eine Gnade bitte. Hier steht die Gattin Diebold's, des Calwer Grafen, den ihr vor neunzehn Jahren, seines Friedensbruches wegen, habt geächtet; sie sucht gnädige Vergebung, Herr, für ihren Gatten; o laßt sie ihr doch werden, denn schwer und lang hat er gebüßt für seinen Frevel!

Die Gräfin warf sich dem Kaiser zu Füßen, der sie gerührt aufhob und ihr die verlangte Begnadigung ankündigte. In diesem Augenblicke schlug dieselbe ihren dunkeln Schleier zurück und Richwin zugleich seinen Helmsturz auf und beugte ein Knie vor dem Kaiser mit den Worten: Herr, die Gnade habt Ihr mir erzeigt, denn ich bin jener Diebold, der euch bisher ungekannt gedient, doch will ich künftig Eurer Huld noch würdiger zu werden suchen.

Seine treue Gemahlin, im Wonnetaumel die Nähe des kaiserlichen Herrschers vergessend, fiel dem lang entbehrten und so lange schmerzlich ersehnten Gatten um den Hals und weinte süße Thränen der Freude und des Dankes. O! Diebold, wie so lang und kummervoll die Trennung und doch wie froh und glücklich jetzt das Wiedersehen! — Aber ach! unser einziges Kind, sie schluchzte laut bei diesen Worten, es wurde mir geraubt nach deiner Flucht und niemals hab' ich mehr von ihm gehört! —

Sei ruhig, theu're Seele, ich will das Maß der Freude völlig füllen, denn sieh hier, auf Heinrich zeigend, steht unser liebes Kind! Komm an dies Herz, mein Sohn! — Wie faß' ich mich, o Gott, in meinem Jubel! —

Neue Umarmungen und Freudenbezeigungen zwischen Konrad und Gisela, dem Grafen und der Gräfin, Heinrich und Mathilden! — Alles klärte sich jetzt genügend auf, indem der Graf von Calw dem Kaiser das Fehlende mit wenigen Worten noch auseinander setzte. Als ich geächtet war durch Euch, floh ich mit meiner Gattin in den Schwarzwald, wir bargen uns in jene abgelegene Mühle, wo die Meinige, nicht lang hernach, mit unserem ersten Sprößling, einem holden Knäbchen, niederkam. Am anderen Tag betratet Ihr, verirret auf der Jagd, dieselbe Mühle und ich, Verrath und Strafe fürchtend, wich von dannen, um seitdem nie mehr die Heimath, noch auch Weib und Kind zu sehen. Was mit dem Knaben weiter noch geschah, ist uns nun bekannt geworden, denn der Allgütige und Liebende hat uns herrlich und gut geführt nach seinem Rathe, daher wir ihn verehren und ihm stets danken müssen, für die weise Leitung unserer Wege.

Ja rief Konrad II. beglückt und selig im Namen Aller aus, ja Gottes Rath ist weise und sein Vaterwille heilig; o möchte letzterer immerdar, treu und gewissenhaft, von uns vollzogen werden!

Wulf zog Heinrich noch bei Seite und flüsterte ihm zu: Das wußt' ich zuverlässig, daß Ihr das Kindlein aus der Mühle war't, denn ich erkannt' Euch an des Herzogs Hofe sogleich am Muttermal an Eurem Halse, darum ermahnte ich Euch immerdar: bleibet tugendhaft, bleib't fromm und gut, der Herr wird Euer Schicksal gnädig leiten!

Alle an dieser merkwürdigen Begebenheit Betheiligten lebten fortan froh und glücklich; Diebold erhielt seine Grafschaft wieder und sein Sohn folgte, mit des Kaisers Bewilligung, dem kinderlosen Schwabenherzoge in der Regierung seines Fürstenthumes nach. Sie vergaßen aber auch sämmtlich in ihrem Glücke den nicht, der ihre Geschicke so wunderbar gelenket hatte, denn sie wandelten stets nach seinen Geboten.

Heinrich erbauete unter der Mitwirkung Mathildens im Schwarzwalde, auf seiner Geburtsstätte, wo die einsame Mühle gestanden, eine herrliche Abtei, die er reichlich begabte, um dadurch ein immerwährendes Denkmal seiner Dankbarkeit zu stiften und weil der große Salier durch den Dechanten zu Speyer von einer abermaligen Blutschuld errettet worden war, so faßte er den frommen, großmüthigen Entschluß, statt des alten baufälligen Speyerer Münsters, einen neuen Dom daselbst zu errichten, den er zugleich, als ewiges Andenken an die vorerzählte Begebenheit, zur Begräbnißstätte der künftigen Beherrscher Deutschlands bestimmte, welches schöne Vorhaben er auch wirklich großartig und fürstlich ausführte. Konrad II. ruhet daselbst, neben ihm auch Gisela und Jahrhunderte lang wurden seine Nachfolger am Reiche in der Kaisergruft des Speyerer Domes beigesetzt. Noch jetzt ragen die Thürme und Kuppeln dieses ehrwürdigen Gebäudes an den Ufern des vaterländischen Rheines in die freie blaue Gotteslust hinein, als ein fortwährendes sichtbares Zeichen und Denkmal der Frömmigkeit und Dankbarkeit jenes edeln Kaisers! —

Alexandrine Tinne.

(Fortsetzung.)

Die nächste Station war der No- oder Nosee, der Vereinigungspunkt des Weißen Nils mit dem von Westen herströmenden Gazellenflusse. In diesem weitausgedehnten Sumpfbecken hatten früher oft die Reisenden sich verirrt. Todte Flußarme, Kanäle und falsche Mündungen umgaben rings den großen Morast, in dem die Thätigkeit vieler Forscher erlahmte. Vergeblich hatte 1840 die egyptische Expedition aus jenem See einen Ausweg gesucht, und erst im Jahre 1841 gelangte eine neue Expedition, bei welcher Ferdinand Werne sich befand, aus jenem Labyrinth hinaus bis zu den Felsenriffen der Insel Tschanker, südlich von

Gondokoro. Der Eindruck, welchen die Damen in jenen übelberüchtigten Sumpfregionen des Weißen Nils empfingen, war ein ungemein trostloser. Soweit ihr Auge reichte, bis zum fernsten Horizont, erblickten sie einen ungeheuern Morast, aus dessen stagnirendem Wasser umgefallene, abgestorbene Bäume hervorragten; massenhaft fluteten, schwimmende Inseln bildend, Wasserpflanzen und Treibholz in dem träge dahinziehenden Strome. Im Röhricht schnarchten Flußpferde, lagen Krokodile auf der Lauer und standen unbeweglich große Wasservögel; in der Sumpfluft aber schwirrten Millionen Mosquitos. War auch der Dampfer mit allem, was zum bequemen Leben nöthig erscheint, versehen, so war diese weitausgedehnte Marsch, der jegliche landschaftliche Reize mangeln, doch kein Ort, geeignet für die Reise zarter europäischer Damen. Was aber fragte Alexandrine Tinne danach! Je wilder und unheimlicher das Land wurde, je ferner sie Europas Cultur war, desto wohler fühlte sie sich. Hier in den Morästen am Weißen Nil, die fürchterlicher als selbst der brennende Sand der Wüste sind, lag der Prüfstein. Fand sie wirklich ihren Beruf im Reisen, so mußte hier es sich entscheiden. Und sie hielt aus. Trotzdem Frl. Tinne wußte, daß noch wochenlang die Fahrt unter gleichen Beschwerden, in der gleichen fürchterlichen Natur fortgesetzt werden mußte, wenn sie Gondokoro erreichen wollte, so hielt sie dennoch aus und befahl die Fortsetzung der Reise.

Durch den Nosee fuhren die Damen nach der unter 7° nördl. Br. liegenden österreichischen Missionsstation Heiligenkreuz. Hier, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde, trafen sie eine Stätte des Verfalls und des Todes. Seit einigen Jahren war dort der Dominicaner Morlang mit wenigen Gefährten ansässig, um unter dem Stamme der Kitsch das Christenthum zu verbreiten. Seine Bestrebungen waren gänzlich erfolglos; nicht nur, daß, wie Baker, Lejean, Heuglin und andere vorurtheilsfreie Forscher behaupten, niemals dort Missionsresultate erzielt werden können, auch die klimatischen Verhältnisse verbieten unbedingt dort jede Ansiedelung von Weißen. Die meisten der 60 Geistlichen und Laien, welche von der Missionsanstalt an den Weißen Nil gesandt wurden, liegen dort auch begraben, und Frl. Tinne fand nur noch ihre Gräber. Sie besichtigte auch die Hütten und Gärten, welche unser unglücklicher Landsmann Wilhelm von Harnier hier angelegt hatte. Als Jäger und Naturforscher war er bis Heiligenkreuz gelangt, dort aber, während er einen Schwarzen, der von einem angeschossenen Büffel bedrängt wurde, retten wollte, von dem wüthenden Thiere zerstampft worden (23. Nov. 1861). Die zahlreichen frischen Grabhügel, die hier sich erhoben, predigten laut die Gefahren Afrikas; sie zeigten die Wahrheit des Wortes, daß ungestraft der Europäer nicht unter Palmen wandle. Mag auch der Eindruck, den diese Stätten des Todes auf das weibliche Gemüth hervorbrachten, ein noch so bedeutender gewesen sein, Angst und Furcht brachte er nicht in Frl. Tinne hervor. Von Heiligenkreuz aus unternahm sie Excursionen weit in das Innere des Landes und besuchte die Strohhütten der Kitschneger, die im völlig unbekleideten Zustande hier hausen. Sie sind ein armseliges klägliches Volk, das an den wenigen trockenen Stellen, welche die ungeheuere Sumpflandschaft übrig läßt, sich heerdenweise zusammenschaart, von Fledermäusen, Schlangen, Termiten und anderm Gewürm lebt und einen Ueberzug von Asche als einziges Schutzmittel gegen die Unbill der Witterung kennt.

Am 30. Sept. langte der Dampfer in Gondokoro (4° 54′ nördl. Br.) an, zum großen Erstaunen der dort wohnenden Barineger, da sonst die Boote der Europäer nicht vor dem Januar erscheinen. Jener heute viel von Händlern besuchte Platz, der auch der Ausgangspunkt der Expedition Samuel Baker's wurde, war damals nur zeitweilig von Fremden berührt worden. Der Malteser de Bono, ein um die Entdeckungsgeschichte des Nil wohlverdienter aber wegen seiner Sklavenjagden und Grausamkeiten verabscheuungswürdiger Mann, hatte zur Zeit, als Frl. Tinne in Gondokoro anlangte, die Bari auf das äußerste gereizt. Nun lauerten sie überall mit ihren vergifteten Pfeilen im Hinterhalte und suchten jeden Fremden, der ihr Gebiet betrat, niederzuschießen. Aus diesem Grunde mußten weitere Ausflüge von Gondokoro in das Innere aufgegeben werden. Nur der nahe gelegene Berg Belenia, von dem aus eine herrliche Aussicht sich darbietet, wurde von Frl. Tinne bestiegen und dann der Nil noch fünf Stunden weiter nach Süden verfolgt, bis Stromschnellen und große Felsblöcke im Flußbette jede weitere Wasserfahrt unmöglich machten. Auch der Gesundheitszustand der Damen, der bisher ein erwünschter war, änderte sich zum Schlimmen. Sie lagen am Fieber danieder und ertheilten den Befehl zur Rückreise, die am 22. Oct. angetreten wurde. Am 20. Nov. hatten sie Chartum wieder erreicht. Rechnet man allen Aufenthalt ab, so hatte die Rückfahrt nur 170, die Hinreise 360 Stunden betragen. Was die Kosten betrifft, so sollen die Damen während dieser ersten Nilreise 6000 Pfd. St. gebraucht haben. Man kann daraus einen Schluß auf die Kostspieligkeit afrikanischer Reisen überhaupt und das Vermögen Frl. Tinne's machen. Aber jene Reise war nur die Vorläuferin größerer, die nun in fast ununterbrochener Reihe sieben Jahre lang aufeinanderfolgten.

Chartum wurde vorderhand zum Wohnsitze der Damen erwählt und von hier aus die Ausrüstung einer zweiten größern Expedition betrieben, mit der ausgesprochenen Absicht, Entdeckungen im Westen des Weißen Nils am Gazellenflusse und im Lande der „geschwänzten, menschenfressenden" Niam-Niam zu machen. Von dort erklangen so manche Fabeln, dort kreuzten sich zahllose große unerforschte Ströme, lagen ungeheuere Seen, von denen durch die Elfenbeinhändler unbestimmte Kunde verlautete. Eine große Anzahl vortrefflicher Reisenden arbeitete gerade damals daran, die Probleme am obern Nil zu lösen. Speke und Grant waren auf der Rückkehr von ihrer großen epochemachenden Reise begriffen, und um ihnen entgegenzureisen, rüstete Samuel Baker in Chartum seine Expedition aus. Als Frl. Tinne nach dieser Metropole des Sudan zurückkehrte, segelte der kühne Engländer gerade den Fluß abwärts. „Als

wir", berichtet er („Albert Nyanza", S. 37), „an dem Dampfer vorbeisegelten, der den holländischen Damen und ihrer reizenden Tochter Frl. Tinne gehörte, grüßten wir mit einer Salve und unterhielten ein gegenseitiges Wehen mit den Taschentüchern, bis wir uns nicht mehr sehen konnten. Wir dachten wenig daran, daß wir diesen freundlichen Gestalten nie wieder begegnen würden, und daß fast die ganze Gesellschaft ein so furchtbares Verhängniß umhüllen werde."

Sir Samuel ist jetzt wieder auf einer neuen abenteuerlichen Expedition, in denselben Gebieten, die er durchforscht. Wer weiß, ob er wiederkehrt? Zwei von den Tinne'schen Damen aber sind in den Sumpflandschaften am Weißen Nil gestorben, die Gebeine der dritten deckt der Sand der Wüste.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Winter im Gebirge). Einer Mittheilung der Salzb. Ztg. zufolge aus Zell am See vom 31. Januar war dort die Temperatur auf den Höhen so warm, daß die Holzarbeiter beispielsweise ohne Rock (in Hemdsärmeln) arbeiten, die Kälte unten in den Thälern aber seit Mitte Januar ungewöhnlich groß, zwischen 20 und 26 Graden. Diese Temperatur in den Höhen bewirkte, daß auf allen Bächen am 25. und 26. v. Mts. der Eisstoß abging und hie und da mehr oder minder erhebliche Beschädigungen verursachte.

Saprolegnien (Algen) als Fischtödter.) Bekanntlich überziehen sich in Aquarien häufig die Fische mit einem weißen, schnell sich weiter ausbreitenden Schimmel, der sich häufig mit Vorliebe zuerst auf die Augen der Thiere, namentlich aber da, wo die Oberhaut der Thiere, wenn auch nur leicht, verletzt ist, setzt und an dem die Thiere sehr bald zu Grunde gehen. Nur die sorgfältigste Reinigung des Aquariumbehälters und das Fortschaffen der mit der Schimmelalge behafteteten Thiere vermag dem Uebel einen Damm zu setzen, bei größeren Behältern, in denen sich Saprolegnien zeigen, dürften aber auch diese Mittel nicht hinreichen, das Uebel völlig auszurotten, da winzige Fragmente der Algen, die sich dem Auge entziehen, genügen, diese Schmarotzer zu vermehren. Auch im Berliner Aquarium haben die Saprolegnien in verschiedenen Becken arge Zerstörungen angerichtet. Daß sie dort durch Einsetzen schimmelkranker Süßwasserfische Eingang gefunden, wird durch eine vor Kurzem veröffentlichte Beobachtung höchst wahrscheinlich gemacht. Dort wird mitgetheilt, daß in einem Teiche der Villa Hochwasser bei Zoppot im März vorigen Jahres plötzlich die Karpfen starben und daß deren Augen sämmtlich ein Polster von Saprolegnia asterophora zeigten. B. vermuthet, daß in den Teich geworfenes Pferdefleisch der Ansteckungsheerd der Karpfen geworden. Bisher war es noch nicht beobachtet worden, daß die Saprolegnien die Fische auch im Freien befallen.

* E armer Vadder.

(Pfälzisch.)

Was hot m'r s ganze Johr e Noth
Mit seine böse Kinner!
Die quälen em doch grad zu Tod,
Des sinn die ärgschte Schinner!
Im Summer isch der Guguck los
Do wenn *) se baade laafe
Do nängern se m'r klee wie groß,
Ich soll Billete kaafe.
Des koscht em als e schweres Geld
Was kann m'r awer mache?
Wann ich aa räsonnir' unn schelt',
So dhun se heemlich lache.
Des Schwimme is der G'sundheet gut,
Drum gönnt mr's aach de Kinner
Unn wann m'r do als schelte dhut
Schteckt doch nit viel dehinner. —

Jetz werd mr's awer doch zu dick,
Des Eis soll sich verliere!
So Schlittschuh' sinn e dheier Stück,
M'r kann's fascht nit praschtire,
Vor lauder Aerger werd m'r doll
Unn flucht uff alle Deufel,
Wann m'r so Schlittschuh kaafe soll
For s'ganze Kinnerhäufel.
M'r sieht's, daß, seit se draus die Wies **)
Henn üwerschwemme losse,
Ke Zucht meh' in de Kinner is
Vor lauder Schlittschuhbosse,
Do will mei Karl, mei Fritz, mei Jerg
Gar nit vum Eis meh' kumme,
Am Sunndag schwänzen se die Kerch
— Der Vadder derf aa brumme! —

Am Werdag geh'n se in die Klass'
Unn henn ihr Sach' nit g'schriwwe,
Der Lehrer der versteht ke Spaß,
Flugs heeßt's: „s' werd' dogebliwwe!"
S'is aller Eiser, aller Fleiß
De Buwe grad wie g'schdohle,
Ich wollt der Deufel thät des Eis
Mitsammt de Schlittschuh' hole! —

Unn, s' schönste is — letscht segt mei Fraa:
„Geh', dhu' noch Schlittschuh' kaafe!
„Du weescht, die Mädle dhäten aa
„Gern als e Bissel laafe!"
„„Was!"" haw' ich g'sat, „„bischt Du nit g'scheit?
„„Die henn deheem zu bleiwe,
„„Is des was for die Weiberleut
„„Sich uff'm Eis 'rumtreiwe?
„„Do werd vun vorne weg nix draus,
„„Des wären schöne Sache,
„„M'r lacht die Narrebosse aus
„„Unn dhät' se selwer mache?""

Was hot mei ganzi Red' genutzt
Bei meiner böse Alte? —
Sie hot gebebbert unn getrutzt
Unn nimmih s'Maul gehalte,
Ich haw'r doch deß Schlittschuhgeld
Am End' noch gewwe müsse;
Sie hot mich, wann ich aa noch schelt,
Jetzt widder gern „zum Küsse." —

Mei Mädle dhuen uff der Wies,
Sich mit de Buwe messe,
Was Nähe unn was Stricke is,
Deß henn se ball vergesse!

Speyer. **H. B.**

*) Wenn statt wollen.

**) In Speyer hat man durch Ueberschwemmung der in der Nähe der Stadt gelegenen Eselswiese für eine schöne und ungemein stark besuchte Schlittschuhbahn gesorgt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 17. | Speyer, Donnerstag, den 10. Februar | 1870.

Poetenrache.*)

Nach dem Italienischen des G. Vollo,
von Dr. Eugen Jäger.

I.

Der Ruf als Poet legt dem glücklichen Sterblichen meist einen leuchtenden Glorienschein um das Haupt und in den Augen schwärmerischer Frauen, die sonst keine Sorgen haben, die von Musik, von Mondschein, von Wohlgerüchen, Romanen und Theatervorstellungen leben, erscheint er in seinem Ruhme oft als ein herrliches Ideal.

Ein solcher Poet, dessen Name im ganzen Lande wiederhallt, darf einen Künstlerhut tragen, und auch sonst ist Alles an ihm poetisch. In den Augen seiner holden Gönnerinnen kleidet er sich immer musterhaft und hat stets eine aufblühende Rosenknospe im Knopfloche. Seine Wohnung, jene geheimnißvolle Werkstätte, wo sein Geist die Inspirationen von Apollo und den Musen empfängt, ist auf das Bequemste und Reichste ausgestattet; denn die edelherzigen Buchhändler, die Gönner des Talentes, wiegen ja seine Zeiten mit Gold auf. Frei von weltlichen Sorgen schwebt er, von seinem Pegasus getragen, über die Erde.

Anders freilich, als die Schwärmerei es sich ausmalen mag, sah es aus in dem Zimmer unseres Moriz. Er bewohnte ein Gemach über drei Stiegen, welches so niedrig war, daß diejenigen, die ihn aufsuchten, stets Gefahr liefen, an der Decke sich zu stoßen. Das Fenster ging auf einen düstern, engen Canal und hatte gegenüber den linken Flügel eines alten Palastes. Die Möblirung des Zimmers entsprach seiner Lage. Ein unscheinbares Bett stand zu oberst an der Wand, daneben eine Familienerinnerung, ein altes, aus Elfenbein geschnitztes Crucifix, und ein längst veralteter Oelzweig als Andenken an einen fröhlichen Moment. Dazu kam eine alte Kiste von musivischer Arbeit, daneben ein Schrank, durch dessen Glasthüren man wenige, aber sehr zerrissene und abgegriffene Bücher wahrnehmen konnte. Die Ausstattung wurde vollendet durch einen Tisch, einige alte Stühle und zwei Bilder, wovon das eine Italia, das andere Dante vorstellte, zwischen beiden hing eine alte Studentenmütze.

Eine Lampe, welche auf einem nachlässig gereinigten Messinggestell fußte, beleuchtete traurig das kleine Zimmerchen, in welchem der junge Dichter saß; schwermüthig beugte er den Kopf über Papiere, welche in einem Durcheinander auf dem Tische ausgebreitet lagen. Wäre die Gestalt im Bette gelegen, so hätte man glauben können, die Lampe bescheine einen Todten, so bleich und abgezehrt sah der arme Bursche aus.

Der Mond schien vom nächtlich dunkelblauen Himmel hernieder und warf sein Licht auf die großen Scheiben des gegenüberliegenden Palastes. Von dort irrte es durch die offenen Fenster herüber in die Kammer des Poeten und machte das Aussehen derselben noch fahler, als sonst.

Da fiel von der alterthümlichen Lampe, welche ganz der Aufmerksamkeit des jungen Mannes entbehrte, ein Funken herab auf eine Zeitung, die unter den andern Blättern auf dem Tische lag. Langsam wurde sie von dem Feuer ergriffen und immer weiter floß der feurige Kreis mit seinem schwärzlichen Rande. Der Geruch weckte den Jüngling aus seinem Hinbrüten. Rasch erhob er seinen Kopf und ein bitteres Lächeln flog über sein Gesicht, als er sah, wie die Gluth jenes Blatt verzehrte.

Zehn Uhr schlug es von einem benachbarten Thurm herüber und fast gleichzeitig mit dem Stundenschlage hörte man zweimal leise an den Fenstern des gegenüberliegenden Palastes klopfen. Eilends warf Moriz das halbverbrannte Blatt auf die Erde; dann barg er sorgfältig die Lampe zwischen das Bett und die Wand, damit sein Zimmer dunkel erscheine und wandte sich gegen das Fenster. Auf dem kleinen Balkon gegenüber erschien eine schlanke weiße Gestalt; es schien keine freundliche Unterhaltung zu werden, denn der Gruß von jenseits war ein unterdrückter Seufzer.

„Du hast traurige Nachrichten?" begann er mit unterdrückter Stimme.

„Schlimmer, als je. Ich weiß nicht, wie ich Dir es mittheilen soll."

„Du weißt ja, ich bin auf Alles gefaßt; also sprich nur offen zu mir!"

*) Die Erzählung beruht auf einer wahren Begebenheit. Was etwa für deutsche Verhältnisse unwahrscheinlich erscheint, wird in Venedig, wohin der Leser sich vor allem versetzen möge, wahrscheinlich werden.

„Heute kann ich das letzte Mal mit Dir sprechen, Moriz; . . . . . und diesmal geschah es nur mit großer Gefahr."

„Mit Gefahr!"

„Ja wohl. Ach, wenn Du wüßtest, was sich heute bei uns zugetragen hat! . . . . Sie haben mir angezeigt, daß ich mich in drei Monaten . . . . verheirathen muß."

„Obgleich Dir deine Mutter noch bisher Hoffnung gelassen hatte!"

„O sprich mir nicht mehr davon, ich bitte Dich! Ich habe noch mehr leiden müssen; denn das Unglück kommt selten allein, und der schlechte Erfolg Deines letzten Dramas war die Ursache davon. Ich glaube fast sicher, daß das Unglück das uns bedroht, damit zusammenhängt. Ich muß damit, Moriz, freilich eine sehr empfindliche Seite bei Dir berühren . . . . . So höre! Du weißt, daß meine Mutter — wie soll ich gerade sagen — eine Grille für die Literatur hat; sie will sich als Beschützerin der Künste sehen; denn sie ist eine Venetianerin von altem Geschlechte. Die schöne Hoffnung, welche Du mir eingeflößt hattest, bewirkte daher auch, daß sie immer leicht über unser Verhältniß hinwegging, und ich jedesmal, wenn von Dir die Rede war, in ihrem Antlitze ein tolerantes Lächeln des Verständnisses bemerkte. Du weißt, wie oft wir uns aus diesem Grunde mit den schönsten Hoffnungen getragen haben . . . aber heute . . ."

„Heute, wo drei von den Zeitungen, welche Deine Mutter liest, mein letztes Drama angegriffen haben, heute bin ich nicht mehr ein würdiger Schützling ihres literarischen Ehrgeizes. Ich verstehe! .... Doch das ist nicht so schlimm, meine Emma! Ich wollte schon mit Dir darüber reden und Dir meinen Entschluß mittheilen. Du hast mir vorhin gesagt, daß dieses das letzte Mal sei, daß Du mit mir reden könntest; auch ich wollte Dir das Gleiche sagen."

„Moriz!"

„Ja wohl, Emma; ich habe mich entschlossen, von hier fortzugehen. Das bischen Ruhm, das so schön aufzublühen begann, ist jetzt von dem Sturmwinde weggefegt und wird nicht mehr erstehen."

„Mein Gott!"

„Ich weiß nicht, ob es mir anderswo besser ergehen wird; aber vor Allem fühle ich es als meine Pflicht, Dich von jeder Belästigung und Angst zu erlösen. Meine Liebe steht Dir schlecht an; denn Deine Stellung in der Gesellschaft und die meinige sind so himmelweit verschieden! Freilich wirst Du sagen, daß ich dieses schon früher hätte bedenken sollen, ... aber wir glaubten berechtigt zu sein, eine andere Zukunft vorauszusehen . . . . Indeß, wenn wir auch getrennt sind, werden wir uns doch fernerhin angehören, Emma?"

Das junge Mädchen war im Begriffe in Thränen auszubrechen, als Moriz hinter ihr ein Geräusch hörte und einen Lichtstrahl in's Zimmer dringen sah. Er faßte sich daher rasch und sprach mit leiser Stimme: „Ziehe Dich zurück, Emma, man könnte Dich sonst überraschen. Morgen will ich Dir noch ein letztes Briefchen schreiben."

Das junge Mädchen wandte rasch den Kopf. Dann schlich sie leise auf den Fußspitzen durch das dunkle Zimmer und verschwand hinter der Thüre.

Moriz holte wieder den Leuchter von der Erde herauf und stellte ihn auf den Tisch. Dann zog er unter dem Bette einen alten ledernen Koffer hervor und öffnete ihn. Er war vollgestopft mit Büchern, alle mit gleichem Einbande und von gleichem Formate. Auf jedem war zu lesen: Manfred, ein Drama von Moriz Stella. Einen Augenblick betrachtete er die Bände; dann warf er den Koffer um und schüttelte seinen Inhalt auf den Fußboden. Der Lärm, den dieses verursachte, machte in seinem Gemüthe den Eindruck, als wenn man Erde auf einen Sarg werfe. Er begrub seine Hoffnungen und Träume.

Da hörte er ein leises Klopfen an der Thüre.

„Wer da?" rief er immer noch über der Koffer gebückt.

„Mit Erlaubniß, Herr Moriz," hörte man draußen die Stimme einer alten Frau. „Hier ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht."

„Wer mag das sein?" sprach bei sich selbst der Jüngling. Dann fügte er laut bei: „Herein!" und wandte den Kopf gegen die Thüre.

Der Ankömmling war ein Herr von etwa 35 Jahren, sehr vornehm gekleidet, Hut und Stiefel waren im besten Zustande, an dem feinen Hemde blitzte eine Brillantnadel, ein schwarzseidenes Tuch um den Hals und gelbe Handschuhe, die noch niemals gewaschen waren, vollendeten den Anzug. Die Haare waren blond, aber nicht sehr üppig und durch starkes Auftragen von Pomade verdunkelt. Schnurr- und Backenbart trugen ebenfalls eine röthlich-gelbe Farbe. Ein Paar kleine, blaue Augen mit eigenthümlichem Blicke saßen unter fast unmerklichen Augenbrauen. Im Ganzen war der Mann etwas zu stark beleibt, als daß man seine Figur hätte hübsch nennen können.

(Fortsetzung folgt.)

Alexandrine Tinne.

(Fortsetzung.)

War die erste große Reise nur eine gefährliche Vergnügungstour gewesen, so lag Frl. Tinne nunmehr daran, bei den bedeutenden Opfern, die sie brachte, auch für die Wissenschaft Resultate zu erzielen. Und hierzu war eine günstige Gelegenheit vorhanden. Fast mittellos waren von ihrem merkwürdigen Zuge durch Abyssinien zum Könige Theodoros die beiden Reisenden Theodor von Heuglin und Dr. Steudner schon im Juli 1862 in Chartum angelangt. Nach Wara in Wadai vorzudringen, wo sie Eduard Vogels Schicksal aufhellen sollten, war damals eine Unmöglichkeit, wie durch Munzinger's Reise nach Kordofan dargethan war. Als daher Frl. Tinne den beiden Forschern das Anerbieten

machte, sich ihrer Expedition anzuschließen, gingen diese willig darauf ein. Auch ein Verwandter der Damen, der niederländische Baron Arkel d'Ablaing, welcher bereits längere Zeit im Sudan lebte und die Jagden des Herzogs von Koburg in Mensa mitgemacht hatte, nahm Theil an der neuen Reise.

Am 25. Jan. 1863 gingen von Heuglin und Steudner nach der Meschra=el=Req unter Segel, wo sie die nachfolgenden Damen erwarten und Erkundigungen einziehen sollten, wie das weitere Vordringen nach dem Hochlande an den südwestlichen Quellarmen des Nils im Lande der Niam=Niam am besten zu arrangiren sei. Jene Meschra (Ankerplatz) spielt in der Handelsgeschichte des Nils eine große Rolle. Sie ist nur eine enge Sumpflache im Süden des Gazellenflusses, mit dem sie in Verbindung steht. Dorthin fahren die chartumer Elfenbeinhändler, deren Schiffe zeitweilig die ganze Meschra erfüllen, um die Ladungen einzunehmen, welche aus den Seriben (dornumzäunten Pferchen) aus dem Innern herbeigetragen werden. Das Klima ist dort ein äußerst ungesundes und die Landschaft gerade so sumpfig, wie wir sie früher am Weißen Nil geschildert. Am 5. Febr. lief Heuglin durch den Nosee in den Gazellenfluß ein und nach 20 Tagen hatte er die Meschra erreicht. Unterwegs jagte und sammelte er am Gazellenflusse, von dessen Uferlandschaften er folgende Schilderung entwirft: „Nirgends ist auf vielen Quadratmeilen eine auch nur 2—3 Quadratklafter große trockene Stelle; häufiger findet man die meist um Bäume angelegten Termitenhügel und kleine schilffreie Wassertümpel mit prachtvollen Nymphäen und Lotos. Täglich durchwandere ich stundenweit 1—3 Fuß tief in Schlamm und Wasser watend und zuweilen in Elephantenfährten fast versinkend die Gegend. Komme ich auf etwas baumloses Terrain, so besteige ich einen Termitenhügel, von dem aus über die Gräser hinweg ein gutes Stück der Landschaft, die natürlich nicht von Menschen bewohnt ist, übersehen werden kann. Hunderte und aber Hunderte von Elephanten trollen da gemüthlich durch den Sumpf, zuweilen den Rüssel erhebend und einen Schrei ausstoßend, mit den langen fächerförmigen Ohren die Fliegen klatschend und theils gefolgt, theils bedeckt von zahllosen Kuhreihern. Bald geht ein Nilpferd grunzend im Schilf auf, um sich mit einem mächtigen Plump in den nahen Fluß zu werfen; Büffelheerden weiden an buschigen Stellen, namentlich in der Nähe der Ameisenhügel, deren Farbe sie tragen; einzeln oder paarweise schreitet eine Antilope (Kobus ellipsiprymnus) mit ihrem mächtigen Gehörn durch die Flächen, oder besteigt einen Termitenbau, von dem aus sie stolz ihr Revier übersieht."

Dieser Wildniß näherte sich nun auch das Gros der Expedition. Die Damen waren am 2. Febr. mit einem ungeheuern Train von Chartum aufgebrochen, nur Frl. Tinne's Tante, Baronin von Capellen, war zurückgeblieben. Aber zwei Kammerfrauen und ein Dolmetscher, der Italiener Contarini, schifften auf dem Dampfer sich mit ein. Für das Gepäck und die Dienerschaft waren zwei Dahabien und zwei Neker (schwere Nilbarken) gemiethet. Auf diesen fanden 200 Personen, 30 Esel und Maulthiere, 4 Kamele, Frl. Tinne's Reitpferd, Munition und Provisionen für zehn Monate Platz. Die große Zahl der Diener und Soldaten und die entsprechende Masse des Gepäcks, bei dem z. B. 30 Ctr. Glasperlen, 12000 Kaurimuscheln u. s. w. sich befanden, trug sehr wesentlich zu den späteren Verlegenheiten bei, da es geradezu unmöglich wurde, den gewaltigen Train weiter zu befördern. Als unter Tücherschwenken und Freudensalven die Chartumer der stattlichen Expedition den Abschiedsgruß darbrachten, da dachte wohl keiner daran, daß von so vielen nur ein kleines Häuflein zurückkehren würde!

Nach vielen Hindernissen gelangte die Flotte Frl. Tinne's am 10. März in der Meschra wohlbehalten an. Das Einlaufen derselben in den Hafen war für Innerafrika in der That ein glänzendes Schauspiel, denn die 20 dort liegenden Barken hatten zu Ehren der „Sultanstochter" alle geflaggt und die Mannschaften empfingen die Gäste mit einem Musketenfeuer, das von den Ankommenden erwidert wurde. Leider stellte es sich heraus, daß trotz der großen aufgewandten Summen nicht alle Vorbereitungen zur Weiterreise in genügendem Maße getroffen worden waren; es fehlte an mancherlei und Baron d'Ablaing mußte mit dem Dampfer nach Chartum zurückkehren, um dort das Nöthige einzukaufen. Dadurch wurde ein unangenehmer Aufenthalt in der ungesunden Meschra erzielt, wo der trockene Platz, der so vielen Menschen zum Aufenthalte diente, nach Quadratruthen bemessen war. Man bekommt einen Begriff von der Schwierigkeit der Reisen in jenen Gegenden, wenn man bedenkt, daß der im Westen strömende Kosangafluß, das nächste Ziel der Reisenden, in gerader Linie nur 25 deutsche Meilen von der Meschra entfernt liegt, daß die Damen aber nur nach ungeheuren Schwierigkeiten und großartiger Anstrengung bis dorthin schließlich vorzudringen vermochten, ohne je das eigentliche Ziel, die Lande der Niam=Niam zu erreichen. Einige der Kamele, die man mit vielen Unkosten durch die Sumpflandschaft bis zur Meschra transportirt hatte, waren bereits den ungewohnten Verhältnissen erlegen; die übrigen Lastthiere reichten zur Fortschaffung der mitgenommenen Bagage nicht aus, und die an der Meschra angesessenen chartumer Händler legten der Expedition alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg. Sie waren erzürnt darüber, daß man in „ihr Land" gekommen und ihrem schändlichen Spiel, ihren Menschenräubereien, in die Karten schaute. Heuglin entschloß sich daher, am 23. März mit Dr. Steudner auf gut Glück ins Innere vorzugehen, dort an einem geeigneten Orte Träger zu miethen und diese nach der Meschra zurückzuführen, wo die Damen ihn erwarten wollten. Folgen wir zunächst ihm, von dessen Bemühungen das weitere Vordringen der ganzen Expedition abhing.

Durch die Sümpfe nach Westen vordringend, gelangte er endlich in die bewaldete oder steppenartige Region, welche der Djurfluß, der sich mit dem Gazellenstrome vereinigt, durchfließt. Das Land war hier

überfüllt mit den einzigen bisher gangbaren Handelsartikeln, Glasperlen und kupfernen Armbändern, sodaß es Heuglin schwer fiel, die nöthigen Nahrungsmittel für seine Soldaten und Dienerschaft einzuhandeln. Träger unter den Negern zu erlangen, war selbst bei immenser Bezahlung in Kupfer kaum möglich, da die chartumer Händler bei ihren Elfenbeintransporten es vorzogen, ihre Schwarzen, statt sie zu bezahlen und in die Heimat zurückzusenden, gewöhnlich unterwegs in die bekannte Schebah, die hölzerne Halsgabel, spannten, als gute Beute einschifften und am Nil an die Araber verkauften. Wenn unter solchen Umständen und bei dem herrschenden Plünder- und Mordsystem die armen Neger die ankommenden Karavanen mieden oder angriffen, so waren sie offenbar nicht im Unrecht. Aber die harmlosen Reisenden, und besonders die Tinne'sche Expedition in diesem Falle, mußten darunter leiden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus Pleß, 1. Febr., wird der Schles. Ztg. berichtet: „Vorgestern wurde auf der Straße von Orzesche nach Gleiwitz, etwa eine Meile hinter Orzesche, ein beurlaubter Soldat ermordet. Der Entseelte, welcher aus seiner im hiesigen Kreise gelegenen Heimath nach seiner Garnisonstadt Gleiwitz zurückkehrte, hatte unweit Orzesche 300 Thlr. Geld gefunden und war darauf in die an der Gleiwitzer Straße unweit Orzesche belegene Schenke eingekehrt. Hier erzählte er unvorsichtig genug den Gästen, unter denen sich auch drei dem Namen nach unbekannte Fleischer aus Gleiwitz befanden, von seinem Funde und bat gleichzeitig den Wirth, im Falle sich der Eigenthümer des Geldes melden sollte, denselben an seine näher bezeichnete Adresse nach Gleiwitz zu weisen. Nachdem er hierauf noch kurze Zeit gerastet, setzte er den Weg nach Gleiwitz mit seinem Schatze weiter fort. Bald nach seiner Abreise fuhren ihm die gedachten Fleischer, welche die Erzählung von dem Funde gehört hatten, mit ihrem Fuhrwerk in so großer Eile nach, daß sie sogar Pferdefutter und einen Eimer zurückließen, holten ihn bald ein und forderten ihn auf, einzusteigen und mit ihnen nach Gleiwitz zu fahren, was der nichts Böses Ahnende auch that. Unterwegs aber erstachen ihn seine geldgierigen Reisegefährten, nachdem sie ihn seines Schatzes beraubt hatten, mit Messern, versteckten ihn in dem auf dem Wagen befindlichen Stroh und fuhren mit dem blutenden Leichname schnell weiter. Mittlerweile aber schöpfte der in Orzesche stationirte Gendarme Lange, der kurz nach ihrer Abfahrt zufällig in die gedachte Schenke eingekehrt war und von dem Funde und der schleunigen Abfahrt der Fleischer gehört hatte, Verdacht, setzte ihnen nach und holte sie in kurzer Zeit ein. Als er von ihrem Wagen Blutstropfen zur Erde rinnen sah und sie darüber zur Rede stellen, resp. den Wagen untersuchen wollte, warf einer der Mordgesellen sein Messer nach ihm. Da sich nun der Gendarme mit den drei Mördern im freien Felde allein nicht in ein Handgemenge einlassen wollte, so ließ er sie, ihren Weg sorgfältig verfolgend, bis in das nächste Dorf fahren, wo es ihm mit Hilfe Anderer gelang, die Verbrecher anzuhalten und der nächsten Polizeibehörde zu überliefern."

* In Frankreich haben in den letzten Tagen die Eisenbahnzüge durch starken Schneefall im Osten und Süden mehrfache Verzögerungen erlitten. Den Zeitungen aus dem Süden zufolge, herrscht in Toulon und der Umgegend ein Wetter, wie man seit Menschengedenken noch keines gesehen hat: es schneit, hagelt, donnert und es herrscht ein heftiger Sturmwind. An den Küsten des Meerbusens der Gascogne regnet es und das Wetter ist daselbst stürmisch.

Ein wichtiger Prozeß wurde vor Kurzem in St. Petersburg bei geschlossenen Thüren verhandelt. Er betraf jene Polen, welche im Jahre 1865 falsches russisches Papiergeld in Umlauf gesetzt hatten. Diese Polen waren lauter junge Leute im Alter von 19 bis 27 Jahren als sie verhaftet wurden. Sie gehören dem gebildeten Stand an, sind theils Studenten der Medizin und der Jurisprudenz, theils Beamte. Sie bildeten zusammen eine Gesellschaft, die ein doppeltes politisches Ziel verfolgte: 1) durch Verbreitung von falschem russischem Papiergeld wollte sie die Mittel zur Unterstützung polnischer Emigranten gewinnen und 2) durch diese Verbreitung in großem Maßstab, welche mit der Ausfuhr von Gold und Silber ins Ausland im Zusammenhang stand, meinten sie den Staatscredit Rußlands zu untergraben und seine Finanzen zu schwächen. Das falsche Geld wurde in England, in London, verfertigt; dort beschäftigte sich damit ein flüchtiger Pole, Emanuel Zundzill, der früher im russischen Dienst als Offizier gestanden hatte. Aus England wurden die falschen Creditscheine durch einen Baron Stanislas, der auch Baron von Freimann hieß und überhaupt jede Woche einen andern Namen führte, nach St. Petersburg gebracht. Die Fälschung war so gut und so vollkommen, daß das falsche Papiergeld keinen Anstoß erregte und leicht umgesetzt werden konnte. Eine junge Person, Emilie Zawadsky, war Seele des ganzen Unternehmens in St. Petersburg. Sie wurde zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Zwei Edelleute wurden zu 5 und 4jähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Die andern Angeklagten wurden gelinder behandelt. Das Mitglied, welches das falsche Papiergeld einschmuggelte, befindet sich nicht in den Händen der russischen Justiz.

Der „Newy.-Herald" theilt über Herrn William B. Astor, den Eigenthümer des berühmten Astorhouse und Gründer der Astorbibliothek Folgendes mit: „Er ist der reichste Mann in Amerika. Sein Vermögen wird verschieden geschätzt, aber man nimmt an, daß es 60 Millionen Dollars beträgt. Er ist über diesen Gegenstand selbst zu seinen intimsten Freunden sehr zurückhaltend. Sein Vater hielt einen Pelzladen im Broadway und sandte, als sein Vermögen wuchs, seinen Sohn zur Vollendung seiner Erziehung nach Heidelberg. Neben dem Vermögen seines Vaters, welches er durch Landspeculationen bedeutend vermehrte, erbte der Sohn noch von seinem Onkel eine halbe Million Dollars. Das Astorhouse wurde von dem Vater 1835 erbaut. Der ältere Astor starb 1848 und seine Verlassenschaft ward auf 20 Mill. Dollars geschätzt. Alle Augen wandten sich damals auf den Eigenthümer solch' ungeheuren Vermögens, aber auf William Astor hatte dieser plötzlich entstehende Reichthum wenig Einfluß. Sein Vater hinterließ zum Besten seines Geburtsortes Waldorf, im Badischen, eine große Summe, und Herr Astor schickte einen seiner Söhne nach dort, um die Errichtung eines Instituts zur Unterstützung der Armen jenes Ortes ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Religion zu überwachen. Die Waisenkinder werden zu verschiedenen Gewerben erzogen und es sind dort besondere Abtheilungen für Blinde, Taube und Stumme. „Ich bin sehr stolz auf das Astorhaus in New-York," sagte Herr Astor einmal, „aber ich bin noch viel stolzer auf das Astorhaus in Waldorf. Das erstere mag verfallen, aber das andere wird bestehen, so lange Waldorf existirt, oder es dort noch Arme gibt." Die Astorbibliothek, welche er gemäß dem Willen seines Vaters errichtete, ist ein schönes Gebäude. Anfangs hatte es 65 Fuß in der Front und 120 Fuß in der Tiefe, ist aber seitdem bedeutend vergrößert. Der Dampf-Heiz-Apparat kostet 10,000 Dollars, die Bücher — jetzt 139,000 Bände — kosten circa 300,000 Dollars und das ganze Etablissement 750,000 Dollars. Es heißt, daß trotzdem Herr Astor dadurch noch nicht befriedigt ist und die Absicht hat, noch ein neues Gebäude hinzuzufügen. Die Astorbibliothek ist bereits die werthvollste in Amerika, und Herr Astor wünscht sie zu der ersten der Welt zu machen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 18. Speyer, Samstag, den 12. Februar 1870.

* Poetenrache.

Nach dem Italienischen des G. Bollo,

von Dr. E. J.

(Fortsetzung.)

Wie armselig erschien ihm gegenüber Moriz! Seine Kleider waren abgetragen und zeigten starke Spuren der Nachhilfe. Das Gesicht war bleich und die Wirkungen langen Kummers und mangelhafter Nahrung waren in seinem ganzen Aussehen zu bemerken. Nur das reiche, kastanienbraune Haar, welches die glänzend weiße Stirne beschattete und die dunkeln, langen Augenwimpern gaben ihm etwas Ideales. Dieser Eindruck wurde noch erhöht durch den tiefen und innigen Ausdruck der großen braunen Augen. Die ganze Gestalt war geeignet, Spott und Mitgefühl zugleich zu erwecken.

Der Unbekannte erschien wie ein gut eingebundenes Buch von höchst prosaischem Inhalte, Moriz dagegen wie ein abgerissenes Heft jugendlicher Poesie, das auf den Straßen feil geboten wird.

Der Fremde zog auf die höflichste Weise seinen Hut ab, faßte Moriz in's Auge und bat um Entschuldigung über die ungewöhnliche Stunde seines Besuches. Der überraschte Jüngling sah sich inzwischen nach einem Stuhle um, auf welchem der Fremde ohne Gefahr sitzen konnte. Dieser benützte die Gelegenheit, seine Blicke in dem Zimmer umherschweifen zu lassen; er musterte die geringfügigen Möbel, das armselige Bett, den wackeligen Tisch, den alten Koffer mit dem Bücherhaufen und sogar die halbverbrannte Zeitung mit dem sicheren Blicke eines erfahrenen Weltmannes.

Als ihm Moriz den Stuhl anbot, verschwand jener forschende Blick aus den Augen des Fremden, und es blieb nur ein geheimnißvolles Lächeln zurück. Auch dieses dauerte nicht lange, und er wandte sich wieder dem jungen Manne zu mit einer Miene, als habe er das armselige Aussehen der Stube gar nicht bemerkt, oder wolle als Mann von Bildung keinen Werth darauf legen.

Auf seine Entschuldigung wegen der Störung erwiederte Moriz, das möge ihn nicht anfechten, er gehöre nicht zu den Leuten, die man irgendwie stören könnte.

„Oh, Sie sind zu bescheiden, Herr Stella. Die Nacht ist es besonders, welche die Poeten begeistert."

„Sie beschämen mich durch Ihre Höflichkeit. — Darf ich den Namen meines Besuches wissen?"

„Meinen Namen kann ich Ihnen nicht auf dem Titel eines poetischen Werkes geben, wie Sie, mein Herr, ich habe ihn nur auf meiner Karte . . . ."

Moriz las: „Graf Simon Riccati" . . . .

„Ich interessire mich sehr für Sie, da ich schon in Mailand außerordentliche Lobsprüche über Sie vernommen habe. Aber auch, wenn man Sie nicht so überaus gelobt hätte, so hätte schon das Lesen Ihrer Schriften in mir das Interesse an dem Poeten wachgerufen. Ich bin dadurch ganz begeistert geworden und konnte bei meinem Aufenthalte in Venedig mein Verlangen nicht länger bemeistern."

„Oh, Sie sind in einem bösen Augenblicke gekommen, Herr Graf. Ich weiß nicht, ob sie die neuesten Nummern unseres literarischen Blattes „Nessel" gelesen haben und . . ."

„Auch die übrigen Blätter, welche sich mit Ihnen beschäftigt haben?" Ja wohl! ich kenne sie alle. Aber was wollen Sie, mein Theuerster? Ich weiß sehr gut, wie viel Gewicht man auf die Kritiken dieser Blättlein geben muß. Und auch Ihnen, mein Herr, muß Ihr erhabener Geist die Kraft geben, über solche kleine Bosheiten der Kritik sich hinwegzusetzen. Aber ich sehe hier," fuhr er lächelnd fort, „Sie haben an der „Literarischen Revue" die Feuerstrafe vollzogen."

„Oh, es ist nur ein Zufall, daß diese Zeitung verbrannt wurde, erwiderte Moriz und lachte ebenfalls. Sie werden es mir nicht glauben, aber es ist nicht anders; ich gab nicht ordentlich Acht, und das Papier fing Feuer. Uebrigens habe ich durchaus Nichts dagegen gehabt; denn von allen gegen mich geschleuderten Artikeln ist jener der „Literarischen Revue" der dummste."

„Der dummste, ja sicher; aber nicht blos das; es ist der allerfeindseligste," fuhr der Graf fort und machte mit seinen Fingern an seinem Barte sich zu thun.

„Sie haben Recht, Herr Graf. Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen: es will mir sogar scheinen, als sei die Absicht dieser Kritik gewesen, mich persönlich vor dem Publikum und in den Kreisen meiner Bekannten zu lästern."

„So scheint es mir auch. Aber man darf nicht gleich im Anfange seiner Laufbahn verzweifeln und das Genie muß auch etwas Standhaftigkeit besitzen."

„Mein Entschluß ist gefaßt. Ich ziehe mich von der Bühne zurück, wo doch blos äußerer Glanz und tönender Name beklatscht werden."

„Sie wollen also den Kampf aufgeben!"

„Ja wohl, mein Herr, ich trete noch jung in den Ruhestand, weil ich mich für diesen Kampf nicht geeignet fühle; freilich nehme ich dabei weder Pension noch Ehrenkreuze mit mir, aber eine bittere Wunde im Herzen."

„Sie wollen wirklich gehen!"

„Ja wohl; ich werde gehen und mich auf eine andere Art zu beschäftigen suchen. Es wird mir wohl gelingen, für meine Feder und meine Geistesfähigkeiten Abnehmer zu finden. Es ist freilich eine bittere Täuschung, wenn Poeten herabsteigen zu niedrigeren Sphären oder gar zu literarischen Lohnschreibern; wer aber eine solche Behandlung nicht zu ertragen vermag, wie sie mir zu Theil wurde, sollte sich nicht mit diesen Leuten einlassen."

„Ich kann Ihnen nicht ganz Unrecht geben, mein Werthester, aber . . . . ."

„Oh, ich fühle den Schmerz, den es mir verursacht, daß ich mich von der Kunst trennen muß. Es schneidet mir in's Herz, wenn ich von diesen Bildern Abschied nehmen soll, die so rosig vor mir glänzten."

„Dies ist freilich schmerzlich; aber, guter Gott, es gibt hienieden kein Heilmittel gegen Alles . . . . Ich will Ihnen einen Vorschlag machen . . . . Ich wünsche nicht, daß Sie auf Ihre schönen Illusionen verzichten sollen. Wir wollen gemeinsam auf ein Mittel sinnen, um Ihnen zu helfen. Was Sie am Weiterstreben verhindert, ist, wie mir scheint, der Abscheu, Ihren Namen den Angriffen und den Lächerlichkeiten auszusetzen. Nun, nehmen Sie einen andern Namen an, leihen Sie sich einen solchen. Ihre Ideen und Gefühle werden auch unter einem andern Namen in die Menge dringen. Noch weit besser aber ist es, wenn der Name, den Sie annehmen, vor der Welt mit einem gewissen Glanz . . . der Geburt, des Reichthums umgeben ist; denn mein lieber Freund, Sie wissen ja, daß Stellung und Reichthum gleich einem magnetischen Fluidum auf Alle ihre Wirkung äußern. Ein Name, der mit einer halben Million vergoldet und überdieß noch durch ein altes Wappenschild getragen ist, braucht die Angriffe der Kritik nicht zu fürchten. Die ganze Welt wird den Hut abziehen, vor dem Herrn Grafen oder Baron, wenn er als Verfasser einer Abhandlung, eines Romans, eines Dramas erscheint, als ein Mann, der in seiner Musezeit sich mit den Wissenschaften abgibt. Mit dem armen unbekannten Dichter aber macht die Welt, wie sie selbst gesehen haben, wenig Umstände. Der Beifall, den Sie unter fremdem Namen empfangen, ist doch noch immer ein Triumph Ihrer Ideen und gleichzeitig eine geheime Rache gegen die Gesellschaft, welche gegen ihren eigenen Willen den Dichter loben muß."

Dem jungen Dichter war es indessen abwechselnd bald kalt, bald warm zu Muthe geworden. Endlich begann er: „Der Plan ist . . . bewunderungswürdig und verräth einen tiefen Kenner unserer gesellschaftlichen Zustände; aber ich . . . . ich halte ihn nicht für durchführbar.

„Warum?"

„Warum? Weil ich mich nicht dafür eigne. Mein Kopf ist zu sehr verschieden von den übrigen Köpfen, um sich für einen solchen Plan aussprechen zu können. Sehen Sie, Herr Graf, hier habe ich z. B. ein neues Drama, betitelt, „Donna Lombarda". Für dieses Drama habe ich die Stunden des Schlafes geopfert und jeden Tag unter Entbehrungen neue Gedanken, neue Ideen und neuen Eifer gefunden. Jetzt aber bin ich im Begriffe, dieses Drama zu verbrennen; denn glauben Sie vielleicht, wenn ich es unter einem fremden Namen, unter einem glänzenden Titel veröffentlichen wollte, ich würde einen Verleger finden, nachdem meine letzte Arbeit auf der Bühne durchgefallen ist. Glauben Sie, daß ich einen Verleger finden würde?"

„Warum nicht? Sie sind nicht alle so schlimm. Und brauchen Sie denn gerade einen Verleger? Allerdings würde es wohl schwerer halten, einen zu finden, der genau Ihren Werth zu schätzen weiß und Ihnen beisteht gegenüber der Verschwörung jener Artikelschreiber in den Zeitungen. Geben Sie mir Ihr Drama her! Ich biete Ihnen, sehen Sie, so sehr bin ich von seinem Werthe überzeugt, für dasselbe 3000 Franken, die sich hier in dieser Brieftasche befinden."

Moriz war stumm vor Erstaunen und wußte eine Zeit lang nicht, was zu antworten. Der Andere aber fuhr fort:

„Ueberdies auch biete ich Ihnen einen Namen an, bekannt durch Geburt und Vermögen, meinen eigenen Namen."

Immer noch blieb der Dichter stumm und staunte seinen Besuch an. Dieser aber fuhr in seinem Anerbieten weiter: „Ach, Sie haben mich nicht verstanden! Es handelt sich darum, daß Sie mir Ihr Drama abtreten; ich werde es veröffentlichen und auf meine Kosten in einer Prachtausgabe mit Stahlstichen . . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Alexandrine Tinne.

(Fortsetzung.)

Als am Djur aus diesem Grunde keine Lastträger zu erhalten waren, zogen die beiden Deutschen weiter nach Westen. Zu allem Unglücke stellten sich bei beiden heftige Fieber ein; das Klima begann seine Wirkungen zu äußern. Auch mit ihren Mundvorräthen stand es schlimm; alle Spirituosen und was sonst zur Kräftigung

des herabgekommenen Körpers dienen konnte, waren aufgezehrt. Es war kein Wunder, daß Heuglin wie Steudner immer schwächer wurden, und selbst die größten Gaben Chinin vermochten nicht mehr das markerschütternde Fieber zu bannen. So herabgekommen erreichte man das Dorf Wau, das eine halbe Meile im Westen des Djur liegt, und hier forderte am 10. April das Klima sein erstes Opfer von der Expedition. Trotz aller Hilfe, die Heuglin ihm leistete, erlag hier Dr. Steudner den wiederholten Fieberanfällen. Sein Gefährte bestattete ihn unter einer Baumgruppe und eilte dann weiter nach Bongo im Lande der Dor, wo es ihm gelang 150 Träger anzuwerben. Am 30. April war Heuglin wieder in der Meschra bei den Damen, nachdem er volle sechs Wochen gebraucht hatte, um seinen schwierigen Auftrag auszuführen. Auch in der Meschra sah es übel aus. Frau Tinne lag arg am Fieber danieder, das sie von nun an nicht wieder verließ, und die übrigen Mitglieder der Reisegesellschaft litten ebenfalls an dieser fürchterlichsten Plage Afrikas.

Welche Freude nach langem Harren bei den geprüften Damen einkehrte, als endlich 120 Träger erschienen, kann man sich vorstellen. Doch um welchen Preis waren die Leute, welche das Gepäck bis zum 25 Meilen entfernten Kosanga schaffen sollten, erkauft worden! Sie erhielten nicht weniger als 1000 Thlr. und dabei freie Beköstigung. Um das Fortkommen in den Sümpfen und labyrinthisch verschlungenen Wasseradern des großen Morastes zu ermöglichen, hatte Frl. Tinne von dem englischen Consul Petherick, der auf einer Handelsreise bis zur Meschra gelangt war, ein Kautschukboot erhandelt, das sich mit Blasebälgen leicht aufblasen ließ, sechs Menschen zu tragen im Stande war und vorzügliche Dienste leistete.

Unterdessen waren nun wenigstens neue Provisionen durch Baron d'Ablaing von Chartum herbeigeschafft worden; aber auch die tropischen Regen hatten sich eingestellt, als endlich am 25. Mai die Expedition aufbrechen konnte. War vorher das Land schon ein großer Sumpf, so gestalteten es jetzt die herabströmenden Wasserfluthen in einen See, durch den man schwimmen und waten mußte, um nur vorwärts zu kommen, denn rückwärts konnte man nicht mehr. Man stelle sich die Lage der Damen vor, die unter solchen Umständen dennoch den Muth nicht verloren. Vom Himmel fiel Wasser, der Boden, soweit das Auge reichte, war eine große Sumpffläche, oft war kein Faden an ihren Kleidern trocken und dabei schüttelte sie das Fieber. In solchem Zustande gelangte man am 20. Juni an die hochgeschwollenen, reißenden Fluthen des Djur, der allerdings von den Europäern im Gummiboote glücklich passirt ward, während ein großer Theil der Provision durchnäßt wurde und verloren ging. Am 25. Juni war die Seribah des Italieners Biselli in Bongo erreicht. Dieser Mann betrieb hier, wie viele seinesgleichen, das einträgliche Gewerbe des Elfenbeinhandels und der Menschenräuberei; daß er die Reisenden nicht freundlich empfing, braucht nicht erwähnt zu werden, störten sie ihn doch in seinem ehrsamen Gewerbe und vertheuerten außerdem durch ihre Anwesenheit die Preise. Dazu herrschte förmliche Hungersnoth in der Umgebung; weder Schlachtvieh noch Getreide war für die höchsten Preise zu erhalten, und oft fehlte es in der ungesunden Seribah an einer Tasse Bouillon für die fortwährend kranken Damen, die sich mit sauerm Durrahbrode als Nahrung behelfen mußten. Außerdem strömte unablässig der Regen herab, der die ausgedörrte Erde erquickte. Hier hatte man wenigstens die Sumpfregion hinter sich und erfreute sich an der Waldvegetation, welche einem reizenden Parke glich, dessen mit Schlingpflanzen überzogene Bäume im frischen Grün des Frühlings prangten.

Das Benehmen des Italieners wurde immer unfreundlicher, die Last- und Reitthiere gingen eins nach dem andern zu Grunde, auf das Eintreffen von Nahrungsmitteln aus Chartum, wohin man abermals Boten gesandt, konnte vor Ablauf eines halben Jahres nicht gerechnet werden. Dazu gesellte sich die Nachricht, der Kosanga sei so angeschwollen, daß an ein Uebersetzen des Gepäcks nicht zu denken sei. Für 400 Traglasten Gepäck bis zu jenem Flusse, der nur drei Tagreisen entfernt war, verlangte der Italiener 1600 Maria-Theresia-Thaler. Frl. Tinne war schon bereit diese unverschämte Forderung zuzugestehen, da wurde deren Befolgung unnöthig. Die Krankheit ihrer Mutter war schlimmer und schlimmer geworden; an Medicamenten war auch Mangel eingetreten, und trotz der aufopfernden Pflege der Tochter, die Tag und Nacht am Schmerzenslager verbrachte, erlag Frau Tinne Ende Juni in der Seribah Biselli der langwierigen, alle Kräfte untergrabenden Krankheit. Dieser Unglücksfall und die traurige Lage, in welche die Expedition überhaupt gerathen war, machten der Weiterreise ein Ende und Frl. Tinne beschloß die Rückkehr. Großmüthig genug bot sie Heuglin den Rest ihrer Provisionen an, wenn er weiter vordringen wolle; allein seine Mittel waren zu gering, um eine größere Reise zu unternehmen und so beschloß er umzukehren. Schlag auf Schlag folgten neue Unglücksfälle. Der deutsche Gärtner Schubert, ein Begleiter Heuglin's, der nach den Kosangabergen recognoscirend vorausgeeilt war, erlag gleichfalls Mitte Juni einer Dysenterie; ihm folgten nacheinander die beiden holländischen Kammerfrauen, dann der Dolmetscher Contarini, ganz abgesehen von den vielen niedern Dienern, die den Mühsalen unterlagen. So waren sechs Europäer während dieser traurigen, vom Unglücke verfolgten Expedition gestorben und nur Frl. Tinne, Heuglin und d'Ablaing gelangten wieder nach Chartum zurück, wo auch Frl. Tinne's Tante, Baronin van Capellen, vom Fieber dahingerafft wurde.

Die Regenzeit in Bongo dauerte bis Mitte October; dann trat köstliches Wetter ein, die Fluthen verliefen sich, die Zugvögel kamen an; Gemüse und wilder Honig war in Menge zu haben, und infolge dessen besserte sich von Tag zu Tag der Gesundheitszustand der noch überlebenden europäischen Mitglieder der Expedition, die jetzt an die Rückkehr nach der Meschra denken konnten. Doch wurde die Reise nicht vor Januar angetreten, da erst gegen Ende dieses Monats die Schiffe aus Chartum, welche die Expedition zurückbringen sollten, in der

Meschra angelangt waren. Dort fand man denn auch neue Provisionen, konnte sich erholen und am 14. Febr. die Rückreise antreten. Auch diese verlief nicht ohne Abenteuer und Hindernisse, in denen Frl. Tinne stets wieder ihre Entschlossenheit und Geistesgegenwart bewährte. Nachdem man den Rosée passirt und in den Weißen Nil eingefahren war, traf man auf eine gewaltige Pflanzenbarre, die von den Schilluknegern errichtet war, um die Flußschiffahrt abzusperren. Sie bestand aus Gras, Pistien, Ambatschholz, Papyrus u. s. w., bildete eine förmliche Insel, auf der man trocken umhergehen konnte, und war nur nach zweitägiger Arbeit, bei welcher 150 Menschen sich abmühten, zu durchbrechen. In Hellet-Kaka, wo früher der gewaltige Mohammed-Eher Frl. Tinne zur Königin des Sudan hatte ausrufen lassen wollen, war eine große Veränderung vorgegangen. Der Menschenräuber war vertrieben und statt seiner herrschte hier ein egyptischer Offizier. Weiter stromabwärts bestanden Frl. Tinne's Schiffe ein rühmliches Scharmützel mit Flußpiraten; Kugeln wurden herüber und hinüber gewechselt und schließlich eine der Räuberbarken geentert, die zur Aburtheilung dann nach Chartum geschleppt wurde. Diese Stadt erreichte man endlich am 5. Juli 1864, nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren. Aber es war auch die höchste Zeit, daß die wenigen noch Ueberlebenden zur Ruhe gelangten und von den ausgestandenen Mühen und Gefahren sich erholen konnten. Ueber Berber und Sanakin zog Frl. Tinne dann ans Rothe Meer; hier schiffte sie sich ein und gelangte gegen Ende des Jahres nach Kairo zurück, das sie seit dem Januar 1862 nicht wiedergesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aus allen Theilen der österreichischen Monarchie laufen Berichte ein über den Eintritt einer ganz enormen Kälte. In Brünn erreichte die Kälte am 8. Februar 24° Reaumur, in Klagenfurt stieg sie bereits auf 28° und in Czernowitz hat sie gar die in unserm Jahrhunderte noch unerreichte Höhe von 30° R. erreicht und soll in Folge dieser tiefen Temperatur auf der Lemberg-Czernowitzer Bahnstrecke auch ein Conducteur und auf dem mährischen Gute Holasek ein Eisenbahnarbeiter erfroren sei.

(Damenmode.) Aus Paris schreibt man der „Krz.-Ztg.": Sehr geklagt wird über die Excentricitäten in der Toilette der hier sehr zahlreichen Amerikanerinnen; namentlich auf dem Balle im Stadthause sollen die transatlantischen Herrschaften Alles, was glaublich ist, überstiegen haben. Eine trug „tout un paysage en cheveux", eine andere sogar eine mäßig große Stutzuhr. So recht ein erquickliches Gegenbild dagegen bildet die Gemahlin des neuen Justizministers. Madame Ollivier erschien bei einem Diner in den Tuilerien in einer halbhohen weißen Mousselinrobe. Das ist noch nicht dagewesen; die alten, geputzten Damen waren geradezu entsetzt, aber junge und schöne Frauen folgen bereits dem gegebenen Beispiele. Im Salon des Justizministeriums empfängt Madame Ollivier in einem hoch über die Schultern gehenden schwarzen Seidenkleide mit einer einfachen blauen Schleife in ihrem sehr reichen blonden Haare. Vielleicht ist das Beispiel der jungen Frau der Anfang der Umkehr. — Ein sehr hübscher Schmuck sind die jetzt sehr beliebten breiten glatten Goldreife, die man als Armbänder trägt; in der Mitte zeigen dieselben ein Ordenskreuz, das der Gemahl oder der Vater, Großvater rc. durch irgend eine That erworben hat. Die Inschrift gibt dann den Namen des Erwerbers, die Schlacht, das Datum und andere historische Familien-Erinnerungen.

(Unverhofft.) Die „Tory Times" vom 15. Januar erzählt folgende romantische Geschichte: Fräulein Gray lebte bis vor Kurzem in Fort Edward, New-York, kümmerlich als Näherin oder Putzmacherin. Ein junger Engländer hatte sich in die Putzmacherin verliebt und ihr die Ehe versprochen; als er nach England kam, da war ihm die Braut aus den Augen und aus dem Sinne gekommen, und bald darauf heirathete der junge Mann eine Andere. Ein Jahr nach seiner Verheirathung starb der junge Mann und hinterließ sein ganzes Vermögen seinem Vater. Der alte Herr grollte seinem Sohne wegen der an dem amerikanischen Mädchen verübten Treulosigkeit, er grollte der Frau, die den jungen Mann seinem gegebenen Versprechen untreu gemacht hatte; er konnte es seiner Schwiegertochter nicht vergeben, daß sie wider seinen Willen seinen einzigen Sohn geheirathet hatte. Als er sein eigenes Ende herannahen fühlte, mußte ihn der Gedanke gepeinigt haben, daß in Ermangelung anderweitiger Erben sein und seines Sohnes vereinigtes Vermögen entweder in die Hände der ihm verhaßten Schwiegertochter oder ganz und gar an die Krone fallen soll. Er erinnerte sich der armen Putzmacherin in Amerika, deren Leben die Treulosigkeit seines Sohnes verbittert hatte. Auf seinem Sterbelager vermachte er als guter Engländer die Hälfte seines Vermögens der Krone und die andere Hälfte von 19,000,000 Doll., sage neunzehn Millionen Dollars der armen Putzmacherin in Fort Edward. Fräulein Gray hielt die Geschichte anfänglich für einen schlechten Spaß. Die ihr zugefallene Erbschaft war so groß, daß Niemand an die Wahrheit derselben glauben mochte. Unterdessen hat aber Fräulein Gray wirklich die erste Abschlagszahlung an ihrem Erbschaftsantheil erhalten. Der britische Consul in New-York wies ihr neulich die Kleinigkeit von 5,000,000 Dollars an. Am vorigen Donnerstag empfing sie eine Depesche des Consuls, in welcher er ihr ankündigte, daß das Geld ihrer Verfügung harre. Am folgenden Tage reiste sie nach New-York ab, wo ihr das Geld ausbezahlt wurde. — So weit das amerikanische Blatt. — Ist die Geschichte wahr, so wird der nächste Bräutigam des Fräulein Gray die Schöne gewiß nicht mehr sitzen lassen.

Eine Quittung aus dem Jahre 1682 über empfangenen Lehrergehalt lautet wörtlich: „Endts Vnder Zogener Bekenndt, daß ich von dem Verordneten Bürgermeister, Matheis Kessen. Eine Viertel Jahrs Be Soldung Zu recht empfangen habe, Nämlich: Ein Gulden fünfzehn Kreuzer. Actum Egloßhaimb; den 10. Novembris anno 1682. Schulmeister alda Theobald Zeyhr."

Palindrom.

Heut kehrt bei mir ein Frommer ein,
Ein Hungeriger Morgen,
Denn bald halt ich ein Bild von Stein,
Bald ein Ragout geborgen.

Vertausch' der Zeichen letztes Paar,
Und lese mich von hinten,
Dann wirst Du etwas helles zwar,
Vielleicht auch Täuschung finden.

Auflösung des Anagramms in Nr. 13:
Eger — rege.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 19. Speyer, Dienstag, den 15. Februar 1870.

* Poetenrache.

Nach dem Italienischen des G. Bollo,
von Dr. C. J.

(Fortsetzung.)

„Und mit Ihrem Bildnisse!" unterbrach ihn Moriz bitter.

Der Graf fuhr aber ruhig fort:

„Unter meinem Namen wird dieses Drama ungeheuren Erfolg erzielen, wie es das Talent verdient, dem es entsprungen ist."

„Ich verstehe —" sprach Moriz und wischte sich den Schweis von der Stirne. Der Andere fuhr fort:

„Auf diese Weise werden Sie sehen, daß Ihre *poetischen* Ideen allmählig in's Publikum dringen und die Herzen erobern. O glauben Sie mir, auch auf dem literarischen Markte ist es oft, wie beim Mechanismus der Welt: Die Hand, welche das Ganze lenkt, ist verborgen. Das wäre eine herrliche Rache an der Gesellschaft, die Ihr Talent nicht anerkennen wollte!"

„Das wäre allerdings ein schöner Stoff zu einem Drama . . . Wie sollte ich aber auf die Geschöpfe meines Herzens, meiner Phantasie verzichten!"

„Sie sollen nicht verzichten! . . . Vor Ihrem Gewissen sind Sie immer noch der Verfasser. Es handelt sich ja blos darum, daß Sie diesem Kinde Ihrer Muse ein glänzendes Leben verschaffen, statt es schon in der Wiege sterben zu lassen . . . Nun, haben Sie immer noch die Absicht, dieses Drama verbrennen zu wollen?

„Besser, wahrlich, meine eigenen Kinder zu tödten, als sie zu verkaufen."

„Wie Sie wollen! Wie es Ihnen gefällt! Immerhin aber meinte ich, sei mein Vorschlag nicht zu verachten. Auch lasse ich Ihnen noch Zeit zum Bedenken. Ich wünsche nicht, daß Sie einen solchen Antrag ohne weitere Ueberlegung zurückweisen; auch will es mir scheinen, als hätten Sie noch einige dringende Bedürfnisse . . . Mir wurde gesagt, daß Sie für das letzte Drama noch eine Schuld beim Buchdrucker haben, auch möchte noch die oder jene jugendliche Laune zu bezahlen sein."

„Sie sind sehr gut unterrichtet; fahren Sie immerhin fort!"

„Ich bin allerdings indiscret, aber Ihr Wohl liegt mir sehr am Herzen. Man hat Sie mir ganz besonders empfohlen; übrigens haben Sie mir vorhin Ihren Entschluß anvertraut, Ihre Feder fremden Diensten zu widmen . . . Ich könnte ja vielleicht die Grenzen meines Planes erweitern . . . Ich könnte ja auch Ihre künftigen Schriften kaufen für eine bestimmte Summe — für dreitausend Franken. — Sie sollen mich nicht knauserig finden, für dreitausend Franken jährlich. Wir wollen einstweilen auf fünf Jahre unseren Vertrag abschließen unter der Bedingung, daß Sie mir jährlich ein Drama oder einen Roman liefern. Auf diese Weise können Sie die ganze Gesellschaft herausfordern und sich eine glänzende Rache bereiten. Wenn die Zeit unseres Vertrages abgelaufen ist, haben Sie sich ein hübsches Vermögen gesammelt und können von Neuem mit Ihrem eigenen Namen vor die Oeffentlichkeit treten . . . Nun, was sagen Sie zu meinem Vorschlage?"

„Herr Graf, ich kann Ihnen nicht so unbedingt zusagen. Lassen Sie mir etwas Bedenkzeit! Ich werde mir den Vorschlag überlegen."

Nun gut, ich lasse meine Brieftasche hier, wenn Sie mir dieselbe nicht binnen drei Tagen zurückgegeben haben, ist unser Vertrag besiegelt; mir genügt Ihr Ehrenwort."

„Hier haben Sie meine Hand!"

„Ich wohne im Hotel Europa, Zimmer Nr. 25."

„Gute Nacht! Es freut mich ungemein, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben."

Während der Graf sich anschickte, zu gehen, wurden im Palaste gegenüber einige Stimmen laut und eine kräftige Frauenstimme rief: Schäme Dich, Emma, er ist ein Taugenichts, der nicht einmal einen ganzen Rock besitzt!"

Moriz biß sich auf die Lippen, steckte die Brieftasche zu sich und sagte rasch zum Grafen: „Alles ist fertig zwischen uns Beiden; es bedarf keiner drei Tage, von jetzt an Herr Graf, verkaufe ich Ihnen mein Talent."

II.

„Im Apollotheater wird heute Abend Donna Lombarda gegeben, ein neues historisches Drama, vom Grafen Simon Riccati!" Meine Herrschaften! ein ausgezeichnetes Volksschauspiel vom Grafen Riccati heute Abend im Theater Apollo. Anfang präcis ½9

Uhr . . . Im Theater Malibran wird heute Abend ein großes Spektakelstück aufgeführt, die Königin des Orients . . . Im Theater Apollo, meine Herrschaften! ist heute Abend die erste Vorstellung . . ."

So rief es auf dem Markusplatze, unter den Laternenreihen der Procurazien und in den belebtesten Straßen der Stadt. Auf und ab zogen die öffentlichen Ausrufer und schrien sich die Kehlen heiser. Es waren groteske Gestalten, die mit ihren zerlumpten Kleidern, den Opernbüchern unter dem Arm und dem Pfeifenstummel nach Art der Chioggioten im Munde, umherzogen und ausriefen. Nur schade, daß man sie nicht in Marmor ausgehauen auf die Plätze stellen konnte, als Anschlagsäulen für Theaterzettel und die sonstigen Verkündigungen.

Je mehr es gegen die bestimmte Stunde ging, desto ärger geberdeten sich die Ausrufer. Als es endlich ½9 Uhr schlug auf dem Benedictinerthurme, da stellte sich ein gewaltiger Kerl am Eingange des Theaters in seiner vollen Größe auf. Einen Hut, der ehemals weiß gewesen war, auf dem Kopfe, die dunklen Haare ins Gesicht herabhängend, rief er mit seiner mächtigen Stimme, die er noch durch Vorhalten der beiden Hände verstärkte: „Man macht das verehrungswürdige Publikum darauf aufmerksam, daß im Theater Apollo bereits alle Plätze besetzt sind." In der That herrschte auch im Theater durch das beispiellose Zusammenströmen von Menschen ein so außerordentliches Gedränge, daß die Einbildungskraft sich das Theater kaum noch gefüllter denken konnte.

Am Landungsplatze des Theaters an der Riva del Ferro drängten sich die Gondeln zusammen; besonders zahlreich waren diejenigen der Aristokratie, sogleich am Gondoliere und an der Laterne mit dem Wappen erkenntlich. Die ganze vornehme Welt hatte sich im Theater versammelt, um dem Grafen Riccati zum Triumphe zu verhelfen. Durch die enge Thüre, welche in das elegante Innere des Theaters führte, wälzten sich die Massen hinein, gleich als ob eine zweite Sündfluth den ganzen Raum zu überschwemmen suchte. Hunderte von Tönen durchschwirrten die Luft und bildeten in ihrer Gemeinsamkeit ein solches Concert, daß selbst ein Tauber sich darob verwundert hätte. Da knisterte es von neuen Schuhen, da rauschte es von seidenen Kleidern, das Geld klirrte vor dem Schalter des Kassiers, dazwischen riefen die Thürsteher, die Musiker im Orchester stimmten ihre Instrumente, die Kellner lärmten mit ihren Kaffeebrettern und Tassen, in denen sich das feinste Gefrorene befand. Alle diese Töne verschwanden aber gegen die allgemeine Unruhe, mit der das versammelte Publikum in ungeduldigem Erwarten dem Aufgehen des Vorhanges entgegenharrte.

Im Theater herrschte ein Gedränge, das jeder Beschreibung spottete. Es schien, als wollten tausend Menschen im Parterre einen Versuch machen, wie lange ein Mensch existiren könne, dessen Körperumfang auf die Hälfte zusammengedrückt wird. Auch die Balkone und die oberen Reihen waren dicht besetzt und selbst jene, welche anfangs noch große Lücken zeigten, füllten sich überraschend schnell mit blühenden Gesichtern. Ein blendender Kranz von Damen in dunkeln und in hellen Haaren in den glänzendsten Toiletten, nahm die hervorragendsten Plätze des Theaters ein.

Auch wir wollen uns noch ein Plätzchen zu erobern suchen. Wir treten unter die Thüre und sehen sogleich einen Bekannten. Er sitzt in einer Parterreloge und mustert das Publikum. In diesen Logen kann man sich so bequem von der Aufführung zurückziehen und seine Aufmerksamkeit andern Dingen zuwenden. Sie bilden verborgene Winkel, in welchen man plaudert, sich Geschichten erzählt und Romane spinnt. Dort also sehen wir sogleich einen Bekannten.

Doch wir müssen näher sehen, damit wir uns nicht täuschen. Der Herr, den wir erblicken, dünkt uns allerdings Moriz zu sein; aber doch glauben wir zu wissen, daß unser junger Freund kein so glänzender Poet ist und nichts weniger als mit Glücksgütern gesegnet. Allein er ist es doch . . . dasselbe Antlitz, das man nicht vergessen kann, nachdem man es einmal gesehen, unter welchem Gewande es auch immer erscheinen mag. Er sieht aus, als sei er von Jugend auf in diesen Kreisen zu Hause gewesen, von denen wir ihn jetzt umgeben sehen. Wir können uns noch gar nicht an seinen Anblick gewöhnen, denn seine Kleider passen ihm so gut, wie ein zierlicher Handschuh einer niedlichen Damenhand. Sein ganzes Aeußere ist sehr befriedigend. Nur die Cravatte erinnert an den alten Moriz; denn sie ist mit derselben Nachlässigkeit und Sorglosigkeit geknüpft, wie von jeher.

In seinen Gedanken, denen er sich hinzugeben scheint, wurde er gestört durch einen elegant gekleideten Bedienten, der sich durch die Menge drängte, ihn leise an der Schulter berührte und mit achtungsvoller Miene die Worte in's Ohr flüsterte: „Die gnädige Frau erwartet Sie in ihrer Loge."

„Ja wohl," antwortete mit einer gewissen Zerstreuung der Jüngling. Fast mechanisch erhob er sich und folgte dem Diener. Er stieg die Treppe hinab, verfolgte den Gang und öffnete endlich die Thüre der Loge. Mit geziemender Höflichkeit zog er seinen Hut, als er einer Dame von imponirendem Aeußern und einem älteren Herrn gegenüber stand; der Letztere erhob sich sogleich und überließ dem jungen Mann seinen Platz an der mit Sammt überzogenen Brüstung.

(Fortsetzung folgt.)

Alexandrine Tinne.

(Schluß).

Drei Jahre war Frl. Tinne in Sudan gewesen, und während dieser Zeit war der räthselhafte barbarische Erdtheil, trotz aller Schrecknisse, ihr zur neuen Heimath geworden. Nie wieder wollte sie nach Europa zurückkehren; die Tracht unserer Modedamen hatte sie längst wieder abgelegt und das kleidsame Gewand der Araberinnen umpfing ihre schöne Gestalt. Um sich duldete sie nur arabische Diener und Dienerinnen, in ihrem

Hause saß sie nach orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen und ihre Umgebung zeigte nur afrikanisches Gepräge. Alles europäische war verbannt; die Wände ihres Zimmers waren mit Waffen und sonstigen aus den Nilländern mitgebrachten ethnographischen Gegenständen geschmückt, und in den Nebengemächern hausten 18 Vertreter der afrikanischen Völkerstämme, mit denen Frl. Tinne in Berührung gekommen war.

Frl. Tinnes Stiefbruder, der aus Liverpool herbeigeeilt war, um sie in die Heimath zurückzuführen, mußte unverrichteter Dinge heimkehren, da die Dame darauf bestand, Afrika nicht wieder verlassen zu wollen. Sie beabsichtigte auf einer der Nilinseln bei Kairo sich einen Palast im maurischen Stile bauen zu lassen; allein der Khedive soll diesen Plan vereitelt haben, weil er die Ansässigmachung Frl. Tinne's nicht wünschte. Sie war ihm unbequem, da sie mit unerbittlicher Strenge den Gouverneur des Sudan, Musa-Pascha, vor den egyptischen Gerichten wegen seiner Begünstigung des Sclavenhandels verfolgte und der Vicekönig diese ihm unangenehme Sache nicht gern aufgerührt sehen wollte.

Jetzt folgte in Frl. Tinne's Leben ein Zwischenraum von vier Jahren, während dessen man wenig von ihr vernahm. Sie verbrachte noch einige Zeit in Kairo, schaffte sich dann eine eigene Dampfyacht an und befuhr mit dieser, immer von einem Theil ihrer *schwarzen* Dienerschaft begleitet, die Häfen des Mittelmeeres. So sah sie Smyrna, Konstantinopel, Malta, Neapel, Rom, um schließlich wieder am Südrande festen Fuß zu fassen. Algier, Tunis, Tripoli wurden die Stationen, wo sie sich kürzere oder längere Zeit aufhielt. Wenn in dem letzteren Orte die großen Karavanen anlangten, welche auf der Bilmastraße durch den gelben Sand der Sahara von Kuka am Tschadsee nach dem Mittelmeere gezogen kamen, beladen mit den Erzeugnissen jener wunderbaren Länder im Herzen Afrikas, die seit Heinrich Barth's, Eduard Vogel's, Gerhard Rohlfs Reisen unserem Interesse näher gerückt sind, dann erwachte auch in Frl. Tinne die Lust, jene mohammedanischen Gegenden des Sudan zu besuchen, nachdem sie früher den heidnischen Theil desselben weiter im Osten kennen gelernt.

Wir gelangen nun zum letzten Lebensabschnitte der merkwürdigen Dame. In Tripoli rüstete Frl. Tinne eine Karavane von 50 Personen und 70 Kameelen aus, mit der sie zunächst nach Murzuk, der Hauptstadt Fesans, zu reisen gedachte, um von da weiter nach Kuka in Bornu zu gehen. Bis hierhin bot die Reise keine besonderen Schwierigkeiten; der weitere Plan Frl. Tinne's aber war ein abenteuerlicher und großartiger. Sie wollte von Tschadsee nach Osten vordringen, um über Wadai, Darfur und Kordofan nach dem Nil zu gelangen. Hätte sie dieses Wagniß vollführt, sie würde unter den Afrikareisenden für alle Zeiten eine der ersten Stellen eingenommen haben, denn jene Route vermochte bisher kein Europäer zurückzulegen; Eduard Vogel und Moriz von Beurmann hatten bei diesem Beginnen ihr Leben verloren, und auch die Forscher, welche vom Osten her über Darfur nach Wadai reisen wollten, standen vor den Thoren dieses Reiches still.

Am 28. Jan. 1869 brach Frl. Tinne's Karavane von Tripoli nach dem Sudan auf. Ihre Begleitung bestand in Arabern und Negern, darunter auch einige, die sie noch vom weißen Nil mitgebracht hatte. Europäische Begleiter hatte sie nur drei, zwei holländische Matrosen und einen deutschen Gymnasiasten, Namens Krause, der Gerhard Rohlfs nachgelaufen, als dieser ihn jedoch nicht brauchen konnte, Hundehüter in Frl. Tinne's Diensten geworden war. Als aber die Lieblingsdogge der Dame in dem ungesunden Klima bald das Zeitliche segnete, wurde der Gymnasiast zurückgeschickt. Die große Karavane kam nur sehr langsam vorwärts, am 1. März war Sokna in Fesan erreicht; hier wurde ein längerer Aufenthalt genommen und dann der Zug durch die steinige Wüste bis Murzuk angetreten. Ueberall aber, wohin Frl. Tinne kam, wurde sie als Bant-er-Rey, Königstochter, begrüßt, überall sprach man von ihrem kolossalen Reichthume, betrachtete man gierigen Auges ihr Gepäck, in dem man Gold verborgen glaubte. In Murzuk, der bekannten Oasenstadt in Fesan, angelangt, hatte Frl. Tinne eine schwere Krankheit zu überstehen. Nachdem sie glücklich genesen war, trat sie mit einem Häuptling des Tuaregstammes, Ikhnuchen oder Chnuchen, in Verbindung, der westlich von Murzuk, außerhalb des türkischen Gebiets bei Rhat oder Ghat lebte. Bei diesem beabsichtigte sie den Sommer und Herbst über im Zelte zu verleben, bis die reichen Geschenke, welche sie für den Sultan von Bornu bestimmt hatte, von Tripoli aus ihr nachgesandt waren. Bereitwillig sagte Ikhnuchen, der es ehrlich meinte, ihr seinen Schutz zu und versprach eine Escorte zu ihrem Schutze nach Murzuk zu senden. Auch eine persönliche Zusammenkunft hatte Frl. Tinne mit diesem Wüstenfürsten am Wdi-esch-Schargbi, einige Tagereisen südöstlich von Murzuk, wo das Freundschaftsbündniß zwischen beiden besiegelt wurde. Da aber Ikhnuchen gerade auf einem gegen Rebellen gerichteten Kriegszuge begriffen war, so konnte er die Reisende nicht, wie es ihr Wunsch war, sogleich nach Ghat begleiten. Sie kehrte daher nach Murzuk zurück und wartete dort auf eine Escorte. Statt einer erschienen jedoch zwei, beide geführt von Tuareghäuptlingen, die unter Ikhnuchen standen; Hadsch-Achmed-ben-Salah, der eine Häuptling, war der wirkliche Abgesandte Ikhnuchen's; Hadsch-bu-Bekr-el-Hogari dagegen gab sich nur für einen solchen aus, wußte das Vertrauen der Reisenden zu gewinnen und sie zu überreden, sich in seinen Schutz zu stellen. Sie war in die Falle gegangen; „ihr vorausbestimmtes Schicksal zog sie unabwendbar in den Abgrund", so schreibt der Scheich-ben-Allua aus Murzuk, der die Einzelnheiten über Frl. Tinne's Ermordung nach Tripoli berichtete. Hadsch-bu-Bekr war ein Feind Ikhnuchen's; er suchte sich an ihm zu rächen und glaubte dieses nicht praktischer vollführen zu können als durch die Ermordung von Ikhnuchen's Gastfreundin, wobei er gleichzeitig durch die Plünderung der reichen Karavanen und den Ver-

kauf der Neger im Gefolge Frl. Tinne's ein glänzendes Geschäft zu machen hoffte. In Bu-Bekr's Gefolge befanden sich Araber, Flüchtlinge aus der Regentschaft Tripoli, welche nur vom Räuberleben ihr Dasein fristeten. Ein gewisser Othman vom Stamme Bu-Sif und fünf Männer der Uled-Koffen scheinen den Mord geplant zu haben, auf den Bu-Bekr gern einging.

In der zweiten Hälfte des Juli brach Frl. Tinne mit den Verräthern nach Ghat auf. Sie erreichte nach einigen Tagen Birguig (südwestlich von Murzuk), und hier fand das schreckliche Ereigniß statt. Sorglos, nichts ahnend, an ein glückliches Gelingen ihrer Reise glaubend, voll großer Ideen für die Zukunft, war sie in das Gebiet der Tuaregs eingetreten, mit deren freundlich gesinntem Haupte sie bald zusammenzutreffen glaubte. Am Morgen nach ihrer Ankunft in Birguig, als die Kameele zum Aufbruch beladen wurden, führten die Uled-Bu-Sif den Mord aus. Ein Streit, der unter den Kameeltreibern ausgebrochen war und den zu schlichten Frl. Tinne herbeieilen wollte, bot den günstigen Moment zum Meuchelmorde. „Das Frl. Skendrana (Alexandrine), heißt es in dem Schreiben des Scheich-ben-Allua, hat zwei Wunden erhalten, zuerst einen Säbelhieb auf die rechte Hand, der dieselbe vollkommen vom Körper trennte, wahrscheinlich um die Reisende zu verhindern, sich ihres Revolvers zu bedienen, dann einen Büchsenschuß in die Brust, abgefeuert von einem Araber der Uled-bu-Sif. Von den holländischen Dienern wurde der eine gleichfalls erschossen, der andere durch Lanzenstiche ermordet." Nun folgte die Plünderung der Karavane und die Abführung der treuen Neger, die an ihrer leutseligen Herrin mit unbegrenzter Liebe hingen. Nur wenige entkamen und meldeten die schaurige That in Murzuk, wo die türkischen Behörden Anstalten trafen, die Mörder zu verfolgen und die Ermordeten zu bestatten.

So endete, kaum 30 Jahre alt, Alexandrine Tinne, die durch Lebensstellung, Reichthum, persönliche Vorzüge berufen war, in der vornehmen Welt ihrer Heimat eine große Rolle zu spielen, für die aber das glänzende Leben unserer Gesellschaft keinen Reiz hatte. Sie zog es vor, in der Wildniß und Barbarei Afrikas rastlos umherzuirren und ihren Fuß in noch unbetretene Gegenden zu setzen. Als Reisende steht sie unter ihren Schwestern am größten da; ihr dankt die Wissenschaft vieles, und wohl durften wir noch weitere Thaten von ihr erwarten, wenn der schwarze Erdtheil sie nicht als Opfer verlangt hätte. Ihr edler Charakter, ihr Bestreben, dem abscheulichen Sklavenhandel entgegenzuwirken und lindernd auf das harte Loos unglücklicher Eingeborenen hinzuwirken, ihre großartige Freigebigkeit, ihre Beharrlichkeit und Ausdauer unter den ungünstigsten Verhältnissen, vor allem die durch sie herbeigeführten reichen Ergebnisse der mühevollen Reise am Gazellenstrom sichern ihrem Namen, der stets von einem romantischen Schimmer umgeben bleiben wird, ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte der Reisen und Entdeckungen.

(Hat der vom Rumpfe getrennte Kopf noch Bewußtsein?) In sehr vielen Zeitungen hat aus Veranlassung der Hinrichtung Troppmann's ein Gutachten des Dr. Pinel die Runde gemacht, welches sich dahin ausspricht, daß das Bewußtsein und Gedankenleben in dem Kopfe eines Enthaupteten noch beiläufig eine Stunde fortdauere. In Bezug auf dieses Gutachten veröffentlicht Herr Dr. Fürst von Dinkelsbühl in der Fränk. Zeitung Folgendes: Bei der Frage, ob der Kopf eines Guillotinirten noch eine Zeit lang fortlebe, muß zunächst festgestellt werden, was man unter Leben verstehen will. Wenn man einem Frosche durch einen Schnitt den Kopf abtrennt, so zeigt der Rumpf noch Bewegung und zwar nicht nur ungeordnete, convulsivische Bewegungen, sondern man kann genau sehen, wie solche auf äußere Reize hin, in einer gewissen zweckmäßigen Weise erfolgen; ätzt, brennt oder kneipt man z. B. die Haut eines ausgestreckten Hinterbeines, so werden beide Hinterbeine angezogen, das Thier dreht den Rumpf, macht Bewegungen, gleich als wollte es den getroffenen Theil der reizenden Einwirkung entziehen. Daß dies der Ausdruck einer lebendigen Thätigkeit, ein Lebensvorgang sei, ist unbestreitbar. Eben so gewiß ist, daß dies kein Willensakt, keine Folge des zum Bewußtsein gekommenen Schmerzes ist, denn der Sitz des Willens und des bewußten Empfindens, das Gehirn, ist ja mit dem Rumpfe nicht mehr in Verbindung. Es ist dies vielmehr eine sogenannte Reflexbewegung, wie wir sie an schlafenden oder chloroformirten Menschen auch beobachten können, bei denen weder Wille noch Selbstbewußtsein thätig ist. Solche Reflexbewegungen werden durch das Rückenmark, beziehungsweise durch gewisse an der Schädelbasis gelegene Gehirntheile vermittelt und kommen auch am Kopfe vor, da derselbe ebenfalls Muskeln besitzt. Daß das Gehirn nahezu in demselben Augenblicke aufhört, bewußt zu empfinden, in welchem ihm der Blutzufluß vom Herzen entzogen wird, beweist folgendes, auf die Thier-Versuche von Kußmaul und Tenner sich stützende Experiment, welches ich aus eigener Erfahrung angeben kann und an Jedem, der sich dafür interessirt, zu wiederholen bereit bin: suche ich an einem vor mir stehenden gesunden Menschen mit meinen beiden Daumen die Stämme der großen Halsschlagadern (Carotiden) auf und drücke nun dieselben kräftig gegen die Wirbelsäule zusammen, so fällt nach etwa vier bis sechs Secunden die Versuchsperson bewußtlos um. Ich entferne meine Hände und nach kaum ebensoviel Secunden richtet sich dieselbe wieder auf und weiß von dem, was seit der Einwirkung jenes Druckes mit ihr vorgegangen, nichts mehr. Hiezu muß nun noch bemerkt werden, daß die Blutbahn der Carotiden nicht die einzige ist, die vom Herzen zum Gehirn führt, in einem durch die Halswirbelfortsätze gebildeten Knochenkanal nämlich läuft beiderseits noch eine Arterie zum Gehirn, die Arteria vertebralis; es bedarf somit nicht einmal der völligen Unterbrechung jenes Blutzuflusses, sondern es reicht schon die namhafte Beschränkung desselben hin, um das Bewußtsein eines Menschen in wenig Secunden aufzuheben. Um so mehr wird dies der Fall sein, wenn das Fallbeil jene vier Blutröhren gleichzeitig durchtrennt. Daher: der vom Rumpf getrennte Kopf eines Menschen hört sofort auf, seiner bewußt zu sein.

Homonyme.

Er kam nach Haus, der gräßliche Pedant,
Und als er suchend bei der Lampe Schimmer
Ein Buch, wie es das Wort bezeichnet, fand,
Da rief er laut: „wer war in meinem Zimmer?
Das Schreibzeug ist's, die Feder und der Stift,
Die Uhr, ja selbst mein Kistchen mit Cigarren,
Macht nur so fort, und sterb ich nicht vor Gift,
So seht ihr mich noch sicherlich als Narren."
Die Gattin sprach halb zornig, halb verzagt:
„„Wir wollten ja Dein Zimmerchen nur scheuern,
Und fand'st Du etwas, wie das Wort es sagt,
So spare doch den Lärm, den ungeheuren.
Zu ernten glaubte ich ein froh Gesicht,
Doch wenn Du mit der schrecklichen Geberde
Mir immer kommst, dann wundre Dich nur nicht,
Wenn ich am Ende selbst das Wort noch werde.""

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 20. Speyer, Donnerstag, den 17. Februar 1870.

* Poetenrache.

Nach dem Italienischen des G. Bollo, von Dr. C. J.

(Fortsetzung.)

„Setzen Sie sich ohne Umstände, Moriz!“ sagte die Dame zu ihm in vertraulichem Tone.

Sie war eine herrliche Gestalt, eine von jenen Schönheiten von 45 Jahren, welche es verstehen, eine gütige Natur mit all den Hilfsmitteln der Coquetterie und der Toilette zu unterstützen. Sie besaß immer noch ein blühendes Aeußere, dessen auffallende Frische sich nicht zu scheuen brauchte vor der Nebenbuhlerschaft der jüngeren Generation.

„Machen Sie keine Umstände, Moriz“, sagte sie lächelnd zu ihm. „Man sieht es Ihnen an, das Sie nicht mehr recht daran gewöhnt sind . . . Einen Monat waren Sie fort, ohne uns wissen zu lassen, ob Sie todt oder lebendig seien. Zum Glücke habe ich gute Augen und habe sie im Theater bemerkt . . . Wann sind Sie zurückgekommen, Sie Ausreißer?“

„Um Verzeihung, Signora!“

„Ich wette, daß dieser junge Mann kein Wort von dem hört, was ich zu ihm spreche,“ murmelte sie immer noch scherzend, und sie hatte Recht; Moriz blickte zerstreut im Theater umher und sprach endlich:

„Ich bin heute Abend angekommen.“

„Und in welchen Blumengärten haben Sie sich inzwischen umhergetrieben, Sie Schmetterling?“

„Welch' ungeheurer Zusammenfluß von Menschen heute Abend!“

„Warum nicht? . . . Wo sind Sie denn eigentlich in dieser ganzen Zeit gewesen?“

„Ich war verreist, ich habe Rom und Florenz gesehen.“ . . .

„Um die Melancholie zu vertreiben, welche die Liebe in Ihrem Herzen hervorgerufen hat, nicht *wahr*, mein junger Herr?“ frug die Dame munter. . . . Dann betrachteten beide mit dem Glase das Publikum, indessen das Orchester das baldige Emporgehen des Vorhangs anzeigte.

Armer Moriz, wie sah es in deinem Kopfe aus! Weder diejenige, welche bei dir saß und in deiner Seele zu lesen glaubte, noch ein Einziger von jenen zwei Tausend, die im Theater waren und sich — ohne daß sie es wußten — mit dir beschäftigten, ahnten, was unter deiner marmornen Stirn vorging. Armer Moriz! dein süßester Traum, deine schönste Illusion wird bald verwirklicht werden; aber nicht für dich! Um dich herum sind Tausende von Menschen in dem weiten Raume des Theaters versammelt und harren der Worte, die sie begeistern und erwärmen sollen. Es sind deine Worte und ein anderer betrügt dich um deinen Ruhm, und mit deiner Zustimmung . . . und Keiner darf es wissen.

Kein Wunder, wenn die Gesichtszüge des Armen sich verdüsterten. Sein Angesicht röthete sich und eine Ader auf seiner Stirn schwoll derart an, daß man ein Zerspringen derselben befürchten mußte. Plötzlich aber bemerkte er gegenüber der Bühne einen Gegenstand, der sogleich seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und allerdings geeignet war, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Auch seine Nachbarin bemerkte sogleich seinen veränderten Blick und fuhr in ihrem scherzhaften Geplauder fort: „Ah, Sie beobachten dort die Loge uns gegenüber. Entdecken Sie keine Veränderung? Aber lassen Sie sich das nicht anfechten, Moriz! Es ist in der That Emma; aber ihr Anblick darf Sie bald nicht mehr interessiren. Was diesen Gegenstand betrifft, da könnte ich Ihnen viele Neuigkeiten erzählen. Ich möchte aber doch gerne wissen, wie sie eigentlich dazu kam, Ihnen Ihre Entlassung zu geben. Ich weiß nur, daß Emma von der Zeit an, als unser gemeinschaftlicher Freund Riccati mit seinem Schauspiele hervortrat, ihre alte Liebe verlassen hat. Mit Emma habe ich eine enge Freundschaft geschlossen. Sie kommt oft zu mir und wir unterhalten uns sehr gut miteinander . . . Ich bin sogar ihre Vertraute. . . . Sie hat mich bemerkt und winkt mit ihrem Fächer!“ Und Signora Anna grüßte ebenfalls mit ihrem zierlichen Fächer nach der Loge Emmas hinüber.

„Nun, was hat sie Ihnen denn erzählt?“

„Oh, sie hat mir gar Manches gesagt. Vor Allem habe ich bemerkt, daß die urplötzliche Veränderung in Ihrer Lebensweise ihr nicht im Mindesten gefallen wollte. Sie gestand mir, daß sie mit ganzem Herzen an Ihnen gehangen habe; aber sie konnte durchaus nicht begreifen, auf welche Weise Sie so urplötzlich ein so glänzendes und vornehmes Leben beginnen konnten. Die Umgebung Emmas hatte ihr die Vermuthung beigebracht, daß Sie ein unregel-

mäßiges und sehr dem Spiele hingegebenes Leben führten; sie aber wollte es nicht glauben und meinte, daß Ihnen vielleicht eine andere Quelle des Glückes fließe. Das Alles erzählte sie mir mit einer gewissen Bitterkeit und schien nicht gänzlich von der Richtigkeit ihrer Ansichten überzeugt zu sein. Sie meint immer, daß Sie mit anderen Personen in Beziehungen getreten seien, und wissen Sie," sprach Signora Anna lächelnd, „an wen das listige Mädchen dabei dachte?"

„Ich weiß von Nichts," antwortete er trocken und zerstreut.

„Geben Sie Acht, der Vorhang geht in die Höhe!" Moriz saß gedankenschwer auf seinem Platze und achtete wenig des Spiels. Seine innere Unruhe trieb ihn, bald zu fragen:

„Sie haben mir vorhin eine große Neuigkeit erzählen wollen, Signora?"

„Ja wohl, daß nämlich Ihre ehemalige Liebe innerhalb dreier Wochen die Gattin eines Andern sein werde."

„Ich weiß es."

„Aber Sie wissen gewiß noch nicht, daß die Dame ganz verliebt ist in ihren jetzigen Bräutigam."

„Oh?"

„Bravo! bravo! bravo!" rief es unten im Parterre, und die Menge begann immer begeistertere Zeichen des Beifalls zu geben.

„In der That, das Drama ist außerordentlich gut," sagte die Gräfin. „Ja wohl, armer Moriz, sie hat sich gänzlich in ihren Bräutigam verliebt. Ich hätte es kaum für möglich gehalten, aber sie hat es mir selbst gesagt. Niemals, so sprach sie — habe sie geglaubt, daß man sich zweimal verlieben könne. Und es hat mir doch das erste Mal so gut gefallen. Aber ich habe mich gänzlich verändert seit jener Zeit. Freilich muß ich Ihnen, so sagte sie mir, gestehen, daß meine zweite Liebe eigentlich nur eine Fortsetzung der ersten ist; denn sehen Sie, ich bemerke bei meinem Bräutigame all' die schönen Gaben der Natur, welche mir so bei Moriz gefielen . . . Es ist eigentlich eine seltsame Sache; aber es kommt mir manchmal vor, als sei der Geist von Moriz in den Grafen gewandert . . . Er hat dieselben Gefühle und dieselben Gedanken. Wenn ich einen Roman schreiben könnte, so würde ich eine Geschichte erfinden und darin eine Erklärung für ein so seltsames Ereigniß suchen. Es ist eigentlich eine merkwürdige Geschichte! . . . Kennen Sie den Roman, den der Herr Graf in der letzten Zeit hat erscheinen lassen?"

„Ist denn Emma's Bräutigam ein Literat?"

„Ja wohl, erwiederte die Signora, und noch dazu ein sehr vornehmer. Kennen Sie ihn denn nicht? Aber nein! Sie wissen Alles und geberden sich nur so! Hören Sie denn, was Emma mir erzählte: Sie meinte nämlich, daß der Roman, den der Herr Graf kürzlich herausgegeben hat, ihr vorkäme, wie ein Werk, das aus Ihrem Kopfe, lieber Moriz, entsprungen sei: dieselbe Phantasie, dasselbe warme Gefühl, sogar dieselben excentrischen Gedanken und der nämliche Styl.

„Nun, wer ist denn eigentlich dieser Herr Graf?" frug endlich Moriz, der, bleich wie der Tod, bereits die furchtbare Wahrheit zu ahnen begann.

„Bravo! bravo! heraus der Dichter!" heraus der Dichter! Bravo! brüllte die Menge, die Alles vergessend, mit den Händen klatschte und mit den Stöcken trommelte. „Bravo" und „heraus" wiederholten die Logen und Balkone, in denen die schönen Damen und die feinen Herren ebenfalls mit Händen, Fächern und Sacktüchern bei dem allgemeinen Beifallssturm mitzuwirken begannen. Signora Anna wurde von dem rasenden Eifer angesteckt, schlug die Hände zusammen und half mit, den Dichter hervorzurufen, der doch eigentlich neben ihr saß. „Der Graf gehört zu meinen Bekannten," meinte sie und wir müssen daher mithelfen, den Triumph zu erhöhen und den Enthusiasmus noch mehr zu entflammen. Es ist aber wirklich ein herrlicher Roman; ich habe zwar wenig davon gehört, aber es scheint mir eine ausgezeichnete Leistung . . . Aber helfen Sie auch mit, mein Lieber. Der Dichter ist doch auch Ihr Freund, wenn auch ein wenig Nebenbuhler; aber das thut Nichts!"

„Ich weiß immer noch nicht, wen Sie eigentlich meinen, Signora."

„Nun, ich meine den Verfasser des Schauspiels, das eben aufgeführt wird."

„Den Grafen Riccati?"

„Heraus! heraus! bravo! bravo!"

„Aber so verstehen Sie mich doch endlich einmal, der Graf ist mit ihr verlobt."

„Der Graf!"

„Sehen Sie, eben erhebt er sich, um sich dem Publikum zu zeigen."

Moriz war sprachlos vor Schrecken, Verwirrung und Schmerz. (Forts. folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. **Eugen Jäger.**

Girgenti.

Allgemeine Lage der Stadt. Griechisches Leben in Sicilien. Blüthe und Verfall desselben. Schicksal von Agrigent. Die heutige Stadt, die Tempel und übrigen Reste, die Hafenstadt.

Girgenti, das alte Agrigentum, und bei den Griechen Akragas, ist von vorn herein durch seine Lage zu einer großen Handelsstadt bestimmt. So ziemlich in der Mitte der Südküste Siciliens gelegen, bot ihm diese weit in das Meer hineintretende Insel die günstigste Gelegenheit zur Schifffahrt nach dem gegenüberliegenden Afrika. Carthago war nur wenige Tagereisen von hier entfernt, und so fiel der Stadt die natürliche Aufgabe zu, die Vermittlerin zwischen jenem großen Stapelplatze der afrikanischen Binnenländer und den europäischen Völkern zu werden. Das Meer bildet bei Girgenti eine sanft gewölbte Bucht, welche gegen Westen durch ein steil abfallendes Hochufer, auf der anderen Seite aber durch ein kühn vortretendes Felsenriff abgeschlossen wird. Diese weite Rhede gab

günstige Ankerplätze, ein ungeheurer Verkehr hatte hier Raum, sich zu entwickeln und auf dem Vorlande eine große Hafenstadt zu gründen. Heute noch besteht eine solche, aber nur als das ärmliche Städtchen Molo di Girgenti.

Von welcher Bedeutung und Größe muß der Handel damals gewesen sein, als Hunderte von Schiffen neben einander hier lagen und ihre Waaren austauschten, als mächtige Flotten das Gold und Elfenbein der afrikanischen Länder, die Seide, die Perlen und Edelsteine des fabelhaften Indiens hierher brachten, oder Lasten des feinsten Oeles einnahmen, das den reichen Kaufherren von Agrigent in der punischen Weltstadt so theuer bezahlt wurde.

Von der See an zieht sich das Land, langsam ansteigend und sanft wellenförmig, gegen das Innere. Dort aber erhebt sich plötzlich, 40—100 Fuß hoch und noch höher, eine große Fläche, welche durch die beiden Flüsse Akragas und Hypsa, die gegenwärtig die Namen San Biagio und San Draco führen, begrenzt wird. Im Alterthum viel besungen, umziehen sie von Osten und Westen den steilen Rand der Hochfläche und suchen sich dann gemeinsam den Weg zum Meere. Sicher waren sie zur griechischen Zeit, als noch weite Wälder das Innere der Insel bedeckten, viel wasserreicher als jetzt, und bildeten zwei herrliche Ströme. Nun aber sind sie zu trägen schlammigen Bächen herabgesunken, die zeitweise das ganze Vorland durch sumpfige Luft verpesten.

Von dem südlichen Rande erhebt sich die erwähnte Hochfläche nach Norden, steigt immer höher an und fällt schließlich als senkrechte Felswand über hundert Fuß tief gegen das Innere der Insel ab. So war die Stadt nach allen Richtungen durch solche steile Abfälle geschützt. Von Norden her war sie wegen der hohen Felsen ganz uneinnehmbar und gegen das Meer zu bedurfte es blos geringer Nachhilfe, um auch hier die wenigen Zugänge zu befestigen.

Jener nördliche Abfall ist durch eine tiefe Einsenkung in zwei Theile getheilt; der eine westliche Theil, auf dem das heutige Girgenti steht, trug früher den Tempel des Zeus Polieus, auf der östlichen Abtheilung aber lag die Akropolis mit dem Tempel der Athene. Diese Felsplatte, schon von Weitem sichtbar, trägt heute noch den Namen la rupe Athenea und hat einem Unterhaltungsblatt in Girgenti den Namen gegeben.

Die Einsenkung zwischen beiden Theilen des Felsrückens, durch welche jetzt die aus dem Innern kommende Straße in die Stadt führt, soll von Empedokles herrühren, der sie hätte anlegen lassen, um die reinigenden Nordwinde auf das tiefe Land zu lenken, und so dasselbe von der Malaria — der Sumpfluft — zu befreien. Einen gleichen Dienst hat der Philosoph auch Selinunt erwiesen, indem auch diese Stadt durch seine Angaben von dem Fieber befreit wurde.

Dies ist das Land, auf welchem das alte Akragas erbaut wurde. Die ersten Ansiedler ließen sich auf der Höhe nieder und stiegen dann mit der Erweiterung ihrer Handelsverbindung und der Ausdehnung der Stadt in die Tiefe gegen das Meer. Das war ein herrliches Feld für die Thätigkeit dieses Volkes, und die weite fruchtbare Umgebung lieferte die edelsten Südfrüchte in Ueberfluß, während an den Ufern der beiden Flüsse die herrlichsten Heerden weideten.

Das griechische Volk hat sich mit überraschender Schnelligkeit über die Küsten des Mittelmeeres verbreitet und mit einer nie wieder dagewesenen Expansivkraft dieselben in Besitz genommen. Vom kleinen Mutterlande, wo alle Verhältnisse sie von Jugend auf zu Schifffahrt und Handel antrieben, vom vielbuchtigen Peloponnes und von den kleinen Inseln des Archipels hinweg zogen sie seit undenklichen Zeiten nach allen Richtungen hinaus. Taormina rühmt sich, der Ort zu sein, an welchem die ersten griechischen Ankömmlinge den sicilianischen Boden betraten. Dieses war ungefähr zur Zeit der Gründung Rom's, und immer mehr drang dann der Ruf des herrlichen Eilandes in das Mutterland, das von ständigen Parteifehden zerrissen wurde. Dort über dem Meere war noch freie Bahn, und wem es zu Hause nicht mehr gefiel, der zog hinüber, wie man gegenwärtig nach Amerika wandert.

Auch die sicilianischen Griechen hatten ihre Perserkämpfe und mit ähnlichem Ausgange. Carthago, das schon längst kleine Ansiedelungen und Handelsstationen an der Küste besaß, sah ungern das rasche Aufblühen dieser gewandten Concurrenten und machte wiederholte Versuche, sich der Insel zu bemächtigen. Aber zu gleicher Zeit, wie im Heimathlande, siegten auch in Sicilien die vereinigten Streitkräfte der Griechen über die carthagische Flotte, und 480 wurde bei Himera der entscheidende Sieg errungen. Syrakus und Akragas hatten die punische Macht für lange hinaus geschwächt, und die Blüthezeit der Insel begann. Nur noch vereinzelte Aufstände der Urbevölkerung waren zu bekämpfen.

Damals zählte man die Einwohner der Städte nach Hunderttausenden, und das mächtige Syrakus, das gerne die ganze Insel beherrscht hätte, hatte weit über eine Million. Ein reiches prächtiges Leben entfaltete sich in Sicilien und der griechische Geist trieb dort seine schönsten Blüthen. Philosophen, Mathematiker, Dichter, Aerzte, Künstler waren dort zu Hause, entweder als eingeborene Sicilianer, oder sie kamen vom gemeinsamen Stammland herüber und wurden mit all' der Freigebigkeit und all' den Ehren empfangen, deren der überschwengliche Grieche fähig war.

Damals war Sicilien unter den berühmten Männern, besonders den Poeten und Philosophen Griechenlands, gewissermaßen zur Mode geworden; jeder derselben machte seine sicilianische Reise, wie auch unsere Berühmtheiten bereits angefangen haben, sich in Nordamerika bewundern zu lassen. Gegenüber dem kleinlichen Mutterlande ging hier Alles ins Große, und das Völkergewimmel in Akragas oder Syrakus konnte man nicht einmal in dem herrlichen Athen finden. Da wurden die edelsten Meisterwerke geschaffen, und die Städte waren gefüllt mit Gemälden, Bildsäulen und Arbeiten in Erz.

Doch blieb immer das Mutterland maßgebend für die Sicilianer und in jenem idealen Gefühle, das die griechischen Stämme alle vereinigte, nahmen auch sie Theil an den gemeinsamen Festen zu Olympia oder Korinth; sie schickten ihre Gesandten dorthin, und Mancher brachte von den Wettkämpfen daselbst den Lorbeer des Sieges zurück. Bei den Sicilianern nahm Alles eine Richtung für das Nützliche und Praktische. Sie lebten in größeren Verhältnissen als die kleinen Staaten Griechenlands, und in den großen Handelsstädten wuchs ein Kaufmannsstand auf, dessen Ueppigkeit und Schwelgerei den Sybariten und Tarentinern Nichts nachgab. Besonders Agrigent war bekannt als eine der Städte, in denen man am besten lebe. Auch Wissenschaft und Poesie der sicilianischen Griechen nahmen stets eine praktische Richtung, und Mathematik und Medizin fanden schon frühe eifrigere Pflege, als in Griechenland. Der tragischen ernsten Muse blieben sie gerne fern und liebten mehr das feine Lustspiel, das ihrer praktischen Weltanschauung besser zusagte. Ihre Muse suchte sich den Stoff aus dem gewöhnlichen Leben und goß Witz und Satyre über die Schwächen der Menschen. Auch die Sophistik nahm bei den Sicilianern ihren Ausgang, und die Kunst, in vielen Worten Nichts zu sagen, blieb uns als Erbtheil von ihnen. (Forts. folgt.)

Dr. Eisenbart in Californien. *)

Eine wunderbare Erscheinung ist in San Francisco gegenwärtig der Doctor Mac Bride oder der „Schmerzenskönig" (King of pain), wie er sich selbst nennt. Er kurirt radical alle nur denkbaren Sorten von Schmerzen, so zu sagen im Handumdrehen, und zwar alle mit einer und derselben Mixtur — innerlich oder äußerlich anzuwenden. Die Wundermedizin, welche in kleinen Flaschen zu dem spottbilligen Preise von einem halben Dollar enthalten ist, hat einen wahrhaft satanischen Gestank und besteht zum größten Theile aus schnell verflüchtigendem Camphorgeiste.

Wenn nur ein klein wenig von dem wahr ist, was nach der Aussage des großen Doctor Mac Bride seine Medizin leistet, so sollte eine dankbare Menschheit ihn in Bild und Wort von Pol zu Pol als einen ihrer größten Wohlthäter verehren.

„Ich gedenke mehr Weh und Schmerz zu stillen (so annoncirt der Doctor seinen Balsam) und ein vollkommeneres Equilibrium aller im menschlichen System circulirenden Fluida herzustellen, als irgend eine andere medizinische Hilfe je gethan hat und thun wird." Diese kostbare Medizin heilt Cholera, Choleramorbus, Durchfall, Blutfluß in einem Tage, Kopf- und Ohrenschmerzen in drei Minuten, Zahnschmerzen in einer Minute, Halsweh in zehn Minuten, Kolik und Krämpfe in fünf Minuten u. s. w.

Den riesig schnellen Absatz seiner Wundermedizin, welche selbstverständlich nur in der Einbildung Heilkraft besitzt, hat der Schmerzenskönig einem Humbug zu verdanken, der selbst in Amerika seines Gleichen sucht. Ein hagerer Yankee, mit eckigen Gliedern und scharfkantigem Gesichte, eine Figur, die schon an und für sich Aufmerksamkeit erregt, hat der Wunderdoctor noch die Kunst zu Hilfe genommen, seine Erscheinung vor dem Publikum auffällig zu machen. Er ist stets in Schwarz gekleidet, mit ungewöhnlich langem Rocke, bis auf die Schultern herabfallender verwilderter Lockenperrücke und einem riesigen, breitkrämpigen Hute. Sein lebensgroßes Bildniß paradirt in diesem grotesken Aufzuge an den Wänden der großen Trinksalons, in den Hotels, an Straßenecken, Brettereinfriedigungen und wo nur ein passender leerer Platz zu finden war — kurzum, der Schmerzenskönig stiert uns aller Orten in San Francisco entgegen.

Bei Tage fährt er in einem großen offenen, mit sechs Pferden bespannten Wagen durch die Hauptstraße der Stadt. Der Wagen ist mit gewaltigen Placaten geschmückt, worauf die Worte: „King of pain" in großen Lettern paradiren; eine Bande von einem Dutzend Musikanten hat auf demselben Platz genommen, welche eine rauschende Janitscharenmusik herunterwirbeln, — und hoch darauf thront der Quacksalber in Persona und blickt mit ernster Miene herab auf die gaffende Menge, welche den Triumphwagen begleitet.

Abends hält der Wagen an einer der belebtesten Straßenecken der Stadt, umlagert von einer dichten Menschenmenge. Zwei Trabanten, mit Fackeln in den Händen, stehen daneben; bunte japanesische Laternen hängen daran und bengalisches Feuer leuchtet empor und wirft seinen blutrothen Schein auf die wunderbare Gestalt und die ernsten Gesichtszüge des Schmerzenskönigs, der hoch darauf steht, sein Publikum mit unglaublichem Redeflusse und seltsamen Geberden fesselt und zwischendurch gratis Wunderkuren ausführt. „Nicht aus schnöder Gewinnsucht," sagt er, „kurire ich die leidende Menschheit, nur aus zartem Mitgefühl. Geld habe ich genug und mehr als ich brauche. Ich verkaufe diese unschätzbare Medicin zu dem Preise von nur einem halben Dollar die Flasche, was kaum die Unkosten der Zubereitung deckt, um auch dem Aermsten Gelegenheit zu geben, seine Schmerzen loszuwerden." Dann erzählt er von seinen Wunderkuren; wie er in Cincinnati einen Lahmen gehend gemacht und derselbe sofort vor Freude seine Krücken weggeworfen und auf offener Straße einen Walzer getanzt; wie er in Baltimore einem Stockblinden in fünf Minuten das Augenlicht gegeben, in Neworleans tausende vom gelben Fieber und der Cholera gerettet u. s. w.

Nun fordert er jeden, der Schmerzen fühlt, auf, zu ihm auf den Wagen zu kommen; er solle als Gesunder wieder herabsteigen. Hier klettert einer mit verbundenem Kopfe auf den Stellwagen und klagt über entsetzliche Zahnschmerzen. Der Schmerzenskönig reißt ihm die Tücher herunter, gießt ihm eine Flasche voll von der übelriechenden Medicin auf die Backe und spritzt ihm davon in die Naslöcher, so daß diesem fast der Athem vergeht, reißt und zieht ihn an Nase und Ohren, reibt ihm heftig den Kopf und wirbelt ihn schließlich ein paar Mal wie einen Kreisel herum und fragte ihn: „How do you feel?" (Wie befindest Du Dich nun?). Der Arme sagt, er sei schon gesund und macht, daß er wieder vom Wagen herunterkommt; alles jubelt, und es regnet förmlich Halbdollarstücke für die kostbare Medicin, während der Quacksalber dem Publikum eine Rede hält, mit einem Wortschwall, den man gehört haben muß, um sich einen Begriff davon machen zu können.

Auf ähnliche Weise geht der Spektakel jeden Abend stunden- und stundenlang vor sich, und das Geschäft ist glänzend im Zunehmen. Der Schmerzenskönig treibt es schon ins Große, hat ein Zweiggeschäft in Newyork, woselbst auch die kostbare Medicin fabricirt wird, und Filialen und Agenten auf dem Lande und in vielen andern Städten der Union. Ein glänzend eingerichtetes Verkaufslager von seiner Medicin an einer der Hauptstraßen von San Francisco hat zahlreichen Zuspruch. Jede Zeitung der großen Goldstadt enthält seine Annoncen und ellenlange Certificate. In San Francisco behauptet er, in drei Monaten 45,000 Flaschen verkauft zu haben; in den letzten zwei Jahren im ganzen eine Million. Er logirt in einem der ersten Hotels der Stadt. Seine Einnahme muß enorm sein, um die riesigen Ausgaben für all den Humbug zu decken; aber die Medicin kostet ihn fast nicht mehr als was die Flaschen werth sind, die kaum zwei Löffel voll Schmerzensmixtur enthalten, und der Erlös ist beinahe reiner Gewinn.

Vor zwei Jahren war Mac Bride ein armer Schlucker und professioneller Spieler in Newyork, als er sich mit dem Gesetze überwarf und es vorzog, nach Californien zu wandern. Jetzt ist er, Dank seiner Umwandlung in den Schmerzenskönig, auf dem geraden Wege zum Millionär.

San Francisco. Theodor Kirchhoff.

*) „Daheim."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 21. Speyer, Samstag, den 19. Februar 1870.

* Des Knaben Grab.

Dein Grab ist zugeschneit;
Wie öd' ist's weit und breit!
Des Glückes Frühlingszeit
Liegt tief im Grabe,
Wie Du, mein Knabe!

Wie Du, mein gutes Kind!
Die Thrän' erstarrt im Wind,
Die einsam niederrinnt —
Oft wünscht: läg' ich im Grabe
Bei Dir, mein Knabe!

Noch ist dahin kein Jahr,
Da hat so wunderbar,
So sanft, so treu, so klar
Dein Aug' mir Trost versprochen —
Dann ist's gebrochen.

O Hoffnung, Lust und Glück!
Ein flücht'ger Sonnenblick —
Schon lauert das Geschick:
Von seinem Hauch erstarret,
Was hoffend harret.

Und doch — Du lägest hier?
Du lebst im Herzen mir!
Bald wird des Grabes Zier
Das süße Wort verkünden:
Des Todes Bann wird schwinden! B.

* Poetenrache.

Nach dem Italienischen des G. Bollo,
von Dr. E. J.

(Fortsetzung.)

Unter dem allgemeinen Beifallrufen des Publikums fiel der Vorhang; der Aufzug war beendigt. Aber noch war der Lärm nicht verstummt, so bemerkte Moriz in Emma's Loge den wohlbekannten Kopf und den orangenrothen Bart des Grafen, der immer noch beschäftigt war, nach allen Seiten Complimente einzuziehen und zu erwiedern. Denn es ist überaus lästig, ein berühmter Mann zu sein.

„Sehen Sie," fuhr Signora Anna wieder fort, Emma's Mutter bläht sich auf, wie ein Pfau, bei diesem Triumphe. Man könnte fast glauben, — sie hätte selbst das Drama gefertigt. Armer Moriz, denken Sie nicht mehr an diese Dinge und verscheuchen Sie die Schwermuth! Was wollen Sie machen! Die Hochzeit können Sie doch nicht verhindern; die Mutter schmückt sich gerne mit den Künsten und Wissenschaften; der Schwiegersohn feiert Triumphe, wie sie dieselben wünscht, überdies ist er ein reicher Herr und Emma selbst wird auch eine schöne Mitgift einst erhalten.

Moriz blieb in einem Zustande der Erstarrung den ganzen Abend hindurch und vergebens zeigte seine schöne Nachbarin ihre liebenswürdigsten Eigenschaften. Er hatte weder Gefühl für ihre Scherze, noch für die Begeisterung des Publikums. Hie und da konnte man auf seinen Lippen ein geheimnißvolles, trübes Lächeln bemerken, das ihm aber fast ohne seinen Willen in die Mundwinkel zu kommen schien.

Und doch bedurfte sein Herz so dringend eines Gegenstandes, an welchem es sich anklammern konnte, und der seine Gedanken von den wirren Bildern abgelenkt hätte, die ihn umgaben. Es wäre ein teuflischer Spott über sich selbst und den Grafen gewesen, wenn er miteingestimmt hätte in das Händeklatschen und Beifallrufen der Menge. Aber sein Stolz hielt ihn ab, diesem Gedanken weiteren Raum zu geben. Seine einzige Stärkung im Verlaufe des Abends war ein ausgezeichnetes Sorbet, welches ihm seine schöne Nachbarin gegen Ende der Vorstellung anbot. Das kalte Eis, das er in seinen Körper brachte, verursachte eine wohlthätige Abkühlung für seinen brennenden Kopf; ein frostiges Schütteln trat ein, aber seine starke Natur blieb Meisterin, und er bewahrte sich in Mitte des heftigsten innern Kampfes den klaren ruhigen Blick.

Der rasende Beifall und das Erscheinen des Grafen auf der Bühne wiederholten sich noch mehrere Male während der Vorstellung. Aber die Begeisterung des souveränen Publikums erreichte ihren Höhepunkt am Schlusse des Stückes, welches, nebenbei bemerkt, weder eines der besten, noch eines der schlechtesten war. Zuerst rief man die einzelnen Schauspieler heraus, dann Alle zusammen und zum Schluß mußte der Verfasser noch einmal auf der Bühne erscheinen. Der Vorhang war bereits gefallen und daher trat der Graf vor denselben, um hart an den Lichtern des Orchesters dem verehrungswürdigen Publikum durch Bücklinge seinen Dank abzustatten. Dieses aber begann jetzt von den Logen herab den Grafen

mit Blumensträußen und Kränzen zu bombardiren, um so der Begeisterung für das hochgeborene Talent Ausdruck zu verleihen.

Da wollte es der Zufall, der so oft den Menschen neckt, daß eine Dame, die gerade über Moriz saß, sich den Kranz vom Haupt nahm, um ihn dem Pseudo-Verfasser auf der Bühne zu widmen. Sie erhob sich in ihrer Loge, da entgleitete jedoch der Kranz ihrer Hand und fiel auf das Haupt des unter ihr stehenden wirklichen Dichters. Dieser fühlte sich seltsam erregt durch eine solche von oben gekommene Krönung und beeilte sich nicht im mindesten, den Kranz von seinem Kopfe zu nehmen. Der Graf hatte den fallenden Kranz bemerkt und war jetzt auf die Anwesenheit seines Poesie-Lieferanten aufmerksam geworden. Beide waren nicht weit von einander entfernt, denn die Loge der Gräfin befand sich fast hart neben der Bühne. So konnten sich die beiden Männer Auge in Auge sehen. Und kaum hatte sich der Graf durch einen einzigen schnellen Blick von der Anwesenheit Morizens überzeugt, da überzog es leichenblaß sein Antlitz. Wie der Geist Banco's bei dem Gastmahle der Fürsten, so trat ihm hier in dem Augenblicke seines höchsten Triumphes dieser Jüngling entgegen. Unserem Moriz aber kam mit einem Male seine ganze Lage vor die Augen. Die fieberhafte Erregung, in welche er durch die Erzählungen der Gräfin versetzt war, das unwürdige Spiel, das man mit ihm getrieben hatte und das ihm jetzt klar zu Tage lag, sein Schmerz und seine getäuschte Hoffnung: Alles wirkte zusammen, um sein ganzes Gedankensystem umzustürzen: Er brach in ein helles, krampfhaft überreiztes Lachen aus, und durch das ganze Haus schollen diese Töne. Der Graf warf ihm noch einen wüthenden Blick zu und verschwand.

III.

Es war eine klare und stille Nacht und in der ruhigen, durchsichtigen Luft erschienen die Sterne des Himmels wie leuchtende Perlen auf dem dunkelblauen Grunde, der über Venedig ausgespannt war. Der Canal und die Lagunen waren von Hunderten von Gondeln belebt und Alles athmete mit Lust die milde, herrliche Luft und schwelgte im Genusse der leuchtenden Atmosphäre.

Ein alterthümlicher und großer Marmorpalast warf seinen mächtigen Schatten auf den Canal. Die Fenster waren hell beleuchtet und man konnte bemerken, daß in den Gemächern eine glänzende Gesellschaft versammelt war. Der Palast gehörte der Dame, welcher wir in der Eigenschaft einer Beschützerin unsers Dichters im Theater begegnet sind.

Der Gesellschaftssaal war ein großes Gemach, dessen Ausschmückung vielfach noch aus den früheren Jahrhunderten herstammte; um so mehr aber stachen die modernen Bilder und Statuen von den Wänden und von der Decke ab, welche ganz mit alterthümlichen Gypsornamenten bedeckt waren. In der Mitte war ein großer Lustre aus den alten, längst verschwundenen Werkstätten von Murano. Im Saale herrschte eine erhöhte Temperatur; denn viele Menschen bewegten sich darin und die kostbarsten Gerüche erfüllten den Raum. Aus Blumenbeeten entsprangen frische Quellen und die Bedienten wurden nicht müde, das kühlende Sorbet in verschiedenen Formen anzubieten. Unter den verschiedenen Zeitvertreiben, mit denen sich die Gesellschaft unterhielt, waren Musik und Gesang am meisten gepflegt. Die anwesenden jungen Damen wetteiferten, das Spiel ihrer Hände bewundern und ihre Stimmen von den ersten Meistern, die man geladen hatte, natürlich nur anerkennend und preisend, besprechen zu lassen. Auch die übrigen schönen Künste gingen nicht leer aus; denn die anwesende Gesellschaft fühlte sich berufen, die Erbschaft der alten Republik, die Pflege der Künste weiter zu führen.

Unter den Männern, welche sich in diesem bunten Kreise bewegten, sehen wir auch Moriz und den Grafen. Der Letztere war mit dem sichern Bewußtsein und der Absicht hierher gekommen, Moriz zu treffen. Er ergriff bald eine passende Gelegenheit, um sich ihm zu nähern, und es bedurfte nur weniger Worte, um den Zorn des jungen Mannes zur vollen Flamme anzufachen. Der Graf trat mit Moriz in ein Nebenzimmer, um sich eine Erklärung über sein auffallendes Lachen im Theater zu erbitten. Der junge Dichter war feurig und leidenschaftlich; der Graf aber bewahrte sich immer, selbst wenn er sich heftiger aussprach, sein ruhiges Auge; man bemerkte, daß jede seiner Handlungen Ausdruck seines Willens war.

Er war sich wohl darüber klar, daß er sich nach seinem Triumphe und nach dem gelungenen Feldzuge gegen Emma in der beständigen Gefahr der Entdeckung befand, so lange Moriz noch in der Gesellschaft eine Rolle spielte. Allerdings zählte er bei Schließung des Vertrags auf die Ehrlichkeit des Dichters, und dieser verpflichtete sich auch ohne jedes schriftliche Uebereinkommen, ihm jährlich gegen eine Entschädigung von dreitausend Franken einen Roman oder ein Drama zu liefern. Aber der Graf hatte vergessen, sich von Moriz das Ehrenwort darauf geben zu lassen, daß dieser nichts von dem ganzen Handel verrathen werde. Dieses fiel ihm später ein und besonders seit der im letzten Kapitel erzählten Theaterscene war es ihm klar, daß er nur durch ein gänzliches Verschwinden des Dichters seiner Sache ganz sicher sein könne. Die Anwesenheit des jungen Mannes war ein beständiger Stachel für ihn.

Moriz war seiner selbst nicht mehr ganz mächtig, als er so seinem Gegner gegenüberstand und ging auf die Vorschläge des Grafen mit außerordentlicher Leidenschaft ein. Er wähnte entweder zu sterben von den Händen dieses Mannes, der ihn um sein Höchstes und Bestes betrogen, oder sich an diesem Manne und an den Menschen überhaupt rächen zu können. Vielleicht konnte es ihm dennoch gelingen, die Welt dadurch auf das Geheimniß aufmerksam zu machen, das er nicht verrathen durfte und von dem er doch gewünscht hätte, daß Jedermann es erfahre.

„Morgen bei Tagesanbruch ohne Zeugen am Ufer des Lido, hinter dem Kirchhof der Juden!"

„Morgen!"

Dieses waren die letzten Worte, welche die beiden Gegner miteinander wechselten.

Draußen spielte Emma Klavier und empfing die Lobsprüche der ganzen Gesellschaft.

Noch denselben Abend übergab Moriz dem Portier der Signora Anna ein an dieselbe gerichtetes Billet, mit dem Auftrage, es ihr zu überreichen, wenn er bis Morgens um 12 Uhr noch nicht gekommen sei, um der Herrin des Hauses seinen gewöhnlichen Besuch zu machen. (Forts. folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Girgenti.

(Fortsetzung.)

Agrigent wurde 582 v. Chr. als Niederlassung von dem nahen, jetzt gänzlich verschwundenen Gela aus gegründet. Rasch blühte es auf, und, wie überall bei den Griechen, so entspannen sich auch hier Verfassungskämpfe. Als der Tempel des Zeus Polieus gebaut wurde, machte sich der Baumeister desselben, der Kretenser Phalaris, zum Herrn der Stadt. Von ihm stammt jener bekannte eherne Stier, in welchem er, wie man ihm nachsagte, seine Feinde langsam zu Tode *braten* ließ und sich an dem Gebrülle freute, das aus dem Rachen des Ungeheuers hervorkam. Später holten die Carthager diesen Stier, und Scipio, um sich bei den Sicilianern beliebt zu machen, gab ihn mit vielen anderen Schätzen wieder zurück.

Nach Philaris wurde wieder auf kurze Zeit die Republik eingeführt, bis ein neuer Tyrann kam, Theron, der Schwiegersohn des Tyrannen Gelon von Syrakus. Beide schlugen vereinigt die Seeschlacht von Himera und ermöglichten so die fast gänzliche Hellenisirung der Insel.

Damals erhielt jeder Bürger von Akragas 500 gefangene Carthager als Sclaven. Diese mußten ihnen die ungeheuren Werkstücke zu den Tempelbauten zurecht hauen und versetzen, und der Architekt Phäax schuf mit ihrer Hilfe die unterirdischen Canäle, deren Spuren man noch vielfach auf den Trümmerfeldern sieht. Auch einen Fischteich mußten sie anlegen, in welchem für die Gastmähler ihrer Herren die feinsten Bissen gezogen wurden.

Therons Herrschaft war die Glanzzeit von Agrigent. Da blühte Alles auf, und mit königlicher Freigebigkeit öffneten die Bürger ihre Häuser den berühmten Männern, die vom Mutterlande herüberkamen und *sich an* den großen Verhältnissen der Weltstadt erfreuten. Einer überbot den andern im Ankaufe der schönsten Kunstwerke, und damals begrüßte Pindar die Stadt als

Die schönste der irdischen Städte,
Am Heerden gesegneten Strand
Des Akragas stattlich umbaute
Höhen bewohnende Königin,
Von den Sterblichen
Und ewigen Göttern geehrt.

Nach Theron kam Empedokles, der eine gemischte Verfassung einsetzte und allen Bürgern gleiche Rechte vor dem Gesetze verlieh. Er war ein Allerweltsgenie und besaß ein hervorragend praktisches Talent, indem er sich besonders als Arzt, Baumeister und Sumpfentwässerer hervorthat. Nie ging er anders aus, als in Purpur gekleidet, mit einem goldenen Kranz im Haare und von einer Schaar der schönsten Knaben gefolgt; denn er hielt sich für einen Gott, und schon bei seinen Zeitgenossen stand er wegen seiner ausnehmenden Kenntnisse der Naturkräfte im Rufe, ein Zauberer zu sein. Heute noch zehrt man in dem herabgekommenen Girgenti von der Erinnerung an seine Persönlichkeit, und das Casino der vornehmen Gesellschaft nennt sich nach dem berühmten Philosophen.

Empedokles hat über seine Mitbürger den Ausspruch gethan: „Sie bauten, als würden sie ewig leben und aßen, als würden sie morgen sterben." In der That kannte ihre Schwelgerei keine Grenzen. Man trug die theuersten Kleider, aß und trank nur das Feinste und Beste und setzte den Lieblingspferden herrliche Denkmäler. Weithin war die Gastfreundschaft von Girgenti bekannt. Viele Bürger hielten täglich offene Tafel und luden die Fremden dazu ein, die sich in der ungeheuren Stadt aufhielten.

Aber die carthagische Macht war seit der Niederlage bei Himeron wieder erstarkt, und mit schlauer List, wie es die Perser in Griechenland thaten, schürten sie den Haß der sicilianischen Städte gegeneinander. Schon hatten sie Selinunt zerstört und begannen auch die übrigen Städte zu erobern; aber immer noch stand das mächtige Syrakus, das erst vor Kurzem die Athener so furchtbar geschlagen hatte, eifersüchtig bei Seite. Die unselige griechische Parteiwuth war auf der Insel wieder zu hellen Flammen ausgebrochen und zerstörte rasch das vorher so blühende Leben.

Im Jahre 406 legten sich die Carthager auch vor Girgenti, das reiche und prächtige. Wie fast bei allen Belagerungen sicilianischer Städte brach auch hier die Pest im Lager der Feinde aus und hemmte die Erfolge derselben. Die ungeheure Volksmenge, die in der Stadt wohnte und nur an das üppigste Leben gewohnt war, konnte sich nicht selbst vertheidigen gegen das kleine Belagerungsheer. Anfangs mußten die Bürger selbst hinausziehen auf die Wache und ein Beschluß der Stadt setzte die Anzahl der Matratzen und Kissen fest, welche die verweichlichten Helden dabei mitnehmen durften auf ihren Posten. Söldner, die man zu Hilfe genommen hatte, ließen die Stadt im Stiche, und an der Rettung verzweifelnd, zogen die Einwohner, entblößt von Allem, in eiliger Flucht nach der Mutterstadt Gela zurück. Wir stehen hier vor einer der traurigsten Erscheinungen in der Geschichte, daß eine s o l c h e Stadt, reich, groß, blühend in Herlichkeit und Pracht wie wenige, durch Ueppigkeit und Schwelgerei sich selbst alles inneren Haltes beraubt hatte, so daß der ungeheuren Volksmenge Nichts übrig blieb, als wehrlos zu fliehen vor einem Feinde, den ihre Großeltern einst so glänzend besiegt hatten.

Als die Carthager in die öde Stadt einzogen,

ermordeten sie den noch vorhandenen Rest der Bevölkerung und machten ungeheure Beute. Dann warfen sie die Brandfackel in die Häuser der Bürger und zerstörten die Tempel. Viele Kunstwerke wanderten damals nach Carthago, von wo sie später wieder durch Scipio zurückgeschickt wurden.

Langsam erholte sich Agrigent wieder von diesem furchtbaren Schlage, blieb aber immer den Puniern unterthan. Es war ein Hauptsitz derselben im Kampfe gegen die Römer, und als diese endlich die Stadt eroberten, hausten sie dort fast noch schlimmer, als die schwarzen Schaaren der Afrikaner.

Das heutige Girgenti ist eine der elendesten sicilianischen Städte. Dieser traurige Ueberrest der früheren Herrlichkeit liegt auf der westlichen Seite des Felsenkammes, der von hier sich gegen das Meer verflacht. Hier auf dem höchsten und festesten Punkt war die erste Ansiedlung und hierher zog sich auch wieder der Rest von menschlichen Wohnungen zurück.

Eine einzige lange Straße durchschneidet die Stadt von Osten nach Westen, und zu beiden Seiten derselben münden kleine, schmale Gäßchen, die sich den steilen Abhang hinauf oder hinunter ziehen. Auch hier wird wieder, was man im Hause nicht brauchen kann, zum Fenster hinausgeworfen auf die Straßen, wo es liegen bleibt, bis es verwest. Das Wasser ist herzlich schlecht und kann ohne Eis kaum getrunken werden. Von den Dächern wird es wegen des herrschenden Wassermangels auf dieser Höhe in gemauerten Rinnen in die Keller der Häuser geleitet, damit ja kein Tropfen verloren gehe.

Der einzige hübsche Platz ist vor dem Casino des Empedokles, in welchem sich die Nobili, die vornehmen Bürger und Kaufleute versammeln. Von der Terrasse vor dem Hause hat man eine herrliche Aussicht auf die weite braune Ebene, welche einst von der alten Stadt bedeckt wurde, auf das Meer und die Schiffe, vor Allem aber auf die Tempel, die den Rand der Ebene begrenzen.

Der Dom besitzt unter einer unscheinbaren, gemalten Bretterhülle einen Sarkophag, eine der herrlichsten antiken Arbeiten. Die Reliefs der vier Seiten stellen die Sage von Hippolyt und Phädra dar und gehören zu dem Schönsten, was auf uns gekommen ist. Dieses ist der einzige Ueberrest der vielen Kunstschätze des alten Agrigent, die man während der Blüthezeit der Stadt nach Tausenden zählen konnte. Aber alle sind zertrümmert oder in die weite Welt verschleppt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die „Berner Tagespost" berichtet in folgender Weise über einen modernen Pfahlbau: In der Nähe von Seedorf haben sich arme Leute eine originelle Wohnung hergerichtet, nämlich eine Felsenhöhle, die sie mit Thüre und Fenstern versehen haben und darin glücklich und zufrieden in Gemeinschaft mit ihren „Geißen" leben. Diese Neuigkeit machte letzte Woche in verschiedenen Blättern die Runde, und nun bringt der „Handelskurier" noch eine andere, daß nämlich der Kanton Bern auch Pfahlbauten-Insassen besitze. Bei der Brücke bei Nidau, über dem Wasser der Zihl, sieht nämlich der Wanderer ein hölzernes Häuslein schweben, das mit dem Lande mittelst eines Steges in Verbindung steht. Im Häuschen wohnt nicht etwa „ein Zöllner mit Weib und Kind", wie Bürgers Lied vom braven Mann es singt, wohl aber ein Mann mit Frau und acht lebendigen Kindern, die er mit Herstellung von Pfannenringen und anderen Metallarbeiten redlich ernährt. Sobald er sein Tagewerk beginnt, versetzt er ein unter dem Pfahlbau angebrachtes Schaufelrad und eine damit verbundene Mechanik in Gang, die ihn in seiner Werkstatt vortrefflich unterstützt. Oftmals hört man die Kinder des Pfahlmanns munter und schön ihre Lieder singen, während unter ihren Füßen die Fluth zur Aare abwärts eilt, wie sie vor 3000 Jahren an den uralten Pfahlbauten oben am See durchgezogen ist.

In dem Orte Paradies bei Meseritz im Großherzogthum Posen hat beim Ausgraben eines Canals ein Maurergeselle Namens Hanke, in der Nähe eines Klosters eine Kiste voll Geld gefunden, welche über sieben Centner schwer gewesen und für circa 8000 Thaler alte Münzen aus dem 15. und 16. Jahrhundert enthalten haben soll. Von diesem Funde erhielt die Hälfte die Regierung, die andere Hälfte bekam der Finder. Die besten Stücke wurden für das königliche Museum in Berlin ausgesucht.

Der Assisenhof in Aix hat sein Urtheil in der Sache des Mörders des Dr. Constantin James gesprochen. Der noch nicht 19 Jahre alte Mörder — sein Name ist Alcid Humbert — hatte bekanntlich den Doctor, als dieser von Marseille nach Paris reisen wollte, in einem Eisenbahnwaggon, wo sich beide allein befanden, mit einem Cassetète halb todt geschlagen. Der Umstand, daß der Schnellzug wider Erwarten an einer Zwischenstation anhielt, hatte dem Doctor das Leben gerettet. Alcide Humbert, der schon früher mehrere Diebstähle begangen, hatte die Absicht gehabt, den Doctor zu ermorden und zu berauben. Die Geschworenen erkannten Alcide Humbert für schuldig, jedoch unter Zulassung von mildernden Umständen. Er wurde daher nur zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

Nach amtlichen Angaben befanden sich im Jahre 1869 im Gouvernement Moskau, mit Ausnahme der Stadt Moskau, 399 Volksschulen; eine Volksschule kam auf 33,248 Einwohner. Sämmtliche Volksschulen wurden von 15,099 Kindern beiderlei Geschlechts besucht, so daß auf jede Schule durchschnittlich beinahe 38 Kinder kamen, und von je 85 Einwohnern ein Kind zur Schule geschickt wurde. Das Gouvernement Moskau ist nicht nur am stärksten bevölkert, sondern hat auch von allen Gouvernements die meisten Schulen, und so leuchtet aus den obigen Zahlen ein, wie ungünstig der Zustand des Volksschulwesens in Rußland ist.

Räthsel.

Bei einem deutschen Kartenspiel
Hörst du das Erste melden,
Und auf dem Eise Mancher fiel
Wenn es die Knaben stellten.
Das Letzte aber hörest Du
In aller Welt beim Beten,
Man setzt es wohl den Bitten zu
Doch nie frivolen Reden.
Der Knabe, den man necken kann,
Der Fürst im Ruhmesglanze,
Wie überhaupt manch großer Mann —
Sie haben oft das Ganze.

Auflösung des Palindroms in Nr. 18:
Nische — Schein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 22. Speyer, Dienstag, den 22. Februar 1870.

* Wintertrost.

Ob auch dein Leben öd' und trübe,
In dir und um dich winterlich,
Und nie ein Freudenstrahl enthübe
Dem alten kalten Grame dich:

Sieh', unter Schnee und Eis verborgen
Harrt auf den Lenz die starre Saat;
Der Liebe blüht ein Frühlingsmorgen,
Wie weh ihr auch das Leben that.

Auch dir wird noch die Sonne leuchten,
Die den erstarrten Keim belebt,
Auch dich der Himmelsthau befeuchten,
Daß dich dein Herz dem Grab enthebt.

Ob auch dein Leben öd' und trübe,
In dir und um dich winterlich,
O sei getrost, die ew'ge Liebe
Liebt auch noch dich, erlöset dich.

Th. Böhmer.

* Poetenrache.

Nach dem Italienischen des G. Bollo,

von **Dr. E. Z.**

(Fortsetzung.)

Die Sonne verbarg sich im dichtesten Nebel, als die Gondeln der beiden Männer auf der bleischweren Oberfläche des Meeres dahin fuhren. Die Schildwache am Lido hatte sich fest in ihren Mantel gehüllt, und es schlug auf dem kleinen Thürmchen sechs Uhr. Die Barken der Landleute fuhren von den einzelnen Ansiedelungen gegen die Stadt, um dort ihr Gemüse zu verkaufen, die Fischer zogen ihre Netze ein, um den nächtlichen Fang heimzuholen und dann ebenfalls zu verwerthen. Sonst war wenig Leben zu bemerken, und nur hie und da erscholl aus dem Nebel der Ruf eines Matrosen auf einem der Schiffe, welche in der Nähe ruhig vor Anker lagen.

Hinter der Umzäunung des Kirchhofes hörte man aber bald Töne, die von einem mit Erbitterung geführten Säbelkampfe herrührten. Beim Nähertreten hätte man auch im Nebel zwei Personen unterscheiden können, welche sich ohne Ueberröcke mit zurückgeschlagenen Hemdärmeln bekämpften.

„Ich bin verwundet."

„Das genügt mir", sagte Moriz. „Ich wollte Ihnen nur einen Denkzettel geben, damit Sie einige Wochen lang den Arm in der Schlinge tragen sollten."

„Aber mir genügt es nicht, mein Herr!" rief der Andere, der durch einige mißglückte Stöße in eine große Aufregung gerathen war. Die Hitze und Heftigkeit des Kampfes, die Kälte des Nebels bewirkten, daß er den Schmerz seiner Wunde weniger fühlte und sie nicht für gefährlich hielt. Jedenfalls wollte er den Kampf mit seinem verhaßten Gegner noch fortführen, um so mehr, da er ihm in der Handhabung der Waffe weit überlegen war. „Aber mir genügt es nicht mein Herr, einer von uns Beiden muß sein Leben hier lassen." Damit warf er sich von Neuem auf Moriz, der bald einsah, daß er um sein Leben kämpfen müsse.

Der Jüngling setzte sich von Neuem zur Wehre, ohne ein Wort zu erwidern. Aber immer heftiger wurde der Angriff des Gegners, während Moriz durch den ersten glücklichen Erfolg etwas sicher gemacht und durch die längere Dauer des ungewohnten Kampfes ermüdet, sich bald waffenlos dem Grafen gegenüber befand. Ein trauriges Lächeln stahl sich über seine Lippen. In einem Anfluge romantischen Wesens trat er offen vor den Grafen hin, entblößte seine Brust und wartete den Todesstoß ab.

Aber so schlimm war der Graf doch nicht. Er wollte ihn nicht tödten, wohl aber stand er nicht an, aus seinem erfochtenen Sieg den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Er forderte daher Moriz auf, wenn sein Leben ihm lieb sei, hier das feierliche Versprechen zu geben, daß er über jenen literarischen Vertrag ewiges Stillschweigen beobachten werde.

Moriz, der alle Lebenslust verloren hatte, sprach ein stolzes „Nein". Der Graf biß sich auf die Zähne und machte Miene, seine Drohung durchzuführen. Da erscholl plötzlich ein Schrei und eine bekannte Gestalt fiel ihm in den Arm. Es war Signora Anna, begleitet von einem Diener.

„Halten Sie, Herr Graf!" . . .

„Nein, Signora! Sie sollen Zeugin sein des Versprechens, das dieser mir geben wird, und das ich von ihm verlangt habe, sonst . . ."

„Ich kann nicht, Herr Graf," erwiderte Moriz

langsam. „Die Signora scheint meinen Brief vor der bestimmten Zeit erhalten zu haben, sie weiß Alles."

„Sie wissen . . . Alles?" frug der Graf ganz erstaunt und fast außer Fassung.

„Ich weiß blos", sprach die Dame, „daß Sie sich duellirt haben wegen . . . wegen . . . Eifersucht."

„Ich bin zufrieden," sagte der Graf, verbeugte sich und ging fort. Moriz blieb allein mit der Dame zurück und zeigte sich sehr ungehalten darüber, daß sie versucht habe, ihm das Leben zu retten.

Signora Anna hatte von ihrem Portier, welcher fürchtete, seinen Auftrag zu vergessen, schon in aller Frühe den Brief eingehändigt erhalten.

IV.

Zum zweiten Male sehen wir Moriz in seinem armseligen Gemache, in welchem wir ihn schon bei Beginn unserer Erzählung erblickt haben. Von seinem früheren armseligen Hausrath umgeben, ist er wieder beschäftigt, seine literarischen Erzeugnisse zu ordnen und seinen trüben Gedanken nachzuhängen. Wiederum klopft es an die Thüre.

Vorher aber müssen wir dem Leser noch erzählen, welche Veränderung mit Moriz vorgegangen ist und warum er zu seinem alten Zimmer und seiner unscheinbaren Kleidung zurückkehrte. Die ganze Vergangenheit erschien unserm Dichter von hier oben aus wie ein Traum, wie eine schreckliche Vision, aus der er aufgewacht war.

Nach der Duellangelegenheit mit dem Grafen sah er mit einer gewissen Freude voraus, daß die Quelle, welche ihm bisher sein angenehmes Leben ermöglicht hatte, wohl nicht mehr fließen werde. Der Vertrag zwischen dem Grafen und ihm schien mit allem Zubehör von selbst gelöst und es war nicht anzunehmen, daß der Graf sich ihm wieder nähern werde, um den Roman zu verlangen, den er ihm in der nächsten Zeit liefern sollte.

Seine reiche Gönnerin benützte klug den Zustand, in welchem sich der arme Bursche befand. Sie beschloß, ihre Netze immer enger zu ziehen; denn sie hatte wirklich Gefallen an ihm gefunden, und als kinderlose, alleinstehende Wittwe trat ihr der Gedanke immer näher, dem jungen, anziehenden Dichter ihre Hand und ihr Vermögen anzutragen. Sie lud ihn vielfach, jedoch stets mit noch Andern zum Essen, und Moriz erschien regelmäßig in ihrem Hause. Dann nöthigte sie ihn, verschiedene werthvolle Geschenke von ihr anzunehmen, indem sie vorgab, daß es Arbeiten ihrer eigenen Hand seien. Moriz dachte in seiner Sorglosigkeit nicht im Entferntesten an die Absichten seiner Beschützerin, sondern betrachtete Alles dieses als Zeichen einer gewissen familienhaften Vertraulichkeit.

Der Graf war lange nicht von der Ansicht abzubringen, daß der Brief, welchen der Portier vor der Zeit seiner Herrin übergeben hatte, einen Verrath des ganzen Verhältnisses enthielt, das damals zwischen ihm und Moriz bestanden.

Signora Anna, die Beschützerin unseres Dichters, hatte indessen weder von dem literarischen Betruge, noch von der eigentlichen Ursache des Duells genaue Kunde. Allerdings hatten ihr die Vorgänge, deren Zeugin sie im Theater gewesen war, manches zu denken gegeben, und wenn sie auch Vieles sich durch die früheren Beziehungen zwischen Moriz und Emma zu erklären suchte — so war ihre Kenntniß dieser Beziehungen doch nicht umfassend genug; auch kam ihr allmählig der Gedanke, daß der Graf, den sie ziemlich genau kannte, vielleicht doch nicht der Verfasser des verhängnißvollen Dramas gewesen sein könne. Aus Moriz war Nichts herauszubringen, und gerade dieser Umstand mußte ihre Ahnungen noch mehr bestärken. Sie beschloß, ihm um den Preis seiner Freiheit ihre Mithilfe zur Rache anzubieten.

Aber ihre Rechnung erwies sich als falsch. Bald erfolgte die Auseinandersetzung und sie sah all ihre so trefflich angelegten Pläne zergehen vor den frostigen, kalten Worten des jungen Mannes. Er hatte die reiche Wittwe bisher gerne als Freundin gesehen, und das Verhältniß, das zwischen beiden gewaltet hatte, gefiel ihm ganz gut. Aber weiter konnte und wollte er nicht gehen, und als seine Beschützerin ihre Absicht immer deutlicher merken ließ, da trat plötzlich die alte Liebe mit leidenschaftlicher Heftigkeit vor seine Augen. Er dankte in der verbindlichsten Form für die edelmüthige Weise, in welcher sie ihn von seiner Verirrung zu heilen gesucht habe; dann gab er ihr zu verstehen, daß er allerdings sein Talent verkauft habe, niemals aber sein Herz verschachern werde.

Seit dieser Zeit setzte er keinen Fuß mehr über die Schwelle des alten Palastes.

All' die schönen Geschenke, die er erhalten hatte, sendete er der reichen Wittwe wieder zurück und bat zugleich um die Zurückgabe aller Briefe, welche sie von ihm erhalten hatte. Diese Briefe waren allerdings von keiner Bedeutung, aber man hätte vielleicht doch in manchen Wendungen und Ausdrücken den Verdacht einer intimeren Correspondenz finden und damit Waffen gegen seine Person erhalten können.

Von jenem Augenblicke an, trat seine frühere Gönnerin ganz auf die Seite des Grafen. Sie wurde die heftigste Feindin des Dichters und das erste Zeichen dieser Feindschaft konnte er darin erblicken, daß unter den Briefen, die ihm zurückgesandt wurden, derjenige fehlte, welchen er den Abend vor dem Duell an sie geschrieben hatte. Im Gefühle des ernsten Schrittes, den er damals that, hatte Moriz seine Zeilen in einem eigenthümlichen Tone abgefaßt, und gleichzeitig konnte man ihn wohl als Beweis benutzen, als habe er die ganze Angelegenheit vorzeitig an die Oeffentlichkeit ziehen wollen.

Der Graf war indessen beschäftigt, dieses Ereigniß für sich auszubeuten. Es ließ sich ausgezeichnet verwenden, um sein Geheimniß hinsichtlich des Dramas besser zu schützen und seine Braut noch mehr von jedem Gedanken an Moriz abzubringen. Die Fäden wurden schlau gesponnen und schon nach Verlauf weniger Tage sagte sich die ganze Gesellschaft, in

welcher der Graf und Signora Anna verkehrten, leise in die Ohren, daß die reiche Wittwe dem zudringlichen Jünglinge den Abschied gegeben habe, nachdem er längere Zeit ihre Freigebigkeit ausgebeutet hätte; auch in weitere Kreise drang bald dieser Klatsch. Den Uneingeweihten — und dieß waren Alle mit Ausnahme von drei Personen — erschienen solche Reden auch ganz glaublich; denn Moriz hatte bisher sehr angenehm gelebt und durchaus nicht mit seinen Ausgaben gespart, während er jetzt auf einmal in gänzliche Armuth zurücksank. Die wahre Quelle jener Gelder ahnte Niemand, und daher waren Thür und Thor für Vermuthungen geöffnet, und die boshafte Welt wählt dabei immer sicher die schlimmen, als die guten. Da gab es nicht Wenige, welche mit kluger Miene behaupteten, daß sie schon längst um die Sache gewußt hätten, daß sie aber natürlich nicht davon hätten reden wollen; so gewann es rasch den Anschein, als sei das Ganze blos ein längst bekanntes Stück der Chronique scandaleuse der Lagunenstadt gewesen, das jetzt auf einmal an das Tageslicht trete.

(Fortsetzung folgt.)

△ Eine Bildungs-Anstalt für Lehrerinnen.

Ob das weibliche Geschlecht zum Lehrfache an den öffentlichen Schulen zuzulassen sei, ist lange bestritten und noch in der neuern Zeit von Autoritäten, wie Roth, Riehl u. A., verneint worden, und zwar mit Rücksicht sowohl auf seine geistigen, als leiblichen Fähigkeiten und seine ganze sociale Stellung. Was jedoch die Theorie in dieser Hinsicht geltend machte, hat die Praxis seitdem widerlegt. Namentlich hat der preußische Schulrath Bormann, der Gründer einer seit 1832 in Berlin bestehenden Erziehungs-Anstalt für Lehrerinnen die Thatsache constatirt, daß „Lehrerinnen mit dem besten Erfolge nicht blos auf höheren Erziehungsanstalten, sondern in Volksschulen für Mädchen, nicht blos in schwach besuchten, nein, auch in stark frequentirten Klassen, nicht blos in Städten, sondern eben so gut auf dem Lande verwendet werden können." (Vgl. seine Schrift: Die Prüfung der Lehrerinnen in Preußen nach ihrer Vorbereitung, Vollziehung und Wirkung. Berlin. L. Oehmigke.) Im Jahre 1867 unterrichteten in Preußen schon 1755 Lehrerinnen an öffentlichen Schulen, und seit 1832 sind nicht weniger als 37 Bildungsanstalten für Lehrerinnen und Erzieherinnen gegründet worden. Auch in Sachsen besteht seit 1856 ein Lehrerinnen- und Erzieherinnen-Seminar zu Calmberg, dessen Leistungen zur Zeit durch ganz Deutschland Anerkennung gefunden haben. Es ist unzweifelhaft, daß die Verwendung weiblicher Lehrkräfte an Mädchenschulen immer mehr Eingang finden wird. Schon die Noth wird dazu zwingen, je mehr die jetzt schon bemerkliche Abnahme männlicher Lehrkräfte in den nächsten Zeiten sich noch steigern dürfte. — In Bayern haben nun zwar seit lange Schulschwestern, Klosterfrauen und Laienschwestern in katholischen Mädchenschulen das Lehramt verwaltet, ohne daß auch für diese eine Anstalt vorhanden gewesen wäre, in der sie förmlich dazu herangebildet worden wären. Für die protestantische Bevölkerung gilt dies aber noch in weit höherem Grade. Nicht allein, daß hier die Lehrerinnen überhaupt von den öffentlichen Schulen bisher ganz ausgeschlossen waren, so fehlte auch jede geordnete Einrichtung zu einer gründlichen Ausbildung derselben. Und doch muß eine solche auch in socialer Hinsicht als höchst wünschenswerth betrachtet werden. Die Verwendung von Lehrerinnen in den Schulen ist ja von der allergrößten Bedeutung für die Lösung der sogenannten „Frauenfrage". Dadurch wird den zahlreichen Töchtern besserer Stände, der Lehrer, Pfarrer, Beamten, Kaufleute eine Erwerbsquelle geöffnet und ein Wirkungskreis geboten, der ihrer Neigung und ihren Kräften mehr als mancher andere entspricht; und da sich erfahrungsmäßig die Lehrerinnen-Seminare vorherrschend aus besseren Familien rekrutiren, so kann dieser anderweit vielfach mangelnde Vorzug nur einen wohlthätigen Einfluß auf den Geist und Ton in den Mädchenschulen, ja auf die gesammte weibliche Bildung ausüben. — Wir haben uns deshalb herzlich gefreut, als uns in diesen Tagen ein „Programm der mit der höheren Töchterschule verbundenen protestantischen Präparandinnen-Anstalt und des protestantischen Lehrerinnen- und Erzieherinnen-Seminars in Memmingen" zur Hand kam. Die erstere Anstalt, für Schulpräparandinnen, soll mit der daselbst bestehenden höheren Töchterschule, mit drei Jahrescursen, verbunden werden, ohne daß letztere dadurch irgend alterirt würde. Ihr Zweck ist, Mädchen protestantischer Confession eine christliche Erziehung und diejenige geistige Ausbildung zu geben, welche erfordert wird, um sich im Seminar die für den Lehrerinnenberuf an Volksschulen nöthige Fachbildung zu erwerben. In Betreff der Lehrgegenstände sind die Verordnungen für Bildung der Schullehrer in Bayern maßgebend. In drei Cursen werden je 29 Stunden gegeben, und zwar in Religionslehre, deutscher Sprache, Rechnen, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Schönschreiben, Zeichnen, Clavier, Gesang und weibliche Handarbeiten. Wer am Französischen und Englischen Theil nehmen will, wird von einigen anderen Lehrstunden dispensirt. Die Aufnahme erfolgt mit zurückgelegtem 13. und nicht überschrittenen 17. Lebensjahre und ist von dem Bestehen einer Prüfung in den Elementargegenständen abhängig. Gewünscht wird Bekanntschaft mit den Anfangsgründen des Gesanges, sowie einige Fertigkeit im Clavierspiel. Den Aufnahmsgesuchen sind die nöthigen Zeugnisse beizulegen. Das Honorar beträgt 33 fl. jährlich; jeder siebente Platz ist Freiplatz für das Waisenkind eines Pfarrers oder Lehrers, bei nachgewiesener Würdigkeit. Für Kosthäuser wird in den Familien der Stadt gesorgt. Das Kostgeld, incl. Wäsche, Beleuchtung und Beheizung, wird nicht über 180 fl. jährlich betragen. Für bedürftige Schülerinnen hat der Landrath von Schwaben und Neuburg Stipendien bewilligt. An diese Anstalt schließt sich ein Lehrerinnen- und

Erzieherinnen-Seminar, welches in zwei Jahrescursen den Mädchen, außer einer christlichen Erziehung, diejenige Fachbildung geben soll, die sie befähigt, entweder das Lehramt an einer Volksschule oder die Stelle einer Erzieherin in Familien zu übernehmen. Ein drittes Jahr soll womöglich in der Anstalt verbracht werden, um das Schulhalten praktisch zu üben. Die Lehrgegenstände, im ersten Cursus auf 30, im zweiten auf 31 Stunden vertheilt, richten sich nach den Verordnungen über Seminarbildung.. Auch wird auf Verlangen Unterricht im Französischen und Englischen ertheilt. Die Aufnahme hängt von dem Bestehen der sogenannten Exspektantinnen-Prüfung ab und erfolgt nach zurückgelegtem 16. und nicht überschrittenem 20. Lebensjahre.. Das Honorar für den Unterricht beträgt jährlich 33 fl., wird aber Unbemittelten erlassen; für den Unterricht im Französischen, Englischen und für gesteigerten Musikunterricht (Gesang und Clavier fallen unter die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände) wird monatlich je 1 fl. weiter bezahlt. Die Kostverhältnisse sind ähnlich wie bei der Präparandinnen-Anstalt. Die Seminaristinnen, welche Anspruch auf Verwendung an öffentlichen Schulen machen, haben sich am Schusse des zweiten Cursus einer Schlußprüfung bei der Kreisregierung in Augsburg zu unterziehen. Für die Verwendung der mit Erfolg Geprüften in Schulen oder Familien wird die Anstalt, so weit möglich, Sorge tragen. Dieselbe steht unter der Leitung des Stadtpfarrers Dr. Prinzing in Memmingen, an den man sich um weiteren Aufschluß wenden kann. — Wir wünschen, daß sich dieser Anstalt auch aus unserer Pfalz eine lebhafte Aufmerksamkeit zuwende, selbst von Solchen, die für ihre Töchter nichts weiter begehren, als eine gediegene Ausbildung. Viele Eltern senden ihre Töchter mit großen Opfern in ausländische, namentlich französische Institute, wo sie nur zu häufig dem deutschen Wesen entfremdet und mit einem gewissen Schliff, aber ohne gründliche Verstandes- und Gemüthsbildung ausgestattet werden; oder sie geben sie auch in deutsche Institute, um sie dann häufig als Drahtpuppen zurückzuerhalten, die für das wirkliche Leben nicht zu brauchen sind. Wohl giebt es auch hüben und drüben Anstalten, die auf besserem Grunde ruhen, aber sie sind dünn gesät und erfordern bedeutende Geldmittel. Die Anstalt in Memmingen stellt nicht allein eine gründliche Bildung in Aussicht, sondern will besonders auch solchen Mädchen, die später ihre Kraft dem Lehrfache widmen wollen, alles das gewähren, was sie zu einer gesegneten Berufsthätigkeit bedürfen, und zwar mit verhältnißmäßig geringen Opfern. Möge sie unter tüchtiger Leitung und reicher Theilnahme gedeihen und Frucht bringen!

Miscellen.

Aus Umea wird, laut einer stockholmer Correspondenz der H. N., berichtet: „Am 2. und 3. Januar hatte man bei der Landkirche Umea Gelegenheit, ein Schauspiel zu sehen, das sogar hier zu den ungewöhnlicheren gehört, nämlich zwei große Rennthierheerden, deren Besitzer in den Lappmarken Sorsele und Steusele zu Hause sind und also einen Weg von etwa 45 deutschen Meilen zurückgelegt hatten. Sie hatten sich veranlaßt gesehen, ihre Heimath zu verlassen, wegen der Wölfe, der ärgsten Feinde der Rennthiere, die in diesem Jahre in den lappländischen Gebirgsländern ungewöhnlich zahlreich sein sollen. Wie gewöhnlich konnte oder wollte keiner der Lappen die Anzahl der Rennthiere angeben, denn sie meinen, daß dies nicht geschehen darf, wenn die Thiere gedeihen sollen. Gleichwohl würde man nicht fehl greifen, wenn man die Zahl der Thiere in jeder Heerde auf etwa 2000 ansetzte. Als sie etwas unterhalb der Kirche den Fluß (Umea-Elf) überschritten, welcher dort ziemlich breit ist, so erstreckte sich der Zug von dem einen Flußufer bis an das andere und gewährte einen wirklich großartigen Anblick. Merkwürdig war die Geschicklichkeit, mit welcher die Hunde nach dem Commando der Lappen die Heerde manövrirten. Bei dem Uebergange über den Fluß mußte z. B. wegen der Schwäche des Eises eine lange Zugordnung beobachtet werden, und eine solche wurde von den Hunden mit Leichtigkeit hergestellt und kein Rennthier, das die Linie nur im geringsten zu überschreiten wagte, blieb ungestraft. Gleich hinter der Heerde kam noch ein Hund mit einem Rennthier angesetzt, welches sich auf dem Marsche verspätet hatte und zurückgeblieben war. Die Lappen beabsichtigten, den Winter in dem Küstenlande zuzubringen und werden dann wahrscheinlich längs der Angermanna-Elf in ihre heimathlichen Gebirge zurückkehren."

Am 15. ds. starb in München der Bildhauer Sanguinetti. Der Allg. Ztg. entnehmen wir über denselben folgende biographische Notizen: Geboren 1800 zu Carrara, studirte Sanguinetti zuerst in der Heimath unter der Leitung seines Vaters und folgte schon 1818 dem Meister Rauch nach Berlin, wo er bald dessen Lieblingsschüler wurde. In den Dreißigerjahren siedelte er nach München über, wo er Anfangs größtentheils nach Schwanthalers Entwürfen arbeitete und sich durch seine geschickte Ausführung in Stein einen rühmlichen Namen erwarb. In der Folgezeit entstand eine Reihe geschätzter, selbstständiger Arbeiten. Der sehr fleißige Mann erfreute sich bald eines behäbigen Wohlstandes und gründete einen eigenen Herd in einer mit 3 Kindern gesegneten Ehe. Der Abend seines Lebens wurde aber mit herben Schicksalsschlägen heimgesucht. Sanguinetti verlor ein kleines Landgut (bei Starnberg), welches der Künstler nicht zu bewirthschaften verstand; dann fiel seine schön aufgeblühte Tochter, erst 19 Jahre alt, unter der Mörderhand eines eifersüchtigen Studenten (sie wurde von K. Ferner am 7. October 1858 erschossen); seine schöne Bildersammlung verschwand unbezahlt mit einem gewissenlosen Kunsthändler; zuletzt verlor er im Jahre 1866 sein mühsam erspartes Vermögen und wurde sogar zum Verkauf seines kleinen Hauses gezwungen. Sein letztes Werk, welches der seit 5 Jahren von der schmerzhaftesten Gicht geplagte, ehedem so bildschöne und baumstarke Mann nicht mehr vollenden konnte, war eine für das National-Museum bestimmte Statue König Maximilian's II.

Logogryph.

Mit Weichlaut: Naschwerk, oft auch bitt're Kost,
Mit Hartlaut: Schutzwehr gegen Regen, Frost.

Auflösung der Homonyme in Nr. 19:

Verrückt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 23. Speyer, Donnerstag, den 24. Februar 1870.

* Poetenrache.

Nach dem Italienischen des G. Bollo,
von Dr. E. J.

(Fortsetzung.)

Auch an Einwirkungen auf Emmas Herz fehlte es natürlich nicht. Schon vorher hatte der Graf geschickt den Verdacht aufkommen lassen, als sei das Leben seines Nebenbuhlers nicht das reinste und man wisse eigentlich nicht recht, woher er die Gelder bekomme, mit denen er so freigebig sei. Dann kamen andere und spannten das arme Mädchen noch mehr auf die Folter, indem sie ihr unter der Maske der Freundschaft alle die öffentlichen Geheimnisse des Stadtklatsches mittheilten. So wurden die Gedanken Emmas immer weiter von Moriz abgelenkt, und ihr Geist gewöhnte sich allmählig daran, ihn als einen Unwürdigen zu betrachten; Emma suchte die Erinnerung an den Dichter ganz aus ihrem Gedächtnisse zu verbannen; besonders als Moriz wieder in seine armselige Kammer zurückkehrte, welche er in früheren glücklichern Zeiten bewohnt hatte; da war sie von der Wahrheit der Gerüchte und des Gezischels überzeugt und erhielt selbst ein Interesse an der Beschleunigung ihrer Hochzeit.

So hatte der Graf seinen doppelten Zweck erreicht; sein Opfer war vor den Augen der Welt vernichtet und konnte ihm selbst durch Enthüllung jenes Vertrages nicht weiter schaden, da zwischen Beiden keine schriftliche Abmachung bestand. Noch mehr aber lag dem Grafen daran, daß Emma jeden Gedanken an Moriz aufgegeben hatte und nur noch mit Widerwillen von ihren früheren Beziehungen zu ihm sprach. Hätte der Dichter übrigens das Verhältniß zwischen ihm und dem Grafen in die Oeffentlichkeit zu bringen versucht, so wären sein früheres Verhältniß zu Signora Anna, sowie der Brief über das Duell Zeugen gewesen, welche man mit etwas Geschick leicht noch mehr gegen ihn hätte verwenden können, als es bis jetzt geschehen war. Moriz dachte aber nicht im Entferntesten an eine solche niedrige Rache, sondern brütete über anderen Plänen.

Der Hochzeitstag Emma's war herangekommen, und Moriz saß in seiner ärmlichen Kammer. Das letzte Geld, das ihm von seinem Handel mit dem Grafen übrig geblieben war, hatte er aufgewendet, um ein elegantes Werkchen drucken zu lassen, ein poetisches Hochzeitsgeschenk, das seiner Stimmung an jenem Abende entsprach. Es war ein Glückwunsch zur Hochzeit des Grafen, aber noch im letzten Augenblicke war die Ausgabe des Büchleins auf Verwendung seines mächtigen Gegners untersagt worden, und der Verleger hatte dem Dichter die ganze Auflage mit einer bitteren Bemerkung wieder zurückgesandt.

So saß er auf seinem Zimmer und wühlte in den zurückgesandten Bänden und seinen sonstigen Erzeugnissen. In dem Palaste gegenüber waren die Fenster hell erleuchtet und man hörte das wirre Getöse der Gäste, die jetzt anfingen, lebhafter zu werden. Da klopfte es an die Thüre, und deutlich trat jener unglückselige Abend vor seine Augen, wo es ebenfalls geklopft hatte und er zum erstenmale, ähnlichen Gedanken hingegeben, den röthlich blonden Kopf des Grafen erblickt hatte. Er glaubte einen Augenblick zu träumen oder die ganze dazwischenliegende Zeit geträumt zu haben; aber es klopfte wiederholt und die Stimme seiner alten Wirthin rief:

„Ein Freund wünscht Sie zu sprechen, Herr Moriz!“ Moriz öffnete rasch und war erstaunt, einen alten Jugendgefährten vor sich zu finden.

„Wie, Philipp, Du bist es!“ rief er aus, und die beiden lagen sich in den Armen. Es war der Freund seiner Jugend, der Vertraute und Gefährte langer Jahre, den er wieder vor sich sah zum erstenmal nach langer Trennung. Schon vor Jahren waren Beider Schicksalswege auseinander gegangen. Gemeinsame Neigung zur Poesie hatte sie anfangs zusammengeführt, und während Moriz sich in der Lagunenstadt vergeblich abmühte, Bahn zu brechen für sein Talent, war dem andern das Glück holder gewesen. Er hatte mit seinen Lustspielen in den andern Städten Italiens außerordentlich Glück gehabt, und Moriz hatte oft von ihm gehört. Weniger an Begabung als an tieferer Kenntniß der Menschen und größerer Fertigkeit in der „Mache“ stand er über dem arm gebliebenen Moriz.

In der Eile theilten sich die beiden Freunde ihre Erlebnisse mit. Die Schicksale Philipps waren Moriz nicht unbekannt geblieben; denn die Zeitungen hatten viel von ihm berichtet. Ein glück-

licher Dichter ist überall ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der Presse und des Publikums, noch mehr aber in Italien, wo das Theater eine so hervorragende Stelle im Volksleben einnimmt. Philipp war also mit der Erzählung seiner Erlebnisse bald fertig, um so begieriger war er, Alles zu erfahren, was sein Freund Moriz bisher erlebt hatte, und dieser schüttete sein ganzes überströmendes Herz aus bei dem Jugendgefährten. Als er geendet hatte und sie beide in der Fensternische standen und Moriz hinüber deutete auf die erleuchteten Fenster des Palastes, da rief der Andere: „Bei Gott, das ist ja der herrlichste Stoff zu einem Drama!"

Auch dem unglücklichen Moriz war diese Idee schon einmal gekommen, und es bedurfte nur geringen Zuspruchs von Seiten seines Freundes, um ihn zur Ausführung dieses Gedankens zu bewegen. Sogleich setzte er sich an den Tisch. „Dort drüben wird eben der vorletzte Act aufgeführt," sprach er, „ich will indessen den ersten schreiben." Es unterlag keinem Zweifel, daß bei einigermaßen geschickter Anordnung des Stoffes das Publikum bei der Aufführung leicht sich selbst sagen konnte, wer die Persönlichkeiten seien, welche auf der Bühne ihm vorgeführt wurden. Von dem Duell, welches Moriz mit dem Grafen gehabt hatte, war immerhin Manches unter die Leute gedrungen und der Eifer, mit welchem die ganze Stadt von Moriz und dem Grafen gesprochen hatte, machte es überhaupt leicht, die Persönlichkeiten auf der Bühne richtig zu zeichnen.

„Gut", sprach der Andere, „in acht Tagen muß das Drama fertig sein, und mein Name wird hinreichen, um hier es zur Aufführung zu bringen. So rächt sich ein Dichter gegen niedrige Intriguen. An Beifall soll es Dir diesmal nicht fehlen, denn ich werde Alles aufbieten, und die Direction wird mich unterstützen, dessen bin ich gewiß."

„Hoch!" riefen sie drüben im Palaste und die erhitzten Gäste ließen die Gläser klirren auf das Wohl der Neuvermählten.

V.

„Das verkaufte Talent." Unter diesem geheimnißvollen Titel kündigte der Theaterzettel die Vorstellung an. Die Welt wußte nichts von dem Verfasser des neuen Drama's; denn auf der Ankündigung hieß es einfach: „Von einem Unglücklichen". Philipp, des Dichters Freund, hatte den ganzen Einfluß seines glänzenden Namens bei dem Theaterdirector in die Wagschale geworfen und der letztere hatte sich beeilt, nicht blos Alles für eine geziemende Ausstattung zu thun, sondern noch durch alle Mittel der Reclame auf das Publikum zu wirken, um ein volles Haus zu erzielen.

Die Eigenthümlichkeit des Titels hatte die ganze Theaterwelt Venedigs aufmerksam gemacht und man erwartete, wenn nicht der Form nach, so doch hinsichtlich des Inhalts etwas Originelles. Auch Emma war dadurch aufmerksam geworden. Sie hatte die erste Zeit nach ihrer Hochzeit mit dem Grafen auf einem Landgute an der Brenta zugebracht, und als sie eines Tages in der Zeitung die Ankündigung der Vorstellung las, da tauchte ein unerklärbares Gefühl in ihrem Herzen auf, welches sie in die Stadt zurückführte und zu jener Vorstellung. Der „Unglückliche", der jenes Stück verfaßt hatte, rief ihr Moriz in's Gedächtniß. Sie hatte schon am Abende ihrer Hochzeit eine bittere Erinnerung an ihn erhalten; denn beim Umkleiden fand sie in ihrem Zimmer ein kleines, elegantes Büchlein, das ihrer Vermählung gewidmet war. Es konnte blos durch das offene Fenster hineingeflogen sein, und in der That hatte es der Freund des Dichters aus dem Zimmer desselben hinübergeworfen.

Auch hatte die Hochzeit und besonders das tägliche Zusammensein mit dem Grafen schon sehr ernüchternd auf sie eingewirkt. Dieser hatte jetzt sein Ziel erreicht und es lag ihm wenig mehr daran, sein Spiel weiter zu führen. Im Privatleben fiel so Manches hinweg, was er im öffentlichen zur Schau getragen hatte, und immer mehr kam der jungen Gräfin der Gegensatz zwischen ihrem eitlen, Alles berechnenden Manne und dem ehrlichen Moriz.

(Schluß folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Girgenti.

(Fortsetzung.)

Nun wollen wir uns aufmachen und das Herrlichste aufsuchen, was Girgenti besitzt, die Reste der griechischen Tempel. Wohl rühmen sich noch andere Stätten Siciliens solcher Reste des Alterthums, aber nur Girgenti allein besitzt sie noch in so wohl erhaltenem Zustande. Die Tempel von Selinunt, die in trostlosester Wüste liegen, sind gänzlich niedergeworfen, und in den übrigen alten griechischen Städten hat sich fast gar nichts mehr von Tempeln erhalten.

Das Material zu den Tempelbauten bei Girgenti ist durchweg ein gelblich brauner Stein, eine Muschelbreccie, welche den Felsboden der Stadt zusammensetzt und einen trefflichen leicht zu bearbeitenden Baustein giebt. Die Tausende von kleinen Muschel-Trümmern, zwischen welchen sich auch hie und da eine Austernschaale befindet, sind indessen die Ursache, daß das Gestein manchmal stark von der Verwitterung angegriffen ist, und daher sind vielfach die Cannellirungen der Säulen und die Capitäle, wo sie nicht gegen den feuchten Scirocco geschützt waren, schon ganz formlos geworden. Die satt braungelbe Farbe der Tempeltrümmer stimmt sehr schön zu den ernsten Zügen und Formen der Landschaft, und besonders wenn sich der Sonnenglanz darüber legt, ist der Eindruck ein unvergeßlicher.

Von der Stadt aus führt der Weg nach Osten zu der kleinen, am Abhange stehenden Normanen-Kirche San Biagio. Das unregelmäßige Mauerwerk des rundbogigen Kirchleins ist auf gewaltige, regelmäßige Quadern gesetzt und diese liegen sogar noch über die

Absis der Kirche hinaus. Sie bildeten unzweifelhaft das Fundament eines griechischen Tempels, der hier am Rande der Stadtmauer stand.

Hier wendet sich der steile Abfall der Hochfläche nach Süden gegen das Meer. Sie war früher noch durch cyklopisches Mauerwerk befestigt und heute kann man Spuren desselben wahrnehmen, so wie Reste von Gemächern, die in den Felsen gemeißelt sind.

Wir streifen an diesem Abhang hin über die Stelle, wo früher ein Thor zum Fluß hinab führte, und gelangen endlich auf einen vorspringenden Hügel, der sich als letzte Gliederung dieser Hochfläche erhebt. Schon von ferne sehen wir die mächtigen Säulen des Juno-Tempels vor uns, welcher auf dieser herrlich gelegenen Hügel-Kuppe steht. Unter allen Tempeln Girgenti's hat dieser die schönste Lage, und kaum hätte sich ein besserer Platz hiefür finden lassen.

Die eine Säulenreihe steht noch aufrecht und trägt sogar noch den aus gewaltigen Felsblöcken gefügten Architrav. Das Uebrige ist wild durcheinander geworfen, und üppig wuchert das Unkraut in den Trümmern. In der Umfassungsmauer der Cella kann man noch Spuren der Treppen bemerken, welche einst auf das Dach des Tempels führten. Den Felsabhang hinab sind die Trümmermassen bunt durcheinander geworfen, Mauerreste, abgebrochene Säulen, gewaltige Gebälk-Fragmente und Capitäle liegen umher. Was Menschenhände nicht zu zerstören vermochten, das hat ein Erdbeben vollendet, und die Wirkung desselben sehen wir sogar an dem kolossalen Unterbaue des Tempels, dessen Treppenlinien nicht mehr wagrecht liegen, sondern schief geneigt sind, so daß man meint, die Steine müßten herausfallen.

Dieser Tempel soll der Juno gewidmet gewesen sein, und er heißt im Volksmunde torre delle pulselle — der Mädchen-Thurm — vielleicht als Nachklang der Erzählung, daß die Agrigentiner dem Maler Zeuxis die fünf schönsten Mädchen der Stadt als Modelle gegeben hatten, um nach denselben das Bild der Göttin zu fertigen.

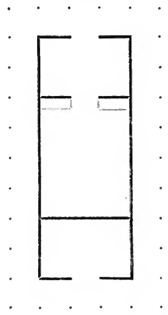
Die Benennung dieser Tempel geschah aber erst im 16. Jahrhundert durch den Historiker Fazello, der sie zum ersten Male genauer untersuchte, aufräumen ließ und nach der Tradition oder vorgefundenen Anhaltspunkten benannte. Doch kann man als sicher annehmen, daß er dabei nicht immer das Richtige getroffen hat.

Von hier liegen die übrigen Tempel, stets dem Zuge der Stadtmauer folgend, gegen Westen, und schon von ferne blickt uns der Concordien-Tempel entgegen. Er ist der einzige gänzlich erhaltene und verdankt dieses dem Umstand, daß er im Mittelalter als Kirche benützt wurde. Seinen sicher unrichtigen Namen erhielt er nach einer durch Fazello hier aufgefundenen unrichtig gedeuteten Inschrift.

In leuchtender Schöne steht der Bau vor uns. Schlank und kraftvoll steigen die kanellirten dorischen Säulen mit sanfter Anschwellung und Verjüngung auf dem mächtigen viertreppigen Unterbau auf; einfach und kühn legt sich der Architrav in riesigen Stücken darüber und schließt sie zu einem gewaltigen Ganzen. Ueber ihm lagert der Fries mit den Triglyfen und dem Gebälke, über welchem sich vorn und hinten die beiden Frontonen aufgiebeln. Der Tempel stammt sicher aus der Frühzeit, denn er zeigt noch ganz die strenge dorische Bauweise; auch ist er weder mit Metopen, noch mit Giebel-Sculpturen geschmückt. Wären solche je vorhanden gewesen, so hätte bei der Verwüstung und Plünderung derselben der Tempel nicht so schön erhalten bleiben können, als er vor uns steht.

Einfache klare Gedanken in Ruhe und Bewegung, Hoheit und Würde der einzelnen Glieder, reine, edle Verhältnisse, maßvolle Kraft aller Theile durchdringen den herrlichen Bau; hier erst lernen wir ganz die Ideale des griechischen Geistes fassen, der solche Werke schuf und in dem strengen einfachen Gesetze des dorischen Baues seine maßvolle Lebensanschauung ausprägte. Mehr als zwei Jahrtausende sind hinab gesunken seit jener Zeit. Ueber jenes geniale Volk sind die furchtbarsten Schicksale ergangen und neben den kostbarsten Perlen der Poesie und Kunst hat es in den Büchern der Geschichte auch häßliche Flecken hinterlassen; aber immer noch steht die Nachwelt staunend auf dieser Stätte und lernt an diesen Tempeln die einfachsten Gesetze der architektonischen Schönheit und des Maßes. Da ist alles plastisch und vollendet, das Malerische, stets Suchende und Gesuchte tritt zurück, und in würdiger Ruhe, fast unbewußt seiner herrlichen Schöne, stehen die Säulen und Gebälkstücke zusammengefügt vor den staunenden Blicken der Epigonen.

Der Tempel ist ein Peripteros Hexastylos, d. h. er ist, wie nachstehender Grundriß zeigt, rings von Säulen umgeben, von denen je 6 an der vorderen



und hinteren Seite, je 11 an den beiden Langseiten stehen. Der innerste Raum, dessen Eingang meist, wie auch hier, gegen Osten liegt, ist die Cella, in welcher das Götterbild stand. Rechts

und links vom Eingang sind Treppen, durch welche man auf das Gebälk hinaufsteigen kann.

Wir thun dies und können hier die ganze weite Fläche überblicken, auf welcher vor mehr als 2000 Jahren einst die blühende Stadt lag; alle die hunderttausende von Menschen, die damals ihr geschäftiges und heiteres Leben hier trieben, sind von der Erde hinweggeschwunden und haben Nichts zurückgelassen, als diese riesigen Trümmer, deren ganze Reihe wir von hier aus übersehen. Schweigend und ernst blickt uns das weite Feld an, dessen Pflanzungen nur hie und da von einzelnen elenden Häusern unterbrochen sind. Ueberall trifft man hier auf Cisternen, Spuren von Mauerwerk und unterirdischen Abzugsgräben und wenn der Pflug etwas tiefer geht, so wirft er Münzen und Trümmer aus dem geheimnißvollen Erdreich.

Nach Süden gewendet erblickt man die beiden viel besungenen Flüsse; früher waren sie wiesen- und heerdenreich; jetzt sind sie nur träges sumpfiges Gewässer. Die wenigen Schiffe im Hafen erinnern noch schwach an das einst so reiche Handelsleben der Stadt, deren Größe vergangen ist; aber immer noch, wie damals, leuchtet das ewige Meer in strahlender Schönheit herauf.

In der Nähe des Concordientempels und auf dem Wege zu demselben sind alte Gräber in die Felsen gehauen. Theils sind es viereckige Vertiefungen, sarkophagartig in die Oberfläche gearbeitet und mit einem Falz für die Schlußplatte versehen; theils hat man halbkugelförmige Höhlungen dicht neben einander in die Felswand gehauen und diese so mit einem förmlichen Netze überzogen. Dann führt wieder ein düsterer Gang in unterirdische Grabräume, deren Wände mit viereckigen Löchern zur Aufnahme der Leichen versehen sind. Haben die Griechen dieses gethan, oder hat schon vor ihnen ein anderes Volk seinen Todten solche Ruhestätten geschaffen?

Solche Grabnischen und in die Felsen gearbeitete Gemächer finden sich vielfach auf der Südspitze Siciliens; besonders in dem Felsenthale Val d'Ispaca sind die Wände stockweise mit solchen Höhlungen versehen. Man hat, anschließend hieran, schon mehrmals die Ansicht aufgestellt, die ältesten Einwohner Siciliens seien keltischer Abkunft gewesen, und jener Volksstamm habe sich einst über das ganze Mittelmeer ausgedehnt, denn man findet ähnliche Spuren eines vergangenen Volkes noch in anderen Ländern, so auf Sardinien, den Balearischen Inseln, in Etrurien und in der Kyrenaika. Ob es wirklich Kelten gewesen sein sollen, mag dahin gestellt sein. Ich glaube, daß man sich hüten muß, Alles, dessen Ursprung man nicht kennt, den Kelten aufzubürden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber den furchtbaren Sturm, welchen die österreichische Fregatte „Donau" in den australischen Gewässern zu bestehen hatte und welcher ihr so bedeutende Havarieen beibrachte, daß sie sich nach Honolulu begeben und dort Reparaturen unterzogen werden mußte, entnimmt die „Pr." einem Privatbriefe folgende Schilderung: „Am 14. November verließen „Donau" und „Friedrich" Yokuhama, erstere um nach Guatemala zu gehen. Beide Schiffe trennten sich an diesem Tage, indem sie einen verschiedenen Cours einschlugen; in Pola wollten sie sich wieder finden. Gleich am ersten Tage begann die Fahrt sehr stürmisch zu werden; am 18. Dezember war der Sturm bereits zum vollständigen Typhon geworden, der am nächsten Tage sämmtliche Segel wegriß. Die Luft war dick und schwül und man konnte des Gischtes wegen, welcher stets bis in die Takelage spritzte, nicht 100 Schritte weit sehen. Alle auf dem Schiffe Befindlichen waren auf das Aeußerste gefaßt. Gegen Mittag ließ der Sturm nach. Die weitere Fahrt bis zum 26. Abends war zwar keine angenehme, aber sie ging doch sehr rasch vor sich, Wind und Wellen trieben die „Donau" vorwärts. Die Existenz an Bord war während dieser Fahrt gräßlich; es gab kein trockenes Plätzchen im ganzen Schiffe und ordentliches Essen gab es erst am 27. November. Die Freude über diese Besserung der Lage sollte nicht lange dauern; am Abende schon wuchs der Sturm wieder an und das Schiff gerieth in einen vollständigen Cyklon. Unheimlich war es, das Deck zu betreten. Die Nacht war finster, unaufhörlich kam der vom Wind gepeitschte Gischt über Deck, das Schiff rollte schrecklich und ächzte in allen Fugen, als wären es die letzten Schmerzensschreie, die es ausstoße, um die furchtbaren Elemente zum Mitleid zu bewegen. Um halb vier Uhr Morgens erreichte der Sturm den höchsten Grad; kein Commando konnte gehört werden während der ganzen Zeit, das Heulen des Windes war gräßlich. Da plötzlich — ließ die Wuth des Sturmes nach; nun kamen dafür kolossale Wellen, rissen ein Bot weg und zertrümmerten damit die anderen. So lange das Steuer hielt, war die Lage des Schiffes keine trostlose; bald jedoch gewahrte man, daß am Steuer etwas abgebrochen sei, und ein unbeschreiblicher Moment war es, als der Commandant zum Admiral sagte, daß das Steuer nicht zehn Minuten mehr halten werde. Jedermann auf dem Schiffe war nun auf das Schrecklichste gefaßt, das Fahrzeug zum Spiel der Elemente werden zu sehen. Es wurden die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um das Schiff nicht in den Wind schießen zu lassen: ein Kessel wurde geheizt und die Dampfpumpe klar gehalten. Es dämmerte bereits, der Wind ließ immer mehr nach, die übrig gebliebenen Segel wurden eingesetzt — 32 waren vom Winde zerrissen, sieben ganz weggerissen — da kam plötzlich eine gewaltige Sturzsee, das Schiff erdröhnte, das Steuer war fort! Mit dem Steuer war der ganze Ludersteven weggegangen. Das steuerlose Schiff schoß sogleich in den Wind, die Lage war derart gefährlich, daß man jeden Augenblick den Untergang der Fregatte erwartete. Als Wrack, mitten im Ocean, 1800 Meilen von den Sandwichs-Inseln, 1000 Meilen vom nächsten Land, welches wenig bewohnte Korallen-Inseln waren, das Schiff steuerlos den Winden und Wellen Preis gegeben — fürwahr, die Lage war trostlos Der Untergang schien gewiß. Man arbeitete die ganze nächste Nacht an einem Nothsteuer, das, kaum eingesetzt, sofort weggerissen wurde. Ein zweites wurde geschaffen, das hielt besser Zugleich besserte sich das Wetter und das Schiff wurde glücklicher Weise den Sandwichs-Inseln zugetrieben. Am 20. December — die stürmische Fahrt hatte also 26 Tage gedauert — schleppte ein Remorqueur die „Donau" in den Hafen von Honolulu."

*Homonyme.

Ich bin der Name einer festen Stadt,
Die etwa 20 Tausend Seelen hat;
Auch findest Du wohl nirgends eine Stadt,
Die, was ich nenne, nicht auch selber hat.

Auflösung des Räthsels in Nr. 21.

Bein — Amen. Beinamen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 24. Speyer, Samstag, den 26. Februar 1870.

* Poetenrache.

Nach dem Italienischen des G. Bollo,

von Dr. E. J.

(Schluß).

So zog ein tiefes Gefühl des Unbehagens in die Brust der jungen Frau. In der Absicht, sich zu zerstreuen und von einem unbestimmten Gefühle beseelt, erbat sie von ihrem Gemahle die Erlaubniß zu jener Vorstellung in die Stadt reisen zu dürfen. Dieser wollte Anfangs Bedenklichkeiten dagegen erheben; aber da er gleichzeitig einen Brief von einem der ersten Schauspieler erhielt, der ihn einlud, ebenfalls an jenem Abende zu kommen, indem man sich über die baldige Wiederholung seines Dramas Donna Lombarda besprechen wolle, so ließ er seinen Einwand fallen und beide reisten nach Venedig.

Die Zeit der Vorstellung nahte heran und die Menge strömte bereits zahlreich in die geöffneten Thüren; unten beim Kassier saß ein junger Mann und musterte die Vorübergehenden. Er hatte ein scharfes Auge auf das Menschengewühl, das sich in der Eingangshalle des Theaters durcheinanderdrängte; als er Emma erblickte, die mit dem Grafen hereinkam, da flog ein triumphirendes Lächeln über seine bleichen Züge. Er verließ seinen Platz und stieg die Treppe zu den Zuschauerräumen hinauf. Dort trat er in die Loge der Signora Anna ein; denn sein Freund Philipp hatte in Erfahrung gebracht, daß diese heute Abend von der Gräfin Emma eingeladen war und sich in Gesellschaft derselben im Theater befand. So saß er allein in der Loge, in welcher er früher manche glückliche Stunde verlebt hatte, und die Dunkelheit, die hier herrschte, machte es ihm möglich, ohne erkannt zu werden, Alles was im Theater vorging, beobachten zu können.

Der Vorhang ging in die Höhe und die Vorgänge auf der Bühne nahmen sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Dieselbe Handlung, bei deren Erzählung der Leser uns seither gefolgt ist, begann sich abzuspielen. Es war allerdings kein hervorragendes Machwerk und verrieth überall die Eile, mit welcher es zusammengestellt war. Moriz hatte es in wenigen Tagen auf das Papier werfen müssen.

Es dauerte nicht lange, da hatte Signora Anna mit ihrem scharfen Blicke bereits die Aehnlichkeit bemerkt, welche die Personen und die Vorgänge auf der Bühne mit den Vorgängen in den letzten Monaten hatten; und obwohl sie die Intriguen, welche der Graf mit dem jungen Dichter gespielt hatte, noch nicht gänzlich durchschaute, so begann sie doch allmählig die Wahrheit zu ahnen. Moriz hatte einen zu tiefen Eindruck bei ihr zurückgelassen, und oft noch waren ihre Gedanken bei ihm und beschäftigten sich mit denjenigen Punkten seiner Geschichte, welche ihr bisher noch räthselhaft geblieben waren.

So konnte es ihr nicht schwer fallen, die Anspielungen zu deuten, welche auf der Bühne gemacht wurden. Ohnedies hatte sich der Dichter keine Mühe gegeben, sie stark zu verschleiern und sein Freund hatte dafür gesorgt, daß die Person des Grafen besonders erkennbar war. Allmählig fing so das Publikum an, warm zu werden. Es begann Theil zu nehmen an der fieberhaften Erregung, welche in dem Drama waltete und nicht lang dauerte es, so erriethen Viele, welche mit den Geheimnissen des Stadtklatsches und der Chronique scandaleuse Venedigs vertraut waren, um was es sich hier handle; in immer wachsender Zahl richteten sich Augenzwicker und Operngläser auf die Loge, in welcher Emma zwischen ihrem Gemahle und Signora Anna saß.

Der Schauspieler, welcher den Grafen darstellte, kopirte ihn äußerst vortrefflich; auch die Rolle der Signora Anna wurde von einer sehr tüchtigen Schauspielerin gegeben, welche ganz von ihrer Aufgabe durchdrungen schien; Philipp hatte das Personal vortrefflich eingeübt. Das Publikum wurde immer unruhiger und gleichzeitig begann der Graf, der ebenfalls bemerkt hatte, um was es sich hier handle, immer bleicher zu werden; endlich faßte Signora Anna den Entschluß, den Polizeicommissär von dem wahren Sachverhalte in Kenntniß zu setzen, damit dieser das Weiterspielen verbiete. Es lag ihr Alles daran, daß Emma die wahre Deutung des Dramas nicht verstehe. Aber es war bereits zu spät und wenn man einen solchen Schritt gewagt hätte, so wäre der Scandal um so ärger geworden. Schon ging durchs ganze Parterre die Mittheilung von dem Verdachte, den man hinsichtlich der wahren Personen dieses Dramas hegte. Dieser Verdacht wurde zur Gewißheit, als im dritten

Acte das Duell zwischen Moriz und dem Grafen zur Sprache kam; einige Kenntniß davon war in die Oeffentlichkeit gedrungen, und man glaubte, es habe aus Eifersucht wegen Emma stattgefunden. Den wahren Grund hatte bis jetzt noch Niemand geahnt, bis man ihn hier erfuhr. Das Publikum beschloß sich von der Gewißheit seiner Vermuthung zu überzeugen und den Autor, welcher bisher taub gegen Händeklatschen und Hervorrufen gewesen war, um jeden Preis zu sehen.

Aber der Verfasser machte keine Miene, dem Lärmen und Rufen des souveränen Publikums Folge zu geben. Der Schauspieler, welcher den betrogenen Dichter darstellte, erschien mit der Erklärung, daß der Verfasser bei der letzten Scene sich zeigen werde und dabei mußten sich die neugierigen Schreier einstweilen beruhigen.

Die unglückliche Emma hatte dem Schauspiele anfangs theilnahmlos, dann aber mit immer steigender Aufmerksamkeit sich zugewandt. Die Aeußerungen, welche hinsichtlich des Verbotes des Weiterspielens zwischen Signora Anna und dem Grafen fielen, hatten sie vollends auf die tiefere Bedeutung des Schauspieles aufmerksam gemacht und allmählig begann es furchtbar bei ihr zu tagen. Indessen hatte der Graf all seinen Einfluß aufgeboten und Signora Anna setzte alle Hebel in Bewegung, den Polizeicommissär zum Verbote des Weiterspielens zu bewegen. Dieser hatte Anfangs lang gezögert; aber die steigende Unruhe im Parterre, die Blicke und Geberden, welche von dort herauf in die Loge des Grafen gerichtet wurden, nöthigten ihn endlich dazu.

Das Parterre brach, als der Vorhang so unvermuthet fiel, und der Director des Theaters Andeutungen über die Ursache des obrigkeitlichen Verbotes machte, in ein tolles Geschrei aus und wollte durchaus weiter gespielt haben; aber ein strenger Befehl des Polizeicommissärs verhinderte die Fortsetzung des Scandals.

Emma erhielt durch den Eifer, mit welchem sich der Graf für die Schließung der Vorstellung verwendete, volle Gewißheit ihrer schrecklichen Ahnungen; schweigend und willenlos ließ sie sich, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, fast ohnmächtig von Signora Anna in ihre Wohnung geleiten. Der Graf erschien erst später, und brachte die Nachricht, daß die Polizei vergeblich dem Dichter nachspüre. Moriz war entflohen.

Mehrere Jahre waren verflossen. Emma war eine ganz andere geworden; Gram und Kummer hatten die blühenden Züge ihrer Jugend rasch zum Altern gebracht. Der Graf, dem nach solchen Vorgängen das Leben in Venedig verleidet war, hatte sich von seiner Gemahlin getrennt und war nach Mailand gezogen; er hatte dem Dichter furchtbare Rache geschworen, allein Moriz war nicht zu finden. Er hielt sich besonders in Süditalien, in Rom und dem heitern Neapel auf, wo er unter fremdem Namen sein Talent für das Drama weiter bildete und allmählig größeren Ruhm sich errang. Ueber Emma und den Grafen gingen ihm fortwährend regelmäßige Nachrichten zu.

In Mailand hatte den Grafen seine Eitelkeit nicht ruhen lassen. Er verwickelte sich in mancherlei heißblütige Händel, und eines Tages fand man ihn auf der Straße erdolcht. Alle Welt behauptete, Eifersucht sei die Ursache davon gewesen; aber die Obrigkeit war nicht im Stande, den Mörder zu entdecken.

Als Moriz die Nachricht von diesem Vorfalle empfing, schwand für ihn jeder Grund, noch ferner seinen angenommenen Namen weiter zu führen und er trat allmählig wieder mit seinem wahren Namen an die Oeffentlichkeit. Noch einige Zeit ließ er verfließen und dann eilte er, getragen von seinem glänzenden Rufe als Schauspieldichter nach Venedig; Emma hatte ihm noch die alte Liebe bewahrt und bald vereinigte das eheliche Band die beiden schwer geprüften Herzen.

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Girgenti.

(Schluß.)

Vom Tempel der Concordia gegen Westen liegen die Trümmer des Herkules-Tempels. Mitten auf dem herrlichsten Blüthenteppiche, hart am Felsenrande der Stadtmauer, liegt ein Haufen von Riesentrümmern, unter welchen man noch deutlich einige wenige geordnete Reste erkennen kann. Der Eingang scheint auch hier wieder gegen Osten gewesen zu sein, und in den Wänden der Cella kann man noch Spuren der Treppen finden. Die gänzliche Zerstörung des Tempels erfolgte, wie es scheint, durch ein Erdbeben, das von Nordwesten nach Südosten wirkte; denn in dieser Richtung liegen die Säulen umgestürzt, die der Nordseite nach einwärts, die auf der Südseite aber in Trümmern den Abhang hinunter. Die einzelnen Stücke dieser Säulen liegen noch ganz regelmäßig hintereinander und gestatten genaue Messungen.

In diesem Bau stand die colossale Statue des Herkules, und noch sieht man das Postament, welches sie trug. Als die Römer in Sicilien herrschten und Verres Prätor war, wurde das Götterbild mit eisernen Bändern fest geschlossen, weil man das Gelüste dieses Blutsaugers kannte. Eines Nachts schickte er seine Sclaven mit dem Befehle, um jeden Preis die Statue zu bringen. Sie drangen in den Tempel, aber das Geschrei der von ihnen verjagten Priester brachte rasch die Bürger auf die Beine. Diese eilten mit Stöcken und Waffen herbei und vertrieben die Räuber. Gegen all diese ihnen von den Römern angethanen Beleidigungen und Verhöhnungen hatten die Griechen damals nur eine einzige Waffe, nämlich ein Bonmot. Ein solches durchlief auch den nächsten Morgen die Stadt,

und allgemein hieß es, der mächtige Herkules habe zu seinen früheren Heldenthaten noch eine neue gefügt, nämlich das Ungeheuer Verres vertrieben.

Hinter diesem Tempel führt ein tiefer Einschnitt von der Hochfläche hinab gegen die See; es ist die porta aurea, das goldene Thor; denn hier herauf brachte man die Reichthümer der Welt vom Hafen in die Stadt. Das Mauerwerk des Thores ist gänzlich verschwunden; aber in den beiderseitigen Felswänden bemerkt man noch die Mündungen der unterirdischen Canäle, welche die carthagischen Kriegsgefangenen bauen mußten. Sie sind ungefähr so hoch und breit, daß ein Mann hinein kriechen könnte; aber es fehlt noch an genaueren Untersuchungen, um Näheres über sie sagen zu können. Ueberhaupt wäre Sicilien ein herrliches Feld für einige tüchtige Archäologen, welche, mit den gehörigen Kenntnissen und den nöthigen Mitteln versehen, hier noch Vieles entdecken und für die Wissenschaft nutzbar machen könnten.

Gegenüber dem Herkules-Tempel, nur durch das goldene Thor von ihm getrennt, liegt das ungeheure Trümmerfeld des Olympion. Dieser berühmteste Tempel Siciliens war dem olympischen Zeus gewidmet und besaß ganz kolossale Dimensionen. Doch hatte er nicht mehr die schöne, klare Einfachheit des Concordientempels; denn er war ein Pseudoperipteros. Die Säulen standen nämlich bei ihm nicht mehr frei, sondern waren zur Hälfte in die Außenwände eingelassen; obwohl dadurch der Eindruck nicht so rein und schön war, muß immerhin die Wirkung wegen der riesigen Verhältnisse eine ganz außerordentliche gewesen sein.

Nach der glorreichen Seeschlacht von Himera begann man mit dem Baue dieses Tempels, ohne ihn jedoch gänzlich zu Ende führen zu können. Die Stadtkasse war wohl auch nicht immer gefüllt, und wie bei den Thurmbauten des Mittelalters, so kamen auch hier Zeiten, wo das Geld fehlte und der Bau wieder jahrelang ruhen mußte. Noch fehlte das Dach, da kam die verhängnißvolle Belagerung durch die Carthager und damit die Vernichtung der Blüthe Siciliens.

Doch stand der Tempel noch fast das ganze Mittelalter hindurch aufrecht und erhielt vom Volke die Bezeichnung palazzo dei giganti, von den kolossalen Figuren der Riesen, welche einst das Gebälke trugen, und welche noch im Wappen der Stadt prangen. Einen dieser Giganten hat man gegenwärtig wieder zusammengesetzt und in die Mitte des Tempels gelegt. Er ist als deckentragender Telamone in streng archaistischer Haltung gearbeitet. 14 solcher Riesen standen hier und stützten das gewaltige Gebälke des Tempelinneren.

Was aber in Sicilien dem Grimme der Feinde oder der Länge der Zeit nicht zum Opfer fällt, das unterliegt den vulkanischen Zuckungen des Bodens. Im Jahre 1401 zerstörte ein Erdbeben den Tempel und warf die einzelnen Stücke zu unkenntlichen Riesentrümmern übereinander. Vieles wurde später weggeholt zum Baue des Molo von Girgenti; aber immer überrascht uns noch die ungeheure Fläche, welche durch die mächtigen Werkstücke bedeckt wird. Theilweise liegen sie noch, wie auf dem Bauplatze nebeneinander und zum Versetzen hergerichtet.

Weiterhin führt uns der Weg an alten zerrissenen Oelbäumen vorüber zu einer Stelle, wo man Ausgrabungen gemacht und Mauern und Pflaster aufgedeckt hat; man will darin die Reste einer Stoa erkennen. Ganz in der Nähe hat man in neuerer Zeit vier Säulen wieder aufgerichtet und mit dem dazu gehörigen Gebälke versehen. Dieser kleine Tempel gewährt ein reizendes Bild; die Verhältnisse sind sehr fein, leicht und elegant gehalten; die Glieder sind theilweise mit Verzierungen versehen, und der Tempel gehört sicher einer späteren Zeit an. Fazello hat diese Trümmer nach Castor und Pollux benannt. Man kann an dem unteren, gegen die Witterung mehr geschützten Theil des Gebälkes noch deutliche Spuren der alten Polychromie wahrnehmen. Es sind schwache Reste von weißen, grünen, gelben und besonders deutlich erhaltenen rothen Streifen, mit denen das Gebälk bemalt war.

Vor uns liegt, tief eingeschnitten, eine breite Schlucht, welche sich gegen das heutige Girgenti hinauf zieht. Hierher will man die Piscina, den Fischteich, verlegen, von welchem schon oben die Rede war. Auf der anderen Seite dieser Schlucht liegt noch der sogenannte Tempel des Vulkan, eine wüste Trümmermasse, aus welcher noch zwei abgebrochene Säulen sich erheben.

Noch sind einige kleine Gegenstände zu erwähnen. Ein hoher viereckiger Bau unterhalb des goldenen Thores wird als Grabmal des Theron, des Siegers von Himera, bezeichnet. Es ist zwei Stockwerke hoch, oben flach, an den Ecken mit Pilastern geziert, und scheint wohl eher aus der römischen Zeit zu stammen. Andere halten es für das Mausoleum eines Pferdes, da ja Agrigent berühmt war wegen seiner schönen Pferde, denen man vielfach reiche Grabmäler errichtete.

Ungefähr in der Mitte der Hochfläche und im Mittelpunkte der alten Stadt steht, wahrscheinlich auf griechischen oder römischen Fundamenten, eine kleine Kapelle, welcher man den volltönenden Namen des Oratoriums des Phalaris gegeben hat. Was Benennungen betrifft, so ist man in Sicilien nie um solche verlegen und nimmt es nicht so genau, wie in unserem skrupulösen Deutschland. Einige Gebändereste, die in dem Vorlande gegen das Meer zu liegen, werden einem Tempel des Aeskulap zugeschrieben, und so finden sich noch manche, meist aber sehr unklassisch aussehende Trümmerreste, bei denen unser ganzes Wissen in Nichts sich auflöst. Dieses ist das Schicksal des alten, berühmten, glänzenden Akragas.

Verlassen wir diese Stätten der Trauer und schlagen den Weg ein, der gegen das Meer hinaus führt. Während wir durch die üppigen Oelpflanzungen und Getreidefelder des Vorlandes wandern, blicken uns noch lange die Tempel nach. Wie herrlich mögen sie erschienen sein, wenn der Grieche nach langer Meerfahrt wieder zurück kam zur Heimath und, aus seinem Schiffe steigend, den Weg betrat zur Vaterstadt und zu den

Tempeln der olympischen Götter, die ihm schon von Weitem in leuchtender Schönheit entgegen blickten.

Bald haben wir die kleine Hafenstadt erreicht, die sich am Fuße des steilen Hochufers angesiedelt hat. Zwischen das Meer und die hohen Lehmwände eingeengt, sind hier ungeheure Schwefelvorräthe gelagert und harren der Abreise. Auch für uns liegt das Dampfschiff schon bereit, das uns nach dem alten Syrakus bringen soll.

Miscellen.

Groß-Gerau, 23. Febr. Nach einer vierwöchentlichen Pause, der ersten so lange dauernden, hat sich wieder eine sehr rege Thätigkeit der Erschütterungen eingestellt. Zwar war diese Pause nur an seltenen Tagen ganz frei von Erschütterungen. Seit dem 18. mehrten sich diese erheblich und fast in jeder Nacht traten leichte Erschütterungen ein, bis gestern Abend, einige Minuten vor halb neun Uhr, durch einen plötzlichen Ruck Fenster, Thüren und Balken klapperten, und sogleich ein zweiter schwächerer folgte. Der Herd dieses Stoßes scheint sich unter dem nordöstlichen Theile von Groß-Gerau zu befinden, so daß fast überall in den unteren Stockwerken nur ein verticaler Ruck beobachtet wurde. Der Stoß wird aber ganz besonders dadurch interessant, daß von stehenden Personen ein deutliches Weichen in die Tiefe und plötzliches Ausstoßen des Bodens beobachtet wurde. Den meisten dieser Personen schien dieses Ausstoßen eine dem Hinabsinken folgende auswärts gehende Bewegung zu sein. In den höheren Stockwerken wurde zugleich ein Schwanken der Häuser nach der Seite bemerkt. Die gegenwärtige Steigerungsepoche brachte auch wiederum die Gegend von Mainz in den Bereich der Erschütterungen, welches längere Zeit ganz davon verschont geblieben war, indem sich seither das Erschütterungsgebiet mehr nach Darmstadt und dem sogenannten Ried, in der Richtung nach Mannheim zu, ausgedehnt hatte. (Köln. Z.)

Das pariser Journal „Le Soir" bringt folgende statistische Aufstellung über die Ausgaben, welche der jüngste große Ball im Hotel de Ville zur Folge gehabt hat. Von den Eingeladenen waren 9500 Personen erschienen, nämlich 3500 Damen und 6000 Herren. Die Kosten der Toilette der Damen betragen: Kleider, mit Ausnahme des Schmuckes, 825,000 Fr.; Blumen, künstliche Blumen und Federn 21,000 Fr.; Handschuhe 10,000 Fr.; Schuhe 25,000 Fr.; Wäsche und was dazu gehört 11,725 Fr.; Coiffure und Parfumerie 150,000 Fr. Toilette der Herren: Handschuhe und Cravatten 20,000 Fr.; Coiffure 2700 Fr.; Wäsche ꝛc. 2600 Fr.; Kosten der Schneider und Hutmacher 48,000 Fr.; Fuhrlöhne, 8000 Stunden, 28,000 Fr.; Trinkgelder für die Kutscher 1200 Fr. Zusammen 1,002,725 Fr. Dabei sind nicht die Kosten der falschen Haare berechnet, welche etwa 212,000 Fr. und das Gewicht von 526 Kilogramm haben werden. Der Statistiker fragt schließlich die „Herren von der Marseillaise", ob sie vielleicht eine Emeute aufweisen könnten, welche den pariser Geschäftsleuten eben so viel einbringe.

(Eine neue Erfindung.) Ueber eine neue Erfindung wird in der Neuen Züricher Zeitung Folgendes mitgetheilt: „Herr Theodor Zuppinger in Männedorf (Zürichsee) hat einen Mechanismus erfunden, „welcher das gesprochene Wort unmittelbar niederschreibt." Der Grundgedanke beruht darauf, die Sprachwerkzeuge nicht nur zum Sprechen, sondern auch unmittelbar zum Schreiben zu gebrauchen; der kleine, höchst sinnreiche Mechanismus (die ganze Maschine ist etwa handgroß) wird mit den Sprachorganen so in Verbindung gebracht, daß die Bewegungen der Zunge, der Lippen, des Gaumens u. s. w. sich auf den Mechanismus übertragen, dessen außerordentlich sinnreiche Gliederung von solcher Beschaffenheit ist, daß die mitgetheilten Bewegungen auf die Theile eines eigenthümlichen Schreibapparates wirken. Der kleinen Maschine entrollt während des Sprechens ein schmaler Papierstreifen (ähnlich wie unsern Telegraphen-Apparaten), auf welchem das Gesprochene schwarz auf weiß in eigenthümlicher Schrift zu lesen ist. Die Schrift besteht, wie die gewöhnliche Telegraphenschrift, aus Punkten und Strichen, die aber nicht in einer Linie hinter einander stehen, sondern sich in fünf Linien neben einander gruppiren, jedem Laute und allen Lautverbindungen entsprechen besondere Gruppirungen, so daß eine besondere Mannigfaltigkeit an Schriftzeichen entsteht: es ist gleichgiltig, in welcher Sprache man spricht, und das Merkwürdigste ist, daß eine veränderte Form der Aussprache sich durch gewisse Veränderungen in den entsprechenden Schriftzeichen erkenntlich macht. Da der Papierstreifen sich mit immer gleicher Geschwindigkeit dem Instrumente entrollt, so wird sogar durch die entstandene Lautschrift der Rhythmus der Sprache wieder gegeben. Das langsam gesprochene Wort erscheint in der Schrift gestreckt, die einzelnen Schriftzeichen stehen weiter auseinander; beim raschen Sprechen stehen die Schriftzeichen gedrängter. Da das Instrument in Form von Schriftzeichen die Muskelbewegungen des Sprechenden, die Bewegungen der Sprechorgane wiedergibt, so ist es gar nicht nöthig, laut zu sprechen, man kann daher die Maschine zum Stenographiren benutzen; man hätte einfach nur jedes Wort des Redners lautlos nachzusprechen, um das Gehörte durch die Maschine geschrieben zu erhalten. Der Erfinder hofft, daß sein Instrument gerade in der hier angedeuteten Richtung wohl zunächst practische Verwendung finden dürfte. Der Gebrauch des Instrumentes will natürlich erlernt sein; es ist nothwendig, mit bestimmter, ausgeprägter Artikulation zu sprechen; daran kann aber der Gebrauch unmöglich scheitern. Schwierig ist noch das Lesen der Schrift, vorzüglich wegen der großen Mannigfaltigkeit der Schriftzeichen; der Erfinder besitzt aber den Schlüssel zu derselben und ist gerne bereit, die Schrift Denen zu zeigen, die sich für die Sache interessiren."

(Aus Sibirien zurückgekehrt.) In Brody ist dieser Tage ein Pole, der Sohn eines galizischen Gutsbesitzers, angekommen, der sich am letzten Polnischen Aufstande gegen Rußland betheiligte und dafür Jahre lang in — Sibirien büßte. Er besuchte einen dortigen Bekannten, der ihn, wie folgt, beschreibt: „Denken Sie sich einen schlicht gekleideten Menschen in einem ordinären Pelz. Ein Gesicht, durch das sibirische Klima entstellt, roh und wild aussehend, stiere und doch unsichere Blicke, einen starken, emporstehenden Schnurrbart, krauses Haar verwirrt, so trat er bei mir ein. Es wurde mir wahrlich bange zu Muthe. Erst 27 Jahre alt, sieht er um Vieles älter aus und ich konnte ihn anfangs nicht mehr erkennen, obwohl ich ihn Anfangs 1864 in einem Insurgentenlager sah und auch schon 1863 mit demselben verkehrt hatte. Nachdem er sich mir zu erkennen gegeben, erzählte er mir von seinen düsteren Erlebnissen. Und er war so reisemüde, daß er, ehe ich es mich versah, auf dem Sopha einschlief. Ich wollte ihm den süßen Schlaf nicht rauben und ließ ihn die Nacht über bei mir. — Ich lese gewöhnlich bis spät in die Nacht. Es mochte gegen Mitternacht sein, als sich mein Gast am Sopha erhob, die Hände faltete und mit schmerzlicher Stimme ausrief: „Verzeihe mir Alter! Absichtlich that ich das nicht!" — Dann erwachte er. — Als ich ihn fragte: was er geträumt, erzählte er düsteren Tones: „Die Insurgentenabtheilung, bei der ich mitgefochten, verbraunte einst ein russisches Dorf. Wir verfolgten die noch übrig gebliebenen russischen Soldaten in den nahen Wald. Ich hieb da in der Finsterniß einige Kosaken nieder. Mit Einemmale hörte ich hinter einem Busche tiefe Athemzüge. In der Raserei des Kampfes hieb ich dahin, den ich glaubte einen unserer russischen Würger dahinter versteckt. Aber, zu spät sah ich — der Versteckte war kein Kosak, sondern ein greiser, wehrloser Dorfpfarrer. Sein Bild tritt mir jetzt noch nach langen Jahren immer im Traume entgegen!

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 25. Speyer, Dienstag, den 1. März 1870.

* Die Pestjungfer.

Von **Aug. Becker.***)

Ich hörte schon als Kind von einer alten Handschrift, welche über den Untergang des Dörfchens Weiher existirt. Es war solches ein Auszug aus dem Kirchenprotokoll eines Städtleins in der Pfalz, und war in mehreren Abschriften vorhanden, ohne daß ich jedoch eine derselben bisher zu Gesicht bekommen hätte. Nun schickte mir ein Freund, der meinen Wunsch kannte und ihm willfahren wollte, nachfolgende Blätter in ihrer vorliegenden Gestalt. Obgleich ich nun fast glaube, mein Freund habe die Geschichte nach seinem *Geschmacke* umgemodelt und darüber selbige an Zusammenhang wohl gewonnen, an jenem eigenthümlichen Reiz, den alte Manuscripte in ihrer Aechtheit immer für sich in Anspruch nehmen dürfen, aber verloren — zweifle ich dennoch nicht, daß sie auch in vorliegender Gestalt dem Leser Interesse abgewinnen und ihm Unterhaltung verschaffen könne; weshalb ich nicht anstehe, diese Blätter der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Diese Thatsachen sind von einem alten Pfarrer, der sie mit erlebte, in das Kirchenprotocoll jenes Städtchens, da er zuletzt im Amte war, aufgezeichnet worden. Und nun folge das Manuscript.

1.
Schön Annmariele.

Der Anfang hebe an im Namen des Herrn, da ich nachstehende wunderbarliche und erstaunliche Dinge erzähle und in dies neue Kirchenprotokoll einzeichne, wahr und getreu wie es mir begegnet und ich solches selbsten gesehen mit meinen eigenen Augen.

Es sind schon viele Trübsale über unser armes Land gekommen. Nach dem unergründlichen Willen Gottes und nach seiner unabwendbaren Fügung und Schickung sollete die schöne Pfalz, so ein wirkliches, irdisches Paradies ist, zum Oefteren auf grausame Art verstöret und verwüstet werden, als seien die frommen, christlichen Leute darinnen lauter Heiden und Türken; aber es geht nach den biblischen Worten, so da heißen: „Wen Gott lieb' hat, den züchtiget er!“ Aber ist noch kein' größere Pein und Plage über das Land gekommen, als da der Herr die Herzen der Menschen und Fürsten wider einander erhob, daß sie streiten sollten und er zusehen möchte, wem er seinen Sieg verleihen wolle, und solcher grausame, blutige, große Krieg in die dreißig schreckliche Jahre hat gedauert.

Nemlich, es zeigete schon Gott der bangenden Menschheit sein kommendes Zorn= und Strafgericht durch unterschiedliche schreckliche Dinge an. Sahe insonderlich der damalige, weit berühmte und gelahrte Gottesmann und Professor der heiligen Schrift Dr. Pareus zu Heidelberg solches Elend und Uebermaaß des Jammers voraus, da schon zur Zeit die hiernach entstandene Kriegsflamme anfinge, in der Asche zu glimmen; wurden auch schon allerhand Zurüstungen und Anschläge gemacht, so aber durch den bald erfolgten Krieg sind völlig ausgebrochen und haben solche vor andern unsere edle Pfalz betroffen. Das Gesicht aber, so obgemeldetem hochweisen Herrn Dr. Pareus ist geworden, war, daß er den ersten April Anno 1618 sah, wie die ganze uralte und liebliche Stadt Heidelberg über und über hat von einem verborgenen unbekannten Feuer geraucht, und das churfürstliche Schloß hat lichterloh gebrannt.

Nun weiß ich selbsten noch, wie daß vordem die Menschen durch unterschiedliche grausame Wunderzeichen sind ermahnt worden, sonderlich Anno 1613, da der christlich-geduldige Churfürst Friedrich ist zur Regierung kommen; da erschienen allenthalben am Rheinstrom und durch alle deutschen Lande am Himmel erschreckliche Feuerzeichen, streitende Kriegsheer, weiße Kreuz und andere mehr, und ist solches erfüllet worden da Anno 1619 unser gnädigster Churfürst, so nun den ewigen Frieden hat erworben, ist zum König von Böhmen erwählt worden, dieweilen darnach der große erschreckliche Krieg erstanden. Dieweil aber der Fürsten Geschichte ist von andern aufgezeichnet worden, so es besser wissen, denn ich, will ich allein von dem reden und schreiben, so mir selbsten begegnet und widerfahren ist.

Vor diesem grausamen und jammervollen Krieg, darmit der allmächtige Gott hat alle deutschen Lande heimgesucht, stund ein gar schön lieblich Bauerndörflein, so da Weiher geheißen war, zwischen dem churpfälzischen Markte Billigheim und dem zweibrückischen Städtlein Bergzabern, nebenan noch etzliche andere Dörfer,

*) Der Nachdruck ist ohne Einwilligung des Verfassers verboten.

so noch stehen bis auf den heutigen Tag. Dort bin ich zum Oeftern hingekommen, da ich noch ein jung frisch Blut gewesen, und auch darnach als ich in Heidelberg ein Studiosus theologiae war, hat mich meines Vetters, des reichen Friedelbauern allda, schönes Töchterlein unterschiedlichermale dahin gezogen.

Solches geschah auch zur Herbstzeit des Jahres 1618. Da war ein fröhlich, laut Leben in den Wingerten und die Bauernkerle und Maidlein ergaben sich eitler Lustbarkeit beim Traubenlesen und wurden da etzwelche Liedlein gesungen, wo ich wohl zumal mitsingen mochte, itzt aber solche gleichwohl als unchristliche Buhllieder verdammen muß. Wurde auch mit Büchsen und Böllern geschossen und hallete solches insbesonders von den Bergen und Weinhügeln herüber, so weiter drüben gelegen.

Da half ich dann in meines Vetter Wingerten Trauben schneiden und neben mir stund meines Vetters holdselig Maidelein, das Kätherle und deren Bruder Friedel fuhr mit den Gäulen ab und zu, den Most heimzubringen auf die Kelter. Der war ein gar säuberlicher Geselle, groß und stark gewachsen, starken Armes und geweckten Geistes, wie man nicht leicht einen findet unter den Bauersleuten. Neben uns thaten andere Leute noch herbsten, solches waren eines ledigen Weibsbildes Leute, und darunter das Mägdlein, das in der langen Lise Haus als Waise war aufgenommen. Das war aber ein hübsch sanftmüthig und still Mägdlein, und ich mochte nicht unterlassen, meines Vetters Kätherle zu fragen, wie das Mägdlein mit den blonden Zöpfen heiße. „Ei!“ sagte diese: „hat sie Dir auch schon den Kopf verdreht, Vetter Heinrich? Man sollt' fast meinen, das Annmariele hätt' ihrer Base das Hexen abgelernt. Unser Friedel, sieh ihn nur an, ist am Ueberschnappen des Herleins halber.“ Der Friedel stund in Wirklichkeit drüben in der Wingertsfurche und that also verliebt mit dem Mägdlein, daß solches gar verschämt that und nicht aufsehen wollte. Ich aber fragte nun weiter, was es wohl sei mit der langen Lise, ob die in Wirklichkeit mit dem Teufel im Bunde stände, wie solches die Leute sagen. Und da antwort't mir ein altes Weib, so bei meinem Vetter dem Friedbauer im Lohne stund, folgendermaßen:

„Gewißlich ist sie's. Hab' ich doch selbst gesehen, wie sie der Teufel aufgesucht und bei ihr gewesen. Woher solleten auch die vielen Mäus gekommen sein, so verflossenen Sommer unser Feld verheereten, also daß es ein greulich Aussehen gewann um unsere Flur, da alles aufgefressen war und verdorrte. Wie hätten auch die Kühe so zusammenfallen mögen, so nicht die lange Lise ihre Teufelskunst an dem lieben Vieh üben wollte! Geht nur, junger Herr auf die Walburgisnacht hin auf den Hexenberg, so drüben auf den Bergen nächst Bergzabern liegt, da werdet ihr die lange Lise zunächst dem Teufel sitzen sehen und das Duckmäuserle, das Annmariele nicht weit davon.“

„Ihr seid ein Lästermaul, alte Strunzel!“ sagte ich, dieweil ich das Annmariele eher als einen Engel Gottes, denn eine Teufelsverbündete ansehen wollete, so fromm und sittig war ihre Gebärde. Fuhr auch dann fort: „Und so Ihr nicht schweiget, werd' ich's dem Friedel sagen, der nicht leiden wird, daß dergleichen Reden über sein Annmariele ergehen!“

„Ja, ja! saget's ihm nur dem lockeren Vogel, so da nicht an vorige Zeiten denken will, antwortet die Alte. „Warum heirathet die lange Lise nicht, so sie nicht dem Teufel angetraut ist? Fraget derhalben nur Euren Vetter, den Friedelbauer selber — der wird's Euch nicht verhehlen. Die Hexe hat Gut und Geld zur Genüge und könnete wohl eine treffliche Haushaltung führen, so ihre Seele nicht im Voraus schon an der Hölle Pforten genagelt wäre. Und vermeinet Ihr, daß an Allem dem ein wahres Wort, was sie da von dem armen Manne fabelt, von welchem sie das Annmariele zur Pflege empfangen. Da will ich Euch 'was Besseres künden: Die Blondhärige dort drüben mit der säuberlichen Fratze ist nichts anderes, denn ein Kind des Teufels, mit dem die lange Lise in schändlicher Buhlschaft geht!“

Da ward ich solcher gräulichen Beschuldigung ganz erboset und fuchtig und sagete auch:

„Wie gebühret Euch von Eurem Nächsten solch' böse, giftige, teuflische Reden zu führen! Dessen sollt Ihr noch Rede stehen und Eurer gewissen Strafe solcher Verunglimpfung halber wohl gewärtig sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe in der Straße Nicaise. *)

Von George Hiltl.

Erinnerungen eines alten Franzosen.

Ich war so glücklich gewesen, bei dem Institut eine Anstellung in Aussicht erhalten zu haben und traf im November des Jahres 1800 in Paris ein. Ich wollte mich meinen künftigen Vorgesetzten präsentiren; weil aber in der Hauptstadt große Unruhe herrschte, verschob ich diesen feierlichen Act noch um einige Tage. Die Ursache dieser Aufregung war der von Topineau Lebrun, Arena und Ceradhi unternommene Mordversuch gegen den ersten Consul, der in seiner Loge in der großen Oper erdolcht werden sollte. Die Stimmung in Paris, die Stellung der Leute zum ersten Consul war ganz seltsamer Art. Man schwankte zwischen allerlei Wünschen und Ansichten herum. Die Royalisten hätten Bonaparte gern beseitigt, um einen Bourbon auf den Thron zu setzen, sie wußten aber recht gut, daß dies ein gefährliches Spiel war, denn wenn Bonaparte fehlte, so konnten die alten Revolutionäre ganz leicht die Oberhand gewinnen, eine Aussicht, vor welcher alle Freunde der Lilien zitterten. Sie ließen sich daher von zwei Uebeln das kleinste gefallen, weil sie in ihrer Leichtgläubigkeit hofften, der erste Consul werde für Ludwig den Achtzehnten die Rolle eines Monk spielen.

*) Der „Salon.“

Was die republikanische Partei betrifft, so erblickte sie seit dem 18. Brumaire in Bonaparte nur den nackten Tyrannen, der jeden ehemaligen Anhänger der Freiheitsideen mit Feuer und Schwert vernichten wolle, um die Bourbonen zurückzurufen. Sie erblickte in allen Leuten, welche durch die gewinnende Persönlichkeit des ersten Consuls in sein Lager hinüber gegangen waren, Feinde der Republik, aber sie waren nicht zum Morde entschlossen, und man sagte damals schon, daß der projectirte Mordanfall in der Opernloge von der Polizei Fouché's, wenn auch nicht ganz erfunden, so doch bedeutend vergrößert und wichtiger gemacht worden sei, als er in der That gewesen. Der erste Consul aber hatte diese Gelegenheit begierig ergriffen, da er sich von seinen Feinden im republikanischen Lager eben so gern befreien wollte, als von denjenigen, welche im royalistischen gegen ihn wühlten. Genug — der Vorfall in der Oper hatte allgemeine Sensation erregt und die Popularität des ersten Consuls bedeutend gesteigert, da alle Welt sich fragte: was wohl geschehen würde, wenn dieser bedeutende Mann nicht an der Spitze der Regierung stände. Die Revolution fürchtete die Royalisten und diese fürchteten die Republikaner. Unter solchen Verhältnissen war Paris nicht besonders einladend, und nur die Aussicht auf eine gute Stellung konnte junge, thätige Männer in der Hauptstadt zurückhalten. Ich hatte von meinen Angehörigen verschiedene Empfehlungen mitgenommen. Als die ersten Stunden der Erregung, welche ein so großartiger und neuer Schauplatz, wie Paris es ist, erzeugt, vorüber waren, begann ich, einsam in meiner Wohnung in der Straße Vieux Augustins sitzend, die Brieftasche zu durchblättern, in deren Falten die verschiedenen Empfehlungen in Billetform oder als Visitenkarten mit kurzen Bemerkungen darauf steckten. Ich fand da eine Weisung an Herrn Patel, Schlossermeister; an Herrn Carateau, ersten Huissier des Ministeriums der Finanzen; an Madame Melin, Putzmacherin und Eigenthümerin des ersten Magazins auf dem Quai Voltaire. Weiter nachsuchend fand ich ähnliche Recommandationen an Officianten, Fabrikanten, Wechsler, und einer meiner Angehörigen hatte mich sogar in vorsorglicher Weise dem Lieferanten Le Coq empfohlen, der für das Hotel Dieu die Gemüse beschaffte. Alle diese Leute sagten mir nicht recht zu, sie waren gewiß sehr brave rechtschaffene Personen, aber sie schienen mir alle höchst uninteressant, es lag schon in der Bezeichnung ihres Lebensberufes die Anweisung auf leidliche Langeweile, und ich dachte mir, wie die meisten jungen Leute meines Alters zu denken pflegen, daß es immer noch Zeit genug sei, in einigen Wochen etwa verschiedene der Empfehlungen abzugeben, um dagegen ein anständiges Diner, mit trockener Unterhaltung garnirt, einzutauschen. Ich wollte meine Brieftasche soeben wieder zuklappen, als mir noch ein kleines Schreiben in die Hand fiel, dessen Besitz ich fast übersehen hätte, weil es zwischen die auf grobes Papier geschriebenen Briefe an Herrn Le Cocq und den Schlosser Patel geklemmt war. Ich betrachtete es, bevor ich es auseinander schlug, sehr aufmerksam und erkannte die zierliche Handschrift einer ältlichen Dame meiner Vaterstadt Rheims; besagte Dame hatte bei mir Pathenstelle vertreten und sich beeilt, den vielen Empfehlungen für mich auch die ihrige hinzuzufügen. Der kleine, feine Brief war adressirt: „An die sehr edle Dame Blanche de Cicé in der Straße de la Corderie Nr. 19 wohnhaft.“ Ich öffnete nun den Brief und las: „Sehr werthes und hochgeschätztes gnädiges Fräulein! Die Unterzeichnete, welche sich der besonderen Zuneigung Ihrer werthen Familie erfreute, als dieselbe noch in Bordeaux ansässig war, bittet Sie, den Ueberbringer dieses Schreibens, den jungen Julius Lemaître freundlich aufzunehmen, wenn er seine Aufwartung bei Ihnen machen wird. Seine Familie ist eine treffliche, er selbst ein sehr ordentlicher, fleißiger junger Mann, der Aussicht hat, beim Institut angestellt zu werden. Ich habe Pathenstelle bei ihm vertreten und kann ihn wohl empfehlen. Was mich bewegt, den jungen Mann Ihnen zu empfehlen? werden sie fragen. Weil ich sehr lebhaft wünsche, daß meine Pathe einigermaßen noble und distinguirte Usancen lerne, die seit der unheilvollen Zeit der sogenannten Freiheit ganz aus der Welt verschwunden sind. Von den vielen Leiden, welche jene schrecklichen Tage über uns gebracht haben, ist es wahrlich nicht das Kleinste, daß alle jungen Leute die Manieren der Jakobiner angenommen haben, d. h. sie wissen sich nicht in guter Gesellschaft zu bewegen. Gestatten Sie dem jungen Lemaître, Ihr Haus bisweilen besuchen zu dürfen. Es wird ihm vortheilhaft sein. Indem ich Fräulein Aimée grüße, bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen. Ihre treu ergebenste Augustine de Lapalaye, geb. Riom. P. S. Heute ist der Tag des heiligen Severus; ich lasse, wie ehemals in Ihrem Hause zu Bordeaux geschah, einen Truthahn zu Ehren dieses Tages braten. Alte Gebräuche muß man hoch halten. Es lebe der König!“

Dieses originelle Empfehlungsschreiben der Frau Lapalaye machte auf mich einen besonders guten Eindruck. Es war etwas ganz Anderes, als die gewöhnlichen Schreibereien, und weit entfernt, der würdigen Dame die Hinweise auf meine mangelhafte Tournüre übel zu nehmen, wußte ich es ihr vielmehr schon jetzt Dank, daß sie mich an die Cicés empfohlen hatte, wo ich mich gesellschaftlich bilden sollte. Wer aber waren diese Damen? Meine Phantasie malte sich ein paar reizende Wesen aus — sie brauchten noch nicht besonders alt zu sein — Frau de Lapalaye konnte die Damen ja als kleine Mädchen auf ihrem Schooße gewiegt haben; ich bemühte mich vergeblich, in meinem Gedächtnisse eine Spur aufzufinden, welche mich in der Erinnerung zu jenen Damen zurückgebracht hätte. Ich erinnerte mich nicht, jemals diesen Namen in meinem elterlichen Hause gehört zu haben. Von allen Briefen und Anweisungen schien mir dieser jedoch der interessanteste und die Adressatinnen die beachtenswerthesten; daß sie der royalistischen Partei angehörten, lag auf der Hand, aber man machte damals schon keinen großen Unterschied mehr und die Anhänger der verschiedensten politischen Glaubensbekenntnisse verkehrten mit einander. Da ich geschäftlich noch nicht in Anspruch

genommen war, beschloß ich am folgenden Tage den Damen meine Aufwartung zu machen, denn ich rechnete, nach dem Schreiben meiner Pathe zu urtheilen, auf einen günstigen Empfang. Um die Mittagsstunde staffirte ich mich daher auf's Beste heraus und trat meine Wanderung an.

Von meiner Wohnung aus bis in die Straße Corderie war es ein ziemlich weiter Weg. Die Straße Corderie, im Marais gelegen, läuft zwischen den vielen kleinen Gäßchen hin, welche in der Nähe des Tempelthurmes liegen, der einst dem unglücklichen Könige Ludwig XVI. und seiner Familie zum Gefängniß angewiesen worden. Diese Gegend war sehr still und einsam. Ich bemerkte an den Fenstern der alten Häuser viele Leute, welche mir fast eben so bejahrt, als die Wohnungen vorkamen; pensionirte Beamte der vergangenen Zeit, die ihr kleines Einkommen durch den Befehl des ersten Consuls wieder erlangt hatten, ältliche Damen, deren Existenzen durch die Revolution zerrüttet worden waren und die sich hier sehr bescheiden von den Trümmern eines ehemals sehr bedeutenden Einkommens ernährten, und dergleichen Leute mehr. Das Haus Nr. 19 in der Straße Corderie war, seinem Baustyle nach, ein architectonischer Rest aus der Zeit Ludwig's XIII. Es hatte einen kleinen Vorbau, zu welchem man auf sechs Stufen hinanstieg. Nachdem ich die Klingel gezogen, mußte ich eine Zeit lang warten, dann erschien eine ältliche Magd und fragte nach meinem Begehr. Ich gab meinen Brief ab. Wieder eine Pause — wieder das Erscheinen der alten Magd, dann wurde mir der Bescheid: ich möge nur hinaufkommen. Ueber eine alte Holztreppe, deren Geländer mit gedrehten Säulen und achteckigen Knäufen verziert war, gelangte ich auf einen Vorflur und von da aus in ein Vorzimmer. Hier blieb ich nach dem Wunsche der Magd, bis die Damen von Cicé mich empfangen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* (Wilhelm Schimper †.) Gegen Ende des vorigen Jahres starb in Abessinien der Naturforscher und Arzt Wilhelm Schimper, Bruder des in Schwetzingen verlebten Dr. Karl Schimper. Geboren zu Mannheim am 19. August 1804, erlernte er anfangs die Kunstdrechslerei und ging dann zum Militär, wo er eine Anstellung im Verwaltungsfache erhielt. Doch gab er dieselbe auf, um München zu besuchen, wo damals sein Bruder Karl einen kleinen aber auserwählten Kreis strebsamer Jünger der Naturwissenschaft um sich gesammelt hatte und äußerst anregend wirkte. Alexander Braun, Agassiz u. A. gehörten jenem Kreise an. Nachdem Wilhelm Schimper in München zwei Jahre lang naturwissenschaftlichen, insbesondere botanischen Studien obgelegen, unternahm er 1829 eine botanische Reise nach Südfrankreich und Algerien und erhielt dann von dem württembergischen Reiseverein den Auftrag, Aegypten und Arabien naturwissenschaftlich zu durchforschen. Er bereiste denn auch Ober-Egypten, das peträische Arabien, das Innere von Hedschas und Abessinien. Hier gewann er die Gunst des Fürsten Ubye in Adoua, der ihn zum Statthalter über einen District machte, welche Stelle Schimper drei Jahre verwaltete, bis ihn der Krieg zwischen Ubye und einem andern Häuptling zwang, sie aufzugeben. Er siedelte sich dann auf dem Hochgebirg Samen an und da der württembergische Reiseverein sich inzwischen aufgelöst hatte, wurde Schimper von der Verwaltung des Jardin des Plantes in Paris mit einer ständigen wissenschaftlichen Sendung in Abessinien betraut. Obwohl häufig an den Augen leidend und öfter dem Erblinden nahe, sammelte Schimper doch so fleißig, daß er die französischen Sammlungen mit 6000 neuen Arten von Pflanzen und Insecten bereicherte. Unter den Eingeborenen stand er als menschenfreundlicher Arzt in großem Ansehen. So lebte der unermüdliche Forscher in 36jährigem Opfer für die Wissenschaft und unter den größten Entbehrungen auf afrikanischer Erde, bis er vor wenigen Monaten in derselben sein Grab fand. Während Frankreich ihm ein dankbares Andenken bewahren wird, ist er in der Heimath fast verschollen und vergessen. Unseres Wissens hat noch kein deutsches Blatt seinen Tod gemeldet.

* (Franz Unger †). In Graz wurde am Morgen des 13. Febr. der berühmte Botaniker Hofrath Dr. Franz Unger todt in seinem Bette gefunden, nachdem er vorher an Lenden-Rheumatismus darniedergelegen hatte, aber der Genesung nahe gewesen war. Am Tage vorher erfreute ihn der Besuch von Carl Vogt, welcher sich längere Zeit mit ihm unterhielt. Die Leiche Ungers zeigte am Hinterkopfe einige Wunden und man nahm daher an, daß er, der getrennt von seiner Familie und allein in einem Zimmer schlief, nachts aufgestanden und mit dem Hinterkopfe auf einen kantigen Gegenstand gefallen sei, sich dann wieder zu Bette gelegt und durch eine Gehirnlähmung sein Ende gefunden habe. Bald tauchten jedoch Gerüchte auf, er sei ermordet worden und zwar — von seiner eigenen Familie. Man machte unter anderm geltend, die Leiche sei hohl im Bette gelegen, ein Zeichen, daß man sie erst nach dem Tode, welcher durch Schläge auf den Kopf und Drosselung veranlaßt worden, dorthin gebracht habe. Die gerichtliche Obduction schloß die Annahme eines Verbrechens ebenso wenig aus, als die Möglichkeit eines natürlichen Todes. Die Wiener Presse neigt sich jedoch überwiegend der ersteren Annahme zu. Zur Zeit sind die Acten über die Sache noch nicht geschlossen und es fragt sich, ob überhaupt je vollständige Klarheit in dieselbe kommen wird.

Franz Unger war 1800 in Steiermark geboren und wurde später Professor der Botanik an der Universität Wien. Seinen Forschungen verdankte insbesondere die Anatomie und Physiologie der Pflanzen, dann die Pflanzen-Geographie und die Paläonologie manchen bedeutenden Fortschritt. Unter seinen Schriften sind zu nennen: „Ueber den Einfluß des Bodens und die Vertheilung der Gewächse", „Botanische Briefe", „Geschichte der Pflanzenwelt", „Anatomie und Physiologie der Pflanzen", „Botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte", „Die Gattungen und Arten der fossilen Pflanzen" und „Die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden". Unger war ein genialer Forscher, welcher seiner Wissenschaft neue Bahnen brach. In der letzten Zeit lebte er in Graz, der Hauptstadt seines Heimatlandes. Er hinterläßt eine Frau, einen Sohn und zwei Töchter.

* Räthsel.

(Viersilbig.)

Um am heiligen Altare
1 und 2 einst zu empfangen,
Ist 3 und 4 so manche Jahre
An's Gymnasium gegangen;
Doch er liebte mehr das Pflanzen,
Thierzucht und Guanosorten,
Darum ging er nach dem Ganzen
Wo er Oekonom geworden.

Auflösung der Homonyme in Nr. 23:

Ostende.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 26. Speyer, Donnerstag, den 3. März 1870.

* Die Pestjungfer.

Von Aug. Becker.

(Fortsetzung.)

Als danach mein Vetter, der Friedelbauer, selber kam, erzählte mir der eine Geschichte aus früheren Jahren, daraus ich abnehmen mochte, daß die alt' Schwenlin (so war das bös' alt' Weib geheißen) keineswegs gar unrecht hatte. Ich hatte schon gehört, daß der Friedelbauer einen Bruder gehabt, so da ein liederlich faul Stück Fleisch gewesen und nichts lieber thun mochte, denn im Wirtshaus sitzen, trumpfen und mit dem Humpen sich üben, so ihm besser däuchte, denn ehrlich arbeiten und Sonntags in die Kirche gehen. Das erzählte mir nun der Friedelbauer wiederum und noch anderes. Nemlich:

Dazumal, als des Friedelbauers Bruder noch ein junger Bursche gewesen, kamen zum Oefteren Zigeuner und dergleichen heidnisch und unrein Volk in's Dorf und erhielten Herberg bei der langen Lise; und nun schlenderte allezeit der leichtfertige Hannes hinüber in das Haus, und dieweil man glauben mochte, es gelten solche Besuche der langen Lise, wollete solches sich der alte Friedbauer gerne gefallen lassen, dieweil der langen Lise Mutter nicht übel stund an Geld und Gut. Aber dem war ganz anders; bei dem Zigeunervolk war ein Maidlein, so des Friedelbauers Hanns ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn man vermeinete, er schäckere mit der langen Lise, buhlte er mit der schwarzen Dirne, so da alle Teufelsmittel anwandte, ihn ganz und gar zu verstricken. Nun sagte man wohl, der langen Lise Mutter stamme auch von Zigeunern, derhalben sie auch also gut Freund mit dem schwarzen Gesindel gewesen, ja etzliche wolleten gar behaupten, die schöne Dirne sei der alten Lise Schwester Tochter. Aber immerhin war große Gefährlichkeit, mit solchen gut Freund zu sein, die landkundig mit dem Teufel und seiner Rotte Kameradschaft machen, und war auch der langen Lise Mutter gar schlecht angeschrieben derhalben.

Nun stellete sich eines Tages heraus, daß es weit schon gekommen war mit der Buhlschaft des Hannes, denn die Leute, so da vorüber kamen, hörten im Hause ein Geschrei, als das eines neugeborenen Kindleins. Vierzehn Tage darauf aber hieß es eines Morgens:

„Des Friedelbauers Hannes ist mit der Zigeunervettel auf und davon."

Seitdem hatte man nichts mehr von dem leichtfertigen Bürschlein vernommen und der alte Friedelbauer tilgete das Gedächtniß seines Sohnes aus seinem Herzen, der sein halbes Vermögen verthan und darnach auf solche Weise Schande auf den Namen des Friedelbauers gebracht hatte. —

Das hat mir der Friedelbauer, mein Vetter, erzählt, und ich sah, daß es ihm lieb gewesen, von der Geschichte abzukommen, dieweil er sich schämen wollte, daß er einen solchen liederlichen Bruder gehabt. Sagete mir derhalben auch nur noch das eine:

„Seht, mein junger Herr Vetter, das ganze Pack da drüben ist vom Teufel, und es wird noch meine grauen Haare unter die Grube bringen, so es noch länger fortgeht mit unserem Friedel. Die alte Lisel hat auf dem Hexenstuhl selber bekannt, daß sie auf des Teufels Brautnacht gewesen, ist darnach auch, wie sich's gebührt, mit Haut und Haar verbrannt worden. Solches wird gewißlich auch noch deren Tochter, der langen Lise, widerfahren, — und auch die Duckmäuserin drüben, die Kleine, — seht nur, wie ihr meines Buben Verrücktheit gefällt, — auch die wird keine Gefahr haben, im Wasser zu ertrinken."

Itzt kam der Friedel wiederum herüber und hörete schweigend seines Vaters Vorwürfe und Ermahnungen an und ich selber sehnete mich mit ihm zu reden, über seine Buhlschaft, dieweil ich ihm gut war, und seiner Seele Wohl mir am Herzen gelegen. Und war auf solche Weise keine rechte Fröhlichkeit in unserm Wingerte, wie sonst in den andern, — da es aber heimging in's Dorf und alle Welt jauchzte in lauter Lustbarkeit und frommer Freude, da suchte ich Gelegenheit, das Annmariele näher zu schauen und war voll des Staunens über solch lieblich, traurig Gesichtlein, — war auch seltsam anzusehen, wie ihr blond hell Haar zu den schwarzen Guckäugelein war gestanden. Hatte ihr Blick auch schier so stark auf mich eingewirkt, daß ich darüber meines Vetters Kätherle gar vergessen hätte, und war doch selbiges auch dazumal nicht gräulich, sondern ein holdselig brav Mägdlein. Dem Friedel wollete ich's nun nicht mehr verübeln, so er das Annmariele lieb hatte, und mein Trachten stund nur dahin, in der Sache Ge-

wißheit zu erlangen, ob es mit dem Teufelsbündniß wirklich seine richtige Bewandtniß habe.

Der Friedel war, wie obbemeldet, nicht auf's Hirn gefallen, dabei ein rechtschaffener, trefflicher Geselle. Dem sagete ich nun Alles, was ich von den Andern gehört und gerieth selbiger darüber in große Bewegung.

„Leider" sagte er darauf, denken die Leute also von der langen Lise und dem Annmariele. Sie haben mirs selber schon oft genug gesagt und dergleichen Reden muß ich hören, wo ich geh' und steh'. Aber sie lügen's: so wahr der ewige Gott im Himmel keinen Theil am Bösen hat, so wahr ist auch das Annmariele von allem Bösen fern."

Das glaub' ich selbst," war meine Antwort hierauf. „Aber an der festen Ueberzeugung davon möchte es bei uns beiden Mangel haben, dieweilen von anderen Leuten Exempla für das Widerpart genugsam aufgestellt worden."

Der Friedel wollete aber solches nicht gelten lassen und leugnete gottloserweise allen Bestand teuflischer Bündnisse und Gewalt ab. Und so stritten wir gegeneinander, indem wir die Dorfgassen in der Nacht miteinander hinabwalleten, bis an der langen Lise Haus, daran die Fensterläden verschlossen gewesen. Der Friedel wollete sein Annmariele noch einmal erschauen und kletterte an der Wand, da ein Pflaumenbäumlein stand, hinauf, dieweil oben am Fensterladen Licht hindurchschimmerte und man also auch wohl in die Stube schauen mochte.

Aber wie mußte meine Verwunderung groß werden, da ich sah, daß der Friedel vom Fenster auf die Straße herabkam, da er noch nicht lange geschaut haben mochte, und wie, daß er gar bleich und verwirrt ausgesehen und hat ihm das falbe Mondlicht sein Gesicht nur noch mehr falb und weiß gemacht. Darauf lehnete er an die Mauer, gleich als hätte er eine Ohnmacht, forderte mich dann auf und sagte:

„Komm' Heinrich, komm heim! Mir wird übel!" Wollete mich selbiger auch abhalten, da ich an dem Bäumlein hinaufgestiegen, zu sehen, was solchen Effekt bei ihm bewirket, ließ mich aber darnach doch gewähren, und wartete meiner nicht, sondern ging stillschweigend und gar traurig heim.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von George Hiltl.

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Fortsetzung.)

Das Zimmerchen war sehr einfach, aber äußerst sauber möblirt. An den Wänden hingen mehrere Abbildungen der Stadt Bordeaux. Endlich ward die Thür geöffnet und es erschienen auf der Schwelle die beiden Damen Cicé. Es mußten Beide dem Namen Cicé Angehörige sein, denn die Aehnlichkeit zwischen ihnen war unverkennbar, obwohl eine der Damen blond, die andere brünett war. Sie standen nun freilich nicht mehr im jugendlichen Alter, aber sie konnten in der That für sehr hübsch gelten, auch zeigte ihre Haltung, die Feinheit und Grazie ihrer Bewegungen, daß sie den besten Kreisen der Gesellschaft angehörten. Ich sah sogleich ein, wie Frau de Lapalaye mich an Personen gewiesen hatte, welche einem jungen Manne sehr wohl Tournüre beibringen konnten. „Sie bringen uns, mein Herr," begann die Aeltere der Damen, „ein Schreiben der würdigen Frau de Lapalaye, und wir werden dem Wunsche der Briefstellerin nachkommen. Freilich sehe ich nicht recht ein, wie Sie sich in unserer stillen Häuslichkeit gefallen sollen." Ich hatte auf einen sehr artigen Wink der Dame, welche eben jenes Fräulein Blanche war, einen Sessel genommen und mich niedergelassen. „Gnädiges Fräulein," sagte ich, „es möge Ihnen das Bekenntniß, daß ich von vielen Empfehlungsschreiben gerade das an Sie gerichtete zuerst abgebe, den Beweis liefern, wie ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft allen Uebrigen vorziehe." Dame Blanche neigte sich dankend, ihre Schwester Aimée lächelte wohlgefällig. „Sie treten in das Institut?" sagte Blanche aufmerksam. — „Es ist wenigstens Aussicht für mich vorhanden, dahin zu gelangen." — „Und welche Empfehlungen hatten Sie für diese Stelle?" — „Ein Wunsch, den mein Vater Herrn Carnot aussprach und der auch von Herrn Siéyès unterstützt wurde, hat mir den Weg gebahnt." — „Es sind Beide große Anhänger der Republik," sagte Aimée ein wenig schüchtern. — „Diese Zeiten sind wohl vorüber, wo man nur auf eine entschieden republikanische Gesinnung bei Anstellungen Werth legte. Der erste Consul befördert Leute, ohne auf ihre ehemalige politische Gesinnung zu achten — wenn sie Talent besitzen." — „Sie haben Recht, der erste Consul ist ein ganzer Mann, möge ihn der Himmel schützen. Aber ganz ist es doch nicht so, wie Sie meinen. Es wird hier und da ein Unterschied gemacht, besonders seit dem elenden Mordversuche in der Oper. Herr Fouché ist emsig bemüht, die Verschwörer unter den Royalisten zu suchen." — „Sie glauben?" — „Gewiß. Der erste Consul ist anderer Meinung. Er hat auch wohl das Rechte getroffen, wenn er seine heimtückischen Feinde unter den Jakobinern sucht, aber da Herr Fouché sehr mächtig ist, weil man ihn braucht, sind viele Royalisten genöthigt, sich fern — ja zuweilen verborgen zu halten, denn ein Verdacht reicht hin, sie vor den Untersuchungsrichter zu bringen." Da ich sah, wie diese Art von Unterhaltung den Damen peinlich wurde, brach ich sie ab und lenkte das Gespräch auf meine Heimath, meine Eltern und Frau de Lapalaye. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich denn, daß meine Pathe Erzieherin im Hause der Familie Cicé, und zwar bei einer jüngsten und verstorbenen Schwester gewesen war, und daß ich mich in keiner geringen Gesellschaft, als in der der Schwestern des ehemaligen Erzbischofes von Bordeaux und späteren Ex-Justizministers Cicé befand. Die Damen mochten

mir wohl anmerken, daß diese Eröffnung mich, den Provinzbewohner, ein wenig verlegen gemacht hatte, sie rückten deshalb in der freundlichsten Weise mit einer Einladung zum Mittagessen hervor und Aimée sagte: „Da Sie doch kein absoluter Anhänger der Grundsätze des Herrn Robespierre sind, werden Sie wohl bei guten Royalistinnen einen Löffel Suppe essen." Die ganze Unterredung, das liebenswürdige Wesen der Schwestern hatten mich so für sie eingenommen, daß ich dankend zusagte. „Nun denn," sagte Blanche, „in kurzer Zeit wird Alles bereit sein. Sie können einstweilen sich die Zeit mit Beschauung der vielen kleinen Souvenirs und Reliquien vertreiben, welche wir hier in diesem beschränkten Raum aus den Wogen der Schreckenszeit gerettet haben; sie ganz offen aufstellen, uns an ihnen erfreuen zu können, verdanken wir eben wieder dem ersten Consul." Nach einigen unbedeutenden Reden verließen sie mich, um Vorbereitungen für das Diner zu treffen, welches offenbar in Folge meines Besuches gewählter als sonst werden sollte. Ich blieb in dem kleinen, aber reizend decorirten Salon allein. Die Möbel zeigten die Eleganz, welche der besten Zeit Ludwigs XVI. eigen war, jene allerdings seltsame Mischung von Roccoco und Antike, die einige Jahre später noch auffallender hervortrat. Spiegel, deren Rahmen einen Kranz aus vergoldetem Laubwerk vorstellten, Sessel in weißlackirtem Holze, mit sehr steifen Beinen, deren obere und untere Enden kleine broncene Götterbilder schmückten, Uhren in Form antiker Säulen, Wandleuchter mit Krystallbehängen, Hunderte von kleinen Nippesfiguren, Tischen und Aehnliches. Besonders zogen mich die Portraits an, welche die Wände zierten. Der König Ludwig der Sechzehnte, Marie Antoinette, verschiedene Herren und Damen, die wohl zum Hofe des unglücklichen Herrschers gehört haben mochten, blickten von den Wänden herab. Ueber einem sehr reich gezierten Schreibtische hing das Portrait des Erzbischofs Cicé, ich erkannte es an der Aehnlichkeit mit den Schwestern. Dann betrachtete ich eine Reihe jener reizenden kleinen Miniaturen, an denen die Zeiten der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so reich waren. Unter diesen Bildern gewahrte ich eines in Pastellfarben gemalt. Es stellte einen Mann in uniformartiger Kleidung vor. Das Gesicht zeugte von großer Energie. Eine dicke Nase, scharfgekniffene Lippen, kühn gewölbte Augenbrauen, trotzig blickende Augen, ein breiter starker Hals, auf dem der massig geformte Kopf saß, kurze, schwarze Haare bildeten ein Ganzes, dessen Eindruck auf den Beschauer kein angenehmer, aber doch achtunggebietender war. Die rechte Hand hielt den Griff eines Säbels umklammert, die linke war vorgestreckt und die Finger hatten sich zur Faust geballt. Ich betrachtete noch verschiedene andere Dinge, aber immer wieder mußte ich dieses Bild in Augenschein nehmen. Unterdessen war es im anstoßenden Zimmer lebhaft geworden. Ich hörte das Klirren von Messern, Löffeln und Gabeln gegen Porzellan, gleich darauf erschien Aimée. Sie fand mich noch in Betrachtung des Portraits begriffen, und da ich mein Gesicht dem Bilde näherte, schien sie leicht zu erschrecken. „Wen stellt dieses Bild vor?" fragte ich unbefangen. — „Es ist eine Erinnerung an vergangene schwere Zeiten," sagte sie. „In der Vendée liegen Viele, die ihre Anhänglichkeit mit dem Leben bezahlten." Dann berührte sie leicht meinen Arm und begann mir die Namen der Herren und Damen zu nennen, die auf uns aus ihren Rahmen niederschauten, wobei sie zugleich verschiedene Anecdoten erzählte — es entging mir aber nicht, daß sie bemüht war, meine Blicke von dem Bilde abzulenken. Während wir noch in der lebhaftesten Unterhaltung über die alten Originale begriffen waren, erschien Dame Blanche und lud zu Tische. Wir traten in einen kleinen Speisesalon, der mit wasserblauseidenen Möbeln geschmückt war. An den Wänden hingen alte Gemälde von großer Schönheit, in der Mitte des Zimmers stand der gedeckte Tisch. Das schönste Porzellan, das schwerste Silberzeug war zierlich gestellt und ausgelegt. Die Damen Blanche und Aimée beteten, dann rührte Blanche eine Glocke, die alte Magd erschien und es begann das zwar einfache aber trefflich bereitete Diner.

(Fortsetzung folgt.)

Das „Baby".

(Eine Skizze aus Nordamerica.)

Wenn wir ein englisches Wörterbuch aufschlagen, so finden wir darin die Angabe: „Baby, ein kleines Kind, ein Säugling." — Damit ist aber die Bedeutung jenes englischen Wortes in Nordamerica keineswegs erschöpfend ausgedrückt. Sowohl bei den Yankees, wie bei den Deutsch-Americanern versteht man unter Baby nicht blos ein kleines Kind, einen Säugling, sondern ausschließlich das Jüngstgeborne der Familie, und wäre dieses zehn, ja zwanzig und mehr Jahre alt, so wird es kaum dem Schicksale entgehen, wenigstens zeitweilig scherzweise das Baby genannt zu werden. Das Baby hat somit die Nebenbedeutung, die in vielen Gegenden Deutschlands mit dem Worte „Nesthöckerchen" ausgedrückt wird.

In den Staaten von Nord-America ist das „Baby" ein Gegenstand besonderer Zärtlichkeit. Der ehelose Stand discreditirt dort gewissermaßen Personen, die ihrem Alter nach verheirathet sein könnten. Den Verheiratheten wird im Allgemeinen mehr Vertrauen geschenkt, und am meisten, wenn die Ehe mit Kindern gesegnet ist. Die Familie gibt dem Hausvater bezüglich seines Aufenthaltes eine größere Stabilität und gestattet ihm nicht so leicht, wie dem Unverheirateten, heute da und morgen dort, oft zum Nachtheile derer, die ihm ihr Vertrauen geschenkt, aufzutauchen. Dabei hat der Nordamericaner die Ueberzeugung, daß sein Volk und sein Staat dereinst den ersten Rang auf der Erde einnehmen müssen, wenn das erstere hiezu auch numerisch befähigt sein wird. Es wird daher mit den Baby's ein förmlicher Cultus mit politischem Beigeschmacke getrieben. Bei den Eingewanderten tritt hiezu noch ein besonderes Moment. Die meisten derselben mußten nicht nur ihre Heimat, sondern auch alle ihre Blutsverwandten verlassen. Sie fühlen es daher auf americanischem Boden recht lebhaft, daß sie Fremde sind, und empfinden, so versicherten mir viele Eingewandele, es so lange, bis ihnen gleichsam neue Bande des Blutes in Kindern die Fremde zur Heimath machen. Wer niemals, in der Absicht dies für immer zu thun, ein Weltmeer zwischen sich und die Heimath gelegt, mag wohl vielleicht einige Mühe haben, zum Verständnisse des Gefühtes zu gelangen, aber es ist dessenungeachtet an Ort und Stelle sehr lebhaft vorhanden. — „Ich wurde ein Americaner," hörte ich wiederholt Deutsche in den „States" sich äußern, „von dem Momente an, als mir das erste Baby geboren wurde."

Man kann es täglich erfahren, daß ein Ehepaar in dieser oder jener americanischen Stadt sich niederließ, und kinderlos mit den manigfaltigsten Mühen, Beschwerden und Sorgen zu kämpfen hatte. Der Mann bekam Arbeit, aber meist nur sehr harte mit kargem Lohn und keinen Credit, um etwas selbstständig anzufangen. Die Frau stand, wenn der Gatte nicht zu Hause war, völlig allein und vereinsamt. Keine Nachbarin kümmerte sich um sie. Mit Einemmale änderte sich dies Alles, wie mit einem Zauberschlage. „Sie hat ein Baby bekommen!" hieß es in der ganzen Nachbarschaft, und stolze Ladies, die sonst die Fremde keines Blickes zu würdigen schienen, sprachen bei ihr ein, erkundigten sich um ihre Bedürfnisse, befriedigten solche auf das Freigebigste und waren von diesem Tage an Freundinnen der Fremden, die — „so ein liebes Baby bekommen hatte." Dem Manne wurden jetzt Hilfsmittel für selbstständiges Geschäft angeboten, er begann es und sein Glück datirte von dem Tage, an dem ihm seine Frau „ein Baby" geschenkt."

Der Eingeborene dünkt sich in Nordamerica besser, als der Eingewanderte und der Letztere muß fünf Jahre in den Staaten gelebt haben, ehe er auf legalem Wege „nordamericanischer Bürger" werden kann. Aber sein Baby, das in den Staaten das Licht der Welt erblickte, ist durch die Geburt „Americaner." Oft scherzen Eingewanderte: „Jetzt brauche ich noch zwei oder drei Jahre, bis ich bin, was mein Baby ist." Aber ganz gleich vermag der Eingewanderte seinem in America geborenen Sohne gar nicht zu werden, denn nach der Constitution kann dieser „Präsident der Vereinigten Staaten werden", jener aber niemals. Der Stolz auf diese Möglichkeit, die gewiß noch mehr in der Ferne liegt, wie das Gewinnen eines Haupttreffers, hat etwas Drolliges, aber er durchdringt alle Volksklassen Nordamerica's, und in den gesammten Staaten dürfte es kaum ein neugeborenes Baby geben, dem nicht schon einmal die künftige Präsidentschaft in Aussicht gestellt wurde.

Ein besonderes Motiv aber, die Sorgfalt für Babies groß und innig zu machen, ist ihre auffallende Sterblichkeit, namentlich in den Staaten der atlantischen Küste. Diese ist gegen das Ende des ersten Lebensjahres und in der Sommerhitze am größten und manchmal liegen zwischen anscheinend völliger Gesundheit und dem Tode des lieblichen kleinen Wesens nur wenige Stunden. Die Sorgfalt der Mütter ist in dieser Zeit die minutiöseste, das Kind erhält täglich zweimal frische Wäsche und wird bewacht, wie der Apfel des Auges. Dessenungeachtet zeigen die grünen Hügel und duftigen mit Thujas und Trauerweiden geschmückten Abhänge Greenwood's, des größten und schönsten Friedhofes der Welt, der zu New-York gehörig an der herrlichen Bai sich mehrere Quadratmeilen über die Gebirge Long-Islands ausbreitet, zahllose schön geschmückte Kindergräber, auf denen kleine Engel, von weißem Marmor aus Rhode-Island, knieen und die Händchen zum Gebete falten. Die erste Frage in dieser Zeit, wenn Frauen sich begegnen, ist nicht: Wie geht es ihnen? sondern: „Ist das Baby gesund?" Und das ist sehr bezeichnend.

Es ist aber kaum etwas Lieblicheres zu denken, als ein nordamericanisches Baby. Der zarte Teint ist gleichsam transparent, die Wangen mit dem lieblichsten Rosa übergossen, die ganze Erscheinung hat etwas Aetherisches. Diese Schönheit der Kinder erregt die Bewunderung aller Fremden, die in das Land kommen, mag aber wohl auch mit der schwachen Gesundheit der Kinder im Zusammenhange stehen. Sie entwickelt sich immer lieblicher bis in das Alter der Pubertät, verschwindet dann aber auch oft sehr rasch und es erscheint fast unbegreiflich, wie aus diesen Kindern mit dem transparenten Teint, dem duftigen Incarnat später die ledernen Yankee's und Ladies sich entwickeln können, deren Haut bisweilen wie gegerbt aussieht.

Einerseits die Sorgfalt, die Babies vor jedem Lufthauch zu schützen, was bei dem raschen und großen Temperaturwechsel sehr nöthig erscheint, anderseits die Kindsmädchen selbst, von denen keines sich herbeiläßt, ein Kind ins Freie auf den Armen zu tragen, haben in Nordamerica die Einrichtung ins Leben gerufen, daß alle Babies auf offener Straße nur in Kinderwägelchen erscheinen, die von Kindsmädchen entweder geschoben oder gezogen werden, das Erstere ist indeß häufiger der Fall. Diese Kinderwägen gleichen aber keineswegs den plumpen Dingern, die zu demselben Zwecke auch in deutschen Hauptstädten gebraucht werden, im Gegentheil: man denke sich die eleganteste Equipage im Diminutiv-Style. Auf den breiten Trottoirs der Städte entwickelt sich oft ein förmlicher Babies-Corso und man kann oft mit einem Blick 20 bis 30 solcher zierlicher kleinen Equipagen übersehen, obwohl der Ankauf jeder Einzelnen nicht unbedeutende Kosten macht. Es bestehen eigene Kinderwägen-Fabriken, die des Tages 100 und mehr solcher Wägelchen anfertigen, die freilich oft sogar für Tom Thumb, den bekannten Zwerg-Admiral zu klein und zierlich wären. Aber nicht immer sind es Kindsmädchen, welche die Lenkung dieser Equipagen übernehmen, sondern auch feine Ladies, ja sogar Gentlemen.

Yankees von bedeutendem Einkommen führen in solchen Equipagen ihre Babies Stunden weit ins Freie spazieren und auf den Fremden macht es einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er in dem prächtigen und höchst comfortablen Central-Park von New-York bisweilen auf eine Gruppe von fünf bis sechs oder mehr nach der neuen Mode gekleibeten Gentlemen stößt, die ihre Cigarre rauchend und plaudernd eine Gruppe bilden und Jeder mit einer Hand die kleine Equipage halten, in der ihr Baby schläft oder klaren Blicks um sich sieht. Dabei tauschen die Yankees ihre Gedanken über Aussehen, Gesundheit und Alter der Kinder aus, als wären sie verkleidete Kindsmädchen, um im nächsten Momente wieder von Baumwollpreisen und Stock-Jobbers zu reden.

Und wie die Americaner Allem eine geschäftliche Seite abzugewinnen wissen, haben sie sogar schon in Boston eine Babies-Ausstellung zu Stande gebracht. Deutsche Frauen können hierin vielleicht eine gewisse Verletzung des Zartgefühles finden. Jede Mutter, sagt man, findet ihr Kind schön. Wie kann sie sich dazu entschließen, ihr Liebstes und Theuerstes absprechenden Bemerkungen auszusetzen? Die Yankees faßten die Frage von einer andern Seite auf; sie hofften, durch eine Ausstellung von Säuglingen Mittel und Wege zu finden, der großen Sterblichkeit derselben entgegen zu wirken. Ein großer Saal eines öffentlichen Gebäudes in Boston war für die Ausstellung bestimmt und mit Allem versehen, was den Kleinen Vergnügen machen oder ihnen nützlich werden konnte. Spielzeug aller Art, die beste Milch und andere passende Nahrungsmittel waren vorhanden und dem Zartgefühle ward zugleich mit der Wissenschaft dadurch Rechnung getragen, daß die Prüfung jedes einzelnen Kindes durch eine ärztliche Jury in einem abgesonderten Raume erfolgte. Die Mütter machten nicht nur Angaben über die Gesundheit und Pflege ihres Kindes, über ihre Ernährungsmethode, sondern auch über ihr eigenes Befinden. Hiezu waren keine Angaben von Namen nöthig sondern Kind und Mutter erschienen unter einer Nummer, obwohl anderseits die climatischen Verhältnisse des Geburtsortes in Betracht gezogen wurden. Es wurden nicht Preise vertheilt, sondern ärztliche Rathschläge und Winke und anderseits wissenschaftliches Material gesammelt. Unbemittelte Mütter erhielten auch Unterstützungen. Es läßt sich wohl kaum leugnen, daß eine solche Auffassung einer Kinder-Ausstellung den Hintergrund einer vernünftigen und löblichen Absicht habe.

Unzweifelhaft ist, daß das Familienleben in den Vereinigten Staaten zum größten Theile von der Weihe durchdrungen wird, die es zu einem wichtigen Faktor im Leben der Nation und des Staates macht, und das rührendste Schauspiel in jeder Familie ist die Sorgfalt und Liebe, mit der Vater und Mutter, Geschwister und Freund, dem Baby sich zuwenden.

(Pol. Frauen-Zeitg.)

(Schlachthaus statt Kirche.) Der Gemeinderath von Lafleche hat 700,000 Franken, welche ihm ein Architekt dieser Stadt zum Baue einer Kirche hinterlassen hat, verweigert. Der Gemeinderath findet, „daß die Stadt Kirchen genug besitze", und ist bei der Familie des Verstorbenen darum eingekommen, daß sie gestatte, an die Stelle der Kirche ein — Schlachthaus zu bauen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 27. Speyer, Samstag, den 5. März 1870.

* Das todte Kind.

(Eine Sage.)

Und als das Knäblein gestorben war
Und unten im Grabe schlief,
Da war es die Mutter, die manche Nacht
Nach ihrem Kinde rief.

Und als die Mutter war bleich und krank,
Von Weinen ihr Auge blind,
Da hatte nicht Ruh' im Grabe dort
Das arme, todte Kind.

Da stieg es empor um die Mitternacht
Im Todtenhemdchen, allein:
„Hör' auf zu weinen, hör' auf zu fleh'n
„Mein gutes Mütterlein.

„Mein Hemdchen von deiner Thränen Strom
„Mir nimmermehr trocknen will,
„Sie tropfen herunter auf mich ins Grab,
„Drum kann ich nicht schlafen still."

Da seufzte die Mutter und barg den Quell
Der Thränen im dumpfen Leid,
Wohl trauert ihr Herz im stillen Weh,
Sie war zum Sterben bereit. —

Und wieder war es um Mitternacht,
Das Knäblein am Bette stand
Der treuen Mutter, die schlummerlos
Sich noch im Schmerze wand.

„Lieb' Mutter, lieb' Mutter, das Hemdchen bald
Ist trocken, o sieh' doch her,
„Ich habe jetzt Ruh' in meinem Grab
„Seitdem du wein'st nicht mehr!" —

Da befahl die Mutter dem lieben Gott
Ihr Leid und trug es brav,
Das Kind kam nicht wieder seit jener Nacht
Und schlief nun sanften Schlaf. —

Johannes Hüll.

* Die Pestjungfer.

Von **Aug. Becker.**

(Fortsetzung.)

Da ich aber zu dem Riß, so der Laden hatte, hinein schauete, ersah ich Etwas, dergleichen Einem alle Affection für die im Haus nehmen mochte, nemlich — in der Stube der langen Lise ersah ich eine sonderliche Gesellschaft: ein schwarzes Weib, so man auf den ersten Augenblick für eine Hexe erkennen mochte, saß am Ofenherde und rührte allda in einem Stollhäfelein ihr Gebräu, — neben am Ofen stund ein kleiner bucliger Junge, so da gierig zuschauete, und die lange Lise ging eifrig ab und zu, handthierte trefflich mit dem Kochlöffel und der Ofengabel, also daß ich vermeinete, ich müsse in jedem Augenblinzer hören, da sie um den Herd herumlief:

„Oben hinaus und nirgends an in tausend Teufel Namen!" Damit reiten nemlich die Hexen zum Schornstein hinaus hinüber auf den Hexenplatz auf den Bergzaberner Bergen, so die Walpurgisnacht herankömmt. Was mich aber am meisten in Erstaunen setzte und meinem Herzen weh thun mochte, war, daß ich das fromm züchtig Annmariele neben einem großen starken Mann mit hellblondem Haar und fuchsrothem Bart, greulichen und ungeheuerlichen Ansehens sitzen und gar nicht züchtiglich ihn kosen sah, also, daß mich dänchte, es müsse der Teufel selber sein, so über das arme Kind Macht hatte bekommen. — —

Nun war mir freilich klar, was dem Friedel so arg an's Herz gegangen und daß er daran zu würgen gehabt, wollete ich doch selbst meinen Augen nicht getraut haben und solches eher als ein böses Blendwerk ansehen mögen, denn als die Wahrheit und Wirklichkeit. Schauete derhalben noch einmal hin, ersah aber deutlich, wie der gräuliche Kerl dem Annmariele das Blondköpfchen strich und sie ihren Arm um seinen Hals hatte geschlagen.

Darnach bin ich auch alsbald in meines Vetters Haus zurückgegangen; dort war schon arger Lärm und arg Getümmel, nebst wilden, zornigen Reden, dieweil die Leute den Friedel von der langen Lise Haus bleich und wankend hatten kommen sehen, und alsbald die Rede ging, das Hexenpack hätt' es ihm angethan. Burschen und Mädeln, so auf den Gassen waren herumgeschlendert, kamen itzt herbei und da konnte man viele bedräuliche Worte hören, deren kurzer Sinn war:

„Die lange Lise gehöre auf den Scheiterhaufen und der Duckmäuserin — so da sich stellete, als könne sie nicht drei zählen — gebühre nichts Besseres!"

Hatte sich auch bald ein Haufen alter Weiber, Männer und ledig Volk zusammengethan, thaten arge Flüche, bewaffneten sich darnach mit Knitteln, Aexten,

Hebeln und Eisengabeln, und schritten also auf der langen Lise Haus zu; — Jedes wußte etwas Anderes zu erzählen von den Hexenpossen derselben, — warum lag auch auf ihren Feldern der Segen, derweil alle andern durch Mäuse verheert, auch die Frucht abgestanden und der Brand in das Korn gekommen war.

Ich ging mit, um wo möglich grobe Gewaltthat abzuwenden. Da der wüthende Haufen an der langen Lise Haus kam, hub er an mit Aexten und Prügeln wieder die Thüre und Fenster zu schlagen und wurden da grausame Flüche gethan. Die lange Lise war ein Weib in den vierzigern, noch rüstig und kräftig, aber gegen männiglich im Dorfe verschlossen und schweigsam, — hatte auch mit gar Niemanden Umgang. Die streckte alsbald, da sie den Lärm mochte vernommen haben, die Nase zu einem Schieber am Fensterladen heraus und fragete, was es gäbe und was man von ihr wolle?

Da riefen alle, so da versammelt waren, in arger Wuth: „Ei, was will die Hexe noch fragen! Schlagt sie todt, was liegt an des Teufels Gliedmassen und seiner Höllenbrut!“ Hätten auch die Leute solches alsbald bewerkstelligt, so ich da nicht vorgesprungen und ihr gesagt hätte, sie solle ihr Haus öffnen, darnach solle ihr nichts geschehen, als was da auf dem ordentlichen Rechtsweg zu geschehen pflegt. Mittlerweilen war ein Mann unter der Thüre aus dem Hause gesprungen mit bloßem Messer und gräulicher, bedräulicher Gebärde, also daß alle Welt sich dessen entsetzete und zurückbebte. Der war gar seltsam gekleidet; ein großer schwarzer Hut saß ihm auf dem Ohr, darunter der rothe Bart seine Borsten hervorstreckte; ein grau Röcklein lag ihm um den Leib und war sein Antlitz erschrecklich anzusehen, also daß männiglich nicht wissen mochte, wie ihm zu widerstehen.

Ihm selber war's um's Wegkommen zu thun, hatte auch ein Weibsbild an der Hand, mit der er durch die Scheuer in den Grasgarten eilete und erst itzt wiederum kriegten die Leute Herz und drangen nach. Die alte Schwenkin brachte itzt ihres Mannes Büchse darin eine geweihete Kugel, solche nahm der alte Friedelbauer selbst, der dem Haufen durch die Scheuer herzhaftiglich voranging. Das ungeheuerliche Paar strich am Zaun entlang, aber es war so helle Mondnacht, daß man sie wohl ersehen konnte. Rief auch der Friedelbauer mit lauter Stimme:

„Kommt, ihr lieben Burschen! das ist der alte Hexenmeister, haben wir den, so ist dem Teufel alle Macht über uns und unser Gut genommen!“ —

Hetzeten die Gesellen auch solchen arg nach, der Friedelbauer that einen Schuß und alsbald stürzete auch das Weibsbild auf den Boden mit lautem, jämmerlichem Schrei, und da man näher kam, ersah man, daß sie ein Kindlein im Tuch auf dem Rücken trug, so gar kläglich that. Stellete sich aber itzt der Mann vor sein geschossen Weib, hub sein Messer hoch empor und war anzuschauen, gleich einem Rachegeiste, also daß auch sich Niemand hinwagen wollete und alle zurückwichen in's Dorf, da ich zum Ueberfluß auch Mitleiden verspürete mit dem blutigen Weib und die anderen dringlich ermahnete, von weiterer Gewaltthat abzulassen.

Im Dorfe hatte ein anderer Haufe die lange Lise aus dem Hause gerissen und noch selbige Nacht auf den Hexenstuhl gesetzt; dort hat sie der Meister Peterlein von dem Gericht in Münster, so gerade zur Zeit im Dorfe gewesen dreimal mit der Folter gefragt, aber sie leugnete hartnäckig und dieweil sie für heute genug gepeinigt, sollete sie morgen nochmals gefragt werden.

Solches geschah auch mit mehrerer und schärferer Marter, worauf sie auch eingestanden, daß sie eine Hexe sei, mit des Teufels Hülfe Mäuse und anderes Ungeziefer gemacht und Hagel und Schlossen hätte ausgebrütet. Aber das Annmariele sei keine Hexe, die wolle man in Ruhe lassen. Da man aber die Daumenschrauben von der Lise Fingern genommen hatte, läugnete sie wiederum, also daß sie mußte mit dem Kränzlein aufgezogen werden, auf daß sie gestund, wie daß sie zu der Schwenkin sei auf der Ofengabel geritten und solche zur Teufelsbuhlschaft überplaudern wollte, wie selbige auch ausgesagt. Sollete darnach auch, wenn die Nacht herum auf dem Scheiterhaufen ihren Lohn empfangen.

Derweil saß daheim der Friedel, der sich um nichts mehr, was da um ihn vorging, kümmern wollete und als ein Blödsinniger vor sich hinstarrete. Ich ging zu ihm hinein in den Stall, da er bei seinen Pferden saß. Es war schon in der Dämmerung des Tages, der da auf die verhängnißvolle Nacht gefolget war. Mit großer Noth brachte ich ihn dazu, mit mir im Feld herumzustreichen, auf daß er zerstreut würde, dieweil ich besser gewußt, was ihm fehle, als alle andern. Leitete auch die göttliche Schickung unsere Schritte nach einem heimlichen Ort, so da eine tiefe Hohle war, und dazumal schon von den umwohnenden Bauern ist zur Sandgrube benützt worden.

Da wir dahin kamen, sahen wir in einem Loche zwei Leutlein sitzen, ein Mägdlein und ein klein Büblein, so in des Mägdleins Armen lag. War schon dunkel und darum an dem ungeheuerlichen Ort sonst Niemand, — nemlich, man hieß es allda „an den Fuchsgruben“ und männiglich im Dorfe war bekannt, daß es an den Fuchsgruben nicht sauber, dieweil zum Oefteren da ein dreibeiniger rother Fuchs war gesehen worden, so da den Leuten nicht ausgewichen, sondern sich kecklich ihnen entgegengestellt, und erst jüngst wiederum auf der großen Fuchsjagd des Herrn Amtmanns ein ganz Rudel Jagdhunde sammt etzlichen Jägern in die Flucht geschlagen habe.

Die beiden Leutlein sind unserer nicht gewahr geworden, bis wir ganz nahe bei ihnen stunden und das Mägdlein rief itzt:

„Sei ruhig, Jackele, da kommt der Vater“ — wendete sich dann zu uns und sagete:

„Du kommst spät, Vater, — die Mutter ist todt!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von George Hiltl.

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Fortsetzung.)

Die lebhafteste Unterhaltung erhöhte den Genuß und gegen das Ende dieses heiteren Mahles ergriff Aimée ein gefülltes Glas, erhob es und sagte: „Herr Lemaître, auf gutes Glück zu Ihrer Anstellung und auf das Wohl des ersten Consuls, den Gott schützen möge.“ Wir stießen an. In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, die Magd trat ein, mit ihr ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen von außerordentlicher Schönheit, welche durch den einfachen Anzug nur noch mehr hervortrat. „Ah — sieh da — unsere kleine Jeanne,“ rief Blanche sich schnell erhebend. Obwohl ich meine Blicke nur auf das hübsche Mädchen gerichtet hatte, gewahrte ich doch, wie beide Damen der Kleinen einen Wink gaben, ich sah deutlich, daß Aimée den Zeigefinger auf die Lippen drückte und mit dieser Pantomime dem Mädchen, welches eben einige Worte sprechen wollte, Schweigen gebot. „Du kommst, um den Wein und das Essen für Deinen Vater zu holen,“ sagte Aimée. „Gut — sehr gut, mein Kind. Wir haben heut einen Gast aus Rheims, da ist der Tisch besser bestellt, als sonst; dein Vater soll Theil an dem kleinen Feste haben.“ — „Ach, meine Gnädige, Sie geben immer so vorzügliche Kost für uns, daß jeder Tag ein festlicher ist, an welchem ich von Ihnen mein Körbchen gefüllt erhalte,“ sagte das Mädchen halb gerührt, halb schelmisch blickend. Blanche begann nun verschiedene Reste des Essens in die Menagentöpfe des Mädchens zu legen, sie fügte auch Brod und eine Flasche Wein hinzu. „Es ist die Tochter eines wackern armen Mannes,“ sagte Aimée, „der bei dem traurigen dreizehnten Vendemiaire in seinem Hause durch eine Kugel so schwer in den Arm verwundet ward, daß er unfähig zu jeder schweren Arbeit ist. Wir versorgen noch so Einige mit Lebensmitteln.“ Ich hatte mich erhoben — die Sache schien mir nicht ganz richtig, ich sah verstohlen auf Blanche und das Mädchen und obwohl ich scheinbar einer neuen Anecdote über Mirabeau aus dem Munde Aimée's lauschte, gewahrte ich doch, wie das Mädchen Blanche einen Zettel in die Hand drückte — diese schien der Schwester eine Mittheilung machen zu wollen, denn sie blinzelte mit den Augen und ich wollte wiederum ihr das ermöglichen. „Ich will mir nur noch ein Mal das Portrait der Lamballe ansehen, wenn Sie erlauben,“ sagte ich. — „Mit Freuden, wir sehen es immer gern, wenn man dieser Märtyrin Theilnahme schenkt,“ sagte Aimée. Ich trat schnell in den ersten Salon. Sogleich hörte ich, obwohl ich die Thür hinter mir zugezogen hatte, das Flüstern der drei Frauen; daß also etwas Besonderes zwischen ihnen und dem Mädchen vorgehen mußte, darüber war ich nach allen Wahrnehmungen nicht mehr im Zweifel. Ich blieb wieder vor dem männlichen Portrait stehen und legte unwillkürlich meine Hand an den Rahmen desselben, um das Licht der Kerzen, welche während des Essens im Salon angezündet waren, besser auf dieses Bild wirken zu lassen. Als ich es von der Wand abhob, erblickte ich auf der Rückseite Schrift, schnell wendete ich es vollends um und las die Worte: „Zur Erinnerung an Georges Cadoudal“; ich ließ das Bild wieder zurückfallen — ich wußte nun, wer das Original war — die Damen Cicé, welche den ersten Consul so feierten, standen in irgend einer Beziehung zu dem Todfeinde Bonaparte's, zu dem Einzigen, der aus Hartnäckigkeit jede Annäherung oder Einigung verweigerte, der als der Anstifter und Nährer von Verschwörungen der Exaltirten in der Royalistenpartei galt. Ich weiß heute nicht mehr, woher mir der Gedanke kam, daß ich jenes junge Mädchen, welches noch immer mit den Schwestern flüsterte, in Beziehung zu Georges Cadoudal brachte, aber ich empfand, als künftiger Beamter des Instituts vielleicht, eine ganz absonderliche Unruhe, seitdem ich wußte, daß jenes Portrait Georges Cadoudal vorstelle. Ich hatte jedoch keine Zeit, weitere Betrachtungen anzustellen, denn schon war die Kleine zum Eßzimmer hinaus und die Schwestern traten in den Salon. Wir plauderten noch ein wenig, dann sagte ich: „Nehmen Sie, meine Damen, den innigsten Dank für Ihre Güte — es war der erste angenehme Tag, den ich in Paris verlebte.“ — „Wir hoffen, Sie öfter hier zu sehen — bald Nachricht von Ihnen zu erhalten,“ entgegnete Blanche. — „Ich werde kommen,“ sagte ich. — „Gestatten Sie uns, Ihnen eine Einladung zu schicken,“ fiel Aimée schnell ein; „es trifft sich zuweilen, daß wir Besuche hier und da machen .... alte Freunde finden sich wieder in Paris ein — wir knüpfen manche Bekanntschaft an ....“ — „Wie Sie befehlen; ich wohne dort,“ ich reichte ihnen eine kleine Notiz, welche meinen Namen nebst Wohnung enthielt. — „Sie werden auch als Mitglied des Institutes und Protégé des Herrn Carnot die Royalisten nicht vernachlässigen?“ lachte Blanche. — „Gewiß nicht, Gnädige. Betrachten Sie mich, wenn ich bitten darf, als einen Ihnen Ergebenen. Diese Bilder — Sie sehen es — haben mich entzückt, und wenn ich ein Anhänger Marat's wäre, würde dies nicht der Fall gewesen sein. Republikanern von echtem Schrot und Korn dürften Sie nicht diese Portraits zeigen,“ setzte ich ein wenig lauernd hinzu. — „O — wir wissen auch recht gut, wen wir in unser Haus treten lassen,“ sagte Aimée. „Wir trauen trotz der geordneten Zustände doch nicht Jedem. Für Sie bürgt der Brief der Frau de Lapalaye.“ Sie hatte — es kam mir wenigstens so vor — bei diesen Worten Cadoudal's Bild angeblickt. Ich empfahl mich noch ein Mal, die Damen reichten mir die Hände und bald befand ich mich auf der Gasse.

Es war schon ziemlich dunkel, die Laternen warfen ihren durch den Novembernebel matt leuchtenden Schein auf das feuchte Straßenpflaster. Gedankenvoll zwar, aber doch zufrieden mit meinem ersten Besuche schritt ich die Straße Corderie hinab. Als ich eben in die Templestraße biegen wollte, stieß ich fast gegen eine Gesellschaft, welche aus drei Männern und

einem Frauenzimmer bestand, und da gerade über uns eine Laterne am Eckhause angebracht war, erkannte ich sogleich die Kleine wieder, die noch vor kurzer Zeit bei den Schwestern Cicé einen Besuch gemacht hatte. Sie dagegen erkannte den Gast der Damen nicht wieder, denn sie unterbrach ihr lebhaftes Gespräch keinen Augenblick, ich konnte deutlich hören, wie einer der Männer sagte: „Gut denn — ich muß heut noch ein Mal vorsprechen — trage den Korb zu den Benedictinerinnen. Es ist für heut Abend.“ Der Sprecher, ein hochgewachsener Mann, der mit einem dunklen Rocke, Halbstiefeln und rundem Hute bekleidet war, schien mir einen starken Knebelbart zu tragen. Seine Begleiter blieben ihm zur Seite und gingen mit ihm die Straße Corderie hinab, während Jeanne in entgegengesetzter Richtung mit ihrem Korbe davoneilte.

Meine Neugierde war erwacht; ich rief mir die kleinen Einzelheiten zurück, die ich heute beobachtet hatte — dieser Mann glich nicht einem armen, arbeitsunfähigen Menschen. Auf keinen Fall war er Derjenige, für welchen die Erfrischungen bestimmt gewesen, daß er aber mit dem „Vorsprechen“ einen Besuch bei den Cicés meinte, schien mir gewiß. Ich wartete einige Minuten, dann wendete ich mich wieder um und trat in die Straße Corderie zurück. Mich in dem Schatten der Häuser haltend, kam ich bald in die Nähe des Hauses der Cicés. Hier sah ich die drei Männer wieder, sie standen vor der Hausthür. Der Hochgewachsene zog die Glocke, seine Begleiter entfernten sich schnell, die Thür ward geöffnet, ich sah, wie die alte Magd erschien, den Fremden in das Haus führte und die Pforte wieder schloß. Ich hatte Gewißheit erhalten; der Besuch des Mannes galt den Schwestern. Eilig trat ich den Rückweg an; als ich wieder um die Ecke biegen wollte, sah ich zwei Leute von dem Temple herkommen; sie streiften dicht bei mir vorüber, wendeten sich dann nach mir um, einer kam zurück und trat an meine Seite. „Bürger,“ sagte er artig, „beantworten Sie mir eine Frage. Sie kommen soeben aus der Straße Corderie, sahen Sie dort drei Männer und ein Mädchen?“ Ich war betroffen und bejahte daher, ohne zu überlegen, die Frage. Der Mann ging zurück, sein Begleiter kam näher. „Wo blieben jene Leute?“ fragte dieser in einem kurzen, fast befehlshaberischen Tone. Jetzt war ich schon mehr gesammelt. „Sie gingen schnell die Straße Corderie hinab,“ sagte ich, „und verschwanden dort — ganz unten.“ — „Sie waren es,“ flüsterte der Erste. — „Ich danke Ihnen,“ sagte der Andere und damit entfernten sich Beide. (Forts. f.)

Persiflage auf Friedrich Gerstäcker.

Der sattsam bekannte Novellenschreiber, Reiseschriftsteller und moderne Münchhausen Friedrich Gerstäcker wird von dem alten, unverwüstlichen Otto Reventlow in seinem Stuttgarter Briefe an das Cincinnati „Volksblatt“ folgendermaßen persiflirt:

Die württembergischen Gäste des Khedive oder Vicekönigs von Egypten, der Präsident der Centralstelle von Steinbeis und der Schriftsteller Hackländer, sind nunmehr von ihrer Suezfahrt zurückgekehrt. Ersterer spricht sich im Allgemeinen günstig, wenn auch nicht in enthusiastischer Weise über das Unternehmen aus; Letzterer beabsichtigt, wie versichert wird, einen vierbändigen historischen Roman unter dem Titel: „Das Pharaonenreich“ erscheinen zu lassen. Von Ismail Pascha hat er einen kostbaren orientalischen Anzug nebst prachtvollen Waffen zum Geschenk erhalten.

Auch der unermüdliche Gerstäcker ist von der Suezfahrt heimgekehrt und hielt sich hier in Stuttgart 2 Tage auf. Während dieser Tage hat er indessen mir schon eine Vorstellung von dem gegeben, was er unter seiner egyptischen Reise zu publiziren gesonnen ist. Ich hatte, erzählt er unter Anderem, gegen meinen Freund und Duzbruder Ismail kaum den Wunsch ausgedrückt, einen Ausflug in die Wüste zu machen, als er mir sofort eine Schwadron „Spahis“ zur Verfügung stellte und mich gleichzeitig zum Kommandirenden derselben ernannte. Wir machten uns auf den Weg, waren aber kaum 30 englische Meilen in der Wüste Kobi eingedrungen, als uns ein fürchterliches Gewitter überraschte. Aus allen Weltgegenden zischten die Blitze und rollte der Donner dergestalt, daß ich mich nie erinnere, etwas Aehnliches gesehen oder gehört zu haben. Was war zu thun?

Ich gab sofort Befehl, daß meine Schwadron absitze, und ließ sämmtliche Reiter ihre Lanzen so in den Sand hinein pflanzen, daß die Spitzen sich gen Himmel kehrten. Die Wirkung dieses Experiments war eine überraschende. Während ich und meine Schwadron rings um den Lanzenwald lagerten, schlugen die Blitze zu Hunderten in die Lanzenspitzen ein, ohne daß wir der geringsten Gefahr ausgesetzt waren. Ich hatte mich ganz gemüthlich hingestreckt, meinen Kopf auf ein Felleisen gestützt, und „smokte“ aus meinem Stummel so zufrieden, als ob ich in einem Fauteuil meines alten Jagdkameraden, des Herzogs von Coburg, gesessen hätte. Da sah ich mit einem Mal so einen verdammten Löwen auf uns zukommen und seine Schritte geradezu auf mich lenken. Sogleich machte ich mich schußfertig und nahm die Bestie auf's Korn. Da bemerkte ich, daß sie ganz demüthig den Schwanz zwischen die Beine steckte und mich mit einem unendlich wehmüthigen Blick anglotzte. Ich senkte das tödtliche Rohr; sie kommt näher, schüchtern, fast kriechend, erreicht mich endlich und — leckt mir die Hand! — Ja meine Herren! der Löwe leckte mir die Hand, so wahr ich Friedrich heiße. — Diese Thatsache setzt Sie in Erstaunen; mich nicht; aus meinem vielfachen Umgang mit wilden Thieren weiß ich nämlich, daß sie sich vor nichts mehr fürchten, als vor einem Gewitter. Nun ist der Löwe ein so gescheites Thier, daß er es sogleich kapirte, wie praktisch die Vorkehrung mit den Lanzen sei; deßhalb suchte er Schutz bei uns und leckte mir (wie einst der Löwe dem Androklos) aus Dankbarkeit die Hand, weil er sofort mich als den Kommandirenden der Schwadron erkannte. „Woran erkannte er Sie aber?“ erlaubte ich mir Gerstäcker zu fragen. „Natürlich an meiner Rangauszeichnung!“ antwortete der frühere Raddreher in Cincinnati in überlegenem Tone und mit mitleidiger Miene.

*** Charade**
(Dreisylbig.)

Die Erste ist ein Ruf, nicht mehr,
Doch doppelt ein Gelächter;
Setz' ich noch mehr davon hierher,
So wird das Räthsel schlechter.
Die Letzten sind ein Paradies;
Für dampferpichte Schmaucher.
Was dort zu Tage kam, das pries
Entzückt noch stets der Raucher.
Das Ganze? Bleiche Königsfrau,
Viel hast Du einst gelitten!
Todt lag Dein Sohn auf blut'ger Au,
D'rauf er als Leu gestritten.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 22:
Mandel — Mantel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 28. Speyer, Dienstag, den 8. März 1870.

* Die Pestjungfer.

Von Aug. Becker.

(Fortsetzung.)

Ich erkannte die Stimme wie auch der Friedel als die des Annmariele, was mich in höchstes Erstaunen versetzte, noch mehr aber da ich in der Grube neben den Kindern auf den Sand hingestreckt, einen Leichnam bemerkte, den ich auch alsbald als den des schwarzen Weibsbildes erkannte, so von dem Friedelbauer war geschossen worden.

Mich schauderte an Leib und Seele, der Friedel aber trat zu dem Mägdelein hin und sagete:

„Annmariele, bist Du's? Dann sage mir — so Dir noch irgend welch Heiligthum bleibt, beschwöre ich Dich dabei, — sage mir, ob Du Gemeinschaft mit Denen da hast und schon hattest; so will ich das, was ich gesehen, als Blendwerk der Hölle ansehen!"

Darauf antwortete sie und richtete dabei das bleiche Gesicht auf das des Friedel, daß er ihre Unschuld daran erkennen mochte; aber ihre Worte waren anders und mochte aus selbigen ihre Schuld erkannt werden, nemlich sie sagte:

„Ja, ja! Und werde bei ihnen bleiben, so lang es Gott gefällig ist!"

Der Friedel drückete die Faust wider seine Stirn, redete dann also:

„Und dann wagst Du noch den Namen Gottes auszusprechen, Verlorene? Annmariele, wie konntest Du mir das thun, und wußtest doch, wie gern ich Dich hatte, und wie ich Alles, Alles Deinetwegen hätte verlassen und Dir allein anhängen mögen. Warum hast Du mich so um mein junges Leben betrogen?"

„Ich?" sagte hierauf das Mägdlein sichtlich angegriffen. „Ich nicht, Friedel! Du selbst oder doch Deine eigenen Leute haben es gethan. Sieh da, diese hat Dein Vater erschossen, — was willst Du noch von mir?"

„Gehe von der Höllenrotte — Du kannst wohl noch geheilt werden, so Du mir folgest!" erwiderte der Friedel. Aber das Mägdlein sagete:

„Laß ab von mir, Friedel! Von dergleichen kann nimmer die Rede sein. Die Leiche da würde sich aufrichten und meinen Schritt hemmen, so er nach Dir gerichtet wäre. Ich bleibe bei den Meinigen und will mit ihnen sterben, so es sein muß!"

„Dann sei Gott Deiner Seele gnädig!" rief der Friedel, verhüllete das Gesicht mit beiden Händen und eilete also von der Stelle.

Ich aber blieb, dieweil ich hoffete, von dem Mägdlein etwas zu vernehmen, so da in der seltsamen Historie ein Licht anstecken möchte. Der Knabe, so ihr in Armen lag, war ein ungestaltet zwerghaft Kind und grinsete mich sonder Furcht an, da ich mich an das Mägdlein wandte und sie fragete, was sie itzt zu thun gedenke, wenn ihre Pflegemutter, die lange Lise, verbrannt sei, das wohl morgigen Tag geschehen werde. Bei solcher Nachricht sprang sie auf, starrete mir in's Antlitz, daß mir ganz unheimlich wurd', sagte dann:

„Wollet Ihr, Herr, mir eine Bitte nicht versagen und es soll Euch am jüngsten Tag solche gute That hoch angerechnet werden. Bleibet bei dem armen Kinde da, nur so lange, bis sein Vater gekommen! Bleibet auf die Bitte eines unglücklichen zweifelmüthigen Mägdleins!"

Ich hätte ihr wohl noch eine größere Bitte nicht abgeschlagen und wäre sie zehntausendmal eine Hexe gewesen, blieb auch stehen, da sie in die Nacht hineinlief, nachdem sie den kleinen Balg nochmals zärtlich abgeschmatzt und getröstet, auch von des Weibes Leiche, so im Sande lag zweifelmüthig und mit großer Affection Abschied genommen hatte.

Da stund ich nun allein auf der verrufenen Sandgrube neben einem Todten, als Wächter und Hüter eines Wechselbalgs, des Teufels selber gewärtig in meinen damaligen Gedanken, und hat mir die Haut nicht wenig zusammengezogen gleich einer Gänsehaut. Hab' auch im Mondlicht einen Fuchs an mir vorbeischleichen sehen, - ob es der dreibeinige, weiß ich nicht zu sagen, glaube aber solches insonderlich, da er sich darnach umgeschauet und mich ganz dreist angestarret hat, als fürchte er sich nicht vor mir. Darnach geschah ein leiser Pfiff und da ich mich im Mondlicht umsahe, wollete mich dünken, als säh ich an dem Hagedorn über dem Weg einen Mann stehen und eine Frau, also daß ich dessen gar sehre erschrocken und mich nicht von der Stelle rühren mochte aus lauter Furcht und Angst. Geschahe der Pfiff darnach noch zweimal und dieweil ich mich nicht

rührete strichen die Leutlein quer feldüber und ich war wiederum allein; stund auch da bis die Hähne im Dorf laut kräheten und kam dort mit dem Buben bleichen, entstellten Antlitzes an.

Dort gab es neue Zeitung: das Annmariele war in's Dorf zurückgekommen, aus dem es seit gestriger Nacht war verschwunden, hatte sich selber als Hexe angegeben unaufgefordert, und wollete Alles gestehen, so man es zu der langen Lise bringe. Seine Pflegemutter sei unschuldig und sie allein die Schuldige, so auf die Hexentänze gegangen und den Leuten die Saat verderbet hätte, sonder Wissen und Willen der langen Lise. — Da man nun die lange Lise mit ihr confrontiren wollete, fand man in deren Kämmerlein (da sie also aufbewahret gewesen, daß sie mit keinem Fuße an den Boden reichete) zu großem Staunen Niemanden vor, als eine alte Eule, so hoch oben in dem Loche an der Mauer saß und alsbald durch die Luft eilete, da man nach ihr geschlagen. Nun war aber schon der Scheiterhaufen vorigen Abends errichtet worden und man war dessen froh, daß man doch der kleinen Duckmäuserin habhaft, dieweil sonst alle Mühe umsonst gewesen.

Aber die wollete nunmehr nichts mehr vom Teufel und seiner Libation wissen, auch da nicht, da man sie auf den Hexenstuhl gesetzt und peinlich sie gefragt hatte.

Da sie nun also auf dem Hexenstuhle saß, verlangte sie eifrig nach dem Friedel, dem sie etwas Wichtiges zu offenbaren hätte. Den aber fand man erst nach langem Suchen, und da er herbeitrat, wollete in ihm schier Niemand mehr den Friedel von ehedem erkennen, so heruntergekommen an Leibesschönheit war er, — denn seine Wangen waren bleich und eingefallen, seine Augen trüber denn ein angelaufen Fensterglas, daß männiglich Bedauern mit ihm hatte und seine Beine schlotterten, als ein Paar Mühlsäcke. So kann Gott der Herr über Nacht sein schönstes Werk, einen feinen, sauberen Christenmenschen, verstören.

Der Friedel trat heran an den Hexenstuhl, darin das Annmariele saß, er mochte nicht aufschauen, aber das Mägdlein redete also:

„Friedel, auch Du verdammst mich! Komm, das sollst Du nicht, das darfst Du nicht, und so wahr ich unschuldig bin und im heiligen Christenglauben versterben will — Du wirst es nicht, so Du gehört hast, was ich Dir sagen will."

Damit winkte sie ihm näher, der Henker ruhte ein Bischen von seiner Arbeit aus und wohl eine halbe Viertelstunde — mehr nicht — redete das Pärlein miteinander. Der Friedel hatte während des Colloquii des Annmariele Händlein erfaßt, so gar jämmerlich zerquetscht gewesen von den Schrauben des Henkers, pressete die an seine Backen und die ihm nahe stunden, sagten, er hätte geweint, solches weiß ich nicht, ob es zu glauben, dieweil der Friedel sonst ein baumstarker Bursch' ist gewesen und ich ihn weder vor noch nach je habe weinen sehen — und immer näher rückten sich die beiden Leutlein und immer leiser wurde ihr Gerede, also daß die Leute, so vor der Zimmerthür gestanden, kein Wort vernehmen, viel weniger verstehen mochten.

Als aber die Frist verflossen war, ging der Henker wiederum hin, sein Werk nochmals anzuheben und dem Mägdlein Geständnisse abzunehmen. Da er aber den Friedel aufforderte, itzt abzutreten und ihm Platz zu machen, sieht ihn derselbe mit seltsam bedeutlichem Lächeln an, saget:

„Deiner ist man nicht mehr benöthigt, Peterlein!" Der Teufel hat Dich betrogen! Die da ist mein und weder Eure Hände, noch die des ganzen Packs im Dorfe sollen sie mehr berühren."

Damit hob er das Annmariele in die Höhe, die Leute starreten ihr in's Antlitz; das aber war bleich und unbeweglich, die Augen gebrochen, — das Annmariele war todt. Und als an jenem Abend — es war am 26. October Anno 1618 — des Friedelbauern Bube, der starke Friedel, aus seines Vaters Haus und seinem Heimathsdorfe schied, da schien es, als sei Glück und Segen von Stund an von Dorf und Haus gewichen und wären die Leute gen einander aufrichtig gewesen, müsseten sie sich immer gestanden haben, daß sie nicht gar recht und christlich gen die lange Lise und deren Pflegetochter hätten gehandelt und seien selbige auch wirkliche Hexen gewesen. Wie aber nahm Angst und Scheue erst überhand, da Gott der Herr nämlichen Abends noch den Vorboten seines Strafgerichts zwar für alle deutschen Lande, insonderlich aber für das Dörflein Weiher hat gesandt! Nemlich es erschien in der Nacht noch ein schrecklicher Comet, mit einem langen brennenden Schweif am Himmel. Etzlicher Orten, wo der Comet hernach gestanden, verspürete man einige Tage vorher feuerige Strahlen. Seine Farbe war anfänglich ganz röthlich, anderswo aber bleichrother Farb', so je mehr und mehr verblichen, bis er ganz verschwunden. Er stunde der Erde näher, denn der Mond und zeigete sich einiger Orten 27 Tage, anderer aber mehr und solches auch im Dorfe, wo mein Vetter, der Friedelbauer wohnete.

War aber der Comet grausam und fürchterliich anzuschauen und so er einen Tag früher gekommen, wäre Vieles nicht geschehen, so ohne dieß geschehen ist, dieweil vor seinem Antlitz alle Herzen erbebten und in Ahnung großen Unglücks stehen mochten. Ist auch dem, was da die Allmacht mit der sündigen Menschheit geredet, treulich Wort gehalten und nachgekommen worden, wie solches noch in gutem Andenken steht und für alle Zeiten in der Erinnerung der Menschheit stehen wird.

Habe also weitläufig der schönen Annmarie von Weiher Historie erzählet, dieweil es mit dem, so da nachfolgt, in gutem Bezug steht, wie leichtlich erhellen wird nachfolgends.

Muß aber noch berichten, daß mir der Friedel vor seiner Wegreise die Sorge für das arm' krüppelhaft Büblein, so da nicht einmal reden konnte, sehr auf's Herz band und hab' ich und seine Schwester, so danach mein ehelich Weib geworden, ehrlich seinem

Verlangen willfahret. Was der Friedel aber mit dem Annmariele noch geredet, erfuhr nicht Vater und Mutter, noch Schwester und Freund, das nahm er mit sich hinaus in die weite Welt und ist ihm solches niemals entschlüpfet, auch gen keinen Menschen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von **George Hiltl.**

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Fortsetzung.)

Daß diese beiden Männer Jeanne und deren Begleiter verfolgt hatten, konnte ich mir leicht sagen; aber ich war nicht im Stande, einen Entschluß zu fassen. Sollte ich umkehren, den Schwestern dieses kleine Erlebniß mittheilen? Ich platzte dann vielleicht in ein Geheimniß hinein, welches sie sorgfältig hüten mußten. Vielleicht auch war das Ganze sehr harmlos — aber die beiden Verfolger hatten sich zugeflüstert: „Sie waren es" — die Kleine trug den Korb auf Geheiß des Hochgewachsenen zu den Benedictinerinnen. Wer waren diese? Nonnen; aber es gab zu jener Zeit keine Klöster, die frommen Schwestern waren ausgewiesen, ihre Orden aufgehoben — verboten. Jene Benedictinerinnen mußten also im Verborgenen *leben*. Ich befand mich inmitten einer Menge kleinerer oder größerer Räthsel und begann bereits das Schreiben der Frau de Lapalaye als verhängnißvoll zu betrachten. Da ich jedoch nichts weiter unternehmen konnte, eilte ich so schnell wie möglich in meine Wohnung.

Hier fand ich meine Wirthin, welche mir ein Schreiben mit dem Siegel der Republik einhändigte. Ich erbrach es und las: „Der Bürger Lemaître wird hiermit zu morgen früh um 10 Uhr auf das Bureau des Instituts beschieden. Gez. Dermonville." Ich durfte annehmen, daß dieser Bescheid meiner künftigen Anstellung galt und diese Aussicht drängte für den Moment alle heutigen Erlebnisse in den Hintergrund.

Am folgenden Tage machte ich mich daher auf und ging, mit meinen Schulzeugnissen versehen, in den Louvre, der zu jener Zeit das Bureau des Instituts war und wo die Mitglieder ihre Sitzungen hielten. Ich wurde, nachdem ich mich Dermonville vorgestellt, zu Herrn Carnot geführt, der mich sehr freundlich empfing und mir eine Anstellung als Secretair im Bureau der Abtheilung für Physik und Mathematik zusagte, doch könne meine Anstellung erst im Januar stattfinden, weil der erste Consul eine Veränderung im Dienstpersonal des Institutes beabsichtige. Mit der Zusage Carnots, die mir schriftlich ausgefertigt wurde, war meine Hoffnung erfüllt und ich konnte nun mit Ehren Herrn Carateau die Aufwartung machen. Ich lief im Louvre umher, weil ich bei den Beamten die Stunde erfragen wollte, in welcher der Huissier am Besten zu sprechen sei — als ich eine gewisse Bewegung unter den vielen Leuten bemerkte, die sich in der kleinen Galerie vor den Bureaus befanden. Nicht lange nachher sah ich einige Männer die Treppe herauf kommen, denen Alles Platz machte. Ich stand gerade an einem der großen Fenster. Der mir zunächst gehende Mann heftete, als er bei mir vorüber kam, einen durchdringenden Blick auf mich, hielt sogar, ehe er weiter schritt, etwas im Gehen inne, auch ich hatte ihn wieder erkannt, obwohl meine Begegnung mit ihm nur sehr kurze Zeit gedauert hatte — es war eben Derselbe, welcher mich an dem vergangenen Abend in der Templestraße befragte: „wo die drei Männer und das Mädchen geblieben seien" und der sich für meine Antwort bedankt hatte. Als dieser Mann nun hinter der nächsten Thür verschwunden war, fragte ich einen der Anwesenden. „Wer war jener Herr?" — „Kennen Sie ihn nicht? Es ist der Polizeiminister Fouché," lautete die Antwort. Mein Staunen machte jetzt der Besorgniß Platz, denn der gefürchtete Name war damals schon in Jedermanns Munde. Es ward mir klar, daß die drei Männer und Jeanne von der Polizei verfolgt oder doch beobachtet wurden, ja — sie mußten sogar wichtige Persönlichkeiten sein, da Fouché selbst ihre Spuren ablauerte und diese Leute, oder doch Einer von Ihnen, verkehrten mit den Damen Cicé.

Ich beschloß, nähere Erkundigungen einzuziehen, machte meinen Besuch bei Herrn Carateau, fand dort sehr liebenswürdige Aufnahme, wurde zum Diner bei ihm behalten und blieb wieder bis zum Dunkelwerden dort. Als ich die Wohnung des Huissiers verließ, der in der Straße Calandre wohnte, nahm ich den Rückweg durch die Straße Boucherie und befand mich nach wenigen Schriten vor einem großen Laden, der ein Schild mit der Inschrift: „Gabriel Le Cocq, Lieferant" trug. Es war sicher derselbe Mann, an welchen ich Empfehlungen in der Tasche trug, und ich beschloß, auch ihm einen flüchtigen Besuch zu machen, mindestens mich zu erkundigen, ob ich zu gelegener Zeit meine Aufwartung machen dürfe. Herr Le Cocq war zufällig im Laden. Er empfing mich freundlich und ich sah sogleich, daß ich einen Geschäftsmann von echtem Schrot und Korn vor mir hatte. Herr Le Cocq zeigte mir seine großen Waarenlager, seine Droguen und Vorräthe aller Art. Er erzählte dabei, wie er als armer Commis nach Paris gekommen sei und wie er die Proviantirungen der republikanischen Armee übernommen. Das war für mich ziemlich langweilig, und ich suchte Gelegenheit, mich empfehlen zu können, aber Herr Le Cocq war nicht los zu werden. „Nein, mein junger Freund und Landsmann," sagte er, „Sie müssen noch unserer Vaterstadt berichten, wie mein Magazin beschaffen ist — Alles müssen Sie sehen — Heda, Ihrt dort," rief er einigen Leuten zu, die im Magazin arbeiteten. „Nicolas, Du sollst diesen jungen Bürger in den Keller, in die Faßbinderei führen — er will unser Geschäft kennen lernen — gehen Sie mit Nicolas. — Sie werden sehen, wie ich arbeiten lasse, Sie werden sehen, wie die Gemüse und Droguen im Großen und Kleinen in Fässer geschlagen und verpackt werden."

Ich konnte nicht ablehnen, ging also mit Nicolas, der das Aussehen eines Küfers hatte, in den großen Hof, von da in eine mächtige Remise. Hier waren

einige Dutzend Leute beschäftigt, Droguen, getrocknete Früchte und Gemüse in Fässer zu schlagen, dicht daneben war eine Faßbinderei, wo viele Böttchergesellen arbeiteten. „Diese Fässer gehen nach Afrika und Amerika," sagte Nicolas stolz. „Alle Welt in Paris kauft die Fässer von uns, große und kleine — wie Sie dort deren sehen." Er wies auf die Menge von Fässern, welche an den Wänden lagerten. „Ah, mein Herr," sagte er plötzlich, „Sie wollen wohl Ihre Bestellung besichtigen — dort hinten ist einer der Arbeiter damit beschäftigt." Diese Worte waren an einen Mann gerichtet, der sich in der Werkstatt befand und der, wie noch einige andere Besteller, zwischen den Arbeitern umherging. Ich blieb neugierig und erstaunt dicht neben diesem Manne stehen, denn ich täuschte mich nicht. Es war der Hochgewachsene, den ich in Gesellschaft Jeanne's und zweier Begleiter am letzten Abend in der Straße Corderie gesehen hatte, der in das Haus der Cicés ging, den Fouché verfolgte. Er trug den runden Hut, hatte einen Bart und denselben Anzug, mit dem er bei seiner Wanderung gestern Abend bekleidet gewesen. Ich empfand einige Besorgniß bei dem Gedanken, daß ich nicht aus dem Bereiche einer jedenfalls räthselhaften und dunklen Verkettung kommen sollte, denn die betreffenden Personen tauchten fortwährend vor mir auf. Indessen überwog meine Neugier doch die Besorgniß; ich vermochte vielleicht hier der Enthüllung näher zu kommen. Der Fremde ging mit Nicolas in den Hintergrund der Werkstatt, wo sie beide vor der Arbeitsbank eines Gesellen stehen blieben. Ich sah, wie der Fremde ein ziemlich großes Faß aufmerksam betrachtete, die Dauben befühlte, die eisernen Reifen prüfte und zuweilen mit der Hand in das Spundloch fuhr. Nach einiger Zeit empfahl er sich und verließ schnell die Werkstatt. „Kennen Sie den Herren?" fragte ich Nicolas, als dieser wieder zu mir trat. — „So gut, wie gar nicht. Es ist, so viel ich weiß, ein Weinhändler aus Bordeaux, der schon einige Male Fässer bei uns bestellt hat und sich Milly nennt. Dieses Faß dort unten ist nach seiner Zeichnung gefertigt; er hat die Idee, moussirende Weine darin verschließen zu wollen und es soll eine besondere Vorrichtung am Spundloche angebracht werden." Ich mußte mich mit dieser Erklärung begnügen, ging wieder in den Laden zurück, wo ich Herrn Le Cocq nicht mehr fand. Da es schon spät war heute, ließ ich einen Gruß für ihn und schlug den Heimweg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todten von Solferino.

Der Wiener „Presse" wird aus Venedig geschrieben: Im vorigen Jahre stellten sich der Präfekt von Venedig, Senator Torelli, und der Abgeordnete Graf Cavriani, an die Spitze einer Privatsubscription, um die in der Schlacht von Solferino und San Martino gefallenen Krieger, ohne Rücksicht auf die Armeen, denen sie angehörten, in ein gemeinsames Grab zu legen und zugleich die Erinnerung an diese Schlacht durch ein Denkmal aufzufrischen. Bekanntlich betrug die Zahl der in der Schlacht von Solferino engagirt gewesenen Kämpfer über 300,000 Mann, von denen 35,000 außer Gefecht gesetzt und 10- bis 11,000 Mann getödtet wurden. Das Begräbniß einer so großen Anzahl von Todten konnte, namentlich in jener Jahreszeit, nur in sehr unvollkommener Weise erfolgen und war in der That so mangelhaft, daß alle Augenblicke Gebeine der Verstorbenen zum Vorschein gelangten. Wohl bemühten sich die Behörden, diesen Uebelstand möglichst abzustellen, doch ergab sich bald die Nothwendigkeit, in ausgiebiger Weise abzuhelfen, und der Zweck der erwähnten Subscription war eben jener, die sterblichen Ueberreste der bei Solferino Gefallenen in anständiger Weise und an einem der Gefahr der Entweihung nicht ausgesetzten Orte in einem gemeinsamen Grabe zu beerdigen. Da das Gemeindegesetz die Ausgrabung von Todten vor Ablauf von 10 Jahren verbietet, so mußte mit der Durchführung des edlen Werkes bis zum 24. Juni v. J. gewartet werden. Indessen hatte jene in privater Weise betriebene Zeichnung als Ergebniß die Beistellung einer Summe von 43,000 Fr. gehabt. Als der erforderliche Zeitraum von 10 Jahren verstrichen war, wurde an die Ausgrabung der Gebeine der Gefallenen gegangen. Es wurden in jeder Section gewissenhaft die Zahl der aufgefundenen Leichen und das Terrain verzeichnet, auf welchem dieselben ausgegraben worden waren. Die aufgefundenen Gebeine wurden nach den Sectionen in geschlossenen Kisten, in eigens dazu errichteten Beinhäusern verwahrt, bis sie dann in die hiezu bestimmten gemeinschaftlichen Beinhäuser versenkt wurden. Mit großer Gewissenhaftigkeit wurden die bei den verschiedenen Leichnamen gefundenen Gegenstände gesondert, genau verzeichnet und geordnet. An Goldmünzen wurden ganze, halbe und Viertel-Napoleons-d'or, ungarische Dukaten, halbe Savoyarden und halbe Souverainsd'or, an Silber Fünffrankstücke, Gulden und Zwanziger im Gesammtbetrage von 800 Fr. aufgefunden. Unter anderen Gegenständen wurden z. B. sechs Krim-Medaillen ausgegraben, von denen zwei die Namen der Besitzer eingravirt tragen. Von den 7 aufgefundenen Siegelringen tragen zwei die Wappen österreichischer Adelsgeschlechter, einer den ganzen Namen des Besitzers und 2 Initialen mit Adelskronen darüber. An einigen Skeletten konnte sogar die Person Derjenigen constatirt werden, denen sie angehörten. Bei einem derselben lag ein beinahe ganz vernichtetes Portefeuille, welches jedoch in seiner Mitte eine ganz zu lesende Adresse trug. Bei einem andern wurden fünf ganz gut erhaltene Briefe angetroffen. In einigen Schädeln wurden die Kugeln entdeckt, von denen die Betreffenden getödtet worden waren; es wurden diese in den Schädeln selbst aufbewahrt. Anfangs November wurde mit der Ausgrabung begonnen, welche gegen Ende Januar d. Js. beendet wurde, und das Ergebniß derselben war die Auffindung von 8177 Gerippen, welche beinahe alle noch Ueberreste der Uniformen trugen, nach denen die Armee und die Truppenkörper der Begrabenen genau constatirt werden konnten. Die Ausgrabungen werden wieder fortgesetzt, und indessen wird an der würdigen Ausstattung der beiden Beinhäuser von Solferino und San Martino gearbeitet. Bis Juni d. Js. wird Alles vollendet sein, worauf dann die feierliche Beisetzung in denselben erfolgen wird. Zur Theilnahme an dieser erhebenden Feier sollen Vertreter der französischen wie der österreichischen Armee geladen werden.

* Charade

Löser, die zwei ersten suche
In der Dichtkunst heil'gem Land,
Doch die dritte in dem Buche
Der Natur: ein helles Band.
In dem Westrich ist das Ganze
Ein gar trautes schönes Thal,
Auch ein Ort im Bergeskranze
In des Glanes prächt'gem Saal.

r.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25.

Weihenstephan.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 29. Speyer, Donnerstag, den 10. März 1870.

* Die Pestjungfer.

Von **Aug. Becker.**

(Fortsetzung.)

2.

Das Klageweib.

Wie der Menschheit durch untrügliche Zeichen am Himmel und Erde ist verkündet worden, ist auch darnach geschehen aller Orten im Uebermaß. Ehe aber dieß Unglück seinen völligen Ausbruch nahm, erschienen zu Jedermanns Entsetzen Anno 1619 drei Sonnen am Himmel, also daß alle Welt in großer Sorge stund wegen der Abreise unseres nun höchstseligen Churfürsten von Heidelberg nach Prag, und wolleten viele nichts Gutes dabei sehen für die Folge, welches auch in Ansehung der daherrührenden Verwüstung unserer edlen Pfalz richtig eingetroffen.

Ein Jahr nachher entzündete sich nemlich im Monat Augusti die Kriegsflamme und ward der wälsche Markgraf Ambrosius Spinola auserlesen, mit spanischen und burgundischen Kriegsvölkern die Pfalz am Rhein zu verheeren, was er auch trefflich vollführet, inzwischen die Unirten still gesessen und nichts gethan, als daß sie das Land gleich den Feinden verderbeten. — Ist darnach auch von des Churfürsten Freunden mit Glück und Unglück gekämpfet worden, und hat sich in solchem Krieg insonderlich der pfälzische Reiteroberst Oberntraut ausgezeichnet, unter dessen Cornets, wie das Gerücht ging, auch meines Vetters Friedel stund. Schon zu der Zeit war großer Jammer in den pfälzischen Landen, die fremden Völker verzehreten Alles und fügeten dem Unterthan all' möglich Herzeleid zu, — waren auch die Landstraßen aller Orten unsicher, sonderlich passeten die Wallonen den Leuten auf, mergelten mit Auferlegung großer Contributionen das Land aus, hieben die fruchtbaren Weinstöcke und Bäume ab und thaten noch sonst den Leuten, insonderlich etzlicher Orten dem Weibsvolke großen Schaden an, daß Jammer und Noth herrschete überall im Lande.

So kam das Jahr 1622 heran, also vier Jahre nach der Historie mit dem Annmariele. Ich befund mich wiederum bei meinem Vetter, dem Friedelbauer, in dem Dörflein Weiher, dieweil itzt bald sollte mein' und seines Töchterleins Hochzeit sein. Auch in das Dörflein hatte sich des Krieges Jammer erstreckt, es wollete Niemand mehr arbeiten und die jungen Leute gingen zu Lauterburg, da der Mansfeld sein Hauptquartier hatte aufgeschlagen, dieweil dieser berühmte, tapfere Feldherr Patente für 6000 zu Fuß und 1600 zu Pferd zu werben ertheilte.

Fing aber dieses Jahr wiederum mit grausamen Zeichen an und waren große Feuer am Himmel zu sehen und haben sich solche Anzeichen als richtig bewähret. Der Mansfeld ließ Landau und die speierische Burg Meidenburg, so nur eine Stunde ist von dem Dörflein gelegen, stürmen, thät allenthalben im Elsaß zu Bergzabern, Weißenburg, Hagenau und etlicher ander Orten großen Schaden und bekam insonderlich auf der Meidenburg große Beute. Der Tilly aber stund mit seinen Bayern über'm Rhein, am Neckar und nahm alle festen Orte dorten weg, bis die zwei aneinander geriethen.

Wir aber in dem Dörflein stunden täglich erschreckliche Angst aus, insonderlich wurde der Friedelbauer mit grausamen Ahnungen und Aengsten gequält. Einmal wollete er von dem Gespenst seines längst vergessenen Bruders gejagt, ein anderesmal von einer Hexe gepeinigt worden sein, so da der langen Lise gleich sah, wie ein Wassertropfen dem andern, — und wieder wollete er von einem blutigen Weib als ihren Mörder sich angeklagt sehen. Er hatte nicht einmal so viel Herz, allein mehr im Felde zu gehen, dieweil ihm überall bekannte Gesichter erschienen, — ja er wollete allein nicht einmal mehr im Hause bleiben, dieweil er sich vor dem ungestalteten Buben, dem Jackele, fürchtete, so wir noch im Hause hatten. Aber es gab außer ihm noch Leute, die da von ungeheuerlichen Dingen redeten, so sich itzt zutragen, — und die Meisten sahen das arme, taube Büblein nur mit großer Scheue an, dieweil sie sageten, es sei ganz gewißlich ein Wechselbalg, gehe mit dem Teufel und seiner Rotte um und verdiene nichts Besseres, denn das Schicksal derer, so ihn im Dorfe gelassen.

Nun muß ich selber gestehen, daß das Büblein ein seltsam Bürschlein ist gewesen, — öfters in der Nacht, da man in sein Bettlein schauete, war kein Jackele zu sehen, des andern Morgens aber war er wiederum da; was er aber gethan und wo er gewesen, konnte man von ihm nicht herauskriegen. Etliche aber wolleten ihn des Abends, da schon die

meisten Leute im siebenten Traum gelegen, in ungeheuerlicher Gesellschaft gesehen haben, item sagte auch der Feldschütz, daß er ihn einstmals unten am Bruch, so da ein sumpfig Stück Land gewesen, bei übler Gesellschaft sitzend, gesehen habe, daß er nicht anders vermeinet, als er sehe den Teufel mit seiner Großmutter bei dem Büblein. Solches hat auch der Nachtwächter bestätiget und gesaget, es schlichen zum Oefteren gräuliche Gestalten um das Dorf zur Mitternachtszeit und wo er sie gesehen, da sei gewiß des anderen Tages eine Kuh todt gefunden, ein Schwein gestohlen, oder der Hühnerstall geleert worden, oder ist gar im Hause an Menschen ein Unglück geschehen. Hätte derhalben auch nicht viel gefehlet, daß man dem seltsamen Büblein den Garaus gemacht, aber da geschah eines Tages ein groß Wunder.

Neulich, da der Feldhüter (so beiläufig gesagt der Aergsten einer gewesen, als es der langen Lise galt,) an einem Mittage am Bruch vorbeiging, trat aus dem Rohr alldorten ein fürchterlich groß Weib, in seltsamer Kleidung und entsetzlichen Ansehens, daß er nicht anders gemeint, als er sehe das Klageweib, so da anzeiget, wenn Jemands Todestag ist, — die hatte ihm aber etwas ganz Verschiedenes zu berichten, nemlich sie sagete also:

„Höre, Du Schelm, so man im Dorfe nur ein Härlein auf des Jackele Häuptlein krümmt, müssete das ganze Nest Euch über dem Kopfe zusammengebraunt werden. Richtet Euch darnach ihr Schelme!"

Das hatte dem Feldhüter solche Angst gemacht, daß ihm das Herz erzitterte und die Lenden schütterten, und zum Uebermaß seiner Noth mußte er noch an den Sandgruben vorbei, allda ein Mann stund, dessen Anblick gar erschrecklich gewesen und hat ihm solcher nur bestätiget, was er von dem Weibe vernommen. Das sagete der arme Geselle im Dorfe und Niemand that ferner dem Jackele etwas zu Leid, im Hause und im Dorfe aber sah man das Büblein voll großer Scheue an.

Dazumal aber hatten die fremden Kriegsvölker die ungarische Krankheit in's Land gebracht, daran starben viel Menschen dahin und in unserem Dorfe kamen zum Oeftern auch solche Fälle vor. Es war eine böse Zeit, — die Käuzlein auf den Dächern schrieen in einem fort und anzeigten sich als rechte Todtenvögelein; auch das Klageweib — so etlicher Orten die Wehmutter heißet — ließ sich in der Nacht vor den Fenstern blicken und stund es also schlimm um das Dorf, daß Gott kein Erbarmen mehr hatte.

In des Friedelbauers Haus lag aber meine Baase, des Kätherle Mutter, todtkrank darnieder, — das Jackele stund mit seltsamer Geberde vor ihrem Bette, dieweil sie dem Büblein war gewogen von jeher. Das Kätherle stund in großem Zweifelmuth, — draußen heulete wiederum das Todtenvögelein, die Mutter aber begehrete in ihrer letzten Stunde noch des Friedels, ihres einzigen, theueren Sohnes, der noch nichts von sich hatte hören lassen.

Da wollete dem alten Friedelbauern das Herz brechen, daß der Sohn nicht da, — und war großer Jammer im Hause, draußen aber heulete der Nachtföhn mit dem Käuzlein um die Wette.

Da pochte es an's Fenster, das Jackele warf sich schreiend auf der Sterbenden Lager, — der Friedelbauer aber sah an's Fenster und fuhr entsetzt zurück: vor dem Fenster stund mit fliegendem Haar das Klageweib.

Wir alle waren vor Schrecken ganz stumm. — Die Sterbende rief kläglich nach ihrem Sohn und Niemand mochte sie trösten. Und mit wiedergekehrter Lebenskraft riß sie sich von ihrem Lager auf, redete ganz vernehmlich, wie daß das arme Annmariele ein unschuldig Mägdlein gewesen sein müsse: solches habe sie immer geglaubt, und getreulich der greulichen Marter, damit sie gepeinigt wurd', widerrathen. Das Elend aber, so itzt auf dem Dorfe liege, hätte man sich damals auf den Hals geladen, da man die lange Lise auf den Hexenstuhl gesetzet, das fremde Weib geschossen und das Annmariele zu Tode gemartert habe, also daß dem Friedel alle Lust am Leben genommen und ihr ein Sohn geraubet wurd'. So klagete und jammerte sie bis nach Mitternacht.

Das Gespenst vor dem Fenster war bald wiederum mit dem Sturm dahingebrauset, — auch das stumme Jackele war nirgends mehr in der Stube zu sehen. Alle hatte ein unsäglich Grauen erfasset, insonderheit war der Friedelbauer ganz weg und saß dorten mit gesenktem Kopf, sonder Kraft und Will' sein sterbendes Ehegemahl zu trösten. Da wurd' plötzlich die Thür aufgethan und hereintrat ein Rottenmeister von den pfälzischen Reitern des Obristen Oberntraut, so da ein gar tapferer Herr gewesen und einiger Orten schon unterschiedliche Haufen Spanier hatte darnieder gehauen.

Der ging eiligen Schrittes durch die Stube auf das Lager der Kranken hin und die schrie mit lauter Stimme:

„Mein Friedel! mein Sohn!"

Es war auch der hochgestaltete Rottenmeister kein Anderer, denn meines Vetters Friedel.

Die Base starb in selbem Augenblick, da sie ihren Sohn wieder gefunden.

Der Friedel aber war mit seiner Rotte von einem Streifzug am Dorfe vorüber gekommen und hatte ihm allda das stumme Jackele seiner Mutter Sehnsucht und schlimmes Befinden wo möglich durch Gebärden klar zu machen gesucht, worauf er denn auch mit seinen Leuten in's Dorf geritten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von **George Hiltl.**

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Fortsetzung.)

Die Erlebnisse der letzten Stunden beschäftigten mich unablässig; ich sagte mir, daß die Damen Sicé

in einer gefährlichen Verbindung steckten, die ich freilich nicht zu enträthseln vermochte. Wußten sie um die gefährliche Lage des Fremden. Waren sie Theilnehmerinnen irgend eines Unternehmens, welches das Licht zu scheuen hatte? — Ich mußte der Sache auf den Grund zu kommen suchen und dazu schien mir am Besten die Fortsetzung der Bekanntschaft mit den Damen Cicé geeignet; wenn ich aber hinter irgend etwas kommen wollte, so mußte ich ohne vorherige Anzeige in das Haus der Straße Corderie gelangen, denn hatten die Damen einen Grund, ihre Verbindung mit dem Fremden zu verbergen, so trafen sie gewiß Vorkehrungen, mir jeden Einblick unmöglich zu machen. Ich wartete noch einige Tage, dann ging ich zur Mittagszeit keck in die Straße Corderie, ich hatte mir selbst diese Aufdringlichkeit dadurch verziehen, daß ich mir Hoffnung machte, die Damen Cicé möglicherweise vor gefährlichen Personen warnen oder schützen zu können.

Als sich die Thür des Hauses öffnete, erschien die Magd, deren Wesen mir verstört vorkam; sie machte einige Redensarten, aber ich that, als höre ich dieselben gar nicht, sondern stieg die Treppe hinauf. In der offenen Thür des Wohnzimmers traf ich auf Aimée, deren sichtliche Verlegenheit ich dadurch zu beschwichtigen suchte, daß ich mit großem Eifer hastig die Nachricht von meiner erfolgten Anstellung mittheilte. Aimée beglückwünschte mich in zerstreuten Worten — sie blickte sich einige Male um und fuhr erschrocken auf, als Blanche aus dem nächsten Zimmer trat — es war nun unmöglich, ihre Gegenwart zu leugnen, und ich sah, wie die Schwestern sich Zwang anthaten, mich zu bewillkommnen, ich hatte mir aber vorgenommen, nicht zu weichen, ohne etwas näher gerückt zu sein — und blieb im Zimmer. Meine Blicke suchten irgend einen Anhaltpunkt, ich bemühte mich nicht vergebens, denn ich sah auf einem Stuhle des Vorzimmers einen Männerhut liegen — ich kannte diesen mit dreifarbigem Bande eingefaßten Hut sogleich wieder — der Fremde hatte ihn getragen — der Träger war also hier im Hause. „Ah, verzeihen Sie," sagte ich schnell gefaßt, „Sie haben Besuch — ich will nicht länger stören, es war unrecht von mir, Sie überrascht zu haben." Die Schwestern wechselten einige Blicke, dann sagte Blanche: „O, durchaus nicht — Sie stören nicht, Herr Lemaître. Wollen Sie an unserem Diner Theil nehmen?" Ich war begierig zu erfahren, wie die Anwesenheit des Fremden mir verborgen werden sollte, oder ob ich mit ihm zusammen treffen würde. Ich willigte deshalb ein. „Herr Lemaître," sagte jetzt Blanche mit ernster, fast feierlicher Stimme, „Sie sind jung, sind gefühlvoll. Eine bewährte Freundin unseres Hauses hat Sie uns empfohlen und wir sehen Sie als Freund an. Sie würden mit einer Art von Verdacht fortgehen, dieser Hut da gibt Ihnen den Beweis, daß ein Gast in unserem Hause weilt. Wir könnten leicht einen Vorwand finden; denn weshalb sollten wir nicht einen Mann bei uns sehen, der gerade eben so gut, als Sie selbst, unser einfaches Mahl theilen kann — einen Verwandten, einen Freund? Aber ich will offen sein, Sie sollen sehen, daß wir dem Pathen der Frau Lapalaye unser Vertrauen schenken, auch könnten Sie mit unserem Gaste zufällig in der Stadt zusammentreffen — wir müssen Ihnen also ein Geheimniß anvertrauen. Der Mann, den Sie heut bei uns finden werden, ist ein royalistischer Flüchtling. Er gehörte zu den Kämpfern Georges Cadoudal's, und diese gerade sind es, welche die Spione Fouchés suchen. Der Herr von Brisseuil — so ist der Name unseres Emigranten — hält sich in Paris auf und verborgen, weil seine Papiere noch nicht in Ordnung sind und weil die Zurücknahme des Verbannungsdecretes gegen ihn durch den Consul von seinen Freunden betrieben wird. Würde Fouché seiner habhaft, so sähe Brisseuil einer langen Untersuchung entgegen. Wir erwarten, daß der Consul Gnade üben werde." Ich bedankte mich in herzlichen Worten für das Zutrauen, welches mir bewiesen wurde, obwohl ich nicht rechten Glauben daran hatte. Entweder spielte der Fremde — wenn es derselbe war, mit dem ich nun schon bereits ein Mal zusammengetroffen — eine zweideutige Rolle, oder die Damen Cicé suchten mich dennoch zu täuschen; denn unmöglich konnte ein Mann, der Ursache hatte, sich vor Fouché zu verbergen, in der offenen und besuchten Werkstätte Le Cocq's verkehren, Weinfässer bestellen, und dieses Alles, ohne seine Gestalt im Geringsten zu verändern. Einige Minuten nach der Eröffnung, welche Blanche mir gemacht, war ich im Klaren. Der Fremde stand mir gegenüber; es war der Mann, den Fouché belauerte, der Besteller des Weinfasses bei Le Cocq, der hier als Herr von Brisseuil — bei Le Cocq als Weinhändler Milly figurirte. Der Herr von Brisseuil fuhr bei meinem Anblick zurück — er mußte mich wiedererkennen, und ich sah ihm an, daß er unsere kurze Begegnung bei Le Cocq fürchtete, da er förmlich das Gesicht veränderte. Die Cicés nahmen dies für Verlegenheit, weil der Emigrant einem Fremden gegenüberstand und beeilten sich ihm mitzutheilen, daß man mir vollkommen trauen könne, daß ich bereits um Brisseuil's Lage wisse, und daß ich gar keinen Grund habe, einem braven Manne seine Begnadigung durch einen Verrath an Fouché zu erschweren. Brisseuil wurde nun zutraulicher, aber obwohl ich sein Gesicht schön, seine Manieren gefällig nennen mußte, entging mir doch nicht der unstäte, lauernde und scheue Blick seiner stechenden Augen. Er blinzelte mich fortwährend verstohlen an, da ich aber unbefangen blieb, mochte er wohl bald die Gewißheit haben, er sei von mir nicht gekannt oder auch gar nicht einmal betrachtet worden. Er begann nun viel von seinen Kämpfen in der Vendée zu erzählen; diese Geschichten waren recht unterhaltend, und ich trennte mich ungern von dem seltsamen Menschen, der mich anzog und wieder abstieß. Wohl drei bis vier Mal überlegte ich, ob ich den Damen nicht mein Zusammentreffen bei Le Cocq mittheilen sollte — aber die Augen Brisseuil's hatten zuweilen so drohenden Ausdruck, daß ich in der That seinen Zorn fürchtete, wenn meine Enthüllung ihm nicht genehm war. Ich beschränkte mich darauf,

beim Fortgehen Aimée zu sagen: „Ich bitte Sie, mir gnädigst auf Ihr Wort zu sagen, ob der Herr von Briffeuil nicht noch unter anderem Namen in Paris auftritt. Es wäre doch gut, das zu wissen, wenn ich mit ihm zusammenträfe." — „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir ihn nur unter seinem wahren Familiennamen kennen, auch wissen wir bestimmt, daß er nur mit uns und Denjenigen direct verkehrt, bei welchen er Obdach gefunden hat, und dies ist auch durch unser Fürwort geschehen. Mit seinen Freunden correspondirt er nur." Ich durfte dem Worte der braven Damen wohl trauen — der Fremdling oder Emigrant belog also seine Schützerinnen. „Und wer ist die kleine Jeanne?" fragte ich weiter. — „Es ist eine junge Schwester des Herrn von Briffeuil, die mit ihm flüchtete." Damit war meine Untersuchung vorläufig zu Ende.

In den nächsten Tagen begann ich die Sehenswürdigkeiten von Paris zu genießen, machte noch einige Besuche, erhielt wieder Einladungen der Ciecés, traf ein paar Mal mit Briffeuil zusammen und begann endlich der Vermuthung Raum zu geben, daß ich mich vollständig getäuscht und die Dinge zu schwarz gesehen habe. Zu dieser Umstimmung hatte jedoch, wie ich offen gestehen will, besonders die reizende Jeanne beigetragen; diese Schwester Briffeuil's traf ich mehrere Male bei den Ciecés, und nachdem ich mich so recht heiter und angelegentlich mit ihr unterhalten hatte, sagte ich mir bald genug, daß ich auf dem besten Wege sei, mich zu verlieben. Jeanne war aber auch ein ganz reizendes Wesen, ihre kindliche Unbefangenheit, ihr liebenswürdiger Humor wurden nur zuweilen gebannt durch einen strengen Blick des Bruders, und trotz aller Selbstbeschwichtigung meinerseits konnte ich mir nicht verhehlen, daß ein Geheimniß absonderlicher Art die beiden Geschwister bedrücken müsse. So war es mir höchst auffällig, daß Jeanne mir nie erlaubte, sie weiter als bis zur Straße Croissant zu begleiten, wenn ich sie ohne den Bruder nach Hause führte; ich sah sie dann in die Straße Montmartre hinab und durch die Barriere in die Vorstadt gehen — sie mußten also dort wohnen. Da ich in der That das schöne Mädchen liebte, hielt ich es für eine Indiscretion und verwerfliche Neugier, ihren Schritten nachzuspüren. Ich blieb deshalb zurück, ohne ihr zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus Kirchhofen, 27. Febr., meldet man der Badischen Landeszeitung: „Gestern zwischen 12 und 1 Uhr des Mittags verspürten wir hier einen von dumpfem Getöse begleiteten Erdstoß, dessen Schwankungen in der Richtung von Süden nach Norden etwa 4 Secunden anhielten. Diesem Erdbeben folgte heute ein Ereigniß, das wahrscheinlich mit ersterem im Zusammenhange steht und leicht großes Unglück im Gefolge hätte haben können. Es fiel nämlich während des vormittägigen Hauptgottesdienstes ein ziemlich großes Stück Mauer von der Decke des hiesigen Kirchen-Chors. Eine ansehnliche Zahl Knaben befand sich auf dem Chore, von denen jedoch glücklicher Weise nur einer, und zwar nicht lebensgefährlich, von den herabgestürzten Steinen verletzt wurde. Man kann sich den Schrecken und die Aufregung denken, in welche die versammelte Pfarrgemeinde durch diese Begebenheit, wobei eine größere Anzahl von Angehörigen in so augenscheinlicher Lebensgefahr schwebte, versetzt wurde." Auch aus Neuenweg, Alt-Schopfheim, Murg, Wehr, Schönau, Basel, Zill, Oeflingen wird der Badischen Landeszeitung von ähnlichen, zum Theil heftigen Erdstößen gemeldet.

Ueber den am 26. Febr. verstorbenen dänischen Dramatiker Henrik Hertz schreibt die D. Allg. Ztg.: „Mit diesem hochbegabten dänischen Dichter ist wieder ein Stück Romantik im besseren Sinne des Wortes zu Grabe gegangen. Hertz war am 25. August 1798 zu Kopenhagen von jüdischen Eltern geboren, studirte zuerst an der dortigen Universität die Rechtswissenschaft, wandte sich aber bald mit Vorliebe literargeschichtlichen und ästhetischen Studien zu. Seit 1826 versuchte er sich mit vielem Glück im Lustspiele. Einen durchschlagenden Erfolg errang seine polemische Dichtung „Gjengangerbreve" (1830), in welcher er das Philisterthum, die geist- und geschmacklose Pedanterie, die sich damals in der Literatur und Kritik seines Vaterlandes spreizte, mit einer bis dahin in jenen Kreisen unerhörten, Aufsehen erregenden Kühnheit geißelte. Die Lustspiele, die er hierauf erscheinen ließ, erinnerten in Bezug auf Plan und Anlage vielfach an Holberg, über den er jedoch hinausging, indem er zuerst einen gewandten und feinen Dialog in das Lustspiel einführte und so der Schöpfer des dänischen Conversationsstückes wurde. Sein eigentliches Feld schien jedoch das lyrische Drama zu sein, eine Spielart, die er seit den Vierzigerjahren fleißig anbaute. Neben mehreren Schauspielen, zu denen er den Stoff aus der dänischen Volkssage schöpfte, ist hier besonders sein Drama „König René's Tochter" (1846) zu nennen. Diese liebliche und von zartem Duft angehauchte Dichtung trug seinen Namen weit über sein Vaterland hinaus. Das Stück machte die Runde über alle bedeutenden Bühnen und ist auch ins Deutsche übersetzt worden. In seinen Novellen legt er seine Lebensanschauungen in humoristischer Form nieder. Seit 1850 lebte er zurückgezogen in seiner Vaterstadt im Genusse eines jährlichen Ehrengehalts von 1000 Thalern, den ihm der Reichstag aus freien Stücken bewilligt hatte. Von einer von Leo und Benedix veranstalteten deutschen Uebersetzung seiner „Gesammelten Schriften" sind nur drei Bände erschienen (Leipzig 1848)."

* Räthsel.

(Dreisylbig.)

Die Ersten beiden gibt es nicht,
Und hat es nie gegeben,
Doch sah'n wir manchmal das Gericht
Dagegen sich erheben.
Das Letzte thut oft der Soldat,
Der Baum im Frühlingstriebe,
Auch mancher, der empfunden hat
Die Qual verlor'ner Liebe.
Das Ganze martert meinen Leib,
Ich trinke Thee zum Schwitzen;
Drum will ich es zum Zeitvertreib
Als Räthselstoff benützen.

Auflösung der Charade in Nr. 27.

He — Kuba.
Hekuba, die Gemahlin des Priamus.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 30. Speyer, Samstag, den 12. März 1870.

* Die Pestjungfer.

Von **Aug. Becker.**

(Fortsetzung.)

Wir stunden noch in der Stube schmerzlich beweget und ohne etwelche Rede, da ein Reiter vor das Haus sprengete und nach dem Rottenmeister begehrete, dieweil auf der anderen Seite des Dorfes eine streifende Rotte des Feindes sich zeigete und von Jemanden geführet würde, der des Weges und des Ortes äußerst kundig sein müsse. So wurde der Friedel von seiner Mutter Leiche weggerissen und alsbald jagte auch ein Haufen feindlicher Reiter in's Dorf hinein, in Hoffnung, unversehens Friedels Mannschaft aufzuheben. Das Geschrei der Feinde und der pfälzischen Reiter, so bald selbigen schlagfertig entgegenstunden, rüttelte die wenigen Leute aus dem Schlafe, so sich heute Nacht demselben überlassen hatten, und nun hub ein böses Schießen und wüthendes Schlagen in der Nacht an, — die Sturmwolken hatten sich verzogen und ein klarer Fleck vom gestirnten Himmel ließ so viel Licht auf das Dorf fallen, daß man schon Feind und Freund unterscheiden mochte.

Bisher hatte die Ueberraschung meines Leibes und Geistes Kräfte gänzlich gelähmt, da ich aber itzt deutlich von der Gasse den Ruf Friedels vernehmen konnte, wollete ich nicht länger zusehen, da ich für den Freund und Bruder vielleicht etwelches thun konnte in seiner Noth. Rief derhalben auch alsbald den Knechten im Hause zu, itzt den Muth und die Herzhaftigkeit wieder zu zeigen, so sie einsmals gegen ein armes Weibsbild bewiesen, — ließ auch das Kätherle bei ihrer Mutter Leiche allein und suchte hinauszukommen auf der pfälzischen Seite, wo ich bereits schon etzliche beherzte Bauern aus dem Dorfe traf, die da wacker in die Feinde schlugen. Geschossen wurd' nicht mehr, aber desto trefflicher zugeschlagen, insonderlich theilete der Friedel Hiebe aus, die aus dem Salz waren, und zeigten sich seine Reiter als wackere mannliche Gestalten. Jetzt erscholl aus eines Weibes Hals der Ruf: „Feuer!" und loderte auch wirklich eine gefüllte Scheuer in hellen Flammen auf. Die aber stund nicht weit von des Friedelbauers Haus, also daß mein Herz in großer Angst darob erbebte. Ich zog mich aus dem Kampfe zurück in das Haus, ein Mann eilete eben über den Hof, in welchem ich mit großer Verwunderung beim Licht des Brandes jenen seltsamen Gesellen erkannte, den ich in der langen Lise Haus einsmals gesehen. Ich ahnete von seinem Hierverweilen das Allerschlimmste und leckten auch alsbald schon die Flammen um Haus und Scheuer, also daß ich mit knapper Noth noch in's Haus gelangen mochte, mein theuerstes Kätherle zu holen. Hatte das arme, schwache Mägdlein auch alsbald ereilt, nahm sie kräftiglich in meine Arme, sie aus der Flamme Bereich zu tragen, — aber da wollete sie wiederum in's brennende Haus zurück und schrie kläglich nach ihrer todten Mutter. Da ging ich denn mit Gottes Beistand nochmals in's brennende Haus, das Feuer leckte an Thür und Stiege und hemmte meine Schritte. Aber meines lieben Maidleins kläglich Rufen nach ihrer todten Mutter schlug mir an's Ohr, — ich schlich herzhaft weiter durch die Flamme und wäre wohl auch des Feuertodes gestorben, so mich nicht plötzlich Jemand am Arme gehalten und rückwärts aus dem Feuer gedrängt hätte, und da ich auffsah, war es ein großes bleiches Weib und da ich sie schärfer anblickte, war es die lange Lise.

Die aber sagte:

„Wo wollt Ihr hin, junger Herr? Ihr sollt doch nicht den Höllentod sterben! Die so Ihr suchet, ist bereits in Sicherheit — sie war ein brav Weib, nur ein Bislein schwach in ihrem Leben, — soll derhalb ihr Leichnam nicht im Feuer untergehen. Aber saget, wie steht es draußen!"

Ich hatte kaum die Kraft zu antworten, daß der Friedel mit seinen Leuten der Uebermacht unterliegen müsse, so da nicht unversehens Hülfe komme. Darauf fragete sie mit Hast:

„Wie saget Ihr? Der Friedel? Der Rottmeister ist des Friedelbauers Sohn?"

„Kein anderer!" war meine Antwort.

Sie stieß einen gellenden Schreckensruf aus: „Gott! Gott! Dann haben wir den verderbet, so der einzige Gerechte gewesen im Dorfe! So er noch zu retten, will ich es thun, des seligen Mädchens halber!"

Und darauf ist sie fortgerannt und hat mich stehen lassen. Und da ich wiederum eilete, dahin zu kommen, wo mein Kätherle war, hörete ich plötzlich vor dem Scheuerthor einen greulichen Angstschrei, so aus des Friedelbauers Mund kam; der stand dorten

wie von Gottes Strahl getroffen und ihm gegenüber ersah ich den greulichen Gesellen mit dem rothen Bart und schwarzen Schlapphut. Der grinsete so höhnisch und boshaft, wie mir noch niemals ist vorgekommen von einem Menschen, trat dann näher und redete in solchen Worten, so ich hören mochte, dieweil ich vor großem Staunen stille stund: „Nun, Friedel! Wer ist nun im Vortheil von uns beiden? Du hast mich aus dem Herzen des Vaters und von Hof und Gut verdränget, Schurke: wo ist Dein schönes Haus itzt? Du hast mir ein theures Weib erschossen: wo ist Deine Frau itzt? Du hast durch Deine teuflischen Anschläge meinem geliebten, frommen Kinde den Tod gebracht, — und in diesem Augenblicke verblutet Dein einziger Sohn unter den Säbeln, die ich über ihn hergeschickt! Und Du alter, heuchlerisch sündiger Bursche sollst meinem Messer nicht entwischen, oder Gottes Blitz soll mir Arm und Bein lähmen mein Leben lang, so ich Dich nicht zu allen Teufeln schicke!“

Hätte sich auch der Wüthige als ein reißendes Thier auf den Alten gestürzt, so ich nicht zwischen hinein wäre gesprungen und solches den mörderischen Gesellen zum Stehen gebracht, da er die Wehr ersah, die ich blank in der Hand gehalten.

„Was wollet Ihr von dem Alten, Bursche!“ rief ich ihm zu als er mich anstarrete.

„Gott's Wetter!“ rief er auf solche Frage. „Ihr traget Gelüste nach der Hölle, junger Laffe!“ Aus dem Wege, oder . . .“

„Nie und nimmermehr!“ antwortete ich herzhaftiglich.

„Nun, so komme Euer Blut über Euch selbst!“

Darmit hatte er mich angesprenget und wenn ich auch als Studente etzliche Hiebe schlagen konnte, hatte er mir doch allsogleich den Bratspieß aus den Händen geschlagen, und würde er sich auch sonder Zweifel an des zukünftigen Priesters Leib vergriffen haben, so mir nicht ganz wider Erwarten wäre Hilfe gekommen. Nemlich da ich schon sein Messer in meinem Magen zu spüren glaubete, da hängete sich das Büblein, das stumme Jackele an seinen Arm, darauf er auch alsbald von dem unchristlichen Vorhaben hat abgelassen, und nachdem er das Büblein zu sich aufgehoben und solches gethan hatte, als wisse es ihm etwas zu erzählen, wandte er sich an mich, der ich zitternd und in Todesangst vor ihm dagestanden und sagte auch:

„Verzeihet meine Heftigkeit, junger Herr. Ich kenn' Euch nun, Ihr habt ein Recht auf meinen Dank des Bübleins halber. Blitz und Hagel, Ihr kamt auch zur rechten Stunde, so Euch an dem Leben des Alten etwas gelegen. Aber er mag leben in Reue und in quälendem Bewußtsein sein Dasein fortschleppen, während ein Besserer, denn er, itzt wohl schon ausgelebt haben wird!“

Ich ermuthigte mich soweit, also zu reden:

„Wenn Ihr den Friedel meint, so wundert's mich, daß Ihr den verderben wollet; hat doch die lange Lise, das Weib, so Euch bekannt sein muß, große Sorge und Kümmerniß um sein Leben gehabt!“

„Ihr habt Recht! Ich that dies wider Wissen der Alten. Meine Rache gegen seinen Vater überwand das Dankgefühl, so ich für den Sohn verspüren muß; däucht mir doch, es müsse ihm sein Tod nicht als das Uebel vorkommen, als welches selbiger seinem Vater erscheinen muß. Des Sohnes Tod sollte mich an dem Alten rächen, so mir dieser entschlüpfen möchte.“ (Forts. f.)

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von **George Hiltl.**

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Fortsetzung.)

Wir befanden uns bereits in der ersten Hälfte des Decembers, das Wetter war sehr gelind und die Spaziergänger belebten alle Plätze und Promenaden von Paris. Ich hatte während meines Aufenthaltes verschiedene Bekanntschaften mit jungen Leuten gemacht, und da ich laut meines Anstellungsdecretes erst mit dem nächsten Jahre in Dienst des Instituts treten sollte, hatte ich Zeit genug, das zu thun, was man heut zu Tage „Flaniren“ nennt. Bei dieser Beschäftigung war die Person des ersten Consuls immer der Hauptgegenstand unserer Betrachtungen. Man konnte dieses interessante Gesicht auch nicht oft genug anschauen. Die Gestalt Bonaparte's war schon eine historische geworden und wir prägten uns seine Gesichtszüge, seine Figur so tief in das Gedächtniß, daß wir ihn fast eben so gut hätten portraitiren können, als dies noch in demselben Jahre durch den Maler Balbe geschah. Wenn wir um die Mittagszeit flanirten, blieb unsere ganze Gesellschaft am Carrouselplatze stehen, bis der Wagen mit dem ersten Consul aus den Tuilerien kam, dann gingen wir hinter dem Wagen her, der gewöhnlich durch die enge Straße Nicaise fuhr und hier langsamer fahren mußte, weil diese Passage verschiedene Krümmungen zeigte. Wir konnten dann an der Ecke der Straße Honoré den Consul noch ein Mal und recht in der Nähe sehen, ihn auch grüßen, was er immer mit einem höchst interessanten Lächeln erwiderte.

Dieser häufige Aufenthalt an den bezeichneten Stellen ließ mich auch verschiedene Personen kennen, das heißt, ich fand Müßiggänger genug, deren Gesichter mir durch das häufige Zusammentreffen bekannt wurden, und so hatte ich denn schon einige Male zwei Personen bemerkt, die mir durch ihre Bewegungen und Standtpunkte, welche sie einnahmen, noch auffälliger waren, als durch ihre Gestalten. Einer dieser Männer stellte sich gewöhnlich in der Nähe des Carrouselplatzes auf, der Zweite stand an der Ecke der Straße Nicaise. Sobald der Wagen des ersten Consuls aus dem Portale fuhr, gab der Erste dem Zweiten ein Zeichen, dieser lief dann die Straße Nicaise hinab und stellte sich jedesmal an einem bestimmten Orte auf. Dieses Manöver wiederholten die beiden Männer einige Male, wobei sie stets denselben Schritt innehielten. Ich würde auch darauf nicht weiter geachtet haben — denn man sah und sieht auf den Straßen von Paris wunderliche Dinge genug — wenn ich nicht zu meiner Verwunderung eines Tages die beiden Män-

ner nach zurückgelegtem Laufe im eifrigen Gespräche mit Briffeuil an der letzten Wendung der Straße Nicaise bemerkt hätte. Briffeuil war mit ihnen also bekannt, und ich mischte mich sogleich unter die Menschenmenge, um von ihm nicht bemerkt zu werden. Daß mein furchtbares Staunen durch diese Wahrnehmung gesteigert ward, bedarf wohl keiner Erwähnung, und ich beschloß, nun endlich einen Schlag zu führen, indem ich mir vornahm, Jeanne bei der nächsten Gelegenheit ernstlich zu befragen. Als ich mit ihr bei den Cicés wieder zusammentraf, war Briffeuil nicht zugegen und da meine Begleitung von ihr ohne Weiteres angenommen ward, als wir das Haus verließen, machte ich mir unser Alleinsein zu Nutze. „Jeanne," begann ich, „Sie werden mich wohl als einen Freund erkannt haben." — „Ich bin von Ihrer Freundschaft für uns überzeugt," antwortete sie. — „Nun denn — ohne Winkelzüge. Wissen Sie nichts Näheres über die Bekanntschaften Ihres Bruders in Paris?" Jeanne blieb einige Secunden stehen, sah mich groß an und sagte in treuherzigem Tone: „Ich weiß nur, daß die Damen Cicé unsere einzigen Bekanntschaften sind — die Leute ausgenommen, die —" sie stockte. — „Nun welche?" fragte ich gespannt. — „Die uns einen Zufluchtsort gewähren." — „O," rief ich, „ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, aber —" ich drückte bei diesen Worten ihre kleine Hand — „aber eine große unerklärliche Besorgniß bemächtigt sich meiner — denn Jeanne, Ihr Bruder hat sicherlich Verbindungen, die vielleicht zu seinem Schaden geschlossen, die Ihnen unbekannt sind." — „Sie erschrecken mich — ich schwöre Ihnen, ich weiß nichts davon. Er geht zuweilen aus — kehrt aber allein zurück." — „Sie verbergen mir Etwas. Ich habe Sie und Ihren Bruder einst in Begleitung zweier Männer gesehen." Jeanne wurde verlegen. — „Nun, da Sie es wissen wollen," sagte sie, „ja — es sind noch einige Leute hier — ehemalige Vendéer, die ebenso, wie mein Bruder sich verborgen halten, mit denen er zusammentraf, um gemeinschaftlich mit ihnen die Wege zu berathen, welche sie für ihre Rehabilitirung einschlagen müssen, aber jene Männer kommen nie zu uns." — „Sie verbergen sich Beide so ängstlich." — „Wir müssen den Agenten Fouchés entgehen. Mein Bruder gehört zu den stark Compromittirten." — „Aber Sie — weshalb bleiben Sie nicht bei den Cicés? Ich kann es Ihrem Bruder nicht verzeihen, daß er Sie, ein junges, liebenswürdiges Mädchen, in die Schlupfwinkel der Emigranten zieht, wo Sie — o, ich mag es gar nicht ausdenken — zwischen allerlei Abenteurern ihre Tage verbringen müssen." Jeanne stand wieder still. — „Sie irren, Herr Lemaître," sagte sie ernst. „Ich sagte Ihnen schon, daß Niemand uns in unserer Zurückgezogenheit besucht — es ist kein Schlupfwinkel, in welchem Abenteurer verkehren." — „Sprechen Sie wahr? ist es so — gewiß so?" Jeanne erfaßte meinen Arm. — „Ich weiß, daß Sie es gut meinen mit uns," flüsterte sie. „Ich will Ihnen zu Liebe, um Ihnen zu beweisen, daß wir in guter, edler Gesellschaft leben, mein Wort brechen. Sie sollen unsern Zufluchtsort kennen lernen. Kommen Sie." Ich fühlte bei diesen Worten mein Herz erleichtert. Ohne zu sprechen folgte ich ihr. Wir gingen durch die Straße Montmartre, dann in die Vorstadt. Es ward immer stiller und menschenleerer, die Häuser wurden spärlicher, unser Weg führte durch Gärten und zwischen Zäunen hindurch, bis wir in der Nähe der Straße Grande Bar vor einer Mauer Halt machten. „Wir sind zur Stelle," sagte Jeanne. „Sie schwören mir, nichts zu verrathen?" Ich gab Ihr die Hand darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Im Ostende von London. *)

„Ein Dutzend Peabodys können hier nicht mehr helfen!" so rief dieser Tage eines unserer ersten Blätter aus — und wahrlich, den grauenvollen Zuständen, wie sie jetzt unter unsern Armen Platz greifen oder die vielmehr jetzt erst an das Licht treten — denn sie existiren schon lange — kann auch die unbeschränkteste Wohlthätigkeit von außen her nicht mehr abhelfen. Unsre Dreimillionenstadt gleicht jetzt einem Apfel, von dem ein Viertel gänzlich verfault ist, drei Viertheile sind gesund — sollen diese aber nicht auch inficirt werden, so ist es nöthig das letzte kranke Viertel durch eine Operation zu entfernen.

Wohl haben wir in Deutschland auch Noth genug und Ostpreußen, das Erzgebirge und andere arme Distrikte machen viel von sich reden. Indessen, was sind sie gegenüber der englischen, speciell der londoner Noth und Armuth? England und Wales zählten 1867 auf 21½ Millionen Menschen 931,546 — fast eine Million oder 4½ Procent der Bevölkerung! — Staatsarme und die Ausgaben für dieselben aus öffentlichen Mitteln beliefen sich auf 6.959,840 Pfund Sterling oder etwa 48½ Million Thaler! Und von dieser Armenmenge trifft ein unverhältnißmäßiger von Jahr zu Jahr um 5 Procent steigender Bruchtheil auf die Hauptstadt London. Wenn man weiß, daß in der ersten Decemberwoche 1869, allein 147,418 Personen, oder fast so viel, wie Dresden Einwohner hat, in unsern Armen- und Arbeitshäusern öffentliche Unterstützung erhielten, daß diese Zahl um beinahe 6000 größer ist als die entsprechende des Vorjahrs, so läßt sich leicht erkennen, daß die betreffenden Behörden ein hartes und kaum zu bewältigendes Stück Arbeit haben. Der Präsident des Armenamtes, unser Halblandsmann Göschen, entwickelt eine große Thätigkeit; ihm verdanken wir es, daß die Armenpfleger und verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine sich zu gemeinschaftlichem Handeln entschlossen und ein Registrirungssystem eingeführt haben. Schon jetzt ist man zu der Erkenntniß gelangt, daß zweierlei Hilfsmittel angewandt werden müssen; Erziehung und Auswanderung. Die erstere wird den bodenlosen Leichtsinn, des Sichgehenlassen und die Energielosigkeit der Armen mit Erfolg bekämpfen, die zweite wird unsrer Uebervölkerung eine bessere Heimath als das schmutzige Ostende Londons schaffen.

Man ist jetzt ungemein eifrig beschäftigt, die Ursachen des Uebels zu erforschen, und Abgeordnete der Regierung wie die verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine „bereisen" die Armenbezirke. Gewiß werden wir von ihnen einen höchst interessanten Bericht zu erwarten haben, der jedoch nicht vor Ende des Winters an die Oeffentlichkeit gelangen dürfte. Unterdessen will ich es versuchen, aus meiner eigenen Erfahrung einige Mittheilungen zu machen, die allerdings nicht an jene beliebten Sensationsbilder heranreichen, die in unsern Romanen vorkommen, dafür aber auf Wahrheit Anspruch machen und immer noch unerfreulich genug sind. Mein Begleiter war ein Armenpfleger, der in jenem elenden Viertel seiner Thätigkeit nachging, das sich zwischen Oldford-Road und Mile-End-Road erstreckt und von der Great-Eastern Eisenbahn durchschnitten wird. Wer von dieser herabschaut in die engen, unbeleuchteten und mit holperigen Steinen gepflasterten Straßen, auf die nicht einmal nummerirten Häuser mit den zerbrochenen Fenstern und schwarz geräucherten Wänden, der kann das Elend, welches hinter den Mauern sich birgt, wenigstens ahnen. Und doch

*) „Daheim".

treffen wir gerade in diesen Quartieren Straßen, deren stolze Namen mit den Dynastien **Stuart**, **Nassau** und **Braunschweig** verschwistert erscheinen. Mein Gefährte hatte die Aufgabe, die Eltern zu ermahnen, daß sie ihre Kinder regelmäßig in die Schule schickten. Bei den einen begegnete ihm Spott, bei den andern böser Wille, bei den dritten Unvermögen, selten aber kam man seiner wohlmeinenden Absicht nach. „Die Kinder haben keine Kleider; sie müssen für uns arbeiten; für uns betteln. Wir fürchten die üble Gesellschaft, in welche sie gerathen. Sie können auf der Straße überfahren werden.“ So und ähnlich lauteten die Entschuldigungen. In einer „möblirten Wohnung“ d. h. einem Raum, der ein Matratzenbett nebst Decke nnd einen Tisch enthielt, fanden wir einen Schneider, welcher in Folge der jetzt so beliebten Strikes und der Trunksucht heruntergekommen war und nun vom Flicken lebte. Die Frau war gestorben und hatte ihm ein kleines taubstummes Töchterchen und zwei Söhne, Sam und Frank, von dreizehn und zehn Jahren, hinterlassen. Es war schon spät am Abend, als wir zum ersten Male nach dieser Wohnung kamen. Auf unser Klopfen wurde die Wohnung geöffnet und eine kleine, mit einem schmutzigen Hemde bekleidete Gestalt huschte sofort wieder ins Bett zurück. Das war Frank, der das kleine, auch im Bette liegende unglückliche Mädchen fütterte; die übrigen waren ausgegangen. Am andern Tage, als wir wiederkamen, lag Sam im Bette und nun stellte sich heraus, daß er und sein Bruder nur einen Anzug hatten, den sie abwechselnd trugen.

Zurück führte uns der Weg durch **Bethnalgreen**, durch enge, schwarze, unheimliche Straßen, durch Gruppen zerlumpter, bleicher und skrophulos aufgedunsener Kinder, die wohl kaum je mit Wasser und Kamm Bekanntschaft gemacht hatten, an Männern und Weibern vorbei, die gleich Schattengestalten hinwanken und deutlich anzeigen, daß Verwahrlosung, Hunger und Trunksucht ihren Lebenslauf ausfüllen. Hier hatten wir Gelegenheit, einige neue Schattenseiten kennen zu lernen. Nichts kann die eiserne Härte übertreffen, mit welcher die Hausbesitzer den Miethzins von den unglücklichen Bewohnern einfordern; man erzählte uns, daß einzelne derselben wöchentlich pennyweise den Zins sammelten und unnachsichtlich jeden sofort aus der Wohnung verstießen, der nicht pünktlich zahlte. Ich erinnere mich, einen Haufen Kinder in einem engen Zimmer getroffen zu haben, die mehr oder minder an den Blattern litten; um Hilfe zu bringen, kehrten wir am nächsten Tage wieder, waren aber nicht wenig erstaunt, eine andere, gleichfalls mit zahlreichen Kindern gesegnete Familie in demselben Raume zu finden, die man nicht einmal mit der schauderhaften Krankheit bekannt gemacht hatte, welche Tags zuvor noch an diesem Orte geherrscht. So wird es auch erklärlich, wie Krankheiten und Seuchen hier sich schnell verbreiten.

Wenn ich solchen Leuten zumuthete, sie sollten auswandern, oder aufs Land ziehen, wo das Leben billiger, die Arbeit besser bezahlt ist, dann antworteten sie: „Aber wir wollen **leben**!“ und unter „leben“ verstanden sie „sich amüsiren“. Vergleichsweise nur wenige gehen in die Parks, die, wie der Victoriapark, eigens inmitten des übervölkerten Ostendes für die Armen errichtet wurden. „Wer gibt uns dort etwas zu essen?“ erwiderte man mir, als ich darauf hinwies, daß dort draußen frische, gesunde Luft wehe. Die dumpfen Straßen des Ostendes sind der Schauplatz, auf denen der Arme Londons „lebt“ und die Straßengeschäfte interessiren ihn mehr als alles andere.

Das wahre Meer von Elend aber ist Bethnalgreen und Spitalfields, der Hauptbezirk der Sammet- und Seidenweber, die, selbst wenn der Webstuhl klappert, kaum so viel gewinnen, um ihre und der ihrigen Blöße nothdürftig zu bedecken. In Georgstreet habe ich 40 Familien kennen gelernt — von diesen besuchten 36 oder wenigstens deren Häupter niemals eine Kirche und nur drei Familien hatten stets vollauf Arbeit. Sechs Leute arbeiteten in den Docks, einer hatte einen Kerzenladen, einer hausirte mit Häringen, einer war Karrenauflader, einer Handlanger bei einem Kalkhändler, einer Pantoffelmacher, Dutzende hatten gar keine Beschäftigung, Dutzende waren notorische Diebe, Dutzende von Mädchen führten einen liederlichen Wandel, Dutzende waren arme, elende Näherinnen — einer war ein „Gentleman“, ein alter, unsaubrer Junggeselle, der „Geld besaß“ und zum Neid aller Nachbarn gravitätisch mit der Pfeife im Munde auf der Gasse spazieren gehen konnte.

Fürst Friedrich v. Schwarzenberg (Landsknecht) ist am 6. März in **Wien** verschieden. Er war am 30. September 1800 zu Wien geboren, wo sein Vater, der berühmte Sieger von Leipzig, damals als Divisionär angestellt war. Sein erster Erzieher war ein ehemaliger Wallonen-Offizier, La Grange, der in den 40er Jahren als Mönch in einem Kloster in Irland starb. Im Jahre 1816 trat er, nachdem er früher militärische Studien betrieben, als Cadet bei Schwarzenberg-Ulanen ein und wurde 1818 Lieutenant. Bei einem im Winter vor dem russischen Kaiser gehaltenen Cavalerie-Manöver erfror er sich beide Füße. Nach dem 1820 erfolgten Tode seines Vaters überbrachte er dem Kaiser Alexander dessen russische Ordensdecorationen und wurde mit großer Herzlichkeit empfangen. Im Jahre 1821 machte er als Oberlieutenant den Feldzug in den Abruzzen mit. Später war er als Escadrons-Commandant bei König von Preußen-Husaren vier Jahre in Ungarn. Seine Majoratsrechte (als Besitzer von Worlik) übertrug er seinem Bruder Karl, da er sich zur Leitung verwickelter ökonomischer Angelegenheiten nicht geeignet fühlte und nach Empfang des Malteser-Ritterkreuzes einige Zeit die Absicht hegte, das Ordensgelübde abzulegen.

Im Jahre 1830 schiffte er sich nach Algier ein und machte unter Marschall Bourmont die dortige Expedition mit, bei der er auf dem Schlachtfelde von Belida das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Krankheitshalber kehrte er 1832 nach Wien zurück und quittirte den Dienst mit Beibehaltung des Militär-Charakters. 1834 machte er eine Reise nach dem Orient, später nach Schweden und Norwegen und begab sich 1838 unter vielen Abenteuern und Beschwerden zu Don Carlos, der ihn Marotto's Corps zutheilte. Nach mehreren Expeditionen wollte er zum Corps Cabreras gehen, wurde aber in Bayonne entdeckt und nach Bordeaux internirt. Gegen sein Ehrenwort, nicht direct nach Spanien zurückzukehren, entlassen, wollte er dies auf Umwegen thun. Da traf die Nachricht vom Uebertritt Don Carlos auf französischen Boden ein, und er kehrte nach Ungarn zurück, wo er in seinem Schlosse Marienthal, einem ehemaligen Klostergebäude sein „Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechtes“ zu schreiben begann. Als die galizischen Unruhen 1846 ausbrachen, legte er wieder seine Husarenuniform an und eilte zu Erzherzog Ferdinand, den er in Tarnow traf. Für seine in Galizien geleisteten Dienste erhielt er den Oberstencharacter.

Hierauf lebte er abwechselnd in der Schweiz, Italien und Wien; bei Beginn des Sonderbundkrieges wurde ihm von den katholischen Schweizerständen ein Commando angetragen, das er als Fremder ablehnte, jedoch als Volontär und zwar als General-Adjutant des Generals Salis antrat. Nach der Niederlage des Sonderbundes rettete er sich mit Lebensgefahr über die Furca und durch den Canton Tessin nach Mailand. Beim Ausbruch der italienischen Unruhen stellte er sich dem Leiter der Tiroler Landesvertheidigung, Erzherzog Johann, zur Verfügung, ließ sich sofort als einfacher Landesschütze in die Compagnie des Hauptmannes v. Wörl einreihen und marschirte mit dieser gegen Chiesa. Später wurde er nach Mailand berufen, wo ihn Radetzky dem FML. Schönhals zutheilte. Auch an dem nachfolgenden Zug gegen Wien und dem Feldzug in Ungarn unter Haynau nahm er Theil, erkrankte aber vor Komorn und wurde nach Raab transportirt, wo er beinahe den Insurgenten in die Hände gefallen wäre. Nach seiner Genesung ließ er sich zu dem unter dem Commando seines Bruders Karl stehenden 4. Armeecorps nach Vorarlberg übersetzen und folgte diesem hierauf nach Mailand. Als dieser 1852 als Militär- und Civilgouverneur nach Siebenbürgen versetzt wurde, kehrte Friedrich, mittlerweile mit dem Generalscharacter, der eisernen Krone &c. ausgezeichnet, nach Marienthal zurück. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist bekannt. Im Jahre 1861 in den böhmischen Landtag gewählt, nahm er die Wahl nicht an.

Redaction von Dr. **Eugen Jäger**. Druck der **Jäger**'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 31. | Speyer, Dienstag, den 15. März | 1870.

* Die Pestjungfer.

Von Aug. Becker.

(Fortsetzung.)

So redete der seltsame Geselle, der wohl kein anderer gewesen, denn des Friedelbauers verloren gegangener liederlicher Bruder und nun gekommen war, für widerfahrene Uebelthat Rache, erschreckliche Rache zu üben.

Draußen auf der Dorfgasse dauerte das Fluchen, Dräuen und Schlagen noch immer fort. Der ungeheuerliche Mensch hatte mir gewunken, ihm zu folgen, war ihm auch nicht gut zuwiderhandeln. Da wir aber hinauskamen, ersah ich, wie der Friedel sich zweifelmüthig wehrete, dieweil fast alle seine Leute darnieder gehauen waren, — drei feindliche Reiter setzten ihm gar erschrecklich zu, — er hatte sein Roß zwischen dem Düngerhaufen und der Scheuer des Bauernhauses, so einst der langen Lise war, hineingedränget und hieb da hervor gar mannliche Streiche, — auf die Länge aber mochte er's nicht aushalten, das Blut floß ihm über's Gesicht, und ich meinete, das Herz müsse mir vor lauter Herzeleid zerspringen, da ich sah, wie der brave herzhafte Friedel in Todesnöthen war, und ich ihm nicht beispringen konnte, dieweil es mir an jeglicher Wehr mangelte und auch der böse, schlimme Gesell mir mit dräulicher Geberde verbot, mich von der Stelle zu rühren, allsonst es sein möchte, daß mein Schädel nähere Bekanntschaft mit einem Reitersäbel machen dürfte. Auch aus dem Hause, da dieser Kampf geschah, schlug jetzt die Flamme hoch empor, der Friedel hätte unfehlbar untergehen müssen, — aber wie ein Wunder kam jetzt Rettung, — ein hohes Weib mit der Büchse in der Hand stund auf des Hauses Stiege und alsbald fiel ein lauter Schuß und der feindlichen Reiter einer stürzte vom Pferde, solches geschah in dem Augenblick, da selbiger den Todesstrich nach dem ermatteten Friedel führen wollete. Mich dünkete nicht anders, als ich sähe eine der Heldinnen vom Volke Gottes des alten Testamentes, so da den Ihrigen in Zeiten der Noth erschienen sind.

Hatte auch das plötzliche Erscheinen und die That des Weibes solchergestalt die Feinde erschrecket, daß sie abließen vom Kampf und sich gen die Flucht wandten, also daß der Geselle neben mir bös fluchete, wie kein Christenmensch fluchen kann, — sagte auch: „Höll' und Teufel! Was macht die Alte? Was fällt der Närrin ein?"

Ich aber jauchzte in meinem Herzen und war voll Dankes gen das Weib, so mir den Freund und Bruder errettete, sprang auf den Friedel zu, inzwischen der wilde Kerl mit dem stummen Jackele den fliehenden Reitern nachsetzte, dieweil in demselben Augenblicke am obern Ende des Dorfes etliche Schüsse fielen, so den Feinden Angst machten, da sie glauben mochten, ein pfälzischer Reiterhaufen stürme an.

War aber denn auch in Wirklichkeit so. Die jagten den feindlichen Reitern nach; — den todesmatten Friedel aber führete ich in seines Vaters weiten Hof, so da nach zwei Seiten hin offen war, also daß allda vor dem Feuer Sicherheit gewesen. Dort fund ich am Gartenzaun schon das KäthERle bei ihrer Mutter Leiche vor, — der Friedelbauer saß daneben, den Kopf auf die Kniee gestützt, so da erbebten wie Espenlaub und hab' ich mit dem alten Mann groß unsäglich Erbarmen gehabt, der itzt da sah, wie sein treues Weib am Boden todt lag, sein einziger Sohn aus vielen Wunden blutete und Haus und Hof in den Flammen aufging.

Das war eine böse Nacht für die Leute im Dorf; etzliche Bauern lagen erschlagen zwischen brennenden Balken, und Jedermanns Haus war hin und Niemand hatte mehr ein Obdach und Lager, als die harte Erde und darüber den rauhen Herbsthimmel.

Und als es gen Morgens ging, da schieden wir von der öden Brandstätte mit Jammer und Zweifelmuth im Herzen; die einen gingen zu Verwandten und Bekannten in die Nachbarsortschaften, die andern weiter nach Landau, Bergzabern und Weissenburg, der Friedelbauer aber, nachdem wir seines Weibes Leiche unter die geweihte Erde gebracht und ein Fuhrwerk für den wunden Friedel aufgebracht hatten, ging mit mir und seinem Kätherle in mein Heimathsdorf zu meinen Eltern.

3.

Die Pestjungfer.

Es war Ruhe im Lande geworden, aber darmit

wurde es für die armen pfälzischen Unterthanen nicht besser. Wer da nicht katholisch werden wollte, wurde hart bedrücket und alle protestirende Pfarrer aus der Pfalz und auch sonsten vertrieben. Das dauerte in die acht Jahre, mein Kätherle war mein Weib geworden, mein Schicksal, in fremden Landen herumzuirren. Ihr Vater, der Friedelbauer, hatte seinem Heimweh nicht lange widerstanden, bauete mit den andern, so da zurücke waren, sich auf dem Platze, da das Dörflein stund, wiederum an, aber es waren dies lang keine so ansehnlichen Häuser, wie die früheren gewesen. Friedel aber, der geheilt wiederum in die weite Welt ging, ließ nichts mehr von sich hören.

Im Jahre 1631 nun kam der König Gustavus Adolphus aus Schweden in's römische Reich, seinen Glaubensbrüdern zu helfen, ging über den Rhein, nahm ohne Widerstand die mehresten der Städte und jagte des Tilly Hausen vor sich her. Und ich folgete dem frommen Helden mit meinem theuren Weiblein in unser armes, nun errettetes Heimathsland, daraus die Spanier gewichen waren und auseinander stoben, wie die Spreu vor dem Wind. Kam auch darnach wiederum in das Dörflein Weiher, etzliche Zeit da bei meines Weibes Vater zu wohnen, bis ich eine Pfarre nach hergestelltem Kirchenregiment erhalte. Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's nach seinem Wohlgefallen und wir dürfen seine Wege nicht tadeln.

Es kam nach dem heldenmüthigen Tod des Schwedenkönigs eine Trübsal über die arme Pfalz, wie sie nie und nirgends mehr gewesen, auch in der Zerstörung der Stadt Jerusalem nicht. Die Kaiserlichen hatten die Oberhand am Rheinstrom gewonnen, die Schweden mußten aus allen festen Plätzen entweichen, verheerten und verwüsteten Alles — viele Inwohner des Landes fielen unter der Schärfe des Schwertes, da itzt die Feinde kehrten und die waren am besten daran. Denn Gott suchte nun das Land mit grausamer Hungersnoth heim, daß es exempla gegeben, davor einem die Haare sträuben, so man höret, wie die Menschen selber einander angepackt und aufgefressen haben, und sind zum Oefteren an etzlichen Orten zugleich Hunde, Raben und Menschen an einem todten Roß gesehen worden, daran sie ihre Mahlzeit hielten. Zu diesem kam noch das unmenschliche Hausen der Croaten, so da sich selber für Räuber und Mörder haben ausgegeben.

In unserem Dörflein, da ich noch immer wohnete, war die Noth noch nicht so hoch gestiegen. Ich blieb allda mit meinem Weiblein, weil ich nicht gewußt, wo sonst mich hinwenden. Der Friedelbauer war alt und schwach geworden, — der Friedel aber war gar verschollen und man achtete seiner für todt und im Kampfe gefallen.

Von der kleinen Kirche, so da im Dorfe früher stund, war allein der Thurm im Brande übrig geblieben; bei dem versammelten die wenigen Leute im Dorfe sich um mich und ich ermuthigte und tröstete sie aus dem Worte Gottes. So stunden wir auch eines Tages dorten, als ich plötzlich in der Predigt unterbrochen wurd' von einem Bauern, so da schrie: „Hol' mich dieser oder der! Da ist der Wechselbalg, so da das Unglück über unser Dorf gebracht! Du sollst itzt büßen, verdammter Kobold — warte nur!"

Aller Blicke und auch die meinigen wandten sich nach dem Orte, und ersahen, wie der, so da vormals als Feldschütze im Dorfe stund, einen kleinen krüppelhaften Buben an den Ohren zerrete, und ich erkannte auch alsbald das stumme Jackele von ehedem, so zwar um zwölf Jahre älter geworden, jedoch immer noch so klein war, wie dazumal.

Da hätte denn das Büblein seinen Fürwitz schwer büssen müssen, so ich nicht dazwischen wäre getreten und ihn vor den Mißhandlungen der wüthenden Bauern hätte schützen mögen; dieweil das Büblein einsmals mir hatte das Leben gerettet, wollete ich nicht als Undankbarer erscheinen, und nahm es mit heim in mein Haus. Und obgleich ich dem Zwerg verboten hatte, aus dem Hause zu gehen, fing er doch bald sein früheres Herumstreichen in der Nacht wiederum an, also daß ich fürchtete, er möchte dabei einsmals in die Hände eines Menschen fallen, so ihm den Garaus machen wollete, dieweil alle Leute im Dorfe auf den Tod über das Büblein erbittert waren. Nun hatte ich in einer Nacht sein Bettlein wiederum leer gefunden und darum beschloß ich einmal seinem Thun und Treiben in der Nacht nachzuspüren, ließ mein Kätherle mit ihrem kleinen Töchterlein allein und strich hinaus in's Feld, in Gedanken sehr über den seltsamen Zwerg erzürnet, wie ich denn auch beschlossen hatte, alsbald so ihn gefunden, ihm zu weisen, wo der Weg hinausführe in die weite Welt.

Da ich also hinschlich, hörete ich nicht weit vom Wege ein jämmerlich unmenschlich und seltsam Geschrei, daß ich mich dessen arg entsetzete, in Gottesnamen aber auf die Stelle hinschritt, daher das Geschrei erschollen. Sah auch da etzliche Gesellen davonstieben, und da ich näher trat, ersah ich den stummen Jackel auf dem Boden in seinem Blute liegen, und dieweilen der Bub' kein Lebenszeichen mehr von sich gab, eilete ich zurück in's Dorf solches anzuzeigen und des Zwerges Leiche abzuholen.

Darzu zeigeten aber die Leute nicht große Lust, und meineten, man müsse den Balg liegen lassen wo er liegt, und sei kein Schade um ihn, — gingen darnach auch nur zwei christliche Männer mit hinaus. Da wir an den Fleck kamen, zeigeten sich zwar große Blutlacken, aber vom Jackele war nichts mehr zu sehen, also daß solches zu Jedermanns Verwundern geschah, und ob wir gleich nachsuchten, konnten wir doch kein Jackele nicht finden.

Die Geschichte war bald vergessen, die Kriegsnoth war je länger desto größer, über'm Rhein und im Elsaß wüthete die Pest. Das sollte denn noch kommen zum Uebermaaß alles Unglücks.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß gegen den Prinzen Peter Bonaparte wegen Ermordung des Victor Noir.

Anklageact.

Der General-Procurator am hohen Gerichtshofe entwickelt, daß durch Beschluß vom 18. Februar 1870 die Anklagekammer des genannten Hofes den Prinzen Peter Napoleon Bonaparte vor den auf den 21. März 1870 nach Tours durch kaiserliches Decret vom 19. Februar berufenen hohen Gerichtshof verwiesen hat, um daselbst, dem Gesetze gemäß, gerichtet zu werden. Der General-Procurator erklärt, daß aus Actenstücken und der Untersuchung folgende Thatsachen erhellen:

Am verwichenen 10. Januar gegen 1½ Uhr Nachmittags begaben sich die Herren Yvan Salmon, genannt Victor Noir, und Ulrich von Fonvielle, Redacteure der Marseillaise, nach Auteuil in die Wohnung des Prinzen Peter Napoleon Bonaparte. Sie hatten Auftrag, ihm im Namen des Herrn Pascal Grousset eine Herausforderung zu überbringen, die durch einen am 30. December im Blatte l'Avenir de la Corse erschienenen Brief des Prinzen veranlaßt war. Herr Pascal Grousset fand sich durch diesen Brief beleidigt, obgleich er darin nicht genannt war, und verlangte eine Genugthuung durch die Waffen. Er hatte seine beiden Zeugen bis Auteuil begleitet. Seinerseits hatte Prinz Peter am Tage vorher, 9. Januar, eine Herausforderung an Herrn Rochefort, Director der Marseillaise, in Betreff eines Artikels gerichtet, der die Unterschrift „Cavigné" trug und worin Beleidigungen gegen ihn enthalten waren. Während Herr Pascal Grousset auf der Straße mit einer anderen Person wartete, der er, wie er aussagt, unterwegs begegnet war und die er mitgenommen, wurden die Herren Noir und von Fonvielle bei dem Prinzen vorgelassen. Einige Augenblicke darauf trat Herr Noir taumelnd heraus und sank auf dem Trottoir zusammen; bald darauf stürzte Herr von Fonvielle aus dem Hause mit bloßem Kopfe, in der rechten Hand einen sechsläufigen Revolver schwingend und rufend: „Mörder!"

Herr Noir ward unverzüglich in eine benachbarte Apotheke gebracht, wo er den Athem aufgab ohne daß er noch ein einziges Wort gesprochen. Er hatte einen Schuß in der Gegend des Herzens erhalten und die Wunde hatte eine fast jähe Verblutung veranlaßt. Der Ueberrock des Herrn von Fonvielle zeigte gleichfalls die Spur eines Schusses.

Was war im Hause des Prinzen vorgegangen, und unter welchen Umständen hatte sich der Auftritt zugetragen, der ein so trauriges Ende nahm? Zwei Aussagen stehen einander gegenüber, die des Herrn von Fonvielle und die des Prinzen. Folgendes ist die, welche Herr von Fonvielle bei der Untersuchung gemacht hat:

„Ich war mit meinem Kameraden, Victor Noir, von Pascal Grousset, Journalisten, unserem gemeinschaftlichen Freunde, beauftragt, dem Prinzen Peter Bonaparte zu erklären, daß wir beauftragt seien, von ihm Genugthuung durch die Waffen zu verlangen, da Grousset sich durch ihn grob beleidigt fühle: wir, Noir, Grousset und ich, trafen diesen Morgen im Bureau der Marseillaise zusammen. Noir hatte einen Wagen vom Platze, auf dessen Nummer ich mich nicht mehr besinnen kann. Gegen 1 Uhr fuhren wir direct nach Auteuil. Ich erinnere mich des Wegs nicht mehr genau, den wir kamen, es ist mir aber, als ob wir die Seine entlang, und vor dem Trocadero hingefahren seien. Kurz vor unserer Ankunft in Auteuil rief Noir an einem Punkte, den ich nicht genauer bezeichnen kann, Sauton, der mit uns in den Wagen stieg. Bei unserer Ankunft vor dem Hause des Prinzen stiegen wir alle vier aus, wir hatten unsern Wagen behalten. Grousset und Sauton waren zurückgeblieben, um vor dem Hause auf- und abzugehen, Noir und ich traten ein: wir haben mit zwei Bedienten gesprochen und sie gefragt, ob der Prinz zu Haus sei; wir bekamen zur Antwort: Ja, und nun wurde gefragt, wer wir wären; wir haben unsere Karten abgegeben. Einige Augenblicke darauf wurden wir in ein Zimmer im ersten Stock geführt, das, wie ich glaube, ein großer Salon ist. Wir haben uns gesetzt und gewartet. Einige Augenblicke später, vielleicht sechs Minuten, kam der Prinz aus einem benachbarten Zimmer. Er trug weite Hosen und einen Hausanzug. „Mein Herr," sagte ich zu ihm, „mein Freund Victor Noir und ich kommen von Seiten des Herrn Pascal Grousset, um einen Auftrag zu erfüllen, welchen dieser Brief Ihnen erklären wird." Zu gleicher Zeit habe ich ihm den Brief gereicht, welchen Sie mir vorlegen und welchen ich einwillige, zu unterzeichnen ne varietur. Der Prinz nahm den Brief und antwortete mir: „Sie kommen also nicht von Seiten Rochefort's? Sie sind also nicht von seinen Handlangern (manœuvres)? — „Lesen Sie diesen Brief, mein Herr, und Sie werden sehen, daß es sich nicht um Herrn Rochefort handelt." Er nahm den Brief, trat ans Fenster und las ihn. „Ich habe Herrn Rochefort gefordert," sagte er, „weil Herr Rochefort der Fahnenträger des Pöbels ist. Was Herrn Grousset betrifft, so habe ich ihm nichts zu erwidern. Sind Sie solidarisch mit diesen Lumpen?" — „Mein Herr," antwortete ich ihm, „wir kommen loyal und höflich, von Ihnen eine Antwort zu fordern." — „Sind Sie solidarisch mit diesen Leuten da?" unterbrach er. Victoir Noir antwortete ihm: „Wir sind solidarisch mit unseren Freunden." Der Prinz gab Victor Noir eine Ohrfeige, trat einen oder zwei Schritte zurück, zog plötzlich einen Revolver aus der Tasche, in welcher er seine Hand stecken hatte, und feuerte auf Noir. Dieser drückte seine Hände auf die Brust und ging durch die Thür hinaus, durch welche wir eingetreten waren.

Alsbald richtete der Prinz sein Pistol gegen mich und feuerte ein zweites Mal, während ich versuchte, mein Pistol zu ziehen, welches sich in einem Futteral in der Tasche meines Paletots befand. Der Prinz stellte sich vor die Thür und zielte nach mir, feuerte ein drittes Mal seine Waffe ab, und ich ging hinaus, indem ich „Mörder!" rief. Ich durchschritt mehrere Zimmer, stieg die Treppe hinab, auf welcher wir heraufgekommen waren, und traf auf dem Trottoir Noir im Verscheiden."

Die Erzählung des Prinzen weicht wesentlich von der des Herrn de Fonvielle ab. Seine Erklärung lautet, wie folgt:

„Ich habe an Rochefort einen Brief geschrieben, welchen die Blätter von heut Abend veröffentlichen werden. Ich schlug ihm vor, sich mit mir im Duell zu schlagen. Heute gegen 2½ Uhr befand ich mich in meinem Zimmer in Hausbeinkleidern und Schlafrock. Ich war eben aufgestanden nach erhaltenem Besuche meines Arztes, welcher mich seit einigen Tagen wegen einer starken Grippe behandelt. Eine Frau in meinen Diensten kam, mir zu melden, daß zwei Herren mich zu sehen wünschten. Sie gab mir ihre Karten. Ich glaubte, daß diese Personen von Seiten Rochefort's kämen, und sagte, ohne die Namen auf ihren Karten zu lesen, man solle sie eintreten lassen.

Ich ließ sie kaum eine Minute warten. Als ich in den Salon trat, fand ich mich gegenüber von zwei Individuen, welche die Hände in den Taschen hielten und sich in einer herausfordernden Haltung zeigten. Es scheint mir, daß sie ihre Hüte auf die Möbel abgelegt hatten. Ich kannte diese Personen nicht, ich hatte sie niemals gesehen. Sie sagten mir beinahe zugleich: „Wir sind mit diesem Briefe beauftragt," und einer von ihnen, ich glaube, es war der Kleinere, reichte mir den Brief, den Sie mir vorlegen und der Pascal Grousset unterzeichnet ist. Ich sah diesen Brief flüchtig an, ich sah die Unterschrift und sagte: „Mit Rochefort bereitwilligst, aber mit einem seiner Handlanger (manoeuvres), nein!" Der Größere herrschte mich darauf an: „Lesen Sie doch den Brief!" Ich erwiderte: „Er ist schon gelesen. Sind Sie damit solidarisch?" Auf diese Worte schlug mich der Große, Noir, mit der Faust auf die linke Wange. Ich sah den Kleinen sich mit einem Pistol bewaffnen, das er aus der Tasche zog; er versuchte dasselbe zu spannen, indem er es auf die linke Hand stützte, in welchem er das Futteral des Pistols hatte. Ich trat zwei Schritte zurück, zog aus meiner rechten Tasche ein Pistol mit 5 Schüssen, welches ich gewöhnlich bei mir trage; ich feuerte einen Schuß auf den Größeren ab; ich war zwei oder drei Metres von ihm entfernt. Er wandte sich sofort um und verließ den Salon durch die Thüre des Waffenzimmers, durch welche er eingetreten war. Alles dies dauerte nur einen Augenblick. Der Kleinere hatte

sich hinter einen Lehnstuhl gebückt, von wo aus er versuchte, auf mich zu schießen. Ich habe dann einen Schuß aus einem Pistol auf ihn abgefeuert, der ihn nicht getroffen hat, worauf er den Platz verlassen und sich halb gebückt nach der andern Thür zurückgewandt, die in das Billardzimmer führt. Auf diesem Wege ist er ganz dicht an mir vorbei gegangen, aber seine Haltung war nicht mehr drohend; ich habe nicht auf ihn geschossen, er würde beinahe à bout portant getödtet worden sein. Ich folgte ihm in einiger Entfernung. Als er in dem Billardzimmer war, gegenüber der Thür des Speisesaales, wandte er sich um und zielte nach mir mit einem Pistol. Ich habe dann nochmals einen Schuß auf ihn abgefeuert, der ihn nicht getroffen hat, und das zweite Individuum ist seinerseits auch verschwunden."

So ist die Darstellung des Angeklagten. Sie ist in bestimmtem Widerspruche mit der des Herrn de Fonvielle über die wichtige Frage, von wem die erste Gewaltthätigkeit in der Scene vom 10. Januar ausgeübt wurde. Die Untersuchung hat über diesen Punkt folgende Nachweise gesammelt: Verschiedene Personen haben auf dem Gesichte des Angeklagten die bestimmten Spuren eines Schlages gesehen. Herr Dr. Morel, der den Prinzen gegen 2½ Uhr gesehen hat, erklärt, daß er auf der linken Wange eine sehr starke Röthe mit einem Anscheine von Blutunterlaufung und Geschwulst hatte. Dasselbe ist von dem Herrn Dr. Pinel und von mehreren andern Zeugen constatirt. Andererseits zielen gewisse Worte, die man aus dem Munde des Herrn de Fonvielle gehört hat, dahin, festzustellen, daß Herr Victor Noir wirklich den Prinzen ins Gesicht geschlagen hat. Herr Lechantre, Metzger in Auteuil, hat, während er den Körper des Herrn Victor Noir nach der Apotheke tragen half, eine Person hinter ihm sagen hören: „Er hat meinen Freund getödtet, aber es ist egal, er hat eine tüchtige Ohrfeige bekommen." Als Lechantre unmittelbar darauf in der Apotheke Herr v. Fonvielle sprechen hörte erkannte er unzweifelhaft, wie er sagt, die Stimme, welche die eben angeführten Worte gesprochen hatte. Ein anderer Zeuge, Herr Vinviolet, Architekt, der im Augenblicke des Todes des Herrn Victor Noir zugegen war und Herrn de Fonvielle die Scene erzählen hörte, behauptet, daß dieser erklärt habe, daß in Folge der mit dem Prinzen gewechselten Worte Victor Noir vorgetreten sei und ihn geohrfeigt habe. Am selben Tage hat Herr Finviolet diese Erzählung anderen Personen mitgetheilt, die seine Erklärung bestätigt haben. Herr Mourgouin, Architekt, hat aus dem Munde des Herrn de Fonvielle eine Aussage gehört, die, ohne so bestimmt zu sein, doch ein bedeutsames Zeichen bleibt: „Victor Noir hat dem Prinzen eine Ohrfeige gegeben oder war daran, sie ihm zu geben." Der Zeuge behauptet, daß Herr de Fonvielle den einen oder den anderen dieser Ausdrücke gebraucht hat. Endlich hat Herr de Fonvielle auf dem Polizeiposten, wohin er geführt wurde, um seine Erklärungen zu geben, indem er den gegenwärtigen Beamten alle die Umstände seines Verhaltens bei dem Prinzen und die gewechselten Reden erzählte, hinzugefügt: „daß sein Freund sich beleidigt fühlend, vorgetreten sei .... und .... sie verstehen" .... Die Beamten erklären, daß Herr de Fonvielle, indem er diese Worte aussprach, die Hand erhob in der Stellung eines Mannes, der zuschlagen will; sie erklären, daß wenn Herr de Fonvielle auch nicht gesagt habe, daß Victor Noir den Prinzen geschlagen habe, er wenigstens eine Geberde machte, die bedeutete, daß ein Schlag durch Noir geführt worden ist. Diesen verschiedenen Aussagen müssen Zeugnisse entgegengestellt werden, nach welchen Herr de Fonvielle sofort nach dem Drama von Auteuil eine Erzählung gegeben habe, von welcher seine Erklärungen vor dem Untersuchungsrichter die genaue Wiederholung waren. Es sind hier besonders anzuführen, die Herren Grousset, Mortreur, in dessen Apotheke das Opfer transportirt wurde, und Dr. Samazieul, welcher bei dem Tode des Opfers zugegen war. Alle drei haben Herrn de Fonvielle erzählen hören, daß der Angeklagte Herrn Victor Noir ins Gesicht geschlagen habe, bevor er auf ihn schoß. Wie dem auch sei und müßte die Darstellung des Angeklagten angenommen werden, so bleibt nicht weniger festgestellt, daß er willentlich Victor Noir getödtet hat. Die Justiz kann nicht zugeben, daß dieses Verbrechen gerechtfertigt werden könne durch die Gewaltthätigkeit, zu welcher sich das Opfer hätte hinreißen lassen. Es ist ebenfalls gewiß, daß der Angeklagte zwei Mal sein Pistol auf Herrn de Fonvielle abgeschossen hat. In Folge davon ist der Prinz Peter Napoleon Bonaparte angeklagt:

1. Am 10. Januar d. J. zu Paris-Auteuil das Verbrechen willentlichen Mordes an der Person von Yvan Salmon, genannt Victor Noir, begangen zu haben. Mit dem Nebenumstande, daß auf dieses Verbrechen das hier unten specificirte Verbrechen gefolgt ist.

2. An demselben Tage, zur selben Stunde und an demselben Orte einen willentlichen Mordversuch begangen zu haben an der Person des Herrn Ulrich de Fonvielle, welcher Versuch, manifestirt durch einen Anfang der Ausführung, seine Wirkung nur verfehlt hat durch Umstände, die von dem Willen des Urhebers unabhängig waren. Mit dem Nebenumstande, daß diesem Verbrechen, das oben specificirte Verbrechen voranging. — Verbrechen, vorgesehen und bestraft durch die Art. 2, 295 und 304 des Strafgesetzbuches.

Gegeben im Parquet, 28. Februar 1870.

Der General-Procurator: Grandperret.

Miscellen.

Leipzig, 10. März. Ignaz Moscheles, ein Stolz unseres Conservatoriums, ist heute Morgen nach kurzem Leiden gestorben. Obwohl der Verstorbene bereits im 76. Lebensjahre stand, kam dieser Schlag selbst seinen Freunden unerwartet.

Am 8. März starb nach längeren Leiden einer der verdientesten Literarhistoriker, Dr. Karl August Koberstein. Er war am 10. Jan. 1797 zu Rügenwalde in Pommern geboren und wirkte seit 1820 als Professor an der Landesschule zu Pforte, woselbst er auch verstorben ist. Koberstein's Hauptwerk ist der „Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur", ein treffliches, sehr gründliches und gewissenhaftes Werk, welches bereits in vierter Bearbeitung erschienen ist. (Er war Vater des Dresdener Hofschauspielers Koberstein, des Dichters von „König Erich" und Schwiegersohn des Malers Lessing.)

Räthsel.

(Viersilbig.)

Die Ersten sind ein himmlisch Wort,
Beseel'gend allerorten;
Die Letzten sind ein höllisch Wort,
Weh' dem, der es geworden!
Das Ganze hat auf Erden hier
Stets grauser Fluch getroffen,
Man macht's aus Callico, Papier,
Und manchen andern Stoffen;
Daher ernährt's in mancher Stadt
Industrielle Werke,
Und jeder Geck und Laffe hat
Darin die meiste Stärke.

Auflösung der Charade in Nr. 28.

Odenbach.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 32. Speyer, Donnerstag, den 17. März 1870.

* Die Pestjungfer.

Von Aug. Becker.

(Fortsetzung.)

Eines Tages wurde im Felde ein alter, grauer und gebrechlicher Mann gefunden, und in's Dorf gebracht. Der wußte viel zu erzählen von den Kriegsläuften und anderen Dingen und obgleich auch im Dorf die Noth schon anhub, stark zu werden, schätzete man sich doch noch glücklich, da man die entsetzlichen Dinge hörete, die der Mann von anderen Gegenden erzählete. So wußte er zu sagen, woher die Pest gekommen, und das erzählete er einmals des Abends, wo er in unserm Hause den Nachtimbs hielt, dieweil er arm und schwach war, folgendermaßen:

„Wenn die Pest in's Land kommt, da werden die Hähne heiser und der Hahnenschrei ist gleich eines alten Weibes Schnarchen, die Hunde heulen jämmerlich und alles Vieh thut, als sei es Matthäi am letzten. Darnach kommt ein Brausen durch die dunstige Luft, alles Gethier auf dem Felde verkriecht sich, greuliche Stimmen werden gehöret und die Wolken eilen, als würden sie gehetzt, ganz so wie bei der wilden Jagd des Meister Hackelberg, und nun kommt die Pestjungfer heran, etzlichermale zu Wagen, mehrentheils aber schreitet selbige als ein hohes, dürres Weibsbild einher, die Haare fliegen im Winde gerade wie bei der Klagemutter, so Ihr ja kennt, — in der Hand hält sie ein rothes Tuch und damit wehet sie die Pest in das Land hinein, daß Vieh und Menschen zusammenstirbt in greulichem Zweifelmuth. Denn Niemand ist sicher, daß nicht das rothe Tuch zum eigenen Fenster hineinweht."

Wir höreten mit verhaltenem Athem zu, und arges Grausen machte uns Leib und Seele erbeben, da der Alte so sprach. Hinter dem Ofen aber regte sich's in selbem Augenblick und Jedermann schauete dahin, konnte aber allda nichts gewahr werden. Derohalber hub der Alte wiederum an, mir lief ein eiskalter Schauder durch alle meine Glieder, da ich ihm dabei in's Antlitz sah, dieweil solches gar höhnisch grinsete, da er seinen Mund aufthat und also sprach:

„Habe selber einsmals die Pestjungfer gesehen, wie sie vorbeiflog und hintennach ein ganzer Rudel Hunde, denn diese verfolgen die Fürchterliche mit heraushängender Zunge und keuchendem, heiserem Bellen, also daß es entsetzlich ist zu schauen und zu hören. Aber einen hab' ich da gekannt, — einen säuberlichen Gesellen, dem ist es schlimm ergangen und Uebels widerfahren, daß er sich mit der Pestjungfer eingelassen. Saß der einmal auf einem Heuschober in freiem Felde; — war heller Mondschein und er sahe hinaus in die weite Nacht. Da kommt von ferne ein großes Weibsbild mit Goliathsschritten über das weite Feld und hintennach ein wüthender Rudel klaffender Hunde, so das Weibsbild verfolgten und nicht erjagen mochten. Die eilete nun geradewegs auf den Heuschober, da der Geselle lag, daß er sich ob ihres Anblickes und ihrer Geberde entsetzte, und bald schwang sie sich auch mit gewaltigem Satz auf die Leiter, so da an dem Heuschober stund. Die Hunde konnten ihr nicht folgen und die Alte streckte, das wüthige Gethier zu reizen, allezeit selbigem den Fuß hin, dabei sie hetzend rief:

Huß, huß, den Fuß! Huß, huß, den Fuß!

Und das trieb sie so lange, bis der Geselle am oberen Ende der Leiter ergriff, selbige auf die Erde warf, daß das Weibsbild mitten in den Hundshaufen hineinfiel und daß solche wüthend über sie herfielen. In selbigem Augenblicke aber verschwand sie unter grausamen Bedräunungen, so dem Gesellen galten. Der aber war von Stund an aus dem Häusel, kame nicht mehr zu sich und Niemanden war es bewußt, aus was für Ursach, er nur immer den Fuß ausstreckete und rufte:

‚Huß, huß! den Fuß!' —

Die Hunde im Hof bellten jetzt fürchterlich, daß alle entsetzt auffuhren, so in der Stube waren und dem alten Kerl zuhöreten; denn es war solches gleich einer Antwort auf die Hetze:

„Huß, huß, den Fuß!"

Da aber der alte unsere große Furcht sahe, wollete es mich dünken, als habe er sein Wohlgefallen daran und mir wurd' es allzeit ungeheuerlicher in seiner Nähe und wollete gewünscht haben, daß er niemals in's Haus wäre gekommen, denn mein Kätherle und unser liebes Kind kriegten derohalber noch gar die Gichter und mein alter Schwäher saß da, als auf

einem Sündenstuhl, so bebete und zitterte er an allen Leibesgliedern. — Hinterm Ofen aber hub wiederum ein Geräusch an und ich sagete trübe für mich:

„Es hat sich etwelches erzeigt!“

Denn mein Herz stund in trüber Ahnung und also großer Trübsal, wie dergleichen noch niemals mich überkommen wäre. Und da wir also schwiegen, stieg ein Schatten hinterm Ofen auf und schwebte an der Wand hin und da ich des schönen Annmariele Gestalt erkannt und solche mir mit dem Haupte gewunken hatte, wäre selbige schon vor meinen Augen verschwunden. In dem halbdunkeln Zimmer aber dauerte das Gepolter fort, ein Rauch als von Wachholderbeeren drang aus den Dielen, also daß mich solches groß Wunder nahm und ich selber dafür halten mußte, daß ein Kobold im Hause, wie mir mein Weiblein schon etlicher Tage her allzeit gesagt hatte, wie daß einer da sein müsse, dieweil zum Oeftern des Morgens, da sie aufstehe, alles gesäubert und frisch und blank gescheuert seie.

Der Alte sagte jetzt mit gesteigerter Stimme:

„Ei, was soll der Gestank im Haus! Macht, daß er hinauskommt, dieweil mir altem gebrechlichem Mann solches das Bißlein Athem noch rauben möchte, so ich noch habe.“

Aber Niemand wußte dem nachzukommen, weil kein Mensch wissen mochte, wo der Rauch hergekommen Da wir uns noch dessen sattsam verwunderten, entstund auf der Straße plötzlicher Lärm: Pferdegetrappe, Hufschläge, Wagengerassel und Soldatenflüche hatten durch die Nacht, daß es schaurig zu hören war. Und bald weckten Kolbenstöße und Peitschenhiebe uns aus unserer Erstarrung, darin wir gefallen, — eine schwedische Batterie befand sich nämlich auf dem Rückzuge aus Weissenburg und Bergzabern und hatten große Noth der kaiserlichen Uebermacht zu entrinnen, dieweil General Gallas im Begriffe stund den Rheinstrom zu überschreiten.

Die Soldaten nahmen nur auf eine halbe Stunde, wie sie sagten, allen Raum ein, fraßen und soffen uns Alles weg und zerschlugen darnach noch Geschirr und Gläser. Wir saßen nun mit dem alten Mann in großer Angst im Stübchen, derweil die Soldaten schlafen wollten. Eines starrte das andere an, Trost zu suchen, und ich wendete alle Mittel auf so mir mein geistlicher Stand in die Hände gab, solchen zu gewähren. Der Alte grinsete dabei gar unheimlich, — da pochete es dreimal leise an dem Fenster und mir war's als hörete ich meinen Namen rufen, also daß ich noch besser erschrack, dieweil mir däuchte, es müsse Jemand in Sterbensnöthen sein, so da heftig nach mir verlange. Nochmals und zum drittenmale heftiger und dringlicher rufte es mir, daß ich mich endlich in Gottes Namen aufmachte dem Ruf zu folgen, währenddem in des Alten Gesicht eine seltsame Bewegung und Erregung sich zeigete, da ich zur Thür hinausschritt.

Vor dem Hause auf der Gasse sah ich Niemand, — die Soldaten ruheten in willkommenem Schlummer, es war eine lauwarme Nacht und die Sterne des Himmels schaueten traurig durch einen milchweissen Flor hernieder, so gemeiniglich der Heerrauch genannt wird. Eben da ich mich wiederum in's Haus wenden wollete, schwebete zum andernmale der schönen Annmariele luftige Gestalt vor mir, winkete mir mit der Hand ihr zu folgen, und dieweil mir dänchte, daß es kein unsauberer Geist sein möchte, folgete ich herzhaftiglich nach, gestärkt durch festes Gottvertrauen und mich dem göttlichen Schirm und Schutz befehlend. Der Himmel überzog sich mit düsterem Gewölk, da wir vor's Dorf gekommen waren.

Wir gelangten bald darauf an die Fuchsgruben, allda das Gemark des Dorfes seine Grenze hatte. Die Geistergestalt der Annmariele blieb alldorten stehen, ein schwerer Seufzer drang aus der Grube neben ihr, sie hatte sich niedergebeugt und winkete mir, näher zu treten, und da ich ihr folgete, sah ich ein männliches Antlitz sich erheben, das ich aber der Dunkelheit halber nicht erkennen konnte.

„Wollt Ihr den Segen über uns sprechen?“ sagte eine schwache, tiefe Stimme.

Und ich ermuthigte meine Seele durch den Gedanken an meinen Heiland, und sagte:

„So Ihr mir antwortet auf die Frage, die ich kraft meines Amtes an Euch richte, will ich Euch die priesterliche Weihe nicht versagen, da mir däncht, daß es hier ein seltsamer Fall ist. Wer ist hier Braut und Bräutigam?“

„Fraget nicht zu viel, Herr Pfarrer!“ sagte wieder die Stimme, „folget nicht kleinlichen Bedenken und thut was Eures Amtes ist, — wir haben Eile.“

In demselben Augenblicke zeigte mir der erste Blitz, den die Wetterwolke am Himmel herniedersandte, das Antlitz des Mannes deutlicher: es war schrecklich bleich und allen Blutes baar, während der eine Arm, davon der Aermel gestreift war, von frischem Blute beschmutzet gewesen. Ich vermuthete einen Krieger von der Truppe, so da im Dorfe sich niedergelegt hatten. Und da ich mich immer noch sträubete, die Weihe zu vollziehen, dieweil ich schauderte vor dem Gedanken, daß die Braut eine Todte und der Bräutigam ein Sterbender sein sollte, obgleich mir wundersame Gedanken kamen und mich plötzlich dünken wollete, daß der Mann vielleicht der Friedel sei, wurde ich darvon auch alsbald überzeugt. Nemlich der Verwundete sprach wiederum mit schwacher Stimme:

„Und Du kannst noch säumen, Heinrich!“ —

Wie vermöchte ich nun zu beschreiben, was alles durch meine Seele flog, da ich solches vernommen!

Die seltsame Trauung wurde vollzogen und nun sagte noch die Gestalt, in der ich Friedel erkannt hatte:

„Eile, eile! Deine Gegenwart ist daheim nöthig! Verlasse das Dorf mit den Deinigen, sobald Du nur kannst: so Dich nicht mit den Anderen der Tod übereilen soll. Wir aber seh'n uns nicht wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von George Hiltl.

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Fortsetzung aus Nro. 30.)

Sie öffnete nun die Mauerpforte, wir traten in einen kleinen, jetzt entlaubten Garten, an dessen Ende ein einstöckiges Häuschen lag. Jeanne öffnete die Thür desselben und trat in den matt erleuchteten Flur. Ich folgte ihr — sie führte mich in ein Hinterzimmer; dicht neben demselben lag ein zweites größeres Gemach. Jeanne hatte Licht angezündet, und ich sah mich in dem kleinen, sauberen Zimmer um. „Hier wohne ich — dort mein Bruder — nun sehen Sie auch unsere Freunde.“ Sie schob von einer mit Glasfenstern versehenen Thür den Vorhang zurück, nachdem sie das Licht verdeckt hatte, und ich erblickte ein Bild — eine Gruppe — deren eigenthümliche Schönheit nie aus meinem Gedächtniß entschwinden wird. In dem nächstgelegenen Zimmer saßen um einen großen runden Tisch fünf Nonnen, welche ihrer Ordenstracht nach der Regel des heiligen Benedict angehörten. Sie schienen ihre Abendandacht zu halten. Jede hatte ein großes Buch vor sich, in welchem sie still und eifrig, die Hände gefaltet, las. Eine große, in der Mitte des Tisches stehende Lampe beleuchtete die edlen Gesichter dieser Schwestern, und die schwarze Ordenstracht, die weißen Stirnbinden gaben der lautlosen Versammlung auch äußerlich jene Würde des Streng-Feierlichen, deren mächtigem Eindruck sich Niemand entziehen kann. Da saßen in stiller Abgeschiedenheit die letzten Reste der verfolgten Schaar — die Stürme der Revolution hatten dieses Häuflein in das einsame Haus der Straße Grande Bar verweht, sie waren zufrieden, sie wollten nur eine kleine Stelle haben, auf welcher sie ungestört beten konnten, sie wagten nicht das Haus zu verlassen, denn der Haß würde den Schwestern keine Schonung gewährt haben. — Jeanne ließ den Vorhang fallen. „Hier haben wir Obdach gefunden,“ flüsterte sie; „Sie sehen, es sind keine Abenteurer, sondern Unglückliche, die man duldet, weil sie still und verborgen leben und die auf Wunsch der Cicés uns ein Asyl gaben, weil hier kein Flüchtling vermuthet wird.“ Ich drückte Ihr die Hand und wendete mich zum Gehen. Jeanne geleitete mich zum Hause hinaus durch den Garten; hinter den Fenstervorhängen schimmerte das Licht, welches die Lampe im Zimmer der Nonnen verbreitete — eine tiefe feierliche Stille herrschte ringsum. Jeanne öffnete die Thür der Mauer, ich wendete mich noch einmal zu dem schönen Mädchen — schweigend drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn — es war der erste und — letzte.

Glücklich in dem Gedanken, daß Brisseuil kein gefährliches Individuum sei, ging ich in die Stadt zurück. Ein Mann, der Aufnahme bei diesen frommen Personen gefunden, konnte nur unglücklich — nicht schlecht sein. Ich ging schneller, freudiger als je, durch die Straßen — gleich hinter der Barriere trat ein Mann an mich heran — es war Brisseuil. „Ich komme eben von den Damen Cicé,“ sagte er, „ich erfuhr, daß Sie Jeanne wieder nach Hause geleitet haben. Dieses Mal sind Sie weiter mit ihr gewandert, als sonst.“ — Er blickte mich fest an. „Mein Herr,“ sagte ich, „wohin ich auch gekommen sein mag, Ihr Geheimniß wird das meinige bleiben.“ Er ergriff mich heftig bei der Hand. „Sie wissen Etwas? Sie haben Jeanne verleitet? Sie plauderte —“ Ich wollte ihm ruhig antworten und ließ deshalb meine Hand in der seinigen, als er sich schnell von mir fortwendete und mit zwei Sätzen die andere Seite der Straße gewann. Ich wußte nicht, was dies zu bedeuten hatte, aber ich wurde sofort belehrt, denn ich sah aus der Straße Croissant zwei Männer kommen, sie eilten spornstreichs hinter Brisseuil her, der ihnen im Schatten der Häuser zu entschlüpfen suchte. Die Angst fesselte mich an der Stelle, ich vermochte keinen Schritt zu thun, und als ich mich endlich zum Gehen anschickte, vertraten drei Männer mir den Weg. Sie waren unter dem dunklen Vorbau eines Hauses verborgen gewesen. „Ihr Name — Ihre Wohnung, Bürger?“ fragte der Eine. Ich nannte Beides. „Gehen Sie mit diesem jungen Manne,“ sagte der Erste. Der Polizeidiener — denn als solchen mußte ich ihn ansehen — führte mich bis in meine Wohnung. Hier machte er sich einige Notizen und ging dann wieder fort. Ich verbrachte eine schreckliche Nacht, da Brisseuil's Schicksal mich beunruhigte. Ohne Zweifel hatte man den unglücklichen Emigranten ergriffen — ich dachte noch gar nicht daran, daß ich selbst durch diese Bekanntschaft verdächtigt werden könne. Gegen neun Uhr Morgens ward an meine Thür gepocht. Als ich öffnete trat ein Secretär des Herrn Dermonville in mein Zimmer. Er beschied mich sofort in den Louvre. Ich lief mehr, als ich ging dahin, denn meine Angst trieb mich. Ohne weiteren Bescheid wurde ich zu Herrn Dermonville geführt, der ebenfalls nicht ein Wort für mich hatte, sondern nur die Thür des nächsten Zimmers öffnete — ein Herr trat ein — ich stand Fouché gegenüber. Mein Herz schlug gewaltig. Der Minister winkte mir, näher zu treten. „Ich erwarte Offenheit von Ihnen,“ sagte er ziemlich artig. „Herrn Carnot's Empfehlung hinderte Ihre Arretirung. Ihr Name, Stand und Herkommen sind uns zur Genüge bekannt. Wie kommen Sie, der Sie eine Anstellung beim Institut der Republik suchen, in die Gesellschaft eines Feindes derselben?“ — „Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Bürger Minister,“ entgegnete ich. — „Können Sie leugnen, daß Sie gestern Abend in der Straße Montmartre im tiefen Gespräch Hand in Hand mit einem Manne standen?“ — „Nein, Bürger Minister, es ist so, wie Sie sagten.“ — „Wer war jener Mann? Antworten Sie auf meine Frage gewissenhaft.“ — „Ein Mann, den ich als den Kaufmann Milly aus Bordeaux kenne.“ Fouchés Augen bohrten sich fest in die meinigen. Ich hatte in der That keine Unwahrheit gesagt und hielt seinen Blick aus, war aber entschlossen, des Emigranten

Schlupfwinkel nicht zu verrathen. „Woher kennen Sie den Mann?" Jetzt hatte ich einen harten Stand, denn ich fürchtete die Cicés durch meine Aussagen zu compromittiren, ich konnte mir jedoch nicht denken, daß ein Paar Damen, die ganz offen und bekannt von vielen Leuten in einer Straße des Marais wohnten, der Polizei verdächtig wären, und ich hielt es für Briffeuil vortheilhaft, wenn ich zwei Royalistinnen, die an dem Wohlergehen Bonaparte's den regsten Antheil nehmen mußten, als die Gastfreunde Briffeuil's bezeichnete.

„Ich lernte den Mann kennen bei den Fräulein von Cicé, an welche ich von Rheims aus empfohlen war", sagte ich. „Ach, Royalistinnen" sagte Fouché mit seltsamem Lächeln. „Das ist gut". Ich nahm dieses Wort für einen Beweis, daß der Emigrant dem Minister in besserem Lichte erscheine. „Haben Sie sonst keine Verbindung mit jenem Menschen?" — „Nein." — „Sie können das beeidigen?" — „Ja, Bürger Minister." — „Können Sie uns vielleicht Mittheilungen über seine Verbindungen zukommen lassen? etwa so — wenn sie ihn bei den Cicés sehen — und dann seine Gänge ein wenig beobachten?" fragte er lauernd. — „Ich besitze kein Geschick dazu, Bürger Minister", sagte ich nicht ohne Entrüstung. — „Eh — wir brauchen Sie nicht. Nun ein letztes Wort. Hüten Sie sich, von dem zu sprechen, was jetzt zwischen uns vorging — Sie werden nicht zum zweitenmale so gelinde behandelt." Er ging hinaus. „Um Gottes Willen, Herr Dermonville", sagte ich, „was wird geschehen?" — „Sie scheinen in einer kleinen Verwicklung zu stecken, mein Freund", antwortete Dermonville. „Die Royalisten sind mit ihren Papieren nicht in Ordnung." — „Aber wenn jener Mann verdächtig ist — weshalb setzt man ihn nicht fest? er geht doch durch die Straßen?" — „Das ist oft nicht die rechte Art", lächelte Dermonville; „um hinter gewisse Dinge kommen zu können, muß man häufig den Leuten freies Spiel lassen. Indessen scheint jener Mann nicht allzu gefährlich." — „Hat man ihn ergriffen?" fragte ich angstvoll. — „Nein. Er ist den Agenten entkommen — er scheint also bei den Cicés nicht zu wohnen?" — „Nein — das ist gewiß nicht der Fall", fiel ich schnell ein; „sie sind gute Bürgerinnen." — „Beherzigen Sie die Worte des Ministers — und hören Sie meinen Rath: meiden Sie den Umgang mit jenen Damen." Ich befand mich bald auf dem Gange unter den Huissiers und sonstigen Leuten, als ich mich hindurchdrängte, sah ich nicht weit von mir ein Gesicht, welches ich zu erkennen glaubte. Es war einer jener Männer, der mit Briffeuil in der Straße Nicaise gesprochen hatte — er ging ganz dreist unter den Beamten umher und seine Blicke waren drohend auf mich gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Ein Gespräch in der französischen Bank.) Der in der vergangenen Woche gestorbene Hauptcassier der Bank von Frankreich, Soleil, erfreute sich durch seine Gefälligkeit und Rechtlichkeit einer großen Beliebtheit. Mit Recht konnte er von sich behaupten, daß seine Autographen am höchsten bezahlt würden, denn sie galten, je nach der Banknote, 1000 Francs 2c. Soleil war außerdem ein sehr unerschrockener Mann und es wird eine Anecdote von ihm erzählt, die amusant genug ist, um mitgetheilt zu werden. Eines Morgens, im Jahre 1857, um 8 Uhr, eben als Soleil sein Privatzimmer verlassen hatte und in sein Bureau eingetreten war, öffnete sich schnell die Thür des letztern und ein Mann von kräftigem Aussehen, broncefarbenem Teint, mit energischen Zügen und gewaltigem Schnurrbart trat ein und setzte sich sans façon dicht neben den ersten Kassier. — „Verzeihung," sagte er. „Ich habe im Vorzimmer Niemanden getroffen. Ihre Bureaudiener scheinen spät aufzustehen. Ich habe Niemanden gefunden, der mich anmelden konnte. Welche Formalitäten habe ich zu erfüllen, um eine Kiste mit Silbergeräth bei der Bank zu deponiren? Ich will nämlich verreisen." Herr Soleil begann dem Fremden die gewünschte Auskunft zu geben, und bemerkte dabei, wie die Blicke desselben ziemlich zerstreut durch das Zimmer schweiften und endlich mit einem, wie es ihm schien, eigenthümlichen Ausdruck, auf dem großen eisernen Schrank hafteten, der in die Wand eingefügt war. „Aha," rief der Fremde, „das ist gewiß der Geldschrank, indem die 60 Millionen enthalten sind, die Sie, wie man sagt, jeden Morgen an ihre 6 Ober-Cassiere vertheilen! Hören Sie mal, ich finde, daß Sie die Sache ziemlich leicht nehmen. Sie sind allein — kein Diener in der Nähe. Wenn nun Jemand kommt, wie ich, der angibt, er wolle Werthsachen deponiren, und der einen Dolch bei sich führt — Sie verstehen mich! Er gibt Ihnen einen Stoß, nimmt den Schlüssel zum Schrank, den Sie gewiß da in der rechten Tasche Ihrer Weste haben, und nimmt Ihnen zwei, drei Millionen — wie dann?" Herr Soleil lächelte. „Es ist keine so große Gefahr dabei," sagte er. „Wer das thun wollte, müßte doch hoffen, seinen Vorsatz auszuführen und auch ungestraft bleiben zu können. Nun sehen Sie hier den Knopf in der Mauer. Sobald ich darauf drücke — und das thue ich, wenn ich auch zu Tode getroffen wäre! — sind alle Diener durch das Alarmsignal benachrichtigt und der Mörder und Räuber wird gefaßt." — „Hm, das hängt doch von der Geschicklichkeit des Verbrechers ab," sagte der Fremde. „Ich habe in Kabylien und anderswo Leute gesehen, die einen Menschen mit einem einzigen Dolchstoße so trafen, daß er bewegungs- und lautlos niedersank." Dabei funkelte sein Auge in eigenthümlichem Glanze. Herr Soleil verließ ihn mit keinem Blick. — „Nun," erwiderte er, „in den meisten Fällen verliert der Räuber seine Ruhe, wenn er Blut fließen sieht." — „Das wüßte ich nicht", entgegnete der Fremde. „Ich kenne Leute genug, die an den Anblick von Blut gewöhnt sind und vor einem röchelnden Opfer ganz kalt bleiben. Ich kann davon mitreden." — „Sie, mein Herr?" rief Soleil, ein wenig lebhafter. „Ja wohl, ich", sagte der Fremde. — „Nun", versetzte Herr Soleil gleichmüthig, „was liegt am Ende daran, wenn der Cassirer stirbt, vorausgesetzt, daß die Kasse nicht beraubt wird. Der Schrank ist nicht so einfach zu öffnen, man muß den Kunstgriff kennen. Nur ich allein", er zog den Schlüssel aus der rechten Westentasche, „bin im Stande, das Schloß zu öffnen." — „Und wenn man einen Moment wählt, in dem der Schrank offen steht?" fragte der Fremde. „Doch — kehren wir zu meiner Angelegenheit zurück!" Er ließ sich nochmals genau angeben, welche Förmlichkeiten er bei der Deponirung seiner Silbersachen zu erfüllen habe, und gab beim Abschied Herrn Soleil seine Karte. Mit einigem Erstaunen, aber auch mit einer gewissen Befriedigung las dieser die Worte: „Marschall Bosquet." Er war der Sieger von Inkermann, der ihm eine leichte Blutwallung verursacht hatte.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 33. Speyer, Samstag, den 19. März 1870.

* Die Pestjungfer.

Von Aug. Becker.

(Fortsetzung.)

Da ich wiederum an dem ersten Haus des Dorfes ankam, war ich nicht gewiß, ob mir blos geträumet oder wirklich Alles begegnet seie, so wunderlich ist solches geschehen. Da ich aber in unser Haus gekommen, saßen meine Frau und der Friedelbauer nebst Knechten und Mägden noch bei dem Alten und der erzählte immer noch von der Pestjungfer. Ich war matt und schwach von der Aufregung und Furcht, so ich erst gehabt, setzte mich derhalben schweigend zu den Andern und hat mich nur Wunder nehmen wollen, daß keines meine Abwesenheit bemerkt hatte.

Der alte aber erzählte also in seiner Weise weiter:

„Selbiger Geselle, der da aus dem Häusel gerathen und allzeit nur: Huß, huß, den Fuß! gerufen, saß einmal wieder auf freiem Felde und schauete vor sich hin in die Luft hinein. Da kam wiederum ein greulich Weibsbild heran über das Feld und dem armen Gesellen wollete darob gar bange werden, dieweil er sich nichts Gutes von ihr zu versehen hatte, die er so arg beleidigt, denn es war keine andere als die schlimme Pestjungfer, die dahinbrauste im Sturme. Und ob er auch zu laufen anhub, sein steifer Fuß und erschreckliche Angst hinderten ihn daran sehre, und wenn er auch hätte schneller laufen mögen, schneller denn ein wildes Roß, hätte sie ihn doch ereilen wollen. Und alsbald schwang sie sich auf seinen Nacken, daß er es wohl verspürete, und hetzte und trieb ihn an und er sprang und lief den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, und wo er hinkam starben Vieh und Menschen und wurden die Dörfer und Städte leer. Und so kam er auch an den tiefen Rheinstrom, und er sah seine klaren Wellen fließen, drüben aber war sein Heimathsdorf und lebten die Seinigen, — die wollete er erretten vor dem greulichen Weibe und sprang in die Fluthen, sie zu ersäufen. Solches geschahe wohl ihm selbsten — aber die Pestjungfer erhub sich federleicht aus den Wellen und er sah drüben am linken Strand Einen stehen, der ihrer zu warten schiene. Dem schwang sie sich auch gleichergestalt auf den Nacken und er trug sie weiter in das Land hinein, da sie der Geselle, der nun im Rheingrunde lag, nicht hintragen wollete!"

Der Alte schwieg, — ein tückisches Lächeln verzerrte sein Gesicht, das ich eben beobachtete, denn mir kam das Wort in den Sinn, so mir des Friedels Gestalt beim Scheiden gesagt.

Meines lieben Weibes alter Vater trat nun näher zu dem Alten und fragte neugierig:

„Und wohin hat sich nun der letztere Bursche, so die Pest trug, gewendet?"

Da rief der Alte mit gewaltiger Stimme und gräßlichem Lachen:

„Hierher, hierher, in dies verfluchte Nest und in Dein verdammtes Haus! Elender!"

Und darauf richtete er sich empor in seiner hohen Gestalt und ich erkannte mit Entsetzen meines Weibes schlimmen Oheim, — mein Schwiegervater aber schauderte in sich zusammen, und er verlor seine ganze Gestalt vor argem Grausen.

Draußen aber erhub sich ein wilder Sturm in der Nacht, die Hunde heulten ganz erschrecklich, aber die Hähne schrien heiser den Tag an, der da kommen sollte, und der war ein Tag des Jammers und des Todes. Der Alte stierte mit wildglänzenden Augen und gräßlichem Hohn meines Weibes Vater in's Antlitz, auf der Gasse aber tobete und brausete die Pestjungfer in ihrer Furie, die Fenster fuhren auf und das rothe Tuch wehete mit seiner schrecklichen Farbe herein. Da lachte der Alte nochmals, sein Antlitz ward glüherotth, brandige, schwarz und gelbe Blätterlein überdeckten es dann, und dort lag er nun auf der Stube Boden hingestreckt.

Im selben Augenblicke, da Schrecken ohne Grenzen unserer Seelen sich bemächtigt hatten, stürmten die Soldaten herein, was der Lärm zu bedeuten habe und fluchteten böse und schimpften weidlich über die klaffenden Hunde und das greuliche Wetter. Da sie aber den Alten am Boden, meinen Schwäher mit bleifarbigem Antlitz und schlotternden Beinen auf den Tisch gesunken und uns Alle in starrem Entsetzen ersahen, trat einer mit heidnischem Fluche auf den am Boden hin, stieß ihn an, leuchtete ihm in's Antlitz und rief itzt mit gräßlichem Schauder:

„Die Pest! Die Pest!"

Und in wenig Minuten saßen die Krieger zu Roß und

sprengten mit Geschützwägen des Dorfes Gassen hinab, aus dem todesgefährlichen Bereich zu kommen. Aber die armen Gesellen waren wenig des Weges und des Landes kundig, sie geriethen in das sumpfige Stück Land, so man den Bruch nennt, und während im Dorfe die Pestjungfer in ihrer Furie auf und ab fuhr, rangen die armen Kriegsleute, dem Untersinken zu entkommen; aber wollete solches ihnen nichts helfen, dieweil sie immer tiefer sanken und zum Beschluß Mann und Roß und Wagen in die Erde versanken, also daß ihrer Keiner davon gekommen ist. *)

Ich weiß nicht mehr wie mir damals geschehen, ich hatte alles Besinnen an Weib und Kind verloren, da ich auf die Straße eilete in greulichem Zweifelmuth- und Gottvergessen. Ich starrete vor mich hin und sah nichts denn Gespenster, und hörete nichts denn schrecklich unmenschlich Rufen. Und wo ich hinstarrete, flatterte das rothe Tuch der Pestjungfer und sie selbst flog vorüber in ihrer grausamlichsten Gestalt und es schienen ihre Haare bissige Schlangen wie an der Medusa Haupt und ihre Gebärde war teuflisch und ihr Lachen haarsträubend.

Und ich versank allezeit mehr in Vergessenheit meiner selbst und konnte nur noch gewahren, wie noch die Pestjungfer sich gen der Kirche Thurm gewendet, plötzlich in die Luft sich erhob, und zu dem untersten Schallloch hineinflog, also daß sie nicht mehr gesehen ward.

Da lag ich denn auf dem Grasboden bei dem Dorfe, ohne Besinnen und Lebenszeichen, und war mir's als träumte ich, ein Zwerg bewege sich um mich und reibe und schmiere meinen Körper ein und war mir auch als flüstere er mir in's Ohr:

„Sei ruhig, Du sollst gerettet werden und Dir Weib und Kind bleiben!"

(Schluß folgt.)

*) Davon geht die Sage heute noch in jener Gegend, da schon längst der berüchtigte Bruch seine Gefährlichkeit für den Reisenden verloren hat.

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von **George Hiltl.**

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Fortsetzung.)

Ich eilte nach Hause, hielt mich den ganzen Tag eingeschlossen und verwünschte das Schreiben der Frau de Lapalaye, während ich doch mit Sorgen und Sehnsucht an Jeanne dachte. Ich mußte auch den Cicés einen Wink zukommen lassen, sie waren vielleicht in Gefahr durch ihre Gastfreundschaft; jede kleinliche Rücksicht für meine Person schwand und sobald es dunkel geworden machte ich mich auf. Vorsichtiger als sonst beobachtete ich genau, wer in meine Nähe kam — und da ich nichts Verdächtiges bemerkte, nahm ich bis zur Straße Corderie einen Fiaker. Auch in der Straße war Alles ruhig, ich kam an das Haus, schellte und ward eingelassen. Die Damen traf ich an, sie waren mit weiblicher Handarbeit beschäftigt. Ich wollte nicht gleich mit der Thür in's Haus fallen, sondern fing gleichgiltige Gespräche an, als plötzlich die Glocke des Hauses gezogen ward, ein starker Tritt auf der Treppe gehört wurde, im Vorzimmer erschallte; die Thür ward geöffnet, bleich, mit verstörtem Antlitze stand Briffeuil auf der Schwelle. Erschrocken sprangen wir Alle empor. Briffeuil blieb in der Thür stehen, kreuzte die Arme und sah mich drohend an. „Sie nehmen diesen Menschen noch in Ihr Haus?" rief er. „Weisen Sie ihm die Thür." Ich trat von Zorn und Schreck überwältigt einen Schritt vor — die Damen stießen einen Ruf des Entsetzens aus, als Briffeuil wüthend schrie: „Hinaus! hinaus, Polizeispion — Agent Fouché's — oder ich werde Dich erdrosseln." — „Sie sind ein Lügner, Herr von Briffeuil oder Milly, Kaufmann aus Bordeaux", rief ich, meiner Sinne kaum mächtig. — „Ha! Spion", fuhr er fort. „Du leugnest Deine Schandthat? Gut denn — hole die Häscher herbei, ich werde sie erwarten — besser noch, ich will sie rufen und zwar durch einen Schuß, mit dem ich Dir den Kopf zerschmettere." Er legte die Hand auf den Kolben eines Pistoles — mit lautem Hülfeschrei warf Blanche sich zwischen uns. — „Um Gottes Willen — halten Sie ein — Lemaître fliehen Sie", riefen die Damen. Ich stand zitternd vor Scham und Entrüstung. — „Warst Du nicht heut' bei Fouché? He? hast Du nicht dort aussagen müssen, wo ich mich verberge, nachdem Du ein schuldloses Mädchen verblendet hast?" Ich vermochte nicht mehr zu antworten, denn Aimée, welche den Wuthausbruch des Mannes fürchtete, riß mich hinweg. „Er weiß, daß ich meinen Namen ändern muß — er kennt meine Lage genau — —" Das waren die letzten Worte, welche ich hörte, denn Aimée warf die Thür zu und drängte mich zur Treppe.

„Fliehen Sie", bat Aimée, „Großer Gott, was haben Sie gethan?" —„Nichts — nichts, das jenen Menschen zu solcher Gewaltthat berechtigte", keuchte ich und wollte wieder in den Salon stürmen, aber Aimée hielt mich auf und da ich eine schreckliche Scene fürchtete, gab ich ihrem Drängen nach, eilte die Treppe hinab und gewann die Straße.

Ich taumelte im Dunkel des Abends fort, meine Gedanken waren verwirrt, die Schläfe pochten und ich glaubte ersticken zu müssen. Mechanisch schritt ich weiter bis zu meiner Wohnung und von der Aufregung überwältigt sank ich in meinem Zimmer angekommen, ohnmächtig zu Boden. Ich blieb in einer Erstarrung lange Zeit liegen, als ich zu mir kam graute der Tag; ich hatte den größten Theil der Nacht auf dem Boden liegend zugebracht, jetzt kehrte mein Bewußtsein zurück. Ich hatte nicht geträumt, wie ich anfänglich glaubte, hoffte; jener abscheuliche Auftritt war Wirklichkeit gewesen. Ich blieb auf meinem Zimmer; durfte ich doch nicht wagen, die Cicés zu besuchen, mich bei ihnen zu rechtfertigen. Sie mußten nach Briffeuil's Aussagen mich für einen Elenden halten. Alles sprach gegen mich; nur die

Thatsache, daß Briffeuil in seinem Verstecke bei den Nonnen nicht aufgehoben wurde, konnte mich rechtfertigen. Offenbar hatte jener Mensch, der Genosse Briffeuil's, welcher mich aus dem Zimmer Dermonville's kommen sah, mich als Spion verdächtigt und ich fürchtete die Rache dieser Leute, welche in der Stadt umherschweiften. Ich erhielt von den Cicès keine Einladung, sah bei meinem Ausgange kein verdächtiges Gesicht und hörte auf den Bureaus von keiner Verhaftung, was gewiß nicht nur mir, sondern gleich allgemein bekannt worden wäre, es mußten also die Agenten Fouché's den Aufenthalt Briffeuil's nicht gefunden, ihn bei den Cicès nicht gesucht haben und so konnte ich denn annehmen, daß die Schwestern vollkommen von meiner Schuldlosigkeit überzeugt seien. Gleichwohl blieb ich ihrem Hause fern, fing aber an, meine Bekannten wieder aufzusuchen, von denen ich mich mehrere Tage lang ferngehalten hatte. Ich traf bei den Spaziergängen keines der bewußten Gesichter — sie hielten sich ohne Zweifel seit jenem Vorfalle verborgen. So kam der vierundzwanzigste December heran, eine Woche später sollte ich mein Amt antreten.

An jenem Tage saß ich zu Mittag in Gesellschaft einiger jungen Leute. Es waren Studenten, Techniker, und zwei gehörten dem Institute als Abtheilungssecretaire an. Unser Speisehaus war bei dem Restaurant Colombier, dessen Geschäftslocal später in der Julirevolution als Ambulance eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Es lag in der Straße d'Argenteuil, dicht an der Honoré-Straße. Als wir noch bei Tische saßen, erschien Pepin Forêt, ein junger Mann aus Peronne, Techniker und Instrumentenmacher. „Meine Freunde", sagte er, „ich bin im Stande, Fünfen von Ihnen einen besonderen Genuß zu bereiten. Heute Abend ist in der großen Oper, wie Sie wissen, die Aufführung der Schöpfung von Haydn. Mein Principal hat sechs Billete erhalten — Sie werden mir sagen: ob Fünf von Ihnen der Aufführung beiwohnen wollen, die besonders dadurch noch interessant wird, daß der erste Consul mit allen Generalen Zuhörer sein werden." Natürlich rief Alles nach den Billets, aber Pepin bestand darauf, daß sie ausgewürfelt werden sollten. Dies geschah und ich war so glücklich, eines derselben zu gewinnen.

Wir zahlten Pepin den Betrag und es wurde beschlossen, bis zum Beginn der Aufführung bei Colombier zu bleiben. Ich freute mich sehr auf den großartigen Genuß, froh darüber, daß alle diese räthselhaften Dinge hinter mir lagen, und nur der Gedanke an Jeanne machte mich noch traurig. Ich sollte bald die schreckliche Lösung des Räthsels erhalten.

Um mit den nun folgenden Ereignissen Schritt halten zu können, will ich in kurzen Umrissen erzählen, was, wie später bekannt wurde, in den Tuilerien während dieser Zeit vorging. Der erste Consul hatte sehr anhaltend den Tag über gearbeitet und fühlte sich erschöpft. Er wollte zu Haus bleiben, obgleich er sein Erscheinen in der Oper zugesagt hatte. Josephine selbst redete ihm lebhaft zu, nach dem schweren Tagewerke doch einige Zerstreuung zu suchen. Bonaparte ließ deßhalb den Generalen Lannes, Berthier und Lauriston sagen, daß er sie erwarte, um mit ihnen in die Oper zu fahren. Der Weg dahin wurde, wie gewöhnlich, durch die Straße Nicaise genommen. Der Stallmeister ließ eine große Kutsche vorfahren und der Offizier du Jour, Namens Jullien, welcher das Piquet berittener Garden commandirte, in deren Begleitung der Consul stets ausfuhr, ordnete an, daß bei der voraussichtlich großen Menschenmenge die Soldaten nicht wie gewöhnlich v o r, sondern h i n t e r der Kutsche des Consuls reiten sollten. Man wird sehen, wie wichtig diese Anordnung für die Folge war. Als der dienstthuende Adjutant dem Consul meldete, daß Alles bereit sei, soll dieser noch einen Brief erhalten haben, der ihn vor einer dringenden Gefahr warnte, aber er habe — sagt man — mit verächtlichem Lächeln das Papier bei Seite geworfen. Hierauf stieg er mit Berthier, Lannes und Lauriston in die Kutsche. Ich bemerke ausdrücklich, daß die Anecdote, der Kutscher sei in Folge eines Rausches so außerordentlich schnell gefahren — e r f u n d e n i s t. Bonaparte's Kutscher fuhren immer sehr schnell und sicher.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

D ü r k h e i m, 16. März. Am verflossenen Sonntag gegen Abend ereignete sich in einer hiesigen Wirthschaft eine G a s e x p l o s i o n, die unter andern Umständen leicht das größte Unglück hätte zur Folge haben können und die aufs Neue zu größerer Vorsicht in ähnlichen Fällen mahnt. Einige Gäste in jener Wirthschaft machten den Wirth auf einen starken Gasgeruch aufmerksam, der wahrscheinlich dem in ihrer Nähe befindlichen Gasometer entströme. — Der Wirth näherte sich darauf hin mit einem Stearinlichte in der Hand, das er jedoch weit von sich hielt, dem Behälter, welcher den Gasometer birgt, und öffnete behutsam die Thür desselben. In demselben Augenblicke aber schlug ihm und den in der Nähe sitzenden Gästen mit starker Detonation eine große Flamme in's Gesicht. Das entströmte Gas hatte sich entzündet. Zwei der Gäste wurden in Folge der Explosion von ihren Stühlen herabgeschleudert und die Stühle theilweise zertrümmert. Der Wirth selbst erhielt nicht unbedeutende Brandwunden im Gesichte und am Halse. Einem Gaste wurde der Schnurrbart und die Augenbraunen beinahe gänzlich weggesengt; einem andern der Rock total verbrannt u. s. w. Die Fensterscheiben wurden theilweise zertrümmert und ein Fensterkreuz hinausgeschleudert. So der Bericht eines Augenzeugen. Das Gas war durch Loslösung einer Schraube des Gasometers entströmt. (D. A.)

* (G u t e r R a t h f ü r A u s w a n d e r e r.) Da wieder die Zeit der Auswanderungslust herannaht, dürften einige Bemerkungen namentlich betreffs der Ankunft in Newyork, wo besonders viele Auswanderer eine Beute schnöder Gaunerei werden, sehr am Platze sein. Vor allem ist ein gutes Gasthaus, ein guter Führer und ein solides Wechslergeschäft für einen Auswanderer wünschenswerth. Als solides Gasthaus wird empfohlen: Joseph Strebel's deutsches Gasthaus Nr. 4 Carlislestr. in Newyork, wo gute Kost, freundliche und dienstfertige Behandlung geboten wird. Das Gasthaus liegt nahe am Castle-Garden und dem Ankunftsort der Bahnzüge und der deutschen Schiffe. Strebel's Karten sind in Hamburg und Bremen zu erhalten. Erst am Castle-Garden (ja nicht vorher, damit sie nicht von Gaunern irre geführt

werden) sollten Auswanderer die Karten vorzeigen. Als eigenen Emigrantenführer hat die Conferenz der Missourisynode angestellt den Pastor Stephan Keyl, Nr. 13 Broadway 1 Treppe hoch oder Castle-Garten, Newyork (seine Karte ist bei Pastor J. Ruperti in Bremerhafen zu erhalten.) Er sorgt für richtige und verlustlose Umwechselung des mitgebrachten Geldes in amerikanisches Papiergeld und für richtige und schnelle Einlösung von Wechseln auf Newyorker Handelshäuser. Die Geldwechsler werden von der deutschen Gesellschaft in Newyork beaufsichtigt; dasselbe geschieht in Bremen von Seiten des Bureaus für Auswanderer, das am Bahnhof den Ankommenden Karten austheilen läßt, mit den Adressen der empfehlenswerthen Geldwechsler. Pastor Keyl geht womöglich selbst mit den Ankommenden, um sie vor Umherirren und Gaunerei zu behüten, und besorgt die Billets auf den richtigen Bahnen ins Innere so billig als möglich.

Aus Bremen, 12. März, wird der Z. f. Nordd. berichtet: Das Schiff, mit welchem Capitän Koldewey und seine Genossen ihre erste kurze Nordpolfahrt im Sommer 1868 machten, die „Grönland", jetzt in Bremerhaven liegend, soll während des kommenden Sommers abermals zu gleichen wissenschaftlichen Zwecken in Dienst gestellt werden. Drei Gelehrte, Dr. Bessels, Dr. Dorst in Jülich und der österreichische Marinelieutenant Wieprecht wollen sich darauf einschiffen; nicht um irgendwo im Eismeere zu überwintern, wie die Expedition von 1869, sondern um die gute Jahreszeit zu den entsprechenden Forschungen und Beobachtungen zu benutzen. Doctor Petermann in Gotha hat ihnen zu diesem Zwecke die vor zwei Jahren durch öffentliche Beiträge erworbene Yacht „Grönland" zur Verfügung gestellt. Dr. Bessels hat längere Zeit an der oberen Weser zugebracht, um die nöthigen Schritte einzuleiten, und Lieutenant Wieprecht trifft in Wien, auf die liberalste Weise unterstützt vom österreichischen Kriegsministerium, die nautischen Vorbereitungen. Wie bekannt, hat Bessels schon im vorigen Jahre auf dem Dampfer „Albert" eine äußerst erfolgreiche Nordfahrt unternommen, welcher wir außerordentlich werthvolle und neue Resultate über das nördliche Eismeer verdanken. So viel man hört, sind die Mittel zur Reise bis auf wenige Tausend Thaler gesichert.

Das Comite der Tiedge-Stiftung veröffentlicht unterm 3. März, als dem Todestage des um die Gründung dieses Instituts hochverdienten Majors Serre auf Maxen, einen amtlichen Bericht über die Wirksamkeit und den Stand der Stiftung im Jahre 1869. In demselben wurden 32 Ehrengaben im Gesammtbetrage von 4450 Thlrn. verliehen. Das Kapitalvermögen der Stiftung hatte am Schlusse des vorigen Jahres den Betrag von 181,518 Thlrn.

In Wyoning (Vereinigte Staaten) ist vor einiger Zeit eine Frau zum Friedensrichter ernannt worden. Ein Correspondent der Newyork World widmet dieser Dame eine ausführliche Beschreibung: „Frau Morris, bemerkt er, ist von Mittelgröße, hat stark markirte männliche Züge und ihre ganze Erscheinung deutet auf Stärke des Charakters und der Musculatur. Sie ist 57 Jahre alt und macht daraus durchaus kein Hehl und ihr Charakter hat, man darf wohl sagen, immer etwas Männliches gehabt. Vorlesungen oder Predigten hat sie niemals außerhalb des eigenen Hauses gehalten; sie schreibt indessen für die „Revolution", (das bekannte Frauenrechts-Organ). Bei dem ersten Gerichtstage, den sie abhielt, trug sie ein Kattunkleid, einen gehäkelten Frühstücks-Shawl, grüne Bänder im Haar und ein grünes Band um den Hals. Es ging bei dieser Gelegenheit nicht ohne einige Schwierigkeiten ab, indem der vorige Richter einige Papiere nicht zur Stelle geschafft hatte und ohne Weiteres von seiner Nachfolgerin eingezogen wurde. Als indessen sein Vertheidiger nachwies, daß die Verhaftung des Angeklagten formel der Berechtigung entbehre, zögerte die Richterin keinen Augenblick, ihm seine Freiheit wieder zu geben."

Meteorologische Station zu Dürkheim a/H.

Witterungsbericht über die Monate Januar und Februar 1870.

Januar. Die erste Hälfte des Monats war bei vorherrschendem Südwestwinde mäßig warm, am 18. schlug der Wind nach Nordost um, das Barometer stieg und behielt bis zum Schlusse des Monats eine durchschnittliche Höhe von 336''', während das Thermometer sank und stets unter 0° R. verblieb. Die mittlere Monatstemperatur betrug + 0° 79, die höchste Wärme (+ 9° 8) und zugleich der tiefste Barometerstand war 8. Mittags bei Südwest, die niedrigste Temperatur (—7.9) am 29. Morgens. Der mittlere Luftdruck betrug 333.'''99, der höchste war am 18. Morgens 337.'''38, der niedrigste war am 8. Mittags 329.'''57. Die ganze Regensumme des Monats betrug 15.9 par. Linien. An den 4 letzten Tagen des Monats vollständig wolkenloser Himmel.

Februar. Die Witterung blieb die nämliche, wie am Schlusse des vergangenen Monats. Bis zum 21. blieb der N.O. die vorherrschende Windesrichtung, das Barometer war constant hoch, das Thermometer blieb unter 0° und die Niederschläge bestanden nur in vereinzelten Schneeflocken. Am 21., dem Tage des tiefsten Barometerstandes, schlug der Wind nach S.W. um und brachte bis zum Schlusse des Monats wärmere Tage. Die mittlere Temperatur des Monats betrug — 1.°46, die höchste war am 27. Mittags + 9.°4, die niedrigste am 12. Morgens — 10.°2. Der mittlere Luftdruck betrug 332.'''38, der höchste war am 1. Abends 336.'''38, der niedrigste am 21. Abends 325.'''62. Die gesammten Niederschläge betrugen nur 4.0 par. Linie, und zwar 1.0 aus Regen und 3.0 aus Schnee, der am 5. Tage fiel. Der mittlere Dunstdruck betrug 1.'''50, die relat. Feuchtigkeit in Proc. 81.48. Nur an 2 Tagen (3. und 6.) vollständig wolkenfreier Himmel.

Im Auftrage des Ausschusses der Pollichia:
F. Beck.

Räthsel.

Erstes Wort.

Der Mensch hat eine Seele,
Doch hat der Mensch auch mich,
Für beide soll er sorgen,
Denn so gebührt es sich.
Die Seele strebt zum Himmel,
Sie folgt des Ew'gen Spur,
Doch ich bedarf zum Wachsthum
Der ird'schen Stoffe nur.

Zweites Wort.

Geübt, gewandt, gebildet,
Ein sehr studirter Mann,
Gelangt er zur Berühmtheit,
Wenn er was Rechtes kann.
Doch gibt's auch manchen Stümper,
Voll Phrasen hohl und leer
Und mancher schlichter Bauer
Weiß wirklich mehr als er.

Erstes und zweites Wort.

Das Ganze — von dem Zweiten
Ist's eine eig'ne Art,
Doch trotz der Kunst und Praxis
Oft einer nichts erspart.
Nun denn, ihr Räthselmeister,
So sagt mir in's Gesicht,
Wer ist der Mann, wie heißt er?
Ein Leibarzt? Nein, Das nicht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 29.

Hexenschuß.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 34. Speyer, Dienstag, den 22. März 1870.

* Die Pestjungfer.

Von **Aug. Becker.**

(Schluß).

Wie lang' ich also gelegen, weiß ich nicht zu sagen, halte aber dafür, daß es zum wenigsten vier Tage gewesen. Da ich nun wiederum mein Haupt erhob, war's so still, so schrecklich still im Dorfe, ich hörte nichts als das Gekrächze einer Rabenschaar, die über meinem Haupte flog, und doch war es heller, lichter Tag und die Häuser stunden wie sonst an ihrem Platze. Und ich wußte nicht, was das bedeuten solle, aber da ich mich umsahe, lagen da schwarze, verbrannte Leichname neben mir, so ich an den Kleidern erkennen mochte, daß es Leute aus dem Dorfe. Ich entsetzte mich nicht, denn ich war allzuschwach und ermattet hiezu, und da ich mich aufheben wollete, gelang mir solches nur mit Aufwendung aller Kraft und gab mir nur der entsetzliche Durst die Macht, mich an das Bächlein zu schleppen, das durch unser Dörflein floß. Da mochte ich wohl vor mir selbsten am ehesten erbeben, dieweil es ein gar ungeheuerlich Aussehen gewonnen hatte um mich, wie ich in dem Bächlein sehen konnte.

Endlich hatte ich Kraft genug in meines Schwiegervaters Haus mich zu schleppen. Auch da war Niemand — ich trat in die Stube, ein dicker Rauchqualm, so wieder von Wachholderbeeren gewesen, drang mir entgegen, dorten lagen aber am Boden zwei männliche Leichname. Ich dachte wieder mit unendlicher Sehnsucht an Frau und Kind, — die beiden Leichen waren sie nicht, ich schlich mich weiter nach ihnen zu suchen und sollte ich auch noch ihre Leichen finden, wollte ich mich zufrieden geben.

Der Zufall leitete meine Schritte, — ich ging zum Ersten in den Keller hinunter. Dort war es dunkel und ich tappte unsicher umher, und — o Entzücken des Vaters und Gatten, — ich fand mein geliebtes Weib, mein einziges Kind lebend und wohl und außer aller Gefahr der Ansteckung.

Die Freude hätte mich getödtet, wenn sie mir nicht die Kraft gegeben hätte, jeglichem Tode zu widerstehen.

Wie könnt' ich jenen Augenblick beschreiben in seiner ganzen Fülle von himmlischer Seligkeit und englischer Wonne, welche der allgnädige Gott mit seinem Segenshorn über mich ausschüttete! Da mocht ich singen mit unserm Gott, der so wunderbare Dinge hat gethan und die, so ihm vertrauen, aus aller Trübsal erlöset auf wunderbarlichen Wegen.

Acht Tage noch blieb ich bei Frau und Kind in dem Grunde des Kellers; ein dankbarer Geist hat uns mit dem nöthigen Brode versorget und wir durften niemalen hungern. Da hatte denn mein liebes Weib viel zu erzählen, wie der Hauskobold jenen Rauch gemacht, der da vor der Pest schirmen sollete, wie er sie und unser Kind in den Keller gelockt und sie allda eingeschlossen habe, und wie er sie gelehrt sich mit Oel und Fett zu beschmieren, das die Pest abhalte und der Pestjunger keine Gewalt über Einen gebe.

Das Alles erzählte sie mir und dann sprach sie noch:

„So wurden wir Dir erhalten und wer meinst, daß dieser wohlthätige Hausgeist sein möchte? Niemand anders, denn das stumme Jackele, und er ist es auch, der uns noch täglich mit Speise versieht. So lohnt sich jede Guthat, die man auch der Geringsten Einem widerfahren läßt, und soll uns niemalen ein Erbarmen gereuen, so wir einsmal verspüret haben gegen Irgendwelchen."

Den neunten Tag aber klopfete es an unsers Kellers Thüre, — ein Mann trat ein und forderte uns auf ihm zu folgen, was wir auch ungesäumt thaten. Oben fanden wir ein Wanderwägelein vor, darein setzten wir uns, und verließen das öde, ausgestorbene Dorf, wo wir so viel Schreckliches erlebt hatten. Wer uns das Wägelein bestellt, haben wir niemals erfahren mögen, da der Fuhrmann, so uns fuhr, kein Wörtlein sprach und verlauten ließ, als:

„Gebt Euch zufrieden, liebe Leute, daß ich Euch dahinbringe, wo Ihr geborgen seid!"

Und so gaben wir uns denn auch zufrieden, und vierzehn Tage darauf, nachdem wir das jämmerlich verheerte und öde Pfälzerland und Elsaß durchzogen hatten, gelangten wir, ohne irgendwelche Gefährde, so uns groß kümmern konnte, in die große und schöne Stadt Metz, so in Lothringen ist gelegen. Dort fand ich mit Weib und Kind Ruhe und Frieden und Erholung bei frommen Leuten, die sich unser ächtchristlich annahmen, ob zwar wir selbigen ganz fremd waren.

Wenn ich aber einmal nach dem Manne fragete, um dessen Willen uns solches geschähe, gab man mir zur Antwort: „Laßt's Euch begnügen, daß es so ist!"

In Metz blieben wir so lange, bis die Kriegsfurie gebannet worden durch den westphälischen Friedensschluß. Darnach hat uns die Sehnsucht heimgelockt in die Pfalz, — wir sahen wohl den Ort wieder, da unser Dörflein gestanden, da war aber alles zerfallen und vermodert, außer dem Kirchthurm, so allein noch stund. Und daran waren alle Fenster und Löcher von den umwohnenden Leuten vermauert worden, dieweil man gefürchtet, die Pestjunger, die sich dort hineingeflüchtet, möchte wieder ausfliegen.

Darnach wandten wir uns hieher in das Städtlein und mit Gottes Hülfe und der Gnade unsers wieder eingesetzten Churfürsten, des erlauchten Sohnes seines frommen Vaters, ward ich allhier als reformirter Pfarrherr eingestellet, allwo ich noch wohne und wirke in Christi Jesu Namen Amen. —. —.

Dem Manuscripte ist hier eine Anmerkung meines Freundes angehängt, wie folgt:

„Der Thurm von Weiher hat vor hundert „Jahren noch gestanden, und ein alter Mann aus der „Gegend erzählte mir, daß sein Vater ihm oft erzählt „habe: Wie man beschlossen hatte, den Thurm abzu„brechen, gab es unter den umliegenden Bauersleuten „großen Widerspruch, weil die Furcht vor der Pest, die „darinnen eingemauert sei, noch fortlebe.

„Da man endlich den Abbruch dennoch durchsetzete, „fand man in demselben Knochen und Beine von „einem menschlichen Körper, ja noch etliche Spuren „weiblicher Kleidung waren zu finden. Daraus ließe sich „schließen, daß die Pestjungfer kein bloßes Hirngespinnst „gewesen sein möchte, und vielleicht hatte die lange Lise „die Rolle der Pestjungfrau (aus Liebhaberei für das „Wunderbare selbst noch da, wo sie ihrem grimmigen „Rachegefühl sich ganz überlassen hatte,) übernommen. „Gewisses läßt sich jetzt, wie über so manches in der „Erzählung des Pfarrers, das uns wie ihm nicht „ganz klar ist, — nachdem über 200 Jahre darüber „vergangen sind, wohl nichts mehr bestimmen."

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von **George Hiltl.**

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Fortsetzung.)

Ehe der Wagen abfahren sollte, rief uns Pepin, der bereits die Gendarmen bemerkte, welche den Platz freihielten. Wir verließen den Restaurateur und eilten durch die Honoré-Straße bis zur Straße Nicaise, wo dieselbe eine Biegung gegen die Richelieu-Straße machte.*) Wir wollten den Wagenzug sehen, da auch Josephine mit den Kindern dem Consul folgen wollte. Die Straße war sehr lebhaft, die Leute harrten auf den Consul und gerade an der Biegung der Straße hatten sich Viele postirt, weil hier der Wagen langsamer fahren mußte; man wollte dem Consul ein Vivat bringen. Der Abend war sehr mondhell und mild und viele Hausthüren hatten obenein Laternen.

Ich blickte in der Menge umher, da gewahrte ich dicht bei mir einen kleinen Wagen, auf diesem Wagen lag ein Faß mit eisernen Reifen, ein mageres Pferd war angespannt, ein kleines Mädchen hielt dasselbe — alle diese an sich unwichtigen Dinge würden meine Aufmerksamkeit nicht erregt haben, aber ich erkannte in dem Führer des Wägelchens denselben Menschen wieder, den ich mit Briffeuil gesehen und der mich nach dem Verhör bei Fouché beobachtet hatte. Jetzt war er hier unter der Kleidung eines Fuhrmanns — das hatte wieder Etwas zu bedeuten, der Wagen — das Faß! Plötzlich stieg mir eine Erinnerung auf, ich glaubte auch dieses Faß wieder zu erkennen — und ich kam auf den seltsamen Gedanken, daß die angeblichen royalistischen Emigranten am Ende nur gemeine Weinschmuggler seien, die irgend welchen verbotenen Handel trieben.

In diesem Augenblicke rief Pepin: „Meine Freunde, kommen Sie mehr dort hinunter; die Straße stopft sich zu sehr." Wir gingen bis zum ersten Hause der Straße Richelieu, und als wir uns wendeten, sahen wir den Wagen des Consuls schon die Straße Nicaise herauskommen. Er näherte sich schnell der Biegung, aber kaum hatte er diese umfahren, als ein furchtbarer Krach sämmtliche Häuser erbeben machte, eine Feuersäule schoß empor, Dampf, Qualm und Splitter füllten die Luft, die Fenster klirrten in tausend Stücken herab, prasselnd schlug ein Hagel von Kugeln, Eisenstücken und Steinen gegen die Façaden der Gebäude und schmetterte den Kalk von den Mauern — und durch all' dieses Getöse tönte schauerlich das Wimmern und Wehschreien einer großen Masse Verwundeter, welche das Steinpflaster bedeckten, während mehrere Andere auf der Stelle todt geblieben waren.

Die Verwirrung war ungeheuer. Alles rannte, stieß, drängte und stürzte durch einander. Kreischen, Schreien und Heulen mischte sich mit Verwünschungen und Warnungen, denn man glaubte das Stadtviertel sei unterminirt. Endlich begann man Hilfe zu leisten und als der Qualm sich verzog, sahen die Helfenden das schreckliche Schauspiel dicht vor sich. Die Aerzte wurden geholt, Hospitalwagen kamen, alle Thüren öffneten sich für die Blutenden, der Jammer war grenzenlos. Daß wir nicht an die Oper dachten, begreift sich leicht, wir stürzten zwischen Tausenden an den Ort des Unheils, wir halfen, trugen und schleppten. — Was Alles geborgen wurde — ich weiß es nicht mehr, aber mir stand jetzt das Furchtbare klar vor der Seele: jene Leute, die mit Briffeuil die Straße Nicaise so häufig sondirten, der Ankauf des Fasses, — ich wurde schnell genug in meiner Annahme bestärkt, denn schon brachte man die Kunde zurück, daß ein neuer Mordversuch auf den ersten

*) Dieses ganze Terrain ist heutzutage vollständig verändert.

Consul gemacht worden sei, der vereitelt, aber eine Menge unglücklicher Opfer gefordert habe.

Ich erbebte und gedachte der Verbindung, in welcher ich mit Briffeuil gestanden, der ohne Frage bei dem gräßlichen Attentate betheiligt war. Ich wollte hineilen zu Fouché, Alles erzählen; aber die unglücklichen Cicés? Hatten sie wirklich dem Mörder und seinem Plane beigestimmt? Unmöglich. Sie so gut als ich selbst hielten den Menschen für einen unglücklichen Emigranten — ich mußte sie warnen, ihnen endlich Alles mittheilen. Der schreckliche Ort voll Leichen und Verwundeten ward allmählig geleert, ich stürzte fort — ich fand die Cicés, auch sie hatten die Kunde vernommen, aber sie wurden fast vom Schlage getroffen, als ich ihnen meinen Verdacht mittheilte. Aimée sank in die Knie. „Rathen Sie — wenn das wahr ist — was sollen wir thun?" Ich hatte unterwegs von den Tausenden, welche der Oper zuströmten, um Bonaparte zu begrüßen, verschiedene Ansichten in die Winde schreien hören. Einige riefen: „Das sind die Royalisten", Andere: „Es sind die Jakobiner"; dann hörte ich sagen: „Es ist wieder ein Streich von dem Verschwörer Cadoudal." Das war mir schwer auf's Herz gefallen, ich gedachte des Bildes im Salon der Schwestern und mein erster Rath war deshalb, jenes Bild bei Seite zu bringen. Ich fragte nach Jeanne, die Damen wußten nichts von ihr — ich versprach morgen wieder zu kommen und eilte hinweg. Ganz Paris schien auf den Beinen, es wogte und wimmelte in den Straßen, ein Lärmen und Rufen wie kaum im Augenblicke des heftigsten Straßengefechtes tönte überall. Als ich wieder bei der Straße Nicaise anlangte, war diese durch Militär gesperrt — man hatte die Unglücklichen bei Seite gebracht und Tausende umkreisten die Stätte des Verbrechens. Jetzt hatte man schon genauere Nachrichten. Einige minder stark Verletzte erinnerten sich, einen Mann mit einem auf kleinem Wagen liegenden Fasse an der Biegung der Straße Nicaise gesehen zu haben, als die Kutsche in der Nähe war, explodirte das Faß, — was aus dem Manne geworden, wußte Niemand, aber das Pferd und jenes unglückliche kleine Mädchen, dem der Bösewicht den Gaul zu halten gegeben, waren buchstäblich in Stücke zerrissen — die Werkzeuge der scheußlichen That waren fast ganz verschwunden. — Am folgenden Tage begann die Untersuchung. Daß ich einer der ersten war, welche vernommen wurden, versteht sich von selbst. Ich sagte frei und ohne Rückhalt meine Vermuthungen heraus, ich konnte beschwören und beweisen, daß wir, ich sowohl als auch die Damen Cicé, in Briffeuil, dessen Signalement die Polizei schon besorgt, nur einen Emigranten vermuthet hätten, der seine Papiere nicht in Ordnung wußte und sich deshalb verbarg; die Genossen waren mir fremd. Ich verhehlte nicht die Angabe des Fasses; die Bemerkung wegen der Männer in der Straße Nicaise verschwieg ich jedoch. Es fanden nun Verhaftungen und Confrontationen statt — die Thäter schienen verschwunden. Die Damen Cicé wurden auch verhaftet; die Unglücklichen hatten in der That nichts eifriger vom Himmel erfleht, als das Wohlergehen Bonaparte's, und nach dem ihnen vorgehaltenen Signalement durften sie nicht mehr zweifeln, daß sie einem Menschen Gastfreundschaft gewährt hatten, der den ersten Consul durch Meuchelmord aus der Welt schaffen wollte. Sie hielten sich daher von jeder Rücksicht entbunden und gaben den Aufenthalt Briffeuil's an. Seine Verhaftung und die Entdeckung, daß er bei den Nonnen Schutz gefunden, erregten gewaltiges Aufsehen, aber die armen Benedictinerinnen hatten ebenso wenig als die Cicés dem Mörder Obdach gegeben. Es ward ihnen glücklicher Weise nicht schwer, ihre Unschuld zu beweisen. Briffeuil ward scharf verhört. Es ergab sich, daß er Carbon heiße und er nannte als Mitschuldige Limoëlan und Saint-Rejant.

(Schluß folgt.)

Der Untergang des Postschiffes Normandy.

Dem traurigen Untergange der Oneida in den japanischen Gewässern schließt sich ein ähnliches Unglück im Canal an, ein Zusammenstoß, welcher mehr als dreißig Menschen das Leben gekostet hat. Am Mittwoch Abend trat von Southampton aus der der Südwestbahn gehörige Postdampfer Normandy seine gewöhnliche Fahrt nach den normännischen Inseln an. Um $2^1/_2$ Uhr am Donnerstag Morgen wurde er während eines dichten Nebels von dem Dampfer Mary aus Grimsby, der mit Mais von der Donau nach London fuhr, in den Grund gebohrt. Die beiden Schiffe sahen gegenseitig ihre Lichter erst dann, als ein Zusammenstoß unabwendbar war. Der Steuermann der Normandy legte zwar fest an Backbord an; aber die Mary rannte mit dem Kiel in die Normandy und schnitt deren Seitenwand durch. Das verletzte Schiff füllte sich rasch mit Wasser und Capitän Harvey ließ die beiden Boote hinab, in welchen 18 Passagiere und 13 Seeleute sich an Bord der Mary retten konnten. Die beiden Rettungsboote der Normandy kehrten vergebens nach dem Platze zurück, wo sie das Schiff verlassen hatten; sie hörten nur noch einen lauten vielstimmigen Angstruf und fanden näher kommend schwimmende Taue und Balken, ein Zeichen, daß die Normandy untergegangen war. Der Capitän Harvey hatte, so lange die Ueberlebenden noch etwas von ihm wahrnehmen konnten, mit der größten Kaltblütigkeit und Ruhe seines Amtes gewaltet; er stand oben auf der Brücke und ertheilte seine Befehle. Mit ihm gingen zu Grunde der Steuermann, der Zimmermann, zwei Maschinisten, sieben Heizer, drei Matrosen und ein Schiffsjunge; außerdem drei Passagiere in der hinteren Kajüte (Advocat Westaway, General Grantham und ein Herr Kinlock,) 4 oder 5 Passagiere in der vorderen Kajüte, darunter zwei Frauen, und 10 Deckpassagiere, unter ihnen drei Soldaten.

Wenn die Berichte zuverlässig sind, so hätten freilich noch mehr Menschen gerettet werden können, als jene 31. Als nämlich die beiden Rettungsboote der Normandy auf die Mary zuruderten, begegneten sie einem Boote der letzteren und riefen ihm zu, sich zu eilen, da die Normandy sinke. Statt dessen ließ der zweite Steuermann, welcher das Boot führte, umwenden und nach der Mary zurückfahren, wo er sich vom Capitän Befehle erbat. Der Capitän antwortete ihm: „Sie haben meine Befehle; eilen Sie schnell nach dem Wrack hin." Da war es freilich zu spät; aber hätte das Boot gleich von Anfang an seine Pflicht erfüllt, so wären vielleicht alle geborgen worden.

Der Capitän der Mary blieb noch mehrere Stunden an dem Platze, ließ Raketen steigen und scharfen Auslug halten. Doch sein eigenes Schiff, welches auch schwere Schäden erlitten hatte, drohte zu sinken, und er mußte eilen, nach Southampton zu kommen.

Miscellen.

München, 19. März. Es ist ausdrücklicher Wunsch des Königs, daß die classischen Dichtungen aller Nationen nach und nach an der Münchener Hofbühne vorgeführt werden. So sind jetzt Dramaturgen mit der Bearbeitung der besten Tragödien von Corneille und Racine für das Münchener Hoftheater beschäftigt. Auch daß Hebbel's Nibelungen nun vollständig aufgeführt werden (der zweite Theil der Dichtung, Krimhild's Rache, gelangte noch nirgends zur Aufführung), geschieht auf ausdrücklichen Befehl unseres für die Schönheiten deutscher Heldensage hochbegeisterten Königs. (A. Abdztg)

Groß-Gerau, 19. März. Bekanntlich hat Professor Falb vor einiger Zeit das Programm für die Erdbeben von 1870 veröffentlicht, welches sich besonders rasch in solchen Gegenden verbreitete, die in der letzten Zeit von Erschütterungen heimgesucht waren und überall daselbst die Gemüther mit banger Besorgniß beim Herannahen der als verhängnißvoll bezeichneten Zeitpunkte erfüllte. Zwar hatte Falb nur allgemein für Europa prophezeit; allein wenn irgendwo seine Theorie Anwendung finden konnte, so durfte man dies hier erwarten, wo die Erscheinung noch fortwährend im Gange ist. Eigenthümlich getheilt zwischen Furcht vor dem Verhängniß und zwischen dem Wunsche, daß der geheimnißvolle Nimbus der Prophezeiung, der so oft durch das ironische Lächeln der Zweifler verletzt wurde, triumphiren möge, erwartete hier der Mann des Volkes den 17. März, den ersten von Falb bezeichneten Erdbeben-Termin des laufenden Jahres. Seit dem 13. mehrten sich die leisen Donner und Rollen, am 14. und 15. waren manche derselben mit leisem Schüttern der Wände begleitet, in der Nacht des 16. wurden um 3 Uhr viele Leute aus dem Schlafe geweckt, indem sich die Donner bis gegen 4 Uhr in Zwischenräumen von drei bis zehn Minuten folgten und um 10 Uhr 30 Minuten rollte eine leichte Erschütterung durch Gerau, der um 11 Uhr 43 Minuten und des Mittags um 4 Uhr 41 Minuten zwei noch leichtere folgten. Der 17. brachte fast gar nichts und bis jetzt ruht die Erscheinung fast ganz. Die Steigungsperioden unmittelbar vor den Neumonden des Januar und Februar waren bedeutend stärker als diese der Falb'schen Prophezeiung, woraus wir nur auf den steigernden Einfluß, nicht aber auf die Verursachung der Erdbeben durch Sonne und Mond schließen dürfen.

Der Dichter des Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen", der Kreisrichter Chemnitz, ist jüngst nach längerer Krankheit in Altona gestorben.

In Berlin traf am 15. März ein Transport russischer Juden aus dem westrussischen Hungerlande ein, dessen beklagenswerthe Zustände seit längerer Zeit das Mitgefühl des christlichen und vor Allem wegen der am schwersten betroffenen Glaubensgenossen des jüdischen Europa in Anspruch genommen. Die Bemühungen der Alliance israëlite in Paris, welchen der hiesige Brüderverein zu Hilfe gekommen ist, hatten die Auswanderungen der Unglücklichen aus Rußland befördert, um ihre Uebersiedelung nach America zu veranlassen, wo für sie eine Gelegenheit vermittelt werden soll, sich ihren Nahrungserwerb zu verschaffen. Der Transport bestand aus circa 150 bis 180 Köpfen. Die Ankömmlinge befanden sich im kläglichsten Zustande: Hunger und Noth sprachen aus den abgehärmten Gesichtszügen und aus der nicht allein schmutzigen, sondern für die Jahreszeit auch unzureichenden Kleidung. Mitglieder des genannten Vereins empfingen die armseligen Fremdlinge; für ihre Bewirthung, sowie für die Ergänzung ihres Anzuges, mit Rücksicht auf die ihnen bevorstehende langwierige Seefahrt, war hinreichend Vorsorge getroffen, sie wurden nach dem Hamburger Bahnhof gebracht, zu welchem Zwecke eine große Anzahl Wagen am Ostbahnhof in Bereitschaft gehalten waren, und traten dann zunächst ihre Reise nach Hamburg an. Dort wird ein wohlthätiger Verein für ihre Beförderung an Schiffsbord und für die etwa weiter nöthig werdende Ausrüstung der Passagiere für die Seefahrt Sorge tragen.

In Wieliczka starb am 8. d. Mts. Ignaz Zegota Dembinski, der Letzte von den Zehn des 4. Regiments, die nach den berühmten Schlachten bei Grochow und Ostrolenka von den „1000", die bei Warschau schwuren, nur mit dem Bajonnet anzugreifen, nach Vollzug dieses Gelübdes, das sie so treu gehalten, übrig geblieben sind. Der Verstorbene wurde in seiner Uniform, in welcher er als Hauptmann gekämpft und geblutet, und welche von zahlreichen Kugeln durchbohrt war, beerdigt und der Krakauer Gesangverein sang an seinem Grabe das Lied: „Bei Warschau schwuren ꝛc."

(Eine Tragödie auf dem Schiffe.) Folgender, die gesetzlosen Zustände im Süden der Vereinigten Staaten illustrirende Vorfall hat unlängst, wie der amerikanische Correspondent der „Daily News" berichtet, an Bord eines Mississippi-Dampfers in Louisiana stattgefunden. General H. J. Liddell saß gerade zu Tische im Salon des Dampfers, als dieser an einer Landungsstelle anhielt. Herr Jones, ein persönlicher Feind des Generals, kommt an Bord, erblickte Letzteren, geht zurück, und kehrt nach kurzer Zeit in Begleitung seines Vaters und Bruders, alle Drei mit Flinten bewaffnet, wieder. Der Vater, Oberst Jones, legt auf den General an und erschießt ihn, die beiden Söhne feuern ihre Gewehre auf den leblosen Körper des Greises ab, und während die Passagiere des Dampfers in wilder Flucht auseinanderstieben, begibt sich die interessante Familie in größter Gemüthsruhe nach dem Ufer zurück. Zwei Tage später fährt Richter Liddell, ein Sohn oder Neffe des Ermordeten, den Fluß hinauf und sieht an einem Landungsplatz einen der Jones stehen. Er holt seine Flinte und feuert dieselbe auf den nichts Ahnenden ab, der, schwer getroffen, in ein nahes Haus getragen wird. Der Capitän des Dampfers macht dem Richter über diese „Verletzung der Schiffsordnung" Vorwürfe, und dieser entschuldigt sich damit, daß, als er Jones so nahe gesehen, „seine Gefühle ihn übermannt hätten."

* Zum Nachdenken.

1	2	3	4
2	5	6	3
3	6	5	2
4	3	2	1

Für obige Ziffern sind Buchstaben zu setzen, welche in folgender Weise Wörter bilden müssen:
Erstes Wort: 1 2 3 4 (aus dem Pflanzenreich.)
Zweites Wort: 2 5 6 3 (aus der Geschichte und Geographie.)
Drittes Wort: 3 6 5 2 (aus der Mythologie.)
Viertes Wort: 4 3 2 1 (Arbeit eines Handwerksmannes.)
Jedes Wort muß also, je nach den verschiedenen Anfangsrichtungen, viermal in diesem Schema zu lesen sein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 31.

Vatermörder.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 35. Speyer, Donnerstag, den 24. März 1870.

Die Katastrophe in der Straße Nicaise.

Von George Hiltl.

Erinnerungen eines alten Franzosen.

(Schluß).

Limoëlan blieb verschwunden. Aber man fand Saint-Rejant in einer Dachkammer verborgen, noch krank in Folge der Explosion, denn er hatte das Faß angezündet, war betäubt umgesunken, im Getümmel aber entwischt. In seinem Bette fand sich die ganze Correspondenz mit Georges Cadoudal: die Verschwörung ging also von den Royalisten aus. Fouché triumphirte, sein Scharfblick ward allgemein bewundert, aber der erste Consul benutzte diese Gelegenheit, um auch eine große Zahl sogenannter Terroristen deportiren zu lassen.

Die wunderbare Vereitelung des schrecklichen Streiches geschah auf folgende Weise. Carbon oder Briffeuil, Limoëlan und Saint-Rejant — mehrere andere Verschworne waren untergeordnet thätig gewesen — hatten den 24. December, wo sich der Consul in die Oper begeben wollte, zum Tage des Attentates ersehen. Sie rechneten darauf, daß der Wagen in der engen Straße Nicaise nicht so rasch fahren werde und daß er bei der Biegung sogar einen kleinen Halt machen müsse. Hier stellte sich Saint-Rejant mit dem von Briffeuil bei Le Cocq gekauften Fasse auf. In dem Spundloche des mit Pulver, gehacktem Blei und Eisen gefüllten Behälters hatte Saint-Rejant, ein ehemaliger Artillerie-Officier der Marine, einen kurzen Gewehrlauf angebracht, der, mit Feuerschloß versehen, in das Pulver abgefeuert werden sollte, sobald die Kutsche des Consuls neben dem Fasse an der Biegung der Straße sich befand. Um die Zeit genau zu berechnen, welche die Kutsche vom Place du Carroussel zur Biegung der Straße Nicaise brauchte, hatten die Verschwörer verschiedene Male die Länge des Weges, jede Krümmung berechnet und den Wagen des Consuls von dem Momente seiner Abfahrt aus den Tuilerien beobachtet; damit die Explosion zur richtigen Zeit geschehe, hatten Carbon und Limoëlan sich an den Tuilerien aufgestellt, um Saint-Rejant das Zeichen zu geben, wenn der Wagen bei denselben angekommen war, weil die berittenen Gardegrenadiere vor der Kutsche kamen. Am Tage des Attentates änderte Julien, wie erzählt, die Disposition. Wegen der Menschenmenge bemerkte Saint-Rejant die Zeichen nicht; da die Grenadiere nicht kamen, hielt er die erste Kutsche nicht für die des Consuls, erst als die hinter dem Wagen reitenden Soldaten ihn fast umstießen, ward er durch den Zuruf der Menge seinen Irrthum gewahr und gab kaltblütig Feuer — die Zerschmetterten sanken in der Straße nieder —, aber der Wagen des ersten Consuls war bereits, von dem schnell fahrenden Kutscher gelenkt, um die Biegung gekommen. Bei dem furchtbaren Krachen glaubten Bonaparte und seine Begleiter, man habe mit gehacktem Blei gefeuert. Der Consul ließ sich nicht abhalten in die Oper zu fahren, wo ihn ein rasender Beifallssturm empfing und die jauchzende Menge ihn mit endlosen Vivats nach Hause geleitete. Die Popularität für den ersten Consul wuchs gewaltig nach diesem zweiten Attentate — ebenso das Vertrauen in Fouché's Talent, denn er wies im Laufe der Untersuchung nach, daß er die Verschwörer schon seit October beobachtet hatte, wo sie in der Nähe des Bois de Bologne in einem Garten Versuche mit Windbüchsen angestellt hatten. Allerdings hatte er, gerade zu jener Zeit, wo ich Carbon's oder Briffeuil's Bekanntschaft machte, ihre Spuren verloren, was die Leute eben so dreist machte, sich öffentlich zu zeigen. Fouché hatte, wie Dermonville mir andeutete, die Verschwörer ruhig gehen und ihre schwarzen Anschläge reifen lassen, um sie im Momente der Ausführung zu ergreifen. Freilich war dieser letzte Theil der Maßregeln nicht ganz geglückt. Die armen Opfer der Straße Nicaise büßten für Fouché's Polizeimanöver; auch war einer der Mörder, Limoëlan, in's Ausland entkommen. Doch hatte man immerhin eine große Verschwörung Cadoudal's vereitelt, den vier Jahre später dasselbe Schicksal: Tod auf dem Schaffot, traf, welches Carbon und Saint-Rejant, so wie Lebrun, Cerachi und Genossen wegen des früheren Attentates wenige Monate nach dem 24. December ereilet.

Ich bedurfte einer geraumen Zeit, um mich von all den Erregungen, nach den Verhören und Beweisen zu erholen. Mein Vater war nach Paris gekommen und seiner guten Stellung bei Carnot verdankte ich wohl hauptsächlich wieder die schnelle, günstige Wend-

ung meiner gefährlichen Lage, in die ich freilich ohne meine Schuld gekommen war, die ich mir jedoch weniger peinlich hätte bereiten können, wäre ich nicht in die reizende Jeanne verliebt gewesen. Die Damen Cicés trösteten sich für die gehabte Unruhe und Herzensangst damit, daß sie zur Habhaftwerdung des Mordanstifters beitrugen. Ich besuchte sie noch einige Male, aber da meine Stellung mich zum Beamten des Consuls stempelte, mußte ich jeden Umgang meiden, der mich nur im Entferntesten als zweideutig in der Gesinnung erscheinen ließ und die Partei der Bourbons hatte durch die Entdeckung der Mordgesellen, welche ein Vendéer gedungen, nicht an Achtung gewonnen. Bei meinen Besuchen im Salon der Cicés sah ich Cadoudal's Bild nicht mehr. Sie hatten es zu ihrem Glück schon beseitigt, ehe die Polizei in ihr Haus drang. — Die Erinnerung an Jeanne Carbon war Dasjenige, was mich am Tiefsten aufregte und was zu überwinden ich meine ganze Kraft aufbieten mußte. Vergebens bemühte ich mich, von ihr wieder Etwas zu erfahren; ich ermittelte nur durch die gewissenhafte Aussage der Nonnen, daß der verbrecherische Carbon wenigstens so viel Menschlichkeit und Empfindung besessen hatte, das schöne, bedauernswerthe Mädchen schon einige Tage vor Ausführung seines höllischen Planes aus Paris zu entfernen. Was aus Jeanne geworden — wohin sie gekommen — welches ihre späteren Schicksale waren — ich weiß es nicht — ich sah sie niemals wieder. — — Frau de Lapalaye war schmerzlich bewegt darüber, daß ihr Brief an die edlen Damen de Cicé mich in solche Verwicklung gebracht hatte. Herr Le Cocq aber sagte, sehr geschäftsmäßige Mienen ziehend: „Wenn Sie ein Mal wieder Empfehlungen in die Fremde mitnehmen, machen Sie immer die ersten Besuche bei den soliden Geschäftsleuten. Sie sind zwar nicht so interessant für junge, phantastische Leute wie adlige Fräulein und versteckte Nonnen, aber Sie gehen sicherer. Wären Sie zuerst in meine Wohnung gekommen, hätten Sie vielleicht nicht so viele Portraits aus der alten Zeit gesehen, aber Sie hätten sich Unannehmlichkeiten erspart. Was mich betrifft, so werde ich auch eine Lehre aus diesem Vorfall ziehen: niemals wieder meine Fässer an Personen zu verkaufen, deren Aufenthaltspapiere nicht ganz in Ordnung sind. Eine alte Firma, wie die meine, hat es Gott sei Dank nicht nöthig, durch die Verbindung mit Attentaten und Mordversuchen in der Leute Mund zu kommen. Meine Fässer sprechen für sich selber, auch ohne daß man zerhacktes Blei hineinthut!"

Die Rumänen. *)

Von **W. A. Ritter von Zerboni di Sposetti.**

An der untern Donau treffen wir auf ein Volk, das, wie eine Oase in dem ringsumfluthenden slavischen Elemente sich behauptend, in neuerer Zeit aus seiner Dunkelheit emporzutauchen und die Blicke Europa's auf sich zu lenken beginnt, die Rumänen. Das heutige Rumänien, d. i. die mit der Moldau vereinigte Walachei mit einem Flächeninhalte von 2197 □Meilen und 4 Millionen Einwohnern, bildet nur einen Theil des ehemaligen römischen Daciens, das außer den genannten Fürstenthümern das jetzige russische Bessarabien mit 1 Million, die österreichische Bukowina mit 200,000, Siebenbürgen und das Banat mit 2½ Millionen Rumänen in sich schloß. Dieser Länderkomplex weist mit den in Bulgarien und Macedonien unter türkischer Herrschaft lebenden Rumänen deren Gesammtzahl mit ungefähr 9 Millionen aus.

Das alte Dacien war ein beständiger Tummelplatz der verschiedensten Völker, durch volle tausend Jahre die große Heerstraße für Wanderungen von Völkern, die sich von Asien nach Europa ergossen oder von da verdrängt wieder zurückkehrten. Attila, Dschingischan, Tamerlan durchzogen verheerend diese Steppen, die noch im vorigen Jahrhunderte von räuberischen Tataren- und Janitscharenhorden viel zu leiden hatten. Hier kämpfte das alte Rom, hier Byzanz seine letzten Erhaltungsschlachten, hier zerbrach das hereindrängende Türkenthum die letzte christliche Schutzmauer, wonach es in Europa festen Fuß faßte. — Durch solche vernichtende Kriege ist das Land zu Zeiten so entvölkert worden, daß die glücklichen Sieger vor allem darauf bedacht sein mußten, es wieder zu bevölkern. So schickten die Römer unter Trajan und Aurelian eine ganze Masse römischen Volkes dahin, um Städte und Dörfer zu bauen, und in der That hatte für die in ihrer Heimath nur zu oft dem Getreidemangel ausgesetzten Römer der überaus reiche Boden Daciens eine große Anziehung. Aber so sehr auch diese Bevölkerung überhand nahm, die bald hereinbrechenden asiatischen Völkerschwärme verdrängten sie aus den jetzt die beiden Fürstenthümer bildenden Ebenen. Die Kolonisten, welche nicht in das ihnen von Aurelian als Zufluchtsstätte angewiesene Mösien — das heutige Bulgarien — ziehen wollten, flohen zum großen Theile in die Gebirge und wußten sich in den Schluchten und Thälern der Karpathen zu behaupten. Als im 11. Jahrhunderte die Magyaren Siebenbürgen mit ihrer ungarischen Monarchie vereinigten, riefen sie, da die von Attila zur Bewachung der Karpathenpässe zurückgelassenen Szekler ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, die im Städtebauen erfahrenen Deutschen in's Land, welche denn auch im Gebirge jene sieben festen Burgen erbauten, nach denen das Land seine Benennung erhielt. Diesen begünstigten deutschen Kolonisten machten nun die eingewanderten rumänischen Flüchtlinge Platz, sie zogen sich auf die Abhänge der Karpathen, bildeten kleine Kapitanate unter eigenen Anführern, stiegen in der Folge wieder in die verlassenen Ebenen hinab, wo sie sich neben ihren dort noch vorgefundenen Stammgenossen und neben mittlerweile angesiedelten Bulgaren niederließen und mit ihnen das dako-bulgarische Reich stifteten, aus dem in der Folge zwei unabhängige rumänische Staaten,

*) Aus der neu erschienenen illustrirten Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, „Aus allen Welttheilen".

1290 die Wallachei und 60 Jahre später die Moldau, hervorgingen, welche jedoch schon im 15. und 16. Jahrhunderte mittels freiwilliger Verträge unter türkische Oberhoheit kamen. Ungeachtet dieser Verträge, die ihnen eine autonome Regierung gewährleisteten, ließ die Pforte, um sich des Gehorsams in diesen unruhigen Ländern zu versichern, sie durch eigene Statthalter regieren, baute türkische Festungen im Lande und brachte sie in immer größere Botmäßigkeit. Als sich die Rumänen aber mit dem russischen Peter I. gegen die Pforte vereinigten, verloren sie auch den letzten Rest ihrer Freiheit, die Pforte schickte ihnen griechische Statthalter und trat einen Theil der Moldau, die heutige Bukowina, an Oesterreich, und Bessarabien an Rußland ab. Erst 1832 wurde diesen Fürstenthümern infolge des russischen Protektorats die autonome Selbstregierung zurückgegeben, und nach dem letzten Krimkriege erhielten sie unter den Auspizien der Westmächte, die sich in das früher ausschließlich russische Protektorat theilten, die gegenwärtige Verfassung.

Aber die heutigen Rumänen sind lange nicht mehr jene kräftigen, kriegerischen Stämme, die ihren Nachbarn einst so viel zu schaffen machten, sie haben unter der türkischen Oberhoheit eine Umwandlung erlitten, sie sind ihren Ahnen unähnlich geworden. Mit dem Aussterben der nationalen Adelsgeschlechter, mit der Knechtung des Volkes ging das Nationalbewußtsein zu Grunde. Die ihnen aus Konstantinopel zugeschickten Fürsten aus den griechischen Phanariotengeschlechtern zermalten förmlich den Adel, ließen sich von ihm die Füße, oft auch nur den Saum des Kleides küssen, behandelten ihn mit der Bastonade und degradirten selbst Adelige zum Bauernstande. — Diese Fürsten, die sehr oft wechselten, regierten, wie man eben in der Türkei regiert, nach eigener schrankenloser Willkür; sie mußten, um sich in dem fremden Lande behaupten zu können, nothwendig einen Anhang haben, und zu diesem Behufe mußte jeder neu angekommene Fürst eine möglichst große Anzahl seiner Landsleute mit ins Land führen und sie allda festen Fuß fassen lassen. Bei der Häufigkeit dieser Experimentationen wurde das Land von griechischen Familien völlig überschwemmt, die bei dem Ansehen, das ihnen die fürstliche Machtvollkommenheit verlieh, einen bedeutenden Einfluß auf die Eingeborenen ausübten, sich mit den adeligen Geschlechtern verschwägerten, Gutsbesitze erwarben und für immer im Lande einwurzelten. Diese Vermischung mit dem einheimischen Adel, von der sich auch die abgesetzten Fürsten und die durch Tod verwaisten fürstlichen Familien nicht ausschlossen, führten in Folge der Zeiten dahin, daß der heutige rumänische Adel sich so zu sagen in einen griechischen verwandelt hat. Schon vor dieser Fusion war aber das Rumänische kein reines Element mehr. Die aus dem Gebirge in die verlassenen Ebenen zurückkehrenden Rumänen fanden hier bereits ansäßige Bulgaren, in deren Mitte sie sich niederließen und mit denen sie durch zwei Jahrhunderte gemeinschaftlich gingen. Bedenkt man ferner, daß die Griechen selbst keine reinen Hellenen mehr, sondern meist Graeko-Slaven sind, so muß innerhalb der Adelsfamilien das slavische Element das vorherrschende sein. Was aber das Nationalelement in der untern Volksschicht anlangt, so hätten die Nachkommen der alten Dacier und der in ihrer Mitte angesiedelten Römer, welche für den Urstamm der heutigen Rumänen gelten, sich in diesem Lande, das alle Augenblicke eine neue Bevölkerung erhielt, wohl nur durch ein Wunder rein forterhalten können, sind aber gewiß nicht unvermischt geblieben. Schon ihre Sprache, die ihre Armuth an Worten aus allen möglichen fremden Sprachen zu decken sucht, ist ein Beleg hiefür. Was in dieser letztern als römische Reliquie sich noch geltend macht, ist nebst so manchen heidnischen Gebräuchen und Sitten doch so wenig maßgebend, daß daraus auf eine directe römische Abkunft nicht geschlossen werden kann. Die rumänischen Gelehrten sind selbst darüber nicht im Klaren. Während Lauriani in seinem Werke über die Landessprache ihren lateinischen Ursprung nachweist, vindizirt der Geschichtsforscher Majoresko seiner Nation den keltischen Ursprung und weist nach, daß, wenn die heutige rumänische Sprache aller Fremdwörter erledigt wird, der zurückbleibende Rest (ein Fünftel aller Worte) aus rein keltischen Worten besteht. Es ist merkwürdig, daß sich in Dacien die Wiege der Schriftsprache zweier großer Volksstämme befindet — hier hat nämlich Ulfilas im 4. Jahrhundert die gothischen, Cyrill die slavischen Buchstaben erfunden — während die Rumänen ihre eigenen Schriftzeichen der Art verloren, daß sie sich jener bedienen mußten.

(Schluß folgt.)

Hölderlin und Göthe.

Am verflossenen Sonntag den 20. März feierte das Städtchen Lauffen, ein uralter Ort in Württemberg, am Neckar unweit Heilbronn gelegen, die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem daselbst Friedrich Hölderlin geboren wurde. Erst neuerdings ist der 20. März als der richtige Geburtstag des Dichters ermittelt worden, während die deutschen Literaturgeschichten, Hölderlin's Biographie von Christoph Theodor Schwab, einem Sohne des Dichters Gustav Schwab, folgend, allgemein den 29. März angegeben hatten. Die Lebensgeschichte Hölderlin's ist in den wesentlichen Zügen bekannt. Daß er in Tübingen Theologie studirte, dann als Hauslehrer an verschiedenen Orten Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz lebte, bis er, 32 Jahre alt, durch die unglückliche Liebe zur Mutter seiner Frankfurter Zöglinge, der als Heldin seiner Dichtungen gefeierten „Diotima", tödtlich im Gemüthe getroffen, in die Heimath zurückkehrte und noch über 40 Jahre lang irrsinnig, jedoch von sanfter, stiller Art, in Tübingen lebte, wo er am 7. Juni 1843 die müden Augen schloß — das alles wissen die Meisten. Weniger allgemein ist bekannt, welch reichen Schatz echter Poesie seine hinterlassenen und von Chr. Th. Schwab gesammelt herausgegebenen Werke enthalten. In jenen zwei Bänden ist auch eine Reihe vertrauter Briefe Hölderlin's, darunter solche an seinen großen Landsmann Schiller, der mit der ganzen seelenvollen Wärme seines Wesens der poetischen Bestrebungen Hölderlin's sich annahm, abgedruckt; eine Briefsammlung, welche überhaupt manchen werthvollen Beitrag zur Kenntniß des innersten Empfindungslebens edler deutscher Naturen vom Ende des vorigen Jahrhunderts enthält. Hölderlin hat in Jena, wo er eine Zeit lang sich aufhielt, auch die Bekanntschaft Göthe's gemacht.

Hölderlin schreibt im November 1794 aus Jena an

seinen Freund Neuffer, den bekannten Virgilübersetzer, in Württemberg: „Bei Schiller war ich schon einige Male, das erste Mal aber nicht mit Glück. Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt, und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas Besonderes ahnen ließ. Schiller nannte mich ihm, nannte ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn begrüßte ich ihn, und war einzig im Innern und Aeußern mit Schillern beschäftigt; der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht an das Schicksal gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fühlte es, daß ich über und über roth wurde. Hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenblaß geworden. Er wandte sich darauf zu mir, erkundigte sich nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfes; und ich beantwortete das alles so einsilbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar, der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die aber gewichtig genug waren, um noch etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Der Maler Meyer aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt sich über Manches mit ihm. Ich ging und erfuhr an demselben Tage im Club der Professoren, was meinst Du? daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei" . . .

Am 19. Januar 1795 schreibt Hölderlin aus Jena an Neuffer: „Auch mit Goethen wurde ich bekannt. Mit Herzpochen ging ich über seine Schwelle, das kannst Du Dir denken. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause, aber nachher bei der Majorin. Ruhig, viel Majestät im Blicke, und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräche, das aber doch hie und da mit einem bittern Hiebe auf die Thorheit um ihn, und ebenso bitterem Zuge im Gesichte, und dann wieder von einem Funken seines noch lange nicht erloschenen Genies gewürzt wird — so fand ich ihn. Man sagte sonst, er sei stolz; wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurückstoßende im Benehmen gegen unser Einen verstand, so log man. Man glaubt oft einen recht herzguten Vater vor sich zu haben."

Die Gedächtnißfeier Hölderlin's wurde am Sonntag in sinniger Weise zu Lauffen gefeiert. Eine zahlreiche Menge von Verehrern des edeln Dichters, von den zusammentreffenden Zügen nach Lauffen geführt, bewegte sich, von den Mitgliedern des Comité's geleitet, durch die theilweise festlich dekorirten Straßen hinaus zu den einsam gelegenen Klostergebäuden. Hier auf dem leicht geneigten Platz vor dem reich verzierten Hause verlief die schlichte, aber tief ergreifende Erinnerungsfeier: die treffliche Festrede von Stadtpfarrer Bürger in Lauffen, die schwungvollen Verse J. G. Fischers, die prächtig vorgetragenen Gesänge einer zahlreichen Deputation des Stuttgarter Liederkranzes, und dazu der Blick auf die im hellen Sonnenschein strahlende Neckarstadt, alles das versetzte die Versammelten in jene Stimmung gesammelter Andacht, die dem Fest gebührte. Ein Festmahl in den Zimmern des Geburtshauses selbst vereinigte wohl mehr denn 120 Personen, und nun ließen sich auch erst die Gekommenen überschauen. Da waren Freiligrath, Fr. Vischer, J. G. Fischer, Notter, Dull, Hackländer, da war auch, für Viele ein Gegenstand besonderer Neugierde, Scheffel von Karlsruhe mit Felix Dahn aus Würzburg. Auch ein Abgeordneter der Stadt Homburg war erschienen, die ja mehrfache Beziehung zu dem Leben des unglücklichen Dichters hat. In stiller Ruhe blickte das schöne, wenn auch sehr verblaßte Bild des jugendlichen Hölderlin, das einzige aus seiner lichten Zeit, auf die Versammlung nieder. Prof. Klaiber aus Stuttgart feierte Hölderlin als den Dichter des Lichts und des Aethers „hier, wo das Licht ihm seinen ersten Strahl gegönnt", J. G. Fischer erzählte einen Besuch bei Hölderlin in seinen letzten Lebensjahren und schloß mit dessen Vers:

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht.

Vom Rhein, 17. März. Der Bau der Alsenzbahn hat beim Alsenztunnel (wo?) 3½ Meter unter der Erdoberfläche dieser Tage eine Anzahl römischer Anticaglien hervorgebracht, größere und kleinere Thongefäße für festen und flüssigen Inhalt — offenbar Beigaben eines Grabes, denn in einen waren noch Bruchstücke verbrannter Knochen von einer Thonmasse übergossen —, von gemeinem Töpferthon, aber edlen Formen, in der Nähe der Gefäße und Gefäßbruchstücke von terra sigillata, eines mit einem Epheukranz am obern Rande, ein anderes mit einem Kranze aus einfachen Linien und dem Töpferstempel PRIMIGSV (etwa Primigenius Sumlocennensis) innen am Boden. Das bedeutsamste Fundstück ist das bronzene Heft eines Stahlmessers, von dessen Klinge noch die Spur vorhanden ist. Es stellt 2 Ringer dar, die sich an den Händen packen, während der eine mit dem Knie den Körper des andern zurückzustoßen sich bemüht. Die Arbeit ist archaisirend und erinnert an etruskische Vorbilder, ist aber theilweise von solcher Rohheit, daß man barbarische Nachahmung eines guten Vorbildes anzunehmen versucht ist. (Nürnb. C.)

Am 4. März ist das erste große Schiff auf der Linie zwischen Suez und Hongkong in den Suezkanal bei Suez eingelaufen und am 5. Vormittags in Port Said angekommen. Der Hoogly ist das größte Dampfboot (Schraubendampfer) der Messageries impériales, das zwischen Suez und Hongkong fährt, ein Schiff von 3200 Tonnen, 500 Pferdekraft, 133 Meter lang, 12 Meter breit, 18 Fuß Tiefgang. Obgleich der Kanal für ein so großes Schiff etwas schmal ist, so gelang die Durchfahrt bis Ismailia doch ganz gut. Aber trotz aller Vorsicht gerieth das Schiff einige Kilometer nördlich von Ismailia auf den Grund und mußte mit Tauen wieder in's Fahrwasser gezogen werden. Des Abends wurde Halt gemacht. Den folgenden Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt, aber schon nach kurzer Zeit verlor das Schiff wieder zweimal das Fahrwasser und stieß dermaßen auf den Grund, daß die eine Schraube einigen Schaden litt. Nachdem man das Boot wieder mit Tauen in's Fahrwasser gezogen hatte, ging die Fahrt bis Port Said glücklich von Statten. Die ganze Fahrt durch den Kanal dauerte 16 Stunden.

Charade
(Dreisylbig.)

Die beiden Ersten haben Frieden,
Sobald die Zeit gekommen ist,
Wo Schnee und Winter von uns schieden,
Und man vom Bäcker sie genießt.

Nur zweifach hat der Mensch die Dritte,
Den Dichter freilich nehm' ich aus;
Wenn ihre Zahl er überschritte,
Dann lachte die Kritik ihn aus.

Dem Ganzen kannst Du nicht vertrauen
Mit seinem bleichen Angesicht,
Als Glied der Ersten kannst Du's schauen,
Jedoch der Waidmann sagt es nicht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 33.
Bauchredner.

Mit diesem Räthsel ist uns ein kleines Unglück begegnet. In Ermanglung eines originalen haben wir es dem „Nürnb. Corresp." entnommen und erst hintenach entdeckt, daß dieser es aus der „Palatina" abgedruckt hat, worin es vor einem Jahr erschienen war.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 36. Speyer, Samstag, den 26. März 1870.

Zu Tode gekleidet.

Nach dem Englischen von G. L.

Alec Stronach war ein sorgloser Thunichtgut. In seinen Studien war er nachlässig, obgleich es hätte keiner weniger sein sollen als er, denn Alec war arm. Er hatte nur eine gute Eigenschaft, die ihm zu Statten kam — er war ein hübscher Bursche und seine Schulgenossen beneideten ihn seines hübschen Gesichtes, seiner zierlichen Gestalt wegen. Sie hatten zwar bessere Kleider als Alec, das heißt: neuere, reichere und verschwenderische, aber Alec, der seine Sachen aus der zweiten Hand erhielt, wußte sich doch besser zu kleiden als jeder von ihnen. Es war etwas in dem Schnitt seiner Röcke und Beinkleider, es lag so ein eigener Ausdruck in der Art, wie er seinen Hut und die sonstigen Sachen trug, welchen keiner von ihnen erreichen konnte. Während der beiden letzten Schuljahre widmete sich Alec dem Billardspiel; in dem Lateinischen und Griechischen war er nichts werth, aber er war ein guter Mathematiker, ja hierin besser als alle Anderen. Diese schrieben seine Fortschritte in der Mathematik nicht seinen Studien zu — denn im Grunde genommen studirte er wenig oder nie — sondern seiner nächtlichen Praxis an der Billardtafel. Der alte Flutey, der Professor der Mathematik, konnte Alec nicht leiden, weil er ein Billardspieler war, obgleich er ihn als einen seiner besten Schüler bezeichnete. Die Professoren waren fast alle ehrwürdige Männer und hatten gute Schüler lieber als geschickte oder gewandte. Zu dem Preise in der Mathematik waren nur zwei Bewerber, Alec Stronach und James Ferguson. Dieser letztere erhielt den Preis, nicht, wie alle glaubten, weil er ein besserer Mathematiker, sondern weil er ein besserer Knabe war als Alec, der in seinem moralischen Ansehen nicht so hoch stand als James und doch weiß ich nicht, daß er irgend etwas Uebeles gethan hätte, als daß er Billard gespielt. Beinahe hätte er den Grad nicht erreicht, der zum Absolviren nothwendig war, aber seine Mathematik brachte ihn durch und dann fing er an, Medicin zu studiren.

Als Alec zu einem Manne herangewachsen war, dachte er an nichts anderes, als sich gute und hübsche Kleider zu verschaffen. Abends begab er sich in die Unionsstraße, wo der Kleiderhändler Forbes einen Laden hielt. — Hier ging er nun hin und her, dann blieb er stehen und sah gedankenvoll nach den Röcken, Westen und Hosen in dem Ladenfenster des Forbes. In derselben Weise blickte er lüstern nach den Hüten und Stiefeln der anderen Gewerbsleute. Alec war verliebt in ein junges hübsches Mädchen, welches, wie es schien, seine ansehnliche Figur und sein hübsches Gesicht bewunderte. Als die Blicke dieses Mädchens den seinigen begegneten, fühlte Alec, daß er nur guter Kleider bedürfe, um die Eroberung vollständig zu machen, und doch war es eine verhängnißvolle verwegene Sache für ihn, nach der Hand der Miß Macdonald zu streben. Ihr Vater war ein reicher Schiffseigner und sie war die größte Schönheit der ganzen Stadt, eine stattliche Erscheinung und die erste Modedame. Er war dagegen nur der Sohn eines armen Krämers und bewohnte ein ganz elendes Hinterstübchen.

Eines Abends, als Alec in seinem bescheidenen Stübchen saß und über sein hartes Schicksal nachdachte, daß er nämlich die so sehnlich gewünschten modernen Kleidungsstücke, den feinen Rock, die Hose und Weste, entbehren müsse, öffnete sich die Thür und vor ihm stand — der Teufel. Freilich war er es nicht in eigener Person, sondern in der einschmeichelnden Gestalt des Schneiders Forbes aus der Unionsstraße. Ehe noch Alec Zeit hatte zu fragen, was ihn zu ihm führe, redete ihn dieser Schneider Forbes mit den Worten an: „Ich habe sie beobachtet, Herr Alec, ich habe Sie oft nachdenklich an meinem Ladenfenster stehen sehen, um die neuste Mode meiner Herrengarderobe zu bewundern. Ich kenne den geheimen Wunsch Ihres Herzens, Sie seufzen nach hübschen Kleidern." Alec konnte es nicht leugnen.

„Ich komme um diesen Wunsch Ihres Herzens zu erfüllen", sagte Forbes. — „Unter welchen Bedingungen", fragte Alec. — „Wollen Sie, daß ich Ihnen meine Seele verkaufe?" „Nein", erwiederte Jener, „nur Ihren Körper." — „Erklären Sie sich," sagte Alec.

Forbes that dieses in folgenden Worten: „Sie sind groß und hübsch, haben einen gut gebauten Körper, eine gute Brust für eine Weste, eine schöne Taille und ditto Hüften für einen Rock, ein ausgezeichnetes Bein für ein Beinkleid. Die am Besten geschnittenen Kleider sind weggeworfen auf einer häßlichen Gestalt; dagegen

an einem so schönen Körper, wie dem Ihrigen, sind sie ein wahrer Reiz für die Augen aller Beschauer. Sie, Herr Alec, sollen von mir einen completen Anzug einer jeden Mode, sowie sie aufkommt, erhalten und zwar ganz frei, umsonst, für nichts." — „Und was habe ich für diese ihre Gunst zu thun?" fragte Alec. — „Ich verlange weiter nichts", erwiderte der verschmitzte Kleiderkünstler, „daß Sie sich so oft als nur möglich auf der Promenade damit zeigen, und Jedem, welcher Ihre Kleider bewundert, sagen, daß ich, Forbes auf der Unionsstraße, Ihr Schneider bin." — „Sie verlangen doch wohl nicht von mir, daß ich in Ihrem Ladenfenster stehe, wie eine Gliederpuppe?" fragte Alec. — „Nein, gewiß nicht." — „Oder ein Plakat auf der Brust trage mit der Aufschrift: die neueste Façon, 3 Schilling 10 Pence?" — „Nichts der Art." — „Sie wünschen also nur von mir, Ihre Kleider zu tragen, dieselben den Augen des Publikums zu produciren und Jedermann zu erzählen, wer mein Schneider ist?" — „Das ist es genau, was ich wünsche." — „Ich willige ein," sagte Alec. — „Dann unterzeichnen Sie dieses", sagte der Schneider. — „Mit meinem Blut?" fragt Alec. — „Oh! Tinte wird es schon thun." —

Alec unterzeichnet den Vertrag und der Teufel — nämlich der Schneider — nachdem er ihm das Maß zu den verschiedenen Kleidungsstücken genommen, verschwindet unter einer Wolke von Cigarrenrauch. Drei Tage nachher erscheint er wieder bei Alec und bringt ihm einen neuen Anzug mit der Bitte, denselben anzuprobiren. Dieser beeilt sich mit diesem Geschäft. Forbes dreht ihn um und um und betrachtet ihn genau von allen Seiten. Die Kleider sitzen vortrefflich; der Schneider war mit sich selbst sehr zufrieden. Alec fühlt sich moralisch und physisch wie gehoben, er kommt sich vor wie ein besserer Mensch. Nun hat er keinen Aerger mehr über geflickte und fadenscheinige Kleider. Er kann jetzt aufrecht gehen wie ein Mann, das Gesicht nach den Sternen gerichtet.

Den nächsten Tag machte er einen Spaziergang auf der Promenade. Er war das Sternbild aller Augen, der Bewunderte aller Spaziergänger. Er hört, wie sie sich zuflüstern: „Sehen Sie einmal den Alec, wie er sich bläht, wie er sich brüstet." Die Männer wollen vor Neid vergehen, die Frauenzimmer schmachten und bewundern Alec im Geheimen. Forbes, der Schneider, stand in seiner Ladenthüre und beobachtete ihn beim Auf- und Abgehen. Sobald Alec vorüber ging, flüsterte er ihm zu: „Hat noch Niemand gefragt, wer Ihr Schneider ist?" — „Noch nicht." — „Setzen Sie Ihre Spaziergänge nur fort," entgegnete Forbes. — Alec begibt sich wieder auf die Promenade, doch Niemand fragt ihn etwas. — „Sonderbar", sagt Forbes, „ich glaube, wir haben sie Alle betäubt." — „Im Gegentheil," erwidert Alec, nach seiner Art etwas zögernd — „ich glaube, wir haben sie noch nicht genug in Erstaunen gesetzt." — „Wie meinen Sie das?" fragt Forbes begierig. „Wollen Sie damit sagen, daß der Schnitt" — „Durchaus nicht", entgegnete Alec, „es fällt mir nicht ein, Ihren Schnitt zu tadeln, sondern" — „Was, sondern?" fragt der Kleidermacher in scharfem Ton. — „Die Stiefel", meint Alec, indem er einen bedeutungsvollen Blick auf seine sehr schlechten Stiefel wirft. Der Schneider sah den Stand der Sache sogleich. „Ja so", sagt er nachdenklich. „Sie haben Recht, diese vermindern den Effect. Kein Steigern der Kunst meinerseits könnte die ursprüngliche Plumpheit dieser Stiefeln bedecken. Sie sind entschieden ein Mißton. Wir müssen Harmonie haben." — Alec merkte sich das Wörtchen „wir"

(Schluß folgt.)

Die Rumänen.

Von W. A. Ritter von Zerboni di Sposetti.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die jetzigen Griechen, deren Heimath auch der Schauplatz verheerender Völkerwanderungen und Eroberungszüge gewesen war, wobei eine Blutsvermischung der verschiedenen Rassen unausweichbar wurde, hatten doch neben dem slavischen ihr ursprünglich hellenisches Element gerettet und ihm über jenes das Primat gewahrt. Wir treffen in dem jetzigen Griechenland noch lebende Ueberreste selbst aus homerischen Zeiten — z. B. die Mainoten, und ihre Sprache, obwohl von der althellenischen weit verschieden, ist dennoch dem Wesen, ja der Form nach immer noch unverkennbar dieselbe. Ganz anders aber ist es bei den Rumänen. Hier ist vom spezifisch römischen Alterthume im Volke auch nicht eine Spur vorhanden; das, was uns allenfalls daran erinnert, die Sprache, ist ein Gemeingut der alten heidnischen Welt, welche hier im Gewande des Christenthums noch zu leben versucht, aber den Geist des Christenthums in diesem Volke zu keiner lebendigen Entfaltung kommen läßt.

Bei dem Mangel an alten Urkunden und Baudenkmälern ist die Geschichte, mit der man sich erst in der Neuzeit zu befassen beginnt, so ungenügend und so wenig zurückreichend, daß darin nur sehr wenig Anhaltspunkte zu einem gemeinsamen nationalen Aufschwunge gegeben sind. Dazu kommt noch, daß die Moldau und Wallachei sich stets feindlich gegenüberstanden, daß der Triumph des einen Stammes die Niederlage des andern hervorrief, und daß die kurzen Momente, wo gemeinschaftliche Gefahr sie zum Zusammengehen bewog, nie von solcher Dauer waren, um die gegenseitige Eifersucht und Erbitterung auszusöhnen zu können. Hat aber ein Volk keine gemeinschaftlichen Mittelpunkte, sei es in der Gegenwart, sei es in der Vergangenheit, so kann es auch keine Begeisterung zu großen Thaten, keine Vaterlandsliebe haben. Die Rumänen haben allerdings eine Geschichte und darin eine Periode, wo Kunst und Wissenschaften einen Aufschwung versuchten — aber das dauerte nicht lange, ihre Entzweiung hat das nationale Leben zu keinem Durchbruche kommen lassen, auch hat die Knechtung des niederen Volkes unter der Bojarenherr-

schaft alle edlen Triebe in denselben ertödtet, auf welche Weise sich auch diese zwei Schichten einander entfremdeten und aller Gemeingeist unterging. Die jetzigen Griechen besitzen wie in ihrer Vergangenheit in der Gegenwart eine Menge solcher nationaler Brennpunkte. Was diese zu viel, haben die Rumänen zu wenig, und so scheinen die Griechen gleichsam auf diesen Stamm gepfropft, um ihn fruchtbringend zu machen. Dieses dem rumänischen Stamme aufgepfropfte Reis wird hier nun selbstverständlich auch ganz andere Früchte wie in seiner griechischen Heimath, der es übrigens auch schon ganz entfremdet ist, zu tragen haben. Bei dem herannahenden europäisch-asiatischen Prozesse sind ja beide Völker schon ihrer verschiedenen Lage und Verhältnisse wegen zur Lösung verschiedener Aufgaben bestimmt.

An diesen so zu sagen schon an sich entnationalisirten Grundstamm haben sich in der Folge der Zeiten eine Menge fremdartiger Elemente angesetzt, welche die Entwickelung eines energischen Nationalbewußtseins, das die jetzt am Ruder stehenden Patrioten mit Gewalt heraufzubeschwören sich so viele Mühe geben, gerade nicht begünstigen. Selbst zwischen den seit Jahrhunderten im Lande naturalisirten Fremden und dem Urstamme herrscht eine gewisse Spannung, und die ersteren sehen auf den Indifferentismus, oder sagen wir es lieber gleich heraus, auf die Verdorbenheit der Bojarenwelt und auf die Verthierung des Landmanns mit Unwillen. Die im Anfang des 15. Jahrh. eingewanderten katholischen Ungarn, die in der Zahl von 100,000 Seelen in eigenen Dörfern wohnen, enthalten sich jeder Verschwägerung mit den Rumänen schon der confessionellen Verschiedenheit wegen, und wenn sie auch die Landessprache und Gebräuche angenommen haben, sind sie doch gleich auf den ersten Blick von jenen zu unterscheiden. Selbst dort, wo sie Bojaren zu ihren Gutsherren haben, tragen sie nicht den Stempel jener stumpfsinnigen Unterwürfigkeit der Eingeborenen, sie stehen sich überhaupt besser wie diese, indem sie sich bei ihrer höheren Intelligenz durch den gutsherrlichen Despotismus nicht erdrücken ließen. Die im 14. Jahrhundert eingewanderten katholischen Armenier, deren Zahl nicht viel in die Tausende beträgt, haben das mit den semitischen Völkern gemein, daß sie sich von Vermischung mit andern Nationen fern halten und fest an ihren Sitten und an ihrem Glauben hängen. Sie bilden also gleichsam eine Oase in der rumänischen Welt.

(Schluß folgt.)

Professor Dr. G. Neumayer in Wien.

In der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien vom 10. März d. J. übergab Prof. Dr. G. Neumayer eine Abhandlung, betitelt: Ein Project für die Vorarbeiten betreffs des Venusdurchganges von 1874.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Bedeutung der Venusdurchgänge zur Bestimmung der Sonnenparallaxe und die Methoden der Beobachtungen derselben geht Dr. Neumayer über auf die Untersuchung der Orte günstigster Verhältnisse für die Beobachtung lediglich vom astronomischen Standpunkte aus. Ein Blick auf die der Abhandlung beigegebene Polarkarte genüge zu zeigen, daß der südliche Theil des indischen Oceans bis zu den Polarregionen sich als ganz besonders günstig erweisen müsse, wenn hier zunächst nur die südliche Hemisphäre in Betracht genommen werde. Wenn man nach Dr. Oppolzer's eingehenden Untersuchungen die für den Eintritt günstigsten Orte, mit Bezug auf Parallaxe und Höhe, ebenso die für Beobachtung des Austritts günstigsten Orte jeweils unter sich mit einer Curve verbinde, so sei da, wo beide Curven sich schneiden, offenbar der günstigste Ort für Eintritt und Austritt — dies aber sei in 48°5 S. und 99°3 O. Länge. Der nächste feste Standort von diesem Punkte, wenn man absähe von den Inseln oder Länderstrecken in der Nähe des Polarkreises, seien die Macdonald-Inseln in etwa 53° S. Breite und 12° O. Länge v. Gr. Daher erscheine es gerechtfertigt, wenn dieselben als Station zur Beobachtung des Durchganges von 1874 in erster Linie empfohlen werden. Dr. Neumayer geht nun in seinem Promemoria über auf die physikalische Seite der Frage; er führt an, wie er gerade diese Gruppe schon vor Jahren für diesen Zweck als besonders geeignet bezeichnet habe. Heute aber hätten ihn eingehende Studien von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt. Bei seinem Besuche dieser Gegenden, im Jahre 1857, durch die vergleichsweise hohen Temperaturen des Wassers wie der Luft aufmerksam gemacht, habe er bei gründlicher Prüfung der Temperatur-Tafeln erkannt, daß hier die Ausläufer des Agulhas-Stromes zu suchen seien. Auch die Isothermen für die Winter- und Sommerzeit seien damit in vollster Uebereinstimmung, so daß für ihn kein Zweifel bleibe, daß in dem Meridian von Kerguelen und den Macdonald-Inseln die vorzüglichste Stelle zu suchen sei, auf welcher man, wie einst Sir J. Roß, von Neuseeland aus einem neuen Strome folgend, nach Süden vordringen könne. Eine Prüfung der Grenze des Treibeises führe zum gleichen Resultate.

Dr. Neumayer geht sodann auf die physikalischen, besonders meteorologischen Verhältnisse jenes Theils des indischen Oceans über und beleuchtet die Wichtigkeit einer klaren Erkenntniß derselben, um die passendsten Orte für Beobachtungsstationen zu erwählen; es sei zur Sicherung der Beobachtung des Venusdurchzuges, der nur 4 bis 5 Stunden dauert, noch vieles zu ermitteln nöthig. Seiner Ansicht nach sollte ohne Verzug eine kleine Recognoscirungs-Expedition nach jenen Gegenden gesendet werden; von den Macdonald-Inseln sollte wissenschaftlicher Besitz ergriffen werden, d. h. es sollten daselbst während der Monate November bis Februar meteorologische und andere auf die Physik der Erde Bezug habende Beobachtungen gemacht werden — namentlich aber solle Alles aufgeboten werden, eine absolute Längenbestimmung daselbst auszuführen, damit auch für die Delisle'sche Methode eine Grundlage geboten werde. Im Januar, Februar und März sollte dann eine Recognoscirungsfahrt nach Süden zu unternommen und geprüft werden, in wie weit sich seine Voraussetzung betreffs der Strömungen bestätigen würden. Eine wirkliche Erforschung dieser Gegenden sei aber durch seinen Vorschlag nicht beabsichtigt, sondern vielmehr nur eine Anbahnung derselben.

Am Schlusse seines Promemoria stellt Dr. Neumayer den Antrag auf Ausführung seiner angegebenen Vorschläge, zu deren Verwirklichung ein Betrag von 35,000 fl. aus Staatsmitteln erforderlich sei.

Gleichzeitig machen wir darauf aufmerksam, daß die am 1. März ausgegebene Nr. 5 der Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie eine sehr eingehende Besprechung der Untersuchung Dr. Neumayer's über die Meteorologie Südaustraliens enthält.

M i s c e l l e n.

Aus Darda in Slavonien wird geschrieben: Ein Weib aus Derzanica hatte in einer Ortschaft der Baranya eine Erbschaft von 250 fl. erhoben und sah sich auf dem Heimwege, von dem Einbruche der Nacht überrascht, gezwungen, im

Dorfe Darocz Unterstand zu suchen. Bald wurde sie von einem Bauer, der mit seinem Weibe das Haus bewohnte, aufgenommen und gastfrei bewirthet. Während des Nachtmahls beging die glückliche Erbin die Unvorsichtigkeit, die Ursache ihrer Reise zu nennen und das viele Geld vorzuzeigen. Durch den Anblick dieses Schatzes gereizt, trat der Versucher an den Bauer, er begab sich in den Hof und berief sein Weib zu sich, wo sie nun den Beschluß faßten, die Reisende zu tödten, um sie ihres Geldes berauben zu können. Das Weib des Bauers sollte in die Stube gehen und die Fremde auffordern, sich mit ihr in ein Bett zu legen, da ihr Mann in der Kammer schlafen werde. Dabei sollte sie die Vorsicht gebrauchen, sich selbst an die Wand zu legen, so daß die Fremde am Rande des Bettes liegend, sofort vom Manne erkannt werden könne. So geschah es auch; doch das lange Ausbleiben der Eheleute kam der Reisenden verdächtig vor und sie beschloß daher, nicht zu schlafen, und Alles zu beobachten, was um sie her vorging. Nachdem sich die beiden Weiber zu Bette gelegt hatten, ging der Mann in den Garten und grub hier das Grab für sein Opfer. Nach einiger Zeit stellte sich die Fremde, als wäre sie fest eingeschlafen, da erhob sich die Hauswirthin und ging ebenfalls hinaus, um nachzusehen, ob ihr Mann noch nicht bald komme. Diesen Augenblick benützte die Fremde, der es aufgefallen war, daß ihre Wirthin durchaus an der Wand liegen wolle, um sich diesen Platz eigen zu machen, und als nun jene zurückkam, fand sie ihren Platz besetzt. Die Fremde aufzuwecken getraute sie sich nicht, da sie fürchtete, daß ihr Opfer dann nicht so fest einschlafen würde, sie legte sich deshalb an den Rand des Bettes und beschloß, sich wach zu erhalten, bis ihr Mann käme, um ihn dann auf die Platzverwechslung aufmerksam zu machen. Doch er kam lange nicht, seine grausige Beschäftigung im Garten hielt ihn zurück, und da griff denn „die Hand des Verhängnisses“ strafend und rächend ein und legt sich als bleiernes Gewicht auf die Augenlider der Bäuerin. Sie war fest eingeschlafen, ihr Mann kam, hatte natürlich keine Ahnung von dem Platzwechsel und schnitt nun mit einem einzigen Ruck seinem eigenen Weibe die Kehle durch; rasch packte er sie auf seine Schultern, schleppte sie in den Garten und verscharrte hier die Leiche in dem vorbereiteten Grabe. Entsetzt über das Geschehene, erhob sich die Fremde, eilte auf die Straße und suchte im nächstbesten Hause, wo sie noch Licht sah, Schutz und Aufnahme. Als ihr geöffnet wurde, erzählte sie in Kürze das Vorgefallene, man eilte zum Richter und dieser begab sich nun mit anderen Ortsbewohnern und mit der Fremden selbst auf den Thatort. Der Bauer war unterdessen ins Zimmer zurückgekehrt und hatte sein Weib vermißt, allein noch hatte er keine Ahnung von der Verwechslung und glaubte, seine würdige Gesponsin habe blos Furcht bekommen und sei für die Nacht zu ihren Anverwandten gegangen, um des Morgens wieder zurückzukehren. Doch da trat auch schon der Ortsrichter mit den anderen Leuten ein, und als der Bauer unter diesen die Fremde erblickt, taumelte er zurück und stürzte mit dem Ausrufe: „Jesus, Maria! ich habe mein Weib erschlagen!“ zu Boden. Selbstverständlich wurde er sofort der Gerechtigkeit übergeben, als deren wirksamster Anwalt sich diesmal „die Hand des Verhängnisses“ erwies. (Die Geschichte ist in ähnlicher Form schon öfter dagewesen, was vorstehende Erzählung etwas unwahrscheinlich macht.)

Ein Schreiben aus Tunis vom 16. März meldet: Gestern fand hier ein furchtbares Gemetzel statt; gegen 2½ Uhr Nachmittags stürzte plötzlich ein Wasserträger (man sagt, es sei ein Marokkaner) in die Straßen des christlichen Stadtviertels. Er hatte einen Damasceuer in der Faust und hieb auf Juden und Christen ein, denen er begegnete, die Mauren allein verschonte er. Mehr als 40, andere sagen 60 Personen wurden derart mehr oder weniger schwer verwundet. Man trägt hier vielfach Waffen, namentlich Revolver. Verschiedene Personen feuerten auf den Wütherich, ohne ihn zu treffen. Aber in der Nähe des Maurenviertels traf ihn eine Kugel am Beine. Wahrscheinlich im Glauben, die große Moschee sei den Ungläubigen versperrt und ihm ein Asyl, flüchtete er in diese. • Aber ein Janissar des englischen Consulats nahm ihn dort fest und führte ihn nach der Kasbah, der alten Cidatelle. Die Metzelei war bald allenthalben bekannt, und der kleine Börsenplatz war ebenso bald von einer Menschenmenge, namentlich Sicilianern und Maltesen, angefüllt. Am Platze selbst liegt das englische Consulat. Am Ausgange zum Marinehafen rotteten sich die Mauren zusammen; die ganze Menge verlangte strenge und schnelle Gerechtigkeit, nur die Mauren blieben stumm. Unterdessen hatten sich alle fremden Consuln beim englischen Consul zusammengefunden, wo auch der Schwiegersohn des ersten Ministers des Bey, der General Keireddine, eintraf. Der französische Consul begab sich sofort zum Bey, während die übrigen die Menge zu beruhigen versuchten. Der Bey, nicht gern gestört in seiner Gemüthlichkeit, ließ den französischen Consul durch seinen Premierminister empfangen. Dieser brachte den Befehl des Bey, den Schuldigen enthaupten zu lassen. General Keireddine begab sich also mit einer Menge von Sicilianern und Maltesern nach dem Kasbahplatze, von wo aus man ihnen den Kopf des bereits hingerichteten Mörders entgegentrug. Darauf hin zerstreute sich die Menge, und am Abende war Tunis so ruhig und still wie gewöhnlich.

*** Aus Damaskus, Jerusalem und andern Orten Asiens kommen ängstliche Klagen über Wassermangel. In Folge langen Regenmangels waren die Cisternen und Teiche wasserleer, die Quellen versiegt. Die Saaten welkten und die Hirten mußten mit ihren Heerden oft weite Wanderungen machen, um das Vieh, welches daher auch außerordentlich im Preise gesunken war, nicht verdürsten zu lassen. Dasselbe wird von der Insel Cypern gemeldet, wo die Dorfbewohner durch lange Trockne der Verzweiflung nahe gebracht wurden, da sie ihr Vieh nicht mehr ernähren konnten. In Jerusalem brachte endlich am 4. März ein heftiges Gewitter tüchtigen Regen und erlöste die Bewohner von banger Sorge.**

---

* Preisaufgaben.

I.

Sucht ein liebes, kleines Mädchen
Die Mama im ganzen Hause,
Späht und seufzt und weint am Ende,
Doch es konnte sie nicht finden.
Endlich hört es ihre Stimme
Unten in dem Vorrathskeller
Zärtlich seinen Namen rufen.
„Mama“, rief es jetzt getröstet,
„Sprich, was thust Du denn da unten?“
Und die Mutter gab zur Antwort
Nur ein einzig deutsches Zeitwort.

Leser, willst Du nun errathen
Was die Mutter that im Keller,
Nun, so schreibe nur den Namen
Dieses lieben kleinen Mädchens,
Wie die Mutter ihn gerufen;
Setze dann ein einzig Pünktchen
Ueber eines dieser Zeichen
Und Du hast das deutsche Zeitwort.
Also sprich, wie rief die Mutter
Ihrem lieben kleinen Mädchen,
Und was that sie in dem Keller?

II.

(Zweisilbig.)

Die erste Silbe stößt man aus,
Die zweite wird gestrichen,
Das Ganze wird bei manchem Wort
Grammatisch oft verglichen.

Als Preis werden **Schiller's Werke,** Cotta'sche Ausgabe in 6 Bänden gegeben. Letzter Termin zur Einsendung der Auflösungen ist der 6. April.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 37. Speyer, Dienstag, den 28. März 1870.

Zu Tode gekleidet.

Nach dem Englischen von G. L.

(Schluß.)

„Ich will Ihnen etwas sagen," fuhr der Kleiderversorger fort — dann zögerte er einen Augenblick. — „Was wollen Sie sagen?" fragte Alec. — „Sie müssen ein paar neue Stiefel haben, nach der neuesten Mode, nett und fein, vorne mit Ecken." — „Wie?" — „Gehen Sie zu Mr. Mann, lassen Sie sich ein paar hübsche Wellingtons von feinem Kalbleder machen und sagen Sie ihm, er möchte sie auf meine Rechnung setzen." — „Und der Hut?" setzte Alec fragend hinzu. „Richtig, Ihr Hut ist auch schäbig. Sie müssen einen neuen haben. Gehen Sie zu Sammy Martin und nehmen Sie sich den besten und glänzendsten flachrandigen, den er im Laden hat. Lassen Sie sich ein breites Band darum machen, das sieht unternehmend aus. Und, warten Sie einmal, ich habe noch etwas bemerkt, Sie müssen auch ein paar Handschuhe haben, damit das Ganze complet erscheint. Ich habe dergleichen in meinem Laden, ich werde Ihnen ein Paar französische, strohfarbige, bocklederne aussuchen, wovon das Paar vier Schilling kostet. Ich denke, Sie werden sie recht in Acht nehmen."

Nachdem Alec auf diese Weise von dem ersten Kleiderkünstler der Hochschule ausgeputzt und aufgestutzt war, begab er sich an einem schönen Nachmittag zu seinem gewohnten Billardspiel und wurde von seinen Bekannten und Freunden mit dem Zuruf der Bewunderung empfangen. „Wer ist Ihr Schneider, Alec?" fragten Alle wie aus einem Munde. — „Forbes, auf der Unionstraße," antwortete Alec gleichgültig. — „Geborgt?" war die weitere Frage. — „Nichts geborgt." — „Was haben Sie dafür gegeben?" Alec gab entweder keine oder ausweichende Antwort. — Seine Bekannten machten einfach den Schluß; Alec bläht sich auf mit neuen Kleidern, er hat sie bezahlt, er muß eine Erbschaft gemacht, er muß Geld in der Tasche haben. —

Alec fühlte jetzt das Mißliche seiner Situation. Es stand nicht Alles in einem richtigen Verhältniß, das war ihm empfindlich. Nun hatte er moderne hübsche Kleider, aber kein Geld in den Taschen. Das hatte er übersehen, daran hatte er nicht gedacht bei dem Handel mit dem Schneider. Er hätte in jeder Tasche einige Souverains und noch extra ein Packet mit Ein-Pfundnoten in dem Futter seines Rockes haben müssen. Um sich keine Blöße zu geben, war er genöthigt, ganz im Stillen fünf Schillinge zu borgen und tractirte damit seine Freunde. Es lag für ihn einiger Trost darin, daß seine feineren und besseren Kleider es ihm leicht machten, etwas Geld zu borgen. — Er war sehr ärgerlich als der Schneider Forbes Abends zu ihm in das Billardzimmer kam, um nach ihm zu sehen und seine eigenen Kleider zu bewundern.

Als Alec beim Spielen in dem neuen Rock genirt war, that er ihn aus wie er es zuweilen zu thun pflegte und legte ihn unbesorgt auf einen Stuhl. Sogleich trat Forbes hinzu, nahm den Rock sorgfältig auf, hing ihn an einen Haken und glättete die Falten heraus. Wenn Alec halb auf der Billardtafel saß, um einen weiten Stoß zu thun und sein Gegner rief: „Nicht schön" stimmte Forbes mit ein, dann trat er zu Alec und raunte diesem ins Ohr: „Sie werden meine Hosen ganz aus der Façon bringen, wenn Sie sich so setzen." Alec murmelte zwischen den Zähnen: „Geh zum Teufel." Glücklicherweise hörte es der Schneider nicht, sonst hätte es für Alec unangenehme Folgen haben können.

Natürlich machte auch Alec großes Aufsehen in dem medizinischen Colleg. Nicht nur den Herren Professoren fiel er auf, auch die Studenten sahen alle nach ihm und beneideten ihn. Die Anatomie wurde in diesen Tagen hauptsächlich an der Figur des Alec Stronach studirt. Hundertmal wurde er gefragt, wer sein Schneider sei und hundertmal antwortete er getreulich dem Vertrag zufolge: „Forbes auf der Unionstraße." Das Geschäft des Kleidermachers fing in der That an sich sehr zu heben, was dieser auch Freund Alec zuschrieb und ihn zu neuen Anstrengungen aufforderte.

Der arme Alec hatte nun keine Ruhe mehr; fortwährend kamen die Boten des Schneiders, bald sollte er einen neuen Rock, bald eine Hose, bald eine Weste anprobiren. In der Arbeit, im Vergnügen, in Krankheit, in Bekümmerniß, beim Mittagessen, bei dem Studiren, bei dem Billard, überall wurde er gestört, um sich das Maaß nehmen zu lassen oder Kleider zu

probiren. Zu allen Stunden kam der Schneider, um sich mit seiner Kleiderpuppe über einen neuen Schnitt und dergleichen zu berathen. Er verlangte jetzt förmlich von Alec nicht nur die Promenaden, sondern Feste, Bazars, öffentliche Bälle und dergleichen zu besuchen. Die Sache wurde für Alec sehr ärgerlich, als dieser Fortschritte in seiner Herzensangelegenheit machte. Die junge Dame verlor vollständig das Herz, da Alec anfing in modernen Kleidern einher zu stolziren, die schönen Anzüge erweichten sogar das Herz ihres Vaters; seine Besuche wurden ermuthigt, er verlobte sich mit der reichen Erbin und fing an, mit seiner Herzensdame einsame Plätzchen aufzusuchen, jedoch zum großen Aerger des Forbes, welcher denn auch nicht ermangelte, ihm Vorstellungen darüber zu eröffnen, daß er sich den Augen des Publikums entziehe. Er versehe ihn nicht mit Kleidern, um deren Schönheit an entlegenen Orten zu vergeuden.

Der arme Student stand jetzt zwischen zwei Feuern, zwischen dem Schneider und der Dame seines Herzens. Entsprach er dem Verlangen des ersteren und machte Kleiderparade, so riskirte er seine Geliebte zu verlieren. Widersetzte er sich dem Schneider, so hielt ihm dieser den Contract vor die Augen, in welchem sich eine Bestimmung fand, daß Alec alle Kleider zurückgeben müsse, wenn es verlangt werde. Das war fatal und er war genöthigt, sich einem Joche zu unterwerfen, das ihm das Leben verbitterte. Wer Alec für einen glücklichen Menschen hielt, kannte seine inneren Leiden nicht. Er wurde schwermüthig und reizbar, seine Krankheit war Kleiderwahnsinn. Schließlich war es ein Paletot, welcher Alec's Verstand verwirrte. Eines Tages ging er mit seiner Verlobten spazieren, da klopfte ihm Jemand auf die Schulter. Es war sein Verfolger, der Schneider Forbes. „Ich wünsche Sie einen Augenblick allein zu sprechen," sagt er zu Alec. Dieser wendet sich der Dame zu und bittet einen Augenblick um Entschuldigung. Die Dame genehmigt seine Bitte, indem sie erwartet, daß er in einigen Minuten wieder bei ihr sein werde.

Forbes der Schneider, nahm Alec am Arme und sagt: „Ich ersuche Sie, mit mir zu kommen, um einen neuen Paletot zu probiren — weiß mit schwarzem Besatz — ich bin gewiß, das wird Effekt machen." — „Unmöglich," erwiederte Alec, — ein andermal! „Nein, jetzt" erwiderte der Schneider. „Ich gehe allen Andern vor und wenn Sie nicht mitgehen, so sollen Sie sehen, was ich thue.

Alec mußte wohl oder übel mit ihm in seinen Laden und probirte den Paletot an. Forbes war entzückt über den neuen Triumph seiner Geschicklichkeit, seiner Kunst. „Tragen Sie diesen, ich werde einen andern danach anfertigen und in das Ladenfenster hängen." — Alec kehrte jetzt nach der Stelle zurück, wo er seine Braut verlassen. Sie war fort. Er sah nach der Uhr und fand zu seinem Schrecken, daß ihn Forbes eine volle halbe Stunde aufgehalten, während er versprochen hatte in drei Minuten zurück zu sein. Andern Tages begab er sich in das Haus der Dame, um sich zu entschuldigen, aber es war zu spät, sie wollte ihn nicht wieder sehen. Etwa eine Woche nachher hörte er, daß sie einen Hauptmann von der Miliz geheirathet habe. Alec schor sich das Haar und verwünschte seinen Quäler, den Schneider. Die Vernunft verlor ihr Recht und Alec hatte von diesem Augenblicke an einen unwiderstehlichen Abscheu vor allen Kleidern. Er lief aus seiner Wohnung, nahm seinen Weg nach der Unionsstraße, zerriß die Kleidungsstücke des Schneiders und warf die einzelnen Fetzen demselben in den Laden. Nachdem dies geschehen, lief er wie rasend durch die Straßen. Er war wahnsinnig geworden. Nachdem man sich endlich seiner bemächtigt hatte, wurde er auf die Polizei gebracht, wo er als nicht zurechnungsfähig erklärt und in ein Irrenhaus geschafft wurde. Dort blieb er Jahre lang, konnte aber nicht dazu bewogen werden, je wieder ein Kleidungsstück anzuziehen.

Die Rumänen.

Von **W. A. Ritter von Zerboni di Sposetti.**

(Schluß.)

Einen ferneren Bestandtheil der Bevölkerung bilden die Juden, die in beiden Fürstenthümern in einer Anzahl von 200,000 vertreten sein sollen. Nach einer unter ihnen erhaltenen Sage sollen ihre ersten Niederlassungen hierlands vom Kaiser Titus datiren, der die Juden nach Zerstörung Jerusalems aus Palästina verdrängte. Gewiß ist, daß sie von dem nahen Rußland und Galizien, durch die ihnen hierlands sich darbietenden Vortheile angezogen, eingewandert sind, und in Ermangelung des Mittelstandes Handelsverkehr und allerhand Gewerbe und Handwerke betrieben. In der Wallachei leben außer diesen die sogenannten spanischen Juden, die sich ihrem Aeußern nach von den andern Einwohnern gar nicht unterscheiden, dem Zeitgeiste mehr befreundet sind, und meist wohlhabende Handelshäuser bilden. Die hier ewig gegen die Juden in Szene gesetzten Verfolgungen und Gelderpressungen haben diesem Volke keine Sympathien einzuflößen vermocht. Auch die sehr zahlreich in Städten und Dörfern angesiedelten Bulgaren, Serben und später eingewanderten Griechen enthalten sich im allgemeinen einer Vermischung mit den Rumänen, welche Absonderung namentlich in den Hafenstädten auffallend ist. Diese Völker halten bekanntlich an der Heiligkeit der Ehe und der Familie, als deren Zerstörer sie die Rumänen ansehen und verschließen denselben demnach den Eintritt in ihre Häuser. Einen ferneren Bestandtheil der Bevölkerung bilden die russischen Sektionen, die sogenannten Liporanes, die in Rußland verfolgt, hier ein Asyl gefunden, und in ansehnlicher Menge Städte und Dörfer bewohnen, sich aber in strenger Absonderung von allen übrigen Einwohnern halten; sie sind ruhige, arbeitsame, wohlhabende Leute, nur haben die Anhänger dieser Sekte den seltsamen Brauch, sich in einem ge-

wissen Alter zu entmannen; sie gewähren keinem Andersgläubigen Zutritt in ihre Kirche, sie stehen unter einem Erzbischof, der Sitz und Consistorium in Ismail hat. Auch diese bilden eine Oase in dem rumänischen Völkerquodlibet. — Weiter kommen die unter Timur aus Hindostan eingewanderten Zigeuner in der Anzahl von 300,000 Seelen. Sie sprechen eine Mundart des Sanskrit und zwar von der Kaste der Suduro, und waren bis zum letzten Krimkriege verkaufbare Sklaven mit 10 Dukaten pro Kopf, über deren Leben und Tod ihrem Herrn zwar gesetzlich kein Recht zustand, die aber nichts desto weniger nur zu oft todt geprügelt wurden, ohne daß Jemand darnach fragte. Sie bildeten und bilden jetzt noch zum großen Theile das Hauswesen der Bojaren, wurden zu Köchen und Hausdienern, mitunter auch zum Handwerk abgerichtet, auch werden Zigeunerweiber als Ammen selbst in den höhern Bojarenhäusern verwendet. Selbst in dieser Klasse sucht man die Mädchen schon vor dem 14. Jahre zu verheirathen, um sie den Bojarenhäusern zu entziehen. Die ihnen jetzt geschenkte Freiheit wird in ihnen das Andenken an die erhaltenen oft unmenschlichen Mißhandlungen nicht so bald verlöschen. Sie sind zum großen Theile jetzt Ackerbauer, Dienstboten, Handwerker und vortreffliche Musiker, die nomadisirenden sind meist Schmiede; sie leben im Winter in Löchern in der Erde, in der Nähe von Städten und Dörfern. Sie sind im ganzen sehr brauchbare, anstellige Leute, und meist für die orientalische Kirche getauft.

Zu diesen im Lande seither eingebürgerten Elementen kommt seit der wiedergewonnenen Autonomie der Fürstenthümer der fortdauernde Zufluß aus den benachbarten und andern europäischen Ländern, als: Deutsche, Ungarn, Polen, Franzosen &c., welche sich als Künstler, Lehrer, Bau- und Maschinenmeister, Fabrikanten, Handels- und Gewerbsleute und in großer Menge als Handwerker in den Städten vertheilen und den hier fehlenden Mittelstand ersetzen. Unter ihren Auspizien beginnt sich denn auch schon aus den Eingeborenen ein solcher heraus zu gestalten. In Bukarest allein sind die Deutschen in der Zahl von 16,000 vertreten, wozu die Siebenbürger Sachsen das größte Contingent liefern. Wenn schon die hier seit Jahrhunderten eingebürgerten Elemente sich mit den Eingeborenen nicht zu amalgamiren vermochten, so werden es selbstverständlich die seit wenigen Dezennien hier angelangten oder noch anlangenden um so weniger vermögen, und in der That bietet die Berührung derselben mit den Einheimischen ein eigenthümliches Schauspiel. Jeder Einwanderer, auch wenn ihn das Abendland über Bord geworfen, kommt hierher mit gewissen angestammten Grundsätzen und Begriffen, und geräth hier gleich in einen beinahe komischen Conflikt mit der ihrerseits im Zuge begriffenen Welt. Die Bojaren — und wenn von Rumänen die Rede ist, können vor der Hand nur diese in Betracht kommen — haben hier Zustände hervorgerufen, die allen unsern Begriffen und Vorstellungen geradezu Hohn sprechen. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß wir uns hier gleichsam in der Vorhalle des Orients befinden, hinter dessen halb geöffneten Pforten allerhand Ueberschwenglichkeiten liegen. Durch die Ertheilung der Autonomie an gewisse ihrer Herrschaft unterworfene Völker, als: Griechen, Serben und Rumänen, haben die Türken der abendländischen Weltcultur das Asiatenthum zugänglich gemacht. Nirgends sind die schroffsten Gegensätze beider Hemisphären so nahe aneinander gerückt, wie in Rumänien. Eine Ausgleichung zwischen ihnen ist eine abenteuerliche, jedenfalls eine riesige Aufgabe. Aber die Mittel und Werkzeuge hierzu scheinen hier schon lange und voraussichtlich zubereitet worden zu sein. Der englische General-Consul Wilkinson spricht den Rumänen die Energie der Leidenschaft ab, als dessen Ursache er das Klima ansieht, das den Gewächsen den Duft, den Thieren ihre Wildheit benehme und den Menschen leidenschaftslos, nämlich kraftlos mache. Der französische General-Consul Villecoq ergänzt diesen Ausspruch, indem er, sich über die hiesigen Postanstalten äußernd, Folgendes sagt: „Auffallend ist es, mit welcher verhältnißmäßigen Vortrefflichkeit die moldauwallachischen Posten eingerichtet sind, und daß diese Einrichtungen schon seit langer Zeit in diesen Ländern bestehen, die doch in so manchen andern Einrichtungen weit zurück sind.“

Miscellen.

Stand der Bau-Ausführungen an den Marine-Etablissements des Norddeutschen Bundes. Der Kanzler des norddeutschen Bundes hat hierüber folgende Mittheilungen an den Bundesrath gelangen lassen.

Wilhelmshafen. Der Bau des Kriegshafens an der Jade war im verflossenen Jahre soweit vorgeschritten, daß die Inauguration desselben am 17. Juni geschehen konnte. Die Eindeichung des gesammten Jadegebiets, die Hafen-Einfahrt, der Kanal, das große Bassin, drei Trockendoks, zwei Hellinge und ein großer Mastenkrahn sind fertig gestellt. Um den Hafen schiffbar zu machen, ist nur noch die Wegräumung eines Deiches erforderlich. Dieselbe war zu Ende v. J. verheißen, die heftigen Stürme der letzten Monate sind jedoch hindernd eingetreten, und so wird jetzt der Monat März c. von dem Hafen-Baumeister mit Bestimmtheit als Termin der Eröffnung des Hafenkanals bezeichnet. Demnächst bleibt die Herstellung von Wohnhäusern und der Ausbau des ganzen Etablissements auszuführen. Nach dem im Marine-Ministerium aufgestellten Plane würden, nachdem die nöthigen Mittel flüssig gemacht sind, zunächst zur Ausführung kommen: 40 Häuser für Offiziere und Beamte, 600 Wohnungen für Werft-Handwerker, 2 Kasernen und der Bau der Werftwerkstätten und Magazine. Von den für die Befestigung von Wilhelmshaven in Aussicht genommenen Werken werden zunächst das im Bau befindliche Fort Heppens, sowie die Batterien hinter dem Deiche der Seefront ausgeführt, zwei vorgeschobene Panzerthürme zur Vertheidigung der äußern Einfahrt sind in Aussicht genommen; weitere Befestigungsarbeiten bleiben — insoweit sie als nothwendig angesehen werden könnten — der ferneren Zukunft vorbehalten.

Kiel-Ellerbeck. Der Bau der Kriegswerft an der Kieler Föhrte hat einige Verzögerung erlitten durch Expropriations-Verhandlungen, deren Erledigung indeß in nächster Zeit bevorsteht. Trotz dieser Verzögerung steht aber dennoch in Aussicht, daß bis zu Jahre 1873 der wichtigste Theil des

Etablissements — d. h. ein Trockendock, ein Theil des Hafenbassins, zwei Hellinge und die nothwendigen Werkstätten für den Schiffbau — ausgeführt sein werden, so daß von Ende 1873 ab Kriegsschiffe daselbst gedockt, erbaut und reparirt werden können. Alsdann wird das jetzt auf der Kieler Seite befindliche Marinedepot aufgelöst und auf den Werftplatz bei Ellerbeck übergeführt werden. Schon jetzt sind dort die nöthigen Vorkehrungen soweit getroffen, daß der Bau einer eisernen Panzerfregatte „König Friedrich der Große" daselbst in Angriff genommen werden konnte. Eine Kaserne für 600 Mann, ein Lazareth für 150 und 2 Baraden zu je 25 Betten, sowie ein Arrest- und Gerichtslokal werden Ende ds. Js. beendet und voraussichtlich im Sommer 1871 belegbar sein. Die Befestigungen der Hafeneinfahrt schreiten vor: das Fort Brauneberg wird schon im Laufe ds. Js. belegt werden können, die Feste Friedrichsort mit zahlreichen Garnisonbauten daselbst ist der Beendigung nahe.

Danzig — Stralsund — Geestemünde. Außer den beiden oben erwähnten Haupthäfen befindet sich in Danzig eine Schiffsbauwerft, welche in ihrem gegenwärtigen Zustande einstweilen erhalten bleiben soll, um daselbst bis auf Weiteres den Bau von Holzschiffen betreiben zu können. Auf dem Dänholm bei Stralsund wird zur Zeit noch ein Depot für Dampf- und Ruder-Kanonenboote lediglich in dem vorhandenen Zustande erhalten. Als Ausrüstungsstelle in der Nordsee dient vorläufig noch bis zur Eröffnung von Wilhelmshafen das Depot zu Geestemünde, welches demnächst aufgegeben werden soll.

Das schwimmende Dock zu Swinemünde, welches im Jahre 1865 bestellt, im Jahre 1866 zur Aufstellung gelangt und im Beginn vorigen Jahres beendet worden ist, leistet in Swinemünde treffliche Dienste, auch für die Handelsflotte. Hervorgegangen aus dem Bedürfniß, in der Ostsee ein besser gelegenes und geeigneteres Dock zu besitzen als das bisher benutzte Privat-Dock zu Danzig, ist es, seit Preußen und der Bund über die Kieler Bucht verfügen, in Erwägung genommen, das Dock nach Kiel überzuführen und daselbst bis zur Beendigung des dort in Angriff genommenen Trockendocks zu stationiren.

Ein Pariser Blatt berechnet, daß der Toilletenaufwand einer dortigen Modedame für 1869 das hübsche Sümmchen von 50,000 Francs kostet. Der mitgetheilte Damenschneider-Conto nennt unter andern folgende Posten: Ein Joupon Louis XV. 60 Fr. Ein schwarzweißes Costüm 900 Fr. Ein weißviolettes Baregecostüm 700 Fr. Ein schwarzgraues Baregecostüm 725 Fr. Ein Mantel aus schwarzem Crepe de Chine 375 Fr. Ein Joupon nebst Corsage, beide aus schwarzem Taffet, 600 Fr. Ein Mantel aus schwarzem Cashmir nebst Goldstickerei 825 Fr. Ein schwarzer Paletot 150 Fr. — Am 15. December v. J. ging die genannte Pariser Modedame zu einer Festlichkeit, für die sie sich eine Robe aus schwarzer Gaze nebst allem Zubehör machen ließ. Die Robe kostete 380 Fr., das Zubehör 100 Fr. Zusammen 480 Fr. Der Schusterconto Januar bis November 1869 beträgt 529 Fr., der Juwelierconto 1200 Fr., welche jedoch auf lauter Imitationsschmuck aufgingen. Der Tapezierer erhielt 20,000 Fr. Der Coiffeur sackte 1472 Frs. ein. Da die Dame blond sein will, finden sich im Coiffeurconto lauter Posten nachstehender Art: Ein blonder Chignon 80 Frs., ein Flacon Haarfärbetinktur zum Blondfärben 20 Frcs., ein einen Meter langer blonder Haarzopf 400 Frcs. rc. Der diese Rechnung mittheilt, behauptet die Aechtheit derselben, will aber aus „zarter Discretion" nicht den Namen des lebendigen Modejournals veröffentlichen.

Glaube und Hoffnung.

An Frau Bezirksamtmann Beer in Pirmasens.

Mitempfindend grüß' ich Deine Trauer
In dem Schatten tiefer Einsamkeit,
In dem Dunkel, das wie Geistesschauer
Meine tiefbewegte Seele weiht,
Deinen Tagen — ach, so ganz versunken
In die Tiefe einer Schattenwelt, —
Leuchtet nicht mehr jener Sonnenfunken
Wie er vormals Deinen Kreis erhellt.

Wo Du hinblickst, ausgestorb'nen Spuren
Der Vergangenheit begegnest Du.
Finst're Mächte, Todesstürme fuhren
Durch die schöne Pflanzung Deiner Ruh.
Lieb' und Unschuld, die Begleiterinnen
Deines schönen Lebens, konnten sie
Dem Verhängniß dies nicht abgewinnen?
Achtet sie das kalte Unglück nie?

Doch, o Freundin! mit der Hoffnung Schleier
Trockne Deine Mutter-Thränen ab;
Schau empor, getrösteter und freier
Ueber Zeit und Lebenstraum und Grab.
Stirbt der Menschengeist mit seinen großen
Reichen Gaben, wie sein Pilgerkleid?
Welken Tugenden wie Frühlingsrosen,
Die auf's Grab der Liebe Hand gestreut?

Nicht für eine karge Welt wie diese,
Schuf der Himmel dieses gotterfüllte Herz;
Uns erwarten einstens Paradiese
Ohne Thränen, ohne Kampf und Schmerz,
Wo kein Erdenschimmer blendet, keine
Eitle Größe prunkt und gleißt,
Wo allein der Seelen Werth und Reine
Göttlich groß und ewig heilig heißt.

Siehst Du Gottes Sternenschrift dort glänzen,
Die den Weg zum ew'gen Frieden weis't
Und wohin auf lichten Seraphsflügeln
Jüngst entflohen Deiner Tochter Geist?
Heller wird Dein Glauben nun Dir schimmern,
Daß besteht, was auch der Tod zerreißt,
Und, hoch über ihrer Hülle Trümmern
Walle der Geliebten Geist!

Wohl, o wohl dem himmlischen Gebilde
Deiner Sehnsucht, sie ist ewig Dein!
Wiedersehen wirst Du die Verklärte
Und, wie sie, unsterblich sein! —
Tritt hervor denn aus dem Schattenschleier
Wo der Gram die länger'n Stunden mißt.
Friede sei mit Deiner Todtenfeier,
Wie er dort mit Deiner Todten ist.

Kuhenbach.

---

* Für Dichter!

Dem Krösus, der mit schwerem Golde prunkt
Gab Solon einst die Lehre:
Nicht Reichthum, König, machet Dich
Zum Glücklichen —
Wenn Fried' und Ruh vom Menschen weichen
Was bleibt ihm übrig?

Obige Zeilen sind auf irgend eine Weise in Reime zu bringen, ohne daß neue Wörter hinzugesetzt werden dürfen.

Auflösung des Räthsels „zum Nachdenken" in No. 34:
Gras, Roma, Amor, Sarg.
Eine richtige Lösung ist uns von H. Lehrer Heiter in Rheinzabern eingesendet worden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 38. Speyer, Donnerstag, den 31. März 1870.

Eine seltsame Geschichte.

Erzählung von J. S. Turgenjeff.

Vor etwa fünfzehn Jahren — so fing Herr H. seine Erzählung an — war ich genöthigt, in Dienstangelegenheiten einige Tage in der russischen Gouvernements-Stadt C. zu verleben. Ich war in einem ziemlich erträglichen Gasthause eingekehrt, welches ein halbes Jahr vor meiner Ankunft von einem hebräischen Schneider erbaut worden war. Es soll nicht lange florirt haben — was bei uns übrigens ein sehr gewöhnliches Ding ist — ich fand es indessen noch in seinem vollsten Glanze: die neuen Möbel sprangen Nachts so heftig, daß ihr Krachen an Pistolenschüsse erinnerte; die Bettwäsche, die Tischtücher und Servietten rochen nach Seife, die gestrichenen Dielen nach Wichse, was, wie der Kellner, ein äußerst feiner, wenn auch nicht ganz reinlicher Mensch, meinte, als Präservativ gegen alle Art Insecten diente. Dieser Aufwärter, gewesener Kammerdiener des Fürsten Tsc., zeichnete sich durch ungezwungenen Umgang und starkes Selbstvertrauen aus. Er ging stets in einem Frack nach fremdem Maße und in niedergetretenen Schuhen, hielt eine Serviette unter dem Arme, hatte ein unreines, finniges Gesicht und drückte sich kurz, aber deutlich aus, indem er ohne Umstände mit seinen schwitzigen Händen in der Luft umherfuhr. Mir, als einem Manne, der seine Bildung und Lebensart zu würdigen im Stande war, zeigte er sich einigermaßen als Gönner. Man nannte ihn Ardalion.

Ich hatte unumgänglich nöthig, bei einigen Beamten in der Stadt Besuche zu machen. Derselbe Ardalion verschaffte mir eine Equipage und einen Diener, und wenn auch Beide gleich gebraucht und abgenützt waren, so hatte der Diener doch eine Livree und die Equipage war mit irgend einem beliebigen Wappen geziert. Nachdem ich alle officiellen Visiten beendigt, fuhr ich zu einem Gutsbesitzer, einem alten Bekannten meiner Familie, der sich vor langer Zeit schon in der Stadt C. niedergelassen hatte. Ich hatte ihn zwanzig Jahre nicht gesehen; er hatte seitdem Zeit gefunden, zu heirathen, sich eine ziemlich große Familie anzulegen, seine Frau zu verlieren und reich zu werden. Er beschäftigte sich mit Pacht-Speculationen, das heißt, er lieh den Pächtern zu starken Procenten und gegen Pfänder. Wer wagt, gewinnt; zu wagen war hiebei übrigens nicht viel. Während unserer Unterhaltung trat ein schlankes, etwas hageres Mädchen von etwa siebzehn Jahren, leichten, aber unsicheren Schrittes, gleichsam auf den Zehen, in's Zimmer. „Ich habe die Ehre, Ihnen meine älteste Tochter Sophie vorzustellen," sagte mein Bekannter, auf sie hinweisend, „sie hat die Stelle meiner seligen Frau eingenommen, führt die Wirthschaft im Hause und beaufsichtigt die Brüder und Schwestern." Ich verbeugte mich zum zweitenmale vor dem hereingetretenen Mädchen, welches sich unterdessen schweigend auf einen Stuhl niedergelassen hatte, und dachte bei mir selbst, daß sie der Vorsteherin eines Hauses oder einer Erzieherin wenig ähnlich sah. Sie hatte ein vollkommen kindliches, rundes Gesicht mit feinen aber angenehmen Zügen; die blauen Augen schauten unter den hohen, ebenfalls unbeweglichen und ungleichen Brauen fast mit Verwunderung hervor, als bemerkten sie etwas für sie Ungewöhnliches; das gedrungene Mündchen mit etwas aufgezogener Oberlippe lächelte nicht und schien sogar kein Lächeln zu kennen; auf den Wangen stand das rosenrothe Blut in zarten, länglichen, unveränderlich gleichen Flecken unter der feinen Haut; seine blonde Haare rahmten das Gesichtchen zu beiden Seiten in üppigen Locken ein. Die Brust athmete ruhig und die eine Hand war etwas steif und unbeweglich an ihre schlanke Gestalt gedrückt. Das blaue, gestreifte Kleid fiel ohne Falten, wie bei Kindern, auf ihre kleinen Füße herab. Dieses Mädchen übte auf mich einen, nicht eigentlich schmerzlichen, sondern räthselhaften Eindruck. Ich hatte hier kein schüchternes Fräulein aus der Provinz vor mir, sondern ein Wesen, das einen eigenthümlichen mir noch unklaren Stempel trug. Es zog mich nicht an und stieß mich nicht ab; ich begriff es nicht ganz und fühlte nur, daß ich noch niemals einer Seele begegnet war, die offener gewesen wäre. Mitleid, ja Mitleid erweckte in mir dieses junge, ernste, verschüchterte Leben. „Die ist nicht von dieser Welt," mußte ich denken, obgleich, streng genommen, der Ausdruck ihres Gesichtes nichts Ideales an sich hatte und Mlle. Sophie offenbar nur im Salon erschienen war, um die Rolle der Hausfrau auszuüben, auf welche der Vater hingewiesen hatte.

Mein Bekannter begann von der Lebensweise in

C., von den gesellschaftlichen Vergnügungen dieser Stadt und den Bequemlichkeiten zu sprechen, die sie bot. „Bei uns geht es still her," bemerkte er, „unser Gouverneur ist Melancholiker, und der Adelsmarschall ist unverheirathet. Morgen ist übrigens großer Ball im adeligen Verein. Ich rathe Ihnen hinzufahren. An hübschen Gesichtern haben wir keinen Mangel, und überdies werden Sie alle Vertreter unserer „Intelligenz" dort sehen."

Als ein Mann, der einmal die Universität bezogen hatte, liebte es mein Bekannter, gelehrte Ausdrücke zu gebrauchen. Er sprach sie ironisch und doch mit Achtung aus. Es ist übrigens bekannt, daß die Speculationen in der Branntweinpacht in dem Menschen die Neigung zur Philosophie in demselben Grade wie die Solidität ausbilden.

„Erlauben Sie mir die Frage: Werden Sie auf dem Balle sein?" wendete ich mich an die Tochter meines Bekannten. Ich wollte gerne den Ton ihrer Stimme hören.

„Vater wird hinfahren, und auch ich," antwortete sie.

Sie hatte eine leise Stimme und sprach langsam, als zögerte sie, die Worte auszusprechen.

„Erlauben Sie mir also, Sie zur ersten Française zu engagiren."

Sie nickte zustimmend mit dem Kopfe, lächelte aber auch jetzt nicht. Ich verabschiedete mich bald, aber ihr unverwandter Blick kam mir so sonderbar vor, daß ich mich unwillkürlich umsah, um zu erfahren, ob sie irgend etwas oder irgend Jemand hinter meinem Rücken sah.

Nachdem ich ins Gasthaus zurückgekehrt war und zum Mittag die unvermeidliche Suppe à la Julienne, Cotelettes und ein vertrocknetes Huhn gegessen hatte, setzte ich mich auf das Sopha und versank in Nachdenken. Der Gegenstand meiner Betrachtungen war Sophie, die räthselhafte Tochter meines Bekannten; Ardalion jedoch gab meinen Gedanken, nachdem er den Tisch abgeräumt hatte, eine ganz andere Auslegung: er schrieb sie einfach der Langeweile zu.

„Bei uns in der Stadt gibt es wenig Zerstreuung für die Herren Durchreisenden," fing er in seinem gewohnten, ungezwungen herablassenden Tone an, dabei immer fortfahrend, mit einer schmutzigen Serviette den Staub von den Rücklehnen der Stühle zu klopfen (solch' ein Abklopfen ist bekanntlich nur äußerst wohlerzogenen Dienern eigen), „sehr wenig Zerstreuung, weder Concerte, noch Theater. Die adeligen Herrschaften haben nicht einmal Tanz-Soiréen und Abend-Gesellschaften (er hielt einen Augenblick inne, wahrscheinlich um meine Aufmerksamkeit auf seine gewählte Ausdrucksweise zu lenken). Sie kommen selten zusammen. Die Reisenden wissen darum oft gar nicht, was sie anfangen sollen."

Ardalion schielte auf mich.

„Es kann übrigens sein," fuhr er fort und stockte, „wenn Ihnen gefällig wäre . . . ."

Er blickte noch einmal auf mich, bemerkte aber wahrscheinlich, daß auf meiner Seite das nothwendige Eingehen fehlte. Der kluge Diener trat zur Thür, dachte nach, kehrte um, stand eine Weile unschlüssig da, bog sich dann zu meinem Ohre herab und sagte mit einem schwachen Lächeln:

„Wäre Ihnen gefällig, Verstorbene zu sehen?"

Ich sah ihn verwundert an.

„Ja," fuhr er flüsternd fort, „hier ist ein solcher Mensch. Er ist ein einfacher Bürger, ungebildet sogar, aber er macht wunderbare Dinge. Wenn Sie sich zum Beispiel mit der Bitte an ihn wenden, er möchte Ihnen Jemanden von Ihren verstorbenen Bekannten zeigen, so wird er Ihnen denselben ganz gewiß zeigen."

„Auf welche Weise denn das?"

„Das ist jetzt seine Sache, denn obgleich er ungebildet ist und man kann sagen, nicht einmal zu sprechen versteht, so ist er in himmlischen Dingen dennoch stark. Die Kaufleute erweisen ihm besondere Achtung."

„Und ist das Allen in der Stadt bekannt?"

„Wer es zu wissen nöthig hat, weiß darum, und was die Polizei anbetrifft, so ist nichts zu befürchten, es sind Maßregeln getroffen; es ist, die Wahrheit zu sagen, eine verbotene Sache und für den einfachen Mann verführerisch. Der einfache Mann hat bekanntlich einen starken Hang, dreinzuschlagen."

„Hat er Ihnen denn Verstorbene gezeigt?" fragte ich Ardalion — ich konnte mich nicht entschließen, zu einem so wohl erzogenen Sterblichen Du zu sagen.

Ardalion nickte mit dem Kopfe.

„Ja, er hat mir meinen Vater gezeigt, ganz als wenn er lebte."

Ich sah Ardalion an. Er lächelte, mit seiner Serviette spielend, schaute mir aber herablassend und fest ins Gesicht.

„Das ist sehr wunderbar!" rief ich endlich aus. „Kann ich nicht die Bekanntschaft dieses Menschen machen?"

„So geradezu ist es nicht möglich, seine Bekanntschaft zu machen; es muß durch seine Mutter gehandelt werden. Sie ist eine alte, sehr achtungswerthe Frau, die auf der Brücke faule Aepfel feilbietet; ich will sie fragen, wenn Sie befehlen."

„Seien Sie so gut."

Ardalion hustete in seine Hand.

„Die Vergütung, die Sie zu geben belieben werden, ist nur eine kleine, natürlich muß sie auch der Alten eingehändigt werden. Und ich werde ihr sagen, daß sie von Ihnen nichts zu fürchten hat, daß Sie ein Durchreisender, ein Cavalier sind und ihr in keinem Falle Unannehmlichkeiten bereiten werden; verstehen Sie, damit Alles geheim bleibt?"

Ardalion nahm das Theebrett in die Hand, und mit demselben wie mit seinem eigenen Rückgrate graziös balancirend, wendete er sich zur Thür.

Ich kann also auf Sie rechnen?" rief ich ihm nach.

„Sie können sich auf mich verlassen", antwortete er selbstzufrieden, wir werden mit der Mutter Rücksprache nehmen und ich werde Ihro Gnaden die Antwort zustellen." (Forts. folgt.)

Amerikanische Hotels.

(Aus den Mississippi-Blättern.)

Während die engl. Hotels den Character einer streng abgeschlossenen Privatwohnung tragen, gleichen die deutschen mehr einem Clubhaus. Das gute deutsche Hotel legt seinen Schwerpunkt auf eine gute Tafel, während das „Logis" erst in zweiter Ordnung kommt. Die guten französischen Hotels sind den deutschen sehr ähnlich, während man in anderen Ländern, wie z. B. in Spanien und dem Innern von Rußland — vielleicht einige bedeutende Städte ausgenommen — gar keine Hotels kennt, sondern nur Logirhäuser — die Schrecken aller Reisenden. Das amerikanische Hotel verdankt seine Eigenthümlichkeiten zwei characteristischen Eigenschaften der Leute, für die es gebaut ist. Der Amerikaner ist ein „Gesellschaftsthier"; er liebt Gesellschaft und fühlt sich am wohlsten mitten in einer Masse von Menschen. In Massen besucht „Young America" die öffentlichen Schulen, in Massen drängen sich die Alten auf die Eisenbahnzüge, ins Theater, auf die Dampfboote und der Besuch einer Massenversammlung ist für jeden wahren Amerikaner ein besonderes Vergnügen. Derselbe Instinct bewirkt, daß der Amerikaner auch in einem Hotel die Massen liebt. Ein „gutes Hotel" nach seinem Begriff muß seine Gäste nach Tausenden zählen, er muß dort Reihen von prachtvollen Sälen finden, wo er eine große Anzahl von Freunden empfangen und die „theure" Gattin und die nicht minder „theuren" Töchter ihre Garderobe vor der erstaunten Menge paradiren können. Er könnte sich nicht vorstellen, daß die ruhige Einfahrt eines europäischen Hotels, unter der nur ein galonnirter oder nicht galonnirter Portier einsam steht, zu einem Gasthof ersten Ranges führt. Er verlangt, daß schon unter dem Portal mehrere Dutzend magere Beine melancholisch in die Luft ragen, daß ihn beim Eintritt in die ungeheuere Halle eine auf- und abwogende Menge rauchender und spuckender Menschen empfängt und daß er seinen Weg mühsam zum „Counter" bahnen muß, wo ruhig und kalt der „Clerk" steht. Wehe ihm, wenn er nicht per Telegraph ein Zimmer voraus bestellt hat; kalt wird er empfangen und nur mit einem gewissen Widerstreben erhält er ein Zimmer — im siebenten oder achten Stock und noch dazu nicht einmal für sich allein. Aus dem letzten Punct macht sich übrigens der Amerikaner nichts, er schläft auch gern in Massen und begnügt sich, wenn es sein muß, mit der Hälfte eines Bettes, dessen andere Hälfte bereits ein wildfremder Mensch mit Beschlag belegt hat.

Diese Vertheilung der Zimmer ist der erste gerechtfertigte Einwand gegen die americanischen Hotels, denn Alle, ohne Ausnahme, kosten denselben Preis, ob sie nun in der Bel-Etage an der Hauptstraße der Stadt, oder im neunten Stock an einer finsteren „Alley" liegen. Die republicanische Gleichheit macht sich vor dem „Counter" eines amerikanischen Hotels etwas mehr geltend, wie Manchem lieb ist, denn wer dem hochnäsigen Clerk nicht zurufen kann: „How d'you do, Charley!" oder dann von dem noch geschwollernen Manager zu einem „Handshake" zugelassen wird, den kann nichts vor dem großen gemeinschaftlichen Kamm retten, über den hier Alles geschoren wird. Einen weiteren Beweis für die Eigenthümlichkeit, sich nur inmitten einer Masse wohl zu befinden, liefert der Amerikaner bei seinen Mahlzeiten. Das beste Diner schmeckt ihm nicht, wenn es nicht um ihn her rasselt und klappert, wie auf einem Eisenbahnzuge. Ernst, wie Rhadamanthus, empfängt ihn an der Thür des Speisesaales der „Usher" und mit einem majestätischen Winke der Hand dirigirt er ihn, ohne nur seine Wünsche im entferntesten in Betracht zu ziehen, nach einer Ecke, die er — der „Usher" — ausgesucht. Auch hier ist die Geduld eines Amerikaners bewunderungswürdig. Er tritt resolvirt in den Speisesaal, läßt sich nieder, wo man ihm befiehlt und nimmt in zehn Fällen neun Mal das zu sich, was ihm der hinter seinem Stuhl stehende Aufwärter vorschreibt. Kommt nun die Zahlstunde, so bringt ihm kein freundlich lächelnder Oberkellner die Rechnung auf sein Zimmer. Er wird, wie vor Gericht, vorgeladen und muß sich dem Cassier, der in einer Art von eisernem Käfig sitzt, vor der Abreise, durch die Angabe seines Namens und der Nummer seines Zimmers, selbst vorstellen. Die Rechnung ist in wenigen Secunden ausgemacht, und zwar in runder Summe. Man erwartet, daß der Abreisende bezahlt, ohne nach den Details zu fragen. Lange Rechnungen gibt es in Amerika nicht, dieselben sind im Gegentheil sehr kurz, aber bündig und — „saftig". Die Addition ist, da der Preis per Tag regulirt ist und man zum Diner wenig oder gar keinen Wein trinkt, sehr rasch gemacht. Für einen Vielfraß ist die Einrichtung, für ein Zimmer und Beköstigung per Tag drei bis fünf Dollars zu verlangen, durchaus nicht ungerecht. Er kann dann fünf Mahlzeiten zu sich nehmen, von denen eine jede für einen ganzen Tag hinreichend wäre. Aber der arme Mann, der mit einem weniger guten Appetit gesegnet ist und mit drei guten Mahlzeiten per Tag zufrieden ist; der Reisende, der Freunde in der Stadt hat, die ihn zum Mittag- und Nachtessen einladen; der Kranke, dem der Arzt Enthaltsamkeit empfohlen, und der Wißbegierige, der das amerikanische Leben kennen zu lernen wünscht und hier und da auch einmal eine Restauration besuchen will — sie alle müssen bitter leiden, denn wenn sie auch ihre fünf Mahlzeiten nicht einnehmen, so müssen sie doch dafür bezahlen. Um allen diesen Uebelständen abzuhelfen, sind in den letzten Jahren Hotels „nach dem europäischen Plan" oder „Hotels garnis" entstanden, wo man für einen gewissen Preis ein möblirtes Zimmer miethen kann und nur für das zu bezahlen hat, was man wirklich verzehrt; allein in den meisten dieser Hotels fehlen doch die anziehenden Seiten eines europäischen Hotels: eine gute, gemüthliche Table d'hôte und Diners, die auf dem Zimmer servirt werden. Ferner scheinen

auch hier die Preise noch etwas zu hoch zu sein, kurzum, bis jetzt konnte diese neue Einrichtung noch nicht in rechten Zug kommen.

(Schluß folgt.)

Literatur.

** „Die natürliche Bestimmung des Waldes und die Streunutzung, ein Wort der Mahnung von Eduard Ney." Man behauptet wahrlich nicht zu viel, wenn man die Ansicht aufstellt, daß Wald und Civilisation in inniger Wechselbeziehung mit einander stehen. In einem auf große Ausdehnung ganz waldlosen Lande kann der Mensch nicht ansässig werden, oder er muß der immer mehr um sich greifenden Wasserlosigkeit und Trockenheit, die nur zeitweise durch verheerende Wildbäche unterbrochen wird, weichen. Ein solches Land wird allmälig zur halben oder nach Umständen auch zur ganzen Wüste.

Die Länder, welche in besonders hervorragendem Grade unter den trostlosen Folgen der Entholzung gelitten haben, sind vorzugsweise die der alten Cultur: Italien, Südfrankreich, Spanien, Griechenland und der ganze Orient. Deutschland hat sich glücklicherweise noch einen schönen Theil seiner uralten Wälder bewahrt und nachdem durch Lichten der endlosen Forsten das Clima verbessert und so das Land culturfähig gemacht war, trat allmälig die Zeit ein, in welcher jedes weitere Eingreifen in das Gebiet des Waldes als ein Rückgang im Culturfortschritte zu bezeichnen ist.

Allein wenn auch unsere Nachbarn mit Neid auf die stolz dastehenden deutschen Waldungen sehen, so sind diese doch, besonders die Waldungen der Pfalz, nicht immer im besten Zustande; in dem Streubedarf der Bevölkerung ist ihnen ein mächtiger Feind erwachsen, der nach immer größerem Eingriffe in das Gebiet des Waldes trachtet. Die pfälzischen Staats- und Gemeindewaldungen sind zwar im Ganzen musterhaft bewirthschaftet und die Erträgnisse derselben werden noch lange Zeit hindurch im Wachsen sein, da Industrie und Gewerbe immer mehr des Bau- und Nutzholzes bedürfen. Aber die Streurechte und Waldfrevel drücken wie ein Alp den ächten Forstmann und seinen Wald. Der übermäßige Gebrauch der Streunutzung hat zuerst in den weinbauenden Dörfern der Vorderpfalz begonnen; die dicht zusammengedrängte Bevölkerung sah sich immermehr genöthigt, vom extensiven zum intensiven Ackerbau überzugehen und statt der Cultur des Grases und der Halmgewächse, die Handelspflanzen anzubauen, welche für die zahlreichen Arbeitskräfte eine vollkommenere und lohnendere Beschäftigung gewährten, als Viehhaltung und Kornbau. Zuerst waren es die Winzer, welche den Wald zur Lieferung des Streu-Düngers benutzten und mit der allgemeinen Einführung des Baues der Kartoffeln, des Tabaks, des Hanfes u. s. w. griff jener Gebrauch immer weiter um sich.

Gegenwärtig hat sich die „Streesel"-Frage zu einer Lebensfrage vieler kleinen Leute gestaltet und spielt, wie bekannt, bei den Gemeindewahlen eine große Rolle, indem sich meist nach ihr die Parteien gruppiren.

Der Verfasser des obenerwähnten, äußerst empfehlenswerthen Werks, Forstgehilfe in Johanniskreuz, hat sich nun der dankenswerthen Mühe unterzogen, die bei der Streuwerkfrage in Rede stehenden Interessen für jeden Gebildeten klar zu legen. Es handelt sich hier, wie schon Eingangs bemerkt, um ein Interesse des ganzen Landes; denn der gute oder schlechte Zustand des Waldes — ganz abgesehen vom Holzertrage — übt weithin seinen wohlthätigen oder schädlichen Einfluß aus. Der Verfasser weist nach, daß bei fortwährender Streunutzung das Erträgniß des Waldes immer niedriger wird, daß die schädlichen, ja geradezu ertödtenden Wirkungen ganz besonders bei Verjüngung, bei Wiederbestockung eines abgehauenen Schlags eintreten, daß dadurch die frühern so prachtvollen Buchenwaldungen der vorderen Haardt allmählig zu traurigen Kiefernbeständen geworden sind; denn auf dem gänzlich ausgesaugten Boden kann jetzt blos noch die bescheidene Kiefer fortkommen und auch diese wird nach wenig Generationen verkrüppeln und nur noch Miniaturbilder früherer Größe liefern. Besonders aber werden dem Leser die anderweitigen schädlichen Wirkungen der Waldstreunutzung für das ganze Land auseinandergesetzt und der schlechte Zustand der Haardt-Waldungen wird als Ursache der verheerenden Ueberschwemmung von Deidesheim geschildert. Auch wir sind der Ansicht, daß beim gegenwärtigen Zustande jener Waldungen solche Naturereignisse, die früher fast zu den Unmöglichkeiten gehörten, immer häufiger sich einstellen werden. Seite 164 wird nachgewiesen, daß der jährliche Holzausfall in Folge des Streuwerks den Werth der gewöhnlichen Streu um das 4—14fache übertrifft und der jährliche Nettoverlust in Folge der Streunutzung wird auf eine Mill. Gulden für das Land berechnet.

Als Mittel zur Verbesserung der Zustände unserer Waldungen räth der Verfasser, was uns schon lange als dringlich erschien, vor Allem zur Ablösung der Streurechte; er meint, man solle als Ablösungssumme selbst den höchsten Preis bezahlen, da man selbst dann immer noch drei Viertel des Holzwerthes erspare; diese Ablösung sei in Sachsen schon seit Langem erfolgt und die sächsischen Landwirthe selbst segneten jenen Tag, der sie zu besserem landwirthschaftlichen Betrieb gezwungen hätte. Wenn auch bei uns die Gesetzgebung die so dringend nothwendige Ablösung noch nicht gestattet, so soll man doch einstweilen die Streunutzung möglichst einschränken und wenigstens statt der ungemessenen Nutzung ein bestimmtes Reichniß festsetzen.

Das Haupthinderniß für Herbeiführung besserer Zustände sieht der Verfasser in der großen Armuth der Bevölkerung; Armuth, sagt er mit Recht, ist die größte Feindin des Waldes, und sie läßt sich selbst durch die strengsten Forstgesetze nicht zurückhalten, die für den Wald so nothwendige Streudecke als ein freies Gut zu betrachten. Daher soll vor Allem eine Hebung der Lage der arbeitenden Classen bezweckt werden — möglichste Begünstigung der Landwirthschaft, denn je ärmer diese sei, um so ärmer werde auch der Wald.

Wir unsererseits können dieser Ansicht nur beistimmen, glauben aber doch, daß der Verfasser bei Angabe der Mittel über die mögliche Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen nur Palliativmittel bezeichnet habe. Indeß ist dieß nicht Sache des Forstmanns.

Von ganzem Herzen und mit voller Ueberzeugung aber sprechen wir den Wunsch aus, daß kein Gebildeter, der sich um die Hebung der Zustände unserer Provinz, um deren dauernden Wohlstand und deren Zukunft interessirt, das Büchlein Ney's ungelesen aus der Hand legen möge. Die Waldfrage wird immer mehr Lebensfrage des ganzen Landes, und wir wünschen daher dem mit vollständigster und umfassendster Sachkenntniß geschriebenen Buche die weiteste Verbreitung.

* Räthsel.

2 Silben, auch 2 Wörter.

Das Ganze ersahen zwei Jäger sich,
Des edlen Waidwerks zu pflegen.
Ich war in der Nähe, da hörte ich
Den Einen zum Andern was sprechen.
Das Ganze auch sagt er zum Nebenmann,
Doch anders, getrennt in zwei Wörtern:
Er wies eine Stellung dem Andern an,
Allwo dessen Schüsse mehr fördern.
Ich rechnete richtig, ich sah's darnach,
Bald wälzte ein Bock sich im Schweiße —
Doch, freundlicher Leser, schieß ihm nicht nach
Und löse dies Räthsel mit Fleiße.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 39. Speyer, Samstag, den 2. April 1870.

Zu Hölderlins 100jährigem Geburtstage.

Vorgetragen bei der Feier in des Dichters Geburtshause zu Lauffen am Neckar.
(Allg. Ztg.)

Der Hohe, dem wir heut uns neigen,
Wie hielt er kindlich deine Hand,
Wie gab er ganz sich dir zu eigen,
Recht als dein Sohn, du wonnig Land!

Du aber hast ihn fromm erzogen,
Hast ihm in deiner Wälder Nacht,
An deines Flusses blauen Wogen,
Das Auge wach und weit gemacht.

Hast ihm aus deiner Schönheit Fülle
Die junge Seele reich getränkt,
Hast ihm den Ernst, die heil'ge Stille
In die bewegte Brust gesenkt.

Drum liebt' er dich! Drum wie ein Leuchten
Von deinen Rebenhügeln zieht,
Drum wie ein Duft von deinen feuchten
Stromufern weht es durch sein Lied.

Drum galt auch dir sein freudig Sehnen
Nach Hellas' blumigem Ruin:
Freiheit und Schönheit der Hellenen
Dir zu erobern trieb es ihn!

Drum, als am Ufer der Garonne
Er niedersank in jähem Schmerz,
Zog es ihn heim nach Sueviens Sonne,
Warf er sich weinend Dir ans Herz.

Da lag er, mild von dir umschlungen;
Da lag er — o, wie lang! wie lang! —
Bis, der sein Wiegenlied gesungen,
Der Neckar, ihm das Grablied sang.

Nun aber lebt er neu ein Leben,
Und wo ein lallend Kind er war,
Muß sich ein Tempel ihm erheben,
Und steht bekränzt ihm ein Altar.

Und Stammgenossen singen Lieder,
Und heiterernst winkt ein Gelag,
Und du, o Suevien, lächelst nieder
Auf deines Lieblings Ehrentag.

Sei stolz auf ihn! Er ist der deine!
Doch unser, unser sei er auch!
Vom Meere wir und wir vom Rheine
Erheben auch zu ihm das Aug'!

Und wie wir uns zusammenfinden
Aus Nord und Süd im Dichternest:
So, eins im Wollen und Empfinden,
Begehn wir heut dies deutsche Fest!

Ferdinand Freiligrath.

Eine seltsame Geschichte.

Erzählung von J. S. Turgenjeff.

(Fortsetzung.)

Ich will mich nicht darüber ausbreiten, welchen Eindruck die mir von Ardalion mitgetheilte Thatsache auf mich gemacht, aber ich gestehe, ich sah der versprochenen Antwort mit Ungeduld entgegen. Spät am Abende erschien Ardalion bei mir mit der verdrießlichen Nachricht, daß er die Alte nirgends hätte auffinden können. Um ihn indessen zu weiterem Handeln anzueifern, steckte ich ihm einen Dreirubel-Schein in die Hand. Am andern Morgen erschien er in meinem Zimmer und erzählte mit strahlendem Gesichte, die Alte habe sich willig erklärt, mich zu sehen.

„He! Du, Milchbart!" rief Ardalion in den Corridor hinaus, „komm einmal her!" — Es erschien, einem Kätzchen gleich, ein kleiner fünfjähriger Knabe, ganz mit Ruß geschwärzt, mit geschorenem Kopfe, in einem zerissenen, ganz vertragenen Schlafrocke und großen Galoschen an den bloßen Füßen.

„Führe den Herrn, du weißt wohin," sagte Ardalion zu dem Kleinen gewendet und auf mich zeigend. „Und Sie, Herr, fragen Sie, wenn Sie ankommen, nach Mastridia Karpowna."

Der Knabe murmelte etwas mit heiserer Stimme, und wir begaben uns auf den Weg.

Wir gingen ziemlich lange durch die ungepflasterten Straßen der Stadt C. In einer derselben, fast der einsamsten und trostlosesten, blieb mein Führer vor einem zweistöckigen Hause stehen und sagte, sich die Nase mit dem ganzen Aermel seines Schlafrockes wischend: „Hier ist es, gehen Sie rechts. Ich stieg auf einer kleinen Treppe in ein Vorhaus und klopfte rechts an; eine niedrige Thür knarrte in den verrosteten Angeln und ich sah eine wohlbeleibte alte Frau in einer gelben, mit Hasenfell gefütterten Kassaweika und einem bunten Tuche um den Kopf vor mir.

„Mastridia Karpowna?" fragte ich.

„Sie ist es selbst," antwortete die Alte mit durchdringender Stimme, „Ich bitte ergebenst, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Das Zimmer, in welches mich die Alte führte,

war dermaßen mit altem Gerümpel, mit Kisten, Lumpen, Federbetten und Säcken angefüllt, daß man sich in demselben kaum umdrehen konnte. Das Sonnenlicht vermochte kaum durch zwei bestaubte Fenster einzudringen; in einem Winkel, hinter einem Haufen aufeinandergethürmter Körbe ächzte und stöhnte etwas; was es war, konnte ich nicht errathen; vielleicht ein krankes Kind, vielleicht ein junger Hund. Ich setzte mich auf einen Stuhl, und die Alte stellte sich vor mich hin. Ihr Gesicht war gelb und halbdurchsichtig wie Wachs; ihre Lippen waren so eng zusammengepreßt, daß sie inmitten der anderen Runzeln nur einen Strich in die Quere bildeten; ein Büschel grauer Haare starrte unter dem Kopftuche hervor; die entzündeten Augen glühten schlau und durchdringend unter der vorstehenden Stirne, und die spitze Nase streckte sich vor, wie ein Pfriemen und schnüffelte in der Luft, als wolle sie sagen: „Ich bin ein arger Schelm!" — „Nun," dachte ich, „dir gegenüber muß man die Ohren spitz halten!" Ueberdies roch sie nach Branntwein.

Ich erklärte ihr den Grund meines Besuches, der, wie ich ihr bemerkte, ihr bereits bekannt sein mußte . . . . .

Sie hörte mich, schnell mit den Augen blinkend, bis zu Ende an, dabei ihre Nase immer weiter vorstreckend, als wollte sie mit derselben auf etwas picken.

„Ja, ja," sagte sie endlich, „Ardalion Matweitsch haben uns gesagt, daß Sie meines Sohnes Wassinka bedürfen. Uns ist jedoch ein Zweifel aufgestiegen, Herr . . . ."

„Worin?" unterbrach ich sie. — „Sie können in Bezug auf mich ganz ruhig sein — ich bin kein Angeber."

„Herr, du meine Güte!" rief eilig die Alte. — „Wie ist Ihnen das nur in den Sinn gekommen? Wie dürfen wir es wagen, von Euer Hochwohlgeboren das zu denken? Und was sollte man denn auch denunciren? Thun wir denn etwas Sündhaftes? Nein, lieber Herr, mein Sohn würde sich niemals zu etwas Unreinem entschließen und in keine Hexerei eingehen . . . . Gott bewahre!"

Hier bekreuzte die Alte sich dreimal.

„Er ist unser erster Faster und Beter im Gouvernement, mein lieber Herr, Euer Hochwohlgeboren! der erste . . . aber daß ihm vom Himmel herab große Gnade gesendet ist, das ist freilich wahr, und welch' eine Gnade . . . . das ist nicht das Werk seiner Hände, sondern die Gnade Gottes, mein Täubchen, von Oben herab . . . . ."

„Sie sind also einverstanden?" fragte ich. — „Wann kann ich Ihren Sohn dann sehen?"

Die Alte stützte die Wange mit der Hand.

„Wann, mein Herr, wir zweifeln . . . ."

„Erlauben Sie, Mastridia Karpowna," unterbrach ich sie, „Ihnen dieses einzuhändigen." Ich drückte ihr einen Fünfrubel-Schein in die Hand.

Die Alte ergriff ihn sogleich mit ihren geschwollenen krummen Fingern, welche den fleischigen Klauen einer Eule glichen, schob ihn in ihren Aermel, überlegte etwas und schlug sich dann, als hätte sie sich entschlossen, mit der flachen Hand auf die Hüften.

„So komm' denn heute Abend in der achten Stunde her," sagte sie, nicht mit ihrer gewöhnlichen Stimme, aber mit einem feierlichen leisen Tone; „nur nicht in dieses Zimmer; gehe gerade hinauf in den zweiten Stock — da wirst Du links eine Thür finden und diese Thür öffnen; so wirst Du, mein Herr, Euer Hochwohlgeboren, in ein leeres Zimmer treten, in welchem Du einen Stuhl sehen wirst; auf diesen Stuhl also setze Dich und warte, und was Du auch sehen mögest, sprich kein Wort und thue gar nichts; sprich auch mit meinem Sohne nicht, denn er ist noch jung und hat die Fallsucht; er erschrickt sehr leicht. Er wird gleich anfangen zu zittern und zu beben, wie ein Hühnchen. Es ist ein Jammer!"

Ich blickte auf Mastridia.

„Sie sagen, er ist noch jung; wenn aber Ihr Sohn . . ."

„Im Geiste, Väterchen, im Geiste. Ich habe viele Waisen bei mir," fügte sie hinzu, mit dem Kopfe nach jenem Winkel hinweisend, aus dem die kläglichen Töne kamen. „O, Herr Gott! Allerheiligste Mutter Gottes! Sie aber, Väterchen, Euer Hochwohlgeboren, denken Sie, ehe Sie herkommen, recht ordentlich darüber nach, welchen von Ihren Verwandten oder Bekannten — Ihrer sei das Himmelreich! — Sie wiederzusehen wünschen. Gehen Sie Ihre Bekannten durch und wenn Sie Jemanden gewählt haben, so behalten Sie ihn im Sinne, bis mein Sohn kommt."

„Soll ich Ihrem Sohne sagen, wen . . ."

„Nein, Väterchen! kein Wort. Er wird selbst in Ihren Gedanken lesen, was ihm nöthig ist. Behalten Sie nur Ihren Bekannten fest im Sinne und trinken Sie nach Tisch zwei bis drei Gläschen Wein; Wein schadet niemals."

Die Alte lachte auf, leckte mit der Zunge über ihre Lippen, fuhr sich mit der Hand über den Mund und seufzte.

„Um halb Acht also?" fragte ich, mich vom Stuhle erhebend.

„Um halb Acht, Väterchen, Euer Hochwohlgeboren."

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Hotels.

(Aus den Mississippi-Blättern.)

(Schluß.)

Man muß zugestehen, daß vom amerikanischen Standpunkte aus das gute amerikanische Hotel etwas Vollendetes ist. Es ist stets ein großes, stolzes, sechs- bis siebenstöckiges Gebäude, mit hohen, geräumigen Hallen und Corridors und breiten, bequemen Treppen,

die, alle mit Teppichen belegt, dem Ganzen ein palastähnliches Ansehen geben. Die prachtvoll möblirten Empfangzimmer im ersten Stock erhöhen noch diesen Eindruck, denn sie stehen häufig an Eleganz den Audienzzimmern einer königlichen Hofburg nicht nach. Die Privatzimmer sind — mit Ausnahme einiger weniger Doppelzimmer (Schlafzimmer und Wohnzimmer) — einfach aber gut möblirte Schlafzimmer. Der Speisesaal zeichnet sich gewöhnlich durch seine mit Fresken etwas überladenen Wände, riesige Kronleuchter und haushohe Spiegel aus. Die Mahlzeiten selbst sind sehr reichhaltig — wenigstens auf dem „Menue" — aber die Zubereitung der Speisen ist in Amerika offenbar noch in ihrer Kindheit. Allerdings muß wohl auch, wo so ungeheure Quantitäten bereitet werden, die Kochkunst etwas Noth leiden. Für einen Fremden ist die Art, wie das Diner servirt wird, unausstehlich; er wird von einem förmlichen Wall von kleinen Schüsselchen, mit noch kleineren Portiönchen umgeben, die gerade wegen ihrer zarten Dimensionen sofort kalt werden. Sich an einer Speise, die ihm schmeckt, satt zu essen, ist geradezu unmöglich, und namentlich einem Deutschen, der an einfache Mahlzeiten, aber in anständigen Portionen, gewöhnt ist, muß es förmlich schwindlich werden, wenn man ihm sechs Schüsselchen vorsetzt, wovon auf einem ein halb gares Schnittchen Roastbeef von der Größe und Dicke oder vielmehr Dünne eines Kartenblattes liegt, auf dem andern eine einzige Kartoffel melancholisch ihre letzte Wärme ausathmet, auf dem dritten „zwei Theelöffel voll" (man wird unwillkürlich an ein Recept erinnert) Gemüse ihr letztes Stündchen erwarten, und auf dem vierten zwei Scheibchen rothe Rüben in ihrem Blute schwimmen, während er, wenn er gute Augen hat, auf den beiden letzten vielleicht andere diminutive Speise-Quantitäten entdeckt, die direct aus dem Schaufenster eines deutschen Conditors zu kommen scheinen. „Multa non multum" ist offenbar der Grundsatz der amerikanischen Hotels, denn im Gegensatz zu den kleinen Portionen ist die Speisekarte stets außerordentlich groß. Schönes Obst und ein feines, reichhaltiges Dessert zeichnet dagegen oft die amerikanische Tafel vor einer europäischen vortheilhaft aus.

Die angenehmste Seite eines amerikanischen Hotels ist aber unbedingt, daß für alle nur erdenklichen Bedürfnisse im Hause selbst gesorgt ist. Ein von dem Hotel streng abgesondertes, gewöhnlich prächtig eingerichtetes Trinklocal, wo nur alle erdenklichen Arten von einfachen und zusammengesetzten „Schnäpsen" (Fancy Drinks), auch etwas Wein, aber nie Bier zu haben ist, befindet sich in jedem Hotel. Der Deutsche, der aber denkt, daß das ein Local zum „gemüthlichen Kneipen" sei, wird sich sehr irren, denn man tritt nur hinein, trinkt stehend am Schenktisch, bezahlt (sehr bedeutend) und marschirt wieder ab. Ebenso findet man auch Lese- und Rauchzimmer, und ein Cabinet, wo man nicht nur stets Raum, sondern auch alle nöthigen Materialien zum Briefschreiben findet. In großen Hotels ist ferner eine Buchhandlung, wo nicht nur sämmtliche Tageblätter der Union, sondern auch andere Zeitschriften, Magazine, Romane, Postmarken, Briefpapier, kurzum, alles zu haben ist, was in dieses Fach einschlägt. Gleich daneben ist ein Billet-Bureau (Ticket-Office), wo man Tickets für alle möglichen Routen zu Land und zu Wasser, sowohl nach der Hudson-Bay, als zum mexicanischen Meerbusen, nach der Küste des atlantischen, wie des stillen Meeres lösen kann. Ein Clerk ist fortwährend mit der Vertheilung der eingelaufenen und der Absendung abgegebener Briefe beschäftigt; mehrere Aufwärter (bell-boys) sitzen stets unter dem telegraphischen Glockenapparat, der mit jedem Zimmer in Verbindung steht, um, sobald das Glöckchen tönt, nach einem Blick auf die oft mehrere Hundert Nummern zählende Tafel nach dem betreffenden Zimmer zu eilen; will man rasirt, frisirt oder „gefärbt" sein, so braucht man nur in der großen Halle eine Thür weiter zu gehen, wo der mit den Landesfarben (blau, weiß, roth) angestrichene Pfosten das stets elegant, ja, raffinirt ausgestattete Hauptquartier des Gesichtsverschönerers und seiner Dutzende von (im Süden gewöhnlich farbigen) Gehülfen verräth; will man ein warmes oder ein kaltes, ein Douche- oder ein Dampfbad nehmen, so braucht man eben so wenig das Haus zu verlassen, denn im „Barbershop" des Hotels findet sich dies alles.

Man kann sich daher vorstellen, daß die Führung eines so großartigen, vielverzweigten Etablissements ein wahres Verwaltungsgenie erfordert. Die Arbeit ist streng systematisch vertheilt wie in einer Fabrik und jedes Departement ist von dem andern bestimmt getrennt. Der „Clerk", welcher die Rechnung ausmacht, nimmt die Bezahlung nicht an, und der Aufwärter, dem eine große Anzahl von Zimmern zugetheilt ist, kümmert sich um die zunächst liegenden gerade so wenig, als ob sie in einem anderen Hause wären Ein Aufwärter ist nur dazu angestellt, die Besuche der Damen anzumelden, ein anderer, aufs Gas Acht zu geben u. s. w. Ja, sogar ein Gesundheits- und Polizei-Departement gibt es in jedem großen Hotel: ein guter Arzt, der ganz im Hotel wohnt, überwacht die Gesundheit der Gäste, und ein Spezial-Geheimpolizist ihre Sicherheit und ihr Gepäck. Jedes Stockwerk hat einen weiblichen General, der die Zimmermädchen, das Weißzeug, die Teppiche u. s. w. überwacht; in der Dampfwäscherei und dem daranstoßenden Bügelzimmer sind stets ganze Schaaren von weiblichen Wesen thätig, die in Compagnien und Bataillone eingetheilt sind, wie Soldaten.

Nur durch eine so wunderbare Organisation wird es überhaupt möglich, täglich mehrere Hunderte, ja, oft über 1000 Gäste zu beherbergen, ohne daß fortwährend Beschwerden einlaufen.

Der Gastwirth selbst zeigt sich in seiner officiellen Eigenschaft nie, aber er ist doch der Kopf der großen, complicirten, tausendrädrigen Maschine. Ueberhaupt ist der Hotelbesitzer kein Gastwirth im europäischen Sinne des Wortes; er ist nur ein Geschäftsmann, der dem Hotel eben so vorsteht, wie er ein Dampfboot commandiren oder eine Eisenbahn verwalten würde. Er übernahm aber auch das Hotel nicht,

weil er es von seinem Vater geerbt, oder weil er sein Vergnügen daran hat, sondern einfach „um Geld zu machen". Gestern war er vielleicht Advocat, morgen wird er vielleicht Bauunternehmer und übermorger Banquier sein.

Was schließlich die Gäste der amerikanischen Hotels anbelangt, so lassen sich dieselben nicht leicht classificiren. Da, wie oben bemerkt, hier der europäische Gebrauch, für gewisse Classen gewisse Hotels einzurichten, nicht existirt, geht Jeder hin, wo es ihm gefällt, und die Gesellschaft ist daher stets etwas gemischt. Eine Amerika eigenthümliche Classe von Gästen sind die Kostgänger (Boarders). Da man sich nämlich hier zu Lande noch nicht, oder doch wenigstens nur in sehr beschränktem Maße daran gewöhnt hat, daß mehrere Familien gemeinschaftlich ein Haus von mehreren Stockwerken bewohnen, ist für ein beschränktes Einkommen die Hausmiethe und der Lohn für Bedienung unverhältnißmäßig hoch und außerdem ist es, selbst wenn man das Geld nicht scheut, außerordentlich schwierig, gute Dienstboten zu bekommen. Jungverheirathete Ehepaare ziehen es daher häufig vor, entweder aus Bequemlichkeit oder aus Sparsamkeit, sich in ein Hotel einzulogiren.

Vom deutschen und überhaupt vom vernünftigen Standpunkt aus ist dies, wenn es aus Bequemlichkeit geschieht, kaum begreiflich, denn einer der ersten Vortheile des Ehestandes ist doch, seine eigene Heimath, seine Häuslichkeit zu haben. Diese Leute müssen nicht wissen, daß nichts zwei Herzen mehr zusammenbindet, als das gemeinschaftliche Ertragen der kleinen Mühen und Lasten des Lebens, und daß nichts ein ruhigeres, schöneres Glück gewährt, als eine eigene Heimath, die man selbst mühsam und langsam, Stück für Stück gegründet. Wer dieses Kostgängerleben verheiratheter Leute mit angesehen, der kann sich wohl die in erschreckendem Maße überhandnehmende Ehescheidungs-Manie theilweise erklären, denn der Mann, dem die Häuslichkeit in seiner Wohnung fehlt, sucht sie wo anders, und die Frau, die nichts zu thun hat, als sich zu putzen und bewundern zu lassen, wird sehr rasch indifferent und ihre natürliche Neigung zur Coquetterie entwickelt sich mehr und mehr, während der wahre, wirkliche Sinn, den die getreuliche Erfüllung des edlen Berufs der Frau allein entwickelt, erstirbt und untergeht.

Mit der obigen Skizze eines guten amerikanischen Hotels haben wir ja ziemlich alle skizzirt, denn wie alle öffentlichen Anstalten in diesem Lande, gleichen sie sich wie ein Tropfen Wasser dem andern. Gemüthliche Erinnerungen — daran ist dieses Land überhaupt sehr arm — nimmt wohl der Fremde aus den amerikanischen Hotels nicht mit, aber seine Bewunderung wird er doch kaum diesem marmornen Ameisenhaufen versagen können.

Tunnellirung des Canals.

Daß die Verbindung zwischen England und dem Continent eine herzlich schlechte und dem Riesenverkehre gar nicht entsprechende ist, fällt keinem vernünftigen Menschen ein, anzuzweifeln. Wären die Ansichten, auf welche Weise diesem Uebelstande abzuhelfen, eben so übereinstimmend, so würde es kaum der vielen Versammlungen und Vorlesungen bedürfen, die zu Gunsten des einen oder des anderen Planes auf einander folgen. Nachdem sich dem Projecte einer theilweisen Ausfüllung des Canals bedeutende politische Bedenken entgegenstellen, selbst wenn es technisch durchführbar wäre, bleibt nur noch zwischen drei Planen zu entscheiden, ob nämlich die Herstellung einer kolossalen Dampffähre, oder einer Eisenbahnbrücke, oder eines Tunnels am rathsamsten sei. Daß die Väter der verschiedenen Projecte ein jeder das seinige für das beste halten, ist ganz natürlich, und da es sich schließlich um eine Frage technischer Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten in allererster Reihe handelt, fällt es dem großen Publicum äußerst schwer, sich ein eigenes Urtheil zu bilden. So viel indeß steht fest, die einzelnen Plane sind wirklich großartiger Natur, und die Spannung, mit welcher ein dicht gedrängtes Auditorium dem Vortrage des Ingenieurs Bateman über sein Tunnelproject in dem Saale der Royal Institution in London lauschte, ist ganz erklärlich. Der Bateman'sche Eisenbahntunnel soll aus einer 8 Zoll dicken gußeisernen Röhre mit einem Durchmesser von 13 Fuß bestehen und von Dover nach dem etwa 20 englische Meilen entfernten Cap Grisnez führen. Die Röhre ist aus Ringen von 10 Fuß Länge zusammengesetzt, welche wiederum aus je sechs Segmenten bestehen. Die Zusammensetzung dieser Ringe erfolgt in einer horizontalen Kammer von etwa 80 Fuß Länge und 18 Fuß Durchmesser, die an einer Seite geschlossen und an der andern offen ist. Diese Kammer wird durch einen Druck von 1500 Tonnen fortbewegt und drängt den ihr in den Weg kommenden Sand zur Seite. Wie dann die Arbeit und mit ihr die Kammer fortschreitet, werden starke Stützen in den Boden getrieben, um den Tunnel in der richtigen Lage zu erhalten. Einer der wichtigsten Puncte beim ganzen Unternehmen ist die Herstellung wasserdichter Verbände, damit der ganze Tunnel vollständig trocken bleibe. Der Redner hob hervor, daß bei seinem Plane, dessen Ausführung etwa 8 Millionen L. kosten werde, der Tunnel auch über einen Fels oder eine Vertiefung hinweggehen könne. Die Anwendung von Locomotiven zur Personenbeförderung durch den Tunnel hält er geradezu für unmöglich, denn die Passagiere würden vergiftet werden und der pneumatische Druck sei die einzige verwendbare Beförderungskraft. (Engl. Corresp.)

Charade
(Dreisylbig.)

In der Thierwelt kannst Du finden
Hie und da das erste Paar,
Bald befindet es sich hinten,
Bald vertritt es nur das Haar.

Soll die dritte ich besingen,
Sträubt sich meine Leier fast,
Und doch wetzest Du die Klingen,
Läd't sein Mörder Dich zu Gast.

Harmlos ist des Ganzen Leben,
Denn sein Kampf ist eit'le Mähr,
Was es zum Gebrauch kann geben,
Liegt auf Deinem Secretär.

Auflösung der Charade in Nr. 35.

Hasenfuß.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 40. Speyer, Dienstag, den 5. April 1870.

Eine seltsame Geschichte.

Erzählung von J. S. Turgenjeff.

(Fortsetzung.)

Ich nahm Abschied von der Alten und kehrte in das Gasthaus zurück. Es unterlag keinem Zweifel, daß ich mystificirt werden sollte; aber auf welche Weise — das war es, was meine Neugierde erregte. Mit Ardalion wechselte ich nur ein paar Worte: „Willigt sie ein?" fragte er mit gerunzelter Stirn, und als er eine bejahende Antwort erhalten, rief er: „Dieses Weib! — an ihr ist ein Minister verloren gegangen." Ich begann, nach dem Rathe des „Ministers", meine Verstorbenen durchzugehen, und nach ziemlich langem Schwanken blieb ich endlich bei einem längst verstorbenen alten Franzosen stehen, der mein Hofmeister gewesen war. Ich hatte ihn gewählt, nicht weil ich mich besonders zu ihm hingezogen fühlte, sondern weil seine ganze Figur so originell, so wenig der Jetztzeit ähnlich war, daß es mir ganz unmöglich schien, ihn darzustellen, ohne ihn gesehen zu haben. Er hatte einen großen Kopf mit starkem, weißem, zurückgekämmten Haare, schwarzen breiten Augenbrauen, einer Habichtsnase und zwei großen lilla Warzen auf der Stirne; er trug stets einen grünen Frack mit glatten Messingknöpfen, eine Weste mit Stehkragen, nebst Jabot und Manschetten.

„Wenn er mir den alten Dessaix zeigt," dachte ich, „dann muß ich ihn als Zauberer anerkennen."

Nach Tisch trank ich auf den Rath der Alten eine Flasche Lafitte — wie Ardalion versicherte, von der ersten Sorte, obgleich er in der That nach gebrannten Korken roch und in jedem Glase ein starker Bodensatz von Sandelholz zurückblieb.

Genau um halb acht stand ich schon vor dem Hause, in welchem ich jene Unterredung mit der achtbaren Mastridia Karpowna gehabt hatte. Ich fand die Läden alle geschlossen, die Thür aber war offen. Ich trat in's Haus, ging die wackelige Stiege in den zweiten Stock hinauf und öffnete die Thür links. Ich befand mich, wie die Alte es vorhergesagt, in einem vollkommen leeren, ziemlich geräumigen Zimmer; ein Talglicht brannte trübe auf dem Fensterbrett; der Thür gegenüber stand ein Rohrstuhl an der Wand. Ich putzte das Licht, welches eine große Schnuppe angesetzt hatte, setzte mich auf den Stuhl und wartete.

Die ersten zehn Minuten vergingen mir ziemlich schnell; das Zimmer enthielt durchaus nichts, was meine Aufmerksamkeit anziehen konnte; auf das leiseste Geräusch horchend, sah ich aufmerksam auf die geschlossene Thür . . . Mein Herz klopfte heftig; auf die ersten zehn Minuten folgten zehn andere; eine halbe Stunde verging; drei Viertelstunden verliefen und wenn ich auch nur irgendwo das leiseste Geräusch entdeckt hätte! Ich hustete einige Mal, um mich bemerkbar zu machen und fing bereits an, mich zu langweilen und zu ärgern; ich hatte durchaus nicht erwartet, gerade auf diese Art angeführt zu werden. Schon beabsichtigte ich, meinen Platz zu verlassen, das Licht vom Fenster zu nehmen und hinunterzugehen. . . . . Auf die Seite blickend, bemerkte ich, daß das Licht schon niedergebrannt war; als aber mein Auge sich vom Fenster wieder auf die Thür wendete, erbebte ich unwillkürlich; an die Thüre gelehnt, stand ein Mann vor mir; er war so leise hereingetreten, daß ich es nicht gehört hatte.

Er trug eine einfache blaue Jacke und war von mittlerer Größe und ziemlich untersetzter Figur. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, den Kopf gesenkt, fixirte er mich mit den Augen. Bei dem trüben Schein des Talglichtes konnte ich seine Züge nicht recht unterscheiden; ich sah eine dicke Mähne struppiger Haare, welche auf die Stirn herabfielen, dicke, schiefgezogene Lippen und weißliche Augen. Ich war im Begriffe, ihn anzureden, da fiel mir aber die Ermahnung Mastridia's ein, und ich biß mir in die Lippe. Der eingetretene Mensch wendete kein Auge von mir; auch ich sah ihn immer an und — seltsam! mir wurde unheimlich zu Muthe und ich mußte, wie auf Befehl, an meinen alten Hofmeister denken. Er fuhr indessen fort, an der Thürschwelle zu stehen und athmete mit Anstrengung, als wenn er einen hohen Berg hinaufstiege oder eine schwere Last zu heben hätte, und seine Pupillen erweiterten sich und schienen sich mir zu nähern, so daß ich ihren unbeweglichen, schweren, drohenden Blick kaum zu ertragen vermochte. Zuweilen erglänzten seine Augen in einem geheimnißvollen inneren Feuer; ein solches Feuer habe ich in den Augen von Hühnerhunden bemerkt, wenn

sie einen Hasen erspähen, und dieser Mensch folgte mir wie ein Hühnerhund mit den Augen, jedesmal, wenn ich plötzlich einen Versuch machen wollte, meine Augen von ihm abzuwenden.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit so vergangen sein mochte, vielleicht war es eine Minute, vielleicht aber auch eine Viertelstunde. Er sah unverwandt auf mich. Ich empfand fortwährend eine gewisse Furcht und Unruhe und ich dachte an meinen Franzosen. Zweimal versuchte ich zu mir selbst zu sagen: „Welch' ein Unsinn, welche Comödie!" versuchte zu lächeln, mit den Achseln zu zucken — vergebens! Jeder Entschluß gefror sofort in mir . . . . ich finde keinen andern Ausdruck für meine Empfindung; ich mußte mir gestehen, daß ich innerlich wie versteinert war. Auf einmal bemerkte ich, daß er sich von der Thürschwelle entfernt hatte und mir einen Schritt oder zwei näher gekommen war; hierauf sprang er mit beiden Füßen zugleich noch näher zu mir heran und bohrte seine Blicke in mich hinein; seine Hände hielt er dabei wie früher auf dem Rücken und er athmete mit sichtbarer Anstrengung. Seine Sprünge kamen mir lächerlich vor und zugleich war mir bange dabei und — was ich gar nicht begreifen kann — es kam plötzlich eine Schläfrigkeit über mich. Meine Augenlieder schlossen sich — das Bild des Menschen in der blauen Jacke, mit der starken Mähne und den weißlichen Augen verdoppelte sich vor mir und verschwand plötzlich ganz . . . . Ich erwachte; er stand zwischen der Thür und mir, aber schon weit näher . . . . dann verschwand er wieder, als wäre ein Nebel an ihm vorübergezogen, erschien wieder und verschwand . . . . dann erschien er mir von neuem, und immer näher und näher . . . . schon fühlte ich seine schweren Athemzüge über meinem Gesichte, der Nebel erhob sich von neuem — und plötzlich zeichnete sich in diesem Nebel, von den grauen, struppigen Haaren anfangend, der Kopf des alten Dessaix deutlich vor mir. Ja, das waren seine Warzen, seine schwarzen, dichten Augenbrauen, seine Habichtsnase! Und da war auch der grüne Frack mit den Messingknöpfen, die gestreifte Weste, das Jabot . . . . Ich schrie auf und sprang vom Stuhle . . . . Der Alte war verschwunden — und an seiner Stelle sah ich wieder den Menschen in der blauen Jacke. Er richtete seine schwankenden Schritte zur Wand hin, stützte sich mit dem Kopfe und mit beiden Händen an dieselbe und schrie keuchend, wie ein abgetriebenes Pferd: „Thee!" Indessen war Mastridia, ich weiß nicht woher, plötzlich da, stürzte mit den Worten: „Wassinka, Wassinka!" auf ihn zu und fing an, ihm den Schweiß, welcher vom Kopfe und den Wangen herablief, abzutrocknen. Ich wollte zu ihm herantreten. Sie rief mir mit einer so überzeugenden, flehenden Stimme zu: „Euer Hochwohlgeboren, mein eigenes Väterchen! Stellen Sie kein Unheil an; um Christi Willen, gehen Sie!" daß ich gehorchte; sie aber wendete sich von neuem zu ihrem Sohne und suchte ihn mit den Worten zu beruhigen: „Mein Kind, mein Täubchen, mein Ernährer! gleich sollst du Thee haben, gleich, gleich. Und auch Sie, mein Herr," rief sie mir nach, „trinken Sie zu Hause ein Theechen."

Nach Hause zurückgekehrt, folgte ich Mastridia und ließ mir Thee geben. Ich fühlte mich angegriffen, geschwächt sogar.

„Nun?" fragte mich Ardalion; „waren Sie dort? Was haben Sie gesehen?"

„Er hat mir in der That das gezeigt," antwortete ich, „was ich, aufrichtig gestanden, durchaus nicht erwartet habe!"

„Ein weiser Mann!" bemerkte Ardalion, den Samowar hinaustragend. „Besonders bei den Kaufleuten steht er in hoher Achtung!"

Als ich mich zu Bette legte und über das, was mir widerfahren war, nachzudenken begann, glaubte ich den Schlüssel zur Erklärung zu finden. Dieser Mensch besaß unzweifelhaft eine bedeutende magnetische Kraft. Indem er auf eine, für mich freilich unbegreifliche Weise auf meine Nerven wirkte, rief er so klar und bestimmt das Bild des Alten, an den ich dachte, in mir hervor, daß ich ihn schließlich vor mir zu sehen meinte. Der Wissenschaft sind ähnliche Metastasen, Uebergänge von Empfindungen von einer Person auf eine andere, bekannt — das ist alles schön und gut; aber die Kraft, die solche Wirkungen hervorzubringen vermag, bleibt dennoch etwas Wunderbares und Unerklärliches. Was man auch dagegen sagen mag, dachte ich, so habe ich denn doch meinen verstorbenen Hofmeister mit eigenen Augen gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Böhämmern. *)

Die Böhämmerstadt Bergzabern ist ein rheinbayerisches Amtsstädtchen am Fuße der Vogesen, da wo diese in prächtigen Bergwäldern aus dem französischen Elsaß in die deutsche Pfalz eintreten. Wenn die Vicinalbahn dahin fertig ist, wird das Städtchen von Carlsruhe aus leicht und rasch zu erreichen sein. An Touristen wird es dann nicht fehlen, welche von dem alten Vogesenstädtchen aus durch den Wasganpaß in die wunderbare Felsenwelt von Dahn eindringen wollen, oder längs des Gebirges durch eine wahrhaft italienische Landschaft nach Klingenmünster zu der Ruine Landeck und der hohen aussichtreichen Madenburg wandern, wenn sie nicht unmittelbar den kaiserlichen Trifels besteigen wollen.

Mandeln-, Kastanienwälder und Weinberge wurden in dieser Landschaft schon von den Römern angepflanzt, denn Bergzabern ist das römische Tabernae montanae, der Ort altrömischer Bergschenken, wo das Vogesengebirg selbst göttlich verehrt wurde, wie der Altarstein Deo vogeso beweist. Nach den Zerstörungen der Völkerwanderung den Aebten zu Klingenmünster und zur Burg Landeck gehörig, ward Bergzabern unter Rudolph von Habsburg reichsfrei, später eine pfalzzweibrückische Oberamtsstadt und Geburtsort

*) Aus der Wiener „Tagespresse"

des im 16. Jahrhundert berühmten und noch heute vielfach citirten Arztes und Naturforschers Tabernaemontanus. Wie alle pfälzischen Städte vielfach verheert und von den Franzosen ausgebrannt, zeigt Bergzabern noch die Thürme seiner Ringmauern und das große Schloß, der Wittwensitz der Zweibrücker Herzoginnen, wo auch die große Landgräfin Göthe's, Caroline von Hessen, eine schöne Jugend verlebte und sich „Kässladen" und „Böhämmer" schmecken ließ. Für die Lebhaftigkeit der Bewohner zeugt nicht blos der Monstreprozeß wegen des Steinfelder Zugs im Jahre 1849, sondern auch der Umstand, daß sie im Anfang der neunziger Jahre die zweibrückischen Beamten verjagend mit den umliegenden Gemeinden des pfälzischen Amtes Landeck eine eigene unabhängige Republick gründeten, die mit der großen französischen „ein Bündniß auf ewige Zeiten" schloß. Damals drohten die Bergzaberner Mädchen in einer Adresse, daß sie Keinen heirathen wollten, der sich der Freiheit unwürdig mache.

In der ganzen Pfalz sind aber die Bergzaberner unter dem Spitznamen „Böhämmer" bekannt, da man ihre Erzählungen von den fremden Vögeln und der Jagd auf sie für Münchhauseniaden erachten mochte. So abenteuerlich diese Erzählungen lauten, sind sie doch buchstäblich wahr, jene Jagd war allerdings seit undenklicher Zeit nur in Bergzabern gebräuchlich und geübt.

In den stillen Wasgauthälern hinter Bergzabern stoßen der Abtswald des früheren Klosters Klingenmünster und die Mundatforste der Abtei Weißenburg zusammen, beide von König Dagobert seinen Stiftungen geschenkt. An Quellen und Bächen fehlt es nicht, darum auch nicht an einer zahlreichen geflügelten Sängerschaar, welche die gemischten Wälder besonders lieben. Schöne Buchenwälder decken in der Mundat Berg und Thal, während Föhren den Hauptbestandtheil des Abtswaldes ausmachen und auch die Halden des Hexenplatzes auf dem der Frouwa Holda (Frau Holle) geweihten Frauenberg bekleiden. Unmittelbar hinter Bergzabern ist aber das Thal des Erlenbachs durch einen Berg gespalten, der uralte Befestigungen auf seinem Scheitel zeigt, wo nach der Ueberlieferung die Wohlthäterin des Städtchens, die vornehme römische Jungfrau Petronilla wohnte, von welcher man in einem elsässischen Städtchen noch den Sarg zeigt. Der Berg, welchen jene Jungfrau noch heute als weiße Frau umschwebt, heißt nach ihr die Peternell, ist mit den schönsten Edeltannen bewachsen, und war von je nebst den gegenüberliegenden Halden des Finsterthals der Hauptschauplatz für die Vogelfänger Bergzaberns.

Wie die Bewohner des Thüringer Waldes und des Harzes leidenschaftliche Vogelsteller sind, so waren es auch von je die Bewohner Bergzaberns. Die bunten Kreuzschnäbel, die in den Tannen der Peternell schon im Februar brüten, unterliegen da den Leimruthen; Spatzen und andere Vögel in den Gärten der Stadt selbst den tödtlichen Lehmgeschossen der langen Blasröhren, welche von den Bergzabernern mit der höchsten Virtuosität gehandhabt werden. Aber all' diese Vogelstellerei will nichts bedeuten gegen die Böhämmerjagd.

In harten Wintern nämlich, wenn die „Bucheln" oder Bucheckern, die öligen Früchte der Buchenwälder, besonders gerathen sind, was gewöhnlich mit guten Weinjahren zusammentrifft, kommen ungeheuere Schaaren von fast unbekannten Vögeln in die Waldschluchten des Vogesus hinter Bergzabern. Wo sie einfallen, erfüllt ihr Geschrei Berg und Thal mit furchtbarem Lärm. Man nennt sie Böhämmer, während einige Böheimer schreiben und den Vogel aus den böhmischen Wäldern kommen lassen, wie denn Böhmen im Mittelalter und noch bei Shakespeare als das unbekannte Wunder- und Märchenland galt. Wieder andere halten dafür, daß der Vogel wegen seines streunenden Umherziehens den Namen Böheimer erhalten habe, da im benachbarten Frankreich die Zigeuner Bohémiens genannt werden. Da der Vogel die Größe eines Goldammers hat, manchmal mit diesem in milden Wintern einzeln auf die Bauernhöfe kommt, um vor den Scheuertennen die Körner aufzufressen und hier, unter Sieb gefangen, fett und wohlschmeckend wie ein Ortolan befunden wird, ist er auch schon für eine Ammergattung gehalten worden; das Böhämmer galt als das verdorbene Buchammer, wie denn der große Buchenwald im Winkel des Rheins und der Lauter Böhwald im Volksmund heißt und ebenso das Volk dort zu Lande nicht Ammer sondern Aemmer sagt.

Dem Allem steht jedoch entgegen, daß der Böhämmer sich sowohl seiner Zeichnung, als dem Schnabel und übrigen Bau nach als Finke kenntlich macht. Es ist nämlich der Bergfinke (Fringilla montifringilla), der im höchsten Norden Europas, auf den Kiölen Scandinaviens und in den schneeigen Birkenwäldern Lapplands nistet und nur gleich dem Seidenschwanz, der in Bayern auch Böheimert genannt wird, im Winter als Zug- und Strichvogel zu uns kommt. Dann kommt er aber ungleich zahlreicher als der Seidenschwanz, in so ungeheuern Schaaren, daß man ein den Himmel verfinsterndes Gewölke zu sehen wähnt. In Thüringen ist er nicht ganz unbekannt, auch in Bayern und in der Schweiz unter dem Namen „Gägler" von den Jägern gekannt, ohne daß man jedoch seiner sonderlich Acht hätte oder ihn gar auf die wunderliche Weise zur Nachtzeit jage, wie zu Bergzabern. Wahrscheinlich weiß man da nicht, wie trefflich er schmeckt. Nur in einigen Thälern der Schweiz werden sie in Vogelheerden zahlreich gefangen; mit einem einzigen Vogelschlage hascht man da an einem schneereichen Tage oft über ein Dutzend. Dort sollen sie sogar im Emmenthal auch brüten, was jedoch kaum glaublich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dynamit.

Den Bauten des Verbindungsnetzes der Oesterreichischen Staatseisenbahngesellschaft war es vorbehalten, die Aufmerksamkeit auf ein neues Sprengmaterial zu lenken, das kaum

verfehlen wird, den Minenarbeiten im Allgemeinen und den Tunnelaussprengungen insbesondere eine neue Richtung anzuweisen, indem es das gewöhnliche Schwarzpulver, das sich seit mehr als zwei Jahrhunderten im Bergbaue ausschließlich zu behaupten wußte, nun nicht nur entbehrlich macht, sondern dasselbe in mehr als einer Richtung überragt. Die großen Mängel des Schwarzpulvers bei seiner Verwendung zum Sprengen großer und harter Gesteinsmassen sind bekannt; wir zählen hiezu seine große Ungleichförmigkeit, die in der Ungleichheit der blos mechanisch mit einander verbundenen Rohmaterialien ihren Grund hat und nicht selten jede Berechnung der Wirkung zu Schanden macht; wir können hiezu in zweiter Linie die nur zu oft schon fühlbar gewesene Gefährlichkeit während der Erzeugung, Laborirung, Aufbewahrung, während Transport und Verwendung rechnen, ferner den rapiden Kraftverlust bei längerem Aufbewahren oder größerem Transport, seine Wirkungslosigkeit in sehr hartem Gestein wie reinem Quarz, die Schwierigkeiten seiner Benützung unter Wasser und endlich die bei seiner Verbrennung sich bildenden und für die Respirabilität der Luft höchst nachtheiligen Gase, welche entweder eine complicirte künstliche Ventilation der Sprengräume oder aber ein langes Pausiren zwischen Sprengung und Wiederbeginn der Arbeiten unbedingt verlangen und dadurch einen bedeutenden Verlust an Kraft, Zeit und Geld im Gefolge haben.

Diese Mängel erscheinen größtentheils bei dem Dynamit gehoben; derselbe, der Gruppe der Nitroglycerin-Präparate angehörig, wurde im Jahre 1867 von dem schwedischen Ingenieur Nobel zuerst erzeugt und verwendet und von dem Erfinder kurze Zeit darauf dem österreichischen Kriegsministerium zum Versuche mitgetheilt. Ein junger Offizier bemächtigte sich desselben und als im vorigen Sommer beim Bau der Linie Wien-Brünn die ungewöhnliche Härte des in beträchtlicher Menge angetroffenen reinen Quarzes und Feldspathes der raschen Vollendung des Baues ungeahnte Schwierigkeiten entgegenstellte, so wies er auf das erst neuentdeckte Präparat hin; das Kriegsministerium munterte zu Versuchen auf und diese lieferten so überraschende Resultate, daß durch Verwendung dieses Materials die früher als fast unbezwingbar erschienenen Sprengarbeiten nach wenigen Monaten beendigt waren.

Dieser Erfolg war nur durch die specifische Eigenschaft des Dynamits herbeigeführt, derzufolge dessen Wirkung um so größer wird, je härter das zu sprengende Gestein ist. Bei gleichen Gewichtstheilen ist die Wirkung des Dynamits je nach der Härte des Gesteins eine zwei- bis fünfmal stärkere, als die des Schwarzpulvers und das 1,6 mal größere specifische Gewicht in Rechnung gebracht, stellt sich die Wirkung dieses Sprengmittels, gleiche Volumtheile vorausgesetzt, mehr als siebenmal höher als jene des Schwarzpulvers. Dadurch war vor allem Anderen eine sehr bedeutende Reduction der den größten Aufwand an Zeit und Geld bedingenden Bohrlöcher möglich, eine Reduction, wodurch sich die Kosten der ganzen Sprengung je nach der Härte des Gesteins um circa 30 bis 50 Procent ermäßigten, die Leistungen in Bezug auf Zeit aber mehr als verdreifachten.

Dynamit ist ein Gemenge von 50—75% flüssigen Nitroglycerins mit 50—25% poröser Kieselerde, sogenannter Kieselguhr. Letztere Substanz wird von dem Erfinder Nobel in Hannover gewonnen, besitzt ein sehr bedeutendes Flüssigkeitsauffangungsvermögen und verbindet sich mit dem als sehr explodirbar bekannten Nitroglycerin zu einer teigartigen Masse, deren Verwendung vollkommen gefahrlos ist. Diese Masse, Dynamit, explodirt durch Schlag nur an der geschlagenen Stelle, brennt am Feuer mit ruhiger Flamme ab, und nur bei Anwendung ganz bestimmter Zündungsarten, namentlich mit electrischer Zündung, zeigt sie ihre wahrhaft verheerende Wirkung, selbst unter Wasser und in Gesteinsarten, die dem Schwarzpulver noch erfolgreich widerstehen.

Die im Publicum irrthümlich verbreiteten Ansichten über die große Gefährlichkeit des Dynamits sind demnach ganz grundlos und können die namentlich in neuester Zeit verbreiteten Sensationsnachrichten über durch Unvorsichtigkeit hervorgerufene Unglücksfälle, welche Dynamit verschuldet haben soll, umsomehr auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden, als unabsichtlich herbeigeführte Explosionen dieses Sprengstoffes selbst bei Außerachtlassung aller Vorsichtsmaßregeln kaum gedacht werden können.

Der Unkenntniß dieser Eigenschaften muß es auch zugeschrieben werden, daß bis zu Ende des verflossenen Jahres der Eisenbahntransport des Dynamits untersagt war.

Miscellen.

(Ein Brief Richard Wagner's.) Richard Wagner hat an Hanns Richter aus Luzern gelegentlich der Aufführung des „Lohengrin" in Brüssel nachstehenden charakteristischen Brief gerichtet:

„Mein theuerer Freund!

Abermals haben Sie unser Banner hochgehalten! In München war's bei „Rheingold", als Sie sich weigerten, eine mangelhafte Aufführung zu dirigiren, jetzt wieder, indem Sie das Schifflein meines „Lohengrin" durch Klippen und Hindernisse aller Art glücklich in den Hafen geleitet haben.

Auf deutscher Erde hatte sich keine einzige Stimme der Vertheidigung Ihres muthvollen Verhaltens gefunden; ein unfähiger Vorgesetzter, neidische Collegens voll Begierde und Ungeduld, Ihre Stelle zu erhaschen, vereinigten sich eiligst in dem Wehegeschrei eines von Ihnen begangenen Majestätsverbrechens und ein indolentes Publikum ließ es ruhig hingehen.

Möge der Triumph, den Sie nun in französischer Sprache errungen, Sie entschädigen für die traurigen Erfahrungen in unserem eigenen Vaterlande.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen und bitte Sie, diesen Dank, der Vielen gilt, insbesondere Herrn Louis Braffin auszusprechen zu wollen, welcher Sie mit so vieler Hingebung und Einsicht in Ihrem Streben unterstützt hat.

Ganz Ihr

Luzern, 25. März 1870. Richard Wagner."

Homonyme.

„Du süßer Mund, der mir gelacht,
Du Auge mit der sanften Gluth
Hast mich um meinen Schlaf gebracht!" —
So klaget still ein junges Blut.

Ein schwirrend Sommervögelein
Kehrt in der lauen Julinacht
Am off'nen Fenster manchmal ein
Und koset mit der Blumen Pracht.

Die kleine Schlange, die versteckt
Am Wege liegt in dunkler Nacht,
Hat stille Wand'rer oft erschreckt,
Ihr Lärm ist groß, nicht ihre Macht.

Was muß das junge Blut wohl sein,
Das jene süßen Worte sprach,
Wie heißt das Sommervögelein,
Und wie die Schlange? — Denke nach!

Auflösung der Charade in Nr. 39.

Stachelschwein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 41. | Speyer, Donnerstag, den 7. April | 1870.

Eine seltsame Geschichte.

Erzählung von J. S. Turgenjeff.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage fand der Ball im adeligen Vereine statt. Sophiens Vater besuchte mich und erinnerte mich daran, daß ich seine Tochter engagirt hatte. Gegen zehn Uhr stand ich schon mit ihr in dem Saale, der mit einer Menge messingener Lampen erleuchtet war, und bemühte mich, zu den verworrenen Tönen eines Regimentsmusikcorps die unschweren Evolutionen der französischen Quadrille auszuüben. Der Saal war gefüllt; es waren ganz besonders viele Damen da — und zwar sehr hübsche; aber die Palme der Schönheit hätte unstreitig meiner Dame zuerkannt werden müssen, wenn der sonderbare, furchtsame und doch zugleich milde Ausdruck ihrer Augen nicht gewesen wäre. Ich bemerkte, daß sie sehr selten mit den Augen blinzelte; der außerordentlich aufrichtige Ausdruck derselben wog jedoch das Ungewöhnliche in ihnen nicht auf. Sie war sehr schön gebaut und alle ihre Bewegungen waren sehr graziös, wenn auch schüchtern. Wenn sie walzte und sich dabei etwas zurückbog und den Hals ein wenig auf die rechte Schulter neigte, als wollte sie sich etwas von ihrem Cavalier entfernen, so konnte man sich gewiß nichts Reineres, Jungfräulicheres vorstellen. Sie war ganz weiß gekleidet und trug ein Kreuzchen von Türkisen an einem schwarzen Bande. Ich engagirte sie zur Mazurka und versuchte, sie aus ihrer Schweigsamkeit herauszureißen. Aber sie antwortete wenig und ungern, hörte mich wohl aufmerksam an, immer jedoch mit demselben Ausdrucke nachdenkender Verwunderung, welcher mich bei meiner ersten Begegnung mit ihr frappirt hatte. Trotz ihrer Jahre und ihrer äußeren Erscheinung hatte sie keinen Schatten von Coquetterie an sich, zudem lächelte sie niemals und ihre Augen sahen stets unverwandt in die Augen desjenigen, der mit ihr sprach. Doch war es immer, als sähen diese Augen etwas Anderes und seien von Anderem eingenommen. Welch' ein seltsames Wesen! Nicht wissend, womit ich schließlich ihre Neugierde erregen sollte, begann ich ihr mein gestriges Abenteuer zu erzählen.

Sie hörte mich mit offenbarem Interesse bis zu Ende; allein meine Erzählung schien sie, ganz gegen meine Erwartung, keineswegs zu verwundern, sie fragte nur, ob er nicht Wassili hieß. Ich erinnerte mich, daß die Alte ihn in meiner Gegenwart Wassinka genannt hatte. „Ja," antwortete ich, „sein Name ist Wassili. Kennen Sie ihn denn?"

„Hier ist ein gottseliger Mann, der Wassili heißt," sagte sie, „da habe ich gedacht, ob er es nicht ist?"

„Hiemit hat Gottseligkeit nichts gemein," bemerkte ich, „das ist einfach die Wirkung vom Magnetismus, ein interessanter Gegenstand für die Beobachtung von Aerzten und Naturforschern." — Hierauf begann ich ihr meine Ansichten über jene Kraft auseinanderzulegen, die man Magnetismus nennt, über die Möglichkeit, den Willen eines Menschen dem Willen eines anderen Menschen zu unterwerfen; aber meine in der That etwas verworrenen Erklärungen schienen offenbar gar keinen Eindruck auf sie zu machen; Sophie hörte mich mit über den Knieen gekreuzten Händen an, in denen ihr Fächer lag; sie spielte nicht mit demselben, bewegte überhaupt keinen Finger; aber ich fühlte, daß meine Worte von ihr abprallten, wie von einer steinernen Bildsäule. Sie verstand, was ich sagte, hatte aber ihre eigenen unumstößlichen, unabänderlichen Ueberzeugungen.

„Sie geben doch keine Wunder zu?" rief ich aus.

„Freilich gebe ich sie zu," antwortete sie. „Ist es denn möglich, keine Wunder zuzugeben? Steht denn nicht in der Schrift, daß derjenige, der für ein Senfkorn Glauben hat, damit Berge versetzen kann? . . . . Man braucht nur zu glauben und es sind Wunder da."

„So hat unsere Zeit offenbar sehr wenig Glauben," erwiderte ich, „denn man hört nichts von Wundern."

„Und dennoch geschehen solche — das sehen sie selbst. Nein, der Glaube ist in unserer Zeit nicht ausgestorben, er wurzelt aber . . . ."

„Die Wurzel aller Weisheit ist Gottesfurcht," antwortete ich.

„Die Wurzel des Glaubens," fuhr Sophie, die sich durchaus nicht verwirren ließ, fort, „ist Selbstverleugnung und Demuth."

„Selbst Demuth?" fragte ich.

„Ja. Der menschliche Stolz, der menschliche Hochmuth, diese müssen nothwendiger Weise ganz ausgerottet werden .... Sie sprechen von dem Willen — dieser eben muß gebrochen werden."

Mein Blick maß das junge Mädchen, welches solche Worte sprach. „Ihr ist es Ernst darum," dachte ich bei mir.

„Haben Sie es versucht?" fragte ich.

„Jeder ist verpflichtet, das zu thun, was ihm als die Wahrheit erscheint," sagte sie in einem gewissen dogmatischen Ton.

„Erlauben Sie mir die Frage," fing ich nach einem kurzen Schweigen wieder an. „Glauben Sie an die Möglichkeit, Verstorbene zu citiren?"

Sophie schüttelte leise den Kopf.

„Es gibt keine Verstorbenen."

„Wie das?"

Die Seelen sterben nicht, sie sind unsterblich und können überall sein, wo sie wollen; wir sind stets von ihnen umgeben."

„Wie? glauben Sie zum Beispiel, daß jener rothnasige Major aus der Garnison ebenfalls in diesem Augenblicke von einer unsterblichen Seele umschwebt wird?"

„Warum sollte es nicht der Fall sein? Das Licht der Sonne bescheint auch ihn und seine Nase — und kommt das Sonnenlicht denn nicht von Gott? Und was liegt denn an dem Aeußern? Für einen reinen Menschen gibt es nichts Unreines! Man muß nur einen Lehrer, einen Führer finden ...."

Ich gestehe, daß eine solche Ballunterhaltung mir allzu excentrisch erschien, so daß ich es benützte, als meine Dame zu einer Tour in der Mazurka abgeholt wurde und dieses quasitheologische Gespräch nicht mehr aufnahm.

Eine Viertelstunde später führte ich Mademoiselle Sophie zu ihrem Vater hin. Zwei Tage später verließ ich die Stadt C. und das Bild des Mädchens mit dem kindlichen Gesichte und der undurchdringlichen, gleichsam versteinerten Seele war bald aus meinem Gedächtnisse verwischt.

Zwei Jahre waren vergangen und es war diesem Bilde beschieden, noch einmal vor mir zu erstehen. Und das unter folgenden Umständen: ich unterhielt mich mit einem Kameraden, welcher soeben von einer Reise ins südliche Rußland zurückgekehrt war. Er hatte einige Zeit in der Stadt C. zugebracht und theilte mir einige Nachrichten aus der dortigen Gesellschaft mit.

„Apropos!" rief er aus. „Du bist, glaube ich, gut bekannt mit W. G. B.?"

„Ja, ich kenne ihn."

„Kennst Du seine Tochter Sophie?"

„Ich habe sie etwa zweimal gesehen"

„Stelle Dir vor, sie ist davongelaufen!"

„Wie das?"

„Es ist bereits drei Monate her, seit sie spurlos verschwand. Und das Merkwürdige dabei ist, daß Niemand sagen kann, mit wem. Denke Dir: gar keine Voraussetzungen, nicht der kleinste Verdacht. Sie hat Alle abgewiesen, die um ihre Hand warben. B. ist reich, wie Du weißt, und sie ist seine einzige Erbin und ihr Benehmen war immer das bescheidenste. O, über diese stillen Frommen! Der Scandal verbreitete sich im ganzen Gouvernement und B. ist in Verzweiflung? Was konnte sie für einen Grund haben, ihn zu verlassen? Der Vater thut ihr jeden Willen. Das Unbegreiflichste dabei ist, daß von den jungen Männern des Gouvernements kein einziger fehlt."

„Und sie ist bis jetzt nicht aufgefunden worden?"

„Ich sage Dir ja, sie ist verloren wie ein Tropfen im Meere. Und die Welt ist um eine reiche Braut ärmer.

Diese unangenehme Nachricht setzte mich sehr in Erstaunen. Sie paßte so gar nicht zu der Erinnerung, die mir von Sophie B. geblieben war. Doch was erlebt man nicht Alles auf dieser Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Von den Böhämmern.

(Fortsetzung.)

Am liebsten aber ziehen die Bergfinken bei ihrer Wanderung in mildere Länder über die Vogesen und haben ihren Strich über die Wälder der Haardt und des Wasgaus nach Lothringen hinein, und ebenso im Frühjahre wieder zurück. Jene Finken, welche in diesem Jahrzehent bei Luneville und Epinal in Schaaren von Millionen nach Nordosten ziehend bemerkt wurden, waren eben Böhämmer. Sie bildeten da einen dicken Schwarm, der die Sonne verdunkelte und zum Theil so niedrig über dem Boden dahinzog, da die Vögel vom langen Flug ermüdet waren, daß sie mit den Händen gegriffen werden konnten, wie die Wachteln von den Israeliten in der Wüste vor viertausend Jahren und heute noch, wenn sie ermüdet über das mittelländische Meer zu den Felsen der peträischen Wüste gelangen.

Gewiß fallen die Böhämmer auch an anderen Stellen der Vogesen und der Haardt in die Wälder. Kann man doch den schön gefärbten Vogel mit der bräunlich gelben Brust und Schulter und dem wachsgelben Schnabel zur Winterzeit auf den Dungstätten, Höfen, vor den Scheuern sich munter und gesellig mit Andern umhertreiben sehen. Und wir sahen ihn auch öfter, an Gefräßigkeit mit den Spatzen wetteifernd, umherhüpfen, ohne zu ahnen, daß es der berufene Böhämmer sei, so wenig man anderwärts daran dachte, daß der Vogel sich einer besonderen Jagd lohne.

Wahrscheinlich verdankt auch Bergzabern nur irgend einem Zufall den alten Gebrauch der Böhämmerjagd. Daß die vertriebenen Bewohner der verwüsteten Stadt und ihrer Umgebung, welche sich im dreißigjährigen Kriege nach der hohen Wegelnburg hinten beim Wasgenstein flüchteten, gleich jenen Israeliten in der Wüste, großentheils vom Fleische der Vögel lebten, ist anzunehmen, wenn auch nicht, daß sie die

Böhämmerjagd zuerst aufgebracht haben. Die primitive und abenteuerliche Art derselben deutet auf eine viel ältere, lange Tradition. Vielleicht hat schon König Dagobert der Große auf seiner sagenhaften Flucht vor den aufrührerischen Granden seines Reiches in den Wäldern des Wasgau sich von Böhämmern genährt, bis ihn seine treuen Bauern wieder siegreich nach Schloß Landeck zurückgeleiteten. Sehr wahrscheinlich haben schon die gelehrten Benedictineräbte von Klingenmünster, die Schüler des Rhabanus Maurus, den zarten Braten zu jungem Wein und gerösteten Kastanien genossen, und man könnte wohl aus der Evangelien-Harmonie des Mönches Otfried von Weißenburg herauslesen, daß er sich durch gebratene Böhämmer aus der Mundat zu der dichterischen Aufgabe gekräftigt fühlte, welche ihm von der edeln fränkischen Frau Judith aus dieser Gegend vor genau tausend Jahren gestellt wurde.

Der „Böhämmer," genannt Bergfink, weidet also am Tage einzeln in den Höfen und schaarenweis in den Buchenwäldern, um dann zur Nachtruhe in die hohen Baumgipfel der Bergwälder zu gehen. Er wählt hiezu am liebsten oder ausschließlich die Tannenwälder. Und wie schon im Heldenbuch vom Dietlaib der Wasgenwald ein „tiefer Taun" genannt wird, welcher dem Durchreisenden Furcht erweckte, so finden sich noch jetzt du schöne Bestände von Edeltannen, während die Fichten fehlen. Ein solcher „Taun" umgrünt auch, wie schon bemerkt, die sagenreiche „Peternell" hinter Bergzabern. Hier und weithin im Walde stehen in der Zeit, wo man Böhämmer gewärtigen zu können glaubt, Lauscher und Horcher mit gespitzten Ohren und angestrengten Augen, um, so weit es möglich, einem Fluge Böhämmer nachschauen und die Stelle errathen zu können, wo sie einfallen. Ist eine solche erforscht, so bringt die Kunde davon wie auf Windesflügeln in und durch die Stadt, und in Bergzabern erwacht dann ein merkwürdiges Leben.

Jetzt werden die langen hölzernen Blasrohre hervorgeholt und nochmals genau untersucht, ob sie nicht schadhaft geworden. Etwa sieben Fuß lang sind sie, von Bergzabernern gehandhabt, eine furchtbare Waffe gegen die Vogelwelt und können selbst Menschen auf große Entfernungen hin blutrünstige Beulen beibringen. Mit der „Kugelform" sind schon Tausende Lehmkugeln gefertigt und von den jüngeren Familiengliedern durch das Kugelblech gerieben. Wenn, wie kaum zu zweifeln, diese Lehmkugeln älter sind, als die Bleikugeln, so läßt sich wohl die Erfindung unserer Flinten und Büchsen sammt ihrer Ladung auf die Bergzaberner Blasrohrschützen und ihr Lehmgeschoß zurückführen, das genau so angefertigt wird, wie die Bleikugeln heute noch. In fieberhafter Aufregung werden dann die Kienspäne gespalten, welche als Leuchte brennen sollen, die Fackelpfanne hervorgezogen, der Körper in warme Winterkleidung gesteckt.

Mit Anbruch des Abends zieht man dann partienweise aus der Stadt in die winterliche Wildniß des Gebirges, alt und jung, arm und reich, Beamte und Bürger, Herr und Knecht, Alle in freudiger Erregung, lustig und fröhlich zur Jagd. Der Eine trägt die Leuchtpfanne, der Andere den Rückkorb, in welchem sich das Kienholz befindet und der die Ernte der Jagd aufnehmen soll; die Meisten jedoch halten die Blasrohre, welche kühn wie Lanzen und Speere über den wunderlichen Zug ragen. Sehr häufig können die Jäger schon gleich hinter der Stadt, in die Tannennacht der Peternell eintretend, die seltsame Jagd beginnen. Oft bedarf es weiter Wege.

Die Bergklüfte und Waldschluchten des Wasgau überdeckt die düsterste Nacht, aber tiefer in den Gründen und an den Halden hin leuchten wandelnde Feuer. Das sind die Kienspanflammen in den Leuchtpfannen der Böhämmerschützen. Lautlos, in tiefem Schweigen geht es dahin. Endlich ist man beim Schlummerplatz der Vögel angelangt. Alle Aeste der Tannen biegen sich von dem Gewichte der dicht nebeneinander sitzenden Böhämmer. Die Kienspanflammen beleuchten weithin eine reiche Ernte, denn die Menge der Vögel, die da in den Tannenwipfeln träumen, erinnert in der That an die Züge der Wandertauben in Nordamerica. Jetzt schleichen sich die Schützen unter die Bäume und die Fackelträger ihnen nach. Die Blasrohre werden an die Lippen erhoben, nach den nächsten Vögeln gerichtet. Der Schütze pustet hinein, die Lehmkugel schießt lautlos hinaus und eben so lautlos sinkt der Vogel todt zur Erde in den Schnee, wo ihn der Rückkorbträger aufliest. Und so geht es fort und fort, für jeden Vogel eine Kugel, auf jede Kugel ein Böhämmer.

Eine solche glückliche Jagd, wo unter günstigen Umständen ein Schütze oft viele, viele Dutzend schießt, wird aber nur durch eine Eigenthümlichkeit des dummen Vogels ermöglicht, welche ihm von seinen Bergzaberner Feinden abgemerkt worden. Fühlen nämlich die Böhämmer im Schlafe eine Lücke, so rücken sie dumpf und leise zwitschernd, wie im schweren Traume, sogleich zusammen, damit die Lücke sich fülle. Und stürzt wieder Einer, so rücken sie nochmals eng zusammen, und so weiter. Diese eigenthümliche Gewohnheit unter dem Böhämmervolke hat unseren pfälzischen Dichtern ein hübsches, aber melancholisches Bild fürs Menschenleben selbst gegeben. Das Leben, meinen sie, sei auch ein Baum, auf dessen Aesten die Menschen sitzen, und der Tod bläst einen nach dem andern weg, und der nächste rückt nach, um ein gleiches Schicksal zu erfahren.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Wie aus München berichtet wird, schlägt Richard Wagner als Dirigenten für die Aufführung seiner „Walkyre" den Musiklehrer Dr. Porges in München vor. Dieser, der einst im Gefolge Richard Wagner's von Wien nach München gekommen und längere Zeit als Musikreferent in der „Süd. Presse" thätig war, verweilte längere Zeit in Luzern, um die Intentionen des Componisten in allen Details seines demnächst die Bühne beschreitenden Werkes kennen zu lernen. Zur Zeit ist aber die k. Entscheidung noch nicht getroffen.

Tauberbischofsheim, 3. April. Gestern ereignete sich in Seemfeld ein trauriger Unglücksfall. Maurer B. Kiesel und sein Sohn Johann Kiesel, Letzterer ebenfalls Maurer und 22 Jahre alt, arbeiteten mit einander in einem Steinbruch. Während beide auf einer Tragbahre bereits gebrochene Steine aus dem Bruche heraustrugen, löste sich auf einer Seite eine beträchtliche Erd- und Steinmasse los und stürzte herab. Der Vater konnte sich mit großer Noth noch retten, der Sohn aber, dem jeder Ausweg abgeschnitten war, wurde von der stürzenden Masse getroffen, zu Boden gerdückt und verschüttet. Der schwergebeugte Vater, der allein zu helfen nicht im Stande war, eilte ins Dorf, um Beistand zu holen. Der verschüttete Sohn wurde als Leiche herausgegraben, eine Spur von Leben war nicht mehr zu bemerken.

(**Die siamesischen Zwillinge**) bildeten den Gegenstand eines interessanten Vortrags, den Herr Prof. Virchow kürzlich in einer außerordentlichen Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft gehalten. Bei den wissenschaftlichen Erörterungen führte Professor Virchow einen Fall aus neuester Zeit von ähnlich zusammengewachsenen Zwillingen an, welche deren Vater, Dr. Böhme in Gunzenhausen (Nassau), durch eine Operation nach der Geburt selbst trennte. Der schwächliche Zwilling starb nach 3½ Tagen, der kräftigere blieb am Leben und ist jetzt 5 Jahre alt.

Der **Wiener** Gemeinderath hat am 23. März den Beschluß gefaßt, für die allgemeine deutsche Lehrerversammlung 6000 fl. auszusetzen. Andere Summen sind noch beim Ortsausschusse eingegangen. Die kaiserliche Reitschule wird wahrscheinlich nicht zum Versammlungsort dienen, sondern der durch seine Akustik geeignete Musikvereinssaal, obschon er nur 3000 Personen faßt.

Der **deutsche Hilfsverein in Paris** hielt jüngst im Grand Hotel unter dem Vorsitze des Grafen Seebach seine Jahresversammlung. Der Stand des Vereins ist in dem abgelaufenen Jahr finanziell ziemlich stationär geblieben; sein Budget beziffert sich auf die bescheidene Summe von 54,969 Franken 30 Cts. Die Zahl der Mitglieder ist im Jahre 1869 von 636 auf 674 gestiegen. An Unterstützungen wurden 10,628 Fr. baar und 4230 Rationen Brod verwendet; 285 Individuen wurden von dem Verein in die deutsche Heimath befördert. Der Fonds für die Erbauung eines deutschen Spitals in Paris ist lediglich in Folge des gestiegenen Curses und der capitalisirten Interessen von 302,005 Fr. auf 325,180 Fr. angewachsen. Die Spitalfrage selbst ist in Folge starker, im Schooß der betreffenden Commission obwaltenden Meinungsdifferenzen in dem verflossenen Jahr nicht von der Stelle gerückt. Alles das ist so unerfreulich, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn sich in der letzten Versammlung von allen Seiten Klagen über die Stagnation des Vereins vernehmen ließen. Zuletzt glaubte man die Wurzel des Uebels in den vor 26 Jahren ausgearbeiteten Statuten zu erblicken, die u. a. nach dem constitutionellen Muster jener Zeit nur Mitglieder, welche einen Beitrag von 10 Franken oder mehr jährlich leisten, für stimmberechtigt erklären, und die Wählbarkeit in den Ausschuß vollends von einem Beitrag von mindestens 15 Fr. jährlich abhängig machen. Die Versammlung einigte sich endlich in dem Beschluß, den Vorstand zu beauftragen, daß er, nöthigenfalls unter Zuziehung anderer Mitglieder, eine Commission niedersetze, welche eine Revision der Statuten, resp. einen neuen Statuten-Entwurf, vorzubereiten hätte. Der Vorstand selbst wurde mit dem üblichen Schlendrian wiedergewählt; eine Versammlung von kaum 50 Personen wählte aus ihrer Mitte einen Vorstand von 36 Mitgliedern!

(**Neue Reclame.**) Der Besitzer eines großen Ladens, genannt „Au Printemps", auf dem Boulevard Haußmann in **Paris**, ist auf eine neue Idee, Reclame zu machen, verfallen. Jeder Käuferin, jung oder alt, verehrt er ein Bouquet. Jüngst empfing er aus Nizza eine Kiste mit 20,000 dieser wohlriechenden „Reclamen". Wie sich denken läßt, ist sein Laden täglich zum Erdrücken voll.

Das Wiener Tagblatt erzählt einen Vorgang aus **England**, der Angesichts der Berathungen im norddeutschen Reichstage über die §§ 111 und 112 des Strafgesetzbuches — den Widerstand gegen obrigkeitliche Personen betreffend — ein besonderes Interesse hat. In einem Dörfchen bei London wohnte eine arme irische Wittwe, die einer kleinen Schuld halber gepfändet werden sollte. Der Diener des Sheriffs, entsprechend etwa unserem deutschen Executor, begab sich in die Hütte der armen Frau und nahm, wie das seines Amtes, was er fand. Zuletzt wollte er auch die Wiege pfänden, in der das Kind der armen Wittwe lag. Damit beging er eine Gesetzesverletzung; denn nach englischem Rechte können Gegenstände, die gerade unmittelbar benützt werden, während der Benützung nicht gepfändet werden. Bis dahin hatte die arme Irländerin ruhig zugesehen, wie ihr bischen Hab und Gut ihr weggenommen wurde. Als aber der Diener der Justiz das Bettchen ihres Kindes zu nehmen versuchte, da regte sichs gewaltig in ihr. Sie weinte, bat, schrie und drohte; der Gerichtsvollzieher war taub. Da faßte die verzweifelte Mutter einen unglücklicher Weise in der Nähe stehenden schweren thönernen Topf und schlug mit aller Kraft auf den Kopf ihres Feindes los. Der Executor eilte, mit Blut übergossen, aus der Hütte und wankte nach Hause. Er hatte eine schwere Verletzung davongetragen und starb nach 14 Tagen. Bridget, so heißt die arme Irländerin, stand dieser Tage vor den Assisen. Die Thatsachen waren unzweifelhaft und klar. Die arme Bridget konnte nur herzlich bedauern und bereuen, daß der unglückliche Streich, den sie geführt, solche Folgen gehabt hatte. Der Fall wurde gehörig behandelt, und der Richter empfahl den Geschworenen die Lossprechung der Bridget. Der Executor hätte das Gesetz übertreten, die Bridget hätte nichts gethan, als sich gegen einen Mißbrauch des Gesetzes, gegen eine Vergewaltigung zur Wehr gesetzt; darin liege kein Verbrechen und deßwegen könne Niemand verurtheilt werden. Nothwehr gegen Vergewaltigung sei eben erlaubt. Die Geschworenen gingen auf den Gedankengang des Richters ein; sie sprachen die Wittwe, die in Vertheidigung der Wiege ihres Kindes den Gerichtsvollzieher erschlagen hatte, frei.

Auf dem Steamer „Normandy", der vor einiger Zeit zu Grunde ging, befand sich ein armer Zimmermann mit seiner Frau, aus der französischen Pfarre Saint-Sauveur. Sie kehrten von London zurück, wohin der Gatte wegen einer Beule am Arme gereist war. Plötzlich in dunkler Nacht ging das Schiff entzwei und unter. Es blieb nur ein einziges Boot, das schon mit Leuten überfüllt war, welche das Bindseil zerschnitten, um sich zu retten. Der Mann rief: „Wartet noch, wir wollen hinabsteigen." Man antwortete aus dem Boote: „Es ist nur noch für eine Frau Platz. Eure Frau soll herabsteigen." „Geh," sagte zu ihr der Mann. Und die Frau erwidert: „Nein, ich gehe nicht; es ist kein Platz mehr für dich; wir wollen zusammen sterben!" Und die arme Frau schlug die Arme um den Hals ihres Gatten, und beide sind gestorben.

Nach einem **Newyorker** Blatt hat sich dort eine Gesellschaft gebildet, um durch luftleere Räume in Röhren eine Kugel, welche Briefe und kleinere Päckchen enthält, schnell bis nach Philadelphia gelangen zu lassen. Das Neue bei dieser Unternehmung ist die Kugelform. Die hölzernen Röhren von 7—8 Fuß Durchmesser würden, mit den nöthigen Kugeln, nur 10,000 Dollars per Meile (der Weg nach Philadelphia höchstens 2 Millionen) kosten. Eine Maschine, welche in einer Minute 200,000 Cubikfuß Luft auspumpen soll, ist bereits angeboten. In London wird mit dem Luftdruck von 6 Unzen auf den Quadratzoll eine solche Bewegung erzeugt, daß 10 Tonnen Gewicht in einer Stunde 40 Meilen weit getrieben werden. Kugeln aber bewegen sich viel leichter. Das Unternehmen wird sicher zu Ende geführt. In gewissen Staaten wäre diese Concurrenz der Staatspost nicht möglich.

Redaction von Dr. **Eugen Jäger**. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 42. Speyer, Samstag, den 9. April 1870.

Eine seltsame Geschichte.

Erzählung von J. S. Turgenjeff.

(Fortsetzung.)

Im Herbste desselben Jahres brachte mich mein Schicksal von neuem in Dienstangelegenheiten in das T.'sche Gouvernement, welches bekanntlich an das C.'sche Gouvernement grenzt. Das Wetter war kalt und regnerisch, die ermatteten Postpferde vermochten meinen leichten Tarantas kaum durch den Schmutz der aufgeweichten Heerstraße zu ziehen. An einem Tage, weiß ich, war ich ganz besonders unglücklich: dreimal blieb meine Equipage bis zu der Achse im Kothe stecken; der Postillon arbeitete sich fortwährend aus einem Wagengeleise in das andere, ohne die Sache dadurch zu verbessern; kurz und gut, als wir die Station erreichten, war ich dermaßen erschöpft, daß ich beschloß, die Nacht im Gasthause zu bleiben. Man wies mir ein Zimmer mit einem hölzernen, durchgelegenen Sopha, einem schiefen Fußboden und zerrissenen Tapeten an; es roch in demselben nach Kwas,*) Motten, Zwiebel und Terpentin und Fliegen gab es überall in unzähliger Menge; indeß hatte ich hier wenigstens Schutz vor dem Unwetter und der Regen schien, wie man zu sagen pflegt, sich für vierundzwanzig Stunden eingestellt zu haben. Ich ließ mir einen Samowar bringen, ließ mich auf das Sopha nieder und verfiel in jene trostlosen Reisebetrachtungen, welche Allen, die in Rußland gereist sind, wohlbekannt sein werden.

Der Gang meiner Gedanken wurde durch einen Lärm im allgemeinen Zimmer, das von dem meinigen nur durch einen dünnen Bretterverschlag getrennt war, unterbrochen.

Dieser Lärm war von dem ungestümen Klirren von Ketten begleitet. Auf einmal schrie eine grobe Männerstimme: „Segne Gott alle Bewohner dieses Hauses! Gottes Segen! Gottes Segen! Amen! Amen! Hebe Dich weg! Fort!" wiederholte dieselbe Stimme, die letzte Silbe eines jeden Wortes übermäßig und seltsam ausdehnend. — Hierauf folgte ein tiefer Seufzer und ein schwerer Körper ließ sich, von demselben Kettengeklirr begleitet, auf eine Bank nieder.

*) Ein säuerliches russisches Nationalgetränk.

„Akulina, Dienerin Gottes, komme her!" sprach eine mir unbekannte Stimme. „Herr, mein Gott! Herr Gott! Himmlischer Vater, blick herab auf meine Ohnmacht! Oh! oh! oh! Diesem Hause Segen in der siebenten Stunde."

„Wer ist das?" fragte ich die geschäftige Wirthin, welche mit dem Samowar ins Zimmer trat.

„Das, mein Väterchen," antwortete sie in einem hastigen Geflüster, „ist ein Juridivoi,*) ein Gottesmann. Er ist seit Kurzem erst in dieser Gegend erschienen und beglückte uns, besuchte unser Haus in diesem Unwetter; Sie sollten sehen, was er für Ketten trägt — es ist schrecklich!"

„Gottes Segen! Gottes Segen!" erscholl wieder die Stimme. „Akulina! wo ist unser Paradies, unser herrliches Paradies . . . . Pa . . . ra . . . dies . . . und in diesem Hause . . . im Anfang wird eine große Freude sein . . . O! O!" — Die Stimme murmelte noch etwas Unverständliches und nach einem lauten Gähnen wurde plötzlich ein heiseres Lachen hörbar.

„Wie schade, daß Stepanitsch nicht da ist," sprach die Wirthin, andächtig bei der Thür stehen bleibend, vor sich hin; „er kann ein rettendes Wort sagen und ich arme Frau würde es nicht verstehen."

Sie ging hastig aus dem Zimmer hinaus.

In dem Bretterverschlag meines Zimmers war eine breite Spalte; ich sah mit einem Auge durch dieselbe. Der „Heilige" saß, mit dem Rücken zu mir gekehrt, auf einer Bank. Ich konnte nur einen großen, mit Haaren bewachsenen Kopf, der einem Bierkessel glich und einen breiten, gebogenen Rücken sehen, der mit nassen Lumpen bedeckt war. Vor ihm, auf der bloßen Diele kniete eine hagere Frau in einer abgetragenen und ebenfalls durchnäßten Kassaweika; ein dunkles Tuch war tief über ihre Augen gezogen. Sie mühte sich ab, einen Stiefel von dem Fuße des „Heiligen" zu ziehen, allein ihre Finger glitten von dem schmutzigen, fetten Leder ab. Die Wirthin stand neben ihr, die Arme über die Brust gekreuzt und schaute andächtig auf den „Gottesmann". Er fuhr fort, unverständliche Reden zu murmeln.

*) Juridivoi; ein schwachsinniger Mensch, der im Rufe besonderer Frömmigkeit steht. Das russische Volk öffnet ihnen gerne die Häuser und sieht ihr Erscheinen in denselben als glückbringend an.

Endlich gelang es der Frau, den Stiefel abzuziehen .... sie wäre beinahe rücklings hingefallen, stand jedoch wieder auf und fing an, die Onutschi*) von dem Fuße des „Heiligen" abzuwickeln. Auf dem Fußblatte zeigte sich eine Wunde. Ich wendete mich ab.

„Ist Ihnen nicht Thee gefällig?" fragte mit demüthigen Tone die Wirthin. „Was kommt Dir in den Sinn?" erwiderte der „Heilige". „Den sündigen Leib verhätscheln ... ach, ho ho! Alle Knochen in ihm müssen gebrochen werden und sie. — Thee! Ach, mein liebes Mütterchen, Satan ist stark in uns. Hunger, Kälte, die Fluth des Regens und alle Strafen des Himmels brechen über ihn herein und nichts! — er lebt! Gedenke der Fürbitte der allerheiligsten Mutter Gottes! Du wirst von Allem viel haben, viel, viel ..."

Die Wirthin schrie in Verwunderung leise auf.

„Der Feind ist mächtig wie der Diamant, stark wie der Diamant, der böse Geist, der Böse, der Böse ...," wiederholte mehrmals der „Heilige", mit den Zähnen knirschend. „Das ist die alte Schlange, aber Gott wird auferstehen und seine Feinde zerstreuen ... Ich werde alle Verstorbenen aufrufen und gegen seine Feinde gehen."

„Haben Sie nicht etwas Oel?" sprach kaum hörbar eine andere Stimme; „geben Sie mir Oel, um es auf die Wunde zu legen; reine Lumpen habe ich."

Ich blickte wieder durch die Spalte. Die Frau in der Kaffaweika war noch immer mit dem Fuße des Heiligen beschäftigt. ... Maria Magdalena! dachte ich.

„Gleich, gleich, meine Liebe," sagte die Wirthin, trat in mein Zimmer und nahm mit einem Löffelchen etwas Oel aus dem Lämpchen, welches vor dem Heiligenbilde hing.

„Wen pflegt ihr da?" fragte ich. — „Wir wissen nicht, Väterchen, wer sie ist; sie ist auf dem Wege des Heiles — vielleicht büßt sie ihre Sünden. Er aber — welch ein gottseliger Mann!"

„Akulinotschka, mein Kind, mein liebes Töchterchen!" sagte während dessen der „Heilige" und fing auf einmal an zu schluchzen.

Die Frau, welche vor ihm auf den Knieen lag, hob ihre Augen zu ihm auf. Mein Gott! Wo hatte ich diese Augen gesehen? — Die Wirthin trat mit dem Löffel voll Oel zu ihr. Sie beendigte die Operation und fragte dann, sich vom Boden erhebend, ob nicht ein reines Kämmerlein und etwas Heu aufzutreiben seien. „Wassili Nikilitsch liebt es, auf dem Heu zu schlafen," fügte sie hinzu.

„Freilich, freilich, nehmt fürlieb," antwortete die Wirthin. „Trocke Dich, mein Lieber," sagte sie, zu dem Heiligen gewendet, „und ruhe aus."

(Schluß folgt.)

---

*) Leinene Lumpen, mit welchen die russischen Bauern, statt der Strümpfe, ihre Füße umwickeln.

Von den Böhämmern.

(Schluß.)

Man sagt, der Fackelschein in der Finsterniß des Waldes blende die Vögel so sehr, daß, wenn einer auch aufwachend die Augen öffne, derselbe doch seine Verfolger nicht sehe. Dennoch kann die Jagd leicht verbotben werden. Es gehört ein sicherer Blick und eine gute Lunge dazu, um den Vogel im hohen Baumgipfel richtig zu treffen. Dann dringt aber die Lehmkugel auch oft durch das Fett des Vogels so tief ein, daß man sie erst beim Rupfen des zarten Bratens im Innern fühlt und beim Ausnehmen des Vogels entfernt. Beim Rupfen reißt man nicht selten die zarte Haut des Böhämmers mit, so fett hat er sich in den Buchenwäldern geweidet. Wird aber ein Vogel nicht so getroffen, daß er gleich todt und lautlos zu Boden sinkt, so schreit er wohl aufflatternd in durchdringender Weise auf, und dieser Alarmruf ist dann auch das Zeichen zum Erwachen und Aufbruch der ganzen Schaar. Weithin im Walde, so weit man hört, braust, rauscht, quickt, schreit und lärmt es und huscht aus den Gipfelkronen der Bäume, daß man glauben möchte, der Gott des Sturmes und Wetters selbst sei mit dem wüthenden Heere im Anzug.

Wo sich dann die Vögel wieder niederlassen, wer weiß es? Gewöhnlich ist damit die ganze Jagd vernichtet und man thut gut, jede Hoffnung auf Erfolg aufzugeben und umzukehren, deswegen tritt man so still als möglich im Walde unter die Bäume, wo man die Böhämmer vermuthet. Einen Flintenschuß unter die Vögel abzufeuern, wäre dann ein gefährliches Wagniß, denn es würde den rücksichtslosen Schützen dem thätlichen Ingrimme aller Böhämmerjäger aussetzen.

Es ist begreiflich, daß diese abenteuerliche Jagd viele Liebhaber findet und in guten Jahrgängen eine wahre Böhämmomanie in der Stadt und Umgegend ausbricht. Ich habe es selbst erlebt, daß Bergzaberner Böhämmerschützen ganze Wochen lang und viele Meilen weit die Wälder des Wasgaus und die großen, einsamen Forste der Haardt durchstreiften. Sie drangen dabei bis in die einsamen Waldschluchten von Elmstein und in die menschenleeren Forste am Johanniskreuz bis zum Drachenfels bei Frankenstein und zum Stumpfwald vor. Gewöhnlich denkt man sich die cultivirte Pfalz ziemlich waldlos, aber mit Unrecht. Nicht umsonst ist „der Jäger aus Churpfalz, der reitet durch den grünen Wald" gleichsam das Nationallied dort zu Lande. Die Pfalz hat vierzig Procent ihres Flächeninhalts Wald, und hinter der wein- und volkreichen Haardt liegen unmittelbar zusammenhängend weithin über Berg und Thal die großen Forste der Haingeraiden, der Frankenweide, des Reichswalds, dann Wald und Wald bis fast zum Donnersberg hinan. Das ganze Innere des Landes ist Wald und auf meilenweit trifft man da keine menschliche Wohnung. Nicht umsonst staunte Siegfried auf dem Gang zum Drachenfels ob der ungeahnten, schauerlichen Waldwildniß, und Ludwig der Fromme, des großen Carl Sohn,

wußte, warum er die Wälder der Haardt und des Vogesus zu seinem Leibjagdgehege wählte. Schildert doch auch Mönch Ekkehard im Waltharilied den Wasgenwald am Wasgenstein als ungeheueren, schauerlichen Wald, durchhallt vom Gebrüll der Thiere und dem Klange des Jagdhorns. Nun locken freilich nicht mehr Ur, Elch und Bär den Jäger zum Wasgenstein an der Lothringer Grenzmarke, sondern die Bergzaberner Böhämmerschützen streifen mit ihren Blasrohren dahin, wo einst Held Walther auf der Flucht mit den Nibelungenhelden stritt. Noch steht dort die enge Felsenpforte, welche Walther vertheidigte, hinter sich seine Braut Hiltgunt, bis ihm vom grimm'gen Hagen die Hand abgeschlagen wurde, daß er den Stumpf in den Schildhalter stecken und als Held, der alle Andere besiegt, mit der Linken fortfechten mußte. Jacob Grimm verlegt die Stelle, einer Doctrin zu Liebe, weiter südlich ins Breuschthal; mit Unrecht, wie ich schon anderswo nachgewiesen. Das Mittelalter hat in Erinnerung an die Stätte des Heldenkampfes auf beide Felsen Burgen gebaut, Unter- und Oberwasgenstein, die in ihren Ruinen eine zu bilden scheinen. Die Ritter von Wasgenstein, deren letzte im vogesischen Kloster Stürzelbrunn am Bitscher Paß begraben liegen, trugen als Erinnerung an Walthers abgeschlagene Hand in ihrem Wappen weiße Hände im blutigen Feld, als Helmzierde rothe Hände, worüber jedoch anderwärts mehr und genauer Nachweis geliefert werden soll. Hier sei nur noch kurz bemerkt, daß eine Stelle jenes Wasgaupasses noch heute „des Herzogs Hand" heißt, französisch la main du prince, und daß sich an dieselbe eine Sage knüpft, welche nur als eine neuere Auffassung jenes berühmten Kampfes erscheint: Zwei Brüder schlugen sich um eine Braut, wobei der Eine die Hand verlor. Uebrigens zeigt die Oertlichkeit des Wasgensteins noch heute, daß ihn Mönch Ekkehard vor 900 Jahren in seinem herrlichen lateinischen Gedicht photographisch treu beschrieben.

Diese Abschweifung, welche vielleicht manchem unserer Leser nicht unwillkommen war, soll nur zeigen, zu welchen interessanten Punkten eine Böhämmerjagd führen kann, wenn sie sich nur etwas weiter ausdehnt, als eine nächtliche Streiferei durch die Peternell und die nächsten Waldberge Bergzaberns. Die Räuber, von denen Ekkehard spricht, und die auch im spätern Mittelalter das Innere des Wasgaues zu einer wahren Räuberhöhle machten, sind längst verschwunden. Kaum stoßen wir dort auf der französischen Grenze, wo Walther von Wasgenstein kämpfte, auf einen scheuen Schmuggler, desto öfter aber auf französische Douaniers und bayerische Grenzjäger, die in diesem Winkel voll merkwürdiger Burgen, malerischer Felsen und schöner Wälder die Grenzmarke Deutschlands und Frankreichs begehen.

Auf solchen weiten Zügen der Böhämmerschützen kann viel Tausenden von Böhämmern das Lebenslicht ausgeblasen werden. Und wie wir oft vergeblich auf die Rückkehr einer Schwalbe, einer Nachtigall, eines Rothkehlchens warten, weil sie jenseits der Alpen auf der Wanderung durch Welschland von den gefühllosen Italienern gefressen worden, — denn die Italiener verschlingen jeden Vogel, — so mag die Lappin im hohen Norden während ihres kurzen Sommers vielleicht der Rückkehr eines Bergfinks, der vor ihrer rauchigen Hütte nistete und die Oede ihrer Landschaft belebte, sehnlichst harren, indeß er längst schon dem Lehmgeschoß eines pfälzischen Böhämmerschützen verfallen und im Magen eines Bergzaberners sein Grab gefunden.

Heine'sche Sentimentalität jedoch kommt nicht auf gegen den trefflichen bitterlichen Geschmack gebratener Böhämmer. In guten Jahrgängen, wenn die Jagden ergiebig waren, wird sogar mit dem seltenen Leckerbissen ein lebhafter Handel getrieben, und der Böhämmer weithin in die Rheinstädte versandt. Daß dann der seltene Vogel theuer bezahlt werden muß, versteht sich von selbst, wenn man auch in Bergzabern selbst um wenige Groschen das köstliche Gericht sich zubereiten lassen kann. Jahre vergehen übrigens, bis manchmal ein Böhämmer geschossen wird. Und selbst in guten Jahren können ganze Partien von Böhämmerschützen in stürmischen Schneenächten meilenweit den Wald durchstreifen, ohne nur eine Feder zu erbeuten.

Wie schon erwähnt, wurden die mündlichen und schriftlichen Berichte über diese wunderliche Jagd für Mährlein gehalten, und noch jetzt wird es Leute geben, welche kaum an das Mitgetheilte zu glauben sich getrauen. Dennoch ist es buchstäblich wahr.

Vielleicht fühlen sich auch anderwärts Jagdfreunde veranlaßt, dem „Gägler" ein besonderes Augenmerk zu schenken und den Bergzabernern die nächtliche Böhämmerjagd nachzuthun. Und sollte die Beute auch noch so gering sein, so wird doch die Scenerie der Jagd im winternächtlichen Walde den Theilnehmer höchlichst unterhalten und die Motion eine wohlthätige sein. Im Nothfall kann man ja in einem guten Böhämmerwinter bei den lebhaften und freundlichen Bewohnern Bergzaberns in die Schule gehen.

August Becker.

Ein musikalischer Ahasver.

Wer in den fünfziger Jahren das schöne Thüringen durchreiste, der hat sicherlich die Bekanntschaft eines alten Mannes gemacht, der damals gewissermaßen zur charakteristischen Staffage der Landschaft gehörte. Eine hagere Gestalt von mittlerer Größe, etwas nach vorn übergebeugt, in unscheinbarer, ja ärmlicher Kleidung kam er daher, ein Papierpäckchen tragend, in welchem er Noten zum Verkauf trug. Vierzig Jahre lang ist der Alte ununterbrochen in Thüringen umhergewandert, aber es wurden auch große abenteuerliche Fahrten gemacht. Kein Wunder, daß während eines solchen Zeitraumes eine so auffallende Persönlichkeit gleichsam ein nothwendiges Requisit der Landschaft werden mußte. Wem es aber vergönnt gewesen ist, den alten wunderlichen Mann, der ihm vielleicht kurz vorher eine Composition für wenige Groschen zum Verkauf angeboten, vor dem Clavier oder auf der Orgelbank in Thätigkeit zu sehen, der mußte sich gestehen, daß hier ein bedeutendes Genie trostlos verkommen.

Und so war es auch. In seinen jüngeren Jahren, in der Vollkraft der Jugend, gehörte Louis Böhner — es ist der alte Capellmeister — zu den bedeutenden Erscheinungen der musikalischen Kunst. Töttelstädt, in Herzogthum Gotha, wo er am 8. Januar 1787 geboren worden, war sein Haupt-

aufenthalt während der vierzig Jahre seines unstäten Wanderlebens in Thüringen. Die ersten musikalischen Studien machte er bei seinem Vater, einem Organisten und Cantor, und schon früh kam sein Compositionstalent zum Durchbruch. Sei es nun, daß der Tod seiner Großeltern, Eltern und Geschwister, die kurz hintereinander starben, ihn heftig ergriffen, oder sei es, daß bittere Erfahrungen und Erlebnisse anderer Art seinen geistigen Horizont umdüsterten — kurz, der reiche Künstlergeist begann schon damals einige momentane Störungen zu verrathen. Der von Allen hochgefeierte Künstler gerieth oft in sonderbare Stimmungen, die öfter zu wirklich fixen Ideen ausarteten. Unter solch dämonischem Einflusse darf es nicht wundern, daß es ihn hinaustrieb in die weite Welt und von da ab hat er denn auch nirgends mehr Ruhe gefunden. Er ging 1818 über Frankfurt nach dem Rheine und faßte nun den kühnen Entschluß, eine Virtuosenfahrt außerhalb der Grenze Deutschlands anzutreten. Es war, als habe ihm das Schicksal damit die Thür zum Glücke, zum freundlichen, blumenbekränzten Lebenshafen öffnen wollen. Aber sein böser Dämon ließ es nicht zu. Zunächst wandte er sich nach Hamburg. Die reichen Kunstfreunde protegirten ihn auf's Eifrigste und in Folge des ihm von hier aus vorangegangenen Rufes wurde ihm im folgenden Jahre in Kopenhagen ein glänzender Empfang zu Theil. Hier stieg er mit einem Schlage auf den Gipfel des Ruhmes und Glücks. Er lebte am Hofe und war Gast des Königs; es ist eben nur dem Einflusse seines bösen Dämons zuzuschreiben, daß er das Alles wieder hinter sich warf und, arm wie eine Kirchenmaus, gänzlich heruntergekommen, wieder in der Heimath anlangte. Ganz Kopenhagen, vorzugsweise die Damenwelt, hatte ihm mit ungetheiltem Beifall gehuldigt; er hatte glänzende Einnahmen und lebte wie ein Edelmann.

Da riß er sich plötzlich los, reiste ohne Sack und Pack zu Fuß ab und irrte lange auf den Landstraßen und in den Wäldern umher. Endlich kehrte er nach Kopenhagen zurück, um sich nach Rostock einzuschiffen. Von hier ging er zu Fuß über Schwerin, Hamburg, Hannover, Hildesheim, Nordhausen nach Gotha. Man kann sich denken, in welchem Zustande er dort anlangte. Nun begannen seine rastlosen Kreuz- und Querzüge durch Thüringen, die vom Jahre 1820 bis zu seinem Todesjahre 1860 fast ohne Unterbrechung andauerten, so daß ihn bald Alt und Jung als den „alten Capellmeister" kannte. Am 28. März 1860 starb er ziemlich plötzlich zu Gotha in Folge einer bedeutenden Erkältung, die er sich auf einer Wanderung zugezogen hatte, zu der ihn gleichfalls eine besondere Grille getrieben haben soll.

Miscellen.

Pirmasens, 2. April. Der hiesige neugegründete Verein zum Schutze der Singvögel ist wohl als einer der zeitgemäßesten, rühmens- und anerkennenswerthesten zu betrachten. Man schaudert vor den haarsträubenden Grausamkeiten, welche an diesen nützlichen, uns in ihrer Freiheit so manche Genüsse bereitenden, aber so schwer verfolgten Geschöpfen verübt werden. Wie sehr diese Gattung Vögel abgenommen hat, merken wir leider nur zu deutlich in unseren stillen Wäldern und Hainen, an unsern, im Frühjahre von den Maikäfern und anderem Ungeziefer entlaubten Bäumen und Gartenpflanzungen. Wie zeitgemäß die Gründung dieses Vereins ist, sieht jeder Vernünftige ein. Der monatliche Beitrag beträgt nur sechs Kreuzer, welcher durch eine jährliche Verlosung von Harzer Canarienvögeln zum größten Theile wieder an die Mitglieder zurückfällt. Der Verein zählt bis jetzt ca. 340 Mitglieder und hoffentlich wird er bald durch neue Freunde verstärkt.

Frankfurt, 4. April. Vom nächsten Montag den 11. April werden die Gewächshäuser der Frankfurter Palmengartengesellschaft zum ersten Male für das Publikum gegen Eintrittsgeld geöffnet sein. Die Gesellschaft hat bekanntlich die herzoglichen Wintergärten zu Biebrich käuflich erworben und das ganze aus nahezu 30,000 Exemplaren bestehende Pflanzeninventar nach Frankfurt übergeführt. Zur Aufnahme desselben hat die Gesellschaft mit einem Kostenaufwande von circa 400,000 Gulden eine großartige Winter-Gartenanlage auf der Bockenheimer Landstraße (etwa 10 Min. von den Westbahnhöfen) errichtet, von der nunmehr die Glashäuser vollständig fertig gestellt sind. Das mittlere, nach einer ganz neuen Eisenconstruction errichtete Palmenhaus ist ein Prachtbau, der an Ausdehnung das größte der Gewächshäuser von Kew in England übertrifft. Das innere Arrangement mit Felsengruppen, Wasserfällen, Grotten rc. ist nach einem Plane des Herrn Gartendirectors Thelemann von dem Inspector der Gesellschaft, Herrn Heiß, ausgeführt, und gewährt schon jetzt einen herrlichen Anblick, der in etwa acht Tagen, wenn die Flora in ihrer ganzen Pracht entfaltet ist, auf den Beschauer einen noch imposanteren Eindruck machen wird. Die Frühjahrs-Ausstellung wird nur einige Wochen dauern.

Berlin, 6. April. Heute früh gegen 7 Uhr wurde der nach Westen liegende Theil der prachtvollen Alsenbrücke durch eine Gas-Explosion arg beschädigt. Etwa 50 Fuß der steinernen Böschung sind vollständig zerstört, ebenso ansehnliche Strecken der Granitplatten und selbst große Quadersteine. Die schöne Brücke hatte auch noch sonst starke Beschädigungen davon getragen, die selbst auf das Eisengitter sich erstrecken. Die Feuerwehr, welche bald zur Stelle war, konnte nur die Folgen einer Gas-Explosion feststellen, deren Ursache noch nicht ermittelt ist. Wahrscheinlich ist eine unter der Brücke liegende starke Gasröhre schadhaft und Anlaß zur Ausströmung von Gas geworden, über dessen Entzündung aber noch der Anhalt fehlt. Menschenleben sind bei dem Unfalle nicht zu beklagen.

Interessant dürfte folgende irgendwo in Schlesien passirte Geschichte sein. Die „Zukunft" hat sie in der „Breslauer Morgenztg." gefunden und erzählt sie getreulich wieder. Ein Gutsbesitzer entschloß sich während der letzten großen Kälte die Hasen seiner Nachbarschaft zu Gaste zu bitten. Er servirte ihnen in der Nähe der Kreischaussee täglich ein splendides Mahl, bestehend in Grünkohl und Futterrüben. Eines Tages nahmen indeß die Gäste zu ihrem großen Schrecken wahr, daß ihr Wirth sie vergessen habe. Auch am zweiten und dritten Tage darauf fanden sie die Tafel leer. Hunger thut weh, sprach der Oberhase und fing an, an einem Obstbaume der Kreischaussee zu nagen. Die Unterhasen folgten dem schlechten Beispiele und knabberten frisch darauf los, so daß bald 22 Stück Bäume mehr oder wenige die Folge dieser traurigen Gefräßigkeit an sich trugen. Nun ist, wie in der Zeitung erzählt wird, vor Kurzem eine Strafe von 110 Thlrn., nicht gegen die verbrecherischen Hasen, sondern gegen ihren gastfreien Wirth verfügt worden, alldieweil derselbe drei Tage hindurch die Fütterung ausgesetzt und demgemäß Ursache fraglicher Baumbeschädigung sei, ins juristische Deutsch übersetzt, weil derselbe in Anbetracht aller vorhandenen Umstände der intellectuellen Urheberschaft aus Fahrlässigkeit schuldig zu erachten. 5 Thaler pro Stamm macht bei 22 Stämmen 110 Thaler. Punktum!

London, 5. April. Der bekannte Friedensapostel Elihu Burrit hat Zeit zu einer interessanten Nebenbeschäftigung gefunden. Er hat die Zeit- und Geldverschwendung berechnet, welche der überflüssige Buchstabe u in der Endung our (labour, honour, vigour u. s. w.) verursacht. Den Verlust an Feder, Tinte, Papier, Satz und Druck, welchen dieses unschuldige u über den ganzen Erdkreis anrichtet, schätzt der Mann des Friedens auf 10,000 L. in einem einzigen Jahre! Die Amerikaner pflegen bekanntlich honor, labor u. s. w., also nach lateinischer Orthographie, zu schreiben, während es in England nur wenige Leute gibt, die sich entschließen können, der alten Rechtschreibung, welche der französischen Form honneur, labeur und labour u. s. w. entspricht, den Abschied zu geben. Ein deutscher Elihu Burrit könnte einmal ausrechnen, welche Summe und Mühe die vielen überflüssigen e und h im Deutschen repräsentiren.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 43. Speyer, Dienstag, den 12. April 1870.

Eine seltsame Geschichte.

Erzählung von J. S. Turgenjeff.

(Schluß.)

Er erhob sich langsam und ächzend von der Bank, die Ketten rasselten von neuem und das Heiligenbild suchend, wendete er mir das Gesicht zu und fing an, sich zu bekreuzen. Ich erkannte ihn sofort. Es war derselbe Wassili, der mir einst meinen verstorbenen Hofmeister gezeigt hatte. Seine Gesichtszüge hatten sich wenig verändert, waren aber noch sonderbarer und unangenehmer geworden. Der untere Theil seines gedrungenen Gesichtes war von einem struppigen Barte bewachsen. Ganz in Lumpen gehüllt, schmutzig, verwildert, flößte er mir eher Abscheu als Furcht ein. Er hörte auf, sich zu bekreuzen, aber seine leblosen Augen fuhren fort, über den Fußboden und das Zimmer hinzuschweifen, als erwarte er etwas. Plötzlich erhob er den Kopf und wendete sich um; aber die Füße versagten ihm; er schwankte; seine Begleiterin lief auf ihn zu und stützte ihn unter dem Arme. Nach ihrer Stimme und Gestalt zu urtheilen, mußte sie noch jung sein, aber ihr Gesicht zu unterscheiden, war fast unmöglich.

„Alukinotschka, meine Liebe," rief der „Heilige" noch einmal mit kläglicher Stimme, stieß mit weit offenem Munde einen Stoßseufzer aus und schlug sich mit der Faust auf die Brust. Sie gingen beide aus dem Zimmer hinaus.

Am anderen Morgen wollte ich abreisen. Der Regen strömte noch wie am Abende vorher, allein ich konnte nicht länger warten. Auf dem Gesichte des Dieners, welcher mir das Waschwasser brachte, spielte ein eigenthümliches, verhalten ironisches Lächeln. Ich verstand ihn; es bedeutete, daß er etwas Unvortheilhaftes, Verdächtiges über „die Herrschaft" erfahren hatte. Er brannte offenbar vor Ungeduld, mir etwas mitzutheilen. „Nun, was gibt's?" fragte ich ihn endlich. „Sahen Sie gestern den Juridivoi?" fragte der Diener. „Ja, und was weiter?" — „Haben Sie auch seine Freundin gesehen?" — „Ja." — „Es ist ein Fräulein von adeliger Abkunft." — „Wie das?" — „Es ist vollkommene Wahrheit. Kaufleute aus O. reisten hier durch; sie haben sie erkannt und sogar bei ihrem Namen genannt, ich habe ihn aber nicht behalten."

Ich war wie vom Blitze getroffen.

„Ist der „Heilige" noch hier oder ist er fort?" fragte ich. — „Ich glaube, er ist noch nicht fort. Eben saß er noch unter der Pforte und redete so wunderliches Zeug, daß ich nichts verstehen konnte. Der Hund, sagte er, wird von seinem Fette toll und das gereicht ihm übrigens zum Vortheil."

Mein Diener gehörte zu derselben Gattung gebildeter Lakaien, wie Ardalion.

„Ist das Fräulein bei ihm?" — „Sie hält bei ihm Wache."

Ich trat auf die Treppe hinaus und erblickte den Wahnsinnigen. Er saß auf einem Bänkchen unter der Pforte, stützte sich mit beiden Händen auf dasselbe und schaukelte mit dem Kopfe, wie ein wildes Thier im Käfig. Dicke Striche krausen Haares fielen ihm über die Augen und wurden nach allen Seiten hin geweht; die Lippen hingen herab und er stieß langsame, kaum menschliche Töne hervor.

Seine Begleiterin hatte sich eben das Gesicht in einem Kessel, der über einer Stange hing, gewaschen; sie hatte noch nicht Zeit gehabt, das Tuch wieder über die Augen zu decken und kehrte auf einem schmalen Brette, welches über die dunklen Pfützen des schmutzigen Hofes gelegt war, zur Pforte zurück. Ich blickte auf diesen jetzt vollkommen unbedeckten Kopf und schlug unwillkürlich vor Verwunderung die Hände zusammen. Vor mir stand Sophie B.

Sie drehte sich rasch um und sah mich mit ihren blauen, immer noch unbeweglichen Augen an. Sie war sehr mager geworden; ihre Haut war hart und sonnverbrannt, die Nase spitz geworden und die Lippen waren schärfer gezeichnet. Man konnte nicht sagen, daß sie weniger hübsch war, aber zu dem früheren nachdenklich verwunderten Gesichtsausdruck hatte sich ein anderer, entschlossener, fast kühner, concentrit-begeisterter Ausdruck gesellt. Von Kindlichem war in diesem Gesichte keine Spur mehr zu finden. Ich trat zu ihr.

„Sophie . . . Sophie Wladimirowna," rief ich aus. „Sind Sie es wirklich? Und in diesem Anzuge? In dieser Gesellschaft?"

Sie erbebte, sah mich aufmerksam an, als wollte

sie erfahren, wer zu ihr sprach und stürzte dann zu ihrem Begleiter hin.

„Akulinotschka!" lallte er, schwer athmend. „Unsere Sünden, Sünden . . ." — „Wassili Nikititsch, wir wollen gehen . . . gleich, gleich; hören Sie! Gleich . . ." sagte sie, sich mit der einen Hand das Tuch über die Augen werfend, mit der andern Hand den Wahnsinnigen unter den Ellbogen fassend. „Kommen Sie, Wassili Nikititsch; hier ist es gefährlich." — „Ich gehe, meine Liebe, ich gehe," antwortete demüthig der Wahnsinnige und erhob sich, den ganzen Körper nach vorne beugend, von der Bank. „Es müssen nur noch die Ketten angelegt werden."

Ich näherte mich noch einmal Sophien; ich nannte meinen Namen, bat sie, mich anzuhören, mir auch nur ein einziges Wort zu sagen; ich machte sie auf den Regen aufmerksam, der wie aus einem Eimer goß und bat sie, ihre eigene und die Gesundheit ihres Begleiters zu schonen; ich erinnerte sie an ihren Vater . . . aber eine feindselige unerbittliche Aufregung hatte sie ergriffen. Sie antwortete mir kein einziges Wort; mit zusammengepreßten Zähnen und ungleichen Athemzügen fuhr sie halblaut fort, mit kurzen, befehlenden Worten den hilflosen Juridivoi zur Eile anzutreiben; sie legte ihm seine Gurte um, legte ihm die Ketten an, stülpte ihm eine tuchene Kindermütze mit zerbrochenem Schirme auf das Haar, drückte ihm einen Stock in die Hand, warf sich einen Quersack um und trat mit ihm unter der Pforte hervor auf die Straße. Ich hatte kein Recht, sie mit Gewalt aufzuhalten und das hätte auch zu nichts geführt; sie drehte sich auf meinen letzten, verzweifelten Ausruf nicht einmal um; den „gottseligen Mann" an der Hand führend, schritt sie eilig in dem schwarzen Kothe dahin und wenige Minuten später schwanden aus meinem Auge in dem trüben Morgennebel und dem Netze der fallenden Regentropfen die Gestalten Sophiens und des „Heiligen". Sie bogen um eine vorstehende Hütte und waren für immer verschwunden.

In mein Zimmer zurückgekehrt, versank ich in Nachdenken — und konnte nichts verstehen. Es war mir unbegreiflich, wie ein wohlerzogenes, junges, reiches Mädchen Alles und Alle verlassen konnte — das Vaterhaus, die Familie, ihre Bekannten, wie sie allen ihren Gewohnheiten, allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen konnte — und weßhalb? Um einem halb wahnsinnigen Landstreicher zu folgen, sich zu seiner Sclavin herabzuwürdigen? . . . Hier konnte keinen Augenblick angenommen werden, daß diesem Entschlusse eine, wenn auch verkehrte Herzensneigung, d. h. Liebe oder Leidenschaft zu Grunde lag . . . . Man brauchte nur einen einzigen Blick auf die abstoßende Figur des „Gottseligen" zu thun, um diesen Gedanken unwiderruflich zu verwerfen. Nein, Sophie war rein und, wie sie einmal ausgesprochen hatte, für sie gab es nichts Unreines. Ihre Handlung war unfaßbar; aber ich habe sie nicht verurtheilt, wie ich später auch andere Mädchen nicht verurtheilt habe, welche Alles dem zum Opfer brachten, was sie für Wahrheit hielten und worin sie ihren Beruf erkannten. Ich konnte nicht umhin, zu beklagen, daß Sophie diesen Weg eingeschlagen hatte, konnte ihr aber dennoch meine Bewunderung, ich will mehr sagen, meine Achtung nicht versagen. Nicht umsonst hatte sie mir einmal von Selbstverleugnung und Demuth gesprochen . . . Wort und That war eines bei ihr. Sie hatte einen Lehrer, einen Führer gesucht und hatten ihn gefunden — aber in wem!

In der Folge gelangte das Gerücht zu mir, die Familie habe endlich das verirrte Lamm aufgefunden und nach Hause zurückgeführt; dort hat sie aber nicht lange mehr gelebt; sie starb, immer gleich schweigsam, ohne sich gegen irgend Jemanden ausgesprochen zu haben.

Friede Deinem Herzen, Du armes, räthselhaftes Wesen! Wassili Nikititsch treibt wahrscheinlich sein Handwerk weiter fort; die eiserne Gesundheit solcher Menschen ist wahrhaft unbegreiflich. Vielleicht hat ihn übrigens die fallende Krankheit gebrochen.

Die Mormonen.

Die Mormonen oder Heiligen des jüngsten Tages wurden als religiöse Secte von Joe (Joseph) Smith gestiftet, der am 23. December 1805 zu Sharon im Staate Vermont geboren war und sich später, neben andern Berufsarten, auch mit Schatzgräberei beschäftigt hat. Im Jahre 1830 gründete er die Secte zu Fayetteville in Ohio. Der Name kommt von einem mythischen christlichen Kriegshelden Mormon, der um das 5. Jahrhundert gelebt haben soll. Bald siedelten die Mormonen, schon einige Hundert Glieder zählend, nach Independence, im Westen Missouris, über, von wo sie jedoch von der Regierung ausgewiesen wurden; sie ließen sich dann im Hancockcounty, im Staate Illinois, nieder, wo sie die rasch emporblühende Stadt Nauvoo gründeten. Hier kam es jedoch zwischen den Mormonen und den übrigen Einwohnern 1846 zum offenen Kampfe, in welchem Joe Smith nebst seinem Bruder Hiram den Tod fanden und Nauvoo in Trümmer gelegt wurde. Die Mormonen zogen dann 1845—48 auf höchst beschwerlichen Pfaden über das Felsengebirge nach dem großen Ocean und ließen sich am großen Salzsee (Salt-Lake) nieder, wo sie die Stadt Great Salt Lake City gründeten, welche rasch zu einer außerordentlichen Blüthe gedieh. Der Nachfolger Smith's ward Brigham Young. Die Vielweiberei besteht eigentlich bei der Secte in anerkannter Weise erst seit 1852. Brigham Young hat 50 Frauen, darunter 20, welche schon Joe Smith besaß.

Die Allg. Ztg. schrieb jüngst über die Mormonen:

San Francisco, 1. Jan. Durch die Vollendung der transcontinentalen Eisenbahn ist uns der Mormonenstaat Utah um vieles näher gerückt; manche der Reisenden haben in Great Saltlake City die näheren Verhältnisse dieses interessanten Völkchens studirt,

und ihre oft sehr abweichenden Ansichten dem Publicum vorgelegt, aus denen ich folgendes Bild zusammenstelle.

Brigham Young fängt an für seine Unabhängigkeit zu zittern, seit die Gentiles oder Heiden (wie die Nichtmormonen dort bezeichnet werden) sich in größerer Zahl auf jenem schönen Plateau niederlassen, und die föderalen Gerichtshöfe nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten ihr Urtheil sprechen. Das Recht eines Jury-trial schützt indeß das Mormonenthum fürs erste noch, und namentlich konnten die Gerichte bisher der Polygamie nicht entgegentreten, weil keine zwölf Geschwornen zu erlangen waren, welche in betreffenden Fällen ihr „Schuldig" sprachen; desto mehr haben verschiedene Schriftsteller — und namentlich weibliche — dagegen geeifert. Dies würde aber Brigham Young wenig berührt haben, hätte sich nicht in der Mormonenkirche selbst ein Schisma erhoben. David und Alexander Smith, die Söhne des Propheten Joseph Smith, des Gründers des Mormonismus, predigten öffentlich in der Hauptstadt Utahs gegen die Lehre Brigham Youngs, welche sie sogar als niedrigen „Betrug" bezeichneten, namentlich in Betracht der Vielweiberei.

David Smith ward kurz nach seines Vaters Tod geboren, welcher seine Geburt prophezeite und ihn als den zukünftigen Propheten bezeichnete. Dieses Factum ist allen Mormonen bekannt, und Brigham Young erwähnte selbst bei seiner Wahl daß er das Amt nur als Stellvertreter Davids übernehme; jetzt will jener aber dasselbe nicht niederlegen, sondern sieht in David nur den größten Feind des von ihm aufgestellten Systems. Brigham Young predigt regelmäßig gegen David, dem er den Zutritt ins Tabernakel verbot, damit die Gläubigen nicht durch die neue Lehre angesteckt werden, und drohte selbst mit Excommunication denen, welche die protestantische Kirche besuchen würden, wo David allein noch Schutz fand. Letzterer behauptet, daß sein Vater die Polygamie nicht als erlaubt anerkannt habe, auch in ihrer Glaubens-Offenbarung — der Mormonen-Bibel — nichts davon stehe. Trotz der dem neuen Propheten in den Weg gelegten Schwierigkeiten haben sich schon viele der neuen Lehre zugewandt, und selbst mehrere unter den Mitgliedern von Brigham Youngs eigener Familie, vor allem die ersten und ältesten Frauen der Mormonen, deren Reize und Einfluß geschwunden sind. David Smith ist erst 24 Jahre alt, ein tüchtiger Redner, aber trotz des Schutzes, welchen die Regierung der Vereinigten Staaten ihm gewährte, sah er sich genöthigt vorläufig sich zu entfernen, und predigt jetzt in Californien, wo seine Vorträge gut besucht werden.

Brigham Youngs Einfluß ist noch zu mächtig; er hat in Joseph F. Smith, einem Sohne Hyrams, des „Märtyrers" und Neffen des ersten Propheten, einen eifrigen Vertheidiger gefunden, welcher behauptete, daß seine eigene Mutter Emma Smith und ein gewisser Marks (des Propheten rechte Hand) schuld seien, daß sein Vater und sein Oheim ermordet wurden, indem sie dieselben aufforderten, aus dem Felsengebirge nach Nauvoo zurückzukehren, wo das fanatische Volk sie zerriß. Er behauptet ferner, daß Joseph Smith mehrere Weiber geistig angetraut gewesen seien, und daß in Nauvoo unter seinen Anhängern nicht nur Polygamie, sondern auch Polyandrie (Vielmännerei) bestanden habe. (Dieser „freien Liebe" begegnen wir auch bei andern Secten in America.)

Wie in den Kirchen der großen Salzsee-Stadt diese verschiedenen Religionsansichten vertheidigt und bekämpft werden, so hat sich dort auch die Presse in zwei Theile getheilt. Der „Telegraph" ist auf Brigham Youngs Seite, während das „Utah-Magazine," obgleich von zwei Mormonen (und zwar von zwei „Aeltesten") redigirt, die Infallibilität Brigham Youngs bestreitet. Einige Artikel über Minenbau, Löhne der Arbeiter &c., welche in letzterem Blatt erschienen, harmonirten nicht mit des Propheten Ansichten, weßhalb jene „Aeltesten" vor das geistliche Gericht citirt wurden. Es half den Angeklagten kein Protest gegen die Competenz jenes Gerichts, noch ihre Behauptung, daß sie eifrige Mormonen seien und des Propheten Autorität in geistlichen, doch nicht in weltlichen Dingen anerkannten. Die Mehrheit des geistlichen Tribunals (zu dem sie selbst gehörten) sprach das Urtheil der „Excommunication" und „daß sie dem Teufel zum Ohrfeigen überliefert würden!" Beide Redacteure haben mehrere Frauen und mit diesen inconstitutionellen Anhängseln wurden sie der „Heidenwelt" auf Gnade oder Ungnade überliefert. Sie setzen jetzt die Redaction ihres Blattes unter dem Titel „The Mormon Tribune" fort und zwar in vergrößerter Form; Religionsfreiheit ist dessen Motto, um Aberglauben und Fanatismus in allen seinen Phasen zu bekämpfen.

Gewissermaßen noch schlimmer erging es dem Redacteur des „Reporter", einem anderen Oppositionsblatte, welcher es sogar gewagt hatte, das heilige Institut der Polygamie in verschiedenen Artikeln anzugreifen. Der Sohn eines der Mormonenrichter, an der Spitze mehrerer seiner Glaubensgenossen, schlug den armen Redacteur halb todt und zwar in Gegenwart seines Vaters, was vermuthen läßt, daß dieses grausame und gesetzlose Verfahren höhern Orts anbefohlen war.

Die ursprünglich kleine Mormonencolonie (es waren keine fünfhundert Individuen, welche in den vierziger Jahren nach dem Salzsee zogen) erhielt ihren Hauptzuwachs durch Tausende von Proselyten, welche Brigham Youngs Missionäre in England, Norwegen, Schweden, Deutschland, Frankreich und den Vereinigten Staaten selbst anwarben, das Reisegeld vorschossen und denselben Grundstücke nebst Ackergeräth &c. überwiesen. Diese Schuld ward in jährlichen Raten abgezahlt, ihre Bedürfnisse wurden ihnen von Mormonenhändlern billig geliefert; allein nur wenige konnten es zu einigem Wohlstande bringen, der den Unterhalt von mehr als einer Familie zuließ, daher man unter diesen Landbewohnern fast nur Monogamie findet. Nur die Vorsteher der Gemeinden und die wohlhabenden Kaufleute vermochten der ersten Frau noch mehrere andere beizufügen, wobei das Interesse einer Verwandtschaft mit dem Propheten oft fördernd mithalf.

Solange Brigham Young noch lebt, wird von Seiten der Vereinigten Staatenregierung wohl nichts geschehen, um die jetzt in Utah bestehenden Verhältnisse umzustoßen und dasselbe als Staat in die Union aufzunehmen. Der früher angeregte Plan, alle Besitzungen aufzugeben und nach den Sandwich-Inseln auszuwandern, läßt sich jetzt nicht mehr ausführen, seit die Bevölkerung auf etwa 75,000 Seelen angewachsen ist. Das Plateau enthält eine Menge blühender Bauernhöfe und die Mormonenansiedlungen erstrecken sich noch Hunderte von Meilen nach dem Süden. Der Alkaliboden, welcher früher für völlig unfruchtbar galt, liefert treffliche Ernten, namentlich von Weizen und Gerste, der leichte Verkehr mit der Eisenbahn fördert die Einwanderung und mit neuen Niederlassungen werden neue Gemeinden entstehen; den ärmern Mormonen werden die Augen geöffnet über manche dort herrschende Mißbräuche und bei den Volkswahlen dürften bald andere Elemente sich geltend machen, als diejenigen, welche gegenwärtig nur dem Willen eines Einzelnen unterworfen sind.

Fräulein Anna Dickinson — eine der exaltirtesten Kämpferinnen für weibliches Stimmrecht — welche auf ihrer Reise nach dem stillen Ocean auch Utah besuchte, nennt in einer ihrer Vorlesungen die große Salzseestadt „übertünchte Grabmäler“, gesteht indeß ein, daß man dort die größte Reinlichkeit, kein öffentliches Trinklocal, keine Prostitution und auch nicht die sonstigen Laster finde, welche in andern Städten der Union so gewöhnlich sind. Brigham Young sei der Despot, dessen Willen sich jeder Mormone unterwerfe und 200 Leiter der Gemeinde (von denen 198 geborene Amerikaner) seien fast die einzigen, welche mehrere Frauen haben; die Mehrzahl der Bevölkerung begnüge sich mit einer und die meisten jungen Leute müßten leer ausgehen. Sie habe wohl manche Thräne im Stillen weinen sehen, doch die Mehrzahl der Weiber sei aus Fanatismus mit ihrer Lage zufrieden.

In neuester Zeit droht der Niederlassung eine neue Gefahr. Die Gesetze gegen die Vielweiberei sollen gegen die Secte zum strengen Vollzug kommen, was dieselbe vielleicht veranlassen wird, wieder einen andern Aufenthalt zu suchen.

Miscellen.

Aus Berlin, 6. April, schreibt man dem „Schw. M.“: Die Nachricht, der Reisende und Naturforscher Dr. Wilhelm Schimper sei mit Tod abgegangen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach unbegründet. Allerdings war das Gerücht Ende Januar in Egypten verbreitet. Inzwischen aber ist in Berlin ein Brief Schimpers angelangt, der aus Adoa in Abyssinien vom 15. Januar datirt ist und den Dank desselben für die ihm vom König Wilhelm bewilligte Unterstützung von 1000 Thlrn. enthält. Da nun die Beförderung von Nachrichten aus Adoa bis nach Alexandrien mindestens vier Wochen in Anspruch nimmt, so konnte die Nachricht von einem etwa nach jenem Datum erfolgten Tode Schimpers Ende Januar noch nicht in Egypten eingetroffen sein.

Schaffhausen, 5. April. Der Ingenieur, welcher die Hebung des versunkenen „Rheinfall“ zu leiten hat, trifft, wie dem „Tagblatt“ geschrieben wird, diese Woche hiezu die nöthigen Anstalten. Die Hebung wird mit vier großen Segelschiffen vorgenommen, die mit Wasser gefüllt werden. Vermittelst Pumpen werden sie erleichtert und wenn dann das versunkene Schiff, welches zwischen den Hebungsschiffen sich befindet, sich etwas hebt, so wird es vorwärts geschafft, wahrscheinlich mittelst eines Krahnen und sodann das Experiment wiederholt.

Die französische Akademie der Inschriften hat einen genauen Bericht über das vor Kurzem im ostjordanischen Palästina aufgefundene moabitische Denkmal veröffentlicht. Dasselbe besteht aus einer sorgfältig polirten Basaltsäule, mit einer noch heute gut erhaltenen Inschrift, die das erste schriftliche Denkmal ist, das wir in dem Alphabet besitzen, in welchem die Bücher des alten Testaments geschrieben, und das im Besitze aller syrischen, kananitischen und phönizischen Völker war. Die Säule ist ein Denkmal, das Mesa, Sohn des Chamos, König von Moab, zu Ehren eines Sieges über die Israeliten gesetzt. Es ist in dieser Inschrift Bezug genommen auf die Unterjochung Moabs durch Israel, auf die Bildung des Zehnstämmereichs, auf die Usurpation Omris, des Vaters Ahabs. Dann ist erwähnt die Erbauung von Bathbaal-Mere und Kirinthaim, moabitische Städte auf jüdischem Gebiet; ferner der Kampf um Kir, der endliche Sieg, das große Blutbad, das zu Ehren Chamos und Moabs angerichtet wurde, und die reiche Beute, die man fand. Es liegt hier offenbar eine moabitische Darstellung derselben Geschichte vor, welche die Bücher des alten Testamentes von israelitischem Standpunkte aus vorführen, insbesondere der Expedition, welche die Könige der beiden Reiche Juda und Israel: Josaphat und Joram gemeinschaftlich gegen Moab unternahmen. Nach der israelitischen Quelle sind die beiden Könige anfangs siegreich, belagern die Hauptstadt Moabs, ziehen sich aber zurück, als der König von Moab seinen eigenen Sohn den Göttern als Opfer schlachtet. Die Moabiter gingen nun zur Offensive über, und die Inschrift schilderte dieß also: „Chamos (der Gott des Königs Mesa) sprach zu mir: Ach, übernimm die Herrschaft über Israel! Ich brach noch in der Nacht auf und kämpfte vor Sonnenaufgang bis Mittag; ich tödtete 7000 als Opfer für Astar-Chamos (die weibliche Gottheit). Dann nahm ich die heil. Geräthe Jehovahs (?) und weihte sie Chamos.“ Letzteres bezieht sich offenbar auf einen Angriff der vereinten Moabiter und Ammoniter gegen Josaphat, von dem 2. Chr. 20 die Rede ist, nach welcher Darstellung übrigens die Israeliten gesiegt haben. Nun folgt eine pomphafte Aufzählung aller von Mesa erbauten Städte, die jedoch meist schon vorher existirten und also wohl nur wiedererobert wurden. Dieses großsprecherische Siegesbulletin, das an ähnliche moderne Fabrikate erinnert, bestätigt jenes Wort des Propheten Jesaias: „Wir haben vernommen den Uebermuth Moabs; sein Stolz und seine Wuth sind größer als seine Macht.“ Merkwürdig ist, daß hier von Chamos ganz in derselben Weise die Rede ist, wie im alten Testamente von Jehovah; Chamos gibt alle Kriegspläne an, er zürnt über die Tyrannei der Israeliten und empfängt die Widmung der Beute. Wenn man den Tod Ahabs auf das Jahr 897 verlegt, so wird das Alter der Inschrift noch einige Jahre später zu datiren sein. Wir haben somit ein Denkmal vor uns, das über 27 Jahrhunderte alt ist.

Charade
(Dreisylbig.)

Flüchtig meine ersten Sylben schwinden
In dem reißend wilden Strom der Zeit,
Meine Dritte nützt nur dann dem Blinden,
Wenn ein Seh'nder ihm die Augen leiht;
Die entschwund'nen Ersten einst zu finden
In dem Ganzen, spät uns noch erfreut.

Auflösung des Räthsels in Nr. 38.
Jagdort — jag dort.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 44. Speyer, Donnerstag, den 14. April 1870.

* Gerhard von Löwen.

Episode aus dem Streite zwischen den Heckeren und den Bronkhorsten.*)
(1354.)

Von A. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von E. B.)

Freundlich stieg der Abend nieder über das Dörfchen Löwen, in dem Lande zwischen der Maas und dem Waal. Der Monat März eilte seinem Ende zu. Hatte er gleichwohl früher seine Ankunft durch manchen Schnee- und Hagelschauer angekündigt; — hatte er auch diesmal seinen Charakter als launiges und widerspenstiges Kind keineswegs verleugnet: in der Stunde seines Scheidens war, als ob er jede Erinnerung an seine Unfreundlichkeit verwischen wollte, sein Betragen das eines sanften und liebenswürdigen Gesellen. Seit etlichen Tagen war die Luft warm und duftig. Bereits begannen die Blüthenknospen zu schwellen an den Apfel- und Birnbäumen, hinter denen die einfachen, meist aus Lehm erbauten und mit Stroh gedeckten Hütten der Dorfbewohner sich verbargen. Die Dornhecken waren an sonnigen Plätzen schon mit feinen, sanftgrünen Blättchen, die Wiesen selbst schon mit einzelnen Blumen geschmückt. Es war einer von den Abenden, an denen die Brust mit Wollust die köstliche Balsamluft einathmet, wie sie nur der Lenz bieten kann, die er aber in unserem Himmelsstrich leider so selten bietet. Kein Wunder, daß die Vögel laut und fröhlich zwischerten im Angesicht der untergehenden Sonne, die auf den kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben des Schlosses mit blendendem Glanze ihre Strahlen widerspiegelte, das Silber des trotzigen Waal vergoldete mit einem Strom von flüssigem Gold und die leichten Abendwölkchen mit Purpur bemalte. Kein Wunder auch, daß die meisten Dorfbewohner lieber vor den Thüren ihrer Wohnungen oder auf dem Kirchhofe, als in ihren dumpfen und rauchigen Hütten von der Arbeit des Tages sich erholten.

Aber nicht allein die milde Luft, andere und gewichtigere Umstände brachten diesen Abend beinahe die ganze männliche Dorfbevölkerung von Löwen auf dem Kirchhofe zusammen. Es waren auch nicht die gewöhnlichen Dorfberathungen über Wetter und Ackerbau, über die Heirath von des Küsters Tochter mit dem Sohne des Schmieds, oder über die häuslichen Zwistigkeiten von Gevatter Schuhmacher und Schneider. Der Gegenstand des Gesprächs war wichtiger. Das sah man sogleich beim Nähertreten an der ungewöhnlichen Aufregung, womit Einer von ihnen das Wort an die Umstehenden richtete, an der fast athemlosen Stille, womit diese den Worten des Sprechers lauschten. — An die niedrige Mauer des Kirchhofes gelehnt, gab Konrad der Hausirer, diesen Morgen von Nymwegen angekommen, den Bewohnern von Löwen eine Uebersicht von den politischen Ereignissen des Tages. Hatte solch ein gereister Mann, solch eine wandelnde Neuigkeitspost, in jenen Tagen für jedes Dorf eine unbezahlbare Persönlichkeit, durch seine komischen oder ernsten Abenteuer schon manche angenehme Abwechslung in das stille und eintönige Leben des Dorfes gebracht, so hatte er doch noch nie so viel Andacht und Aufmerksamkeit gefunden, als gerade heute. Seine Erzählung öffnete den Augen seiner Zuhörer eine neue Welt. Obschon sie nicht (wie die Bewohner der Veluwe*) als Leibeigene und Hörige unter einem Zustande gebeugt gingen, für welchen der Name „Europäische Sclaverei“ nicht zu stark ist, so war ihre Lage doch nicht der Art, daß nicht eine verständige Verbesserung wünschenswerth gewesen wäre. Es verhielt sich nämlich so: Die Bauern wurden zwar durch das Landrecht gegen die Willkür der Herren geschützt, aber die meisten dieser Herren drückten doch mit eiserner Faust, wo sie nur konnten. So war es auch in Löwen, wo Herr Heimerich von Drüten keine Mißachtung seiner Rechte, auch wenn sie nur in seiner Einbildung bestand, ungerächt ließ, ja — durch seinen Rentmeister aufgehetzt — dieselbe oft auf die kleinlichste Weise durch zahllose Quälereien vergalt.

*) Die Heckeren und Bronkhorsten waren zwei alte Rittergeschlechter in der holländischen Provinz Geldern, die für die beiden sich feindlich gesinnten Brüder Reinald und Eduard von Geldern Partei nahmen. Daraus entstand ein langwieriger und blutiger Krieg, der auf lange Jahre hinaus das Land verwüstete und in der holländischen Geschichte unter dem Namen „Streit zwischen den Heckeren und Bronkhorsten“ bekannt ist. Anm. d. Uebers.

*) Früher Felna, ein wegen seiner Unfruchtbarkeit und Wasserarmuth bekannter Landstrich im südlichen Theil der Provinz Geldern. Anm. d. Uebers.

„Ja, Männer!“ rief der Hausirer, „dort, in der Veluwe, ist erst ein Leben, seitdem der gute Herzog Reinald, der noch weiß, was einem Menschen zukommt, seine Unterthanen frei gemacht hat. Sie arbeiten dort nur für sich selbst, nicht für den Rentmeister ihres Herren; sie heirathen dort wen sie wollen, ohne erst den Herrn um Erlaubniß zu fragen und wenn es ihnen auf dem einen Platz nicht gefällt, wohlan! so gehen sie auf einen andern. Thut das hier einer, wenn es ihm nicht erlaubt wird?“

Ein dumpfes Gemurmel, halb vor Erstaunen über das Gehörte, halb vor Aerger über des Erzählers letzte Worte, ging dem Ausrufe eines Mannes aus dem Kreise der Bauern voraus:

„Was meint Ihr wohl damit, Ihr Tölpel! daß Ihr von Leibeigenen und Hörigen geredet? Wir sind freie Leute! Das Alles, was ihr da herzählt, können wir getrost auch thun. Wenn wir in des Herren Wasser nicht fischen, noch auf seinen Feldern wildern und auf Allerheiligen oder St. Peter unsern Pachtzins gehörig bezahlen, dann haben wir nichts weiter mit dem Herrn von Drüten zu thun.“

Konrad biß sich auf die Lippen. Was seine frühere Sprache bereits vermuthen ließ, verriethen seine letzten Worte vollends, daß er, selbst aus der Veluwe stammend, mit dem Zustand der Löwener nicht recht bekannt war. Mit all der Gewandheit eines Mannes, der gewöhnt ist, viel zu erzählen, und sich deshalb leicht (vergessend, daß ein Lügner ein gutes Gedächtniß haben muß) selbst in die Nothwendigkeit bringt, sich aus mißlichen Umständen durch den einen oder andern Kunstgriff zu retten, erwiderte er halb spottend:

„Wie so? Habt Ihr es hier in Löwen so gut, daß Ihr thun könnt, was Ihr wollt? Dann müßt Ihr Eueren Herrn wohl in hohen Ehren halten. Anderwärts wollen sie einen armen Hausmann wohl noch etwas plagen, indem sie ihn viel Arbeit verrichten lassen für wenig oder gar kein Geld. Ich wußte nicht, daß sie hier auf dem Schlosse solche Heilige seien.“

Schon machte sich einer der Anwesenden zur Antwort bereit, als Aller Aufmerksamkeit auf einen jungen Mann abgelenkt wurde, der mehr noch als die anderen dem Gehörten Wichtigkeit beizulegen schien. Sein flammender Blick war unaufhörlich auf den Erzähler gerichtet; eine hohe Röthe färbte seine Wangen; seine Lippen waren festgeschlossen.

Jetzt brach er plötzlich in ein schrilles Gelächter aus. Von der Mauer, auf der er gesessen, herabspringend, trat er auf den Hausirer zu und sprach mit zorniger Stimme:

„Ihr lügt das Alles, Kerl! Ihr wollt uns einen Bären aufbinden. Ein Herzog wollte so ganz von seinen Rechten abtreten! Ja gewiß, dazu sind die großen Herren wohl sehr geneigt! Davon weiß ich mehr zu erzählen. Bleibt deshalb nur daheim mit solchen Mährchen!“ Und mit einer geringschätzigen Miene kehrte er Konrad den Rücken.

Dieser heftige Ausbruch schien Alle der Sprache beraubt zu haben; fragend sahen sie zu dem Hausirer auf. Dieser war gleichwohl nicht im mindesten aus dem Felde geschlagen; im Gegentheil, ein kaum bemerkbares Lächeln spielte um seine Lippen; dann sagte er in ruhigem Tone:

„Nicht so hastig, junger Mann! Was ich sage, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Ich will Euch aber noch mehr erzählen. Die Veluwener haben das Elend, das sie so lange erduldet, an ihren lieben Herren gerächt. Mit Hacken und Gabeln, ja mit allem, was sie nur greifen und womit sie Schaden anrichten konnten, haben sie die Häuser ihrer Feinde angegriffen. Und sie haben ihre Sache gut gemacht. Mancher Bronkhorster hat seinen verdienten Lohn empfangen. Mich dünkt, Ihr müßt ja von hier aus fast die Flammen von den Häusern der Edlen gesehen haben! In Arnheim selbst waren sie so voll Angst, daß sie die Thore verschlossen. Frau Eleonore, die ganz in der Hand Eduards ist, wäre so gut nicht weggekommen, wenn sie ihr Haus zu Rosendaal nicht so stark befestigt hätte.“

„Stille! Sprecht nicht so laut! Hier auf dem Schlosse sind sie auch von der Partei Eduards,“ fiel einer der Umstehenden, ein bereits bejahrter, aber noch immer kräftiger Landmann ein.

„Nun, was thut das?“ erwiderte Konrad lachend, „ich kann immerhin erzählen, was alles in der Welt passirt. Das ist Hausirerrecht.“

„Was das thut?“ ließ der junge Mann sich wieder hören, „was das thut? Daß Ihr, länger als Euch lieb wäre, in einen der Keller des Schlosses kommen könntet, wenn einer der Diener des Herrn Euch hörte. Ihr kennt Herrn Heimerich von Drüten nicht!“

„Ich glaube fast, Gerhard hat Lust, dem Krämer Gesellschaft zu leisten,“ fügte einer der Jüngeren bei. „Es scheint ihm dort gefallen zu haben, obschon er hinter dem Gitter gewaltig raste und fluchte!“

Dieser Scherz schmeckte unserem Gerhard gar nicht. Mit geballter Faust schoß er auf den unzeitigen Spötter los und leicht wäre der Tag mit einem heftigen Kampfe beschlossen worden, hätten nicht die Uebrigen den Wüthenden zurückgehalten und zu besänftigen gesucht. Der Andere hatte die Gelegenheit benutzt, um sich still davonzumachen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Wien, 30. März. In der gestrigen Sitzung der geographischen Gesellschaft hielt der unermüdliche bayerische Naturforscher Dr. Neumayer aus Frankenthal, den einst der verewigte König Max zur Untersuchung der physikalischen Verhältnisse Südaustraliens ausgeschickt, einen Vortrag über seinen der Wiener Akademie der Wissenschaften unterbreiteten und von dieser adoptirten Vorschlag: der Sendung einer österreichischen Expedition nach dem Südpolarmeer zum Zweck der Beobachtung des Venusdurchgangs durch die Sonne im Jahre 1874. Es ist bekannt, daß dieses Phänomen die besten Be-

stimmungen zur Berechnung der Sonnenparallaxe bietet. Dr. Neumayer hat nun die hiesige Akademie der Wissenschaften dafür gewonnen, den Antrag bei der Regierung zu befürworten: daß eine kleine Expedition österreichischer Fachmänner, Marineoffiziere und Astronomen, nach der südlichen Hemisphäre, als dem Gebiet, wo der Venusdurchgang vom Jahre 1874 allein beobachtet werden kann, gesendet werde. Dr. Oppolzer hat berechnet, daß der zur Beobachtung des Eintritts und Austritts der Venus günstigste Punkt in der Nähe der Macdonalds-inseln (53° s. B. und 12° ö. L. von Greenwich) liege. Dr. Neumayer, welcher diese Gegend befahren, führte eine Menge Beweise dafür an, daß auch die meteorologischen Verhältnisse dieser Inseln für das Programm ungewöhnlich günstig seien. (Die Ausläufer des Agalhas-Stroms erhöhen die Meerestemperatur in dieser Richtung). Eine kleine Recognoscirungs-Expedition auf einem Holzziegelschiff von wenigen hundert Tonnen müßte selbstredend zur Voruntersuchung der Verhältnisse der Macdonald-Inseln vorausgehen. Dieselbe hätte nicht blos die genaueste Ortsbestimmung zur Aufgabe, sondern auch die bezügliche Beobachtung aller physikalischen Erscheinungen. Die Kosten dafür würden nach Dr. Neumayer die Summe von 35,000 fl. nicht überschreiten. Die Gegenwart des Kriegsministers Frhrn. von Kuhn und des Admirals von Tegetthoff, sowie der mit den Mitgliedern der Geographischen Gesellschaft gefüllte Saal, sprach für das Interesse, welches der Gegenstand des Vortrags erregte, und der allgemeine Beifall am Schlusse desselben für die überaus anziehende und instructive Behandlung. Wenn, wie zu hoffen, die Regierung den Antrag der Akademie genehmigt, und es österreichischen Gelehrten dadurch ermöglicht wird, sich an einer Arbeit von höchstem wissenschaftlichen Interesse für die ganze Menschheit in würdigster Weise zu betheiligen, so ist dieß vor Allem dem bewunderungswürdigen Eifer des Dr. Neumayer zu danken, welcher sich schon als mehrjähriger Director der Sternwarte zu Melbourne so große Verdienste, namentlich auch um die Kenntniß der physikalischen Verhältnisse Südaustraliens, erworben hat. (A. Z.)

---

* Die Preisaufgabe in Nr. 36 der Palatina.

An den Preisräthseln der Palatina hat schon manches Gemüth in Nah und Fern seine Unterhaltung gefunden, wie dies sowohl die ausgedehnte Räthselkundschaft als auch der Inhalt der einlaufenden Briefe beweist. Noch niemals aber war die Betheiligung aus der ganzen Pfalz, sowie auch aus Städten des jenseitigen Bayerns, so groß wie diesmal bei der Aufgabe in Nr. 36 der Palatina; selbst das „Käsperle" fand seiner Zeit nicht so viele Interessenten als unsere jetzige Aufgabe und doch sind dazumal, einem unverbürgten Gerücht zufolge, den Postexpeditionen, in Folge der vielen Einsendungen, die Groschenmarken beinahe ausgegangen. Es ist dies ein Beweis, in wie viele Gegenden und Hände die Palatina gelangt. Also zur Sache. Die richtige Auflösung der diesmaligen Aufgaben ist für die erste: Emmachen, als zärtliche Benennung für ein Kind, das Emma heißt: für die zweite: Schreibart, jedoch nicht regelmäßig nach den Stammsilben getrennt, sondern in zwei Worte, Schrei und Bart zerlegt, welche Licenz einem Räthselmacher schon gestattet ist. Das erste Räthsel „Emmachen", wurde von fast allen Einsendern errathen, vielleicht weil der Name lieb und zart ist; nur eine Einsendung aus weiter Ferne, wo man mit den pfälzischen Verhältnissen nicht vertraut ist, lautet Klaren und Klären. Viel mehr Kopfzerbrechens hat das zweite Räthsel gemacht. Statt Schreibart kamen zu verschiedenen Malen: Ode, Hilfwort, Schreiben, Geschlecht, Th, Rechtschrift, Tonmaß, Anlaut, Hauchlaut, Auslaut, Ausstrich, Tonsatz, Abart, Buchstab, Emgen, Laute, Wurzel, Kaschmir, Brummbaß, Rambaß, Rahmkäs, Baßgeig und Eté.

Rambaß und Käs, Baßgeig und Eté sind allerdings kuriose Dinge und zwar klingt Eté am sonderbarsten: doch ist der Eté-Einsender sonst ein ganz gewandter Räthsellöser. Er motivirt seine Einsendung damit, daß das e ausgestoßen, apostrophirt wird, (e'. d' u. s. w.) der Buchstab t aber wird gestrichen (t) und das Ganze wird grammatikalisch oft verglichen, nämliche été gewesen und Eté Sommer. Wir müssen hier wiederholt bemerken, daß keine Fremdwörter zu Räthseln verwendet werden, wollen aber doch den Schluß der genannten Einsendung hierhersetzen, der also lautet:

Avez-vous été schon à Paris?
Non, mon Drescher (trés-cher) toute ma vie
Je ne suis pas geweßt aus der Pfalz
Sie bleibe deutsch — und Gott erhalt's!

Sehr hübsch hat Herr Keyser in Albersweiler die Aufgaben gelöst in folgender Einsendung:

I.

Worschtmarkts-Gedanke.

O, Worschtmarkt! Nationalfescht Du,
Vunn Pälzerköpp ersunne,
Was wärscht Du, wär das Sauerkraut
Als Beilag nit ersunne?

Die viele Wörscht! kee Sauerkraut!?
S'wär werklich nit zum Lache;
Drum, Derkem! so vergeß es nit,
Thu's rechter Zeit ei(n)mache(n).

I.

Den Namen, den Dein Räthsel fragt,
Den trug vor langer Zeit
Des größten Karolinger Kind,
Das Eginhard gefreit.

2.

Die Erste rettet' das Kapitol
Von Gänsen ausgestoßen;
Die Zweite gab den Namen wohl
Dem Kaiser Barbarossen.

Eine gelungene Lösung kam uns auch von Fr. Emilie Th. aus Zweibrücken zu, welche schreibt:

I.

Unser liebes kleines Mädchen
Führt den schönen Namen Emma,
Wird indeß in zartem Alter
Nur stets „Emmachen" geheißen.
Also rief auch Mama damals,
Sagt's ihm, was sie unten schaffe:
„Weil der Winter nicht mehr ferne,
„Auch von langer Dauer sein wird,
„Muß ich Kraut „einmachen" heute,
„Daß getrost wir warten können,
„Bis der Garten Neues liefert."

II.

Mit „Schrei" tritt in die Welt der neue Bürger ein.
Dem Papa streicht den „Bart" das holde Töchterlein,
Wenn's gilt, Kleid oder Hut und Shawl sich zu erjagen,
Denn Papa muß zu Allem Ja! erst sagen.

Ein Schrei-Bart mag mir immer aus den Augen gehen,
Doch Schillers „Schreib-Art" wünscht ich gründlich zu verstehen.

Herr Wolfer in Waldsee schreibt:

Dem Schreier streiche nie den Bart,
Er wird sonst immer kecker;
Weis' ihn zurecht nach Mannesart,
Bist dann kein Speichellecker!

Frl. Sch. in Speyer sagt:

„Emmachen!" tönt so liebereich
Im Mund der guten Mutter.
Der Name ist so zart und weich
Wie — — frischgestoß'ne Butter.

„Einmachen" ist kein schön Geschäft
Im kalten, düstern Keller;
Doch — Sauerkraut ein gut Gericht
Bei — Dürrfleisch auf dem Teller.

Herr R. in L. sagt:

Bleib ich dabei,
Was man ausstößt, das ist ein Schrei
Was man streicht nach Calfacter Art,
Das ist der Bart.

Sehr launig schreibt Herr Becker in Freinsheim:

„In Aufgabe 11 stößt man in erster Silbe einen Schrei aus, wofür man in zweiter Silbe den Bart gestrichen bekommt, ob man aber mit der ganzen Schreibart zufrieden ist, bleibt dahingestellt.

Herr Lehrer R. in Spesbach meint, wie heut die Actien für die Lehrer stehen, so müsse ein solcher, wenn er ein Emmachen anständig zu erziehen und im Keller nichts zum Einmachen habe, gar oft einen Schrei ausstoßen, der Bart könne Einem unter solchen Umständen nicht mehr wachsen, weshalb er in München die Fortschrittler, Wilden und Patrioten beschwört, doch bald eine neue „Schreibart" einzuführen.

Außerdem sind noch zahlreiche poetische Einsendungen eingelaufen, die wir wegen des beschränkten Raumes nicht zum Abdruck bringen können. Von den bessern sind zu erwähnen in erster Reihe, von Hrn. Garrecht in Hördt, Weibel in Sippersfeld, Märdian in Knittelsheim, J. Gennsheim in Dürkheim, Fink in Böhl, B. in Freinsheim, Stamer in Dirmstein, Diehl und Hornbach in Hettenleidelheim, Ziegler in Eppenbrunn, Morvilius in Germersheim, Schwarzmann in Hambach, Karch in Steinfeld. Dagegen vermissen wir in der poetischen Kundschaft diesmal manche ganz wackere Namen. Dem Herrn in Kehrdichannichts noch unsern Dank für seine Mittheilung in Betreff des Nordlichts; Gruß und pfälzischen Handschlag dem Herrn E. in Regensburg. Im Ganzen sind uns 236 Einsendungen zugekommen; folgende Einsender haben richtig errathen:

Frl. Elise Rass:nfoß in Herxheim, Bertha Herding in Dackenheim, Emma Brünings in Steinwenden, M. M. in Speyer, Babette Kraft in Speyer, Emilie Thoma in Zweibrücken, El. Spöhrer in Speyer, Emilie Sch..d in Speyer, Frau Kausch in Ludwigshafen, Louise Ch. in Germersheim, Sabina Bosch in Rheinzabern, Frl. Gr. Bernatz in Speyer, Lina Gund in Mechtersheim, A. George in Grünstadt, Frl. Emilie Eberhardt in Speyer, Babette Gehrlein in Germersheim, Emilie Englert in Edesheim, T. Weidmann in Weyher, Lina Hertel in Germersheim, Emilie H. in Speyer, Mina Ulrich in Kerzenheim, Frau Julien in Hochstein, Lorchen Trauth in Kleinfischlingen, Clara Conrad in Dahn, Frau E. M. in Thaleischweiler, Anna Vogel in Sippersfeld, Luise Jülich in Bergzabern, Maria Müller in Sembach. Therese Weisbrod in Burrweiler, Rosa Wendecker in Alsterweiler, Maria Kuntz in Steinfeld, Anna Mettel in Vorderweidenthal, Emma und Anna Heilweck in Maikammer, Babelte Wagner in Hayna, Katharina Schloßstein in Albisheim, J. G. Kuhn in Harthausen, Horix in Schwegenheim, Krick in Mutterstadt, N. Stamer in Dirmstein, Görisch in Speyer, P. Wolfer in Harthausen, Garrecht in Hördt, Schneider in Hütschenhausen, D. Krehbiel in Wartenberg, Schott in Schifferstadt, H. Englert in Edenkoben, Casino in Haßloch, Johannes in Schönenberg, Gutwein in Lambrecht, Leininger in Dahn, A. Ehrhardt, Stud. in Speyer, A. Ch. in Frankenthal, H. Kühlwein in Speyer, H. Lombardino in Göllheim, L. Wolff in Speyer, O. Engel, Stud. in Sp., Fr. Weltz in Speyer, G. L. in Kaiserslautern, Fr. Grau in Landstuhl, C. Schuler in Zweibrücken, Oehl in Burrweiler, E. Marnet in Germersheim, (Unleserlich) in Frankenthal, W. Morvilius in Germersheim, W. Heiter in Rheinzabern, F. Bettinger, Lyceist in Speyer, G. Lamotte in Speyer, Trauth in Herxheim, P. Jung in Obermoschel, J. L. in Winnweiler, A. Hatry in Zweibrücken, v. Egger in Pirmasens, L. Stern in Edenkoben, F. Schweickert, Stud. in Speyer, F. Friebis, Stud. in Sp., Gortner, Stud. in Sp., Diethmann, Stud. in Sp., H. L. Weil in Sp., Fischer in Frankenthal, Hauck in Waldfischbach, Roth in Frankenthal, Herrmann in Deidesheim, Kissel in Nürnberg, Zahn in Edenkoben, Eßlinger in Regensburg, Lichti auf Kisselhof, Weigel in Albisheim, Schneider in Edenkoben, Bowitz und Müller in Frankenthal, J. Gernsheim in Dürkheim, C. Wagner, Stud. in Speyer, J. S. in München, Dr. Barth in München, Pfarrfamilie R. in W., H. Appler in Wachenheim, J. Fink in Böhl, Benz in Haßloch, Feth in Neupfotz, Rotter in Bosenbach, Rech in Spesbach, Wack in Diedesfeld, Bischofsberger in Freinsheim, B. in Freinsheim, Holzheimer in Speyer, Hertel in Landau, Setzer in Kriegsfeld, A. Ferner in Edenkoben, Heng in Speyer, Knecht in Wallhalben, Spieß in Ramberg, Simon in Neupfotz, O. Gehrlein in Germersheim, Becker in Freinsheim, Ziegler in Eppenbrunn, Weber in Jettenbach, E. B—r in Kerzenheim, Gläßner in Limbach-Föckelberg, A. Schmitt auf Daubenbornerhof, F. P. in Dahn, Kuseler (?) in Dahn, P. Klein in Speyer, J. K. in Pirmasens, Dexheimer in Kriegsfeld, Mader in Obermoschel, L. H. in Berg, M. Heß in Klingenmünster, P. Hohmann in Kleinfischlingen, Beck in Schweighofen, L. R. in L., Eymann auf O—heimerhof, Oppenheimer in Busenberg, Fuchs in Bamberg, Schreck in Mackenbach, Brehm in Mußbach, Pfeiffer, Stud. in Speyer, Ernst Bühn in Ludwigshafen, Nagel in Otterberg, Kremb in Zweibrücken, Diehl und Hornbach in Hettenleidelheim, C. Sues in Speyer, E. Kahn in Germersheim, Zehfuß in Iggelheim, Perron in Frankenthal, Fiscus in Pirmasens, Adler in Kusel, Knapp in Kusel, G. Schwarzmann in Hambach, Franz Kuntz aus Hayna, P. Eymann in Quirnheim, Keiper in Obermoschel, R. Wolfer in Waldsee, Hartard in Harthausen, Geyer in Wernersberg, E. Wolf in Maikammer, Keyser in Albersweiler, C. Karch in Steinfeld, drei Ungenannte aus Steinfeld, Ph. Fischer, Stud. in Speyer, Messer in Weisenheim, Boos, Kunkel, Stud. in Speyer, Wilhelm Funk in Deidesheim, M. Burschell in Speyer, Barillant in Speyer, Becker in Imsweiler, L. Leim in Deidesheim, Weibel in Sippersfeld.

Zum Schlusse müssen wir noch eines Falles erwähnen, der uns persönlich tief ergriffen hat. Wir erhielten nämlich auch eine Räthsellösung gleichsam von einem Sterbebette — vom Sterbebette eines wackeren Jünglings, welcher der Stolz seiner Lehrer am Gymnasium, die Freude seines Vaters und der Liebling seiner Studiengenossen auf der Universität gewesen. Von seinem Knabenalter an sind wir seiner geistigen Entwickelung gefolgt mit dem freudigen Interesse, welches Fleiß und hervorragendes Talent Jedem einflößen, der in der strebsamen Jugend die Hoffnung des Vaterlandes erblickt. Und wenn eine so hoffnungsreiche Blüthe frühzeitig fällt, wer sollte nicht, von seinem persönlichen Mitgefühl abgesehen, um der Zukunft des Vaterlandes Willen, welches tüchtiger Männer bedarf, darüber von Schmerz und Trauer erfüllt werden! Am Montag Nachmittag wurde der Jüngling, von dem wir sprechen, in die Gruft gesenkt. Er ruht an der Mauer eines schlichten Dorfkirchhofs, in der Nähe des Gebirges, dessen sanfte Linien von der Frühlingssonne vergoldet waren, als die dröhnenden Schollen auf das frühe Grab fielen. Die Mandelbäume blühten in voller Pracht, der Finke schlug auf einem nahen Baume, Alles keimte und knospete zu neuem Leben — und ein edles, hoffnungsvolles Leben war für immer erloschen. Doch nicht für immer, wie auch der Prediger am Grabe in tröstenden Worten hervorgehoben hat.

Mögen die Leser uns diese kleine Abschweifung zu gute halten; wer, wie wir, den hochbegabten, liebenswürdigen Jüngling — Oskar Lang war sein Name — näher gekannt hat, wird es nicht unangemessen finden, daß wir hier seiner besonders gedenken.

Die Laune des Zufalls bestimmte den ersten Preis

Schiller's Werke

Herrn Lehrer Wolfer in Waldsee.

Als zweiten Preis geben wir noch

Woll's Gedichte,

welche Babette Kraft in Speyer gewann.

Auflösung der Homonyme in Nr. 40:

Schwärmer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 45. Speyer, Samstag, den 16. April 1870.

* Gerhard von Löwen.

Episode aus dem Streite zwischen den Heckeren und den Broukhorsten.

(1354.)

Von A. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von E. B.)

(Fortsetzung.)

Schweigend, aber mit einem Ausdruck der größten Befriedigung auf seinem braunen Gesicht, hatte Konrad dieser kurzen, stürmischen Scene zugesehen. „Das kann noch gut gehen, den muß ich haben. Da ist Zündstoff im Ueberfluß; ein Funken . . .“ murmelte er. Dann sagte er laut: „Man merkt doch, daß es noch März ist; es weht mir ordentlich kalt in den Nacken. Ich will sehen, ob es etwas für mich zu knuspern gibt und dann geht Konrad, einen gesunden Schlaf zu thun. Es wird morgen wieder früh Tag. — Guten Abend, zusammen!“

Mit einem leichten Sprung war er über der Kirchhofmauer und verschwand bald zwischen den Häusern. Langsam gingen die Männer auseinander; schweigend erreichten sie ihre Wohnungen. — Nur Gerhard war nicht nach Hause gegangen. Der Hausirer hatte richtig geurtheilt: die Erzählung, die er diesen Abend angehört, war wie eine Lunte in den angehäuften Zündstoff geworfen. Seine Schläfe glühten; rastlos lief er hin und her, ohne sich selbst von seiner Aufregung genau Rechenschaft geben zu können, ohne zu wissen, was er eigentlich wolle. So war er unvermerkt nach dem Kirchhof zurückgegangen und setzte sich in der Dunkelheit der niedersinkenden Nacht auf einen Sandhaufen nieder.

Eine Weile war er dagesessen, als er ein Geräusch von nahenden Schritten zu vernehmen glaubte; einen Augenblick später legte sich eine schwere Hand ihm auf die Schulter und eine Stimme sagte:

„Gerhard!“

Gerhard erkannte die Stimme des Hausirers, blieb aber regungslos sitzen. Er war mit sich uneinig, ob er weggehen oder bleiben sollte und wußte nicht recht, ob er ihm trauen konnte, oder nicht.

„Ich habe ein Wörtchen mit Euch zu sprechen,“ fuhr Konrad fort; „vielleicht kann ich Euch helfen.“

Der Jüngling erhob ein wenig das Haupt. Zugleich aber wehrte er den Sprecher mit der Hand von sich ab und sagte in traurigem Tone:

„Das ist unmöglich! Mein Leben ist verbittert. Da ist nichts zu machen!“

„Nichts zu machen? Nein! wenn ihr hier wie ein altes Weib sitzt, um zu heulen, sicher nicht. Dann läuft ein Anderer mit Eurem Liebchen davon; aber dann habt Ihr auch, was Ihr verdient.“

Gerhard sprang empor. „Wie wißt Ihr . . .“ stotterte er.

„Hab' ich es errathen? Ja, ich dachte mir es wohl, daß so etwas von Liebe mit im Spiel sei. Und doch wiederhole ich: vielleicht kann ich Euch helfen. Kommt, Gerhard, geht ein wenig mit mir und erzählt mir, was Euch drückt.“

Der gutmüthige Ton, den Konrad angeschlagen, mehr aber noch der schwache Hoffnungsstrahl, den dieser angefacht hatte, löste endlich seine Zunge.

„Hätte ich Heimerich von Drüten nie gesehen, Konrad!“ Er ist die Ursache von all meinem Unglück!“

„Was hat er Euch denn gethan?“

„Vor ungefähr drei Jahren war mein Vater krank, schwer krank. Er litt an einem heftigen Fieber und war dabei steif von der Gicht. Bruder Lorenz, der Caplan aus dem Schlosse, der bewandert ist in der Kunst, heilende Kräuter zu mischen, gab jedoch noch nicht alle Hoffnung auf, obwohl er jeden Morgen bedenklich den Kopf schüttelte. Da kommt auf einmal ein Befehl von Herrn Heimerich, daß der Vater mit seinem Pferd nach Nymwegen gehen sollte, um ein Faß Wein auf das Schloß schaffen zu helfen. Ich ging zu dem Rentmeister und sagte ihm, daß der Vater krank sei, daß aber ich an seiner Stelle nach Nymwegen gehen wolle, wenn ich gehörig dafür bezahlt würde; denn es verdroß mich, länger zu arbeiten auf Versprechungen hin, die nie erfüllt wurden. Der Falsche! Mir sagte er, es sei recht; aber im Schlosse muß er wohl anders gesprochen haben. Am folgenden Morgen ganz frühe kamen zwei Diener von Heimerich, meinem Vater anzuzeigen, daß er nach der Stadt gehen müsse; seine Krankheit sei nur Verstellung und wenn er nicht ginge, würde er sofort vom Hofe gejagt werden. Das Blut schoß mir in den Kopf; ich wies hin auf den Kranken, der aus Furcht

vor dem Herrn von Drüten viel schwächer war als in den vorhergehenden Tagen und ersuchte sie, doch hinauszugehen und vor der Thüre mit mir zu sprechen. Aber sie lachten mich aus, schalten mich einen einfältigen Jungen, sagten, daß der Vater verpflichtet sei, dem Herrn mit Karren und Pferd zu dienen und wiederholten ihre Versicherung, daß er sonst von der Stelle gejagt würde. „Im Namen der heiligen Mutter Gottes, laßt mir meine Ruhe und laßt Gerhard für mich zur Stadt fahren!" bat der Kranke. Da er aber sah, daß sie unerbittlich waren, raffte er sich aus dem Bett auf, um sich anzukleiden. Er sank auf dem Boden zusammen. Anstatt nun Hilfe zu leisten, liefen die Schurken fluchend weg, da sie ohne meinen Vater vor Herrn Heimerich erscheinen mußten. Abends war der Vater todt . . ."

Gerhard ließ das Haupt auf die Brust sinken, bedeckte das Angesicht mit beiden Händen und schluchzte laut. Von Konrads Antlitz war das boshafte Lächeln, das beim Beginn von Gerhards Erzählung darauf schwebte, nun ganz verschwunden.

„Und was thatet Ihr?" frug er, um Gerhards Gedanken auf seine Erzählung zurückzulenken.

„Was ich that?" Ich war toll vor Traurigkeit und Wuth. Wie ein Rasender lief ich durch das Dorf und Abends lauerte ich wie eine wilde Katze an allen Ecken des Schlosses, ob ich den verhaßten Rentmeister nicht erwischen könnte. Aber der alte Fuchs hielt sich verborgen. Allmälig wurde ich etwas ruhiger. So kam die Kirmes heran. Ihr begreift wohl, daß ich keine Lust hatte, zu singen oder zu tanzen. Ich ging auf das Feld, denn der Klang der Fideln und Trompeten verletzte mir das Ohr. Als ich zurückkam mußte ich an der Schenke vorbei, um an mein Haus zu kommen, wo meine Mutter mich erwartete. Noch war ich aber zehn Schritte von meiner Thüre entfernt, als auf einmal die beiden Herren Willem und Heimerich, von einer Anzahl Freunden und Untergebenen gefolgt, laut lachend und scherzend mir entgegenkamen. Ich erschrak durch die plötzliche Begegnung und wich scheu nach der Seite aus. „Wer schleicht denn da so still wie ein Dieb hin?" hörte ich Herrn Heimerich den Rentmeister fragen. — „O, das ist sicher wieder Gerhard. Ich glaube, er geht mit dem Bösen um; allzeit sieht man ihn im Dunkeln auf einsamen Wegen umherirren." — Vor Wuth fast erstickt, stand ich unbeweglich still, als Herr Heimerich spottend antwortete: „Nein, er wird wohl für die Seele seines Vaters gebetet haben, die keine Ruhe finden kann, da er sich durch seine Starrköpfigkeit selbst den Tod angethan hat." Nun war ich meiner nicht mehr mächtig. Ich sprang auf Heimerich zu, ergriff ihn an seinem buntfarbigen Wamms und schrie: „Fluch über Dein Haupt, vermaledeiter Mörder!" Herr Heimerich gab mir einen Schlag in das Gesicht, daß mir das Haupt schwindelte und Gott weiß, was ich noch gethan haben würde, wenn mich nicht die Diener gepackt und nach dem Schloß geschleppt hätten. Dort wurde ich in den tiefsten Keller geworfen, in die Gesellschaft von Kröten und Ratten. Als es Tag wurde, sah ich, daß der Keller ein enges Gitterfenster hatte. Mit einem Sprung erreichte ich die eisernen Stäbe, klammerte mich mit den Händen daran fest und fing an, um Hilfe zu rufen. Doch Alles war vergebens. — Man drohte mir selbst das Fenster zu verstopfen und mir so alles Licht zu nehmen, wenn ich mich noch einmal daran zeigen würde. Vierzehn Tage lang habe ich dort gesessen. Als ich wieder herauskam, jagten sie mich mit Peitschenhieben vom Schloßhof weg.

(Fortsetzung folgt.)

Till Eulenspiegel. *)

Von Hermann Griesen.

Etwa vier Meilen südlich von Lübeck, im jetzt preußischen Herzogthum Lauenburg, liegt an einem von Waldhügeln schön umkränzten Landsee das Städtchen Mölln. Ursprünglich war es eine Mühle mitten im Sachsenwalde; noch heute führt es davon den niederdeutschen Namen und im Wappen das Mühlrad. Frühzeitig, wohl schon von Heinrich dem Löwen, dem Gründer der Lauenburg und dem Stifter des Bisthums Ratzeburg, mit Stadtgerechtsamen bewidmet, ward es eine nicht unwichtige Station an der großen Heerstraße, welche im Mittelalter aus Binnendeutschland über Lüneburg nach Lübeck führte. Zum Range einer Hansastadt vermochte es sich jedoch nicht emporzuschwingen; das allzunahe Lübeck ließ es nicht aufkommen, sondern nahm es 1359 geradezu unter seine Botmäßigkeit, welche fast vierhundert Jahre, bis 1748, andauerte. Seitdem ist Mölln bis auf die heutige Zeit der Mittelpunkt des landwirthschaftlichen Verkehrs im Herzogthum und ein nicht unbedeutender Kornhandelsplatz gewesen. Der bereits im vierzehnten Jahrhundert angelegte Stecknitz-Canal war ihm dabei sehr zu Statten gekommen, da derselbe den Möllner See einerseits durch die Delvenau mit der Elbe und andererseits durch die Stecknitz mit der Trave in Verbindung gesetzt hätte. In neuerer Zeit hat diese Wasserstraße an ihrer ehemaligen Bedeutung sehr viel verloren; seit dem Jahre 1851 ist die Eisenbahn an ihre Stelle getreten; Mölln hat aber auch dadurch sehr gewonnen. Der Bahnhof befindet sich am südlichen Ende der Stadt und zeigt durch die in seiner unmittelbaren Nähe neuerbauten großen Kornspeicher, welche Waare von hier aus vorzugsweise verladen wird. Die Abfahrt nach Lübeck geht über einen quer durch den tiefen See geschütteten Bahndamm, welcher der früheren Schönheit des Wasserspiegels allerdings einigen Abbruch gethan, sich aber durchaus nicht hat vermeiden lassen, da ein anderer Ausweg nach Norden nicht möglich war. Ueberdies ist dem Thalkessel, in welchem das Städtchen zwischen Wald und Wasser so traulich und idyllisch eingeschmiegt erscheint, noch eine solche Fülle landschaftlicher Reize verblieben, daß auch die Freunde

*) „Salon."

der Naturschönheit es der Dampf-Industrie eher Dank wissen sollten, von ihr gerades Weges vor dies freundliche Bild geführt zu werden. Da liegt auf einer Halbinsel, Haus bei Haus zusammengeschaart, das Städtchen, über seinen ziegelrothen Dächern ragt die uralte Kirche empor und hinter dem Ganzen steht der schöne grüne Wald auf den Berglehnen ringsum. Nicht minder schön, wenn nicht schöner noch, sind die Aussichten, welche verschiedene Punkte der Umgegend und namentlich auch der hochgelegene Raum um die Kirche her dem stillen Spaziergänger gewähren.

Wenn wir die Leser in diesen mit norddeutscher Naturschönheit so reich bedachten lauenburgischen Kornhandelsplatz führen, so haben wir dabei allerdings noch einen besonderen Zweck. Wir wollen einer interessanten Curiosität Möllns, dem Grabstein und der Hinterlassenschaft Till Eulenspiegels, des berühmtesten Schalksknechtes deutscher Nation, einen Besuch abstatten und bei dieser Gelegenheit einmal alles Das kurz zusammenstellen, was man von jenem wunderlichen Patron, der so unsterblich in der Sage des Volkes lebt, eigentlich weiß. Die Wissenschaft behauptet freilich, sie wisse gar nichts von ihm; wir wollen uns aber dadurch nicht irre machen lassen, sondern der Sache selber auf den Grund gehen.

Till Eulenspiegel soll hier zu Mölln im Jahre 1350 gestorben sein, muß also, wenn dies wahr ist, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gelebt haben. Er war mithin ein Zeitgenosse Dante's. Aus der „göttlichen Komödie" dieses großen Dichters wissen wir, wie gewitterschwül es damals in der Welt war. Das Mittelalter ging auf die Neige. Was seither noch zusammengehalten, zersetzte sich und zerbröckelte, die einzelnen Elemente begannen sich selbstständig zu sondern und nach eigener Gestaltung zu ringen.

Die Luft war schwül und düster verhängt der Himmel. Fern im Osten grollte der Türke und pochte bereits mit Donnerschlägen drohend an die Pforten des Abendlandes. Ihm voran aber wandelte mit unheimlichen, gespenstischen Schritten der schwarze Tod, die Pest.

So stand es mit der Welt um die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts; das war das Zeitalter Dante's und — Eulenspiegels.

Warum wir denn zwei so grundverschiedene Geister zusammenstellen? Was denn der erhabene Sänger der „göttlichen Komödie" mit dem gemeinen Schalksnarren, Italiens glühender Patriot mit dem niederdeutschen Possenreißer zu schaffen hat.

Je nun, weil sie Zeitgenossen waren, Söhne einer und derselben Zeit, Charaktergestalten ihres Jahrhunderts, jeder nach seiner eigenartigen Anlage und Lebensstellung, der eine so, der andere so.

Beide sind bis zu ihrem Lebensende ruhelos im Lande umhergefahren und haben, jeder nach seiner Weise, der Mitwelt den Spiegel vorgehalten, damit sie sich darin beschaue, wie häßlich, wie grundhäßlich sie sei.

Der Eine schrieb die „Komödie", wie er sich selbst berühmt, in vulgari; der Andere spielte sie, in vulgärster Art. Der Eine wandelte durch die Schwefelsümpfe der Hölle, der Andere durch den Unflat der gemeinsten Wirklichkeit. Beide geißelten die Thorheit und Verderbtheit der Welt, der Eine mit ingrimmigem, der Andere mit gellendem Gelächter.

Jener schritt in dem weiten, wallenden Gewande der Allegorie dahin; dieser kam in der knappen Schellenjacke der Narrenspossen und Schwänke dahergesprungen. Jener prunkte mit dem gesammten Wissen seiner Zeit, dieser trug den „Vogel der Weisheit", die Eule, im Wappen; jener zeigte im Spiegel die Unterwelt, dieser die verkehrte Welt. Beide demonstrirten in Bildern, Beide schlugen den Sack und meinten den Esel. Berühmt sind Beide geworden, mit Sang und Klang wandeln sie durch die Geschichte der Nachwelt.

Denn nur das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dintenklex.

Hauswirthschaftliche Skizze von Carl Ruß.*)

Das große Dintenfaß ist umgefallen und der schwarze Inhalt hat sich über die Stubendielen ergossen.

Um die Dinte wieder zu entfernen, wischen wir die schwarze Flüssigkeit mit einem nassen Tuche, mit Löschpapier oder Sand möglichst fort, dann gießen wir heißes Wasser über den Fleck und nun Salzsäure darauf. Bald sehen wir, daß die dunkle Färbung sich lichtet und wir können in der That den Fleck ohne große Mühe vermittelst eines Scheuertuches und mit etwas feinem Stubensand vollständig heraus scheuern. Sollte die Färbung der Diele hartnäckig sein, so nehmen wir lieber englische Schwefelsäure, verdünnen diese mit drei Gewichtstheilen Wasser, lassen sie eine Zeit lang auf die Stelle einwirken, worauf der Fleck sich zweifellos herausscheuern läßt. In beiden Fällen wäscht man die Diele noch mit einer verdünnten Auflösung von Soda nach.

Beide Säuren sind vom Droguisten oder aus der Apotheke zu kaufen; mit beiden darf man aber die Kleidungsstücke nicht in Berührung bringen, weil sie rothe Flecke verursachen und das Zeug zerfressen. Befeuchtet man einen solchen Säurefleck, so lange er noch roth ist, mit Salmiakgeist oder Potaschen-Auflösung und wäscht die Stelle mit reinem Wasser, so kann man der Zerstörung meistens noch vorbeugen.

Sind die mit Dinte übergossenen Dielen mit Oel, Oelfarbe oder Firniß gestrichen, so genügt meistens bloßes Abwaschen mit warmem Wasser, so lange der Fleck noch frisch ist; sobald er jedoch alt geworden, ist die Behandlung mit Säure ebenfalls nothwendig, um die Färbung vollständig zu entfernen.

Um die Dintenflecke aus Leinen und Baumwollzeugen zu entfernen, gibt es zahlreiche Mittel und so lange die Flecke frisch sind, ist es durchaus nicht schwer, sie zu vertilgen. Das bekannteste Hausmittel zum Herausbringen von Dintenflecken ist das Kleesalz. Man setzt ein zinnernes Gefäß mit Wasser gefüllt in ein sogenanntes „Wasserbad", d. h. man bettet es auf eine Unterlage von Stroh (Strohkranz) oder Papier so in eine Kasserole mit siedendem Wasser, daß es weder den Boden noch die Wände desselben unmittelbar berührt. Hierdurch erreicht man, daß erstens die Flüssigkeit in dem zinnernen Gefäße niemals höher als bis auf einen ganz bestimmten Hitzegrad steigen kann und daß zweitens die zinner-

*) „Das Haus".

nen Wände niemals in Gefahr gerathen, zu schmelzen, was über freiem Feuer nur zu leicht vorkommen kann.

In dem Wasser des zinnernen Gefäßes löst man nun Kleesalz oder Oxalium auf, taucht die Dintenflecke hinein, reibt sie einige Minuten und wäscht sie schnell mit reinem Wasser tüchtig aus. Dieses Verfahren hat aber mehrere Nachtheile. Zunächst ist das Kleesalz sehr giftig und kann leicht Unglücksfälle anrichten, und sodann greift es auch die Gewebe sehr an, kann sie leicht mürbe machen oder völlig zerstören.

Gewöhnliche Galläpfeldinte, wenn die Flecken nicht schon zu alt sind, entfernt man sehr sicher aus aller Wäsche in folgender Weise: Die befleckte Stelle wird in einen flachen Porzellanteller in Wasser getaucht, dann Salzsäure darauf getröpfelt und mit anderm reinem Wasser schnell ausgewaschen. Das wiederholt man so oft, bis die Flecken verschwunden sind. Zu beachten ist aber, daß man die Salzsäure nicht unmittelbar auf das Zeug tröpfeln und auch nicht zu lange einwirken lasse, weil sonst die Faser nur zu leicht zerstört wird.

Sind die Galläpfeldinten-Flecken bereits sehr alt geworden oder ist nach der Behandlung mit Salzsäure eine gelbliche, röthliche oder bräunliche Färbung zurückgeblieben, so weicht man das Zeug in eine Flüssigkeit, welche aus Salzsäure zu zwei Theilen und destillirtem Wasser zu sechszehn Theilen gemischt ist, eine halbe Stunde hindurch ein, wäscht es dann in reinem Wasser sorgfältig aus und begießt die noch feuchten Flecken mit Schwefel-Ammonium, welches man mit gleichem Theile destillirten Wassers verdünnt hat. Dieses Mittel läßt man 5 bis 10 Minuten einwirken, spült das Zeug in reinem Wasser aus, begießt die Flecken wiederum mit der verdünnten Salzsäure und wäscht sie nochmals mit reinem Wasser sorgfältig aus. Auch die hartnäckigsten Dinten-, sowie in gleicher Weise alle Eisen- und Rostflecken sind in dieser Weise ganz sicher zu entfernen. Zu beachten ist aber wiederum, daß man das Begießen mit dem Schwefel-Ammonium, welches in der Apotheke gekauft wird, seines äußerst üblen Geruches wegen unter freiem Himmel vornehmen muß.

Bestehen die Flecken in Alizarin-Dinte, so entfernt man sie mit Weinsäure und zwar ebensowohl, wenn sie schon veraltet, als wenn sie noch frisch sind. Ein Fleck von Alizarin-Dinte, welche sogar schon mehrere Wäschen überdauert und von der Hausfrau mit Resignation als unvertilgbar angesehen wird, ist mit Leichtigkeit zu entfernen. Man weicht das Zeug in reines Wasser ein, ringt es wieder stark aus, bestreut den feuchten Fleck reichlich mit Weinsäurepulver, und reibt dasselbe tüchtig ein. Nach einigen Minuten tröpfelt man noch ein wenig Wasser darauf und wäscht es schließlich mit vielem Wasser sorgfältig aus. Nach dem Einwirken der trockenen Weinsäure verschwindet der Fleck fast regelmäßig sogleich, zuweilen kommt er aber bei dem Auswaschen auch wieder hervor. Man begießt ihn dann mit recht starkem Fleckwasser oder Eau de Javelle und wäscht dieses wieder mit Wasser heraus. Der Fleck ist dann spurlos verschwunden.

Das herabgeworfene Dintenfaß ist aber auch auf ein Schriftstück gefallen und dies hat einen großen Klex bekommen.

Mit sauberem Sand oder Löschpapier suchen wir zuerst die Dinte so viel als möglich zu entfernen, dann lassen wir in der Apotheke uns eine konzentrirte Auflösung von Zinnsalz in Alkohol oder stärkstem Weingeist machen. Hiermit befeuchten wir den Dintenklex, spülen nach einigen Minuten mit reinem Wasser ab und wiederholen dies so oft, bis auch die letzte dunkle Färbung entfernt ist. Mit Hülfe dieses Mittels lassen sich ebensowohl alte Dintenflecken, als auch frische aus dem Papier bringen, während man dagegen erfahren hat, daß eine Auflösung von Zinnsalz in Wasser und sei sie auch noch so konzentrirt, ja werde sie sogar kochend angewandt, die meisten hartnäckigen Dintenflecken weder aus dem Papier noch aus den Zeugen fortzubringen vermag. Die Auflösung von Zinnsalz in Alkohol ist dagegen ebenso auch für die Entfernung von Dintenflecken aus Zeugen mit Erfolg zu gebrauchen. Das Papier muß nach der Behandlung selbstverständlich wieder gummirt und geglättet werden.

Ein Hochstapler.

△ Beim Beginne der diesjährigen Bade- und Reisesaison dürfte es wohl am Platze sein, das Publicum auf die Schwindler, welche von den nahen Bädern aus auch hie und da die Pfalz besuchen und die Gastfreundschaft und das Vertrauen ihrer Einwohner mißbrauchen, aufmerksam zu machen.

Von einem solchen Schwindler, der den respectabeln Namen Charles Erwin von Raspé führte und sich für einen Lieutenant-Colonel der englisch-indischen Compagnie ausgab, wurde die Pfalz im letzten Sommer heimgesucht. Da derselbe eine gewisse Rolle in der Vorderpfalz spielte und bei Manchem noch in guter Erinnerung sein wird, möchte es von Interesse sein, etwas Näheres über denselben zu hören und dies um so mehr, da bei dessen Verhaftung viel und lebhaft über dessen wahre Lebensstellung gestritten und vermuthet wurde.

Dieser englisch-indische Oberstlieutenant Ch. E. v. Raspé ist der zu Zeitz bei Leipzig geborene und zu Halle a. S. beheimathete Sohn eines Schuhmachers Raspe, welchem sein Vater in der Taufe den ächt deutschen Namen Karl Ehregott gab. K. E. Raspe erlernte die Schreinerei und übte sie als Meister in den Jahren 1846 u. 1847 zu Halle praktisch aus. 1848 zum Dienste beim 2. preußischen Gardelandwehrregiment einberufen, desertirte er als Feldwebel und bereiste einen Theil der Pfalz, Baden &c. als Freischaarenoffizier. Von da flüchtete er nach Frankreich und wurde 1850 wegen Betrugs und Landstreicherei zu 2 Jahren Gefängniß verurtheilt. Nach Verbüßung seiner Strafe kehrte er in seine Heimath zurück, wurde jedoch in Mainz als Deserteur aufgegriffen und nach Berlin geliefert. Dort fand er Wege aus dem Militärarrest zu entkommen und tauchte anfangs 1853 unter falschem Namen in Leipzig als politischer Flüchtling auf, nachdem er sich Civilkleider verschafft und seine Haare dunkel gefärbt hatte. Dort jedoch verhaftet und zurückgeliefert, wußte er unterwegs auf der Hauptwache zu Halle zu entspringen und sich über Belgien nach England zu flüchten. Sein Thun und Treiben in England ist nicht bekannt, jedoch finden wir Raspe 1861 wieder in Frankreich, wo er wiederum in der Strafanstalt Ensisheim 5 Jahre Gefängniß verbüßt und anfangs 1867 des Landes verwiesen wird. Nach England zurückgekehrt, wirbt er unter dem Titel eines Grafen um die Hand verschiedener vermögender Damen, kann dieselbe jedoch, da sich die Polizei in's Mittel legte, nicht erhalten und kehrt 1869, da er inzwischen wegen Betrugs in Untersuchung war und wieder von Neuem steckbrieflich verfolgt wurde, auf den Continent zurück, um am Rheine neue Geschäfte zu suchen. In Frankfurt und Darmstadt ging er mit den Wirthshauszechen durch, besuchte einen alten Bekannten in der Nähe Grünstadts, setzte sich auf dessen Weingut in der Nähe Neustadts fest und suchte von da aus Geschäfte zu machen, verfiel jedoch sehr bald dem strafenden Arm der Gerechtigkeit und wurde zu 6 Monaten Gefängniß, die er eben in der Gefangenanstalt zu Zweibrücken verbüßt, verurtheilt.

Miscellen.

Paris, 12. April. Gestern Abend gab der hiesige deutsche Männer-Gesangverein Liederkranz sein drittes Concert. Man führte die vier Jahreszeiten von Joseph Haydn auf. Frl. Schröder (vom Théatre tyrique), der berühmte Roger und ein Mitglied der Gesellschaft sangen die Solopartieen und ernteten reichen Beifall. Die Chöre wurden von Mitgliedern der Gesellschaft und von einer größeren Anzahl von Damen der hiesigen deutschen Colonie auf das trefflichste vorgetragen. Ein Orchester wirkte nicht mit, sondern Ehmant, der durch seine Leistungen so rühmlichst bekannte Musikdirector der Gesellschaft, begleitete auf dem Pianoforte, indem er zugleich das Ganze dirigirte. Mit Ausnahme der Schröder und Roger's waren alle Anderen Dilettanten, doch der Liederkranz bewies wiederum, daß er sich unter der Leitung Ehmant's wirklich auf einen vollständigen künstlerischen Standpunkt hinaufgeschwungen hat.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 46. Speyer, Dienstag, den 19. April 1870.

* Gerhard von Löwen.

Episode aus dem Streite zwischen den Heckeren und den Bronkhorsten.
(1354.)

Von A. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von E. B.)

(Fortsetzung.)

Wieder schwieg er. Hätte die Finsterniß es nicht verhindert, so würde der Hausirer einen ganz anderen Ausdruck als vorher auf seinem Gesicht erblickt haben. In ohnmächtiger Wuth ballte er die Fäuste; Durst nach Rache glühte in seinen Augen.

„Ihr könnt Gott und seinen Heiligen danken, daß Ihr so weggekommen seid. Ihr hättet leicht das Leben dabei einbüßen können. — Aber Gerhard, ich habe in Eurer Erzählung noch nichts von Euerem Liebchen gehört und ich dachte doch . . ."

„Ich habe Euch auch erst die Hälfte erzählt von all dem Verdruß, den ich ausgestanden habe. Das schlimmste kommt erst. — Ein paar Jahre nach meines Vaters Tode begann meine Mutter auch zu kränkeln; die gute Frau hatte immer schwer arbeiten müssen und kam von nun fast nicht mehr fort. Ich dachte, daß es gut sein würde, eine Frau in das Haus zu bringen und, wenn die Mutter damit einverstanden wäre, dann wußte ich wohl, wen ich nehmen sollte. Lammerts Gertraud war die Freundin meiner Kinderjahre. Erst hatten wir zusammen gespielt und später auf jeder Kirmes getanzt. Ich fühlte, daß sie meine innigste Liebe hatte und wußte, daß ihre Eltern mich wohl leiden mochten. Gutes Muths ging ich denn auch zu Lammerts Haus, um mir seine Tochter zur Frau zu erbitten. Aber o weh! ich hatte die Rechnung ohne den Wirth, oder besser, ohne Herrn Heimerich gemacht. Lammert wollte sein Kind ohne dessen Zustimmung nicht heirathen lassen, da seine einzige Tochter doch im Ort wohnen bleiben sollte. Es blieb deshalb für mich nichts anderes übrig, als mit Lammert auf das Schloß zu gehen, um die Einwilligung des Herrn zu erbitten. Aber das war ganz verfehlt. Als einzige Antwort auf unser Gesuch sagte Herr Heimerich: „Was? Euere Gertraud mit diesem Flegel, dem Gerhard verheirathen! Das geht nie! Wenn Lammert dazu seine Zustimmung gibt, jage ich ihn vom Hofe weg! Ich weiß einen bessern Mann für sie: meinen Rentmeister Peter."

„Der bekommt meine Tochter in Ewigkeit nicht!" rief Lammert aus.

Jetzt hättet Ihr den Herrn von Drüten sehen sollen. Einen Augenblick dachte ich, er wolle Lammert an den Leib und machte mich schon bereit, diesem beizuspringen. Aber sich besinnend sagte er gereizt: „So? bekommt er sie in Ewigkeit nicht? Wer seid Ihr denn, daß Ihr so mit mir reden zu dürfen glaubt? Ihr habt gewiß die sechs Dukaten bereit liegen, womit ich Euer Pferd auslöste, als Ihr es in der theuren Zeit verpfänden mußtet!"

Lammert ward todtenbleich und stammelte: „Gnade, Herr! macht mich in meinen alten Tagen nicht unglücklich! Ich habe das Geld nicht!"

„Wohlan!" war die Antwort, „Ihr könnt wählen: entweder Euere Tochter dem Peter zur Frau zu geben, oder die Schuld zu bezahlen; im anderen Fall werde ich auf Eueren armseligen Kram Beschlag legen!" Damit drehte er uns den Rücken und ließ uns stehen! Ihr könnt begreifen, wie uns Allen bei unserer Zurückkunft zu Muthe war. Möge die heilige Mutter Gottes es mir vergeben, aber ich verfluchte den Herrn Heimerich und den Rentmeister, der, wie ich von Gertrauds Mutter hörte, schon lange bemüht war, sich in die Gunst ihrer Tochter zu drängen, aber von dieser stets mit Kälte abgewiesen, ja mit Beweisen von Abscheu behandelt worden war. Nun begriff ich auch, warum er seit meines Vaters Tod sich so falsch benommen hatte: er wollte seinen Herrn gegen meinen Vater und also auch gegen mich aufhetzen. Aber am schlimmsten von Allen nahm Gertraud die Sache auf. „Ich will Peters Frau nicht werden, Vater!" schluchzte sie, „ich hasse diesen alten Kerl mit seinen falschen Augen." Dann warf sie sich vor dem Bilde der heiligen Magdalena auf die Knie und bat, lieber sterben zu dürfen, als den Peter heirathen zu müssen. — Auf einmal sprang sie auf und fragte: „Ist denn gar nichts zu machen? Kann ich nie Gerhards Frau werden?" Wir schüttelten traurig den Kopf. „Dann heirathe ich überhaupt nicht. Ich gehe in das Kloster Marienburg zu Nymwegen. Die Abtissin ist eine freundliche Frau, sie wird mir die Zuflucht gewiß nicht verweigern." — Wie vom Donner gerührt stand ich

da; ich wußte, daß dieser Schritt uns für alle Zeit trennen würde und wollte sie wo möglich von ihrem Entschlusse abbringen. Aber sie blieb dabei. Bruder Lorenz ward ersucht, Herrn Heimerich davon zu benachrichtigen und seinen Zorn zu besänftigen. Ich glaube jedoch, daß ihm dies schwerlich geglückt sein würde und daß der Herr von Drüten trotzdem Gertraud mit Gewalt zum Altar geschleppt hätte, — wenn nicht Herr Willem, der Bruder des Junkers Heimerich, ihr Fürsprecher gewesen wäre. Seit bald einem Jahr ist Gertraud im Kloster. In einigen Wochen ist ihre Probezeit um und dann wird sie vor Gott unter die frommen Schwestern aufgenommen. Peter quält mich wo er kann und Herr Heimerich hat mir im vorigen Jahr an Allerheiligen mein bestes Stück Feld abgenommen. S'ist wahrlich ein Wunder, daß er mich noch nicht ganz weggejagt hat. Wenn ich nicht für meine alte Mutter sorgen müßte, so wäre ich schon lange selbst auf und davon gegangen. Aber nun sitze ich hier; was kann ich machen?"

„Euch rächen!" zischte ihm der Krämer ins Ohr. „Was würdet Ihr sagen, wenn ihr unter Herzog Reinald von aller Sclaverei befreit würdet und Gertraud aus dem Kloster zum Altar führen könntet? Die Veluwener haben sich frei gemacht — fragt sie nur, wie wohl sie sich als freie Männer unter einem guten und milden Herrn befinden."

„Ist das aller Trost, den Ihr mir zu geben habt? Das ist bei Gott nicht viel. Das Schloß hier wird für Junker Eduard von Geldern offen gehalten — jag' den dann einer hinaus!"

Gerhard suchte in der Dunkelheit mit den Augen nach dem Platz, wo die Thurmspitzen des Schlosses aus den Bäumen hervorragten, als wollte er in seinen Gedanken die Höhe und Dicke der Wälle und Mauern messen.

„Nein!" begann Konrad wieder, „das kann nicht gehen. Aber sollte denn kein anderes Mittel zu finden sein? Herr Heimerich und Willem sind der Partei der Bronkhorsten zugethan; räumt die aus dem Weg; ruft den Schutz des Herzogs Reinald, als Eueres rechtmäßigen Herrn an und Ihr werdet wahrhaftig als freie Männer leben und sterben. — Dann" — so fuhr er fort, um den letzten Sturm auf das Thor der belagerten Festung zu unternehmen — „dann könnt Ihr auch mit einemmal Eueres Vaters Tod rächen. Ha! das wird herrlich sein, wenn Ihr den hartherzigen Heimerich von Drüten zu Eueren Füßen zappeln und den falschen Rentmeister unter dem Thore des Schlosses baumeln seht! — Kommt Gerhard, schlagt ein, gebt mir die Hand und gelobt mir, daß Ihr ein Mann sein wollt!"

Nach einem Augenblick Besinnens legte Gerhard seine Hand in die des Krämers.

„Schwört mir, daß Ihr von unserem Gespräch keine Silbe an Jemanden verrathen wollt."

„Ich schwöre es."

Noch eine Stunde lang standen die beiden Männer beisammen. Doch jetzt ward Ihr Gespräch nur in leise geflüstertem Tone geführt. Bereits war die Nacht zur Hälfte verstrichen, als sie ihre Wohnungen betraten.

Am andern Morgen war der Hausirer schon frühzeitig auf dem Weg nach Nymwegen. Zwischen Böningen und Wört kam ihm ein Mann entgegen, der sich offenbar einer Verabredung zufolge hier befand. Kaum hatte er Konrad zu Gesicht bekommen, als er seine Schritte beschleunigte und zu ihm herangekommen, fragte er: „Wie steht's? Wird es gehen?"

„Ganz gut, Mann! Erst dachte ich, es würde schwierig sein, da ich vergaß, daß sie nicht, wie in der Veluwe, Leibeigene und Hörige sind. Ich spüre die zehn Pfund, die mir der Herr von Valkenburg versprochen, schon in meinem Beutel, der denn auch heute leichter ist, denn je; wenn man Geschichten erzählt, kann man keine Geschäfte machen. Seht nur, mein Korb ist noch beinahe ganz voll."

„Ich begreife Euch, Hungerleider," sagte der Andere, indem er einiges Geld in die Hand des Krämers gleiten ließ, „laßt die Sache dort aber nur nicht aus dem Auge."

„Laßt dafür nur den Hausirer Konrad sorgen!

(Fortsetzung folgt.)

Till Eulenspiegel.

Von **Hermann Grieben.**

(Fortsetzung.)

Till Eulenspiegel, der niederdeutsche Bauernschalk, war kein gemeiner, sondern in der allgemeinen Verrottung seiner Zeit ein ungewöhnlicher Mensch. In ihm hatte der dem deutschen Volksgeiste innewohnende Humor persönliche Gestalt gewonnen. Aus der niedrigsten Volksclasse entsprungen und als Taugenichts verschrieen, hatte er es zum Zweck seines Lebens gemacht, den sinnlos gewordenen Weltlauf zu parodiren und die Sitten und Gebräuche seiner Zeitgenossen in ihrer inneren Wurmstichigkeit und Hohlheit bloszulegen. Es ist wahr, er ging dabei mit stark drastischen und wohl auch unflätigen Mitteln zu Werke; aber die Zeit war auch darnach angethan. Hat nicht auch Dante, um die von Gott verworfene Mitwelt nach Gebühr zu zeichnen, seinen Pinsel in die Farben der Hölle getaucht und hinausgegriffen bis an die äußersten Scheidelinien des Gräßlichen und Häßlichen? Am Hofe eines deutschen Fürsten, des Herzogs Otto des Fröhlichen von Steiermark († 1347), durfte dazumal zum höchsten Gaudium der „feingebildeten Welt" der Pfaff vom Kalenberge, der sich aus einem verbummelten Wiener Studenten zum Kaplan, und geistlichen Schalksnarren aufgeschwungen, seine Späße treiben. Wie sollte es dem Bauernschalk, der, aus dem niedrigsten Stande entsprungen, frei durch aller Herren Länder herumvagirte, zu verübeln sein, daß er nicht eben gar

fein, prüde und wählerisch in dem Material und in der Form seiner Schwänke gewesen ist? Verleugnete er doch auch in der schmutzigsten Schale niemals den kräftigen Kern der niederdeutschen Bauernnatur. Er war ein Plebejer, aber ein humoristischer, der das Gemeine niemals zum Zweck, sondern stets nur als Mittel nahm. Mit wenig Witz und viel Behagen sich, lediglich zum Kitzel und zum Gelächter eines frivolen Publicums, wie ein Thier im Kothe zu wälzen, das war seine Sache nicht; ihm kam es jederzeit nur darauf an, sich selber über die verkehrte Welt lustig zu machen und seinem Geschlechte Spiegel des gemeinen Mutterwitzes, des gesunden Menschenverstandes vor's Gesicht zu halten. Die „Spiegel" waren damals Mode. Der Sachsen- und der Schwabenspiegel z. B. zeigten in einer Reihe von richterlichen Entscheidungen, was denn in deutschen Landen eigentlich Rechtens sei. Ebenso legte auch der lustige Schalksknecht sich den allegorischen Namen bei und verübte unter den Symbolen Eule und Spiegel eine Reihe von Streichen, um darinnen der Welt das umgekehrte Bild ihrer dummen und niederträchtigen Sittenzustände vor Augen zu führen. Der Sohn des niedrigsten Standes, der niederdeutsche Bauer in seiner geistigen Ueberlegenheit und urwüchsigen Naturkraft gegenüber der Fäulniß der höheren Volksclassen, — das war der Humor davon. — — — —

So weit wäre nun immerhin Alles recht schön, *wenn nur* — Eulenspiegel wirklich existirt hätte. Da kommen aber die Schriftgelehrten der Sagenforschung und beweisen uns quellenmäßig und mit allerhand scharfsinnigen Schlußfolgerungen, daß es niemals auf deutscher Erde einen einzelnen bestimmten Mann gegeben habe, der so, wie das Volksbuch ihn beschreibe, im Lande umhergefahren und eine Geißel der Dummheit und Niederträchtigkeit gewesen sei. Sie sagen uns, schon der allgorische Name und die daraus abgeleiteten Symbole müßten uns belehren, daß Eulenspiegel keine bestimmte lebendige Person gewesen sein könne; die lustigen, tückischen und boshaften Schwänke einer ganzen Volksclasse seien es, die sich allmählich im Laufe der Jahre angesammelt, einen Träger gesucht und solchen in einer eigens dazu aus der Phantasie geschaffenen Sagenfigur gefunden hätten; dann habe Irgendwer den ganzen Anecdoten-Schwarm zu Papier gebracht und schließlich sei denn der Held des Volksbuches, wie das so zu geschehen pflege, zu dem ganz unverdienten Ruhm einer geschichtlichen Persönlichkeit gelangt.

In unserer harmlosen Jugend haben wir an den persönlichen Eulenspiegel geglaubt; jetzt aber sind wir so verwünscht gescheidt geworden, daß wir das Gras wachsen hören müssen, wir mögen wollen oder nicht. Wir wissen es jetzt ganz genau, nach welchen Gesetzen die Mythen, Märchen und Sagen im blauen Aether entstehen, sich ballen und in sich selbst einen Kern bilden, der schließlich Menschengestalt annimmt und ein persönliches Wesen zu sein scheint, aber vor der kritischen Forschung wieder zu blauem Aether zerfließt. Der Wissenschaft zu Liebe verpuffen wir zum Zeitvertreib noch Sonne, Mond und alle Sterne in die Luft. Und da wir nun nicht mehr an den persönlichen Eulenspiegel glauben dürfen, so muß er dran glauben. Fort mit ihm!

Doch halt! So ganz ohne Verhör und Voruntersuchung wollen wir den armen Burschen denn doch nicht über Bord werfen. Laßt uns zuvor seine Personalacten einfordern! Ach, Du lieber Gott, die sind freilich dürftig genug. Ein simpler Landstreicher, der niemals in hoher Politik, in Kriegs- und Staatsactionen sich ausgezeichnet: welche Legitimationspapiere für seine culturgeschichtliche Existenz soll er denn beibringen können? Sein Familienname ist verschollen. Alles, was man von ihm sagt, ist Sage und gerade darin besteht ja sein Verbrechen. Hätte der Volksmund niemals von ihm gesprochen, so wäre er ein stiller Mann geblieben in seinem Grabe hier zu Mölln.

Also hier ist er wirklich gestorben und begraben? Wo ist das Grab? Zeigt uns die Stätte! Ach, es ist keine Spur mehr davon vorhanden; fünf Jahrhunderte sind darüber hinweggerauscht und nach der jüngsten Restauration der Kirche ist der ganze Friedhof planirt und mit Gartenanlagen ausgestattet worden. Die sterblichen Ueberreste des Begrabenen sind längst dem Stoffwechsel verfallen und auch die „Linde", welche ehedem die Stätte beschattet haben soll, wird nicht mehr gefunden. Man sagt, sie sei „im letzten Kriege", womit auch der dreißigjährige Krieg gemeint sein kann, umgehauen worden. Einer anderen Sage zufolge wäre sie, da jeder Besucher einen Nagel hineingeschlagen, verdorrt und schließlich hätte man sie splitterweise als wirksames Mittel gegen Zahnweh verkauft.

Aber die Steinplatte, die auf dem Grabe gelegen oder gestanden, sie ist noch da; sie schwebt nicht nur „gerettet auf des Pindus Höh'n", sondern befindet sich noch leibhaftig hier an Ort und Stelle. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, heißt es, wurde sie auf Beschluß des Rathes, um sie vor gänzlicher Verwitterung zu bewahren, aufgenommen und an die Nordseite des Kirchthurmes in die Nische des zugemauerten Portales gestellt. Jetzt ist davor ein Bretterverschlag, zu welchem der Küster den Schlüssel führt. Wird nun diese Holzthür geöffnet, so erblickt man auf der an die Mauer gelehnten ziemlich hohen, aber schmalen Platte die in rohen Umrissen ausgemeißelte und mit Temperafarben schwach ausgepinselte Figur des Schalksnarren, der, mit der Schellenjacke angethan, einen mit zwei Federn besteckten Spitzhut auf dem Kopfe, in der rechten Hand die Eule und in der linken den Spiegel trägt. Die rohe Grimasse im Ausdruck des Gesichtes bezeugt, daß der Bildhauer wenigstens den besten Willen gehabt, dem humoristischen Charakter des Helden in irgend einer Weise gerecht zu werden. Unter der Figur steht, in zehn Zeilen vertheilt, eine an den Rändern schon stark verwitterte Inschrift, welche, soweit sie noch erkennbar, nach der uns vom Herrn Rector Sommer in Mölln gefälligst besorgten correcten Abzeichnung folgendermaßen aussieht:

Anno 1350 is dat st
en opgehaue vn
de vlenspegel le
r vnder begrab
marcket wol vn
encket dran. w
de gwest si op
lde . . . .

Zwei Sachverständige, Hoffmann von Fallersleben und Lappenberg, sind über das Alter dieser Inschrift durchaus verschiedener Meinung. Ersterer (s. sein jüngst erschienenes „Mein Leben", III, 219) bemerkt „in Betreff der Buchstaben, daß die Schrift dem vierzehnten Jahrhundert angehört und sich in derselben Form auch auf Grabsteinen in der Kirche aus derselben Zeit wiederfindet." Lappenberg dagegen hat gemeint, ihm „scheine die Inschrift der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts anzugehören", was Hoffmann wiederum entschieden bestreitet, indem er darauf anträgt, daß eine „photographische Abbildung" der Steinplatte angefertigt werde. Es existirt allerdings schon eine solche, sie ist aber grundschlecht. Denn der Küster, der sie zu sechs Schillingen das Stück feilbietet, hat sie offenbar nicht vom Original, sondern von einer Zeichnung abnehmen lassen, welche die Unterschrift durchaus fehlerhaft copirt und, wie es scheint, sogar verballhornt hat, nämlich so:

Anno 1350 ist dütt ondp
gehauden, Eulenspegel
hier unter begraben.
merckel woll und denket
dran watt ich bin gewest
ondp Erden süllen diesse
mie hier glieck werren. (?)

(Fortsetzung folgt.)

Feldmarschall-Lieutenant von Heß

ist am 13. April in Wien gestorben. Heinrich Freiherr von Heß war der Sohn des k. k. Regierungsrathes Franz Joseph Ritter von Heß und wurde am 17. März 1788 zu Wien geboren. Am 24. Dezember 1805 trat er als Fähnrich in ein Infanterieregiment, ward aber bald dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt, zu trigonometrischen Arbeiten verwendet und 1809 als Oberlieutenant definitiv in denselben versetzt. Nachdem er sich bei Aspern und Wagram unter den Augen des Erzherzogs Karl ausgezeichnet, wurde er am 26. Juli 1809 zum Capitän in des Erzherzogs eigenem Regimente (Nr. 3) befördert. Am 1. April 1813 kam er als Hauptmann wieder in den Generalstab und wurde dem General Bubna bei seiner Mission nach Dresden beigegeben. Für seine in der Schlacht bei Leipzig bewiesene Tapferkeit erhielt er das Ritterkreuz des Leopoldordens. 1814 kämpfte er im französischen Süden; 1815 arbeitete er im Hauptquartiere und avancirte, nachdem der Krieg beendigt war, zum Major im Generalstabe. Am 1. Juli 1817 übernahm er das Commando eines Infanteriebataillons und rückte am 12. Juli 1822 zum Oberstlieutenant vor. 1821 bis 1823 finden wir ihn als Militärtruppen-Commissär der österreichischen Besatzungstruppen in Turin, später wieder an der Spitze eines Bataillons im Regimente Gyulai. Zwei Jahre (1829—1831) commandirte Heß als Oberst das 2. Infanterieregiment. Am 22. Mai 1831 wurde er zum Chef des Generalstabes in Oberitalien ernannt. Als solcher erwarb er sich bald im höchsten Grade das Vertrauen Radetzkys und hatte nach dessen Ideen die ihrerzeit vielbesprochene „Feldinstruction" und „Manövririnstruction" auszuarbeiten, durch deren Einführung die österreichische Armee an Beweglichkeit und Manövrirtüchtigkeit gewann. 1834 wurde Heß Generalmajor und Truppenbrigadier in Mähren. Am 16. Oktober 1842 rückte er zum Feldmarschallieutenant vor, im nächsten Jahre ward er Inhaber des 49. Infanterieregiments. Die wichtigsten Dienste leistete Heß dem Kaiserstaate durch seine erfolgreiche Thätigkeit im italienischen Kriege von 1848 und 1849. Er entwarf nämlich als Generalquartiermeister der Armee in Italien an Radetzkys Seite die glücklichen Operationspläne, welche in kurzer Zeit den Oesterreichern den Sieg verschafften. Am 13. Juli 1848 wurde Heß in Anerkennung seiner Verdienste zum Feldzeugmeister, am 19. August 1848 zum Ritter des Maria-Theresienordens ernannt und bald darauf in den Freiherrnstand erhoben. Am 9. April 1849 wurde er überdies mit dem Großkreuze des Leopolds- und am 26. März 1850 mit dem Commandeurkreuze des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet. Außerdem wurde er Geheimrath und Chef des General-Quartiermeisterstabes der gesammten Armee. Während des orientalischen Krieges stand Heß als Oberbefehlshaber an der Spitze des Observationscorps in Galizien, Ungarn und Siebenbürgen; 1855 trat er wieder in seine frühere Stellung als Chef des Generalquartiermeisterstabes zurück. Ende Mai 1859 zur Armee nach Italien entsendet, schloß er am 8. Juli mit den Franzosen den Waffenstillstand von Villafranca, wurde am 12. Juli zum Feldmarschall befördert und mit dem Obercommando der österreichischen Armee in Italien betraut. Seit 31. Januar 1860 war er Hauptmann der Trabantenleibgarde und der Hofburgwache in Wien, seit 18. April 1861 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses und seit 1862 Kanzler des Leopoldsordens. Außerdem war er auch Mitglied der Commission zur Controle der Staatsschuld. Im Februar 1867 und Ende 1869 erkrankte der Marschall so gefährlich, daß man eine zeitlang große Besorgnisse für sein Leben hegte.

Miscellen.

Lübeck, 16. April. Gestern verstarb hier der Glasermeister J. J. Achelius, im 76. Lebensjahr, einer von der immer kleiner werdenden Zahl der Freiheitskämpfer des Jahres 1813. Der Verstorbene war in der künstlerischen Seite seines Gewerbes, der Herstellung farbiger Gläser und der Zusammensetzung derselben zu Glasgemälde-Fenstern, ein Mann von Ruf; ihm war der ehrenvolle Auftrag geworden, das vom Maler J. Milde hierselbst entworfene, vom Kronprinz von Preußen für das Westportal des Kölner Doms bestimmte Kirchenfenster auszuführen.

Paris, 16. April. Das officielle Journal gibt folgende nähere Einzelheiten über das unlängst in der vom Platze Maubert nach der Rue Mouffetard unweit der Gobelin-Manufactur führenden Rue Monge (die bekanntlich erst seit einigen Jahren durch das Quartier durchgebrochen ist) aufgefundene römische Amphitheater: „Die Arena hat 55 Meter in der großen Achse, 48 in der kleinen. Das Gebäude, dessen Totaldurchmesser ungefähr 130 Meter war, muß ungefähr 15,000 Menschen haben aufnehmen können. Die auf Veranlassung der Section der historischen Arbeiten von Paris vorgenommenen Ausgrabungen haben zur Entdeckung von Broncemedaillen von Hadrian, der beiden Tetrius und der Constantine, von Bruchstücken von Basreliefs, von lateinischen Inschriften und einem Frauenhalsbande geführt. Außerdem hat man den Behälter entdeckt, der dazu bestimmt war, die wilden Thiere einzuschließen. Es ist mithin so ziemlich gewiß, daß wir vor dem ältesten Gebäude der alten Lutetia stehen, von dem noch Spuren übrig sind, die ein wichtiges Zeugniß liefern von dem großen Platze, welchen diese Stadt bereits in uralten Zeiten einnahm und welche den unumstößlichen Beweis liefern, daß bereits zur Zeit der römischen Herrschaft in Gallien Lutetia sich ziemlich weit hinaus auf dem linken Seineufer erstreckte und außer dem Thermenpalaste ein für eine sehr zahlreiche Bevölkerung berechnetes Amphitheater besaß."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 47. | Speyer, Donnerstag, den 21. April | 1870.

* Gerhard von Löwen.

Episode aus dem Streite zwischen den Hoeckeren und den Kabeljauwen.

(1354.)

Von A. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von E. B.)

(Fortsetzung.)

II.

Es war Abend vor Palmsonntag. Der Monat April war in das Land gekommen und hatte fortgesetzt, was sein scheidender Bruder begonnen hatte: bereits war der Lenz in seiner ganzen Lieblichkeit da. Aber wie kommt es denn, daß heute sich Niemand auf den Straßen zeigt? Was ist es, daß fast alle Thüren geschlossen sind, da doch die Stunde der Ruhe noch lange nicht geschlagen hat? Was bedeutet die drückende Stille, die im ganzen Dörfchen herrscht, wie wenn schwere Wolken ein nahes Unwetter verkündigen? — Und in der That, ein gewaltiges Unwetter zieht sich über Löwen, oder besser, über dem Hofe der Herren von Drüten zusammen. Die Saat, die der Hausirer mit listiger Hand ausgestreut, war in fruchtbaren Boden gefallen: breits konnte man die Frucht sehen.

Es war den Männern, die Konrads Erzählung von den Vorgängen in der Veluwe angehört, oder sie aus dem Munde von Anderen wieder vernommen hatten, von der Stunde an sonderbar zu Muthe. Bei der Arbeit und beim Essen, beim Schlafengehen und beim Aufwachen, immer, immer klangen ihnen die Worte in die Ohren: „Sie arbeiten dort nur für sich und nicht für den Rentmeister ihres Herrn. Sie heirathen, wen sie wollen, ohne den Herrn von Erlembries zu fragen. Wenn es ihnen auf dem einen Platze nicht gefällt, nun dann gehen sie auf einen anderen.“ Hatten sie auch Alle in stolzem Ton dem Hausirer gegenüber ihre Rechte als freie Männer himmelhoch erhoben; hatten sie auch Alle erklärt, daß sie, wenn sie nur ihren Verpflichtungen nachkommen, nichts mit dem Herrn von Drüten zu thun hätten: eine Stimme in ihrem Innern sagte ihnen wieder und wieder, daß diese Worte im Grunde Lüge und Großsprecherei gewesen seien. Nein! täglich seufzten sie ja unter der Macht der Edlen und durften kaum gegen Gewalt und Unterdrückung ihre Stimme erheben. Es war nicht allein das Grab von Gerhards Vater oder die Klosterzelle von Lammerts Gertraud, die sie daran erinnerte, ein anderer Vorfall hatte wenige Tage nach des Hausirers Weggang die Gemüther noch mehr erbittert. Man hatte wohl gesehen, daß Heimerich von Drüten schon lange begierige Blicke nach der Tochter eines seiner Pächter geworfen hatte, obgleich sie nur eines Dörflers Kind war. Mehr als einmal war er, natürlich absichtslos, im Felde herumgeirrt, wo Marie mit der Arbeit beschäftigt war; dann hatte er zärtlich mit ihr geplaudert und ihr im Scherz wohl auch einmal unter das Kinn gegriffen. Aber was man nicht gesehen hatte und was für den Ruf des Mädchens viel schlimmer war, das war nun offenbar geworden.

Eines Abends nämlich war Gerhard Herrn Heimerich noch spät Abends begegnet, wie er von Mariens Wohnung herkam. Hierdurch aufmerksam geworden, hatte er mehrere Abend hindurch Schildwache gestanden. So hatte er sich davon überzeugt, daß der Weg nach der kleinen Hütte eine tägliche Wanderung des Hochgeborenen war. Und nun, da die Schande des schönen und allgemein beliebten Mädchens erst leise geflüstert und später von den Dächern ausgerufen ward, nun war nichts mehr, was Gerhard abhielt, öffentlich von Heimerichs nächtlichen Wanderungen zu erzählen. So ward die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner wie von selbst auf Gerhard gerichtet und dieser versäumte die Gelegenheit nicht, um, wo er konnte, über sich und seine Schicksale zu sprechen. Es schien selbst eine vollständige Veränderung bei ihm Platz gegriffen zu haben. So mürrisch und in sich gekehrt er früher war, so heiter und gesprächig wurde er jetzt. Mehr als einmal schilderte er nach Konrads Besuch, auf demselben Platz, wo dieser gestanden, den dort versammelten Männern die seinem Vater zugefügte Mißhandlung und die Veranlassung zu Gertrauds Eintritt in das Kloster mit lebendigen Farben. — „Und das Schlimmste von Allem,“ so endigte er das letzte Mal, nachdem ungefähr eine Woche verflossen war, seine Erzählung, „und das Schlimmste von Allem ist, daß wir, von all diesen Gewaltthätigkeiten befreit, leben könnten, wie es freien Männern geziemt, wenn wir den guten Herzog Reinald zum Landesherrn hätten.“

„Wohlan! was hindert uns daran?“ fragte eine Stimme aus der Mitte.

Mit einem bitteren Ausdruck auf dem Gesicht, wies Gerhard mit dem Finger nach dem Schlosse. Der Frager murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen.

„Aber, Ihr Männer! sollen wir das so ruhig dulden, daß die Herren unsere Rechte als freie Männer schänden. Jeder, der sich treten läßt, ist in seiner Feigheit keiner besseren Behandlung werth!“ rief eine andere Stimme.

„Warum können wir das Schloß nicht überfallen, wie es die in der Veluwe gethan haben?“

„Oder es in Brand stecken: dann können sie uns gar nicht mehr entrinnen!“

Gerhard schüttelte lächelnd den Kopf. „Gut so, Männer, so will ichs hören! Ja, es muß ein Ende nehmen; wir wollen Unterthanen von Herzog Reinald sein, der so gütig gegen seine Untergebenen ist und dazu mehr Recht hat, unser Herr zu sein, als sein Bruder Eduard. Aber wir können nicht mit dem Kopf durch die Mauer rennen. Das Schloß zu überrumpeln ist unmöglich; die Mauern sind hoch und dick und die Thore fest wie Eisen. Es in Brand zu stecken geht auch nicht an; Niemand wird hinein gelassen, der nicht gut dort bekannt ist. Seitdem die Veluwener so aufgeräumt haben, sind die Herren doppelt auf ihrer Hut. — Aber dennoch können wir mit Hülfe der Heiligen unser Ziel erreichen.“

„Wie denn? Was müssen wir thun?“ fragten beinahe Alle zugleich.

„Das werde ich Euch später sagen; wer Lust hat, sich an seinen Unterdrückern zu rächen und fortan von aller Knechtschaft befreit zu sein, der komme heute über eine Woche um dieselbe Stunde nach der Schenke an der Ueberfahrt. Dort sollt Ihr mehr hören.“

Der Samstag Abend, der Abend vor Palmsonntag ist gekommen. Nicht auf dem Kirchhofe, sondern bei der Fähre sind die Löwener Männer versammelt; auch Gerhard ist zugegen, aber er führt heute nicht das Wort. Mit den übrigen blickte er nach dem jenseitigen Ufer des Waal, wo sich etwas bewegte. Endlich ließ sich ein kleines Boot sehen, das nach einigen Minuten in der Nähe der Männer anlegte und aus dem der Hausirer Konrad zu ihnen hintrat.

„Guten Abend, Ihr Männer!“ rief dieser ihnen zu. „Ihr zeigt doch, daß Ihr Fäuste am Leib und Blut in den Adern habt und daß Ihr die Rechte Eueres gesetzmäßigen Herrn hochachtet. Ihr verdient auch, daß man Euch als freie Männer und nicht als Sclaven behandelt.“

Seine Worte bliesen die glühenden Funken der Begeisterung in den Herzen der Männer zu einer hellauflodernden Flamme an. Ein lauter Jubel war die Antwort.

„Still! habt nur noch ein wenig Geduld und verderbt nicht Alles durch zu große Uebereilung. Denkt Ihr, daß Euere Unzufriedenheit auf dem Schlosse nicht bekannt sei? In Nymwegen habe ich allenthalben gehört, daß sich in Löwen etwas vorbereite. Darum bin ich über Tweil und Lunen hierher gegangen, um allen Verdacht zu vermeiden. Aber jetzt, kurz und gut, wollt Ihr den alten Bernd, Lammerts Gertraud und die arme Marie rächen? Wollt Ihr den Gewaltthätigkeiten, die Euch das Leben verbittern, ein Ende machen?“

Ein kurzes, aber kräftiges „Ja!“ durchschnitt die Luft. Durch den gleichen Antrieb beseelt, streckten dabei Alle die geballten Fäuste in die Höhe.

„Wohlan,“ fuhr Konrad fort, „merkt nun gut auf. Morgen werden Herr Willem und Heimerich zum Feste die Messe besuchen. Sie und ihre Diener werden alsdann nur wenige Waffen bei sich tragen. Ihr dringt in die Kirche, wenn das Hochamt begonnen hat und Alles vor dem Hochwürdigsten kniet und sorgt, daß ihr den beiden Herren so viel gebt, daß sie das Aufstehen vergessen. Dann geht Ihr auf das Schloß und steckt das Banner der Heckeren auf den Thurm. Wenn das Alles geschehen ist, dann soll Gerhard sogleich hierher kommen, um es mir zu sagen, und ich will dann dafür sorgen, daß Herzog Reinald es so schnell wie möglich erfährt und Euch unter seinen Schutz nimmt.“

(Fortsetzung folgt.)

Till Eulenspiegel.

Von Hermann Grieben.

(Fortsetzung.)

Neben der Steinplatte hängen in derselben Nische die „Reliquien“ Eulenspiegel's, nämlich ein verrosteter Degen mit einfacher Parirstange, ein eiserner, ebenfalls stark verrosteter Sporn, ein hölzernes Trinkmaß und ein aus Eisendraht geflochtenes Panzerhemde, das aber auch wohl ein Schnappsack gewesen sein mag. Wer kann wissen, woher dies Gerümpel stammt! Mittelalterthümlich sieht es genug aus, aber ihm fehlt die Beglaubigung, daß es zu dem Nachlaß gehört, den der Rath von Mölln nach Eulenspiegel's Tode mit Beschlag belegt haben soll.

So bliebe denn also doch der Grabstein als möglicher Weise echt bestehen. Es darf indessen nicht verschwiegen bleiben, daß er — nicht der einzige seiner Art sein soll. In Damme bei Brügge, wird uns gesagt, steht an der Kirchthür ebenfalls eine Steinplatte angelehnt, welche folgende Inschrift zeigt:

> Sta viator! Thylium Ulenspiegel aspice sedentem et pro ludii et morologi salute deum precare suppl. Obiit a. MCCCI.

Die Sache scheint bedenklich, wenn es mit diesem Alibi seine Richtigkeit hat. Wir haben diesen angeblichen Zeugen aus Belgien vorladen lassen; er ist aber nicht erschienen. Er wird wohl nicht mehr ausfindig

zu machen gewesen sein. Personen, die ihn früher zu Protocoll vernommen, haben die Vermuthung geäußert, es könne wohl Eulenspiegel's „Vater" 1301 in Damme gestorben und allda begraben worden sein. Nach anderer Annahme hätte jene lateinische Inschrift ganz und gar nichts mit einem Eulenspiegel zu schaffen, sondern wäre ursprünglich dem nachweislich im Jahre 1301 in Damme verstorbenen Jacob van Maerlant gewidmet gewesen. Dieser Vater der niederländischen Literatur war nämlich der Verfasser eines historiael spieghel, welche beiden Worte aus ihrem verwitterten Zustande immerhin von einem späteren Ballhorn wohl als Thyl Ulenspiegel entziffert und „rectificirt" worden sein mögen. Diese Conjectur ist uns aber zu spitzfindig. Warum kann der Stein denn nicht von Lübeck nach Brügge (beide Städte standen ja zur Zeit der Hansa in lebhaftestem Handelsverkehr), etwa als Ballast mitgebracht worden und in Damme, dem alten Hafen Brügge's, liegen geblieben sein? Da das uns indessen, wie gesagt, nicht persönlich vorgeführt worden ist, enthalten wir uns jeder weiteren Muthmaßung über ihn und bleiben bei dem Möllner Monument stehen, zumal da dessen Inschrift nicht nur mit dem Zeugniß des Volksbuches übereinstimmt, sondern auch von der Hettlingischen Sassenchronik, wenigstens im Jahresdatum, ausdrücklich bekräftigt wird.

Letztere, die allerdings erst im Jahre 1455, also hundert Jahre nach dem Tode Eulenspiegel's, aufgezeichnet worden ist, aber seine Wissenschaft aus der noch *immerhin* ziemlich lebendigen Erinnerung des Volkes geschöpft haben kann, besagt wörtlich:

„A. 1350 Eyne Pestilencien was sere gruwelick over de ganse Werlde, dat yt ward geheten de **grote Dot.** unde sterff so hefftigen, dat me in velen Steden de Doden moste vören in andere Stitten, up andere Kerkhove, dat öre Kerkhove to lütlingk waren. to Brunswick sterff dat Barvoten-Kloster de Monike all uth, up einen kleynen Monik na. De sterve wart so grot, dat me lovede des hiligen Cruces Dages Erhogingh to vyren, dosulffest sterff **Ulenspeygel to Möllen**, unde Gheyselen Broder kemen an.

Nimmt man nun an, daß die mündliche Ueberlieferung Eulenspiegeln durch die Pest dahingerafft sein ließ und zwar am Kreuzerhöhungstage, so konnte der Chronist wohl zu Protocoll nehmen, wo der schwarze Tod über ganz Europa hereinbrach, in Braunschweig das ganze Barfüßerkloster ausstarb und die Geißelbrüder wieder erschienen, zu Mölln auch der allbekannte Schalksnarr sein Leben habe beschließen müssen.

Da kommen denn aber die Forscher wieder und sagen, solch' ein Todtenschein beweise ganz und gar *nichts*; die aus lauter fliegenden Anecdoten zusammengeballte Historie vom Eulenspiegel sei in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts schon so compact gewesen, daß nicht nur die große Masse des Volkes, sondern auch ein Chronist sie auf bloßes Hörensagen hin habe für wirkliche Geschichte halten können; bei dem gänzlichen Mangel an anderen Zeugnissen müsse man die beigebrachten Urkunden, den Todtenschein sowohl wie den Grabstein, gar nicht zu gedenken des Reliquien-Gerümpels, für, wenn auch in gutem Glauben, gefälscht erachten: die fertige Sage allein sei die Mutter jener angeblich historischen Denkmale. Darnach wäre also das Möllner und ebenso das Dammuer Eulenspiegel-Monument erst auf der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts gestiftet worden.

Man sieht, alle unsere Beweise für die leibhaftige Existenz eines persönlichen Eulenspiegels stehen auf gar schwanken Füßen. Auch das Monument von Mölln soll nur ein Schwank der Sage sein. Es wird uns am Ende wohl nichts übrig bleiben, als den „Zeitgenossen Dante's" wirklich über Bord zu werfen. Wir opfern Dich ungern, Du kecker Gesell, aber die Wissenschaft ist unbarmherzig. Sie hat Dich in das Chaos Deines Ursprunges aufgelöst; Du bist ihr nur noch eine allegorische Figur, im besten Falle der poetische Träger der verschiedenen Schalksstreiche einer ganzen Volksclasse von zwei Jahrhunderten. Eins aber kann sie Dir nicht nehmen, das muß sie Dir lassen: Deine **Unsterblichkeit im Volksbuch.**

Dies Buch soll uns jetzt Rede stehen. Wer hat es zuerst verfaßt? Wer hat der schwebenden Sage zuerst Form und Styl gegeben? Man weiß es nicht. Wenn es in dem Vorwort zu einer alten Ausgabe heißt: „Da man zählet 1302, bin ich durch etliche Personen und gute Gönner gebeten worden, die Historien und seltsamen schalkslistigen Possen Tyll Eulenspiegels, eines Bauern Sohn, zusammenzubringen und zu beschreiben, welches ich nicht wohl füglich habe abschlagen können", so ist die Jahreszahl 1302, falls sie nicht auf Grund des obenerwähnten Dammer Grabsteins absichtlich gefälscht worden, ein offenbarer Druckfehler wie denn auch statt ihrer in anderen Ausgaben 1383 und 1382 zu lesen steht. Sind diese richtig, so würde das Buch also zuerst handschriftlich verbreitet worden und in dieser Form möglicherweise auch dem Sassenchronisten zur Kenntniß gekommen sein. Und so sind wir denn auch, wie die Sachen nun einmal liegen, gar nicht mehr abgeneigt, anzunehmen, daß schon im 14. Jahrhundert allerhand lustige Geschichten und Schwänke, in denen der Volkshumor die Zustände und Sitten der Zeit gegeißelt, handschriftlich gesammelt und **unter dem allgemeinen Titel „Der Eulenspiegel"** (nach Art des Sachsen-, Schwaben- und manchen anderen Spiegels) verbreitet wurden. Nach und nach gewann der **Titel persönliche Gestalt.** Es hieß nicht mehr: im Eulenspiegel steht das und das zu lesen, oder: der Eulenspiegel erzählt dies und jenes, — sondern die Thaten, die das Buch verzeichnet hatte und der Volksmund täglich vermehrte, wurden **einer einzigen Person** in Rechnung gestellt und diese Person führte den Namen der Sammlung: Der Eulenspiegel. So etwa haben wir uns jetzt die Entstehung der Sage zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Siebenbürger Sachsen.

Seit mehr als 20 Jahren beschäftigt sich Professor Wattenbach mit den Zuständen und der Geschichte der Siebenbürger Sachsen, und er legt jetzt ein kleines Resultat seiner Forschungen in einem gediegenen und sehr gehaltvollen Vortrage nieder.*) Wir werden seinem Gedankengange in nachstehenden Auszuge folgen. Nach des Vortragenden annehmbarer Vermuthung rührt der nur in Deutschland gebräuchliche Name Siebenbürgen (bei den anderen Völkern heißt es immer Transsylvanien) von den sieben Stühlen oder Gerichtsstätten in und um Hermannstadt her. Der Hermannstädter Gau wird noch heutigen Tags als das alte Land bezeichnet; irgend eine burgartige Befestigung werde wohl auch nicht gefehlt haben. In alten Zeiten hat dieses Land zum großen Römerreiche gehört, zur Provinz Dacien, und zahlreiche Inschriften und Reste von Straßenzügen, Verschanzungen und Festungen zeugen noch jetzt von der Herrschaft der mächtigen Römer. Der Flächeninhalt Siebenbürgens beträgt mehr als 1100 Quadratmeilen, auf welchen eine Bevölkerung von etwa 2,008,000 Seelen lebt, nämlich 1,200,000 Walachen (Rumänen), 573,000 Magyaren und 235,000 Deutsche. Wie sind denn nun aber die Deutschen nach Siebenbürgen gekommen? Der Vortragende gesteht, daß man in Unwissenheit darüber ist, denn die Chroniken melden nichts davon, und an Urkunden und sonstigen bestimmten Angaben fehlt es fast überall. Soviel weiß man nur, daß König Geisa II. (regierte von 1141 bis 1164) sie unter Zusicherung großer Freiheiten ins Land gerufen hatte, und daß sein Enkel Andreas II. in seinem Freibriefe vom Jahre 1224 diese Berufung Seitens seines Großvaters ausdrücklich bezeugt und darauf Bezug nimmt. Warum nennt man aber diese Deutschen Sachsen? Dieser Name, der schon im dreizehnten Jahrhundert vorkommt, sei wieder schwer zu erklären. Dem sächsischen Stamme gehören diese Deutschen nicht an, denn in den ältesten Urkunden heißen sie Flanderer, und solche waren als Landbauer wie als Kaufleute unter den Einwanderern sicher zahlreich vertreten. Aber auch nicht in Flandern allein ist ihre Heimath zu suchen. Herr Wattenbach ist vielmehr der Ansicht, daß die Vergleichung ihres besonderen Dialekts, ihrer Ortsnamen, Sagen und Märchen, ihrer Rechtsgebräuche, Sitten und Einrichtungen auf den Niederrhein, und zwar auf die Gegend zwischen Mosel und Maas, als ursprüngliche Heimathsstätte hinweise. Es werden also wohl Deutsche von verschiedenen Gegenden und aus verschiedenen Stämmen sich hier zusammengefunden haben. Unangefochten blieben und bleiben die Deutschen weder da noch in Ungarn. Schon Gabriel Báthori hatte sich um 1610 der festen Hermannstadt durch verrätherische Hinterlist bemächtigt und wollte die deutsche Bürgerschaft völlig austreiben; verständigere Fürsten, wie Bethlen Gabor, wußten freilich den Werth der Sachsen besser zu schätzen. Soviel sie aber auch von dieser Seite zu leiden hatten, so haben doch die kaiserlichen Generale fast noch ärger gehaust, wie Castaldo, Ferdinand's I. Heerführer, wie Basta (1600) mit seinen zuchtlosen Wallonen; auch der entsetzliche Brand Kronstadt's im Jahre 1689 wird den kaiserlichen Soldaten zugeschrieben. Redner beruft sich da auf die von G. D. Teutsch herausgegebene „Geschichte der Siebenbürger Sachsen", und sagt dann: „Liest man gar die Chroniken selbst, so begreift man kaum, daß doch immer noch eine deutsche Bevölkerung übrig blieb, und schöpft daraus die sichere Ueberzeugung, daß, was damals nicht unterging, überhaupt nicht auszurotten ist." Die Verfolgungen gingen aber nicht allein von den Ungarn aus. In Wien selbst war das so fest und eifrig protestantische Sachsenvolk nicht gut angesehen, um so weniger, da es ein Volk von Bürgern und Bauern, und von Haus aus demokratisch war.

(Schluß folgt.)

*) „Die Siebenbürger Sachsen. Ein Vortrag" von Dr. W. Wattenbach. Heidelberg, Fr. Bassermann, 1870.

Miscellen.

Sehr triftige Klagen werden gegen die Beschränkung geltend gemacht, welcher die Benutzung des Telegraphen der Suezcanalcompagnie Seitens des Publikums unterzogen ist. Der Canaltelegraph soll nämlich nach einer Vereinbarung mit der Regierung keine Handelstelegramme annehmen und befördern. Diesem Verbote wird eine so weite Auslegung gegeben, daß selbst Depeschen über Schifffahrtsereignisse nicht angenommen werden, so daß die Capitäne, wenn sie auch eine Station des Canaltelegraphen noch so nahe hätten und eben so die Rheder oder Recommandatäre sich an die Stationen des Staatstelegraphen in Port-Said, Ismailia oder Suez wenden müssen, was häufig den Zweck einer telegraphischen Mittheilung geradezu illusorisch macht. Der englische Dampfer „Niger" fuhr im Canal auf und erst zwei Tage darauf langte die betreffende Nachricht brieflich in Port-Said an. Das englische Schiff „Statesman" brauchte wegen des heftigen Windes sechs Tage zur Durchfahrt. Der Recommandatär wollte den Abgang der europäischen Post benutzen, um den Rheder von der Navigation des Schiffes zu benachrichtigen und wandte sich deßhalb an das Canaltelegraphenbureau, um entsprechende Anfrage in Ismailia. Sie wurde verweigert, und der Recommandatär mußte nach England melden, daß seit 48 Stunden jede Nachricht vom Schiffe im Canale, trotz aller telegraphischen Verbindung fehlte! Der „Delaware" ist bisher der größte Dampfer, welcher den Suezkanal befahren hat, da selbst der „Brasilian," welcher vor Kurzem von seiner ersten Reise aus Bombay den Canal passirte, nur 1809 Tonnen zählte. An Durchfahrtsgebühr mußte der „Delaware" 27,200 Fr., darunter 1200 Fr. für die Lootsung, entrichten.

Nichts geht über eine vielseitige Bildung, und was wir Europäer von den Yankees noch lernen können, erhellt so ziemlich aus der folgenden beachtenswerthen Annonce, die wir aus einer Reihe anderer im „Newyork Herald" hervorheben: „Ein junger Mann von einiger Geschäftserfahrung und liberalen Erziehung wünscht eine Stellung, in welcher er sich wenigstens der Lebensbedürfnisse sicher fühlen kann und in der ihm Energie und Thätigkeit ein Fortkommen sichern. Er versteht Nähen, Fegen, Spülen, Stiefelwichsen, Latein, Griechisch und neuere Sprachen gut zu unterrichten, ebenso die englische Literatur, und ist im Stande, über irgend ein Thema von der häuslichen bis zur Staatsökonomie flüssig zu schreiben. Als Maitre d'Hotel, Kellner oder Privatsecretär würde er eine sehr werthvolle Acquisition sein.

Charade

Der Abendröthe sanftes Glühen
Erfüllet nach des Tages Mühen
Das Menschenherz mit Trost und Muth — —
Doch nein! Das ist der Ersten Gluth;
Schon hört man's von der Zweiten schallen,
Das mahnet nicht zum frommen Wallen,
Verworrener Lärm durchbebt die Luft,
Und mit des Jammers Stimme ruft
Ein Weib in ihrer Kinder Mitte:
„Allmächt'ger Gott — wo ist die Dritte?"
Die aber schleppt mit starker Faust
Von dorther, wo die Erste haust,
Das Ganze, das sich wollt' verbergen,
Und überliefert es den Schergen.

Auflösung der Charade in Nr. 43.

Tagebuch.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 48. | Speyer, Samstag, den 23. April | 1870.

* Der Hohenstaufen.

Berg! gepriesen einst von allen,
Hoher Helden hohe Wiege!
Einst aus Deinen stolzen Hallen
Stürmten sie zu Kampf und Siege.

Einst von Deinen Zinnen prächtig
Schwangen auf voll Jugendwonne
Sich zwei Adler, flügelmächtig,
Tauchten in das Licht der Sonne.

Staunend zwischen Lust und Wehe
Sah die Welt ihr kühnes Ringen,
Sah sie stürzen aus der Höhe,
Sterbend mit gelähmten Schwingen.

Still geworden ist's dort droben;
Wo die stolzen Herrn der Erde
Einst zum Streite sich erhoben,
Singt der Hirt bei seiner Heerde.

Niederwärts am Bergesrande
Liegt ein Dörflein, blickt mit klaren
Fensteraugen in die Lande,
Heiter, wie vor grauen Jahren:

Blickt hinauf, wo zwischen Trümmern
Stumm die Weltgeschichte trauert —.
Stille Hütten, euer Schimmern
Hat die Adler überdauert!

H. A. Schaufert.

* Gerhard von Löwen.

Episode aus dem Streite zwischen den Heckeren und den Brouthorsten.
(1354.)

Von A. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von E. B.)

(Fortsetzung.)

Eine befehlende Miene des Krämers war kaum im Stande, einen neuen Ausbruch der Begeisterung zu unterdrücken.

„Aber wo bekommen wir das Banner der Heckeren? Und wo sollen wir Waffen hernehmen?"

„Ich habe für Alles gesorgt. Seht Ihr," sagte Konrad, zu seinem Kahne tretend, „das ist ein anderer Kram als der, den ich gewöhnlich bei mir habe." Er hob mit Gerhards Hülfe einen schweren Pack in die Höhe. — „Hier das Banner, das auf den Thurm muß. Laßt einen von Euch seine Jacke ausziehen, um es um den bloßen Leib zu binden. Wenn ihn Jemand damit erwischt, kostet es ihn den Kopf. Und hier habe ich zwölf Piken; mir dünkt das genug. Die übrigen können sich mit Sicheln und Hacken, Gabeln und Sensen bewaffnen: das haben sie in der Veluwe auch gethan, und ich versichere Euch, daß damit etwas ausgeführt werden kann. — Und nun, Ihr Männer, geht auseinander und ein Jeder auf einem anderen Weg nach seinem Haus. Mögen die Heiligen Euch beistehen!"

Gerhard blieb noch bei dem Hausirer zurück. Auf einem Knie liegend betrachtete er die Waffen eine nach der anderen mit der größten Andacht. Endlich hatte er seine Wahl getroffen. Als es ganz dunkel geworden war, brachte er mit Konrad die Piken auf einem Umweg nach seiner Wohnung und verbarg sie unter einem Haufen Holz in der Scheuer, wo auch der Hausirer eine Schlafstelle finden sollte. — Mit einem Gesicht, so aufgeräumt, wie er es lange nicht gezeigt hatte, öffnete er die Thüre seines Häuschens. Die Aussicht, von aller Herren Willkür befreit zu werden, seinen Vater und auch Marie zu rächen, vor allem aber Gertraud sein zu nennen, erfüllte seine ganze Seele. Aber das fröhliche „Guten Abend, Mutter!" erstarb ihm auf den Lippen; regungslos blieb er am Eingang stehen. An der Seite der Wittwe saß eine Jungfrau in der ernsten Kleidung der Novizen des Klosters Marienburg in Nymwegen. „Gertraud!" rief der junge Mann in einem Tone, worin sich Freude, vermischt mit Ueberraschung ausdrückte, „wie, Du hier?"

„Ich muß Dich sprechen, Gerhard. Deshalb habe ich noch so spät am Abend den weiten Weg unternommen. Morgen, sobald der Tag graut, muß ich wieder fort."

„Das muß etwas sehr wichtiges sein, Gertraud," antwortete der junge Mann, der eine ferne Ahnung hatte, daß sie von dem verabredeten Anschlag etwas vernommen und ihn nun davon abbringen wollte. — Hatte nicht der Hausirer in Nymwegen Alles gehört, was in Löwen beabsichtigt wurde?

„Ja, Gerhard, und etwas sehr Trauriges dazu.

Aber hoffentlich ist es nicht wahr. O, sage mir schnell, daß es eine Lüge ist, was mir erzählt wurde!" Und die Jungfrau hob ihre Augen verlangend zu dem früheren Geliebten empor. Sie machte selbst eine Bewegung, um seine Hand zu ergreifen, aber plötzlich, wie sich besinnend, trat sie einen Schritt zurück.

„Was denkst Du doch, Gertraud?" frug Gerhard mit einiger Ungeduld, da seine Vermuthung durch ihre Worte beinahe zur Gewißheit geworden war.

„O! Du verstehst mich wohl. Ich sehe es an Deinem Gesicht und ich fühle nur zu sehr, daß das Gerücht wahr gesprochen hat."

„Ich bitte Dich, Gertraud, sprich doch nicht länger in Räthseln!"

„Wohlan! Gestern Nachmittag, als wir im Garten des Klosters ein wenig Luft schöpften, kam die Aebtissin an meine Seite und erzählte mir, daß Gerüchten zufolge, die sich in Nymwegen verbreitet, in Löwen große Unzufriedenheit herrsche gegen die Herren des Ortes, weil diese zur Partei Eduards hielten und daß man deßhalb einen gewaltsamen Anschlag zu Gunsten von Herzog Reinald fürchte. Ich dachte augenblicklich an Dich, Gerhard, weil ich weiß, was Du von Herrn Heimerich gelitten hast. Ich ging sofort nach meiner Zelle und in der größten Herzensangst bat ich die Mutter Gottes, daß sie Dein Herz von allen bösen Absichten reinigen möchte. Aber diesmal fand ich selbst im Gebet keine Ruhe; ich war wie gehetzt. Die Aebtissin merkte es mir an und sogleich bewilligte sie meine Bitte, auf einige Stunden mich zu meinen Eltern begeben zu dürfen."

„Gertraud! Ich erkenne Dich nicht wieder," sagte Gerhard in traurigem Tone. „Habe ich allein gelitten? Hast Du denn nichts gefühlt, als Herr Heimerich uns trennte? Wird es Dir denn nicht eine Erquickung sein, wenn der Elende seinen Lohn empfängt für das, was er uns, uns, Gertraud, gethan hat?"

„Die Rache ziemt sich für keinen Christen, sie gehört Gott. Er wird's ihm lohnen."

„Ach, Gertraud! ich sehe es wohl, Du hast mich nicht mehr lieb. Im Kloster haben sie Dich bereits gelehrt, Gerhard und seine Liebe zu vergessen."

„Nein! Das ist gelogen! Gott und seine Heiligen wissen, wie viel Kampf es mich gekostet hat, das Bild meines irdischen Bräutigams vor dem des himmlischen aus meiner Seele zu verbannen. Ich werde Dir auch alle Zeit eine Freundin und Schwester sein, da wir doch nicht Mann und Frau werden können."

„Ja, das können wir freilich," fiel ihr Gerhard in triumphirendem Ton in die Rede. „Es ist nicht allein Rachsucht, was mich treibt. Die Hoffnung, Dich zu besitzen, hat mir meinen Plan eingegeben. Herrlich! Sobald Willem und Heimerich von Drüten aus dem Weg geräumt sind, stecken wir das Banner der Heckeren auf den Thurm! das ist das Signal für Reinalds Anzug. Dann haben wir keine Verletzung unserer Rechte als freie Männer, keinen Herrenzwang mehr zu fürchten und ich nehme Dich zu meinem Weib! — Wie? sagst Du nichts dazu? Dünkt Dir unser Unternehmen nicht gut?"

„Nein, Gerhard, ich kann nicht! Das Blut unseres rechtmäßigen Herrn darf der Preis nicht sein, wofür wir unser Glück erkaufen. Meinst Du, daß der Segen der heiligen Jungfrau auf uns ruhen würde?"

„Genug!" sprach Gerhard zornig: „Die frommen Schwestern dort unten haben Dich ganz zu einer Scheinheiligen gemacht. Zwischen uns ist es aus. Gott! daß mir das auch noch widerfahren muß!" Die Arme über einander gekreuzt, lief er in heftiger Gemüthsbewegung in dem engen Raume auf und ab.

Endlich blieb er vor Gertraud stehen und starrte ihr lange in das reine Antlitz. Eine Thräne rollte über seine gebräunte Wange. „Gertraud! Gertraud! Du weißt nicht, wie unglücklich Du mich machst. Ich hatte so freudig gehofft, Dich einmal zu besitzen. — Aber das ist vorbei," fuhr er mit einer heftigen Bewegung des Kopfes fort, als wollte er eine leise Rührung wie ein lästiges Insect abschütteln. „Ich habe nur noch eine Bitte. Bei unserer alten Liebe bitte ich Dich: schwöre mir, daß Du vor morgen Mittag um zwölf Uhr gegen Niemand ein Wort von unserem Anschlag sprechen willst!"

„Ich kann nicht, ich will nicht! Nein! bei der Liebe, worauf Du Dich berufst, beschwöre ich Dich: steh' ab von Deinem heillosen Unternehmen! Rufe Gottes Zorn nicht über Dein Haupt! Lerne in seinem Willen geduldig sein!"

„Was?" Das soll Gottes Wille sein, daß wir uns durch die Großen wie Sclaven behandeln lassen? Mit solch einem Gott will ich nichts zu thun haben. Ich lache über seinen Zorn, ich . . ."

Gertraud war aufgesprungen und hielt ihm die Hand vor den Mund. „Schweig', Gerhard!" flehte sie in heftiger Spannung. „Bitte um Vergebung für Deine Gotteslästerung!"

Sanft stieß der Jüngling sie weg.

„Ueberdies aber," sagte er kalt, „kommt Deine Bitte zu spät: Alles ist anberaumt; ein furchtbarer Eid bindet uns Alle. Wenn ich diesen breche, setze ich mein Seelenheil auf das Spiel. Und wenn ich auch zurücktrete, hundert Arme werden doch thun, was ich unterließ. Noch eines denn — schwöre mir, daß Du uns nicht verrathen willst! Das ist das einzige, was ich noch von Dir verlange."

(Fortsetzung folgt.)

Till Eulenspiegel.

Von Hermann Grieben.

(Fortsetzung.)

Handschriften des alten Volksbuches existiren nicht mehr. Der ältestbekannte Druck, der den Text in

niederdeutscher Sprache gebracht hat, dürfte der von Michiel von Hochstraten in Antwerpen (um 1483) gewesen sein. Derselbe führt den Titel:

Ulenspieghel Van Ulenspieghel Leuen en schimpelyche wercken ende wonderlyche Auonturen di hi hadde want hi en liet hem gheen Boeuren verdrieten.

Ein Exemplar dieses ersten Druckes soll sich im Besitz des 1798 zu Kopenhagen gestorbenen dänischen Geschichtsschreibers P. Fr. v. Suhm befunden haben, der seine ganze 100,000 Bände starke Büchersammlung der Königl. Bibliothek in Kopenhagen vermachte. Es scheint aber inzwischen abhanden gekommen zu sein; wenigstens hat nichts mehr davon verlautet.

Dagegen existiren noch zwei freilich nicht ganz vollständige Exemplare eines von Servais Kruffter in Köln, vermuthlich um 1521 gedruckten niedersächsischen Textes unter dem Titel:

Eyn kurtz weilich lesen van Dyelulenspiegel, geboren uyß dem land Brunßwyk. Wat he seltzamer boitzen bedreuen hait syn Dage, köstlich tzo lesen.

Der eine Druck befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin, der andere in der kaiserlichen Bibliothek in Wien. Beide ergänzen sich in ihren Lücken gegenseitig so glücklich, daß ein ganz vollständiger Text hat hergestellt werden können, der auf 104 Seiten photolithographisch nachgebildet, bei Ascher in Berlin 1865 erschienen ist.

Der Erste, der eine hochdeutsche Uebersetzung lieferte, war der bekannte Franciscaner Thomas Murner. Sein Buch wurde in Straßburg 1519 gedruckt, ist jetzt aber nur noch in einem einzigen Original-Exemplare vorhanden, wonach Marbach, Lappenberg (1854) und Simrock (1864) ihre Ausgaben veranstaltet haben. Zu Köln 1539 und in Augsburg 1540 erschienen „myt schönen figuren" geschmückte Nachdrucke des „newlich auß Sachsischer sprach vff gut Teutsch verdolmetschten" Murnerschen Textes und zugleich wurde das Buch in fast alle europäischen Sprachen übersetzt: in's Niederländische, Englische, Französische, Italienische, Dänische, Polnische, Böhmische 2c., ja selbst in's Lateinische, einmal in Jamben (Triumphus humanae stultitiae vel Tylus Saxo, Utrecht 1558) und ein anderes Mal in Distichen (Noctuae speculum, Frankfurt a. M. 1567).

Es sind im Ganzen 96 Historien. Die erste beginnt also: „Bei dem Walde Melme im Lande Sachsen im Dorfe Knetlingen ward Eulenspiegel geboren. Sein Vater hieß Claus Eulenspiegel und seine Mutter Anna Wibeken. Und da sie des Kindes Eulenspiegel genaß, da schickten sie es gen Ampleven in das Dorf zur Taufe und ließen es heißen Till Eulenspiegel. Und Till von Utzen, der Burgherr von Ampleven, war sein Taufpathe. Ampleven ist das Schloß, das die Magdeburger vor fünfzig Jahren mit Hülfe der anderen Städte als ein arg bös Raubschloß zerbrachen. Die Kirche und das Dorf dabei hat im Besitz der würdige Arnold Pfaffenmeier, Abt zu St. Egidien."

Dieser Eingang läßt an Bestimmtheit in der Angabe der Oertlichkeiten so wenig zu wünschen übrig, daß dem naiven Leser an der Wahrhaftigkeit der ganzen Geschichte nicht füglich ein Zweifel aufsteigen kann. Ist doch der „Wald Melme" (das Waldgebirge Elm im Braunschweigischen), sowie die Dörfer Kneitlingen und Ampleben noch heute in der Nähe von Schöppenstädt richtig vorhanden. Anders steht es aber schon mit dem Personennamen. Daß „Eulenspiegel" ein bildlicher, ein allegorischer Name ist, muß auch Der zugeben, dem der Träger desselben noch als eine geschichtliche Person gilt. Wie es sich mit dem Vornamen „Till" verhält, ist nicht zu ermitteln; mit dem niedersächsischen Worte „till" das zwar aufheben, aber nicht aufziehen bedeutet, hat er sicherlich nichts zu schaffen. Dagegen ist das niederdeutsche und rheinische „utzen", das noch heute im gemeinen Sprachgebrauch soviel wie aufziehen, necken, foppen, bedeutet, in dem Namen des raubritterlichen Pathen mit Bestimmtheit wieder zu erkennen, wie denn auch der würdige „Pfaffenmeier" nicht ohne satirische Anspielung auf den geistlichen Stand überhaupt also heißt. Der Zuname der Mutter, „Wibeken" (nicht Wertbeck, wie in einigen späteren Ausgaben falsch zu lesen steht) bedeutet nichts weiter als Weibchen, die Ehefrau des Claus. Wir haben es also gleich von vorn herein mit erdichteten Personen zu thun.

Die Historie fährt nun weiter fort zu erzählen: „Auf dem Heimwege von der Kirche fiel die Taufgothe, welche das Kind trug, aber, vom Kindelbier trunken, des Steges nicht achtete, in eine Pfütze, so daß der Täufling über und über besudelt wurde und in einem Kessel voll warmen Wassers von Kopf bis zu den Füßen sauber gebadet werden mußte. So kam es, daß Eulenspiegel an Einem Tage dreimal getauft ward. Als er nun so alt geworden war, daß er stehen und gehen konnte, da machte er viel Spiels mit den Kindern; das war niedlich. Wie ein Affe tummelte er sich auf den Kissen und im Grase, so lange bis er drei Jahre alt ward. Da befliß er sich aller Schalksstreiche, so daß bei den Bauern allgemeine Klage über ihn war. Mit ellen Grimassen verhöhnte er die Leute, wenn sein Vater mit ihm durch das Dorf ritt und ihn entweder hinter sich oder vor sich auf dem Pferde sitzen ließ. Das fromme Kind war halt in einer unseligen Stunde geboren; es saß ganz still und that Niemand nichts und doch warf man ihm Erzschalkheit vor.

Also zog die Familie von Knetlingen fort in's Magdeburgische, in ein Dorf an der Saale, wo die Mutter daheim war. Dort starb der alte Claus und seine Wittwe fristete kümmerlich ihr Dasein. So ward Till 16 Jahre alt und wollte kein Handwerk lernen; er trieb sich umher und machte allerhand Streiche und Gaukeleien. So tanzte er zum Ergötzen der Dorfjugend auf dem Seile und als er dabei einmal in die Saale geplumpst und dabei tüchtig ausgelacht worden war, nahm er dadurch Rache, daß er Junge und Alte sich um ihre eigenen Schuhe raufen ließ. Darob mußte er sich vier Wochen versteckt halten und um doch etwas zu thun, ward er Flickschuster. Deß

freute sich seine Mutter sehr; denn sie litt große Noth und hatte nichts zu essen. Da lief Till eines Tages nach Staßfurt und betrog einen Bäcker um einen Sack voll Brod, damit seine wackere Mutter nicht verhungere. Das war seine erste Gaunerei. Von nun an beging er nichts als Narrenpossen, Schabernack, Schalksstreiche und Unflätigkeiten aus eitel Muthwillen und Schadenfreude. So zog er z. B. an zweihundert Hühner auf lauter Schnüre, daß sie einander elendiglich hin- und herzerrten. Er kroch in einen Bienenkorb, den zwei Diebe zu stehlen kamen, und als sie ihn in dunkler Nacht forttrugen, foppte er sie unsichtbar, daß einer den andern deshalb auszankte und schließlich beide sich prügelten. Er verdang sich einem Junker als Hofjunge, ward aber fortgejagt, weil er Senf und Hanf verwechselt hatte. Einem Pfarrer, dem er als Knecht diente, fraß er ein gebratenes Huhn vom Spieße weg und als die einäugige Köchin ihn schalt, betheuerte er seine Unschuld und sagte, mit einem Auge könne sie freilich nur ein Huhn sehen; um das andere zu erblicken, solle sie nur auch ihr anderes Auge aufmachen. Dem Pfarrer aber, der wissen wollte, wo das andere Huhn geblieben sei, antwortete er, das da noch am Spieße stecke, das sei ja eben das andere. Da lachte der würdige Herr, verzieh und sagte, nun solle der Knecht aber auch alle Arbeit so thun, wie die Köchin es „gerne sehe". Sintemalen diese nun Alles mit nur einem Auge sah, that Till nunmehr Alles nur halb, indem er, statt einen Eimer voll Wasser zu bringen, ihn nur halbgefüllt, statt zwei Scheiten Holz nur eins brachte und dergleichen. Der Pfarrer hatte ihn liebgewonnen und machte ihn zu seinem Küster. Um Ostern beim Passionsspiel ließ er die Köchin den Engel am Grabe darstellen und legte den ebenfalls mitwirkenden Bauern solche Reden in den Mund, daß eine allgemeine Prügelei entstand. Er selber aber lief zeitlich davon und kam nicht wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Siebenbürger Sachsen.

(Schluß.)

Im Jahre 1848 hatte sich dies deutsche Volk gegen die Nationalgelüste der Magyaren erhoben; die Sachsen opferten sich wieder einmal für Oesterreich. Doch man nahm den Sachsen die Waffen, die sie freiwillig für die legitime Regierung ergriffen hatten; die Verfassung, durch welche sie seit Jahrhunderten ihre Freiheit und ihr deutsches Volksthum geschützt hatten, wurde durch einen Federstrich vernichtet und man behandelte sie überhaupt, als ob sie die eigentlichen Rebellen gewesen wären. Da kam das Jahr 1861 und brachte die Februarverfassung. Das Ministerium Schmerling trat auf den Schauplatz und versprach eine einheitliche und freiheitliche Gestaltung der Monarchie. Wieder hatten die Sachsen dem Rufe von Wien gefolgt, wieder hatten sie ihre Sache von der ihrer ungarischen Nachbarn getrennt; sie zogen als Deputirte nach Wien, sie füllten da die leeren Bänke des Abgeordnetenhauses: man hat sie schmählich verleugnet. Als der Dualismus in Oesterreich beliebt wurde (1867), überlieferte man sie bedingungslos den Magyaren und die Union Siebenbürgens mit Ungarn ward erzwungen. Was dieser Zwang für die Sachsen zu bedeuten hatte, ist wohl bekannt. Man nahm ihnen die dritte Gerichtsinstanz und verlegte sie nach Pest (alle Welt kennt die ungarische Justiz); man ließ die Brücken verfallen und von den Szeklern ihres Materials an Holz und Eisen berauben; man beschloß, die drei Hauptstraßen im Sachsenlande (die beste Leistung unter der Bach'schen Regierung) „aufzulassen", sie dem Ruine preiszugeben und zu allem Ueberfluß beschloß man auch noch in der Pester Regierung: den herkömmlichen Verwaltungszuschuß zu den sächsischen Gerichtskosten, aus welchem die Miethe der Locale, die Kosten der Büreaus, der Gefangenen ꝛc. bestritten werden — zu streichen. Das hat sich nun wieder in etwas gebessert. Unser Verfasser nimmt auch mit Vergnügen Akt von dem Bescheide, womit der neue ungarische Minister Paul Rajner die würdige Ansprache des Deputationssprechers Rannicher erwiderte und Abhilfe versprach. Dr. Wattenbach zollt ferner dem Cultusminister Baron Eötvös volle Anerkennung, daß dieser die Unabhängigkeit der sächsischen Kirche und Schule gar nicht angetastet hat, obgleich Veranlassung und Versuchung dazu oft genug nahe lag; aber er fordert doch die Sachsen zur Wachsamkeit auf, zumal sie bittere Erfahrungen schon gemacht hätten. Den Worten der Minister müßten auch die Thaten folgen; auf Wien aber sei schon gar kein Verlaß. „Hat man doch," bemerkt Professor Wattenbach, „hat man es doch in Wien zu einer wahren Virtuosität in der Kunst gebracht, alle Provinzen in eine centrifugale Richtung zu treiben, alle Parteien und Nationalitäten mit wachsender Abneigung und dem lebhaftesten Mißtrauen zu erfüllen!" Zwei Einrichtungen der Sachsen sind besonders hervorzuheben; die eine erhält die Schulen, die andere die Bildung und den Zusammenhang mit dem Mutterlande. Die erstere besteht darin, daß jeder Candidat eine Reihe von Jahren als Lehrer wirken muß, und daß der Elementarlehrer schließlich Prediger (Pfarrgehilfe) und der Gymnasiallehrer Pfarrer wird, wodurch man bei geringen Gehalten doch gute Lehrer bekommt. Die zweite bestimmt in althergebrachter Sitte, daß die Candidaten des Pfarramtes gelehrte Studien in Deutschland gemacht haben müssen. Der Candidat hat drei Jahre an einer deutschen Universität zuzubringen, aber die Hälfte dieser Zeit muß er an einer außerösterreichischen Universität studiren. Das erhält die Nationalität und frischt das Gefühl der Gemeinschaft mit dem deutschen Vaterlande immer wieder auf; daher kommt auch bei diesen siebenbürgisch-deutschen Pfarrern der hohe Bildungsgrad, der die Fremden, z. B. den englischen Reisenden Boner, in wahrhaftes Erstaunen versetzt. Wir schließen diesen Artikel mit den Worten, die Wattenbach den vorgedachten Einrichtungen der Sachsen widmet: „Mit ganzer Seele hängen diese fernen Brüder an ihrer alten Heimath: das Mindeste, was wir ihnen dagegen bieten dürfen, ist, daß wir diese Liebe erwiedern." (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Miscellen.

Paris, 19. April. Am Ostersonntag verstarb hier einer der bedeutendsten deutschen Kunstforscher, Hr. Otto Mündler (gebürtig aus Kempten in Bayern) im 57. Lebensjahre. Seine Studien über die Sammlungen des Louvre waren von maßgebendem Einfluß auf die Cataloge dieses Museums; sein Urtheil genoß bei den Pariser Kunstfreunden und vornehmen Liebhabern eine unbestrittene Autorität. Mündler befand sich am Sonntag mit Winterhalter auf Besuch bei dem zu so rascher Berühmtheit gelangten spanischen Maler Fortuny, als ein Schlagfluß seinem Leben plötzlich ein Ende machte. Er hinterläßt ein ziemlich bedeutendes Vermögen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 49. Speyer, Dienstag, den 26. April 1870.

* Gerhard von Löwen.

Episode aus dem Streite zwischen den Heckeren und den Broukhorsten.

(1354.)

Von N. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von E. V.)

(Fortsetzung.)

Gertraud war offenbar in einem heftigen Zwiespalt mit sich selbst. Händeringend lief sie hin und her. In einem inbrünstigen Gebet suchte sie Kraft und Licht.

„Nein, Gerhard, ich will nicht! Noch heute Abend gehe ich auf das Schloß . . .“

„So hat man Dich im Kloster gelehrt, den Geliebten zu verrathen? Ist das Dein letztes Wort?“

„Bei Gott, ich kann nicht anders.“

„Wohlan! Du zwingst mich zu einer That, die mir selbst wider das Herz geht. Aber es muß sein. — Du verlässest diese Wohnung nicht vor morgen Mittag.“

„Dann soll mein Vater mich hier holen, wenn . . .“

„Dein Vater ist auch im Bund. Wir haben für morgen nicht zum wenigsten auf seinen starken Arm gerechnet.“

Wie ein Donnerschlag dröhnte diese Nachricht dem Mädchen in's Ohr. Sie brach in lautes Schluchzen aus und ließ sich kraftlos auf einen Schemel niedersinken.

„Wenn Du meine Bitte so rund abschlägst,“ begann Gerhard wieder, „so sei dann wenigstens so barmherzig, meiner Mutter nichts von dem zwischen uns Gesprochenen zu sagen. — Willst Du das?“

Gertraud nickte mit dem Kopf.

„Dann will ich Dir nur noch sagen, daß Du wegen der Dunkelheit besser hier bleibst. Du kannst diese Nacht bei meiner Mutter zubringen und ich will schon irgendwo ein Unterkommen finden! Und nun, Gertraud! zum letzten Mal, lebe wohl! mögen Gott und seine Heiligen Dich segnen!“

Er rief seine Mutter, verschloß die Außenthüre und warf sich in der Scheune neben Konrad auf das Stroh.

III.

Die Frühmesse war zu Ende und diesmal von den meisten der männlichen Bewohner Löwens besucht gewesen; denn sie wollten trotz aller Aufregung an einem so hohen Festtage ihre kirchlichen Pflichten nicht versäumen und überdies meinten Manche unter ihnen, daß sie so Gottes Segen könnten herabrufen auf ihr Unternehmen, das sie in vollem Ernste als eine rechtmäßige, dem Himmel wohlgefällige Sache ansahen. Die Schlimmsten unter ihnen aber gebrauchten diesen Kirchgang als ein Mittel, um allen Argwohn zu vermeiden.

Daß dieß letzte nicht ganz überflüssig war, davon zeugte die Stimmung, die auf dem Schlosse herrschte. Alle waren gepackt von der unbestimmten Furcht vor einer verborgenen Gefahr, die noch viel stärker auf das Gemüth wirkt, als die sichere Kenntniß auch des Schrecklichsten, was über dem Haupt schweben kann.

Auf dem Vorplatz steckten die Diener die Köpfe zusammen und erzählten sich von den drohenden Blicken und den höhnenden Worten, womit Einige der Dorfbewohner ihren Muthwillen erwidert hatten und von der Zusammenkunft, die am vorigen Abend an der Fähre gehalten worden war, von der aber keiner etwas Bestimmtes wußte.

Im Waffensaal waren Willem und Heimerich beisammen, während der Rentmeister Peter, in eine der tiefen Fensternischen gelehnt, mit scharfen Blicken nach dem Dorfe hinabschaute.

„Sollen wir heute wohl in die Kirche gehen, Bruder?“ fragte Willem.

„Warum nicht? Meinst Du, ich fürchte mich vor einem Haufen Bauernflegel? Schlimm genug für sie, wenn sie etwas anfangen!“

„Darüber bin ich nicht ganz ruhig. Die Rache ist wie eine losgelassene Bulldogge, die sich an den Stier festklammert und nicht eher ihn losläßt, als bis sie ihm das Blut ausgesogen hat.“

„Was sprichst Du da von Rache? Es gibt hier nichts zu rächen! Haben wir kein Recht, unsere angeborene Macht geltend zu machen? Können wir nicht nach freiem Belieben Partei nehmen für den tapferen Eduard und gegen den lumpigen, trägen Reinald?“

„Das können wir gewiß, aber wir dürfen keinen Mißbrauch machen von unserer Macht. Und

sage mir, wenn Du kannst, daß das nicht geschehen ist."

„Nein! Herr Sittenprediger! das ist nicht geschehen!"

„Auch nicht, als Gerhards Vater, der alte Bernd, auf Deinen Befehl aus dem Bette geholt wurde? Auch nicht, als Du Lammerts Gertraud dem Gerhard als Frau verweigertest? Auch nicht, als Ma . . .?"

„Genug!" fiel ihm Heimerich zornig in's Wort. „Wenn Du nicht mein eigener Bruder wärst, so würde ich wahrlich denken, Du habest auch Bauernblut in Deinen Adern. Wenn ich einen Beichtvater brauche, um mich abzucapiteln, dann werde ich nach Bruder Lorenz schicken."

Verdrießlich wandte Willem sich ab, da er sah, daß sein Bruder auf nichts hören wollte.

Jetzt trat Peter vor. „Herr," sprach er, „ich bitte Euch, geht heute nicht in die Kirche."

„Ich will den Bauern zeigen, daß mir vor ihnen nicht bange ist. Ich stehe meinen Mann, wenn auch Einer gegen fünfzig."

„Laßt mich dann wenigstens bleiben, um das Haus zu hüten. Man kann nicht wissen, was passirt."

„Nein! Schelm!" rief Heimerich mit funkelnden Augen. „Wenn ich bei den Bauern verhaßt bin, ist es allein Deine Schuld. Wenn ich in etwas gefehlt habe, ist es durch Deine Hetzereien geschehen. Du wirst vorangehen und wenn es Blut gibt, soll das Deinige zuerst fließen."

Der Rentmeister krümmte sich wie ein Wurm.

„Frage meinen Bruder, ob er bereit ist," gebot Heimerich, sein Schwert umhängend.

Herr Willem war bereits auf dem Vorplatze und befragte diesen und jenen der Diener in Betreff der umgehenden Gerüchte, als ein ärmlich gekleidetes Mädchen über die Zugbrücke kam und auf ihn zutrat.

Einer der Diener machte eine Bewegung, um das Kind auf rauhe Weise fortzujagen, aber Herr Willem wehrte es ihm und näherte sich der Kleinen. Es war etwas in der Art, womit sie ihn anstarrte, was seine Aufmerksamkeit erregte. Sie streckte die Hand aus, als wollte sie um ein Almosen bitten. Aber anstatt ihre Noth zu klagen, sagte sie in leise geflüstertem Tone: „Geht nicht in die Kirche!"

„Gebt dem Kind ein Almosen!" gebot Herr Willem und wollte gerade wieder in das Schloß hineingehen, als sein Bruder heraustrat. In lauterem Tone denn gewöhnlich — war es vielleicht, um seine heimliche Unruhe zu verbergen? — befahl er sechs seiner Knechte sich zu bewaffnen und ihm zu folgen.

Nochmals machte Willem einen Versuch, aber er fand kein Gehör.

Beide Brüder traten vor das Schloßthor. In Bogenschußweite sah Willem dasselbe Mädchen stehen, das ihm zugesprochen hatte und nun den Finger warnend aufhob. Herr von Drüten erschrak. Was sollte er thun? Der Gefahr muthwillig in den Rachen laufen? Das wäre Tollkühnheit gewesen. — Seinen Bruder in der Stunde der Gefahr im Stiche lassen? Dagegen sträubte sich sein ritterliches Herz. So ward er durch die peinlichste Ungewißheit gefoltert, als ein scheinbar unbedeutender Vorfall seinen Entschluß bestimmte. In Gedanken vertieft, stieß er mit solcher Gewalt den Fuß gegen eine der eisernen Ketten der Brücke, daß er vornüber auf das Angesicht fiel. Nun war seine Wahl getroffen: „Bruder" — sagte er, nachdem ihm die hinzueilenden Knechte wieder auf die Beine geholfen hatten — „Bruder! ich gehe nicht in die Kirche. Der Himmel hat gesprochen. Willst Du Gott versuchen und seine unverkennbare Warnung verachten — ich nicht."

Mit dem Ausdruck tiefster Verachtung auf dem Gesicht wandte Heimerich sich um.

„Memme!" murmelte er und schritt, von seinen Dienern gefolgt, stolz wie ein Pfau der Kirche zu.

„Zieht die Brücke auf, schließt das Thor und tragt Steine und Pfeile zu den Mauern. Du, Johann! wirst am Thore Wache halten, ob sich Jemand dem Schlosse nähert. Nur für Herrn Heimerich und die Seinen wird geöffnet!" gebot Willem, sobald er wieder den Schloßhof erreicht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Till Eulenspiegel.

Von **Hermann Grieben.**

(Fortsetzung.)

In Magdeburg machte er öffentlich bekannt, er wolle vom Rathhause herab durch die Luft fliegen, und als der ganze Markt voll leichtgläubiger Leute stand, die das mit ansehen wollten, lachte er sie alle aus. Der Bischof, der auf Giebichenstein residirte, ließ ihn zu sich kommen und nahm an ihm großes Wohlgefallen. Ein rechtsgelehrter Doctor aber bei Hofe, der sich gar weise dünkte, sah sehr scheel dazu und sagte, wenn Fürsten sich Narren hielten, würden sie selber zu Narren. Dafür nahm Till als verkleideter Arzt ihn in die Kur und richtete ihn dermaßen zu, daß er kleinlaut eingestehen mußte, durch den Narren klug geworden zu sein. Nachdem der Schalk so seine erste Probe als Arzt rühmlichst bestanden, practicirte er weiter, half in Peine einem kranken Kinde und machte in Nürnberg für zweihundert Gulden das ganze Spital gesund. Er kündigte nämlich den Kranken an, daß er den Schwächsten von ihnen zu Pulver verbrennen und damit die Uebrigen kuriren wolle. Da liefen Alle, damit Keiner als der Schwächste zurückbliebe, zum Hause hinaus und erklärten sich für geheilt. Nach dreien Tagen kamen sie freilich wieder und der Spitalmeister sah, daß er um sein Geld geprellt war. In Braunschweig ging Till zu einem Bäcker in Arbeit und formte über Nacht aus sämmtlichem Teig nichts als Eulen und Meerkatzen; denn also hatte ihm der Meister im Zorn auf die Frage,

was gebacken werden solle, geheißen. Er mußte freilich den also vergeudeten Teig bezahlen, aber er zog nun mit seiner Waare auf den Markt, bot sie feil und löste viel Geld daraus. In Uelzen verdang er sich wieder bei einem Bäcker; der war karg und wollte ihm kein Licht geben, wenn er über Nacht das Mehl siebte; das könne auch „im Mondschein" geschehen. So ging denn Till hin und siebte den sämmtlichen Mehlvorrath in den mondbeschienenen Hof; als der Meister ihm darob fluchte, er möge sich an den Galgen scheeren, ging er straks nach dem Hochgericht, nahm ein dort hangendes Gerippe und brachte es heim. Sodann begab er sich abermals auf die Wanderschaft. Man erzählt von ihm, daß er immer weinte, wenn er bergabwärts ging; denn er wußte, daß bald wieder ein Berg komme; wenn er aber bergauf schritt, pflegte er zu lachen, denn er freute sich schon im Voraus, daß er bald wieder in's Thal hinabsteigen könne (Historie 21). Auch Kriegsdienst nahm er einmal beim Grafen von Anhalt, zuerst als Thurmwächter; da er aber als solcher nicht blies, wenn der Feind nahte und wiederum, wenn kein Feind zu sehen war, unaufhörlich Lärm machte, wurde er zum Troßknecht degradirt, was ihm gar nicht behagen wollte. Er entwich nach Dänemark, wo er die Gunst des Königs dermaßen gewann, daß ihm als besondere Gnade erlaubt wurde, sein Pferd mit dem „besten Beschlage" versehen zu lassen. Er wählte goldene Hufe mit *silbernen* Nägeln, was hundert Mark kostete und vom König bezahlt wurde. Sodann beging er im Lüneburgischen eine solche Büberei, daß er gehenkt werden sollte, sofern er sich wieder da blicken ließe. Er kam und ging aber nach wie vor. Da begegnete ihm eines Tages der Herzog, und der Schalk, der nicht ausweichen und entrinnen konnte, sah kein anderes Mittel, sein Leben zu retten, als sein Pferd zu schlachten und in dessen Inneres hineinzukriechen. „Hier bin ich auf meinem Grund und Boden", sagte er, „und werde Friede haben in meinen vier Pfählen." Da lachte der Herzog und ließ ihn ungehenkt. Till aber kaufte sich ein anderes Pferd und spannte es vor einen Karren, den er mit Erde füllte, damit er im Lüneburgischen stets auf „eigenem Grundbesitz" stehe. Es half ihm jedoch nichts, er wurde ernstlich des Landes verwiesen.

Nun zog er gen Marburg an den Hof des Landgrafen von Hessen. Dort gab er sich für einen Künstler aus und malte im Schlosse allerhand Schildereien. Als er damit fertig war, führte er die ganze hohe Gesellschaft in die Säle, deren Wände er bemalt haben wollte. Es war durchaus nichts zu sehen, aber Alle lobten die kunstfertige Arbeit; denn der Schalk hatte vorausbemerkt, daß, wer unehelich geboren sei, nichts als weiße Wände erblicken werde. Nur ein Hoffräulein war so naiv, zu erklären, daß sie wirklich nichts sehe. In Prag gab Till sich für einen berühmten Gelehrten aus und disputirte dort an der hohen Schule mit Rector, Doctoren und Studenten. Ebenso wollte er es in Erfurt machen, wo (Historie 28) „eine große und hochberühmte Universität ist", aber die Collegaten, um sich nicht von ihm überlisten zu lassen, gaben ihm als Probestück auf, er solle einem Esel lesen lehren. Er that es und ließ seinen Schüler aus einem alten Psalter, zwischen dessen einzelne Blätter Haferkörner gestreut waren, die beiden Vocale I und A lesen. Soviel kann er schon, sagte der Schalk, ich hoffe, es soll noch gut werden. Er verzichtete auf den weiteren Unterricht, da es doch zuviel Schweiß gekostet hätte, die Esel in Erfurt alle klug zu machen. (Hierbei ist zu bemerken, daß die Universität Prag allerdings 1348 bereits bestand, dagegen die Universität Erfurt erst 1378 gestiftet und erst 1392 wirklich eröffnet wurde.)

Nachdem Eulenspiegel in Sangershausen die Pelze, welche die Frauen der Stadt ihm „zum Waschen" gebracht, in heißes Wasser gethan und vollständig verbrüht hatte, zog er gen Pommern, wo man ihn noch nicht kannte. Denn wo er einmal gewesen, da war er zum andern Mal nicht willkommen, es wäre denn, daß er sich verkleidet und unkenntlich gemacht hätte. Und als er nun darüber sann, wie er mit Müßiggang sich ernähre und Geld erwürbe, fiel er darauf, sich für einen Geistlichen auszugeben und mit dem Heiligthum im Lande umherzureiten. Er verkleidete sich also in einen fahrenden Priester, nahm einen Todtenkopf, ließ ihn in Silber fassen und kam in das Land Pommern, wo er durch solchen Betrug heidenmäßig viel Geld gewann und ein reicher Mann ward. Er ging nach Nürnberg, um dort seinen Gewinn in Ruhe zu verzehren; allein er konnte nicht davon lassen, den Leuten einen Possen zu spielen. Einmal des Nachts schreckte er die Schaarwächter aus ihrer Ruhe auf und ließ sie, als sie hinter ihm drein waren, allesammt von der Brücke in die Pegnitz stolpern. Um für diesen Schwank nicht gestäupt zu werden, floh er eiligst von hinnen, denn das hatte er für gewiß vernommen: „Die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn."

Dann zog er nach Rom, bekam dort den Papst zu sprechen und verschaffte auch seiner Wirthin Audienz beim heiligen Vater. (Zu dieser ziemlich harmlosen und eben nur muthwilligen Historie ist zu bemerken, daß seit 1307 die Päpste gar nicht in Rom, sondern in Avignon residirten; es müßte den Nikolaus V. gewesen sein, den Eulenspiegel in der Zeit von 1328 — 1330 in Rom gesehen haben soll. Offenbar ist die Historie aber erst später entstanden, als die Päpste ihren Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegt hatten, was bekanntlich 1377 geschah.)

Durch die Römerfahrt wurde Eulenspiegel übrigens nicht viel gebessert; er blieb ein Schalk vor wie nach. In Frankfurt a. M. prellte er die ganze Judengemeinde auf eine höchst unsaubere Weise um tausend Goldgulden. Einen Pfarrer, der etwas verbrochen hatte drohte er beim Bischof zu verklagen, ließ sich aber, was er gerade bezweckt, mit einem Pferde abfinden. Einem andern schenkte er eingeseifte Würste, die er vom Abdecker hatte anfertigen lassen. In Meklenburg nahm er Dienste bei einem Schmied und als dieser ihm geheißen, „eins für's andere zu schmieden", that

er buchstäblich also und schweißte die Zange, die Hämmer, den Feuerspieß, den Schürhaken und den ganzen Nagelvorrath alles zusammen aneinander. Dann malte er, wie er gewöhnlich that, wenn er einen Streich verübt, wo man ihn noch nicht kannte, über die Hausthür eine Eule und einen Spiegel mit der Ueberschrift: Hic fuit. Einem Schuster zerschnitt er alles Leder über einen kleinen Leisten zum linken Fuß, einem andern goß er Fischthran statt Schmalz in die Suppe; einem dritten, der es ihm gleichthun wollte und ihm seine Stiefeln nicht geschmiert sondern gespickt hatte, schlug er die Fensterscheiben ein, nur um freundlichst hereinzufragen, von welchem Thier der Speck genommen sei. Als Brauknecht sott er einen Hund, der Hopf hieß, statt des Hopfens. Ebenso buchstäblich führte er die Befehle eines Schneidermeisters in Berlin aus und machte eine ganze Nacht hindurch sich das Vergnügen, „die Aermel an den Rock zu werfen", statt sie anzunähen. Denn er wollte es den Leuten anstreichen, daß „sie ein Ding anders zu sagen pflegen, als sie es meinen." In Brandenburg ließ er drei Schneidergesellen vom Ladentische herunterpurzeln, dessen Posten er bei Nacht durchgesägt hatte. Sodann berief er nach Rostock einen allgemeinen Schneidercongreß. Aus den wendischen Städten und aus dem ganzen Sachsenlande kamen die Kleidermacher zusammen, um zu hören, was Eulenspiegel ihnen Wichtiges zu verrathen habe. Er aber hielt an sie eine kurze Rede und sprach: „Wenn ihr einfädelt, vergeßt nicht, am Ende des Fadens einen Knoten zu machen." Das war das große Geheimniß der Schneiderkunst. Auch den Kürschnern spielte er manchen Possen. In Lübeck aber wäre es ihm fast schlimm ergangen. Dort ließ ihn der Zapfer des Rathskellers, den er um eine Kanne Wein betrogen, wegen Diebstahls in's Gefängführen und richten. Das Urtheil lautete auf Tod am Galgen, doch sollte die letzte Bitte des Delinquenten gewährt werden. Als nun Eulenspiegel unter dem Galgen stehend seine letzte Bitte vortrug und der Zapfer, den sie anging, sie nicht erfüllen wollte, mußte der Rath sich entschließen, das Urtheil aufzuheben und den Schalk laufen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Düsseldorf, 22. April. Herr Charles Delaunay, Director der kaiserlichen Sternwarte in Paris, veröffentlicht im „Bulletin International", daß Herr Borelly zu Longchamp-Marseille am 19. April einen sehr lichtschwachen Planeten wie folgt entdeckt und beobachtet habe:

	mittlere Zeit Marseille:	Rectaicension in Zeit:	nördliche Declination:
19. April.	10U. 33M. 13S.	12U. 2M. 39S.	+ 6Gr. 50′ 39″

Hiermit steigt die Anzahl der in Frankreich entdeckten kleinen Planeten auf 82, was zusammen mit den 24 in Amerika und den vier in Asien entdeckten als Zahl der jetzt bekannten kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter 110 ergibt.

(Ungarische Journalistik.) Der ungarische Dichterveteran Professor Mentovich gibt im Szekely Hirlap ein schneidiges Urtheil über die magyarische Oppositionspresse ab. Das Hauptübel erblickt Herr Mentovich darin, daß die meisten und keckten Ausschreitungen in den Preßorganen der Linken von „unreifen Jungen" herrühren, „welche nicht einmal noch der Schule entwachsen sind." Diese „Gelbschnäbel" wollen an ergrauten Patrioten Kritik üben und glauben es am besten zu machen, wenn sie die verdienstvollsten Männer des Landes mit Koth bewerfen. Sie offeriren ihre Schreibdienste einem „linken" Redacteur. Dieser verlangt einen Probe-Artikel. Der Adept setzt sich nieder, schimpft über die Rechte, über Deak, über den Ausgleich, jammert über das an Wien verkaufte Vaterland u. s. f., und der linke Ordensbruder erhält ohne Weiteres die Weihe. (Kommt auch anderweitig vor.)

London, 22. April. Dem seit einigen Wochen im Hause des hiesigen Buchhändlers Trübner zum Besuche weilenden Professor Rudolph Gneist aus Berlin ist ein ernstlicher Unfall begegnet. Im Bette mit Lesen beschäftigt, steckte er unvorsichtiger Weise die Gardinen in Brand und nur durch die Geistesgegenwart der Hausbewohner gelang es, einem großen Unglück vorzubeugen. So beschränkte das Feuer sich auf die Schlafstube des Professors, welcher so schlimm verbrannt wurde, daß er voraussichtlich noch wochenlang das Bett wird hüten müssen. Zur Beruhigung der Freunde des Professors können wir indessen mittheilen, daß derselbe, Dank sofort herbeigeschaffter ärztlicher Hülfe, bereits außer aller Gefahr ist.

Tunis, im April. Der „A. A. Z." berichtet man einen kleinen diplomatischen Vorfall am tunesischen Hofe, der für die dortigen Zustände charakteristisch ist. Als am Bairamsfest, einem alten Brauch gemäß, alle Vertreter der fremden Mächte dem Bey ihre Aufwartung machten, richtete der Kasnadar als erster Minister eine Ansprache an dieselben, während welcher er sich gegen die Generalconsuln von Frankreich, Oesterreich, England, Italien wendete, dagegen jenen von Amerika, Spanien, Schweden und Holland den Rücken zukehrte. Nach beendeter Rede erhob nun der spanische Consul, Hr. Rameau, mit sehr energischen Worten Einsprache gegen diese Mißachtung der diplomatischen Etikette. Der amerikanische Consul folgte seinem Beispiel, und dem Kasnadar blieb nichts übrig, als sich zu entschuldigen und die gleiche Ansprache nochmals an die vier Consuln zu richten.

Buenos Ayres, 12. März. Ueber den gewaltigen Orkan, der am 9. März über Buenos Ayres hereinbrach, liegt Näheres vor: Das Unwetter entwickelte sich Nachmittags und erlangte gegen Abend seine volle Stärke. Das Wasser rauschte gleichzeitig stromweise vom Himmel herunter, und unter einem Gusse, der volle 4 Stunden anhielt, wurden die Straßen zu Flüssen und die öffentlichen Plätze wurden schiffbare Seen. Nicht weniger als 20 Menschen und eine Menge Pferde ertranken in den Straßen, etwa 50 Schiffe wurden auf den Strand geworfen, und der Schaden wird auf 100,000—130,000 Pf. St. geschätzt.

Charade.

(Zweisilbig.)

Die erste kurz, die andere lang betont,
Ist eine Stadt, in der ein Herrscher wohnt.
Die zweite kurz, die erste lang,
Und noch ein Strichlein hintenan,
Dann kannst Du's holen und auch schöpfen,
Doch hört es auf beim Hängen und beim Köpfen.

Auflösung der Charade in Nr. 47.

Brandstifter.

Berichtigung. In dem Gedicht „Der Hohenstaufen" in Nro. 48 der Palatina soll die erste Zeile heißen: statt
„Berg! gepriesen einst von allen
„Burg, gepriesen einst vor allen."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 50. Speyer, Donnerstag, den 28. April 1870.

* Gerhard von Löwen.

Episode aus dem Streite zwischen den Heckeren und den Broukhorsten.

(1354.)

Von B. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von E. B.)

(Fortsetzung.)

Das Hochamt hatte bereits begonnen. Die Chorknaben schwenkten die Weihrauchfässer und hüllten den Hochaltar in blaue Rauchwolken ein. Der Priester — ein alter ehrwürdiger Mann, dessen silbergrauen Haare in vollkommener Harmonie standen mit dem friedlichen Ausdrucke seines Gesichtes — hob die Monstranz empor. Voll Andacht war die ganze Menge, als das Zeichen gegeben war, sich bekreuzigend auf die Kniee gesunken. Auch Herr Heimerich war andächtig niedergekniet.

Da flog plötzlich die Thüre auf. An fünfzig bewaffnete Männer, die Herr Heimerich sogleich als Bewohner Löwens und als seine Dienstmannen erkannte, stürmten in das Gotteshaus. — Hätte Herr von Drüten auch nur einen Augenblick gezweifelt, so wäre sein Zweifel wohl sofort durch die furchtbarste Wirklichkeit gehoben worden. Entsetzlich war der Ausdruck von Rachsucht und Blutdurst, der auf Aller Gesichter geschrieben stand.

„Nieder mit dem Herrn von Drüten! Nieder mit Eduard! Es lebe Herzog Reinald! Wir wollen freie Männer und keine Leibeigene sein!“ Diese Rufe schollen widerhallend durch das Gewölbe, in dem man sonst nur Laute des Friedens und der Liebe zu hören gewohnt war. An ihrer Spitze stand Gerhard, der offenbar die ganze Leitung des Anschlags übernommen hatte. Auf sein Geheiß besetzten vier Männer die Thüre, mit dem ausdrücklichen Befehl, Niemanden, wer es auch sei, aus der Kirche zu lassen.

Unbeschreiblich war die Scene des Schreckens und der Verwirrung, die nun folgte. Die Frauen heulten und jammerten und drängten sich wie eine Heerde wehrloser und furchtsamer Schafe in eine Ecke der Kirche zusammen. Die Diener vom Schloß, die Gefahr erkennend, schaarten sich wie ein Mann um ihren Herrn. Nur Peter der Rentmeister kroch, zitternd wie Espenlaub, unter eine Bank. Unter lautem Geschrei stürmte die wüste Rotte mit Blitzesschnelle auf Heimerich und die Seinen los. Aber der rasche Anlauf kostete mehr denn einem der Verbündeten das Leben, da sie von den Knechten des Schlosses an Uebung in der Handhabung der Waffen weit übertroffen wurden und Heimerichs Schwert seine Schuldigkeit that wie nie und Viele tödtlich verwundet zu Boden streckte. Vielleicht wäre auch die Bande genöthigt worden, unverrichteter Sache abzuziehen, hätte nicht Gerhard, der Alles mit Adlerblicken überschaute und seine Kraft nicht im Kampfe mit den Knechten vergeuden wollte, ausgerufen: „Weg mit den Spießen; laßt die Gabeln und Sensen auch ihr Werk thun!“ Dieses Wort war in keine tauben Ohren gesprochen. Sie, die bis dahin kaum Gelegenheit gehabt hatten, ihren Muth zu kühlen, weil den mit Piken Bewaffneten der Abrede zufolge der Vortritt vergönnt war, drängten nun vor. Die viel größere Länge ihrer Waffen hielt die Schläge der Gegner außer ihrem Bereich. Obschon Drütens Knechte sich mit dem Löwenmuth der Verzweiflung vertheidigten, obschon Heimerich mehr als einmal seinen Leib zu ihrem Schutze preisgab, so sank doch bald der letzte von ihnen bewußtlos nieder. Dies war Alles das Werk einiger kurzen Augenblicke und die Gefahr, in der Herr von Drüten sich befand, war mit jedem Pulsschlag drohender geworden. Bereits war die Schutzmauer, die ihn von seinen Angreifern trennte, durchbrochen, während der erlangte Vortheil nicht allein den Muth, sondern auch den Blutdurst der Bauern immer mehr anfeuerte.

„Vorwärts, Männer! schnell herbei! — Nun beginnt das rechte Spiel erst. Aber jetzt kommt auch an mich die Reihe!“ ertönte Gerhards Stimme wieder. Mit einem Sprung war er Heimerich nahe. Sein Spieß sauste durch die Luft und machte die Bretter des Stuhles, worin der Belagerte noch immer wacker Stand hielt, erdröhnen. Eine schnelle Bewegung des Körpers rettete diesem das Leben. Dieselbe Bewegung wäre ihm aber beinahe verhängnißvoll geworden. Denn Lammert, mit den Worten; „Ich habe auch noch eine Schuld mit Euch abzuthun,“ hob einen schweren eichenen Prügel gegen den Junker auf. Noch hatte Heimerich gerade Zeit, die Kraft des Schlages mit seinem Schwerte zu brechen, aber er konnte nicht verhindern, daß das Holz mit Gewalt auf seine rechte Schulter fiel und ihn, vor Schmerz

erbleichend, die Zähne auf einander pressen ließ. Bei diesem Anblick erhoben die Löwener ein Jubelgeschrei. „So! der Wolf ist schon angeschossen!" schrieen sie, und in demselben Augenblick sah Heimerich rechts den Spieß Gerhards, links das glänzende Eisen einer Sense, vor sich die scharfen Spitzen einer dreizackigen Gabel blinken. „Er ist in der Falle, der Elende!" murmelte Gerhard. „Aber nein!" fuhr er laut fort, „durch meine Hand allein muß der Mörder meines Vaters sterben!" — Die Männer, denen jedes Wort Gerhards wie ein Befehl in die Ohren klang, zogen ihre Waffen einen Augenblick zurück. Aber in demselben kurzen Moment sprang Heimerich über seinen Stuhl weg, rannte einen der Angreifer zu Boden und erreichte mit einem Satz, wozu die Todesangst ihm die Kraft verlieh, den Altar. An diesem geweihten Ort fand selbst der größte Uebelthäter eine Zufluchtsstätte. Dort war er gewiß sicher.

Einen Augenblick standen die Empörer wie niedergeschmettert. „Das Wild ist entschlüpft!" bemerkte einer. — „Nein! Bei Gott und seinen Heiligen! er soll uns nicht entkommen!" rief Gerhard. „Oder wollt Ihr die Gelegenheit, Euch für alle Zeit vom Joche zu befreien, unbenützt lassen? Vorwärts! auf ihn! er muß sterben!" — „Er muß sterben!" wiederholte der Trupp und drängte hinter Gerhard nach dem Altar. Da aber trat nun der Priester vor. „Steht still, Ihr Männer! Welche Gottlosigkeit wollt Ihr begehen! Wer die Heiligkeit des Altars schändet, wird dem Bannfluch nicht entrinnen!

„Er muß sterben!" brüllten Gerhard und seine Gesellen. Der Priester erbleichte. Er sah, daß die zügellose und rachsüchtige Bande für keine Rede zugänglich und das Leben Heimerichs nicht mehr zu retten sei. Und er hatte richtig geurtheilt. — Ohne ein Wort zu sprechen, sprang Gerhard voraus. Wieder kreuzte seine Waffe sich mit der des Herrn v. Drüten. Die Funken sprühten aus Beider Augen wie aus Beider Waffen. Je länger je mehr ward der Angegriffene durch den Wüthenden in die Enge getrieben, bis auf einen Platz, wo die Länge seines Schwertes ihn hinderte, davon Gebrauch zu machen. Hinter dem Angreifer drangen die übrigen Verschworenen immer dichter und dichter auf ihn ein, brennend vor Verlangen, auch ihre plumpen, aber wirksamen Waffen mit seinem Blute zu färben. Endlich konnte er nicht länger Widerstand leisten und mit einer Sense ward ihm eine leichte Wunde am Halse beigebracht. Nun gab Heimerich alle Hoffnung auf. Plötzlich wandte er sich um, sprang hinter den Altar und auf den Priester zu. Dieser fing den Hilflosen in seinen Armen auf, besprengte ihn mit Weihwasser, hob die Monstranz empor und berührte damit seine Stirne. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, im Namen der heil. Mutter Gottes, im Namen aller Heiligen befehle ich Euch, diesen Mann nicht mehr anzurühren, wenn Euch an dem Heile Eurer Seelen etwas gelegen ist!" klang wieder die Stimme des Priesters. Aber sie ward übertäubt durch das Geschrei: „Tod unserem Unterdrücker! es lebe die Freiheit! Nieder mit Heimerich von Drülen!" Es war Gerhard, der das letzte Wort gesprochen hatte und ihm sogleich die That folgen ließ. Mit beiden Händen seine Pike erhebend, durchbohrte er seinem Feind die Brust und färbte das Meßgewand des Priesters mit dessen Blute!

„Wer das Schwert gebraucht, soll durch das Schwert umkommen!" sprach dieser ernst, ja drohend die Hand erhebend.

Gerhard hörte es nicht. „Nun nach dem Schlosse, Ihr Männer! und das Banner der Heckeren aufgesteckt!"

(Schluß folgt.)

Till Eulenspiegel.

Von **Hermann Grieben.**

(Fortsetzung und Schluß.)

So ging Eulenspiegel frei aus und fuhr fort, alle Welt zu hänseln. In Helmstadt fabricirte er aus ganzen Kuhhäuten eine Reisetasche, weil der Besteller sie so groß als irgend möglich verlangt hatte. Desgleichen als Schreinergesell machte er nichts als Unfug. Dem Bischof von Trier stellte er sich als Brillenmacher vor und klagte, daß sein Geschäft so schlecht gehe, weil „die großen Herren, Päbste, Cardinäle, Bischöfe, Kaiser, Könige, Fürsten, Richter und Räthe der Städte und Länder, Gott erbarm' es, soviel durch die Finger sehen und das zuweilen um Gut und Gaben". Früher, meinte er, „pflegten die Fürsten und Herren in den Rechten zu lesen und zu studiren, daß Nimand Unrecht geschehe, und dazu brauchten sie Brillen. Auch die Pfaffen studirten dazumal mehr als sie jetzt thun; jetzt sind sie so gelehrt, daß sie ihre Bücher gar nicht mehr aufthun und auch keine Brillen mehr brauchen." (Historie 61.) In einer Stadt an der Weser ging er auf den Markt und säete lauter kleine Steine aus. Gefragt, was das bedeute, sagte er: „Ich säe Schälke." Die Kaufleute bemerkten darauf, die brauche er nicht erst zu säen, deren gebe es in der Stadt schon mehr als gut sei; warum er nicht lieber fromme Leute säe. „O, die gehen hier nicht auf!" war Till's Antwort. So las er denn seine Steine auf und ging zehn Meilen weiter in eine andere Stadt (an der Elbe), wo der Weg nach Dietmarschen führt. Man wollte ihn dort nicht einlassen, als er aber den Sack mit den Steinen aufhob, um ihn in ein Schiff zu setzen, riß derselbe mitten durch „und die Saat blieb da liegen und trug hundertfältige Früchte". (Historie 70.) In Köln bezahlte Till einen Wirth, bei dem er nichts verzehrt, sondern nur den Bratengeruch geathmet hatte, mit dem Klange eines Weißpfennigs. Einmal hatte er sich im Hofe seiner Herberge auf ein daliegendes Rad gesetzt und die Wirthin so beiläufig nach Eulenspiegel gefragt. „Ach, das ist ein Schalk, von dem mag ich nichts wissen", antwortete die Frau; „alle Leute sagen, er sei ein böser Bube." Till sprach:

„Hat er Euch je ein Leids gethan? Daß er ein Schalk ist, habt ihr vom Hörensagen und vom Hörensagen kommen die Lügen in's Land." Die Frau sprach: „Ich sage wie ich's von den Leuten gehört habe. Es wird ihm doch noch übel ergehen." Till sprach: „Das ist schon geschehen, er liegt auf dem Rad." Und dabei streckte er sich lang aus und die Wirthin sagte: „Gott sei gelobt!" Da sprang er auf und rief: „Ade! Ich bin's, ich fahr dahin." Nachdem er so noch einige Zeit umhergestrolcht, kam er auch gen Paris an die Hohe Schule und erklärte dort alle Doctoren für „große Narren", daß sie stets lernen wollten, was sie nicht wüßten, und Keiner thäte, was er wüßte. Schließlich kam ihn über sein abenteuerliches Leben eine Galgenreue an; er ging in's Kloster Marienthal, machte aber auch dort wieder allerhand lose Streich, so daß ihn der Abt zum Teufel jagte.

In Mölln endlich war es nun, wo er, wie die letzten sechs Historien berichten, sein Leben beschloß. Sehr krank und elend kam er dort an und nahm, um der Arznei willen, Herberge bei einem Apotheker. Als aber dieser, der selber etwas schalkhaft war, ihm einen Possen zu spielen suchte, diente er ihm mit einem noch derberen Schwank, so daß er aus dem Hause gestoßen und in ein Spital gebracht wurde. Das hieß zum heiligen Geiste. Da sagte er zu den Leuten, die ihn dahinführten: „Ich habe stets darnach getrachtet und Gott allezeit gebeten, daß der heilige Geist in mich käme; nun sendet er mir das Widerspiel, daß ich in den heiligen Geist komme. Er bleibt aus mir und ich komme in ihn." Die Leute lachten sein und gingen hinweg. Denn wie eines Menschen Leben, so ist auch sein Ende. Als seine Mutter vernommen, daß ihr Sohn todtkrank läge zu Mölln, kam sie zugereist, denn sie hoffte noch etwas zu erben. Aber Till trieb auch mit ihr seine Späße und vermachte ihr nichts, weil er eben nichts besaß. Da er nun wohl fühlte, daß er nicht wieder auf die Beine käme, ließ er sich zureden und schickte sich an, zu beichten. Eine alte Beguine mahnte ihn, seine Sünden zu bereuen, damit er desto süßer sterben möge. Er aber antwortete: „Ich will nicht süß sterben; denn der Tod ist bitter. Und warum soll ich beichten? Was ich in meinem Leben gethan habe, ist viel Land und Leuten bekannt. Wem ich etwas Gutes gethan habe, der wird es mir wohl nachsagen; hab' ich Einem etwas Böses gethan, der wird das meiner Reue wegen nicht verschweigen." Und als er dann nichts als Unflätereien vorbrachte, verließ ihn die Nonne im Zorn und rief: da möge der Teufel antworten. Da er aber durchaus beichten sollte, wurde ihm ein Geistlicher zugeführt. Dieser sprach ihm zu, er möge um seiner Seelen Seligkeit willen alle seine Sünden bereuen und wenn er etwas von Geld habe, zu Gottes Ehre vertheilen an Arme. Till versprach es, hieß den Beichtiger wiederkommen. Selbst auf dem Todesbette konnte er seine unflätigen Schwänke nicht lassen. Der Kranke aber machte sein Testament und vermachte sein Hab' und Gut, das er in eine mit köstlichen Schlössern wohl verwahrte Kiste gethan, zu gleichen Theilen seinen Freunden, dem Rath zu Mölln und dem Kirchherrn daselbst; doch sollten sie seinen Leichnam in geweihtes Erdreich begraben und seine Seele nach christlicher Ordnung mit Vigilien und Messen berathen, was denn auch versprochen ward. Und Eulenspiegel starb. Sein Leichnam ward auf eine Bahre gesetzt und die Vigilien sollten eben beginnen, als eine große Sau gelaufen kam, gegen die Bahre rannte und den Sarg herunterstieß. Darob großes Getümmel im ganzen Spital. Die Beguinen hoben den Sarg wieder auf die Bahre, legten ihn aber verkehrt, so daß Eulenspiegel auf den Bauch zu liegen kam. So trugen sie ihn hinaus auf den Kirchhof und das Volk sagte: „Er zeigt selber, daß er verkehrt liegen will und nicht wie andere Christenmenschen." Bei dem Begräbniß ging es aber noch wunderlicher zu. Als man den Sarg in's Grab senken wollte, da riß das Seil, auf dem das Fußende lag, entzwei und der Sarg schoß in's Grab, also daß Eulenspiegel auf die Füße zu stehen kam. Da sprachen alle Anwesenden: „Lasset ihn stehen! Er ist wunderlich gewesen in seinem Leben, wunderlich will er auch im Tode sein." Also warfen sie das Grab zu und ließen ihn stehen.

Vier Wochen nach dem Begräbniß kamen Eulenspiegel's Freunde, der Rath und der Kirchherr zusammen und öffneten die Kiste, um den hinterlassenen Schatz zu theilen, fanden aber nichts darin als Steine und schieden in Unwillen von einander. Der Rath und der Kirchherr wollten den todten Schalk ausgraben lassen; als sie aber damit begannen, war er schon faul, daß Niemand bei ihm bleiben mochte. Also blieb er in seinem Grab und ward ihm zum Gedächtniß ein Stein darauf gesetzt. Da hieben sie eine Eule und einen Spiegel ein, den die Eule in den Klauen hält und dabei schrieben sie:

> Diesen Stein soll niemand erhaben;
> Hier steht Eulenspiegel begraben.
> Anno Domini MCCCL Jahr.

So lautet, nach Simrok's Angabe, die Inschrift, wie sie der erste hochdeutsche Druck des Volksbuches (Straßburg 1519) registrirt hat. Andere Ausgaben bringen eine andere Lesart, nämlich:

> Anno 1350 is disse Steen upgehäven:
> Till Ulenspiegel ligt hir uprecht begräven.

Die Schlußzeilen, die man auf dem Möllner Grabstein liest, kennt das Volksbuch gar nicht; sie sind in keiner Ausgabe notirt und kommen so auf alleinige Rechnung des Steinmetzen von Mölln.

Ueberblicken wir nun die ganze Reihenfolge der Eulenspiegeleien, so können wir uns nicht verhehlen, daß sie ungemein reich an Plagiaten ist. So sind z. B. die Historien vom Haupt des Heiligen, vom Esel, der buchstabiren gelernt, von der Heilung des Siechenhauses, vom Doctorexamen in Prag, von der unsichtbaren Malerei in Marburg &c. ganz ebenso schon in der von Striker (um 1230) bearbeiteten Geschichte des Pfaffen Amis zu lesen. Johann von Nürnberg, der fahrende Schüler, Morolf, Nithart, der Pfaff vom

Kalenberge, Peter Leu von Hall und mancher andere Schalksnarr des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts: sie alle können kommen und ihr Anrecht auf diese oder jene Anekdote geltend machen, sodaß schließlich für die Person Eulenspiegel's nicht allzuviel Originalwitz übrig bleiben würde. Einen zu bereichern unter Allen, mußte jene Narrenwelt zerfallen; Eulenspiegel wurde ihr Universalerbe. So stellt sich denn das ganze Buch als eine Sammlung von allerhand Schwänken dar, die nicht von einem Einzelnen, sondern von Vielen verübt, im Volksmunde weiter- und weitererzählt, als ein „Eulenspiegel", d. h. als ein Spiegel für die Eulen, codificirt und schließlich als die Eigenthaten dieses zu einer menschlichen Person erhobenen Spiegels aufgefaßt worden sind. Nun begreift sich auch, warum Eulenspiegel gerade in der Nähe von Schöppenstädt geboren und in Mölln gestorben und begraben sein mußte. Beide Städte standen damals, wie viele andere, unter dem Spotte jenes Volkshumors, der die lustigen Geschichten vom Pfahlbürgerthum ersann und in dem berühmten Buche von den Schildbürgern zusammenfaßte. Das gute Mölln braucht heute nicht mehr darüber empfindlich zu sein. Es ist vielen anderen Ortschaften im heiligen römischen Reich nicht besser ergangen und es hat ihrem Rufe bei der Nachwelt nichts geschadet. Wenn eine deutsche Stadt so rührig und betriebsam die Pflichten des Tages erfüllt, wie Mölln, so mag sie auch mit guter Laune jene mittelalterlichen Curiositäten vorweisen, die ja doch nun einmal zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte gehören.

Mag der Möllner Grabstein „ächt" sein oder nicht: Eulenspiegel ist im Volksbuche lebendig auferstanden: als der persönlich gewordene Sammelbegriff aller dem deutschen Geiste innewohnenden satirischen und humoristischen Gelüste wandelt er unsterblich in der Erinnerung des deutschen Volkes und wo noch heute ein lustiger Schwank, ein Schalksstreich oder dergleichen verübt wird, ist er immer zugegen. Dann fühlen wir immer die Nähe des Erzschalksnarren und sagen: Hie Eulenspiegel allewege!

Miscellen.

(Weibliche Geschworne.) Der Courrier des Etats-Unis erzählt, daß der Richter Howe, Präsident der Assisen der Grafschaft Albany im Territorium Wyoming, entschieden habe, daß auch Frauen zur Function als Geschworne zuzulassen seien. Demzufolge haben auch bereits jüngsthin beim Gerichtshofe von Laramie-City fünf Personen des schönen Geschlechts als Geschworne fungirt. Dieser erste Versuch war, wie das amerikanische Blatt weiter erzählt, von dem charakteristischen Umstande begleitet, daß die Jury vier volle Tage beisammen war, bevor sie sich über den Wahrspruch zu einigen vermochte. Man hielt die Jury diese ganze Zeit über unter Schloß und Riegel, gestattete ihr aber, sich ihre Mahlzeiten bringen zu lassen.

---

* Paris, 24. April. Ueber den vor Kurzem hier verstorbenen, in weiten Kreisen bekannten und geachteten Kunstverständigen Otto Mündler aus Kempten schreibt das „Journal des Debats:" „Der ausgezeichnete deutsche Kritiker bewohnte Frankreich schon seit vielen Jahren und wir waren gewohnt, ihn als einen der Unsrigen zu betrachten. Unter den Personen, welche sich mit der Kunstgeschichte, wie bei uns, so in England und Deutschland beschäftigen, mögen wenige sein, die nicht oft seine gründlichen Kenntnisse und seine außerordentliche Gefälligkeit in Anspruch genommen hätten. Seine natürliche Anlage hatte er durch die eifrigsten Studien vervollständigt und durch den häufigen Besuch der öffentlichen Gallerien und der Privatsammlungen in ganz Europa hatte er sich reife Erfahrungen und so eine hervorragende Stellung erworben. Seine Aussprüche galten als Gesetze und selten möchte man Gründe gehabt haben, dagegen zu appelliren. Was ich aber vor Allem hier hervorheben muß, das sind die moralischen Eigenschaften des Herrn Mündler, welche eben so hoch standen wie seine wissenschaftlichen Kenntnisse. Alle seine Freunde wußten seinen geraden, aufrichtigen Charakter und seine absolute Rechtlichkeit zu schätzen. Zu wiederholten Malen ertheilten ihm die ersten Museen Europas, so besonders das zu London, die delikatesten Aufträge und immer erledigte sich Herr Mündler derselben in einer Weise, welche ihm die vollkommenste Achtung erwarb." Der Verstorbene war auch eben so liebenswürdig im Umgange, als brav und bieder in seinem ganzen Wesen.

Es hat sich in Paris, wie die „Patrie" erzählt, eine sonderbare Gesellschaft gebildet, die schon über hundert Mitglieder zählt. Die Mitglieder dieser Gesellschaft begehren in einer besondern und förmlichen Klausel ihres Testaments, daß nach ihrem Tode ihr Leichnam nicht zur Erde bestattet werde; sie ordnen im Gegentheil an, daß derselbe in den Lehrsälen der Studenten der Medizin zergliedert werde.

Homonyme.

(Deutsch-Französisch.)

Der Franzose.

Mein Wort ist dunkel, wie Kocytos Fluth,
Doch sprüht daraus des Geistes helle Gluth.

Der Deutsche.

Aus meinem Worte blinkt der Hoffnung Stern,
Doch auch in dunkle Tiefe sinkt es gern.

Der Franzose.

Es hängt mein Wort sich an des Dichters Kiel,
Draus quillet stummer Töne Zauberspiel.

Der Deutsche.

Und an des Schiffes Kiel hängt sich mein Wort
Und wurzelt in des Hafens sicherm Port.

Der Franzose.

Du hast, o deutscher Nachbar mehr als ich
Gebraucht dies Wort, das glaube sicherlich!

Der Deutsche.

Zur See kennt man dies Wort; in kühner That,
Lass' ich die Wimpel wehn auf Meerespfad,
Die Kette klirrt und rasselnd steigt mein Wort
Zu frischer Fahrt an meiner Schiffe Bord.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 51. Speyer, Samstag, den 30. April 1870.

* Gerhard von Löwen.

Episode aus dem Streite zwischen den Heckeren und den Broukhorsten.
(1854.)

Von N. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von E. B.)

(Schluß.)

In schnellem Lauf ward die kurze Strecke zwischen der Kirche und dem Schlosse zurückgelegt. Plötzlich standen die Verschworenen wie angenagelt. Die Brücke war aufgezogen, das Thor geschlossen. Ueber die Mauern blinkten hier und da die eisernen Sturmhauben der Bewaffneten hervor.

„Wir sind verrathen!" war der Ausruf der Ueberraschung und der Wuth, der aus eines Jeden Mund kam.

„Herr Willem war auch nicht in der Kirche! Er hat gewiß Kenntniß von unserem Anschlag bekommen!" sagte der alte Lammert, der bei aller Erbitterung doch am meisten seine Besinnung behalten hatte.

Nun fiel es Allen ein, daß sie in der Hitze des Kampfes an den jüngeren Herrn v. Drüten gar nicht gedacht hatten.

Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich aller Herzen. So waren denn alle ihre Anstrengungen vergeblich gewesen. So war denn ihre süßeste Hoffnung gerade als sie der Erfüllung am nächsten schien, in Rauch aufgegangen.

Schon machten die Furchtsamsten Miene, umzukehren, als Gerhard von Neuem seine Stimme erhob.

„Sollen wir uns so wie dumme Jungen heimschicken und von den Elenden im Schlosse noch dazu auslachen lassen?" fragte er in bitterem Ton. „Wenn wir nur die Brücke herunter hätten, dann könnten wir vielleicht das Thor einrennen!" Diese Worte fachten den beinahe erloschenen Muth der Löwener wieder neu an. In ihren strahlenden Augen las Gerhard die Antwort auf seine Vorstellung.

„Wer kann schwimmen?" fragte Lammert. Drei Männer traten vor. „Seht zu, daß Ihr mit einem Beile dort die Kette losmacht, dann fällt die Brücke von selbst nieder."

In einem Augenblick hatten sie die Oberkleider abgeworfen. Sie kletterten schon an dem hohen Rand des Grabens hinab, als ihr Vorhaben plötzlich auf kräftige Weise vereitelt wurde. Ein Hagel von Pfeilen sauste durch die Luft. Wohl gingen die meisten über die Köpfe der Belagerer hinweg, aber mehrere von ihnen stürzten doch verwundet zu Boden. Unter diesen war Gerhard. Ein Pfeil war ihm in die rechte Seite gedrungen. „Gertraud!" stammelte er erbleichend, „Du hast Recht! Gottes Segen ruht nicht auf unserem Unternehmen."

Der Fall ihres Anführers war für die Uebrigen das Zeichen zum Abzug. Sie machten aus den Stielen ihrer Hacken und Gabeln kunstlose Tragbahren für Gerhard und die anderen Verwundeten und zogen sich langsam nach dem Dorfe zurück.

In der Nähe der Kirche gekommen, sahen sie eine Gestalt über den Kirchhof schlüpfen, die sich offenbar den Blicken zu entziehen trachtete. Aber das Auge Gerhards, wiewohl durch Schmerz und Blutverlust umnebelt, hatte seinen Erzfeind, den Rentmeister, erkannt. — „Das ist Peter!" schrie er so laut, als es seine Kräfte zuließen, „greift den Schurken und hängt ihn auf!" Dieser Befehl sollte nicht überhört werden; gierig ergriffen die Enttäuschten die Gelegenheit, um ihre Wuth an dem Gegenstande ihres allgemeinen Hasses auszulassen. Nach einer kurzen Verfolgung war der Unglückliche in der Gewalt seiner Feinde. Wer eine halbe Stunde später am Kirchhof vorbeiging, konnte mit einem kalten Schauder die hagere Gestalt des früheren Bauernunterdrückers an einem Baume hängen sehen.

IV.

Es ist dunkel und still in Gerhards Wohnung. Vor dem Bette, in dem der Verwundete liegt, sitzen seine Mutter und Gertraud. Nachdem der Pfeil aus der Wunde gezogen war, hatte sich gezeigt, daß diese sehr gefährlich war. Drei Tage lag er bereits in einem hitzigen Wundfieber, so daß man nicht einen Schein von Bewußtsein an ihm wahrnehmen konnte. Auch in dieser Nacht war er in einen tiefen Schlummer oder vielmehr in einen Zustand von Betäubung versunken, welche die beiden Frauen fast noch mehr beängstigte, als die wilden und unverständlichen

Worte, die er zuweilen in der Hitze des Fiebers ausstieß.

„Was dauert es doch heute so lange, bis es Tag wird!" sagte die Mutter, nach einem kleinen Fensterchen über der Thüre blickend.

„Ich wünschte auch sehr, daß Bruder Lorenz käme. Aber ich fürchte, er wird den Kranken heute nicht besser finden."

Ihre Furcht schien wohl begründet. Als der Kaplan kam und den Leidenden untersucht hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Ruft mich sogleich, wenn er zur Besinnung kommen sollte," gebot er beim Weggehen.

Träge kroch der Tag, gerade wie die früheren, vorbei. Gegen Abend schien einige Veränderung in den Zustand des Kranken zu kommen.

„Mutter!" sprach er mit kaum hörbarer Stimme.

Die Mutter beugte sich über den Leidenden hin.

„Was ist denn mit mir geschehen? Wie bin ich denn hierher gekommen?" fragte er.

„Still, Kind! halte Dich ruhig. Bruder Lorenz hat gesagt, daß jede Bewegung Dir tödtlich sein kann."

Jetzt hörte Gerhard, daß sich noch Jemand im Zimmer befand.

„Wer ist bei Euch?" fragte er wieder.

„Gertraud, die gute Gertraud. Sie hat Dich Tag und Nacht mit mir gepflegt.

Ein bitterer Zug spielte um die Lippen des Verwundeten. Er preßte die Zähne auf einander, kehrte das Haupt ab und sprach kein Wort mehr.

Einige Zeit später trat Bruder Lorenz herein. Er konnte die Freude der beiden Frauen über Gerhards Besserung nicht theilen; sein kundiger Blick entdeckte bei dem Kranken die Vorzeichen eines bevorstehenden stärkeren Fieberanfalles, der leicht mit dem Tode endigen konnte.

„Wir müssen das Sichere für das Unsichere nehmen und diesen Augenblick benützen, um ihm die Gnadenmittel der Kirche zu bieten," sprach er.

Ohne die Antwort der enttäuschten Frauen abzuwarten, trat er der Lagerstätte Gerhards näher; die beiden Frauen traten still weinend in eine Ecke zurück und falteten andächtig die Hände.

Die feierliche Handlung war zu Ende. — „Gerhard," fragte der gute Caplan, „habt Ihr mich noch etwas zu fragen, oder wollt Ihr noch mit Euerer Mutter sprechen?"

„Laßt Gertraud einen Augenblick zu mir kommen."

Tief bewegt kam diese näher.

„Gertraud!" — sprach der Kranke mit schwacher Stimme. — Sage mir, ehe ich sterbe, daß Du uns nicht an Herrn Willem verrathen hast. Das wird mir den Todeskampf erleichtern!"

Wie ein Dolchstich durchbohrten diese Worte Gertrauds Herz. Was sollte sie thun? Die Wahrheit sagen und Gerhard, der sie so treu geliebt hatte, noch in seiner letzten Stunde betrüben? oder ihre That verschweigen und einen Sterbenden im Angesicht des Todes belügen? Der heftige Widerstreit zeigte sich auf ihrem Gesicht.

Durch ihr Schweigen aufmerksam geworden, sah Gerhard auf. „O! ich merke Alles," sagte er in schmerzlichem Ton, „Du hast es gethan. Gott! Gott! Daß Du die Ursache meines Todes werden mußtest!"

Gertraud knickte zusammen. Mit einer beinahe übermenschlichen Kraftanstrengung ermannte sie sich wieder und antwortete in ruhigem Ton: „Höre mich an, Gerhard. — Ich flehe Dich an!" fuhr sie dringender fort, da sie den Kranken eine ungeduldige Bewegung mit der Hand machen sah. — „Hätte ich gewußt, daß Du dadurch in Leiden kommen würdest, ich hätte es nicht gethan. In der Nacht, da Du mich in Deine Wohnung eingeschlossen, hatte ich weder Ruhe noch Rast. Mir graute vor dem Gedanken, daß Blut sollte vergossen werden und das auch um meinetwillen. Herr Willem mit Herrn Heimerich sollte geopfert werden, während jener doch ein viel besserer Herr war, und mich von der Verbindung mit dem verhaßten Peter befreit hatte! In meiner Angst stieß ich das Fenster auf, um meinen Kopf in der Morgenluft etwas zu kühlen. Da kam gerade das Töchterchen von Jan Dirks an euere Thüre. Ich fragte sie, ob sie ein gutes Werk thun wolle, und befahl ihr unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit nach dem Schloß zu gehen und zu sehen, ob sie nicht Herrn Willem sprechen könnte; alsdann sollte sie ihm, ohne daß ein anderer es hörte, sagen: „Geht nicht in die Kirche!" So wollte ich euch bewahren vor dem Morde eines Unschuldigen. Bist Du noch böse, Gerhard?"

„Gott hat es so gewollt, Gertraud," erwiderte dieser mit kaum hörbarer Stimme. Es ziemt einem Menschen nicht, mit zornigem Herzen zu sterben. Bete für meine arme Seele!"

Er reichte ihr die Hand, die sie in der ihrigen drückte. Als sie dieselbe wieder losließ, fiel sie kraftlos am Rande der Bettlade nieder.

* * *

Dreißig Jahre lang sah man an einem gewissen Abend des Monats April eine Nonne auf dem Kirchhofe von Löwen knieen. Sie trug das weiße Gewand der Ordensschwestern des hl. Augustin aus dem stets reicher und mächtiger werdenden Kloster Marienburg in der alten Stadt der Batavia. Es war Gertraud, jetzt Schwester Magdalena, die für die Ruhe der Seele des armen Gerhard betete.

Der Hausirer Konrad schien es für rathsam zu halten, seine Waare in anderen Gegenden feil zu bieten. In Löwen hatte er sich seit jenem verhängnißvollen Ostertag nicht mehr sehen lassen.

Ein Pariser Börsenkönig. *)

Von Dr. Ernst Eckstein.

Versetzen wir uns in das Jahr 1818. — Wir langen nach einer beschwerlichen Postfahrt in der guten alten Stadt Bordeaux an. Die Deligence hält an dem Stationsbüreau, und wir blicken uns unschlüssig nach einer Droschke um, die uns in das Hotel bringen soll. — Die wenigen Fuhrwerke, die den Femden zur Disposition stehen, sind längst vergriffen. Aergerlich fassen wir unsern Reisesack und schicken uns an, den Weg zu Fuße zu machen. Da springt ein neunjähriges Bürschchen auf uns zu.

„Erlauben Sie, mein Herr," ruft er im unverkennbaren Dialekt der Gironde, dem sich noch ein weiteres fremdartiges Element beimischt, „erlauben Sie, daß ich Ihnen das Gepäck trage."

„In Gottes Namen; aber laß es nicht im Koth schleifen, kleiner Gnom!"

„Keine Sorge, mein Herr! ça me connaît."

Und flink wie der Wind packt er unser schweres Felleisen und wirft es über die Schulter, als ob es ein Federball wäre.

Der Junge gefällt uns. Krauses, dunkles Haar lockt sich um sein israelitisches Gesicht. Ein paar feurige Augen blitzen uns lebhaft, fast unruhig entgegen. Sein entschlossenes, selbstbewußtes Auftreten verräth eine gewisse Energie, eine Art Entschlossenheit, wie man sie kaum bei dem Pariser Gamin, geschweige denn in der Provinz, zu finden gewohnt ist. Der Weg ist lang. Wir knüpfen mit unserem kleinen Gepäckträger ein Gespräch an.

„Wie heißt Du, Junge?

Jules Mirès."

„Mirès, Mirès! Das ist ja ein portugiesischer Name."

„Ganz recht. Papa ist ein Portugiese."

„Ah! und wie kommt ihr hierher nach Bordeaux."

Jules mustert uns mit einem eigenthümlichen, mißtrauischen Blick.

„Verhältnisse, mein Herr, Verhältnisse."

„Ah so, ich verstehe. Wohnt ihr schon lange in Frankreich?"

„Ich glaube, ja. Ich bin wenigstens in Bordeaux geboren."

„Und Dein Vater ist hier ansässig!"

„Papa ist Juwelier."

„Juwelier, sagst Du? und er läßt seinen Sohn so herumvagabundiren? Gehst Du denn nicht in die Schule?"

„Papa sagt, das sei weggeworfenes Geld. Wenn ich zehn Jahre alt geworden bin, so trete ich in sein Geschäft ein, und dazu brauche ich keine Gelehrsamkeit."

„Seltsam! so kannst Du auch nicht lesen und schreiben?

Er schüttelt den Kopf.

„Höre, Junge, Du scheinst mir auf dem besten Wege, ein Taugenichts zu werden. Wo wohnt Dein Vater?"

„Am Quai, Nr. 71."

„Gut. Und hier sind wir am Hotel du Nord. Hier hast Du fünf Sous."

„O, ich bitte, mein Herr, das ist zu wenig! dafür kann ich's wahrhaftig nicht!"

Jules entwickelt nun mit einer sprudelnden Beredsamkeit, daß er mindestens zehn Sous verdient habe. Wir fügen uns seiner Argumentation und begeben uns auf unser Zimmer.

Es wird Abend; wir haben in der Eile ein paar Kirchen angesehen und dann dinirt. Da uns nichts Besseres einfällt, so beschließen wir, nach der Oper zu fahren. Wir kommen an. Ein neunjähriger Gamin öffnet uns den Wagenschlag und hält seine Kappe hin.

Wir erneuern eine alte Bekanntschaft. Es ist wiederum Jules Mirès, der uns diesen Liebesdienst erweist. Toujours perdrix!

„Der da?" erwidert uns der Theaterhuissier auf unser Befragen; „pah, der ist stadtbekannt. Wo es etwas zu verdienen gibt, da ist er vorn! Morgen früh können Sie ihn in der Passage an dem Boulevard sehen; da hält er Briefcouverts und Siegellack feil! Er ist der zudringlichste Bursche in ganz Bordeaux. Sein Vater ernährt sich mit Reparaturen und dergleichen; er löthet zerbrochene Ketten und bringt alte Uhren in Ordnung. . . Nichts Solides, nichts Solides! wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!"

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind. — Die Schilderung, welche uns der Huissier von dem Geschäfte des alten Herrn Mirès entworfen, mag etwas übertrieben gewesen sein. Jedenfalls war jedoch die pecuniäre Lage der Familie beim Tode ihres Chefs keine besonders rosige. Jules zählte 25 Jahre, als sein Vater starb. Er hatte inzwischen gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Eduard das Juweliermetier erlernt, und so einigte man sich dahin, daß Jules und Eduard das väterliche Geschäft übernehmen und ihren drei Schwestern und dem jüngeren Bruder Adolph, der nach Paris zu gehen beabsichtigte, eine entsprechende Entschädigungssumme bezahlen sollten.

Allein der rege Geist des jungen Mannes hielt es in der engen Sphäre des Bijouterieladens nicht lange aus. Nach wenigen Monaten hing er die Arbeit an den Nagel und begann zu privatisiren, in der Erwartung, das Schicksal werde ihm schon einen Finger entgegenstrecken, den er alsdann mit rascher Entschlossenheit ergreifen wollte. Zunächst sah er ein, daß die Theorie seines Vaters über das moderne Schulwesen doch eine mehr oder weniger einseitige war. Er nahm also das ABC-Buch zur Hand und lernte in vierzehn Tagen lesen und schreiben. Ein günstiger Zufall verschaffte ihm ein paar Wochen später eine Stelle bei der Steueradministration. Mit einem wahren Feuereifer bemächtigte er sich des neu erschlossenen Terrains, und ehe ein halbes Jahr verging, war er mit allen Höhen und Tiefen des Verwaltungswesens so voll-

*) „Daheim."

ständig vertraut, daß er seinen Vorgesetzten einigermaßen lästig wurde. Sein Scharfblick entdeckte jede Unregelmäßigkeit, jeden Mißbrauch, und ehrgeizig, wie er war, versäumte er nie, die Ergebnisse seiner Forschungen an die große Glocke zu hängen. Mit Vergnügen benutzte man daher eine an sich unbedeutende Gerichtsaffaire, um sich des ungebetenen Controleurs zu entledigen. Jules Mirès hatte in seiner Leidenschaftlichkeit einem der Subalternbeamten seines Bureaus eine so massive Ohrfeige gegeben, daß der Mißhandelte vier Tage das Bett hüten mußte. Vor das Polizeitribunal gestellt, wurde der lebhafte junge Mann zu drei Tage Gefängniß verurtheilt, und als er seine Strafe verbüßt hatte, fand er zu Hause ein Actenstück vor, in welchem ihn die Administration von seiner Entlassung in Kenntniß setzte.

Jules durchstreifte nun die Gassen von Bordeaux, ohne zu wissen, womit er seine Blöße decken sollte. Seine Bekanntschaft mit Polydore Millaud, die für sein späteres Leben so bedeutungsvoll war, blieb damals noch ohne Einfluß auf seine materiellen Verhältnisse. Millaud verfuhr, wie es scheint, bei einigen gemeinschaftlichen Unternehmungen ziemlich eigennützig, und so kam unser Jules trotz aller Anstrengungen auf keinen grünen Zweig.

(Fortsetzung folgt.)

Im Besitz eines Pelzes.

Prosper Merimée, der geistreiche Novellist, erhielt einst von einem Verehrer in St. Petersburg einen überaus kostbaren Pelz zum Geschenk. Der Verfasser der „Columba", die gerade damals mit Interesse gelesen wurde, erwartete ungeduldig den ersten Schnee, um das Rauchwerk von der Newa an der Seine spazieren zu führen. Der Himmel hatte ein Einsehen und sandte den Parisern ein hübsches kleines Frostwetter. Merimée flanirte stolz auf den Boulevards, eingehüllt in das Wärme spendende Gewand sibirischer Zwergfüchse und verfolgt von den bewundernden Blicken der Elegants, denn die Seltenheit und Schönheit des Pelzes war selbst für Laienaugen einleuchtend. Am nächsten Tage erhielt der Dichter ein zartduftendes Billet. Eine dankbare Leserin der Columba, so lautete das Brieschen, sei eigens von Bessarabien nach Paris gekommen, um den berühmten Autor kennen zu lernen. Man bitte, heute Abend, Straße, Nummer so und so erscheinen und nebst einer Tasse Thee die Huldigungen seiner Verehrerin entgegen nehmen zu wollen. Unterzeichnet war ein wundersam fremdklingender, auf -ben endender Name, vor dem ein achtlos hingeworfenes „la princesse" flatterte. Jedermann, oder doch jeder Poet, wird es begreiflich finden, daß Merimée dieser verführerischen Einladung nicht widerstand. Er fand sich pünctlich ein, gab seinen Pelz im Vorzimmer einem würdevollen silberhaarigen Kammerdiener und trat in den Salon, den er nach einigen Stunden wieder verließ, entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit der ihn La Princesse unterhalten hatte. Statt des Kammerdieners findet er im Vorzimmer einen anderen, reich galonirten Lakaien. „Ich bitte um meinen Pelz." — „Tausend Mal um Vergebung — der Kammerdiener ist in diesem Augenblick in Geschäften ausgegangen — er hat aus Vorsicht den kostbaren Pelz in jenen Schrank gehängt und den Schlüssel mitgenommen. Er glaubte wahrscheinlich nicht, daß Monsieur so schnell aufbrechen würden." Aeußerst fatal! — Doch was kann es helfen? Merimée wartete mehrere Minuten vergeblich auf die Rückkehr des Kammerdieners. Gelangweilt, entschließt er sich, ohne Pelz nach Hause zu gehen, nachdem der Galonirte hoch und theuer versprochen hat, den Pelz sogleich nach Rückkunft des Kammerdieners in die Wohnung von Monsieur zu bringen. Aber der nächste Vormittag vergeht; kein Lakai — kein Kammerdiener — kein Pelz erscheint. Merimée hält Nachfrage. Der elegante Salon, in welchem er gestern den Thee und die Schmeicheleien der bessarabischen Fürstin schlürfte, ist ein Hotel garni, welches eine unbekannte Dame auf einen Tag gemiethet hatte. Die Fürstin, der Kammerdiener, der Lakai und leider auch der Tausendrubelpelz sind verschwunden, wie eine Fata Morgana — und Roß und Reiter sah man niemals wieder.

Miscellen.

Wandsbeck, 23. April. Eine eigenthümliche Versammlung hat hier stattgefunden. Es war dies (meldet der „Kieler Correspondent") eine Versammlung der freien Steppensöhne, der Zigeuner, die von Weit und Breit zusammen kamen, um sich ein Rendezvous zu geben und ein heiliges Fest zu begehen. Von Tag zu Tag mehrten sich die kernigen Gestalten mit den feurigen Augen und sonnverbrannten Gesichtern, die in Begleitung von Frauen, Mädchen und Kindern in ihren ambulanten Wohnungen, ihren Einzug in unsere Stadt hielten. Bald verbreitete sich denn auch die Nachricht, daß in unserer Kirche, durch einen katholischen Geistlichen, eine Zigeunertrauung stattfinden solle, und zwar würde die Braut den Weg zur Kirche auf einem bekränzten Pferde, geführt von dem Bräutigam und gefolgt von der ganzen Versammlung, zurücklegen. Zwar erlitt die Neugier unserer Schaulustigen in dieser Beziehung eine Täuschung, die Trauung erfolgte nicht. Thatsache dagegen ist, daß das Zigeunerfest und die große Zusammenkunft unter freiem Himmel stattfand. Auffallend waren die Disciplin, die sich unter allen Theilnehmern kundgab, und später die Abschiedsscenen, die auf offener Straße, unter Umarmungen, und mit der ganzen leidenschaftlichen Gluth dieses besonderen Volkes, sich dem Auge darbot, worauf die freien Söhne nach allen Himmelsgegenden ihre Wanderung fortsetzten. Wie ein Zigeuner mittheilte, finden von Zeit zu Zeit derartige große Vereinigungen dieses Volkes unter ihren verschiedenen Stämmen (Alle einem Willen gehorchend) statt und war eben diesmal Wandsbeck der Ort des Rendezvous. Zur besondern Rechtfertigung der häufig so sehr verleumdeten Zigeuner, sei noch erwähnt, daß keine Unordnung vorfiel, und die Polizei keine besonderen Vorkehrungen zu treffen nöthig hielt. Auch die Kleidung, und besonders die Anzüge der Frauen, ließen darauf schließen, daß die hier Versammelten der wohlhabenden Zigeunerclasse angehörten.

Es ist nun ermittelt worden, daß Dr. Munck, der bekannte schwedische Naturforscher, eines der vielen Opfer des Exdictators Lopez ist. Er wurde eine Zeit lang gefangen gehalten und dann hingerichtet. Seine Sammlungen sind glücklicher Weise gerettet und befinden sich auf dem Transporte nach Stockholm.

Palindrom.

O wie wohl thut es dem Müden,
Wenn mein Arm ihn sanft umfaßt,
Wenn ich Ruh' ihm bring' und Frieden
Und Erlösung von der Last.
Kehr mich um — so bleib geschieden
Von mir, sonst wirst Du verhaßt
Allen Edlen — und gemieden
Wie die gift'ge Schlange fast.

r.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 52. Speyer, Dienstag, den 3. Mai 1870.

Auf den Brettern.*)

Novelle von B. Schoefer.

I.

Es war noch reges Leben im Flecken, trotz der vorgerückten Abendstunde. Auf den steinernen Aufgangsstufen vor den Thüren der Häuser saßen plaudernd die älteren Leute; da, wo die engen Straßen sich kreuzten, am Brunnen, schäkerten die schmauchenden Burschen mit den Wasser holenden Mädchen, daß es das Rauschen und Plätschern des Brunnens übertönte und mitten durch all das lustige Aufjauchzen und Schwatzen drang das ferne Rufen der spielenden Kinder wie helles Frühlingsmahnen. Und es war auch Frühling und der laue, süße Nachtwind strich leise und liebkosend durch die volle Blüthenpracht des stattlichen Kirschbaumes, der vom Mondlicht übergossen dastand, während die klaren Sterne funkelnd, neckisch, bald hier, bald dort durch seine Zweige lugten, um wieder eine kurze Weile hinter leichten Wolkenschleiern zu verschwinden.

Unter den mächtigen Blüthenästen sahen ein paar große, dunkle Mädchenaugen entzückt dem Spiel der Sterne zu, bis sie, von all dem Glitzern und Funkeln geblendet, mit kleinen Händen beschattet wurden.

„Nun habe ich ihn wieder verloren, meinen Stern, Mutter,“ sagte die Stimme des Mädchens unter dem Baume; „aber halt, da blitzt er mir ja hell und golden zwischen den Fingern durch in die Augen! Ach, welche Pracht ist doch ein solcher Sternenhimmel über einem Blüthenbaume!“

Die Mutter, in der enganliegenden weißen Tüllhaube, die mit dem rasch bewegten Strickzeug zwischen den Händen neben der Tochter vor dem Hause saß, schien so versunken in ihre Arbeit, daß sie darüber zu antworten vergaß, oder es für überflüssig hielt, in das Entzücken der Tochter einzustimmen; man hörte nur das Klingen der Nadeln. Ueber die regelmäßigen, strengen Züge der Frau streifte das Mondlicht mit seiner kalten Färbung hin und gab ihren Mienen eine starre Ruhe. Die Tochter wandte das liebe, jugendfrische Gesichtchen nach ihr um.

„Mütterchen, hat denn der Lenz keine Gewalt mehr über Dich, daß Du bei all der Herrlichkeit immer zu stricken vermagst? Laß doch die Arbeit rasten, sieh Dich um und genieße!“

„Man kann das Alles sehen, genießen und doch dabei etwas zu Wege bringen, Kind. Nie in meinem Leben habe ich die Hände in den Schoß legen dürfen, um die Sterne zu bewundern; damit wäre ich meiner seligen Mutter schön angekommen, die immer nur auf die unermüdlichste Thätigkeit hielt.“

Die Worte klangen streng. Unwillkürlich nahm das Mädchen seine ruhende Arbeit wieder auf und rührte die Nadeln, ohne ein Wörtchen zu erwidern.

Ein ungeheurer Jubel von Kinderstimmen drang, da plötzlich von Weitem zu den beiden schweigsamen Strickerinnen herüber. Ein wirres Durcheinander von frohlockenden Willkommsgrüßen aus jungen Kehlen kam näher und näher und dazwischen mischten sich die hellen Töne der aus Weiden kunstlos geschnitzten Maienflöte in vielfältigen Melodieversuchen.

Das junge Mädchen fuhr dabei wie von Zauberklängen erfaßt von der Bank empor.

„Das ist ja Onkel Uhde, Mutter,“ rief sie, jauchzend in die Hände klatschend, „das ist der Frühlingsbote; die Schwalben haben erst ihr Nest am Dachfirst bezogen, nun ist er auch schon da!“

Und flugs ihr Strickzeug neben sich werfend, war sie mit ein paar leichten Sätzen wie ein flüchtiges Reh auf und davon gesprungen und eilte dem Schall der fröhlichen Stimmen entgegen. Den strengen mütterlichen Zuruf hörte sie gar nicht mehr, so war ihr ganzer Sinn von dem einen frohen Gedanken beherrscht.

Eine leichte Zornesröthe glitt flüchtig über die weiße Stirn der Frau. Die dunklen Brauen zogen sich finster zusammen, als sie blitzenden Auges der davoneilenden Tochter nachschaute.

„Weiß der Himmel, wie der alte Narr es anstellt, noch immer das junge Volk an sich zu locken, gerade wie einst; daß er auch immer, immer wiederkehren muß — dieser Unstät!“

Der jubelnde Troß kam näher und näher die Straße herauf, jetzt war er dicht beim Hause der Frau Wette. Sie drückte sich scheu, als wollte sie nicht erspäht sein, in den Schatten des Baumes; und doch war es ein eigenthümlich anziehendes Bild, was

*) „Das neue Blatt.“

sich dort im hellen Mondlicht ihren widerspenstigen Blicken darbot. Inmitten des lärmenden Kindergetümmels schritt, förmlich umschlungen von kleinen Armen, als sei er von ihnen getragen, ein älterer Mann, in verschabtem schwarzen Sammtrock und altmodischer Burschenmütze auf dem Kopfe, unter der sein dichtes, beinahe schon weißes Haar leicht gelockt auf den breit zurückgeschlagenen schneeweißen Hemdkragen niederfiel. Aus seinem wetterharten, früh gefurchten Gesichte schauten ein paar dunkle Augen so zerstreut und träumerisch in die Welt, als gehörten sie eigentlich gar nicht zu der kühn gebogenen Nase und den etwas trotzig aufgeworfenen Lippen, um die gar oft ein schelmisch-heiteres Lächeln spielte, wenn er sich zu den Kindern wandte. Seine hohe, schmächtige Gestalt hatte eine etwas gebeugte Haltung, als ob eine geheime Last sie niederdrückte. In der Hand trug er einen tüchtigen Ziegenhainer, über die Schultern hatte er ein Ränzel geworfen; das sah wieder so flott und leichtlebig aus, daß es zu den schwermüthigen Augen und der gebeugten Haltung nicht recht harmoniren wollte. So schritt er dahin, und wenn aus den einzelnen Häusern, an denen man vorbei passirte, noch halb bekleidete Kinder, die beim Ton der Flöten der Nachtruhe entronnen waren, den Zug vervollständigten, dann hielt der Alte begrüßend still und beschenkte die Neuangekommenen mit sauber geschnitzten Weidenflöten oder mit künstlich aus Baumwurzeln gefertigten Köpfen, was er Alles aus seiner unerschöpflichen Rocktasche hervorholte. Eben hatte er unsere junge Bekannte, die sich doch etwas befangen von seiner lauten Umgebung zurückgehalten, auf einem mondhellen Plätzchen erkannt und sich beinahe ungestüm von der kleinen Bande befreiend, eilte er mit einer Lebhaftigkeit zu ihr hin, die ihn ordentlich verjüngte.

„Gott grüß Dich, Agnes, mein Kind! Wie Du gewachsen bist in den paar Monden," rief er freudig und schüttelte derb ihre kleine Hand. „Du hast doch den Onkel Uhde nicht vergessen in der Zeit? Sieh her, an Dich hat er gedacht, das ist das Wahrzeichen." Und er reichte ihr einen Strauß der ersten goldenen Himmelschlüssel mit dunkelblauen Veilchen untermischt.

„Ein leibhaftiges Wahrzeichen des Frühlings seid Ihr und die Blumen; wer dächte Eurer nicht gern, Onkel Uhde. Ich danke Euch von Herzen!" sagte Agnes und sah fröhlich zu ihm auf.

Der Alte nickte ihr zu und warf einen scheuen Blick unter den Schatten des Blüthenbaumes, dann trat er zurück und der Triumphzug setzte sich wieder in lärmende Bewegung, während Agnes, den Duft ihrer Blumen einathmend, leichtfüßig zur Mutter sprang.

„Sieh nur, Mütterchen," rief sie, „wie lieb ist sein Geschenk, wie sinnig und zart! Dafür habe ich ihn nun wieder doppelt gern, den sonderbaren Onkel Uhde, zu dem es mich von jeher wie mit geheimer Macht hintreibt."

„Wie kindisch Du Dich benimmst, Agnes, ich habe meinen Aerger an Dir gesehen! Rennst da wie ein kleines Ding dem alten Narren entgegen, obschon Du mit Deinen siebzehn Jahren sittsam bei der Arbeit bleiben solltest," fuhr jetzt die Mutter auf.

„Sei nicht böse, Mutter! Ach, warum hast Du nur immer ein solches Zürnen für den guten Onkel Uhde, der sicher niemals Jemand etwas zu Leide that? Oder hat er Dich einmal gekränkt in früheren Tagen?"

Die Frau wurde kreideweiß im Gesicht, aber sie stand im Schatten des Baumes geborgen.

„Was kümmert Dich der alte verlaufene Mensch!" sagte sie dumpf. „Ich halte nichts von ihm, will seinen Namen nicht mehr von Dir hören, hast Du mich verstanden, Agnes? Wahrhaftig, die Amtmännin ist recht zu bedauern, einen solchen Landstreicher von Bruder das halbe Jahr hindurch beherbergen zu müssen; wie viele harte Worte mag sie auch darum von ihrem Mann bekommen," murmelte sie in sich hinein.

„Hart sind sie alle Beide, hu, so hart!" nickte Agnes still vor sich hin; „aber desto lieber ihre kleinen Enkel; was finge er auch an, wenn sie nicht seiner freudig warteten! Ach, Mütterchen, wen alle, alle Kinder so lieb haben, der kann sicherlich nicht schlecht sein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pariser Börsenkönig.

Von **Dr. Ernst Eckstein.**

(Fortsetzung.)

Adolph Mirès, der oben erwähnte Bruder des Jules, hatte sich unterdessen in Paris als Weinmakler eine leidliche Position geschaffen. Von der traurigen Lage unsres Helden unterrichtet, schrieb er ihm einen sehr brüderlichen Brief, in welchem er ihm seine Unterstützung anbot und ihn aufforderte, nach der Hauptstadt zu kommen. Wenn die Fama recht berichtet, so hatte sich Adolphs Frau, welche von der Ohrfeigenaffaire und anderen ähnlichen Vorfällen gehört hatte, diesem edelmüthigen Beginnen ihres Gemahls widersetzt, da sie von dem leidenschaftlichen Charakter ihres Schwagers eine Störung ihres häuslichen Friedens befürchtete. Jules traf indeß in der besten Stimmung in Paris ein, und die Sache ging anfangs vortrefflich. Die beiden Brüder arbeiteten gemeinschaftlich und verdienten ein hübsches Geld. Als sich nach einiger Zeit gewisse Differenzen geltend machten, bei denen Madame Adolph Mirès nicht ganz ohne Schuld gewesen sein mag, entschloß sich Jules, sein Glück auf eigne Hand zu versuchen, und bezog mit seiner ältesten Schwester eine möblirte Wohnung im Centrum der Stadt. Seine Stunde schien jedoch noch nicht gekommen. Fortuna war ihm entschieden abhold, und zum vierten Mal sah er sich ohne alle Hilfsquellen.

Adolph grollte ihm nicht. Sein Geschäft hatte inzwischen eine bedeutende Ausdehnung erlangt, und so offerirte er dem weniger glücklichen Bruder die einträgliche Stelle eines Commis Voyageur für Holland und Belgien. Der Vertrag wurde abgeschlossen, und

Jules reiste mit wohlgefüllter Tasche gen Norden. Er muß indeß die Aufträge seines Bruders nicht so ganz zu dessen Zufriedenheit besorgt, oder sich sonst irgendwie gegen die Bestimmungen des Geschäftscodex vergangen haben, kurz und gut, das Vergnügen dauerte auch diesmal nur wenige Monate.

Nach Paris zurückgekehrt, mit Adolph ernstlich entzweit, kam er nach verschiedenen mißglückten Versuchen auf die Idee, mit seiner Vergangenheit rundweg zu brechen und ein neues Leben anzufangen. Der Peristyl der Börse hatte ihn von jeher mit einer geheimnißvollen Ahnung erfüllt. Es war ihm, als ob eine innere Stimme ihm zuriefe: Hier, Julius, hier blüht Dein Weizen! hier kannst Du Deinen Durst nach Reichthum, nach Macht, nach Größe stillen! Also vorwärts!

Er begann mit sehr bescheidenen, man möchte sagen, lächerlichen Speculationen. Gleichzeitig gelang es ihm, bei einem Banquier Beschäftigung zu finden. Er arbeitete mit eisernem Fleiße. Der Lohn, den seine Bemühungen fanden, war einstweilen noch ein sehr kärglicher. Allein das Feld, auf dem er siegen konnte, war gefunden!

In einer niedrigen Entresolwohnung im Mittelpunkte der Stadt saß eine junge, etwas bleich aussehende Frau bei einer Stickarbeit. Es war im Juli 1848. Durch das halbgeöffnete Fenster strömte eine erquickende Kühle in das enge, dürftig möblirte Zimmer. Jetzt ließ die Stickerin die Hände in den Schooß sinken und seufzte.

„Arbeiten, und nichts als arbeiten!“ sagte sie zu sich selbst; „er von früh bis spät im Comptoir, ich von früh bis spät am Stickrahmen. Und das alles, nur um das liebe Leben zu fristen!“

Eine schwere Thräne tropfte auf ihre kleine, weiße Hand hernieder. Und wieder flogen ihre emsigen Finger über die breite Canevasfläche.

Da ertönten hastige Schritte. Die Thür flog auf, und ein etwa vierzigjähriger Mann stürzte athemlos ins Zimmer.

„Jules!“ rief die junge Frau erschrocken, „was hast Du? Um Gottes willen, was ist geschehen?“

„Brillante Aussichten! Polydore Millaud ... ah! laß mich nur erst zu mir selbst kommen! ... ich bin gelaufen, daß mir alle Sergeanten nachgeblickt haben ... Therese, ich sage Dir, wir sind gemachte Leute! Wirf Deine Stickerei weg! Du sollst in Sammet und Seide gehen! ...“

„Ich verstehe kein Wort! was ist denn passirt? So rede doch.“

„Hier, komm her! setze Dich zu mir! Du sollst alles erfahren! denke Dir, ich gehe da eben über den Boulevard Montmartre und denke an Gott weiß was ... und da renne ich wider einen Herrn an! „Pardon!“ rufe ich mechanisch, und will weiter. „Ei sieh doch, Mirès, Du bist's,“ tönt's an meine Ohren — und wen erblicke ich? ...“

„Nun?“

„Nun, niemand anders, als unsern Freund aus Bordeaux, den alten Jungen, den Polydore.“

„Nun, und weiter?“

„Hast Du Geld, fragt er mich in seiner brüsken Weise. Nein, sage ich. Schade! ruft er. Wir könnten's gerade brauchen. Ich habe ein brillantes Geschäft auf dem Strich. . .“

„Jules,“ warf Therese ein, „dieser Polydore hat Dir bis jetzt noch wenig Glück gebracht!“

„Kind, das verstehst Du nicht. Aber nun höre doch weiter. Also ein Geschäft, sage ich. Laß los, was ist's? Da zieht er eine Nummer der „Petites Affiches“ aus der Tasche, setzt den Klemmer auf und liest mir eine Annonce vor. Und die Annonce betraf das „Journal des Chemins de fer“. Seine Besitzer haben aus Angst vor der Revolution den Entschluß gefaßt, ihr Unternehmen zu verkaufen. Die Bedingungen sind glänzend. Millaud und ich verstehen uns darauf: wir werden das Journal acquiriren!“

„Bist Du toll?“

„Keineswegs. Wir zahlen 1000 Franken, und zwar erst in vier Monaten. Die 200 Francs Anzahlung besorgt Millaud.“

„Und was wollt ihr mit einem Eisenbahnjournal?“

„Das wirst Du bald erleben. Wir werden das Geschäft ausdehnen. Wir werden unserem Unternehmen eine industrielle Bedeutung geben. Wir werden eine Art Börsenzeitung daraus machen, und Du sollst sehen, die Speculation rentirt sich colossal.“

„Eure Pläne sind mehr als verwegen!“

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts. Verlaß Dich darauf, in wenigen Wochen ist unser „Journal des Chemins de fer“ eine Großmacht, vor der sich alle Capitalisten, alle Gesellschaften in Demuth und Ergebenheit beugen! Wie gefällt Dir die Idee?“

Therese schwieg.

„Und nun,“ fuhr er fort, „laß einmal Deinen Canevas sein, mach Toilette und komm mit! Wir diniren heute bei Brébant!“

(Schluß folgt.)

Russische Religionsschwärmer.

Das Czaarenreich, nach Außen hin so einförmig erscheinend, wimmelt im Innern von den sonderbarsten Secten. Seit alter Zeit ist es das Bestreben der moskowitischen Despotie, die vielfältige Masse von Völkern, die ihrem Scepter unterstehen, staatlich wie kirchlich zu möglichst flacher Gleichartigkeit zusammenzudrücken. Politisch ist ihr dies mittelst Eisen und Blut noch am ehesten gelungen. Auf religiösem Boden hat sie aber nicht den erwarteten Erfolg errungen. Wohl nennt sich der Kaiser das Oberhaupt der russischen Kirche; wohl spielt er zugleich den muhamedanischen Khan und den römischen Papst. Aber der auf politischem Felde in Fesseln geschlagene Menschengeist sucht unablässig dem äußern Zwange zu entziehen, indem er sich in sein Inneres zurückzieht und dort nach eigener Willkür grübelt und spintisirt. Da werden dann freilich phantastische Wahngebilde ausgeheckt. Es entsteht ein krankhaft religiöser Schwarm- und Rottengeist, der, der Natur der Dinge nach, häufig wieder in's Rebellenthum überschlägt und den zu bemeistern keine Polizeimacht ausreicht.

Daß große Theile der russischen Bevölkerung von solchem

Sinne erfüllt sind, war längst bekannt. Wenn die Czaaren nach dem Besitze Konstantinopels streben, so geschieht dieß nicht bloß in Verfolgung einer uralten Eroberer- und Despotenpolitik, welche schon die heidnischen Waräger-Fürsten zum Ansturm gegen Byzanz trieb; es mischt sich heute auch eine andere Erwägung ein, die kirchlicher Natur ist. Der ganze südliche Saum des moskowiter Reiches, ist von Dissenter-Bevölkerungen bewohnt. Die Klein-Russen und die Kosaken beugen sich nur unwillig dem Joch der orthodoxen Kirche, als deren Oberhaupt der Autokrat zu St. Petersburg auftritt. Schon um diese religiös widerspenstigen Elemente zu bewältigen, sie gewissermaßen im Rücken zu fassen, wäre es — so rechnet man am Czaarenhofe — von Nutzen, das besondere griechisch-katholische Patriarchat zu Konstantinopel einzuziehen und den Selbstherrscher aller Reußen dort als alleinigen Hohenpriester der rechtgläubigen Kirche auszurufen.

Doch nicht Klein-Russen und Kosaken allein, die schon dem Volksstamme und der Sprache nach sich vom moskowitischen Volke unterscheiden, sind dem Sectiererwesen zugethan. Auch unter den Groß-Russen gährt es vielfach religiös in geheimer Tiefe. Durch das ganze Reich zieht sich, unterhalb des sichtbaren Gebäudes der Regierungskirche, sozusagen ein Gewirr verborgener Kammern hin, in welchen die ketzerischen Glaubenszünfte ihren Schwärmereien obliegen. An sogenannten „Altgläubigen“ allein gibt es, wie Hepworth Dixon — siehe dessen „Fru Russia“, soeben in London erschienen — aus dem Munde eines russischen Ministers erfuhr, gegen 17,000,000! Die „Altgläubigen“ aber, obwohl der Regierungskirche bitter feind, gehören noch nicht einmal zu den eigentlichen Dissenters.

Die „Alt-Gläubigen“ bilden eine Art Volkskirche. Sie halten sich an die alten Gebräuche, wollen mehr „bethlehemitisch“ als „byzantinisch“ sein, und haben im gewöhnlichen Leben mancherlei sonderbare Gewohnheiten patriarchalischer Art. Wie man's in der Vorzeit gehalten, so wollen sie es auch jetzt noch gehalten wissen. Altväterisches Wesen geht bei ihnen Hand in Hand mit heftigem Widerwillen gegen das Staatskirchenthum. Fast alle Bauern des Nordens sind Altgläubige; ebenso viele Kaufleute von Kosaken; ferner mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Nischni-Nowgorod und von Kasan; ebenso viele Kaufleute von Moskau. „Die Hälfte des Volkes“, sagte ein Geistlicher zu Herrn Hepworth Dixon, „besteht schon jetzt aus Altgläubigen. Im Augenblick, wo wir thun können, was wir wollen, werden mehr als drei Viertheile zu diesem Bekenntniß stehen!“ Ein Deutscher, der dreißig Jahre in Rußland gelebt und das Volk gut kennt, schreibt an Dixon: „Unter je fünf Personen seien vier entweder bereits Altgläubige, oder würden es nächste Woche sein, wenn die Regierung ihnen die Wahl ließe.“

Dixon selbst glaubt, die „Altgläubigen“ seien das russische Volk; die „orthodox“ Gläubigen nur eine höfische, amtliche Sippe. Die „Volkskirche“ hat Gebräuche, die allen näheren Verkehr mit Andersgläubigen zu einem religiösen Gräuel und Abscheu machen. Das Weib sogar gilt bei ihnen als unrein. Ehelosigkeit wird von den Meisten für besser gehalten, denn Ehe. Wohl sei es der Wille Gottes, daß ein Theil sich verheirathe, damit seine Kinder nicht ganz von der Erde verschwänden! Aber oft auch sei die Heirath der Wunsch und Wille Satans, damit die Hölle sich mit gefallenen Seelen fülle! (Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Volks-Ztg. schreibt: „Schon im Jahre 1846 wurden die Einwohner Belgiens nach ihrer Muttersprache statistisch von Seiten der Regierung durchmustert. Das Ergebniß war, daß circa drittehalb Millionen Einwohner dem niederdeutschen, dagegen nur eine Million und achthunderttausend dem französischen Sprachstamm angehören. Im Jahre 1869 wurde eine neue statistische Aufnahme veranstaltet. Hiebei wurde nicht die gebräuchliche Sprachverschiedenheit, sondern die Sprachkenntniß speciell ermittelt. Denn in Mischungsländern tritt es häufig ein, daß ein Unterschied zwischen dem Gebrauch und der Kenntniß der Sprache existirt, weil viele Menschen, die eine Sprache wohl verstehen, sie dennoch nicht im gewöhnlichen Verkehr sprechen. Das Resultat dieser neuen Zählung ergab, daß 2,400,600 Einwohner erklärten, nur Vlämisch, 2 Millionen nur Französisch zu verstehen, während 300,000 beider Sprachen mächtig sind. Da es äußerst selten ist, daß Franzosen sich die Kenntniß des Niederdeutschen aneignen, so folgt es von selber, daß diejenigen, welche beide Sprachen inne haben, dem vlämischen Stamme angehören. Somit hat sich seit 1846 die Zahl der Vlämen nicht unwesentlich vermehrt. Nun aber ist es eine Thatsache, daß die Behörden des Landes, und besonders die Schulen, der französischen Sprache den größten Vorschub leisten. Wenn trotzdem die Kenntniß des Französischen nicht gewachsen, so ist es ein sprechender Beweis, daß die vlämische Bevölkerung durchaus nicht gesonnen ist, sich der französischen Sprache zu bedienen, und der Sprachenkampf daselbst ein ernster und vollberechtigter ist, der nach Gleichberechtigung des Vlämischen ringt. Die Zählungen beweisen, daß die französische Sprache in Belgien nicht so rasch fortschreitet, als die niederdeutsche. Die Thatsache ist bezeichnend, daß die vlämischen Zeitungen und Schriften sich außerordentlich vermehren. Der Sprachenkampf der Vlämen ist nicht ein Kampf nationaler Unbildung, sondern im Gegentheil ein berechtigter Kampf der nach Bildung ringenden Niederdeutschen gegen die Uebermacht der Regierung, welcher alle Staatsmittel zur Handhabe dienen.“

Rom, 26. April. Das archäologische Institut auf dem Tarpejischen Felsen hat am 22. d. Mts. seine feierliche Schlußsitzung abgehalten. Viele Gönner und Freunde des Instituts hatten sich zu der stillen Feier im Bibliotheksaale eingefunden, wo sie einem Vortrage des Herrn Professors Henzen über die Ausgrabungen im Haine der arvalischen Brüder und einem zweiten von Cavaliere Michele Rossi über die Resultate der neuesten Forschungen über die Urbewohner Latiums beiwohnten. — Das Frühlingsfest der deutschen Künstler hat gestern, vom schönsten Wetter begünstigt, in besonders glänzender Weise stattgefunden und so viele Zuschauer hinausgelockt, daß am Nachmittage in Rom kein Miethwagen mehr aufzutreiben war. Es wird die Zahl der Equipagen, welche sich zu der Porta Maggiore hinausbegeben hatten, auf mehr als tausend angegeben. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der preußische Gesandte und seine Attaches, Odo Russel und der größte Theil des römischen Adels waren zum Feste erschienen.

Madrid. Die berühmte Alhambra wird ein Museum für arabische und jüdische Antiquitäten aufnehmen, wie sie bisher auf der spanischen Halbinsel meist in Klöstern zerstreut sind. Der Minister Echegaray hat diesfalls persönlich in Granada die geeigneten Verfügungen getroffen.

Charade.

(Dreisylbig.)

In Bälde Ehemann zu werden,
Wähnt' auf der Ersten ich zu sein,
Doch sprach mit schelmischer Geberde
Die Letzten Sie — da fiel mir ein,
Ob's mich dem Ziele näher brächte,
Wenn ich trotz meiner heißen Lieb'
Nun auch bei mir die Letzten dächte,
Und lange Zeit die Erste blieb. —
Es half — Sie ist mein Weib seit Jahren,
Das sich auch bald bekehren ließ,
Das Ganze im Kaffee zu sparen,
So sehr ich's liebe als Genüß.

Auflösung der Charade in Nr. 49.

Athen — Athem.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 53. Speyer, Donnerstag, den 5. Mai 1870.

* Das Schwalbenpaar.

Als ich im düstern Sinnen war
Im Stall — da zwitschert's leise:
Da sieh! mein liebes Schwalbenpaar
Kam von der Pilgerreise!
Mir wird um's Herz so wunderbar
Bei der gewohnten Weise.

Ach, mich umblüht ein goldner Mai,
Mich grüßen heitre Lieder,
Der Himmel neigt sich wolkenfrei
In's frohe Herz hernieder,
Und liebe Bilder ziehn vorbei,
Als wär's wie früher wieder.

Doch ach, sie kehren nimmermehr —
Das ist die alte Klage
Des Leids, das manches Herz noch schwer
Drückt bis zum letzten Tage!
Und doch gibt Frühlings Wiederkehr
Antwort der Sehnsuchtsfrage.

Und kommen sie nicht mehr zurück:
Der Frühling, der vergangen,
Wird mit dem sel'gen Liebesglück
Den Frommen schöner prangen,
Wenn sie nach manchem Mißgeschick
In's Vaterhaus gelangen.

Ch. Böhmer.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Die Mutter warf ihr einen Blick zu, daß ihr das Wort beinah im Munde erstarb. So aufgebracht und streng war die Mutter ihr nie begegnet. Des Mädchens frohe Laune war dadurch getrübt; still folgte sie der rasch Voranschreitenden ins Haus und als sich darauf Beide zur Ruhe begaben, lag Agnes noch lange schlaflos da und grübelte darüber nach, was wohl die Mutter gegen den alten Onkel Uhde haben könne. Jetzt, zum ersten Mal seit sie erwachsen war, fiel es ihr auf, daß der alte doch ein wahres Zugvogelleben führe; warum das nur, da seine Verwandten, die ehrenfesten Honoratioren des Ortes, mit der amtmännischen Würde begnadigt, fest an der heimatlichen Scholle hafteten?

Und wie beim Nachtwachen das Erlebte immer klarer vor die Seele tritt und frisches Erinnern weckt, weil die zerstreuenden Tagesgeschäfte sich nicht ablenkend dazwischen drängen, so entsann sie sich aus ihrer Kindheit her, dieselbe Abneigung gegen Onkel Uhde auch bei ihrem Vater wahrgenommen zu haben, eigentlich in noch stärkerem Grade, so daß er ihr nicht erlaubte, des Amtmanns Haus zu betreten, wenn der Alte zur Frühlingszeit eingerückt war. Ja, der Vater selbst, der als Gemeindevorsteher und begüterter Grundbesitzer häufig geschäftlich mit dem Amtmann zu verkehren hatte, vermied es, drüben vorzusprechen, wenn der „Allerweltsonkel", wie er ihn spottend nannte, sich dort aufhielt. Was es für eine geheime Bewandtniß mit diesem finstern Grollen der Eltern gegen einen Heimathlosen hatte, sann Agnes fort und fort; dahinter mußte sie nun einmal kommen. Und mitten in ihrer Theilnahme und jugendlichen Neugierde beschlich sie doch plötzlich das peinliche Gefühl des Alleinstehens mit ihrer Zuneigung für den armen alten Uhde. Es überkam sie wie Auflehnung der kindlichen Ehrfurcht gegen den Willen der Mutter und das Andenken ihres verstorbenen Vaters, denn sie kannte ja die Vergangenheit des Alten gar nicht, zu dem der stille sympathische Zug ihres kleinen Herzens sie führte. Halb traurig drückte sie ihr Gesicht in die Kissen ihres Lagers und als dann die langbewimperten Augen sich im Schlafe schlossen, trat aus dem dunklen Schatten des Traumes ein alter Mann in verschabtem, schwarzen Sammetrock plötzlich klar ins helle Mondlicht. Lächelnd bot er ihr des Frühlings erste Blüthen und die verlockenden Töne der Maienflöte klangen süß wie ein Wiegenlied halb verschwommen aus weiter Ferne in ihr entzücktes Ohr.

II.

Drüben, am Ende der Straße, vor dem hübschen weißen Hause mit den grün bestrichenen Fensterläden, war der Onkel Uhde von seinem jungen Ehrengeleite entlassen worden. Dort war des Amtmanns Wohnung. Mit unsicherm, leisen Schritt betrat er diese Schwelle, Niemand kam ihm in der weiten, sauber mit Steinfließen belegten Flur entgegen, der ihn willkommen hieß; sein eigener Schatten glitt dunkel vor ihm her auf dem mondbeschienenen Boden. Als er aber das

blankgeputzte Messingschloß des Wohnzimmers leise aufdrückte, wurde die Thür von innen hastig geöffnet und ein paar kleine Mädchen flogen dem Gast mit hellem Jubelruf an den Hals. Man merkte es ihrem frohen Ungestüm nur zu gut an, daß strenge Zucht ihn bisher gedämpft und sie zurückgehalten hatte, an der Empfangsfeierlichkeit theilzunehmen.

„Da bist Du wieder, o, nun haben wir Dich für lange, lange Zeit und Du erzählst uns draußen im Baumgarten und am Weiher Deine schönen Geschichten wieder, guter, lieber Großonkel Uhde," frohlockten die beiden Kinder und der alte Mann herzte und küßte sie und hob das kleinste hoch empor, um es im sausenden Fluge wieder auf den Boden zu stellen und sich dann gutmüthig seine Taschen von den räuberischen kleinen Händen leeren zu lassen. Das gefundene Gut waren ja die mitgebrachten Herrlichkeiten.

Jetzt erhob sich eine große, hagere Frauengestalt in städtisch bürgerlicher Kleidung aus der dunkeln Sophaecke und kam zögernd dem Gast um einen Schritt näher, der ihr ein „Gott grüß' Dich, Schwester!" zurief.

„Du bist's," sagte sie kühl und faßte so gezwungen die dargebotene Hand des Alten zwischen zwei Finger, daß er sie rasch daraus zurückzog. „Deine Ankunft kündigt sich stets lärmend an, Dir fehlt dabei nur noch die Schellenkappe; passender wärs, Du kämest unbemerkt!"

„Freilich wohl," entgegnete er mit schmerzlicher Ironie, indem es bitter um seine Mundwinkel zuckte, „anständiger wär's, ich käme unterthänigst auf leisen Sohlen herangeschlichen, um endlich unter dem grünen Rasen hinter der Kirche zu verschwinden; aber nun bin ich leider noch da und klingle mit meiner geistigen Schellenkappe der Jugend etwas vor. Pardon, Frau Schwester!"

Und ungeheißen entledigte er sich während des Sprechens seines Ränzels und die Kinder nahmen ihm mit freundlicher Dienstfertigkeit Mütze und Stock ab und drückten den Ermüdeten dann gewaltsam in den weich gepolsterten Ledersessel in der Ecke.

„Wo hast Du Dich während des langen Winters wieder umhergetrieben," nahm die Amtmännin nach einer Pause das Gespräch wieder auf, indem sie sich mit dem Anzünden der Schirmlampe beschäftigte. „Man sollte meinen, mit den Jahren käme Dir auch endlich einmal die Vernunft und mit ihr das Verlangen nach einem ruhigen, festen Wohnort. Dies Vagabundiren hat lange genug ein schlechtes Licht auf unsern Namen geworfen."

„Das Umherstreichen hängt mir noch an vom einstigen Metier, Schwester," spottete der Alte; „aber Recht hast Du" — seine Stimme bebte — „ein warmes Plätzchen in der Ofenecke thäte mir bald noth, wenns draußen wettert und doch könnte ich nicht rasten! — Hast Du vom Ahasverus wohl vernommen, der ruhelos, als fahrendes Phantom die Welt durchzieh'n muß? Ein solcher Ahasverus bin auch ich, bis ich gefunden habe, was ich suche."

Er hatte sein Gesicht qualvoll mit den Händen bedeckt. Die Kinder kamen scheu und mitleidsvoll dicht zu ihm heran, aber der harte Blick der Großmutter hielt ihre Lippen verschlossen, daß kindliche Trostesworte ihnen nicht entschlüpften.

„Wenn ich Dir rathen soll, laß ab vom Suchen," warnte trocken die Amtmännin; „sollte Dir wirklich einmal ein Unstern den mißrathenen Burschen in den Weg schleudern, dann erlebe ich die Stunde, daß Du den heiß ersehnten Augenblick verfluchen wirst, Dietrich!"

Der Alte erhob langsam den schwermüthigen Blick zu der Frau und starrte sie in sprachlosem Staunen an, dann zuckte der schlimme Zug um seine Lippen.

„Ja, ja, es ist mir voller Ernst, Bruder," nickte die Frau unerbittlich. „Sieh, erst jetzt dünke ich mich recht beneidenswerth im Vergleich zu Dir. Ich habe mein einziges Kind, meine Tochter, begraben, wenn auch mit blutendem Herzen damals, Du aber hast Deinen einzigen Sohn in Schande verloren, er lebt — unter der Menschen Füße getreten, als elender Gaukler. O, zehn Mal flehe ich von Gott für ihn den —"

Zwei eisige Finger schlossen mit eisernem Druck die erbarmungslosen schmalen Lippen der Amtmännin, daß sie den Satz nicht vollenden konnten. Die träumerischen Augen des Bruders blitzten plötzlich auf in leidenschaftlichem Zorn und senkten ihren Strahl so vernichtend in den kalten grauen Blick ihm gegenüber, daß sich die schweren Lider wie schläfrig darüber legten. Aber nur einen Moment hatte sie die Fassung verloren, dann strich sie mit ihrer knöchernen Hand über die Blondköpfchen ihrer Enkelkinder, die sich ganz verschüchtert, dicht aneinander gedrängt, in die Fensterecke geflüchtet hatten.

„Ihr sollt uns einmal keine Unehre machen, dafür stehe ich," sagte sie schneidend, „das habe ich Eurer sterbenden Mutter damals versprochen und Eurem braven Vater auf dem Todtenbette wiederholt. Brave, ehrsame Menschen sollt Ihr werden, durch eine gute, ehrsame Erziehung. — Wärest Du selbst bessere Wege gewandelt, Bruder, so hättest Du auch Deinen einzigen Sohn zu Dir hingezogen, daß er als ein tüchtiger und brauchbarer Mensch die Stütze Deines Alters würde; aber die eigene Vergangenheit bricht den Stab über — —"

„Kein Wort weiter, Du falsches Herz," unterbrach er sie mit bebender Stimme, „oder ich vergesse, daß ich unter Deinem Dache weile, wo ein mächtiger Zug, stärker, als ich selber bin, mich immer und immer wieder hintreibt, als ob meine gequälte Seele hier den Frieden fände! Aber ich sage Dir, rede nicht mehr so salbungsvoll von der Vergangenheit, sonst raune ich Dir ein Wort ins Ohr, das Dir das Blut in die Wangen treiben soll. Ein Wort!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pariser Börsenkönig.

Von Dr. Ernst Eckstein.

(Schluß.)

Die sanguinischen Hoffnungen unseres Helden erfüllten sich buchstäblich. — Es klingt wie ein Märchen, aber es ist exacte Thatsache: Jules Mirès kaufte, ohne einen Sou in der Tasche, ein journalistisches Unternehmen, das nachmals Hunderttausende einbrachte. Es weiß heutzutage Jedermann, was von diesen finanziellen Blättern, mögen sie sich nun Börsenzeitungen oder Actienmoniteure nennen, zu halten ist. Die Bestechlichkeit wird hier zum System erhoben; wer am besten zahlt, dessen Unternehmen wird am meisten herausgestrichen; die Feilheit hat hier einen festen Tarif. Geschäftsleute von Fach lassen sich durch diese Manöver selbstverständlich keinen Sand in die Augen streuen; aber das große Publikum, die Dummen im Lande, die vertrauensseligen Philister, sie gehen regelmäßig in die Falle. Es wird den Leser daher nicht Wunder nehmen, wenn er erfährt, daß auch das „Journal des Chemins de fer“ die signalisirten Grundsätze befolgte und z. B. die Eisenbahngesellschaften von Lyon und Orléans erst dann in üblicher Weise pries und verherrlichte, als dieselben eine gewisse Anzahl von Actien deponirt hatten. Das Mirès-Millaud'sche Unternehmen hielt sich trotz der Schwierigkeiten der Epoche über dem Wasser und brachte bedeutende Summen ein. Bald genügte der Wirkungskreis nicht mehr; die beiden Freunde verfolgten höher fliegende Plane. Durch eine sehr gewagte Speculation verschafften sie sich die erforderlichen Capitalien und gründeten den „Conseiller du Peuple“; Lamartine acceptirte die Chefredaction. Nach weniger als zwei Monaten hatte der „Conseiller du Peuple“ gegen 30,000 Abonnenten. Als dieses Unternehmen nach allen Richtungen hin ausgebeutet war, kauften die beiden Speculanten die Theaterzeitung „L'Entr'acte“, welche sich binnen kurzem zur unbedingten Herrschaft über die Bühnen emporschwang. Madame Millaud und Madame Mirès, deren Träume sich endlich realisirt hatten, thronten allabendlich in den elegantesten Logen und empfingen die Huldigungen der Schriftsteller und Schauspieler. Das „Journal des Chemins de fer“ wurde inzwischen keineswegs vernachläßigt. Je vollständiger sich die Befürchtungen der Bourgeoisie bezüglich des „rothen Gespenstes“ beruhigten; je mehr sich der Credit hob, um so bedeutender wurde der Einfluß dieser Zeitung, bis sie endlich an der Börse eine unumschränkte Machtvollkommenheit ausübte.

Es läßt sich begreifen, daß ein Mann, dem ein solches Organ zur Verfügung stand, mit seinen eigenen finanziellen Speculationen ein verhältnißmäßig leichtes Spiel hatte. Nach verschiedenen kleineren, sehr glücklichen Unternehmungen kam er auf die Idee, die „Eisenbahnkasse“ zu gründen. Gleichzeitig kaufte er das „Pays“, um seinem Projecte eine neue, wirksame Unterstützung zu verschaffen. Keine Reclame wurde gescheut, und von allen Seiten strömten ihm die Capitalien zu. Binnen kurzem war Mirès Millionär; aber die Eisenbahnkasse legte auch den Grundstein zu seinem nachmaligen Unglück! —

Wir können uns nun kürzer fassen. Wir haben gesehen, wie unser Held sich von der untersten socialen Stufe zu einer schwindelnden Höhe emporgeschwungen. Diese Vorgänge sind die entschieden interessantesten in seinem bewegten Leben. Nachdem er einmal über Millionen verfügte, war es leicht, diese Summen zu verzehnfachen. Es liegt daher nicht in unserem Plane, die colossalen Unternehmungen unseres Börsenkönigs zu detailliren. Nur das Wichtigste möge hier seine Stelle finden. Nachdem er bereits im Jahre 1849 seine Geneigtheit gezeigt hatte, eine kleine Anleihe des Seinedepartements zu negociiren, ohne indeß damit betraut zu werden, übernahm er im Jahre 1852 die Fünfzig-Millionen-Anleihe der Stadt Paris. Ein ähnliches Geschäft mit dem Crédit-Foncier von Marseille und Nevers scheiterte an der Intervention der Regierung. Im Jahre 1854 kaufte Mirès die Kohlenbergwerke von Portes und Sénéchas, im Jahre 1855 acquirirte er fast die Hälfte der Actien der „Sociétés des terrains et immeubles des Champs-Elysées“, sowie eine bedeutende Anzahl deren der Droschkengesellschaft. In Marseille gründete er eine „Société du gaz“, und erwarb sich daselbst für eine Reihe von Jahren das Monopol der Straßenbeleuchtung. Die spanische Einundachtzig-Millionen-Anleihe, die römischen Eisenbahnen und zahllose kleinere Speculationen trugen ihm die unglaublichsten Summen, und überdies den Orden Isabellas der Katholischen, sowie das Kreuz der Ehrenlegion ein.

Da ereilte ihn im Jahre 1860 mitten in seiner rastlosen Thätigkeit das Verhängniß. Verschiedener Unterschlagungen in der Verwaltung der Eisenbahnkasse angeklagt, wurde er von dem Pariser Tribunal zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Der Gerichtshof von Douai stieß dieses Verdict zwar um und sprach ihn frei; allein der dritte Richter bestätigte das Urtheil erster Instanz.

Schon der Widerspruch der Tribunale ist nicht geeignet, die Schuld unseres Krösus zur Evidenz zu erheben. Mirès verbüßte seine Strafe, sammelte danach in aller Stille die erforderlichen Argumente und suchte alsdann den Nachweis zu führen, daß verschiedene sachliche Unrichtigkeiten, verknüpft mit persönlichen Motiven der erst- und drittinstanzlichen Richter, seine Verurtheilung herbeigeführt hätten. Er beantragte eine Revision des Processes vor unparteiischen Behörden. Dies Verlangen wurde indeß nicht nur zurückgewiesen, sondern der Antragsteller erhielt eine neue Citation wegen Beleidigung von Magistratspersonen. Er ward abermals verurtheilt. So viel muß indeß der Unbefangene zugestehen, daß die Art und Weise, wie Mirès in seinem neuesten Organ, der „Presse“, seine Vertheidigung führte, durchaus würdig war, und nur den besten Eindruck machen konnte. Ich kenne viele, sonst sehr vorsichtige Leute, die ihm trotz seiner Verurtheilung noch immer ein unbedingtes Vertrauen schenken und die Ueberzeugung hegen, daß er das

Opfer widriger Umstände, wenn nicht böswilliger Intriguen geworden ist. Mit einem Worte, es fällt schwer, über diese merkwürdige Persönlichkeit ins Klare zu kommen. Wir lassen dann auch die Frage der Schuld oder Nichtschuld völlig unerörtert.

Was Mirès' äußere Erscheinung anlangt, so ist dieselbe unstreitig der ächte Typus eines gewiegten Finanzmannes. Sein glattes Gesicht wird von einem spärlichen Backenbarte in Cotelettesform begrenzt. Auf seinen schmalen Lippen schwebt nicht selten jenes stereotype Lächeln, das eine gewisse Ueberlegenheit verräth, aber im Grunde die wahre Stimmung der Seele eher verbirgt, als anzeigt. Sein Blick hat etwas Festes, Beobachtendes; der Totalausdruck seiner Physiognomie ist der einer durchdringenden Intelligenz; allein die Grazien sind an seiner Wiege ausgeblieben; das Ideal dürfen wir hinter dieser marmornen Stirne nicht suchen. Seine Freunde schreiben ihm Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeitssinn zu; seine Gegner zeihen ihn eines herzlosen Egoismus. In einem Punkte begegnen sich jedoch die Urtheile aller: in der Anerkennung seines unermüdlichen, eisernen Fleißes. Er entwickelt eine Arbeitskraft, die ans Unglaubliche grenzt. Des Schlafes scheint er kaum zu bedürfen. Die einzige Erholung, die er sich gönnt, besteht in einem hastigen Spaziergang über die Boulevards. Hier kann man ihn täglich sehen, in seinem einfachen dunklen Paletot, den Hut in die Stirne gedrückt, und anscheinend in tiefes Nachdenken versunken.

In seiner Häuslichkeit ist Mirès das Muster von einem Gatten und Vater. Die Leidenschaftlichkeit, welche ihn in jüngeren Jahren nicht selten zu Unbesonnenheiten hinriß, hat im Lauf der Jahre einer gewissen philosophischen Ruhe Platz gemacht. Nie kommt ein Murren über seine Lippen, wenn von seinen Verurtheilungen die Rede ist. Er zuckt alsdann die Achseln — und lächelt.

Russische Religionsschwärmer.

(Schluß).

Ueber die eigentlichen Dissenter finden sich in Dixon's „freiem Rußland" ausführliche und werthvolle Schilderungen. Sie lassen uns einen tiefen Blick in die Tollheiten thun, denen sich der menschliche Geist, in Ermangelung gesunder Entwicklung nur allzu leicht hingibt. In vier große Gruppen theilt des Czaren Polizeiminister die Ketzer ein — nämlich;

1. Duchoborzen, oder Kämpfer des heiligen Geistes.
2. Molokaner, Milchtrinker.
3. Khlysten, Geißler.
4. Skoptsen, Selbstverstümmler oder Eunuchen.

Diese Eintheilung ist jedoch eine ganz trügerische. Statt der vier Gruppen gibt es, wie Dixon sagt, Hunderte von Sekten, ganz wie unter den Hindu.

Die Duchoborzen sind weder eine alte, noch eine zahlreiche Sekte. Sie und die „Milchtrinker" kamen um die Zeit Peter's I. auf. Die Geißler führen ihren Ursprung bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück. Die Selbstverstümmler stammen aus skythischer Urzeit.

Die Duchoborzen haben als einziges Buch, dessen sie sich in ihrer Kirche bedienen, eine Schrift, die ursprünglich von einem Professor der Hochschule in Kiew als Satyre gegen sie geschrieben wurde! Sie nahmen das Buch für baare Münze; es dient ihnen jetzt als Sekten-Bibel! Die „Milchtrinker" essen gut, aber mäßig; wollen nichts von Popen und Mönchen wissen; leugnen die Einheit Jesu mit Gott dem Vater; und sind eine Art pythagoräischer Rationalisten. Sie selbst nennen sich „Leute von der Frohen Botschaft." Es ist eine ruhige fleißige Klasse. Unter Nikolaus wurden ihrer 16,000 von der Polizei aufgegriffen und mit Ruthen und Peitschen über die traurigen Steppen und die grausen Berghöhen in den Kaukasus getrieben! Andere flohen in die Türkei, wo sie gastlich aufgenommen wurden.

Die „Geißler" verschmähen den Wein, kasteien sich viel, sind der Heirath feind, sollen auch nicht bei Hochzeits- oder Tauffesten anderer Familien zugegen sein. Die Skoptsen verstümmeln sich „dem himmlischen Reiche zu lieb", trinken weder Branntwein, noch Wein, dürfen keine Fische essen und nähren sich wesentlich von Milch, Brod und Nußöl. Sie schleichen schwach und abgezehrt umher. Sie selbst nennen sich eigentlich „Weiße Tauben." Unter sich, nur Wenigen bekannt, haben sie eine lebende Muttergottes und einen lebenden Christus! Der Sohn ist gewöhnlich älter als die Mutter. Viele reiche Leute gehören dem Bekenntniß der „Weißen Tauben" an. Die reichsten „Tauben" sollen den zu ihrem Glauben Uebertretenden große Geldsummen bezahlen, da eine Prophezeihung ihnen sage, daß, sobald 300,000 Schüler gewonnen seien, der Herr in Person über sie regieren und ihnen alle Reichthümer der Welt anvertrauen werde.

Von weiteren Secten nennt Hepworth Dixon noch die „Kleinen Christen"; die „Helfer"; die „Zinsweigerer"; die „Zähler"; die „Napoleonisten" u. s. w. Von den Helfern wird erzählt: die Polizei habe einmal viele derselben verhaftet, weil sie sich zu tugendhaft aufgeführt hätten, als daß man sie hätte für ehrlich halten können. Die ins Gefängniß Geworfenen ergaben sich nicht dem Trunke, nicht dem Fluchen, nicht der Lüge; sie schuldeten Niemand Geld und hatten dem Priester keine Sünde zu beichten. Dies Benehmen war räthselhaft.

Die Polizei, unfähig in das Geheimniß einzudringen, peitschte die „Helfer" von ihren Feldern weg, warf sie in den Kerker und erstattete einen Bericht: man sei hier einer höchst verdächtigen, gefährlichen Secte auf die Spur gekommen!

Die „Zinsweigerer" charakterisiren sich durch ihren Namen. Sie zahlen nicht gern, darin den heiligen drei Königen mit ihrem Stern ähnlich. Ein bequemes Glaubensbekenntniß! Die „Napoleonisten" verehren den alten Bonaparte als ihren Messias! Sie glauben, er lebe noch, sei aus Helena nach Mittel-Asien entflohen, wohne an der Grenze der chinesischen Tatarei, und werde zu seiner Zeit zurückkehren, allen Glaubensstreitigkeiten ein Ende machen, ein großes Heer sammeln und die Anhänger des Teufels, d. h. das regierende russische Herrscherhaus nebst dessen Ministern, über die Klinge springen lassen. Eine eigenthümliche Secte für Rußland, diese Napoleonisten!

Die Regierung des Czaaren hat viele Mühe sich dieses religiösen Spuks, der meistens gleichzeitig eine Verhüllung politischer Gegnerschaft ist, zu erwehren. (Frankf. Ztg.)

Colberg, 29. April. Gestern Abend nach neun Uhr wurde Feuerlärm geschlagen und es verbreitete sich die Nachricht, daß ein Pulverschuppen in Brand stehe. In der That brannte das Laboratorium, welches nebst dem Feuerhause und dem jenseitigen Pulvervorrathsmagazin am Ende der Neustadt liegt und von dieser nur durch die Persante getrennt ist. Das Publikum weiß nicht, daß die Pulvervorräthe der Festung außerhalb der Stadt untergebracht sind und überließ sich einem panischen Schrecken. Inzwischen war die städtische Spritze zur Stelle gekommen und das Feuer wurde bald gelöscht. Der Wachtposten, ein Pole, ließ übrigens keinen Civilisten durch, indem er rief: „Is sik unser Feuer, was hat sik hier zu suchen?" Selbst der Polizeichef, welcher sich ihm als solcher vorstellte, soll vor seinen Augen keine Gnade gefunden haben; er rief: „Des kann sik Jeder sagen, is sik unser Feuer!"

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 54. Speyer, Samstag, den 7. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Als ob sie wirklich die Flucht vor diesem Wort ergreifen wolle, schritt sie hastig der Thür zu, aber der flüchtige Ausdruck von Furcht entwich im Nu aus ihrem versteinerten Gesicht, als sie beim Hinaustreten in die Flur in ihrem plumpen Ungestüm gegen eine kurz gedrungene Männergestalt anrannte, die, in lauschender Stellung, eine Weile schon draußen vor der Stubenthür gewartet hatte.

„Ei, lieber Mann", sagte die Amtmännin da mit einer unerwarteten Freundlichkeit, „war das eine unvorhergesehene Umarmung zwischen uns! Heute gibts lauter Ueberraschungen!" — Damit deutete sie boshaft auf den wie kraftlos im Lehnstuhl zusammengebrochenen Bruder hin, dessen bleiche Züge das Lampenlicht voll traf, während sie selbst in der dunklen Hausflur verschwand.

Die beiden Männer waren einander gegenüber.

Der finstere Blick des Amtmanns streifte scheu und feindselig seinen Schwager, der ihm mit unsicherer Stimme einen kühlen Abendgruß bot, indem er sich erhob. Trotz aller Abspannung lag in seinen Bewegungen und in der Art seines Grüßens ein leichter, freier Anstand, der auffallend und seltsam mit der plumpen Erscheinung des Hausherrn und dessen eckigen Manieren contrastirte.

„Wieder einmal mit den Störchen eingerückt, Herr Schwager?" höhnte er: „was für lockere Vögel kamen sonst noch mit?"

„Alle sind sie da, Großvater, alle", antwortete da plötzlich eine helle Kinderstimme aus der dunklen Fensterecke. Und das jüngste Mädchen sprang ermuthigt aus seinem Versteck zum Großvater, indem es die Schwester nach sich zog. Die kleinen Herzen athmeten auf aus der Schwüle — Gott sei Dank, der Großvater spaßt wieder! Der hohnvolle Ton seiner Stimme ging gleichsam verloren für sie im Vogelgeschmetter des eingebürgerten Frühlings da draußen, in der schönen Welt.

„Ja, alle sind sie mit Onkel Uhde angekommen", plauderte die Kleine arglos weiter, „und heute gerade haben wir ein neues Lied in der Schule geübt, was genau so anfängt; horch nur" — und sie sang mit ihrem dünnen, klaren Stimmchen:

„Alle Vögel sind schon da,
Alle Vögel, alle,
Welch ein Singen, Musiciren,
Pfeifen, Zwitschern, Tiriliren!
Frühling will nun einmarschiren,
Kommt mit Sang und Schalle.

Wie sie alle lustig sind,
Flink und froh sich regen
Amsel, Drossel, Fink und Staar,
Und die ganze Vogelschaar —"

Ihre Stimme stockte, offenbar hatte sie den Faden verloren und besann sich; ein wenig roth und zögernd, sah sie die Schwester an, aber die konnte ihr nicht forthelfen.

„Siehst Du nun, Aennchen, Du weißt nichts mehr", lächelte finster der Großvater und kniff ihr in die vollen Wangen; „daran sind die lockern Vögel schuld, die Dir im Kopfe schwirren."

„Es thut nichts", tröstete Aennchen, „Onkel Uhde ist im letzten Vers nicht mit hergezählt, das weiß ich noch genau."

Der Amtmann schlug ein rohes, lautes Gelächter auf bei den naiven Worten des Kindes und aus den dunkel aufblitzenden Augen des Onkels schaute heiterer Jugendübermuth eine Weile keck in die Welt, während ein so lachender Zug seine Lippen umspielte, daß er sein Antlitz verschönte. Liebkosend zog er das Kind zu sich heran, wie ein Sonnenstrahl war es plötzlich über ihn her gefahren, warm bis ins Herz hinein — nun wurde es wieder dunkel und kühl — draußen klapperten Teller und Schüsseln, schlürfende Schritte näherten sich der Thür, die Amtmännin rüstete zum Abendbrod.

Während sie den Tisch deckte und die Kinder ihr geschickt dabei zur Hand gingen, stand der Onkel auf und griff nach einem Leuchter.

„Willst Du nicht mit zu Abend essen, Bruder?" fragte die Frau, ohne sich nach ihm umzuwenden, indeß ihr Mann sich unbekümmert eine Pfeife anzündete.

„Ich danke", sagte kurz der Onkel, „vor Allem möchte ich schlafen. Gute Nacht."

Damit schritt er hinaus und die alte, knarrende Treppe hinan in seine Kammer. Der Schein der

flackernden Kerze fuhr jagend über seine bleiche Stirn; jetzt sah er so alt und schmerzlich aus — wie verlassen und einsam fühlte er sich wohl unter diesem ungastlichen Dache, als er sein stilles Lager aufsuchte, der arme Onkel Uhde! —

III.

Ueber den stillen Weiher strahlte die Maiensonne hin, daß seine ruhige Fläche wie eitel Gold erglänzte, in der sich der tiefblaue Frühlingshimmel bespiegelte. Das Schilfgras längs des Uferrandes tauchte seine hellgrünen Bänder in das schimmernde Wasser, während die Bienen leise summten, im Röhricht nebenan die Wasseramsel sang und der Rohrsperling plauderte. Das traumhafte Weben der Hochsonnenstunde hielt den stillen Platz wie mit Hexenzauber in seinem süßen Bann vor dem geräuschvollen Treiben der sich abhastenden Außenwelt.

An einer Uferstelle weiter unten, über die stämmige Weiden ihre schwanken Aeste schattig niederhingen, saß ein Fischer auf einer knorrigen Baumwurzel und senkte seine Angel in das klare Wasser, auf dessen Oberfläche die Fische mit ihren schillernden Leibern, wie neckend, die verführerische Lockspeise umspielten, bis eines oder das andere seinem Geschick verfiel, widerstandslos zuschnappte und in des Onkel Uhde Hände gerieth. Er schien wie versunken in seine Beschäftigung; träumerisch starrte er in das Wasser, um seine Lippen lagerte ein schwermüthiger Zug.

Plötzlich fuhr er zusammen, als ihn eine tiefe Männerstimme mit ihrem Gruß hier so unvermuthet aus seinem stillen Vorsichhinbrüten weckte, und sichtlich unangenehm durch die Störung berührt, wandte er den Kopf rasch dem Kommenden zu, der nun hinter den Weiden hervortauchte.

„Werner, Du bists!“ rief Uhde, augenblicklich besänftigt. „Was treibt denn Dich in die Einsamkeit, alter Junge?“

„Ich mußte just hier vorbei, weils am Weiher her den Weg nach Weißdorn tüchtig kürzt; nun aber raste ich doch eine Weile bei Dir, Uhde!“

„Thue das, Werner“, entgegnete Onkel Uhde, indeß der Andere sich auf dem grünen Uferplatze neben ihm niederließ — „müde genug siehst Du zum Rasten aus. Dir gehts auch nicht brillant“, setzte er langsam hinzu, indeß sein forschender Blick auf den erschöpften, vergrämten Zügen der ärmlich gekleideten Gestalt ihm gegenüber haftete.

Der Andere nickte zustimmend.

(Fortsetzung folgt.)

* Neuere Ansichten über die Wärme.

Naturwissenschaftliche Skizze von **Dr. Eugen Jäger.**

Die Naturwissenschaft ist eine Feindin altüberlieferter Meinungen und hat schon oft die poetischsten Gedanken der Dichter um alle Geltung gebracht. So sind durch die Erfindung des Fernrohres die Sterne zu leblosen Wesen herabgesunken und an den geheimnißvollen Einfluß, den der rothglühende Mars, der strahlende Jupiter, der ernste Saturn und die herrlich leuchtende Venus einst auf die Schicksale der unter den verschiedenen Aspecten geborenen Menschenkinder ausüben sollten, glauben heutzutage nur noch wenige Sonderlinge. Der Mond, dessen mildes Licht den Dichtern und liebenden jungen Herzen immer noch unerschöpflichen Stoff gibt für zart empfundene Strophen, schmückt sich, wie die poesielosen Männer der Wissenschaft uns lehren, mit fremden Federn und borgt sich seine leuchtende Kraft von der Sonne.

Selbst himmlische Geister werden von den pietätlosen Naturforschern Lügen gestraft und wenn im Vorspiel zu Göthes Faust der Erzengel singt:

Die Sonne tönt in alter Weise
In Brudersphären Wettgesang
Und ihre vorgeschriebnen Kreise
Vollendet sie mit Donnergang,

so werden wir von den Astronomen belehrt, daß dies eine Ansicht der Astrologen und eitel Einbildung sei, daß die Sonne überhaupt keine Kreise beschreibe und daß die Forscher selbst mit der größten Aufmerksamkeit noch nichts vom Wettgesang der „Brudersphären“ vernommen hätten.

Auch der Sonnengott ist von seinem Throne gestürzt. Nicht mehr öffnen sich die Himmelsthore, um das feurige Gespann des Helios hervorzulassen, das dann hoch im Bogen über die Erde zog und Abends in die kühlenden Fluthen des Oceans versank. Der einst so mächtige Sonnengott hat sich in eine große feurige Kugel verwandelt, glühend und leuchtend, wogend und flammend, und wer weiß, was unsere Naturforscher uns noch über diesen Körper mittheilen werden, seitdem sie ihn von allen Seiten energisch mit dem Fernrohre und der Spectralanalyse angreifen.

Demselben Klärungsprozeß sind auch die frühern Anschauungen über die Wärme zum Opfer gefallen. Es ist noch nicht so lange her, da sah die ganze gelehrte Welt in dem Feuer eines der vier Elemente, aus denen bereits die alten griechischen Naturphilosophen die Dinge zusammengesetzt dachten.

Allerdings hatte man Jahrtausende hindurch nicht gewußt, wie man sich eigentlich diese Elementareigenschaft des Feuers denken sollte, bis endlich Stahl um das Jahr 1700 den betreffenden Stoff, auf welchem wesentlich die Verbrennung der Körper beruhe, Phlogiston genannt hatte. Mehr die äußeren als die inneren Veränderungen der Körper bei der Verbrennung betrachtend, nahm die phlogistische Chemie an, daß alle brennbaren Körper das Phlogiston als gemeinsamen Grundstoff enthielten; beim Verbrennen entweiche dieser Stoff und dadurch würde der Körper dephlogistisch, also von nun an unverbrennbar. Vom Standpunkte der damaligen Chemie aus war nicht viel gegen diese Ansicht einzuwenden und viele Vorgänge, besonders diejenigen, welche man von den

Alchemisten her erlernt hatte, schienen wirklich auf die Existenz jenes noch unbekannten Stoffes Phlogiston hinzuweisen.

Erst als Lavoisier, der berühmte Chemiker der französischen Revolution, der Reformator der Chemie und der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Methode, die chemischen Vorgänge mit der Wage zu prüfen begann, wurde die Herrschaft des Phlogiston gestürzt. Lavoisier ging bei seiner Arbeit von dem Prinzip aus, daß die Materie unter den Händen des Chemikers nicht verschwinden könne, daß sie vielmehr das jedem Theilchen zukommende Gewicht beibehalten müsse, unter welcher Gestalt sie auch erscheine; so fand er, daß bei der Verbrennung der Körper kein Stoff entweiche, sondern im Gegentheil eine Gewichtsvermehrung eintrete, daß also beim Holz die zurückbleibende Asche und die entwichenen Gase zusammen mehr Gewicht hatten, als das unverbrannte Holz. Auf diese Weise entdeckte er den Sauerstoff und zeigte, daß die Verbrennung der Körper in einer Sauerstoffaufnahme bestehe, also ein Oxydationsprozeß sei. Als die physiologische Chemie später die Vorgänge bei der Ernährung der Thiere näher untersuchte, fand sich, daß genau derselbe Oxydationsprozeß auch im thierischen und menschlichen Körper vor sich gehe; die Verbrennung des Holzes oder der Steinkohle und die Assimilirung der menschlichen Nahrung sind in der Hauptsache derselbe Prozeß, nur daß beidemal die äußeren Formen verschieden sind. Beide haben die Wärmeentwicklung gemeinsam, was ebenfalls auf gleichartige Vorgänge hindeutet.

Seitdem die Chemie zu zählen und zu wägen begann, anstatt in den Tag hinein zu experimentiren, wurde das Phlogiston vom Thron gestoßen und damit fiel die bisher angewandte Erklärung der Wärme. Das Phlogiston war der Bruder des Lichtstoffes gewesen, den Newton angenommen hatte; nach der Erklärung dieses großen Physikers und Mathematikers sei dieser Lichtstoff so außerordentlich fein, daß er dem Gesetz der Schwere nicht oder nur in unmeßbarem Grade gehorche und daß er mit einer ungeheuren Geschwindigkeit von den leuchtenden Körpern ausgesandt sich durch den Weltraum bewege. Seitdem man aber angefangen hat, die Gesetze des Lichts näher zu studiren, fand man, daß die meisten Vorgänge sich durch Annahme eines solchen Lichtstoffes gar nicht erklären lassen, daß besonders die Gesetze der Brechung, der Interferenz und Polarisation des Lichtes nur dann unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt erscheinen, wenn man die Theorie wellenförmiger Schwingungen, die Undulationstheorie annehme. Diese Hypothese hat bis jetzt die alte von Newton herrührende Emanationstheorie gänzlich verdrängt.

Man nimmt dabei an, daß im ganzen Weltraum eine äußerst feine Materie besteht, welche alle Körper durchdringt, durch einen leuchtenden Körper in Bewegung versetzt wird und diese Bewegung in regelmäßigen Wellenschwingungen geradlinig fortpflanzt. Gegen das Bestehen einer solchen Materie liegt bis jetzt noch keine stichhaltige Bemerkung vor, denn wir müssen doch annehmen, daß irgend ein Medium uns das Licht von den feinsten Himmelskörpern überbringt und überdem haben die Astronomen schon längst beobachtet, daß die kleinen und weniger dichten Weltkörper, wie z. B. die Cometen, bei ihren Bewegungen Verzögerungen erleiden, welche auf die Anwesenheit eines Hindernisses im Weltraum hindeuten. Zu gleicher Zeit muß dieser, das Weltall erfüllende Stoff von ganz außerordentlicher Feinheit sein, da sich die dichteren Körper, wie die Planeten, ohne merkliche Störung in demselben bewegen können.

Es ist schon längst bekannt, daß eine gewisse Art von Wärme genau dieselben Eigenschaften zeigt, wie das Licht, nur daß wir sie nicht sehen, sondern ausschließlich fühlen können. Diese Wärme heißt die strahlende. Sie folgt genau denselben Brechungs- und Interferenzgesetzen; sie pflanzt sich ebenfalls nur geradlinig fort, läßt sich durch ein Brennglas concentriren, wie das Licht, und selbst die Erscheinungen der Interferenz, d. h. des Verschwindens von Licht bei Strahlen gleicher Intensität aber entgegengesetzten Schwingungs-Verhältnissen, sind bei der strahlenden Wärme zu beobachten. Alles das weist offenbar auf einen gemeinsamen Ursprung dieser Wärme mit dem Lichte hin.

Kein Lichtquell existirt, welcher nicht zugleich auch Wärmequelle ist. Man erklärt also auch die strahlende Wärme durch wellenartig fortschreitende Schwingung des Weltäthers. Jeder Sonnen- und jeder Lichtstrahl überhaupt ist ein Bündel von Strahlen, deren jeder andere Schwingungsverhältnisse seiner Theilchen hat; durch ein Prisma werden diese Strahlen zerlegt, da jeder einzelne Strahl auf andere Weise gebrochen wird und man kann so nicht bloß die verschiedenen Farben absondern, sondern auch die Wärmestrahlen von den Lichtstrahlen trennen. Man hat durch äußerst genaue Messungen und mathematische Berechnungen gefunden, daß nur diejenigen Strahlen auf die Netzhaut des menschlichen Auges wirken, also Lichtstrahlen sind, deren Aetherteilchen mehr als 450 Billionen Schwingungen in der Secunde machen. Diejenigen Strahlen, welche eine kleinere Schwingungszahl haben, werden nicht mehr als Licht, sondern nur noch als Wärme empfunden, obwohl sie in ihrem Wesen genau so beschaffen sind, wie die Lichtstrahlen.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein holländisches Urtheil über deutsche Universitäten.

(Aus dem „Utrechtsch Provincial en Stedelijk Dagblad.")

Im Mittelalter standen die deutschen Universitäten nicht hinter den italienischen und französischen Akademien zurück. Prag, Wien, Heidelberg wetteiferten mit Paris, Padua und Florenz. Heidelberg ausgenommen sind in jetziger Zeit die ältesten Universitäten nicht gerade die berühmtesten. Leipzig steht in vieler Hinsicht an der Spitze der deutschen Gelehrsamkeit, auch das junge Berlin hat ausgezeichnete Kräfte, und Heidel-

berg ist noch stets die berühmteste (?) Hochschule Süddeutschlands. Wien könnte auch eine große Rolle spielen, doch richtet sich die Wissenschaft in Oesterreich zu viel nach seinen verschiedenen Nationen und theilt sich in slavische, polnische, ungarische und deutsche Gelehrsamkeit. Diese Zersplitterung der Kräfte thut der Wissenschaft großen Schaden. Wenn die Wiener Universität jetzt mit Rücksicht auf die 10 Millionen Deutsch-Oesterreicher einen ausschließlich deutschen Charakter anzunehmen sucht, so ist das nur zu loben.

Der deutsche Professor ist ein Mann von großer Gelehrsamkeit und, wenn er kein Ausländer ist, gewöhnlich ein warmer Politiker. Er bekennt sich sehr bestimmt zu dieser oder jener politischen Farbe. Das findet man in den Niederlanden nicht so häufig und die Wissenschaft hat hier nicht so sehr darunter gelitten. Der Professor ist, dünkt uns, der Regent der Wissenschaft; sein Studierzimmer ist sein Vaterland, seine Bücher sind seine Unterthanen und zugleich seine Lehrmeister. Wir denken uns einen Professor vor allem groß auf dem Lehrstuhl und zu sehr mit seinen Studien und seinen Schülern beschäftigt, um an Staatsangelegenheiten thätigen Antheil nehmen zu können. Er muß in der gelehrten Welt Ansehen haben, nicht im Staate; er soll ein Bürger des wissenschaftlichen Gemeinwesens sein. Der Professor bildet wohl Staatsmänner, aber er braucht nicht selber ein Staatsmann zu sein. Er hat im Staatswesen im allgemeinen nur eine unterweisende Stimme. Wenn er in Staatssachen eine active Rolle spielt, dann sind seine gelehrten Ansichten und Vorträge nicht mehr unparteiisch, und anstatt die Saat der Bildung und Gelehrsamkeit auszustreuen, wie es sein Beruf ist, säet er Parteilichkeit und gibt der akademischen Jugend Veranlassung, sich an dem politischen Leben und Treiben zu betheiligen. Diese verderbliche Tendenz besteht in Deutschland, wo die Minister Niebuhr, Savigny, Bunsen, Jolly Professoren, und die Professoren Bluntschli und Treitschke Minister in spe sind. Auf diese Weise verdirbt man, wie wir glauben, zwei große treffliche Anstalten, den Staat und die Schule. Der deutsche Professor ist ein Brunnen von Gelehrsamkeit, doch nicht immer ein artesischer, der kräftig und hell fließt. Er ist nicht Pedant, aber wegen seiner allzutiefen Kenntnisse zuweilen unverständlich; er weiß sich auf die Höhe der Gelehrsamkeit zu stellen, aber nicht immer auf den Standpunkt eines gewöhnlichen Menschenverstandes. Er scheint auch häufig nicht die Gabe zu haben, seine Gelehrsamkeit Anderen mitzutheilen, denn auf vielen deutschen Universitäten existiren große Gelehrte neben zahlreichen unwissenden Studenten. Er ist nicht selten beredt, doch zuweilen dunkel und weitschweifig. Es ist überhaupt ein großer Fehler der meisten deutschen Gelehrten, daß sie ihren Gegenstand oft mit einer so schrecklichen Umständlichkeit behandeln, die wohl in den Kern der Sache eindringt, aber doch nicht selten, indem sie die Schale bespricht, das Blatt, den Ast, den ganzen Baum, ja nicht selten den ganzen Wald beschreibt und das Unterste zu oberst kehrt. Der deutsche Professor beginnt seine Vorträge wie jener Franzose meist mit longtemps avant la création du monde, und selten ist Jemand da, um ihm zu sagen: Professeur, passez au déluge!

Der deusche Professor studirt viel, aber die eingewurzelte Gewohnheit, Kaffeehäuser und Restaurationen zu besuchen, legt er nie ganz ab. Wenigstens an einem oder zwei Abenden der Woche geht er „zum Bier"; auch das Theater und andere Vergnugen kann er sich nicht ganz versagen. Er ist ein guter Gatte und Hausvater, meist auch musikalisch. Seine Frau versorgt ihn aufmerksam, denn die deutsche Dame ist noch mehr Hausfrau als Ehegattin. Auf ihr ruht die ganze Last der Haushaltung und häufig auch der Küche. Die pecuniären Verhältnisse eines verheiratheten deutschen Professors sind gewöhnlich nicht sehr glänzend. Doch kennt er auch wenig Bedürfnisse, und die, welche er hat, sind nicht kostspielig. Im Ganzen ist er ein Mann, der große Achtung verdient.

(Schluß folgt.)

* Im Frühling.

Der Frühling sendet seine Boten
Zu jedem armen Menschenkind,
Er schmückt die Gruft der lieben Todten
Um die des Auges Zähre rinnt.

Er pocht an jeder kleinen Hütte
Wie an dem stolzen Königshaus:
„Wacht auf, ihr Träumer, denn ich schütte
Hier meines Füllhorns Segen aus!"

Der Ranke Blüthen duften wieder
Auch vor dem kleinsten Fensterlein,
Für Alle singt die Lerche Lieder,
Für Alle glüht der Sonnenschein.

Auch, krankes Herz, du sollst gesunden
Von dem, was dich so traurig macht,
Schon hat der Frühling dich gefunden
Und dir den Frieden mitgebracht.

Johannes Hüll.

Miscellen.

Nach einer Mittheilung des Herrn v. Scherzer, welcher in Folge eines hartnäckigen Halsleidens sich genöthigt sah, noch vor der Rückkehr der durch den letzten furchtbaren Taifun-Sturm sehr übel zugerichteten österreichischen Fregatte die Heimreise aus Ostasien anzutreten, hält es gegenwärtig selbst in Peking ziemlich schwer, sich gute ältere Kunstarbeiten, z. B. von Email-Mosaik, Elfenbein, Chalcedon, Lasurstein, Malachit, Bronce rc., wie sie z. B. die durch König Ludwig I. seiner Zeit erworbene Martucci'sche Sammlung in so reicher Auswahl enthält, zu verschaffen, ohne sehr hohe Preise dafür bezahlen zu müssen. Die mit Recht einst so weit berühmte Kunstindustrie der Chinesen ist nämlich in Folge der tiefen Zerrüttung des Reiches durch Aufstände, Religionskriege und andere Ursachen bedeutend zurückgegangen und fast nur die Porzellanfabrikation ist dort noch in Blüthe. Dagegen stehen die Japanesen in Bezug auf Kunstgewerbe, nach dem Urtheil des Herrn von Scherzer, welcher in jüngster Zeit so gute Gelegenheit hatte, die Erzeugnisse der beiden ostasiatischen Culturreiche unmittelbar nacheinander zu vergleichen, sowohl in Bezug auf Mannichfaltigkeit des Ganzen, als hinsichtlich der Schönheit und Solidität des Einzelnen auf einer entschieden höheren Stufe als die Chinesen der Gegenwart. Nicht nur in den jetzt dem europäischen Handel geöffneten Häfen China's und Japan's, sondern auch in Siam (Bangkok), Cochinchina (Saigun) und besonders im malayischen Archipel (Singapur) sind jetzt überall, nach Hrn. v. Scherzer's Mittheilung, sehr unternehmende deutsche Kaufleute, meist Hamburger und Bremer Handelshäuser, neben den Engländern, Holländern, Belgiern rc. etablirt, welche dort auch für die Einfuhr und Verbreitung deutscher Manufacturartikel die größte Thätigkeit entwickeln. Früher konnte die deutsche Industrie auf den größeren asiatischen Märkten fast nur in Schafwollenwaaren (Tüchern) mit der englischen vortheilhaft concurriren. Gegenwärtig erstreckt sich aber diese Concurrenz auch auf die beiden anderen Hauptkategorien des europäischen Exports, nämlich wohlfeile Baumwollenzeuge und selbst gewisse Stahl- und Eisenwaaren. Merkwürdig bleibt es gleichwohl, daß auf diesen großen Märkten Süd- und Ostasiens die Handarbeit der einheimischen Industrie den mitbewerbenden Kampf mit den durch Kohlendampf und Maschinenarbeit erzeugten Fabrikaten rastlos fortsetzt.

Auflösung der Homonyme in Nr. 50:

Anker — encre.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 55. Speyer, Dienstag, den 10. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoelek.

(Fortsetzung.)

„Elend an allen Ecken, daß es mir über dem Kopf zusammenschlägt", brach er dann klagend aus — „im vergangenen Winter meine schwere Krankheit, die unser bischen Erspartes daraufgehen ließ, jetzt meine geschwächten Kräfte, die nicht im Stande sind, Weib und Kinder zu ernähren; o, 's ist zum Davonlaufen!"

Die helle Verzweiflung klang aus dem Ton des Mannes und schaute aus seinen eingesunkenen Augen.

„Weißt Du, Dir muß geholfen werden, Werner", sagte Uhde ganz energisch und schaute den Andern schmerzlich staunend dabei an. „Deine armen Kinder dürfen ja nicht hungern und Du mußt Dich kräftig nähren, daß Du wieder ans Schreinerhandwerk kannst; wie wärs, wenn Du von mir ein kleines Darlehn nähmest, bis Du wieder bei Kräften bist? Zwanzig Thaler stehen Dir zu Diensten, herzlich sind sie Dir geboten, Du alter Schulkamerad!"

Sprachlos starrte ihn das blasse Gesicht an, ein paar klare Tropfen lösten sich langsam von den Wimpern und rieselten über die eingefallenen Wangen des Armen.

„Das wolltest Du wirklich, Uhde!" sagte er nach langem Schweigen mit bebender Stimme, „Du, den die eigene Schwester verdammt, den sie als verkommen verachtet, während sie selbst mir gestern erst kalt und hartherzig ein kleines Darlehn kurz versagte, um mich dann unbarmherzig hinauszujagen, das wolltest Du wirklich, Dietrich?"

„Nun freilich", entgegnete einfach Uhde, indem er ein altes Taschenbuch aus seinem Rock hervorzog und zwei lange und sorgsam gehütete Zehnthalerscheine daraus nahm und Werner hinreichte — „höre, gehe nie mehr zur Frau Amtmann, wenn Du was brauchst, zu der ja nicht!"

„Ich thu's auch sicherlich nie wieder, Uhde", betheuerte der Mann und nahm mit zitternden Fingern das gebotene Capital; „sieh, nur die Verzweiflung trieb mich zu dem Schritt. O, Uhde, wie kann ich Dir aber genugsam danken?" unterbrach er sich dann, dessen Hände ergreifend. „Auf Treu und Glauben gibst Du mir das Geld, Du sollst es ehrlich und mit Zinsen wieder haben. Sag, darf ichs ein Jahr lang behalten?"

„Zwei, drei, so lange Du willst, d. h. wenn Du von den Zinsen absiehst, ich bin kein Wucherer, Werner!"

Der Mann fiel ihm um den Hals. „Du treue Seele!" rief er — „nun aber sage mir, wie gehts denn Dir?" — er zögerte — „glücklich siehst Du auch nicht aus, Dietrich, und Du hattest doch einen Sohn — wo ist er? In langen, langen Jahren habe ich nicht mehr mit Dir darüber gesprochen, weil Du mir stets auswichst und ich durch Zudrängen lästig zu werden fürchtete. Jetzt aber kann ichs nicht mehr hinunterschlucken, laß Dir die Herzensfrage nicht wehe thun: lebt Dein Kind denn noch?"

Ein furchtbares Weh zuckte wie ein Wetterleuchten über Uhdes blasses Gesicht. Er kämpfte mit sich, und doch lag so viel Wärme in der drängenden Frage des Mannes, daß der strenge, abweisende Blick, mit dem er ihn strafen wollte, in eitel Rührung schmolz. Wer hatte ihn denn auch je theilnahmevoll nach seinem Leid gefragt? Man sah in ihm ja nur den unverbesserlichen Landstreicher, der sich nie in ehrbare, geordnete Verhältnisse fügen lernte, an dessen schimpflicher Vergangenheit seine Familie mit christlicher Ergebung bis heute noch schwer zu tragen hatte; wer sollte sich mit diesem Leichtsinnigen auf Gefühlssachen einlassen?

„Lebt Dein Kind denn noch?"

Wie überwältigend packten die warmen Worte ein vereinsamtes Herz!

„Wie wäre es anders möglich, Werner?" sagte endlich Uhde leise, „ich muß ihn ja wiedersehen, Gott läßt mein Hoffen nicht zu Schanden werden!"

„Sage mir, alter Freund, was hat es für eine traurige Bewandtniß mit seinem Verschwinden? Kann ich Dir nicht suchen helfen? Und Deine eigene Jugend, Dein ganzes Leben ist mir so dunkel, die Menschen reden so viel durcheinander, Keiner weiß das Rechte, o, erzähle mir endlich von Deinem Geschick! Wie schwer muß es oft gewesen sein, Dietrich!" Der theilnehmende Blick des Mannes hing mit beinahe zärtlicher Spannung an den erregten Zügen Uhdes.

„Furchtbar schwer", sprach dieser düster vor sich hin, „und doch wissen die Leute so viel schnurrige Ge-

schichten vom alten Uhde zu erzählen! Du glaubst also nicht daran, was sie sagen, Werner, lachst nicht mit über den alten Narren?" Sein prüfender, mißtrauischer Blick ging in den treuherzig aufgeschlagenen Augen des Mannes unter — er reichte ihm etwas beschämt die Hand. „Dafür sollst Du die Geschichte eines Landstreichers hören, dem ganz sonderbar zu Muthe ist, daß er einmal mit einer treuen Seele von seinem Kummer sprechen darf."

Werner hielt noch immer seine Hand mit warmem Druck fest. „Erzähle!" bat er dann wieder.

Uhde seufzte tief auf und legte sein Fischgeräth bei Seite. „Du weißt", begann er dann nach einer Weile, „daß meine Schwester und ich die einzigen Kinder begüterter Eltern sind, die auf dem eine Stunde von hier entfernten „Frohnhof" ansässig, den unsere Vorfahren schon seit einer Reihe von Jahren bewohnten, hochangesehen und in der ganzen Gegend tief respectirt waren. Unsere Aecker waren die fruchtbarsten weit und breit, meine Eltern die besten Landwirthe, die man sich denken konnte. Sie wußten aus eigenster Erfahrung, was sich der Natur durch Fleiß abgewinnen und wie stolz und frei ein solcher Beruf die Brust aufathmen läßt — und dennoch packte sie ein ganz verkehrter, ungeahnter Hochmuth. Mich wollten sie durchaus zu einem studirten Herrn machen, ich sollte Amt und Würden in die Familie bringen, obschon ich von Kindesbeinen an mich am liebsten in Feldern und Wiesen umhertummelte, auch ganz anstellig für alle Arbeiten draußen im Acker war! Mir sollte diese Bauernpassion nun einmal ausgetrieben werden — schwer genung hat es gehalten — Gott verzeih es ihnen!"

Uhde schwieg eine Weile und fuhr sinnend mit der Hand über die früh gefurchte Stirn.

„Ich fasse es noch heute nicht", fuhr er dann leiser fort, „daß mein Vater sich vom Pfarrer einreden ließ, aus mir müsse etwas ganz Besonderes werden; wahrscheinlich wird der Herr Dorfmagister auch das Seinige dazu gethan haben, diese verkehrte Ansicht zu bestärken, weil er immer die liebedienerische Floskel im Munde führte: Der Knabe lernt spielend, das Schwerste begreift er im Handumdrehen —"

„Das ist nun aber doch eben die volle Wahrheit", unterbrach ihn der zuhorchende Werner, „warst Du uns nicht Allen im Lernen voraus, obschon Du, der Wildeste von der ganzen kleinen Bande, die tollsten Streiche ausführtest, die wir nur bewundernd anzustaunen wagten?"

(Fortsetzung folgt.)

* Neuere Ansichten über die Wärme.

Naturwissenschaftliche Skizze von **Dr. Eugen Jäger.**

(Fortsetzung.)

Aber diese Wärmestrahlen sind nicht eigentliche Wärme, sondern blos die Träger derselben. Daß sie an sich nicht Wärme sind, dagegen überall, wo sie hintreffen, das Gefühl der Wärme hervorrufen, sieht man in jedem Zimmer, dessen Fensterscheiben von der Sonne beschienen werden. Das Glas, welches die Strahlen durchläßt, bleibt kalt und ebenso die Luft im Zimmer; wer aber in der Sonne steht, wird bald die wärmende Kraft fühlen und Gegenstände, die man der Bestrahlung aussetzt, erwärmen sich. In jedem Treibhaus kann man dasselbe beobachten, ebenso auf hohen Bergen, wo die Luft immer kälter wird, je höher man steigt, während gleichzeitig die Gefahr des Sonnenstiches für Nacken und Hals wächst. Durchstrahlbare Körper lassen nach der Theorie die Schwingungen des Aethers durch, ohne daß ihre eigenen Theilchen selbst in Bewegung gerathen, so daß die Licht- und Wärmestrahlen auf dem Wege durch diesen Körper nur eine geringe Abschwächung erleiden, sonst aber keine Wirkung ausüben. Durchscheinende Körper lassen noch theilweise Licht und Wärme durch, behalten aber je nach dem Grade der Durchscheinbarkeit weniger oder mehr davon zurück, d. h. sie erwärmen sich theilweise. Bei den undurchsichtigen Körpern dagegen entfalten die Wärme erregenden Strahlen ihre ganze Wirkung.

Nachdem man einmal versucht hatte, die lichtbringenden und wärmeerregenden Strahlen als im Wesen gleich durch wellenförmige Schwingungen des hypothetischen Weltäthers zu erklären, so lag die Annahme nicht ferne, auch das Warmwerden und Warmsein der Körper auf solche Bewegungen ihrer Theilchen zurückzuführen. Man setzt dabei vor Allem voraus, daß die Körper und zwar nicht blos die festen, sondern auch die flüssigen und gasförmigen aus Atomen bestehen, welche sich zu Atomgruppen, zu Molekülen vereinigen und den Körper zusammensetzen. Je nachdem das Gefüge des Körpers gestaltet ist, können die Licht und Wärme erzeugenden Aetherschwingungen durchdringen oder nicht. Im ersten Falle findet keine Veränderung im Körper selbst statt, und der Lichtstrahl geht etwas abgeschwächt und von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt wieder weiter. Diejenigen Körper aber, welche die Wärmestrahlen nicht durchlassen, deren Moleküle zu nahe aneinander liegen, oder keinen Aether zwischen sich haben, setzen sich den wellenförmigen Aetherschwingungen als ein Hinderniß entgegen und ihre Moleküle gerathen auf diese Weise durch den Stoß der Aethertheilchen selbst in Bewegung; diese Aethertheilchen sind es, welche wir als Wärme empfinden und denen man die Wirkungen der Wärme zuschreibt. Je länger die Bestrahlung dauert, desto höher steigt die Temperatur des Körpers, d. h. desto stärker werden die Bewegungen der Moleküle.

Es gibt aber außer der Einwirkung des Sonnenlichts auf den Körper noch andere Entstehungsursachen der Wärme. Eine der wichtigsten ist die Wärmeentwicklung durch die Verbrennung; auf ihr beruht ja die einzige Möglichkeit, daß die Länder der kälteren Zonen bewohnbar sind; auf ihr beruht vielfach die Nahrhaftigkeit der Speisen und nimmermehr hätte der Mensch seine Anlagen entwickeln können, wenn er nicht durch die gewaltigen Kräfte, welche ihm die Verbren-

nung liefert, unterstützt worden wäre. Wie bereits oben angezeigt, besteht der Verbrennungsprozeß hauptsächlich darin, daß der Sauerstoff der Luft sich mit dem Kohlenstoff des Brennmaterials vereinigt; das Gleiche findet statt bei der Assimilirung der menschlichen Nahrung und dem Athmungsprozesse, wo ebenfalls unter dem Zutritt des Sauerstoffes Zersetzungen vor sich gehen und die Kohlensäure, das Resultat der Verbindung zwischen dem Sauerstoff der Luft und dem Kohlenstoff der eingenommenen Speisen, ausgeathmet wird. Es gibt überhaupt keinen chemischen Prozeß, bei welchem nicht die Wärme eine bedeutende Rolle spielt, sei es, daß sie sich im Verlaufe dieses Prozesses in der Form von Erwärmung oder Erkältung fühlbar macht, sei es, daß sie den Gang der Entwicklung beschleunigt oder hemmt.

Die Naturforscher sehen sich genöthigt, bei der Erklärung natürlicher Vorgänge immer von bestimmten Voraussetzungen auszugehen, deren Richtigkeit sie dann zu widerlegen oder zu begründen suchen. So wird allmälig eine Hypothese, wenn ihr keine wichtigen Einwände mehr im Wege stehen, zur Theorie und im Laufe der Untersuchungen kann eine solche Theorie sich zur Gewißheit erheben. Eine gleiche Voraussetzung macht die Chemie bei Erklärung der chemischen Vorgänge; auch die Chemiker nehmen, wie die Mehrzahl der heutigen Naturforscher, die Atomenlehre als Grundlage ihrer Erkärungen an und stellen sich vor, daß alle Atome — sowohl gleichartige als ungleichartige — mit ganz bestimmten Kräften aufeinander wirken. Das Resultat dieser anziehenden Kräfte zwischen den kleinsten Theilchen der Körper ist dann die chemische Verbindung.

Wenn nun eine chemische Verbindung mit einer andern zusammentritt und beide so beschaffen sind, daß sich ihre Bestandtheile in gegenseitigem Austausch anders gruppiren, also neue chemische Verbindungen bilden, so wird hiebei Wärme frei und zwar um so mehr, je heftiger und rascher der Prozeß vor sich geht. Dieses ist der Fall beim Verbrennen des Holzes oder der Steinkohlen, beim Einlegen von Eisen in Schwefelsäure, bei der Umbildung der menschlichen Nahrung zu Blut, Muskeln u. s. w. Die einzelnen Atome lösen sich aus der alten Verbindung und gehen mit den andern Atomen neue Verbindungen ein; die Wärme, welche sich dabei entwickelt, erklärt man ebenfalls wieder durch diese Bewegung der kleinsten Theilchen des Körpers, der Moleküle und Atome. Diese heftigen Bewegungen theilen sich den umgebenden Gläsern, Kesseln, Oefen u. s. w. mit, dadurch werden diese Körper selbst erwärmt und dienen nun zur weiteren Mittheilung der Wärme an andere Körper, zur Erwärmung des Zimmers, des Wassers, d. h. zur Weitertragung jener Molekularbewegung an das Wasser oder an die im Zimmer befindlichen Gegenstände. Diese Weitertragung geschieht auf doppelte Weise: entweder durch die directe Fortleitung an Körper, welche mit dem erwärmten Körper in unmittelbarer Berührung stehen — leitende Wärme, oder durch Mittheilung der Molekularbewegung an den alles durchdringenden Aether, welcher dadurch in wellenförmige, geradlinig fortschreitende Schwingungen geräth — strahlende Wärme.

Den klarsten Begriff von dieser Molekularbewegung, welche von der Theorie als das eigentliche Wesen der Wärme angenommen wird, möchte eine dritte Entstehungsart dieser wichtigen Naturkraft geben. Wenn die Bremsen eines bergabfahrenden Eisenbahnzuges scharf angezogen werden, so erhitzen sie sich oft so stark, daß der Rauch zum Schrecken der Reisenden unter den Wagen aufsteigt; wenn man kaltes Eisen hämmert, wird es warm und der Wilde weiß durch geschicktes Aufeinanderreiben und Drehen von Holz Feuer anzumachen. Hier tritt die Wärme direct als Ergebniß der Bewegung auf und nichts erscheint einfacher als die Annahme, daß die äußerst heftige Erschütterung der Holz- und Eisentheile in diesen Fällen zu einer Bewegung der kleinsten Theile der erschütterten Körper führt. Die Atome und Moleküle gerathen in lebhafte Bewegungen und die Heftigkeit derselben äußert sich für unser Gefühl als Wärme.

Diese innere Bewegung der Körper, welche wir als Wärme empfinden, kann nur eine unregelmäßige sein; denn wenn sie auch Anfangs z. B. durch regelmäßig wiederholten Schlag, oder durch die Einwirkung der regelmäßigen Stöße der Aetherwellen, welche die strahlende Wärme vermitteln, regelmäßig sein sollte, so wird sie doch in ganz kurzer Zeit durch die Hemmungen, welche die Atome und Moleküle sich gegenseitig in der Bewegung bereiten, eine unregelmäßige werden. Die Moleküle treffen aufeinander, ertheilen sich gegenseitig Stöße, dadurch entstehen wieder Bewegungen im Innern der Moleküle selbst und so ergibt sich schließlich in der inneren Bewegung des Körpers ein Durchschnittszustand, dessen Intensität wir die Temperatur des Körpers oder richtiger seine W ä r m e m e n g e nennen.

Je mehr die Bewegung der Moleküle zunimmt, je höher also die Temperatur des Körpers steigt, desto größere Zwischenräume werden zwischen den Theilen desselben entstehen. Dadurch erklärt sich die bekannte Erscheinung, daß die Wärme die Körper ausdehnt und die Abkühlung, d. h. das Zurückgehen zu geringerer Intensität der Bewegung dieselben zusammenzieht. Wird die Temperatur noch höher, werden die Molekularbewegungen noch heftiger und ungestümer, so geht der Körper schließlich aus dem festen Zustande in den flüssigen und in den gasförmigen über; bei welcher Temperatur dieses geschieht, d. h. bei welcher Intensität der Molekularbewegungen der Körper seinen Aggregatzustand verändert, ist bei jedem Körper verschieden. Viele Körper sind selbst bei den größten irdischen Wärmegraden nicht zur Verwandlung in Gas zu bringen, während man umgekehrt viele Gase selbst durch die außerordentlichste Kälte noch nicht hat zum Festwerden zwingen können.

(Schluß folgt.)

Die Newyorker Fährboote.

An Großartigkeit des Lebens und Treibens, an Masse der einlaufenden Kauffahrer und Dampfer aus aller Herren Länder steht Newyorks Hafen keinem nach, wohl aber besitzt er eine Eigenthümlichkeit, die ihn vor Häfen wie London, Liverpool oder Hamburg auszeichnet: wir meinen die riesigen Dampffähren, welche den Verkehr Newyorks mit den umliegenden Vorstädten Jersey-City, Hoboken, Brooklyn, Greenpoint und Staten-Island vermitteln.

Der tief im Wasser gehende, flachgebaute Rumpf des Fährbootes ist etwa 50 Fuß breit, 250 Fuß lang, auf dem Deck ist in der Mitte ein freier Gang für Fuhrwerke, auf jeder Seite desselben eine hohe, geräumige Cajüte mit großen Fenstern; jedes der beiden Enden der Fähre dient nach Bedürfniß als Vorder- oder Hintertheil. Große Fährboote, wie die nach Staaten-Island gehenden, haben noch ein doppeltes Verdeck und fassen bis zu 2000 Personen. Man schätzt, daß eine halbe Million außerhalb Newyorks wohnender Personen in dieser Stadt beschäftigt und auf die Fähren, als einziges Communicationsmittel angewiesen sind und daß 300,000 Personen alle 24 Stunden auf den Fähren ankommen und abfahren. Der Gewinn der verschiedenen Fährbootgesellschaften ist auf $1^1/_2$ Millionen Dollars jährlich veranschlagt. Wenn das Morgengrauen die auf dem Strom liegenden Nebel erhellt, treiben die Gärtner und Farmer von Long-Island und New-Jersey ihre mit Obst, Blumen, Gemüse, Geflügel, Butter, Milch oder Eiern beladenen Wagen auf die Fähren und fahren nach den Newyorker Märkten hinüber. Viele darunter, besonders die Gärtner, sind Deutsche, deren Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit ihnen lehrt, daß „Morgenstund'“ wenn auch nicht gerade „Gold“, so doch „Greenbacks“ im Mund hat. Dann kommen Fabrikarbeiter mit Blechbüchsen, in denen sie ihr Mittagessen tragen. Nach sieben Uhr erscheinen jüngere Clerks, Verkäufer, Schreiber. Sie sprechen eifrig von „unserem Hause,“ seinen Geschäften, seinem Profit und ihren Erwartungen, Theilhaber zu werden oder sich zu etabliren und es zum „Börsenfürst“ zu bringen.

Wenn die erwartungsvollen Jünger nach der rasselnden, rauchenden, dampfenden und tobenden Stadt übergesetzt sind, erscheinen ihre Vorgesetzten auf der Bühne. Sie sind meist Leute mittleren Alters, behäbig, selbstbewußt, hin und wieder ernst, aber doch meist selbstzufrieden, wie Männer, die gerungen und gewonnen haben. Sie sind Hauptbuchhalter, Procuristen oder Geschäftsführer mit Gewinnantheil. Die Herren und Meister folgen ihnen bald auf dem Fuße, selten vor den Stunden zwischen 11 und 12 Uhr. Sie sind die älteren Mitglieder prosperirender Firmen, haben wenig zu thun, dafür aber um so mehr zu bekommen, sie halten sich im Comptoir ein oder zwei Stunden auf und ertheilen ihre Befehle. Später nehmen sie bei Delmonico ihren „Lunch“ ein und unterhalten sich bei einer Flasche Bordeaux oder Champagner mit ihren reichen Collegen über die Folgen eines plötzlichen Ablebens Louis Napoleons oder über Handelsverhältnisse Japans. Bei all ihrem Reichthum sind sie unzufriedene Sclaven des Mammons. Nachmittags sind die Fähren von Damen belebt, die nach Newyork herüberfahren, um Einkäufe zu machen oder wenigstens Rundschau in den Modewaarenmagazinen zu halten. Nach drei Uhr fängt der Strom der Passagiere an, in umgekehrter Ordnung wieder rückwärts zu fließen. Die Zugänge zu den Fähren sind von „newsboys“ (Zeitungsjungen) umlagert, die gellend ihre Waare ausschreien. In der Masse, die sich jetzt wieder auf die Boote drängen, befinden sich alle möglichen Elemente der Bevölkerung. Die Boote sind gestopft voll, und geschäftseifrige „Reporters“ malen sich aus, was für ein Sensationsbericht sich schreiben ließe, wenn das Boot in die Luft fliegen oder sinken würde. Lange bevor das Boot die Landungsbrücke berührt, sind schon Männer und Knaben über die Kette am Rande des Bootes gestiegen, messen die Entfernung mit den Augen und springen hinüber, meist ohne daß ihnen ein Unfall zustößt. Die übrigen Passagiere folgen, sobald die Kette niedergelassen ist, während oft zugleich ein Gegenstrom von Passagieren auf das Boot springt. Am Abend kommen die Besucher von Vergnügungsorten herüber und fahren später, zwischen 11 und 12 Uhr, wieder zurück. (Daheim.)

Miscellen.

Der Schlesischen Zeitung berichtet man aus Oppeln vom 29. April: „Am 27. d. M. entleibte sich der vierundzwanzigjährige Tischler Paul Hoffmann zu Proskau durch einen Pistolenschuß in die linke Seite. Bemerkenswerth sind die Umstände, welche diesen Schritt begleiteten und welche Licht auf die Veranlassung zu demselben werfen. Man fand nämlich bei dem Entseelten außer einem Notizbuche den von ihm früher fleißig gelesenen Roman: „Hans Treustein“, dessen Seite 158 eingeschlagen war. Die bezügliche Stelle lautet dort: „Alexis hatte aufs Herz gehalten, die Kugel war mitten durchgedrungen, das schöne Antlitz unverstellt, um den Mund ein traurig Lächeln, wie der Verstorbene es hatte, wenn er zu Aeußerungen, die ihn schmerzlich berührten, sich schweigend verhielt.“ Und in dem Notizbuche des Entseelten ist mit Bleistift geschrieben: „Liebe Eltern, verzeiht meinen Schritt und wisset, daß es mir ging wie Alexis.“

Halberstadt, 4. Mai. Der „Magdeburger Zeitung“ wird von hier geschrieben: „Heute Nachmittag zeigte der Premierlieutenant a. D. La Chevallerie im Stadttheater den Mitgliedern der „Wissenschaftlichen Gesellschaft“ das Modell einer von ihm erfundenen neuen Flugmaschine. Die mit ihr ausgeführten Experimente zeugten von der Richtigkeit der Principien, auf welche sich dieselbe stützt, und waren überraschend. Etwas Näheres darüber mitzutheilen, verbindert uns das dem Erfinder von allen Anwesenden schriftlich gegebene Versprechen des Stillschweigens; nur dem Referenten wurde diese kurze Notiz ausdrücklich gestattet.

In Indien sind amtlichen Berichten zufolge in den Jahren 1861 bis 1867 nicht weniger als 4218 Personen den Tigern, 1407 den Leoparden, 105 den Bären, 174 den Hyänen und 3210 anderen Thieren, wie Ebern, Elephanten x., zum Opfer gefallen. Der Mensch hat auch seinerseits freilich Rache genommen. 7278 Tiger, 5663 Leoparden, 167 Bären, 1338 Wölfe und 1100 andere Thiere sind erlegt worden, so daß die Bilanz sich 13,400 Menschen gegen 18,200 Raubthiere beziffert. Furchtbar sind die Opfer, welche oft einem Distrikte durch Tiger auferlegt werden, die, nachdem sie einmal Menschenfleisch gekostet, diese Nahrung aller anderen vorziehen und immer kühner gegen die unglücklichen Eingeborenen vorgehen, welche durch abergläubige Verehrung der Bestien zurückgehalten werden, in Masse Jagd auf einen solchen „Menschenfresser“ zu machen. Ein solcher Tiger schleppte am Gyeraghatpaß in drei Jahren 50 Menschen weg, im Kurnuldistrict hielt sich ein Tiger auf, dessen Fußspuren an einer Klaue von außerordentlicher Größe unverkennbar waren, der in den ersten neun Monaten des Jahres 1867 64 Menschen umbrachte.

Räthsel.

Ich hatte, was das Wort berichtet,
Scharf und genau auf's Ziel gerichtet,
Ein prächtig Thier, ein Sechser gar,
Der allerdings im Worte war.
Doch sieh! ein Waidmann sollt' mich äffen,
Daß ich das Wort nur konnte treffen;
Da rief ich — ohne Hund dazu —
Das Wort dem Bauernjungen zu,
Der in den Wald zur selben Stunde
Vom Worte kam im Pegnitzgrunde.
Der lacht; das Wort war selbst der Tropf,
Wenn man verwechselt Fuß und Kopf.

Auflösung der Charade in Nr. 52.
Wegwarte (Cichorie).

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 56. Speyer, Donnerstag, den 12. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoefer.

(Fortsetzung.)

„Und wofür ich von meiner etwas ältern Schwester ganz gehörig abgekanzelt wurde, wenn wir, aus der Schule kommend, die Stunde Heimweg fürbaß schritten", ergänzte Uhde. „Immer wiederholte sie, daß sie sich meines rohen Betragens zu schämen hätte, mir mangele jedes feinere Empfinden, und mit ihrem äußerlich tadellosen, sittsamen Wesen glitt sie dabei pfeilschnell neben mir her und hatte, daheim angekommen, nichts Eiligeres zu thun, als sein aufseufzend mich beim Vater anzuklagen und ihn so zur Wuth aufzustacheln, daß selbst das sanfte Zureden der Mutter mich oft nicht vor Mißhandlungen seinerseits schützte. Das verbitterte mein junges Herz so allgemach und legte den Keim zu jenem grollenden Gefühl hinein, das mich zu allen späteren Widersetzlichkeiten dem väterlichen Willen gegenüber antrieb."

„Und doch hatten alle Kinder in der Schule Dich lieb, wie sie Dir es heute noch beweisen, Uhde; Deine Schwester aber fürchteten wir wie das Feuer, sie hatte eine echte Spionirnatur, die gar zu geschickt uns unbeholfene kleine Tölpel in die Tinte brachte; und jetzo ist sie eine so würdige, tugendhafte Frau!" sprach mit Verwunderung der arme Schreiner, indem ihm dabei doch plötzlich sein gestriger Abweis bei der Amtmännin einfiel.

Uhde lächelte traurig.

„Ich war ein verwegener, wilder Bursche", nickte er vor sich hin, „das ist richtig, aber wie oft ließ es mir auch keine Ruhe, bis ich des Vaters Verzeihung erbettelt hatte, die mir mit einem frostigen Handschlag dann endlich ertheilt wurde, während es mich mit Allgewalt zum Vaterherzen drängte! Aber ewig Dank sei Dir, süße Mutter, daß ich dann meinen kindlichen Schmerz an Deiner treuen Brust ausweinen durfte, und Du, allezeit erbarmend, Deine weichen Lippen auf meiner Stirn ruhen ließest! Wie einen Segen fühlte ich Deinen reinen Hauch noch schützend über meinem Haupte, wenn später des Lebens Stürme über mich dahinsausten und mich im wilden Strudel erfassen wollten. Dein Angedenken war dann mein Hort und Schild!"

Tief ergriffen und in Gedanken verloren starrte er vor sich hin. Werner störte ihn nicht, bis er von selbst wieder begann:

„Die Mutter starb uns nur zu früh — nun war mein einziger Halt und Trost dahin. Meine Schwester war eine frühreife, energische Natur; trotz ihrer dreizehn Jahre übernahm sie damals das Hausregiment mit ruhigem Selbstbewußtsein und der Vater überließ ihr blindlings Alles; war er doch überzeugt, daß sie Jedes richtig anzufassen wußte. Wohlweißlich hütete sie sich, ihn die spitzen Krallen ihrer Sammetpfötchen fühlen zu lassen, womit sie ihm schmeichelte und ihn, den sonst so energischen Mann, dazu brachte, sich unbewußt ihrem Willen unterzuordnen. Sie hatte den größten Einfluß auf alle seine Entschließungen und setzte es auch bei ihm durch, daß ich ganz in die Zucht des alten Pfarrers gegeben wurde, der mich bis zu den höheren Classen des Gymnasiums heranbilden und alle unsauberen Geister aus mir treiben sollte, während meine Schwester beinah täglich noch die Stunde Wegs ins Pfarrhaus machte, um einzelne Unterrichtsstunden mit mir gemeinschaftlich beim Pfarrer zu haben. Sie mußte mirs ansehen, wie unglücklich ich mich in meiner neuen Heimath fühlte, ich hatte dessen auch kein Hehl und klagte ihr alle meine Noth. An wen sollte ich mich denn anders in meiner Verlassenheit auch wenden? Mir war zu Muthe, wie einem plötzlich eingefangenen Waldvogel, der durch die Eisendräthe seines Käfigs die goldene Freiheit aus den sonnenbestrahlten Baumwipfeln winken sieht, die sonst sein eigen waren. Ich aber klagte tauben Ohren oder höhnisch lächelnden Lippen, wenn ich erzählte, daß ich bei Wasser und Brod eingesperrt worden, weil ich vor Tagesgrauen ein paar Stunden in den Wald gehuscht sei, um Käfer für meine Sammlung einzufangen, die zu bereichern ich Leib und Leben eingesetzt hätte."

„Ach, wie herrlich war es auch draußen im Wald, als selbst die Sonne noch schlief und süße, schüchterne Vogelstimmen noch traumhaft aus dem grünen Heiligthum drangen; wie dann sacht ein rother Glanz die Wipfel anhauchte und plötzlich hell und flammend Feuergarben aus den Aesten schlugen, die im Frühthau tausendfältige Farbenlichter sprühten, da nahm ich andachtsvoll die Mütze ab. Ein bunter, seltener Falter, kaum der Raupe entschlüpft,

erhob sich langsam zum ersten Flug — er rastete in einer thaubeperlten, weißen Glockenblume, dann streifte ihn ein junger Sonnenstrahl, der gab ihm Kraft — dicht an mir vorüber nahm er seinen Flug zum Tagsgestirn; ich hätte ihn mit leichter Mühe fassen können und that es nicht, — er mußte Freiheit haben. Die Sonne hatte ihn ja aus seiner engen Grabeshülle ans Licht gerufen."

Der Mann hörte ihm immer erstaunter zu. Redete jener nicht plötzlich wie in fremden Zungen?

„Und dafür strafte Dich der selige Pastor, Uhde?" fragte er dann ordentlich befangen.

„Ich hatte die Morgenandacht versäumt, in der dumpfigen Studirstube, mit den geschlossenen Fenstern, wo man vor Tabaksqualm nicht athmen konnte.

„Im stillen Kämmerlein sollst Du Dich vor Gott niederwerfen, predigt die Schrift, darnach handle, mein Sohn, in Zukunft; ich werde Dir Zeit geben, darüber nachzudenken!" Und damit wurde ich den ganzen lieben Tag lang eingesperrt. Die Stunden schlichen so tödtlich langsam dahin in der feuchten, einsamen Rumpelkammer, wo ein verirrter Sonnenstrahl sich zuweilen nur, halb erloschen, durch die erblindeten Scheiben stahl. Wohl dachte ich über des Pfarrers Strafrede nach, ich hatte ja vollauf Muße dazu, aber seine Ueberzeugung wollte nicht in meinen kleinen Trotzkopf hinein. Mein Herz erfüllte sich mit Bitterkeit gegen ihn. Seitdem blieb ich in steter, wenn auch meist stillschweigender Opposition zu meinem Erzieher, der ganz im väterlichen Einverständnisse mit mir verfuhr, und wenn ich, heranwachsend, meine Ferien daheim zubrachte und immer wieder vom Vater die feste Weisung zu hören bekam, dem Herrn Pfarrer nachzustreben, auf daß ich ein eben so gelehrter Theolog würde wie dieser, dann überlief es mich eiskalt.

Ich sollte nun mein eigenstes Selbst in die eisernen Bande des Zwanges schnüren, indem ich mir einen Beruf anzuquälen hatte, der nur aus innerstem, freiem Antriebe erwählt werden darf. Welche Scenen und Kämpfe setzte es mit meinem Vater, als ich ihm Vorstellungen darüber zu machen wagte, bis ich endlich, aus kindlichem Gehorsam, auch wohl von seiner krankhaften Heftigkeit mir gegenüber verschüchtert, still schwieg, Alles kommen ließ wie es kam und nachgiebig wurde.

Ich lernte eifriger, nur um endlich fort, in größere Freiheit zu kommen, und als ich dann, dem verhaßten Pfarrhaus den Rücken wendend, nach einem kurzen Besuch bei den Meinigen, das Ränzel über die Schulter geworfen, die Landstraße hinabschritt, der Stadt zu, die mich als wohlbestallten Primaner des dortigen Gymnasiums aufnehmen sollte, da begriff ich nicht, daß die Welt noch Raum für Sorgen haben könne.

IV.

Uhde hielt einen Moment inne und lächelte still vor sich hin.

„Ein solch wonniges Freiheitsgefühl hat mir seitdem nie wieder die Brust geschwellt", sagte er dann tief aufathmend. „Es war auch eine so göttlich erquickende Luft an dem frischen, sonnenhellen Herbstmorgen. Wie ein zarter Hauch lag es über dem Hügellande, aus den frisch gepflügten Feldern erhob sich schmetternd die kleine Lerche zum tiefblauen Himmel."

„Ich mußte durch den Ort und trug meinen Kopf schon ganz studentenhaft in meiner neuen Würde zur Schau. Ordentlich gnädig nur wandte ich mich seitwärts, woher eine fröhliche Mädchenstimme mir den Abschiedsgruß zurief, und im selben Augenblick lehnte eine schlanke, junge Gestalt über der Schlehdornhecke und ein paar Veilchenaugen lachten zu mir nieder.

„So heimlich also wolltest Du die liebe Heimath und gute, treue Freunde verlassen, Dietrich?" drohte sie schalkhaft, „warte Du nur; nun hat Dich mein Gruß doch noch beim Flügel erwischt, was willst Du dagegen machen?"

„Als ein gutes Schicksalszeichen will ich Deinen holden Gruß mit in die Fremde nehmen", entgegnete ich, froh überrascht in das schöne Gesicht schauend und ergriff warm ihre Hand. „Lieber Himmel, konnte ich denn denken, daß auch nur eine Seele hier mich je vermissen würde, wenn ich ging?"

„„Wer hat denn das behauptet?" scherzte sie, tief erglühend; „ganz zufällig nur sah ich Dich durch die Hecke und —"

„Dann irrte ich, leb wohl!" nickte ich kalt, mit kindischem Grollen, aber es fuhr mir doch ein Weh durchs Herz, als ich mich von ihr wandte.

„„Bleibe, gehe so nicht fort", rief ihre bebende Stimme mir nach. Ich schaute zurück — in zwei feuchte Augen. Im Nu war ich über der Hecke, an ihrer Seite; mich hatte das unerwartete Glück ganz überwältigt. Ich zog das weinende Mädchen an mich. „Martha!" rief ich, „bleibe mir gut; ich lasse mein Herz bei Dir zurück und bin reich durch Deine Güte!"

„Verschüchtert und halb verschämt entschlüpfte sie mir. „Leb wohl und denk an mich!" klang es leise von ihren Lippen, dann stand ich allein auf der Wiese; wie einem Träumenden war mir zu Sinnen.

„Nun bin ich nicht mehr verlassen in der weiten, weiten Welt! jubelte es in mir, indem ich über den Schlehdorn setzte und wie mit Flügeln über die Landstraße glitt.

„In innerem stürmischen Primanerentzücken erreichte ich die Stadt, Alles erschien mir im rosigsten Licht. Die ungewohnte Freiheit stieg mir dabei ordentlich zu Kopfe, wie einem losgebundenen Füllen auf der saftig grünen Wiese. Anfangs nahm ichs indeß noch eifrig mit der Wissenschaft. Mit Glanz war ich in der Classe installirt und einer der besten Lateiner; aber ich fand leider eine Auslese flotter Bursche dort vor, deren sprudelndem wilden Jugendübermuthe ich mit meinem festen Willen keinen Damm entgegensetzte. Da gab es allabendlich geheime Biercommerse, bei denen wir doch natürlich meist überrumpelt wurden; und eine Pharaospielpartie, die mich zuerst in die schlimmste aller Leidenschaften einweihte, brachte mir das erste Carcer. Ich hatte meine sämmtliche Baarschaft verloren; es waren ausgepichte Spiel-

ratten, mit denen ichs dabei aufgenommen hatte und in deren Hände ich gerathen war. Sie hatten sich wie die Kletten an mich gehängt, und zu meiner Schande sei es gestanden, ich machte nur schwache Versuche sie von mir abzuschütteln. Nach der strengen Zucht und all dem Zwang, den man mir daheim im Pfarrhause auferlegt, hatte sich bei mir ein so großer Leichtsinn entwickelt, daß mir jetzt noch davor grauet. Trotz alledem verließ ich das Gymnasium mit einem ganz leidlichen Examen und ehe ich die Universität bezog, verbrachte ich die lange Ferienzeit einmal wieder in der Heimath. Es war das erstemal, daß ich nach den zwei Jahren meines Fortseins zu Hause einkehrte; mir bangte vor dem Wiedersehen, nach so mancher brieflichen Fehde mit dem Vater, und mein mir vorgeschriebener theologischer Beruf, der mir bis jetzt in meinem tollen Leben wenig Sorge gemacht hatte, fing wieder an mich zu peinigen; ich nahm mir fest vor, den Vater von Neuem um freie Wahl meines Standes zu bitten. Aber schon mit bitteren Vorwürfen wurde ich von den Meinigen empfangen. Ich mußte mir ja auch sagen, daß ich sie verdient und beim Anblick meines ergrauten Vaters schlug mir das Gewissen so heftig, daß ich vor Schmerz und Scham vergehen zu müssen glaubte. Ganz zerknirscht flehte ich um seine Verzeihung, indem ich mich des Leichtsinns anklagte, und als ich tief ergriffen dem Vater sagte, daß ich jetzt ein neues Leben beginnen wolle, und er mir darauf kühl die Hand reichte, da faßte ich mir ein Herz ihm zu sagen, daß ich noch immer den Wunsch hege, er möge mich vom Theologen dispensiren und mich dafür die Naturwissenschaft ergreifen lassen, für die ich von jeher das größte Interesse gehegt habe. Noch jetzt sehe ich deutlich das zornentstellte Antlitz des Vaters vor mir, höre seine dröhnende Stimme mir die furchtbarsten Worte sagen.

„„Du ungerathener Sohn wirst in Dich gehen, den Dir vorgeschriebenen Beruf mit allem Ernst, den er erfordert, ergreifen, zum Segen der Menschen, sonst wirst Du Deines Vaters Fluch erfahren!““ Das waren die letzten Worte, die er während meines Dortseins noch an mich richtete; aber sein finsterer Blick verfolgte mich unablässig. Dabei mußte ich beständig die wohlgesetzten Stichelreden meiner Schwester anhören, die sich darin gefiel, mich mit ihrem ewigen Hofmeistern zu peinigen, gerade so, wie vor Jahren auf dem Schulwege; ach, nicht eine Seele nahm sich die Mühe, mit einem verständnißvollen Wort mein Herz zu erwärmen.

„„Nicht eine Seele“, dachte ich schwermüthig und wie ein helles Wetterleuchten zuckte da Hoffnung verheißend der Gedanke an Martha durch mein Sinnen. Wie war es nur möglich gewesen, daß ich sie schier vergessen hatte, sie, die das letzte liebreiche Wort mir beim Abschiede mit auf den Weg gegeben? Wie verwerflich leichtsinnig hatte ich bis zu diesem Augenblicke meine Tage verbracht!“

(Fortsetzung folgt.)

* Neuere Ansichten über die Wärme.

Naturwissenschaftliche Skizze von Dr. Eugen Jäger.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die unregelmäßige Bewegung der Moleküle eines Körpers kann auch die Wirkung haben, daß im Moleküle selbst Erschütterungen vor sich gehen und Spaltungen eintreten. In diesem Falle löst sich das Molekül in seine Atome auf und diese gehen wieder andere Verbindungen mit einander ein: so erklärt sich die chemische Zersetzung der Körper durch die Wärme. Je einfacher ein Körper ist, d. h. aus je weniger Atomen seine Moleküle bestehen, desto schwieriger werden solche Spaltungen möglich sein, während sie dagegen um so leichter eintreten, je zusammengesetzter die Moleküle sind.

Bei welchem Temperaturgrade zu der Molekularbewegung noch eine solche innerhalb der Moleküle hinzutritt, so daß die chemische Spaltung des Körpers erfolgt, hängt wieder von dem Körper selbst ab und besonders von den Umständen, in welchen er sich befindet, ob allein oder mit andern Körpern vereinigt, deren Gegenwart ihn mehr oder weniger zur Beschleunigung der Zersetzung anreizen kann.

Es würde zu weit führen, alle Folgerungen aus dieser Wärmetheorie auch nur andeutungsweise hier zu erörtern. Es sei daher nur bemerkt, daß gerade die wichtigsten Erscheinungen im Reiche der Natur sich auf eine manchmal überraschend einfache Weise erklären; dennoch bleibt die vorstehend entwickelte Ansicht immer noch Hypothese und noch lange möchte es dauern, bis sie sich eine solche Wahrscheinlichkeit erringt, wie z. B. die Lehre von der Schwere oder von den Bewegungen der Gestirne. Das ganze Streben der heutigen Naturwissenschaft geht darauf hinaus, diese Theorie sowohl nach rückwärts fester zu begründen, als auch nach vorwärts weiter zu entwickeln.

Die Wärme scheint dadurch, daß sie überall auftritt und Alles durchdringt, eine Art Centralstellung in der Natur einzunehmen. Sie ist eine allen materiellen Erscheinungen gemeinsame Eigenschaft. Noch niemals befand sich unter den Händen der Naturforscher ein Körper, dem sie nicht noch Wärme hätten entziehen oder zuführen können, der sich nicht noch weiter hätte abkühlen oder erwärmen lassen. Gerade wegen dieser centralen Stellung der Wärme muß ihre Erklärungsweise auf alle Naturerscheinungen ohne Ausnahme Anwendung finden und man kann sich daher auf diesem Wege zu einer einheitlichen Zusammenfassung der Naturerscheinungen erheben.

Die Annahme, daß die Wärme eines Körpers in Bewegungen seiner Moleküle besteht, führt zur Frage nach dem Ursprung dieser Bewegung. Es gibt keinen Fall von Wärmeentstehung, in welchem man nicht bestimmte, wenn auch nicht immer sichtbar und greifbar wirkende Kräfte voraussetzen könnte. Bald ist es Reibung, Druck oder Stoß, bald sind es chemische Kräfte, bald sind es die Schwingungen des

Weltäthers, welche die Bewegungen hervorrufen, die wir als Wärme empfinden. Man kann nun die in einem Körper entstandenen Molekularbewegungen auf zweierlei Weise bestimmen, einmal durch die Temperatur, in welche der Körper durch die Einwirkung jener Kräfte versetzt ist, sodann aber auch durch jene Kräfte selbst, d. h. durch Bestimmung der auf den Körper verwendeten mechanischen Arbeit; denn es ist klar, daß bei Annahme unserer Theorie derselbe Körper durch dieselbe mechanische Arbeit immer dieselbe Temperatur erhalten muß. Um aber die mechanische Arbeit messen zu können, bedarf es eines Maßstabes und einer Einheit und als solche hat man den Kilogrammometer angenommen, d. h. jene Kraft, welche nothwendig ist, um ein Kilogramm auf der Meeresoberfläche in einer Secunde auf die Höhe von einem Meter zu heben.

Die Richtigkeit unserer Wärmetheorie vorausgesetzt, muß dieselbe Bewegungsmenge in einem Körper immer dieselbe Temperatur erzeugen; die Bewegungsmenge eines Körpers entspricht aber der auf die Erregung der Bewegung verwandten mechanischen Arbeit. Gleiche mechanische Arbeiten müssen gleiche Temperaturerhöhungen, d. h. gleiche Bewegungsmengen hervorrufen. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist nun durch viele Versuche nachgewiesen. Der englische Physiker Joule hat gefunden, daß immer ein bestimmtes Wärmequantum durch einen bestimmten Aufwand von mechanischer Arbeit erzeugt wird.

(Schluß folgt.)

* Ein holländisches Urtheil über deutsche Universitäten.

(Aus dem „Utrechtsch Provinciaal en Stedelijk Dagblad.")

(Schluß*).

Ein anderes Glied der deutschen Universität, das man in Holland nicht kennt, ist der Privatdocent. Er muß Doctor in irgend einer Wissenschaft sein, meistens eine gelehrte Abhandlung geschrieben und ein Colloquium doctum gehalten haben. Er ist angehender Professor, darf einen gelehrten Curs geben und ist in der Regel arm; er lebt vom Unterrichtgeben und vom Schreiben in wissenschaftliche Zeitschriften. Im allgemeinen hält er sich von der Politik noch fern, um sich keine Feindschaften zuzuziehen, denn um Carriere zu machen, kann er Jeden nöthig haben. Es gibt sehr gelehrte Privatdocenten, die gleichwohl nicht das Glück haben, außerordentliche Professoren zu werden, ein Glück, das aber kein finanzielles ist: denn ein solcher Professor bezieht keinen Gehalt, doch steht ihm ein weiteres Feld offen; er hat gewöhnlich mehr Zuhörer als der Privatdocent und den Fuß wenigstens schon im Steigbügel. Um schnell zu dem Titel eines außerordentlichen Professors zu gelangen, ist es nothwendig, daß der Privatdocent heirathsfähig sei und der Tochter irgend eines einflußreichen Professors den Hof macht. Professor und Privatdocent stehen sich wohl auch zuweilen feindlich einander gegenüber; gekränkte Eigenliebe auf der einen, und Neid und Mißgunst auf der andern Seite. Im Ganzen ist der Stand eines Privatdocenten kein glücklicher und steht in keinem Verhältniß zu seinen Kenntnissen. Ein Kaufmann, der im Vergleich mit ihm oft ein Esel ist, verdient zwanzigmal mehr Geld und mit viel geringerer Mühe. Es sind vor Allem die Philologen, die schlecht daran sind. Latein, Griechisch, Sanskrit sind Sprachen, die einigermaßen aus der Mode kommen, seitdem die Naturwissenschaften und besonders die Chemie sich so sehr in den Vordergrund drängen. Ein Privatdocent der Sanskritsprache, wenn er auch zugleich Latinist und Hellenist ist, ist nicht auf Rosen gebettet, wenn er kein Vermögen besitzt. Obwohl die Privatdocentschaft eine Stufe zum Professor ist, so ist doch so viel Unangenehmes damit verbunden, daß Holland Deutschland um diesen Zwischenzustand nicht zu beneiden braucht. Diese Zwittergestalten von Professoren, diese „Proletarier der Wissenschaft," wie sie ein deutscher Schriftsteller (Riehl) nennt, können wir entbehren. Was dem Privatdocenten in Holland am nächsten kommt, ist der Lector.

Ich schließe mit dem deutschen Studenten. Wer kennt nicht diesen Musensohn mit dem umgekehrten Spucknapf, Cerevis genannt, auf dem Kopf? diesen Hundeliebhaber, diesen Freund von Pfeifen, Cigarren und vom Schuldenmachen? Man sieht ihn photographirt in allen möglichen Costümen, Haltungen und Beschäftigungen, unzertrennlich von dem theueren Bierglas, aber nie mit einem Buch in der Hand. Er durchzieht die Universitätsstadt zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen und prunkt mit einem tätowirten Gesicht, das ihn, den Jünger der Wissenschaft, mit einem Neuseeländer wetteifern läßt! Der deutsche Student ist ein Schwärmer, er schwärmt für Freiheit und Fechtkunst, für Bier und Freigeisterei, für Gesang und Vaterland. Das Geschlecht der Sande ist noch nicht ausgestorben, aber der Dolch ist aus der Mode gekommen.

In einer Universitätsstadt mit beiläufig 600 Studenten z. B. gibt es 100, die gut leben und viel Spectakel machen und die man stets auf der Straße sieht; 100, die darin wenigstens zum Theil mithelfen. Diese 200 gehören zu den sogenannten Corps mit verschiedenen Namen und Farben; sie studiren nichts, sie sind nur Studenten. Die 400 anderen leben stiller und gehören wohl zu Burschenschaften, doch haben sie wenig Geld und studiren desto mehr. Diese Burschenschaften haben auch Farben und Namen, aber ihre Mitglieder leben zurückgezogener und fechten oder „pauken" nicht; das Biertrinken haben sie trotzdem mit der Muttermilch eingesogen und auch sie leben viel mehr als die holländischen Studenten in Bier- und Kaffeehäusern. Die verschiedenen Corps und Burschenschaften stehen meist mit einander in Feindschaft und sind unermüdlich, gegenseitig Händel zu suchen. „Esprit de Corps", wie auf den niederländischen Universitäten, besteht auf den deutschen Universitäten nicht. Jede Verbindung hat ihre eigene Kneipe, während in Holland die allgemeine Studenten-Societät das Band ist, das Alle brüderlich verbindet.

Was Tüchtigkeit, Ton und Lebensweise betrifft, so möchten wir unbedingt den niederländischen Universitäten den Vorzug geben, da auch die Studien mit denen der deutschen sich messen können.

Es gibt aber auf den deutschen Hochschulen Wesen, die unsere Achtung in hohem Grade verdienen: das sind die armen Studenten; und diese sind in großer Zahl vorhanden. Wir haben solche gekannt, die von unbegreiflich wenig Geld lebten. Ihre Mahlzeit ist karg, ihre Kleidung abgetragen, ihre Wohnung armselig. Meistens lebt ein solcher Student von Stundengeben und entzieht sich die Nachtruhe, um für sich zu arbeiten, nachdem er den Tag mit Collegienhören und Unterrichtgeben zugebracht hat. Sein junges Leben ist eine Kette von Entbehrungen und tief berechnender Sparsamkeit. Er ist bleich, leidet wohl auch an der Brust; seines hartnäckigen Ringens und Strebens wird er nimmer müde und er verliert sein Ziel keine Minute aus dem Auge. Schlecht gekleidet, schlecht genährt, fieberhaft gejagt und doch geduldig, kämpft er fort und erreicht endlich erschöpft sein Ziel mit dem Freudenruf des wohlerrungenen Sieges: luctor et emergo!

*) Siehe Nr. 54 der „Palatina."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 57. Speyer, Samstag, den 14. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

V.

Uhde hatte den Kopf in die Hand gestützt und schwieg einen Augenblick, ganz in Erinnerungen verloren.

„Das junge Ding hatte Dich zur Strafe wohl auch total vergessen, Dietrich?" fragte der eifrig Lauschende.

„Verdient hätte ich's, tausendfällig, Freund," nickte Jener; „aber ich erlebte damals wunderbares Glück; das Mädchen hatte ihre Liebe zu mir die Zeit her still im Herzen getragen und als ich sie wiedersah und dies mit erneutem Entzücken erkannte, war ich ein anderer Mensch. Ich gestand ihr offenherzig meine jugendlichen Verirrungen und mit Schmerz hörte ich, wie die Kunde davon sie unglücklich gemacht habe. Sie vergab mir Alles und beschwor mich, nun aber auch fest in meinen Grundsätzen zu bleiben und des Vaters Willen zu befolgen, wie schwer es mir auch ankomme, den geistlichen Beruf zu ergreifen. Erröthend setzte sie hinzu, daß auch sie sich nichts Erhabeneres zu denken vermöge, als Verkündiger des göttlichen Wortes zu sein.

„Fest überzeugt, daß unsere Angehörigen den Bund unserer Herzen segnen würden, wenn wir später offen damit vor sie hinträten, schieden wir von einander. Unsere Verhältnisse waren sich ja ziemlich gleich, Marthas Eltern wohlhabende Hofbesitzer, eben so geachtet wie wir daheim; unsere Liebe konnte, wie wir dachten, also nur mit allseitiger Befriedigung aufgenommen werden. Bei dem practischen, derben Sinne des Landmannes entscheiden bei Heirathen ja eigentlich nur günstige äußere Verhältnisse und wir Beide, die wir mit unserer Liebe wie auf Wollen wandelten, priesen unseres Glückes Stern, der uns auch darin kein Hinderniß entgegenstellte.

„Die Seligkeit strahlte mir aus den Augen, als ich von Martha kam; nur der Schlehdornzaun, vom alten Nußbaum überschattet, hatte unser Verlöbniß gehört, die Beiden plauderten nichts aus. Aber meine schwatzhaften Lippen konnten's dem scharfen Verhör der Schwester nicht vorenthalten, die ganz staunend meine äußere Verwandlung gewahrte und rasch vergessend, was uns nie verbunden hatte, arglos wie ein ächter Glücklicher, platze ich mit meinem ganzen Geheimniß heraus und bitte sie, den Vater mit der Zeit darauf vorzubereiten und für uns zu gewinnen. Ein häßlicher Zug, der ihre Züge noch schärfer machte, ernüchterte mich jählings und ließ mein unüberlegtes Thun mich schnell bereuen. Sie lächelte in ihrer spöttischen Weise und sagte, daß sie sich niemals in Liebeshändel mische, ich möge das Alles selbst besorgen; ein so lächerliches Kinderverlöbniß habe ja auch keinen Bestand, Martha besuche noch die Nähund ich die Hochschule.

„Recht hatte sie darin, aber das wollte ich damals gar nicht wissen und fühlte mich in meiner Würde mehr als gekränkt. Daß ich mich hatte verleiten lassen, ihr mein Geheimniß anzuvertrauen, war mir wie ein leise prickelndes Klagen mit auf den Weg gegeben, als ich von dannen wanderte. Aus dem ersten Briefe Marthas, den ich bald nach meiner Ankunft in der Stadt als Antwort meines sehnsuchtvollen Schreibens an sie erhielt und in dem sie mir arglos erzählte, daß meine Schwester Beate sie besucht und auch ihr Vertrauen errungen habe und wie sie es beglücke, nun immerdar mit ihr von mir reden zu dürfen, ersah ich doch gleich, trotz aller liebeathmenden Worte, daß ein gleißnerisches Wesen es schon verstanden hatte, einen leisen Schatten des Zweifels in dies junge, unschuldige Gemüth zu werfen.

„Immer nur an Martha und meine Vorsätze denkend, warf ich mich nun mit ernstlichem Fleiße auf's Studium. Meine Stube sah nach einem weiten, stillen Hof hinaus, das Straßengeräusch der großen Stadt sollte mich nicht im Arbeiten stören. Ich hatte wenig Umgang; die Verbindungen meiner speciellen Fachgenossen sagten mir nicht zu und so beschränkten sich meine Bekanntschaften auf ein paar angehende Mediciner und Philologen. Abends kamen wir häufig zusammen, um unsere Dichter zu lesen und allemal wurde dabei, wie schon früher in der Gymnasialzeit, mein declamatorisches Talent bewundert, sowie meine natürliche Art, gleich jede mir zuerkannte Rolle aus den verschiedenen Dramen mit dem richtigen Verständniß zu erfassen.

„Nichts auf der Welt ist der Werktagsbeschäfti-

gung gefährlicher und schmeichelt mehr der Eitelkeit eines Kunstdilettanten, als bewundernde Zuhörer zu haben; dafür lieferte ich damals wieder den schlagendsten Beweis. Ich kam mir außerordentlich bedeutend vor und ließ, als äußeres Zeichen meiner inneren Genialität, mir die Haare lang wachsen; ach, heute ist's nur noch Vergessenheit, daß ich die weiße Mähne trage!"

Werner lächelte unmerklich über die curiosen, ihm oft kaum verständlichen Ausdrücke seines gelehrten alten Kameraden, aber sein nachdenkender, weil in Sorgen bewanderter Kopf, sein treues Herz erschlossen ihm doch den Sinn, sich Zug um Zug in Uhdes Gedankengang und Lage zu versetzen.

Uhde schwieg einen Moment.

„Ja, ja," sagte er dann, mit anmuthiger Handbewegung durch sein, noch immer dichtes, bald weißes Haar fahrend, „so eitel ist die Jugend und war auch ich damals, daß es mir gerade noch fehlte, als ich, beim geöffneten Fenster, einst meine Rolle für den Abend schon memorirend, um noch mehr darin zu glänzen, aus einem gegenüberliegenden Fenster des Hintergebäudes lebhaftes Applaudiren und Bravorufen vernehme und ich, hinausschauend, einen ältlichen Mann in abenteuerlichem, grellrothem Schlafrocke, hinter dem ein blasses, hübsches Mädchengesicht zum Vorschein kommt, mir enthusiastisch zuwinken sehe.

„Um Vergebung, Sie sind ein großer Künstler!" rief dann die Stimme des Nachbars herüber; „zweifelsohne werden Sie unsere Bühne als Gast beehren?"

„Ganz verwirrt, aber ungeheuer geschmeichelt, verneinte ich, mich als nüchternen Menschen und Stud. theol. vorstellend, der nur einem kleinen Hang zur Declamation nachgebend, sich zu einem einfachen Leseabende mit vertheilten Rollen vorbereite.

„„Dann, junger Mann, fühle ich die Pflicht, Sie über Ihr enormes Talent aufzuklären," gesticulirte der Andere im Feuer enthusiastischer Beredsamkeit. „Ihnen steht eine lorbeerumrankte Mimenzukunft bevor; verschmähen Sie nicht, den Glückwunsch eines strebsamen Kunstjüngers, der, wenn auch nur in Aushülfsrollen als Tempeldiener Thaliens thätig, doch die Hohenpriester darin opfern sah."

„Nun wußte ich zwar in meiner Verlegenheit wirklich nicht, was ich Besseres mit dem Glückwunsch anfangen sollte, als mich dafür pflichtschuldigst zu bedanken; und einer freundlichen Einladung meines Nachbars, ihn behufs weiterer Kunstbesprechungen zu besuchen, widerstand ich gleichfalls nicht. So wurde ich unversehens mit Vater und Tochter bald gut bekannt. Es waren brave Leutchen, bei all ihrer theatralischen Excentricität, denn auch das junge Mädchen wirkte im Opernchor mit; und ich fühlte mich so behaglich in dem kleinen reinen Stübchen und so beglückt durch mein, von dessen Insassen anerkanntes, dramatisches Talent, daß ich die Zeit schier nicht erwarten konnte, wann ich sie zu Hause wußte, um alsdann mit einer dramatischen Dichtung in der Hand, in der ich mich als Held vor ihnen zu produciren gedachte, mit der aufrichtigsten Freude empfangen zu werden.

„Eben weil es mich nun, mir selbst noch unklar, unaufhaltsam in diese verlockende Sphäre des Theaterlebens mehr und mehr hineinzog, betrieb ich mein theologisches Studium mit einer Art von fieberhafter Consequenz — ach, und mein aufgespeichertes Wissen war doch nur wie ein tönend' Erz und eine klingende Schelle.

„Ich versäumte eigentlich keine meiner Pflichten, ich war fleißig, gab durch mein Betragen Niemand ein Aergerniß, Marthas Liebe beglückte mich mehr denn je, wenn ich auch nur selten ein kleines Briefchen von ihr erhielt und doch fehlte mir etwas! Ich hatte ganz harmlos meiner kleinen Braut stets mein ganzes Leben und Treiben brieflich offen dargelegt und ungeachtet ihrer einfachen Bildung und Erziehung verstand ihr empfängliches Gemüth doch vollkommen den poetischen Reiz meiner dramatischen Erholungsstunden. Auch von meiner neuen Nachbarbekanntschaft hatte ich ihr Vieles erzählt und dabei leider nicht bedacht, daß meine kluge Schwester Beate Marthas unzertrennliche Freundin geworden war, die förmlich auf der Lauer stand, einen Mißton in unser rein gestimmtes Glück zu bringen, der es zu Grabe läuten sollte. Und heute noch bin ich überzeugt, daß sie, zur Beschönigung ihrer Falschheit sich noch mit dem Grunde beruhigte, es sei zu unserem Besten, daß ein so kindisches Verhältniß sich allmälich löse, weil es in meinem Studium nur zerstreuend auf mich einwirke. Genug, nach einiger Zeit merkte ich, daß Marthas Briefe kälter wurden. Sie fragte und erwähnte nichts mehr, was auf meine Lieblingserholung, als auch auf meine Nachbarn Bezug hatte. Ich merkte, daß ihr kleines Herz eifersüchtig sein konnte und das verdroß und betrübte mich mehr als ich sagen kann, weil ich mit treuester Liebe an ihr hing und nichts mir ferner lag, als ein unerlaubter Gedanke an die arme kleine Choristin mir gegenüber.

„Meine Liebe zu Martha war so stark, daß ich indeß ihr zur Beruhigung meinen Umgang mit den Nachbarn drüben eingestellt und mein künstlerisches Streben damit zugleich aufgegeben hätte, wenn es nicht durch plötzlich eingetretene traurige Schicksalsschläge wie eine Ehrensache an mich herangetreten wäre, die Armen jetzt nicht zu verlassen, und damit brach auch mein Unglück an."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Neuere Ansichten über die Wärme.

Naturwissenschaftliche Skizze von **Dr. Eugen Jäger**

(Schluß).

Um dies genau ausdrücken zu können, muß man der festgesetzten Arbeitseinheit auch eine Wärmeeinheit gegenüberstellen. Als solche gilt allgemein diejenige Wärmemenge, welche erforderlich ist, um ein

Kilogramm Wasser um 1° des hunderttheiligen Thermometers zu erwärmen. Die Versuche ergaben, daß zu einer solchen Wärmeeinheit eine mechanische Arbeit von 424 Kilogrammmeter gehört; diese Zahl heißt das mechanische Aequivalent der Wärme. Um also ein Kilogramm Wasser von 0° zum Sieden zu bringen, d. h. es auf 100° zu erwärmen, bedarf es der Anwendung von 100 Wärmeeinheiten, also 42,400 Kilogrammmeter mechanischer Arbeit; bei Aufwendung dieser Arbeit werden die Molekularbewegungen des Wassers allmälig so stark, daß der flüssige Zustand desselben sich in den gasförmigen verwandelt.

Wie durch Aufwand von mechanischer Arbeit Wärme entsteht, so wird auch umgekehrt durch Erzeugung von Wärme mechanische Arbeit verfügbar. Betrachten wir einmal den Vorgang bei einer Dampfmaschine. Hier wird durch die Verbrennung von Steinkohlen das Wasser in Dampf verwandelt. Nach der Theorie erfolgt durch die Zersetzung des Brennmaterials unter dem Einfluß der Luft eine äußerst energische Bewegung in den Molekülen des brennenden Körpers, der Luft und der Verbrennungsproducte, der Gase. Diese Bewegung gibt sich für uns als Erhitzung der ganzen Masse kund; die Bewegung der Gase ist sogar eine derartige, daß die davon ausgehenden Aetherwellen eine bestimmte Schwingungszahl überschreiten und dadurch in unserem Auge den Eindruck der Flamme hervorbringen. Die ganze, äußerst *lebhafte* Bewegung theilt sich durch directe Berührung dem Eisen und den Heizröhren des Kessels mit, dadurch dem Wasser, dieses wird erwärmt, erhitzt und endlich in Dampf verwandelt. Durch weiter schreitende Erhitzung erlangen die Dampftheilchen selbst immer lebhaftere Bewegung und endlich ihre furchtbare, alle Hindernisse aus dem Wege räumende Kraft. Ehe aber die Bewegung der Moleküle auf diesen Grad gestiegen ist, wird der Dampf durch die Construction der Maschine in einen Cylinder geleitet, wo seine Expansivkraft dazu verwendet wird, einen Kolben hin und her zu schieben und auf diese Weise die ungeheuersten Lasten zu ziehen oder Arbeiten auszuführen, die man noch wenige Generationen vorher für unmöglich gehalten hätte. Die Bewegung der Moleküle des Dampfes verwandelt sich so in die Bewegung der Arbeitsmaschinen und die Bewegung des Kolben im Dampfcylinder vermittelt den Vorgang. So leistet die Kraft des Dampfes eine riesige Arbeit und die Quelle dieser dämonischen Kraft ist die Wärme. Gleichzeitig aber in dem Maße, wie die Arbeit des Dampfes geleistet wird, nimmt seine Temperatur wieder ab und je geringer sie wird, desto weniger Arbeit kann geleistet werden. Schließlich wird der Dampf wieder zu Wasser, welches jetzt blos mit Hilfe der Schwerkraft mechanische Arbeiten leisten kann.

So kann man durch passende Verwendung der Wärme sichtbare Arbeit erzeugen, wie umgekehrt durch Arbeit Wärme hervorrufen. Dasselbe Verhältniß aber, welches zwischen aufgewandter mechanischer Arbeit und der dadurch erzeugten Wärme besteht und welches sich in dem Satze ausdrückt, daß je eine erzeugte Wärmeeinheit einer aufgewandten Kraft von 424 Kilogrammmeter entspricht: dieses selbe Verhältniß besteht auch zwischen vorhandener Wärme und der mechanischen Arbeit, welche damit geleistet werden kann. Berechnungen an der Dampfmaschine sowohl wie genaue Versuche weisen unwiderleglich darauf hin; für je 424 Kilogrammmeter geleistete Arbeit verschwindet eine Wärmeeinheit.

Dieses wichtige und folgenschwere Prinzip ist das **Princip der Erhaltung der Kraft.** Es besagt, daß eine Kraft nicht verschwinden kann, sondern sich nur in andere Kräfte umsetzt, unter anderer Form auftritt. Bei der Dampfmaschine hat sich die verschwundene Wärme in mechanische Arbeit verwandelt, d. h. die Bewegung der kleinen Moleküle im erhitzten Körper hat sich in Bewegung großer Massen umgesetzt, welche als mechanische Arbeit erscheint; die Kraft, welche die Molekularbewegung hervorgebracht hat, hat also auch die von dieser Molekularbewegung geleistete mechanische Arbeit erzeugt. Umgekehrt entsteht die Wärme eines Körpers dadurch, daß eine Kraft auf denselben einwirkt, welche scheinbar keine Arbeit leistet. Die Massen bleiben scheinbar in Ruhe, dagegen sind in dem Körper selbst Molekularbewegungen aufgetreten, welche sich als Wärme kundgeben. Auch hier ist die Kraft nur scheinbar verschwunden, denn in Wirklichkeit tritt sie jetzt in Form der Wärme auf.

Dieses Wechselverhältniß zwischen Wärme und mechanischer Arbeit besteht aber nicht blos im Allgemeinen, sondern äußert sich in bestimmten festen Zahlenverhältnissen, von denen wir bereits das wichtigste, das mechanische Aequivalent der Wärme angeführt haben. Die Zahl von 424 Kilogrammmeter geleisteter Arbeit entspricht immer einer Wärmeeinheit, ob nun Kraft verschwindet und Wärme erzeugt wird oder umgekehrt. Verschwindet ein bestimmtes Quantum Arbeit, so wird immer dasselbe Quantum von Wärmeeinheiten frei und umgekehrt entspricht jeder verschwundenen Wärmeeinheit immer das nämliche Quantum von verfügbarer Arbeit.

Diese Lehre von der Erhaltung der Kraft ist eine der folgenreichsten in der ganzen Naturwissenschaft und die größten Forscher sind mit ihrer weiteren Begründung und besonders mit dem Beweise ihrer allgemeinen Giltigkeit beschäftigt. Man sucht vom Standpunkte dieses Prinzips aus eine gemeinsame Anschauung aller Naturkräfte, der irdischen und außerirdischen zu gewinnen, indem es auf diese Weise möglich ist, Licht, Wärme, mechanische Kraft, Schwerkraft und mechanische Arbeit von einem und demselben Gesichtspunkt aus zu betrachten. Die erste Anregung zu dieser äußerst fruchtbringenden Theorie gab ein deutscher Arzt, Namens Jul. Rob. Mayer von Heilbronn im Jahre 1842. Bald nach ihm trat der englische Physiker Joule mit seinen Versuchen auf, welche den mathematischen Zusammenhang der einzelnen Kräfte zu bestimmen versuchten; in der neueren Zeit hat diese Wärmelehre, welche wegen ihres Zusammenhangs mit den mechanischen Arbeitsleistungen die **mechanische**

Wärmetheorie genannt wurde, besonders durch Clausius ihre Weiterentwicklung und vorzugsweise ihre mathematische Begründung gefunden.

Italienischer Bombast.

** In einer Zeitschrift, welche dem Königreich Italien sehr günstig gestimmt ist, haben wir vor mehreren Jahren in einem Bericht über das Florentiner Parlament die Ansicht gelesen, es könne in jenem Lande niemals eine wahrhaft parlamentarische Regierungsweise mit glücklichen Ergebnissen auf die Dauer bestehen; denn vermöge seiner Anlage zur Suada, zum Schönreden, lege der Italiener allzugroßen Werth auf die glänzenden parlamentarischen Redekämpfe und übersehe die Bedeutung eines thatkräftigen rechtzeitigen Handels. Seit jener Zeit haben wir schon zu wiederholten Malen uns von der theilweisen Richtigkeit obiger Bemerkung überzeugen können. Einen neuen Beitrag zu der oben geschilderten Nationaleigenschaft finden wir in dem Bericht, welchen die mit der Veranstaltung einer maritimen Ausstellung in Neapel beschäftigte Commission unlängst an das Ministerium eingereicht hat.

Jener Bericht ist in echt italienischer Breite gehalten und ergeht sich mit großem Behagen in den Bildern des antiken Ringkampfes. Die Kraftstelle aber lautet:

„Bereits umgürten sich die Italiener und treten in die Bahn mit dem festen Entschluß, wenn auch nicht als Sieger, so doch unbesiegt auf dem Kampfplatze zu verbleiben. Wieder erwacht sind unsere geschichtlichen Erinnerungen an den ehemaligen Ruhm und die Herrschaft über die Meere, an unsere hervorragende Stellung im Handel und Verkehr, aber auch an die traurigen Ursachen des Verfalls, an die wechselseitigen Kämpfe unserer Vorfahren um das Primat, die mit dem gänzlichen Verlust all des früheren Glanzes endigten. Dieß hat uns Begeisterung eingeflößt und ist ein neuer Sporn für uns zu dem heiligen Vorsatze, die Verlassenschaft unserer Väter von jenem Flecken zu reinigen und die Fremden zum Wettkampfe herauszufordern."

Auch in Deutschland kann man von schwärmerischen Gymnasiasten, exaltirten Studenten, besonders aber bei politischen Zweckessen eine ähnliche Sprache hören, aber in einem officiellen Aktenstücke sind wir einer solchen überschwenglichen Ausdrucksweise noch nicht begegnet.

Miscellen.

Dem „Nürnberger Correspondent" wird aus Mannheim geschrieben: In Speyer hat der Alterthumsverein wieder bedeutende Erwerbungen gemacht. So ist der Fund von Alzei, über welchen in diesen Blättern berichtet wurde, in dessen Sammlung aufgestellt worden. Sehr interessante burgundisch-fränkische Gräberfunde aus der Gegend von Zweibrücken sind jüngst dazu gekommen; am Bedeutendsten aber ist ein Fund von Böhl, dessen Erwerbung in nächster Aussicht steht, zwei goldene Armringe von schöner Arbeit und so schwerer Fassung, daß der Metallwerth über 50 fl. beträgt. Sie sind aus vorrömischer keltischer Periode.

Großgerau, 8. Mai. Die Erde hat sich noch nicht vollkommen beruhigt. Seit Gründonnerstag und Charfreitag am 14. und 15. April, an welchen Tagen drei Stöße vorkamen, wurde kein weiterer Stoß verspürt, bis heute Morgen um 10 Uhr 20 Minuten ein Stoß erfolgte, der auch an anderen Orten der Umgegend wahrgenommen wurde. Von anderen Bewohnern unserer Stadt wollen auch schon im Laufe der Woche leise Erderschütterungen bemerkt worden sein. (Darmst. Ztg.)

Hardenburg, 10. Mai. Herr Gastwirth Ritter dahier ist schon seit langer Zeit im Besitz von unmittelbar unter der Burgruine Hardenburg gelegenem Gelände. Bei der Umrodung desselben stieß man plötzlich auf ein sehr dickes Bleirohr, welches, wie sich später herausstellte, von der Burg herab zu Thal lief. An manchen Stellen fehlte das Rohr stückweise, so daß man also schon früher von dem Vorhandensein dieser Wasserleitung Kenntniß gehabt haben mußte. Allem Vermuthen nach diente dieses auffallend starke Bleirohr einer Druckpumpe, welche das Trinkwasser hinauf zur Burg zu bringen hatte. Dem Vernehmen nach soll Herr Ritter schon 7—8 Centner Blei auf diese ganz unvorhergesehene Weise gewonnen haben. Es wäre in der That interessant, wenn man durch irgend vorhandene Urkunden erfahren könnte, aus welcher Zeit diese Wasserleitung stammt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach schon hunderte von Jahren auf diese Weise begraben lag.

An der Wiener Börse herrschte am 10. Mai großer Allarm. Einige Speculanten wollten Kenntniß von einer Depesche haben, in der es hieß, der Kaiser Napoleon sei von zwei Schüssen in die Brust getroffen worden und sogleich todt geblieben. Obwohl die Nachricht an sich unwahrscheinlich klang und auch die telegraphischen Coursberichte von Berlin und Frankfurt in nichts den Einfluß eines solchen Ereignisses wahrnehmen ließen, wurde sie doch, wie dieß immer geht, von dem urtheilslosen Theile des Börsenpublikums gläubig hingenommen. Die Erhebungen über die Entstehung der Attentatsnachricht lieferten folgendes Resultat: Die Kunde wurde zuerst in einer Gruppe von Straßenspeculanten laut und es zeigte sich, daß es dieselben waren, die seit einiger Zeit schon sich durch eine merkwürdige Kenntniß des Inhalts der officiellen Depeschen auszeichneten, noch ehe Jemand an der Börse die Depeschen empfangen hatte. Diese konnten ihnen daher blos von Seiten des Correspondenzbureaus mitgetheilt sein, noch ehe dessen Abonnenten die durch den Druck vervielfältigten Nachrichten in Händen hatten. Der Verdacht lenkte sich auf einen Setzer und man beschloß, den Verräther in die Falle zu locken. Da der Dieb jede Kleinigkeit verrieth, so sollte etwas recht Plumpes ersonnen werden, um ihn zu entlarven. Unglücklicher Weise verfiel man auf die Attentatsgeschichte — die jetzt in der Zeit der Complote das Plausibelste und ungefährlich schien, da man irrigerweise annahm, es werde an der Börse sofort erkannt werden, daß die Sache erfunden sei. Heute Morgen wurde der französische Text hier geschrieben, die Uebersetzung beigefügt und dem Drucker übergeben. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Kunden an der Börse zu benachrichtigen. Noch bevor die Depeschenabzüge gemacht wurden, erging an den Setzer die Aufforderung, die Pariser Attentatsdepesche wieder aus dem Satz zu heben. Der Mann erbleichte und erkannte sofort, daß er entlarvt sei; er gestand nun auch seine That ein und gab die Namen der Personen an, denen er die Depeschen früher mitgetheilt, noch bevor die Abonnenten in deren Besitz gelangt sein konnten.

Logogryph.

Setz' ich ein Zeichen der Ahnfrau bei
Von einem großen König,
Dann dünkt mich, daß es heilsam sei
Und dient beim Erziehen nicht wenig.
Auch empor vor meinem Blatte taucht
Ein Ding, das Mancher im Felde braucht. r.

Auflösung des Palindroms in Nr. 51:

Schlaf — falsch.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 58. Speyer, Dienstag, den 16. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

VI.

„Melanie, die junge Sängerin, erkrankte plötzlich lebensgefährlich an einer Lungenentzündung. Der arme Vater, der sie vergötterte, war halb von Sinnen vor Angst und Sorge, um so mehr, als ihm die nöthigen Mittel zur Pflege fehlten. Nun sollte er gar an ihrem Bett Wache halten, wenn es Proben und Vorstellungen förmlich regnete, derweil Devrient eben an dortiger Bühne gastirte und stets ein dicht gedrängtes Haus machte; wie wäre das möglich gewesen, ohne davon geschickt zu werden? Ich half also, wo ich konnte, schaffte eine Wärterin herbei und saß selbst manche Stunde am Krankenbett der Tochter, während der arme Vater Comödie spielen mußte.

„Eines Nachmittags gesticulirte er mich eilig hinüber. Ich traf ihn in heller Verzweiflung, denn der Arzt hatte den Zustand Melaniens für beinah hoffnungslos erklärt. Er dürfe sein Kind nicht verlassen, weil Alles zu befürchten stände, jammerte der arme Mann händeringend und nun kämpften Liebe und unerbittliche Pflicht miteinander, weil er für den Abend unentbehrlich in seiner kleinen Rolle sei, obgleich er nur den ersten Todtengräber im „Hamlet" zu spielen habe. Aber der gefeierte Devrient verewige sich einmal wieder in der Titelrolle und nur wirklich „gewiegte Künstler" würden dabei selbst zu den Aushilfsrollen gewürdigt; und dieser philosophirende Todtengräber sei gerade immer seine Force gewesen, der Director habe sein Talent auch darin erkannt; nun hätten Angst und Schmerz um Melaniens Leben ihn aber übermannt, er müsse, müsse bleiben. So jammerte er fort und fort und ganz von Mitleid hingerissen, wie beherrscht von einem mächtigen Zauber, rief ich ihm mit Feldherrnenergie zu: Beruhigen Sie sich, Wappner, ich werde Ihre Rolle übernehmen, so wahr ich Dietrich Uhde heiße! Im Feuer der Darstellung wird Niemand den Tausch merken, mein Spiel soll Ihnen überdies eben so wenig Schande machen! Den Hamlet kenne ich wie meine Tasche, rasch also pauken wir noch einmal eine Probe ab und dann „zum Kampfe!"

„Wappner fiel mir tief gerührt um den Hals.

„„Edler junger Mann, das wollten Sie? Gott lohne es Ihnen!" rief er aus. „Glauben Sie mir, das ist ein Schicksalswink, der Sie auf die Bretterwelt schleudert. Wir dürfen diesem mächtigen Mahnruf nicht widerstehen. Wohlan!"

„Und nun wurde bald in der Eile eine Probe im „Costüm" abgehalten, in der ich glänzend bestand, wie Wappner versicherte; ein ihm befreundetes, ebenfalls actives Bühnenmitglied wurde in's Vertrauen gezogen, ich dessen Händen anvertraut, damit ich mich an dem Ariadnefaden seiner routinirten Localkenntnisse hinter des Vorhangs Labyrinth zurechtfände und fort ging es durch die dichten, kalten Nebel des Winterabends zu den Brettern, die da die Welt bedeuten sollen. Meine Wangen glühten, ich fühlte nicht die schneidende Luft, wie in einem Rausche wandelte ich an des nüchternen Schauspielers Seite mit hochklopfenden Pulsen dahin. Wäre ich aus meiner Aufregung auch nur zu einem klaren, vernünftigen Gedanken gekommen, so hätte ich vielleicht das Wahnsinnige meines Unternehmens eingesehen und wäre davon abgestanden, aber wer weiß es, ich war ja ein junger Thor damals, in dessen Kopfe es schäumte und brauste, wie gährender Wein. „Schicksal, du nahmst deinen Lauf!""

Werner blickte ihm gespannt in die Augen, als er eine kleine Pause machte, um Athem zu schöpfen. „Erzähle, wie lief der Spaß ab," drängte er dann weiter, er konnte den Ausgang des Hamlet kaum erwarten.

„Mir brannte der Boden vor Ungeduld unter den Füßen, bis ich endlich, so ziemlich am Schluß des herrlichen Dramas, mit meiner Rolle an die Reihe kam," nahm Uhde wieder auf. „Wie gehoben durch die Nähe des großen Künstlers mir gegenüber, fühlte ich mich immer sicherer in meiner Rolle, so daß Devrient mir einmal auch ganz ermuthigend zuwinkte.

„Als ich mein letztes Wort gesprochen hatte und bald die Majestäten und das Grabgeleite der Ophelia die Scene füllten, schwamm ich so in allen Kunsthimmeln, daß ich mich unter das Gefolge mischte. Mit um so größerem Schreck mußte es mein ahnungsloses Gemüth daher bestürmen, als vor der Verwandlung der Scene, beim allgemeinen feierlichen Abzuge,

eine Stimme aus dem Parterre mir „Leb' wohl, Uhde!" zurief.

„Mit jähem Ruck erwachte ich aus meinem poetischen Taumel, der Schreck, mich erkannt zu wissen, fuhr mir wie lähmend in alle Glieder. Welcher Satan von Studienbruder hatte denn auch nur unter der von Wappners geschickter Hand mit Denkerfalten und Schminke über und über angepinselten Todtengräberphysiognomie meine ureigenste herausgewittert!

„Mit allen Kräften strebte ich, hinter der nächsten Coulisse zu verschwinden, bis ich mich dann, einer Ohnmacht nahe, auf einer seinsollenden Rasenbank in einem halbdunkeln Winkel der Coulissenwelt wiederfinde.

„Eine gute Weile saß ich da, ganz zerknirscht, in meinem komisch-tragischen Geschick zusammengesunken. Jeder nur mit sich selbst und seiner Function beschäftigt, war an seinem Posten, Niemand beachtete mich in meiner dunklen Schicksalsecke.

„„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!" fuhr es mir durch den Kopf, indem ich mich dann resignirt aufraffte und davonschlich, um noch nach der armen kranken Melanie zu sehen und mich bei Wappner vollends zu entpuppen.

„Die Kranke fand ich bedeutend ruhiger, das Fieber hatte sich gemindert, sie schlief erquickend und der nun hoffnungathmende Vater sah so strahlend glücklich aus, als ich bei ihm eintrat, daß ich meine eigene Sorge und Verstimmung darüber vergaß und mich damit zu trösten begann, ein gutes Werk gethan zu haben. Wappner, dem ich Alles haarklein berichten mußte, wie es mir ergangen war, beruhigte mich, ungemein erheitert von meinem Abenteuer über die Stimme aus der Tiefe, deren Eigenthümer, von meinem Spiel begeistert, mein wahres Selbst entdeckt und benamt habe. Uebrigens rieth er mir doch väterlich, mein kleines Abenteuer, im Falle es ruchbar würde, mit stoischem Gleichmuthe von mir abzuwälzen und als Irrthum zu bezeichnen, bis ich fest entschlossen sei, mich der Bühne ganz zu widmen. Und dann floß der arme Mann so in Dank und Liebe zu mir über, daß ich, vollständig mit meiner That ausgesöhnt, in meiner Wohnung anlangte, mein Bett aufsuchte und in den Schlaf des Gerechten verfiel.

„Am folgenden Tage stürmten meine Bekannten mit brüllendem Gelächter bei mir ein und nahmen mich feierlich wegen des dunklen Gerüchtes ins Verhör, daß ich am vergangenen Abende der Welt als Todtengräber erschienen sei, aber meine stoische Ruhe und kalte Verwunderung über einen solchen „Unsinn" ihrerseits verblüffte sie dermaßen, daß sie ganz kleinlaut wurden und dafür sorgten, daß Windstille für mich eintrat, welche die wildbewegten Wellen des Stadtklatsches glättete.

„Aber ich hatte den Staub der Coulissengeheimnisse eingeathmet. Wenn der Löwe Blut leckt erwacht seine eigentliche Natur; das nüchterne Alltagsleben mit seinem trockenen Studium fing an, mich zu erdrücken und still seufzend unter seiner Last, ertrug ich's doch und quälte meinen Kopf mit einem Fleiße, der das mahnende Gewissen übertäuben sollte und doch nimmer Früchte eintrug.

Nach jenem schlimmen Abende, wo die Krankheit Melaniens sich zum Besseren gewendet, schritt sie in der Genesung rasch vor. Mit der neugefestigten Gesundheit hatte sich ihre jugendliche Schönheit erst recht entwickelt und bei ihrem ersten Auftreten nach der Krankheit, nahm die Männerwelt erst Notiz von ihrem Dasein; das junge, blasse Geschöpfchen hatte Niemand der Beachtung werth befunden, bis es sich zum schimmernden Falter verwandelt.

„Ich war dem Mädchen wie einer Schwester zugethan. Mich rührte die unbefangene Zutraulichkeit, mit der sie mir all ihre kleinen Bühnenerlebnisse anvertraute und dabei ganz naiv, wie an einen Bruder, Anspruch als auf einen solch natürlichen Beschützer an mich zu haben glaubte, wenn irgend ein ihr lästiger Verehrer sie mit seiner Huldigung langweilte und das kam jetzt so häufig vor, daß es dem Vater sichtlich eine Sorge war, sie Abends allein vom Theater den Weg nach Hause machen zu lassen, da die Reihe des Krankseins nun an ihn kam. Wochen lang lag er an einem nervösen Fieber darnieder; ich durfte die Leutchen nicht verlassen, half Melanien so gut ich konnte bei ihrer aufopfernden Pflege des Vaters und als sie mich kindlich bat, seine düsterste Sorge zu verscheuchen, indem ich Abends meinen Krankenwärterposten, den ich, während Melanie ihren Theaterberuf erfüllte, getreulich für sie versah, ein paar Augenblicke zu verlassen, um nach beendigter Vorstellung ihr Begleiter zu sein, war ich augenblicklich dazu bereit und überreich durch den dankbaren Blick des Kranken und die kindliche Art Melaniens belohnt, mit der sie mir sagte:

„„Sie sind uns vom Himmel geschickt in dieser schweren Zeit, er lohne es Ihnen, was Sie an uns thun!"

„Ich hatte Martha meinen weitern Verkehr mit den Nachbarn durchaus nicht verheimlicht; im Gegentheil, in der beredtsten Weise die über sie hergezogenen Bekümmernisse geschildert, die ja auch die meinigen geworden waren. Doppelt schmerzte es mich daher, sie beinahe unempfindlich dafür zu finden. Mit ein paar kalten Worten ging sie über die ganze Leidensschilderung hinweg; der Stachel der Eifersucht mußte, von Beatens scharfer Zunge zugespitzt, tief in ihr weiches Herz gedrungen sein, aber mit dem ganzen Vertrauen meiner Liebe zu ihr, hoffte ich, sie später noch von meiner unwandelbaren Treue überzeugen zu können, wenn wir Auge in Auge einander gegenüber ständen, denn nach Jahresfrist erst hatte der Vater meinen Besuch in der Heimath gewünscht und angeordnet.

„Von meinem improvisirten Theaterdebut hatte ich wohlweislich nichts erwähnt; was sollte ich ihr und mir Kummer und weitere schwere Stunden damit bereiten, argumentirte ich mir vor, um mein Gewissen zu beruhigen. Dabei überrieselte es mich eiskalt, wenn ich bedachte, das Spürtalent Beatens könne Wind davon bekommen, um meinen armen Vater

dadurch aufzuregen und trotz alledem lag ich doch in stetem Kampfe mit meinem unbezwinglichen Verlangen, wieder einmal an Wappners Stelle die Bühne betreten zu dürfen.“

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien

Von Dr. Eugen Jäger.

Von Girgenti nach Syrakus.

Fahrt an der Küste hin, Licata, Terranuova, ein Schiffsfrühstück, Syrakus.

In einer herrlichen Vollmondnacht verließ unser Schiff den Hafen von Girgenti. Die Wirkung des klaren, milden Lichtes auf die weite Meeresfläche, auf die ausgewaschenen geisterhaften Felsen der Küste, auf die Trümmererben der alten Stadt mit den bleich herniederblickenden Häusern des modernen Girgenti war eine unbeschreibliche. Fast geräuschlos fuhr der Dampfer an der Küste entlang, und erst des Morgens in Licata wurde Halt gemacht. Diese alte phönizisch-karthagische Handels-Station liegt äußerst malerisch am Fuße eines hohen Felskegels, der mit einem Schlosse gekrönt ist. Große und kleine Segler und Dampfschiffe liegen hier vor der seichten Rhede; denn in Licata wird vielleicht noch mehr Schwefel exportirt, als in Girgenti selbst.

Dieser Meeresfläche, die hier in ewigem Wechselspiele ihre Wogen gegen den Strand wirft, sieht man es nicht mehr an, daß hier einst eine der größten Seeschlachten ausgefochten wurde. Regulus schlug hier, ehe er nach Afrika ging, im Jahre 256 v. Chr. die karthagische Flotte, und eine ungeheuere Anzahl von Schiffen und Menschen war beiderseitig in den Kampf geführt worden.

Von hier aus ging die Fahrt an der flachen, mit Grün bedeckten Küste entlang nach Terranuova. Das Schiff hält abwechselnd bald dort, bald in Licata. In der Nähe von Terranuova lag das altberühmte Gela, die Mutterstadt von Girgenti, welche ein Jahr vor der Verwüstung dieser Stadt ebenfalls von den Karthagern zerstört wurde. In Gela starb Aeschylus, und die Bürger errichteten ihm ein herrliches Denkmal und feierten auch späterhin noch sein Gedächtniß durch große Festlichkeiten. Nur noch spärliche Trümmer in öder Gegend erzählen von der einstigen Herrlichkeit.

Gegen 9 Uhr Morgens wurde auf dem Schiffe das Frühstück, die Colazione, eingenommen. Der Aufwärter, ein alter Mann, der mehr den freundlichen Wirth als den Kellner zu machen suchte, erzählte uns während der ganzen Zeit von seinem Sohn, der in China sich aufhielt. Er hatte denselben einmal besucht, und wir mußten die Briefe und Zeichnungen seines Wundersohnes bewundern. Dabei unterhielten uns ganz besonders die lebhafte Art, die Geberden und die Ausdrücke des Graukopfes, an dem, wie an den meisten Italienern, ein Schauspieler verloren war. Nach deutscher Weise blieben wir etwas lange bei Tisch sitzen und sprachen dem guten Weine von Catania noch eine Zeit lang zu, bis es endlich dem Alten zu lange wurde, und er uns auf eine Art, daß man ihm unmöglich böse sein konnte, vom Tische jagte mit dem italienischen Sprichworte:

A tavola senza mangiare,
In letto senza dormire,
A pena di morire.

Die Fahrt war vom herrlichsten Wetter begünstigt; das Meer war klar, wie ein Spiegel, und die milde Seeluft entzog der Sonne einen Theil ihrer Wärme, so daß wir uns fortwährend auf dem Verdecke aufhalten konnten. Große und kleine Barken und Segelschiffe belebten das Meer; Malta, in dessen Nähe wir uns befanden, soll bei heiterem Wetter von hier aus sichtbar sein, aber wir konnten Nichts davon entdecken. Die Küste erstreckt sich in langen Zügen bald sandig, bald angebaut, vom Meere gegen das Innere; menschliche Ansiedelungen waren wenige zu sehen; hie und da kam ein Dorf, ein Leuchtthurm, oder eine Art Castell zum Vorschein. So fuhren wir um die Südspitze der Insel und wandten uns von dort nach Norden. Bald traten die Berge wieder vor gegen das Meer; dann ging es um das Vorgebirg Muro di Porco, das weit in die See hinein sich erstreckt, und endlich lag die helle Häusermasse von Syrakus, aus dem Wasser auftauchend, vor unseren sehnsüchtigen Blicken.

Die Ermordung des Prinzen Arenberg.

Die neuesten Nachrichten über die Ermordung des Prinzen Arenberg in Petersburg lauten dahin, daß der Prinz, nachdem der Kammerdiener im Entsetzen über dessen vorgefundenen entseelten Körper im Galitzin-Palaste Lärm geschlagen hatte, mit den Stricken der Fenstergardinen an das Bett festgebunden, die Beine mit einem Hemde gefesselt und der Hals mit einem Tuche fest zusammengeschnürt getroffen wurde. Die Untersuchung, welche sofort an dem Thatorte des Mordes angestellt wurde, ergab, daß der Prinz gegen zwei Uhr in der Früh nach Hause gekommen sein mußte; rücksichtsvoll, wie er selbst gegen seine Dienerschaft war, hatte er Niemanden geweckt und sich selbst das Palastthor aufgeschlossen. Da er die vertrauensvolle Gepflogenheit hatte, die Thüren seiner Wohngemächer nicht zu schließen, war es den Mördern ein Leichtes, sich dort früher zu verbergen. Sie konnten somit ungehindert in sein Schlafzimmer eindringen. Der Mord mochte nach drei Uhr vorgefallen sein, und der Prinz mußte nach den Symptomen an seiner Leiche mit den Mördern verzweifelt gerungen haben. Einer Annahme der Sachverständigen zufolge wäre der Prinz bei der Arbeit an seinem Schreibtische überfallen worden, denn die Lampe auf diesem war umgestürzt. Um ihr Würgewerk zu vollbringen und die Plünderung vorzunehmen, mußten die Mordgesellen Licht machen, was ihnen nicht leicht gelang, soviel aus den verstreuten Zündhölzchen auf dem Boden zu vermuthen ist. Es mußte ein entsetzlicher Kampf vorangegangen sein, bis es den Mördern gelang, den Prinzen an das Bett zu fesseln und zu erdrosseln, und offenbar hatte er noch lange mit brechenden Augen ansehen müssen, wie die Plünderung verübt wurde. Das Gutachten der Aerzte stellt als ausgemacht hin, daß der Mord an dem Prinzen nicht von Einem, sondern von Mehreren vollbracht worden sein mußte. Am Thatorte fand man eine Branntweinflasche und wurde sofort außer anderen

Objecten noch der Abgang der Manschettenknöpfe, einer Brillantnadel und goldenen Uhr constatirt. Die Kasse war nicht beschädigt, auch andere Aufbewahrungsschränke von Werthsachen waren nicht erbrochen. Als einer der Mörder wurde unverzüglich Gery Chyszloff, der ein früherer Bediensteter des Hauses war und dort in den Vortagen des Mordes sich wiederholt gezeigt hatte, bei seinem Onkel verhaftet. Bei einer ersten Vernehmung, in der er ausgesagt hatte, daß er Tag und Nacht bei seinem Onkel zugebracht, wurde diese Angabe durch den Umstand widerlegt, daß er in der verhängnißvollen Nacht, den Angaben der Hausleute zufolge, außer Hause gewesen sei. Was den Verdacht gegen ihn noch bestärkt, ist die Thatsache, daß bei ihm blutbefleckte Rubelscheine vorgefunden wurden. Außerdem soll man noch unter der Leiche des Prinzen eine Art von Haartour, welche sonst den kahlen Scheitel jenes Individuums maskirt hatte, entdeckt haben. — Der in Petersburg ermordete Prinz Arenberg war Majoratsherr und hatte eine jährliche Revenue von einer Million Gulden. Der gewaltsame Tod ist in der Familie der Arenberge leider wiederholt vorgekommen und, man kann sagen, ein Familien-Unglück. Die Mutter des greisen in Wien lebenden Vaters des in Petersburg Ermordeten wurde guillotinirt; seine Schwester starb ebenfalls eines gewaltsamen Todes. Einer seiner Söhne, der älteste, starb vor wenigen Jahren in Folge eines Sturzes vom Pferde, wenn wir nicht irren, bei Gelegenheit eines Spazierrittes im Prater. Der Reichskanzler Graf Beust war der Erste, der dem greisen Vater die Trauerkunde von dem neuerlichen Unglücksschlage, der ihn getroffen, überbrachte.

Miscellen.

Berlin. Die Nachricht, daß der deutsche Gelehrte Dr. **Schimper** in den ersten Tagen des Februar in Adoa gestorben sei, hat sich zum Glück nicht bestätigt, da eine Quittung desselben über ein vom Könige ihm bewilligtes Geschenk von 1000 Thlrn. vorliegt, welche am 28. Februar ausgestellt ist.

Liegnitz, 9. Mai. Das „L. St." meldet: „Ein interessanter und wichtiger Fund ist am letzten Samstag hier gemacht worden. In unserer Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek hat Dr. Kraffert, Oberlehrer am Gymnasium, mit Hilfe des Bibliothekars, Oberdiakonus Penzig, eine Handschrift des Livius aufgefunden, welche die vierte Decade fast vollständig enthält."

(**Paraffin-Explosion.**) An der Westküste der irischen Grafschaft Kerry hat eine Paraffinexplosion vier Menschen das Leben gekostet und mehrere andere stark beschädigt. Ein Faß Paraffinöl kam angetrieben und zwölf herbeigeeilten Personen gelang es, dasselbe ans Land zu bringen. Man glaubte, der Inhalt sei durch das Seewasser verdorben und steckte unvernünftigerweise einen brennenden Holzspan in das Oel, um zu sehen, ob dem wirklich so sei. Sofort erfolgte eine Explosion, welche die erwähnten traurigen Folgen hatte.

Die unterseeischen Höllenmaschinen oder Torpedos, deren ausgedehnte Verwendung zur Küstenvertheidigung neuerdings mit besonderem Interesse ins Auge gefaßt wird, sind eben dadurch in große Vervollkommnung gebracht worden. Im Krimkriege, wo sich ein weites Feld für den Erfindungsgeist rücksichtlich der Angriffs- und Vertheidigungsweisen eröffnete, unternahm es Professor Jacobi, Kronstadt mit Hülfe von Torpedos zu sichern, doch waren dieselben von noch ziemlich unvollkommener Construction, so daß auf ihre erfolgreiche Wirkung durchaus nicht mit Bestimmtheit zu rechnen war. Die Idee hatte jedoch Wurzel gefaßt und im Jahre 1859 wurde von den Oesterreichern ein vollständiges System zur submarinen Vertheidigung der Lagunen Venedigs vorbereitet, wobei zuerst die Electrizität zur Anwendung kam. Der amerikanische Bürgerkrieg brachte jedoch erst die Torpedos als Vertheidigungsmittel zur praktischen Wirksamkeit, indem damit über zwanzig Schiffe zerstört und eine furchtbare Panzerflotte bei Charlestown zurückgeschlagen wurden. Die Consöderirten konnten sich nur in beschränktem Maße der Electricität zur Entzündung bedienen, weil die strenge Blokade die Legung der nöthigen Leitungsdrähte verhinderte. Sie wendeten deshalb das von Jacobi eingeführte Prinzip an, welches darauf beruht, daß eine gläserne Phiole, die Schwefelsäure enthält, durch das darüber streifende Schiff zertrümmert wird, wobei ihr Inhalt auf Kalk fließt. Solche Torpedos wurden in verschiedener Weise angewendet. Sie wurden z. B. an eine Art unterseeischer Barricaden befestigt, welche durch schwere Gewichte an ihrem Platze erhalten wurden; andere wurden durch Holzstücke schwimmend erhalten und durch Anker in einer gewissen Tiefe befestigt. Diese letzteren Torpedos waren jedoch von etwas anderer Construction. Die explosive Substanz befand sich in einer Art vorstehenden Zapfens, welcher mit einem Rohre in Verbindung stand, das mit durch Alkohol angefeuchtetem Pulver gefüllt war. Diese sehr wirksamen Apparate, welche ebenfalls durch die darüber streifenden Schiffe entzündet wurden, waren leider dem Freunde so gut wie dem Feinde gefährlich und wo Ebbe und Fluth sehr stark stattfand, wurden sie bei dem tiefsten Wasserstande sichtbar. Die elektrischen Torpedos sind gegenwärtig, nach den durch Maury und Ebner bewirkten Verbesserungen die vorzüglichsten. Ihr Mechanismus ist so eingerichtet, daß durch die bloße Berührung eines Schiffes eine Explosion nicht bewirkt werden kann, sondern erst der electrische Strom von drei Landstationen, von denen aus ihre Lage genau bestimmt ist, durch sie hindurchgeleitet werden muß. Auf diese Weise ist den freundlichen Schiffen der ungefährdete Rückzug über dieselben sicher gestellt, während die nachfolgenden feindlichen ihrer zerstörenden Wirkung verfallen. Die mit ihnen verbundenen Leitungsdrähte können zugleich zur Beförderung von telegraphischen Signalen von einer Station zur andern dienen und bei Nacht weden die Operationen durch electrisches Licht ermöglicht. Nur sehr starker Nebel stellt sich der Anwendung dieser Vertheidigungsweise in den Weg. Was die Kosten der wirksamen Anwendung der Torpedos zur Küstenvertheidigung betrifft, so sind dieselben sehr bedeutend, da man die Apparate ziemlich dicht nebeneinander legen muß, um für jeden Fall gesichert zu sein.

* Muttersonne.

O gold'ne Leuchte meiner Jugendjahre,
Du Freudenquelle, nie getrübte, reine,
O Liebe, der auf Erden gleichet keine,
Du unergründlich tiefe, wunderbare —

O Mutter! als ich folgte Deiner Bahre,
Dem nassen Blicke war's beim Tagesscheine,
Als ob die Nacht sich mit dem Licht vereine,
Als ob die Sonne mit zur Grube fahre.

Doch hört sie jemals auf, ihr Licht zu geben?
Das Mondlicht dort, so sanft und mild empfunden,
Bezeugt auch der Entschwund'nen Licht und Leben!

O Muttersonne, auch im Grab entschwunden,
Du hörst nicht auf, wie Mondlicht zu umschweben
Mich mild und sanft in nächtlich dunklen Stunden.

L. Maurer.

Palindrom.

Wer in das Wort, von vorn gelesen, beißt,
Der kommt in Das, wie es von rückwärts heißt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 55:
Lauf — faul.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 59. Speyer, Donnerstag, den 18. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

VII.

„Schon mehrere Male hatte Melanie mir sorgenvoll geklagt, daß ein junger Offizier, in der Stadt als ein großer Roué bekannt, sie mit seiner Huldigung belästige, sobald er ihrer nur hinter den Coulissen ansichtig würde.

„Das kalte Ausweichen Melaniens erhöhte und *reizte* indeß natürlich nur das glühende Interesse des sich als unwiderstehlich bewußten Adonis und ich sah aus alledem große Widerwärtigkeiten auch für mich erwachsen, denen ich nicht zu entgehen vermochte.

„Eines Abends erzählte mir Melanie, in der größten Aufregung nach Hause kommend, daß jener Offizier mit einigen Kameraden in seiner Begleitung, ihr begegnet, dann allein dreist auf sie zu und neben ihr hergegangen sei, um ihr die unverschämtesten Phrasen zuzuflüstern, während das leise losbrechende Gelächter der Nachkommenden ihr Ohr erreicht habe.

„Athemlos sei sie dann hier vor ihrer Wohnung angelangt, den Dreisten keines Wortes würdigend, der ihr im gedämpften Ton noch nachgerufen habe, er werde ihrer Sprödigkeit doch sicher zu begegnen wissen.

„„Und jetzt gerade muß ich diese Kränkung still ertragen, wo ich durch des armen Vaters Leiden ohnehin tief genug bekümmert bin," schloß Melanie, mit Thränen des verletzten Stolzes in den Augen, ihren hastigen Bericht; weil jener verhaßte Mensch mich schutzlos glaubt, wird er mit seinen Verfolgungen mich nun doppelt belästigen."

„Nur Muth, Melanie! tröstete ich; zeigen Sie dem kranken Vater ein heiteres Gesicht, wenn es Ihnen auch schwer wird. Jener Mensch soll merken, daß Sie nicht schutzlos sind; ich werde von nun an Abends immer ihr Begleiter sein auf allen Wegen, bis Ihr Vater wieder genesen ist. Ich erwarte Sie auch heute vor dem Schauspielhause.

„„Aber in dem abscheulichen Schneegestöber, so spät — wir haben heute Halevys große Oper, die Jüdin — darf ich da Ihre Güte annehmen?" wandte sie schüchtern ein.

„Um so mehr werde ich da kommen, sagte ich entschlossen und es befriedigte mich, das arme Mädchen nun beruhigt zu sehen.

„Der Abend kam. In der Dämmerung begleitete ich Melanien schon zur Oper und kehrte dann an das Bett des fiebernden Kranken zurück, dessen Pflege ich in ihrer Abwesenheit wieder einmal übernommen hatte. Nach zehn Uhr schlummerte er ruhiger und ich machte mich leise auf den Weg zum Opernhause.

„Dort angelangt hörte, ich, auf- und abschreitend, bald den rauschenden Schluß des Orchesters und das Parterrepublikum drängte ins Freie.

„Durch die weit geöffneten Thüren aus dem Parquet her blitzten Uniformen in der grellen Gasbeleuchtung zu mir auf die dunklere Straße hinaus und mahnten mich an mein Wächteramt, um so mehr als jetzt auch Melanie aus dem Nebeneingang leichtfüßig zu mir hinsprang und nach des Vaters Befinden fragend, neben mir herschritt.

„Kaum hatte ich Zeit gehabt, ihr beruhigend zu antworten, als ein sporenklirrender Schritt uns auf den Fersen folgte und dann eine Gestalt in einen Reitermantel gehüllt sich zwischen uns drängte, mich ungenirt auf die Seite schiebt, gewaltsam des jungen Mädchens Arm in den seinigen zieht und eine Schwenkung nach einer weniger belebten Seitenstraße versuchte.

„Ich sage „versucht", Werner, denn von dieser bodenlosen Frechheit einen Moment lang förmlich überrumpelt, war ich doch auch wieder blitzschnell Herr meines Willens. Mit zwei Sätzen hatte ich den Gewaltthätigen erreicht, schweigend mit einer zornigen Bewegung das zitternde Mädchen von ihm befreit und mit mir fortgezogen, aber nur eine kleine Strecke weit — dann fühle ich etwas Eiskaltes in meinen Oberarm dringen und sehe dann im Schein einer Gaslaterne etwas Blankes vor meinen Augen flirren. Der Elende hatte mich verwundet.

„Wuthschäumend, jung und kräftig wie ich war, entwand ich der Faust des Offiziers den Säbel und schleuderte die Waffe weithin auf das Straßenpflaster, dabei hatte die unverschämte Rechte meines Gegners natürlich ein paar tüchtige Schrammen bekommen.

„Der Auftritt hatte Zuschauer gehabt, die den Sachverhalt bezeugen konnten; auch Officiere kamen dazwischen, die ihren tobenden Kameraden eilig mit

sich fortzogen und dann in Nacht und Nebel mit ihm verschwanden. Ich hingegen wurde von einem Polizisten auf das Arrestlocal begleitet, wo ich mit meinem nothdürftig verbundenen Arm, der mich gehörig schmerzte, die Nacht über, nicht auf Rosen gebettet, zubrachte. Die arme Melanie hatte sich nach dem Tumulte allein nach Hause geflüchtet, und, wie ich später erfuhr, that sie die verzweifeltsten Schritte, mich sobald als möglich aus meiner fatalen Lage zu befreien.

Aber ich blieb der dunkle, anrüchige Punkt in der Geschichte, die sich zu dem Ruf eines Mordanfalls emporgeschwungen hatte, den ich meinem Gegner zugeschworen. Dabei wurde mein Todtengräberdebut im Hamlet natürlich wieder aus dem Staub der Vergessenheit gezogen, neu verhandelt und von Argen als eine meiner tollen Ausschweifungen festgestellt. Wie das Alles ausposaunt, mit Arabesken illustrirt weiter getragen wurde, kann nur Derjenige ermessen, der, so wie ich, als ein Prügeljunge der öffentlichen Meinung zwischen ihren Zähnen durchgezogen wurde.

„Freilich constatirten die Zeugenaussagen, daß ich aus purer Nothwehr in meinem Rechte gehandelt hatte an jenem Abende, aber was half es mir? Während mein Gegner als Strafe eine Woche Landluft auf der hoch und herrlich gelegenen Festung zu genießen bekam, wurde ich nach ein paar Wochen aus der Haft entlassen, um, relegirt von der Hochschule, meines erwählten geistlichen Berufes dadurch für verlustig erklärt zu werden.

„Da fand ich mich denn nun damals, nach schmerzlichem Abschied von dem eben genesenen Wappner und Melanie, die ebenfalls die Stadt verließen, um sich einen andern Wirkungskreis zu suchen, wieder auf dem Wege in die Heimath.“

VIII.

„Es war ein herrlicher Maientag, Alles athmete Lust und Hoffnung in der schönen Welt, aber mit schwererem Herzen konnte Keiner seine Straße ziehen, als ich; und dennoch mußte ich dorthin, Auge in Auge den Meinigen gegenüber stehen, Alles beichten und ihre Vergebung mit mir nehmen, ehe ich auszog, mir meine Zukunft neu zu gründen.

„Tief niedergebeugt erreichte ich die lieben Heimathfluren und absichtlich wählte ich den Weg durch unsern Ort hier, um Martha vor Allem zu erspähen, zu der es mich mit jeder Faser meines trostbedürftigen Herzens liebend hinzog.

„Da lag er wieder vor mir in dem ersten Frühlingsschmuck, der schattige Rasenplatz ihres Gehöftes. Der Schlehdornzaun war mit tausend weißduftenden Blüthen übersäet, die mächtigen Zweige des alten Nußbaumes wölbten sich traulich wie einst in beglückender Stunde über dem lieben Platz.

„Hier kann sie mir nicht zürnen, dachte ich, mir wurde das Herz so weit, sprechen mußte ich sie, jetzt im Augenblick, und rasch entschlossen schickte ich einen am Wege spielenden Knaben ins Haus, sie zu rufen. Mich hatte sie nicht vermuthet, als sie gleich darauf ruhigen Schrittes zwischen den Bäumen her an den Zaun trat. Ein Beben durchlief ihre Gestalt, indem ihr erschrecktes Auge starr auf mir haftete. Werner, welche Veränderung hatte in der kurzen Zeit Beatens Einfluß auf das liebliche, vertrauende Wesen zu Stande gebracht! Aus den feinen Zügen war das warme Empfinden gewichen, kalt und versteint ihr schönes Gesicht.

„Ich streckte ihr bittend die Hände über den Zaun entgegen, die ihrigen hingen schlaff am Körper nieder und rührten sich nicht.

„Martha, rief ich schmerzlich, bist Du es denn noch, und hast kein freundlich Wort für mich, keinen innigen Willkommensgruß?

„Wie herb und spöttisch umzuckte es die rothen Lippen, als sie mit schneidendem Tone sagte:

„„Wir sind geschieden, für immer, Uhde; der Bretterheld mag sich seine Theaterprinzessin zur Liebsten behalten, ein einfaches Landmädchen paßt nicht zu ihm.“

„Sie hatte sich schon zum Gehen gewendet, aber ich hielt ihre Hand fest in der meinen und wollte sie von meiner Liebe zu ihr überzeugen, ihr Alles klar und aufrichtig bekennen und erzählen, aber sie hörte mich gar nicht an, entzog mir ihre Hand und eilte in das Haus zurück; sie fürchtete sich offenbar vor mir.

„Mein schlimmer Ruf war mir also schon in die Heimath vorausgeeilt, Beate hatte ihre Kundschafter in der Stadt gehabt; welch ein Empfang stand mir daheim erst bevor, nachdem die Geliebte mich schon mit solch bitterer Verachtung gestraft. War ich denn wirklich ein so verwildertes, gottvergessenes Geschöpf, daß die menschliche Gesellschaft mich wie einen Ausgestoßenen behandelte, das Liebste sich von mir wandte?

„In meinem jähen Schmerz um den Verlust der Geliebten, an mir selbst verzweifelnd, wandelte ich einem Träumenden gleich die wohlbekannten Richtpfade zwischen den Wiesen her dem Vaterhause zu. Zagend öffnete ich das Hofthor, und wie ich den Fuß über die Schwelle setzte, sah ich gleich den Vater auf einer hohen Leiter stehend, am Weinspalier beschäftigt, das sich längs der ganzen Vorderseite des Hauses hinaufzog. Beate stand am Fuß der schwanken Leiter und hielt sie, ängstlich aufblickend, mit ihren kräftigen Armen fest. Mit einem raschen Seitenblick hatte sie mich aber doch gleich erkannt und rief mit schneidendem Laut meinen Namen.“

Uhde schwieg und bedeckte die Augen mit den Händen, sein Athem ging schwer und beklommen, ein ungeheuerer Schmerz prägte sich in seiner ganzen Haltung aus.

Werner betrachtete ihn voll tiefer Theilnahme. „Erzähle jetzt nicht weiter“, sagte er dann, „Dir wirds zu schwer.“

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

Geschichtliches, Gelon, Dionys, Hieron, Archimedes, Römer, Griechen und Araber. — Das heutige Syrakus, Arethusa, Cyane, Anapus, Papyrus. — Die alte Stadt, Achradina, Latomien, St. Lucia, S. Marziano, Katakomben, deren Gestaltung und Malereien, Altar des Hieron, Amphitheater, griechisches Theater, Ohr des Dionys, Nymphäum, griechische Gräber, Gräberstraße, Aquäducte, Epipolis, Belagerung durch Marcellus.

O Syrakusä, große Stadt
Des Ares Heiligthum,
Der im Gewühle der Schlacht weilt,
Erzliebender Männer und Rosse
Göttliche Pflegerin!

So begrüßte Pindar die Stadt, als er die Siege ihrer Einwohner in den Wettkämpfen besang.

Das gegenwärtige Syrakus liegt auf der Insel Ortygia, die nur durch eine schmale, wohl künstlich hergestellte Landzunge mit dem Festlande verbunden ist, und hat daher in dieser Beziehung große Aehnlichkeit mit Lindau am Bodensee. Schon diese Lage der Stadt deutet darauf hin, daß wir hier auf einem Boden stehen, der seit uralter Zeit, von den Sikulern und Phönixiern her, menschliche Ansiedlungen trug. An diesem günstig gelegenen Punkte setzten sich dann die Griechen fest und entrissen ihn den vorigen Besitzern. Obwohl Syrakus es nicht zur Oberherrschaft über ganz Sicilien bringen konnte, so war es doch die mächtigste unter allen Städten der Insel und soll zur Zeit seiner größten Blüthe über eine Million Einwohner gehabt haben.

Durch Streitigkeiten unter den Einwohnern begünstigt, erhob sich Gelon von Gela im Jahre 484 vor Chr. zur Herrschaft über Syrakus und schlug, mit seinem Schwager Theron von Akragas vereinigt, die karthagische Macht in der glorreichen Seeschlacht bei Himera; aber nach seinem Tode brachen wieder Unruhen aus, und wie in jeder griechischen Stadt, so treffen wir auch hier einen ständigen Kampf um die Herrschaft nebst ununterbrochenem Wechsel der Verfassung: Eigenschaften, welche Griechenland, wie es scheint, dem mittelalterlichen und modernen Italien vermacht hat.

Das größte Ereigniß der Geschichte von Syrakus war die gänzliche Besiegung und Vernichtung der atheniensischen Streitkräfte während des peloponnesischen Krieges. Kolossale Schlachten wurden damals in dem Hafen geschlagen, den die Syrakusaner durch Schiffe und Ketten gesperrt hatten, und aus welchem die Athener vergeblich den Ausgang zu erzwingen suchten. Das klägliche Ende dieser großen Expedition, die so leichtsinnig von Alcibiades und dem verführten atheniensischen Volke unternommen war, beschleunigte den Verlauf des peloponnesischen Krieges und die Zerstörung der griechischen Blüthe. Auch Syrakus und ganz Sicilien hatten sehr dabei gelitten, und als dann die wiedererstarkten Karthager neue Angriffe gegen das reiche Land richteten, als die übrigen Städte Siciliens ihnen unterlagen und das Schicksal des Mutterlandes voraus ahnen ließen, da geschah es, daß in Syrakus der Tyrann Dionysius I. die Herrschaft errang und so wenigstens die Selbstständigkeit der Stadt gegen den äußern Feind rettete. Er regierte bis 367 v. Chr. und wurde der zweite Gründer der Stadt, die er bedeutend verschönerte und erweiterte. Besonders die Insel Ortygia wurde von ihm gehoben und auf der Landenge, welche sie mit dem Festlande verbindet, hatte er einen großen, festen Palast erbaut als Stützpunkt seiner Herrschaft.

Damals war die Stadt reich an Kunstwerken, und das Thor schmückten zwei berühmte Widder, von denen der eine jetzt im Schlosse zu Palermo steht, der andere aber, wie man sagt, während der stürmischen Zeit von 1848 abhanden gekommen ist und auf dem Landsitze eines reichen Engländers wieder aufgetaucht sein soll.

Dionysius II., der Sohn, machte sich bald verhaßt, und leicht gelang es dem edlen Timoleon von Corinth, ihn zu vertreiben und eine ideale Republik wieder herzustellen. An die Spitze derselben stellte er den Oberpriester des olympischen Zeus. Timoleons Widerwille gegen die Alleinherrschaft war so groß, daß er seinen eigenen Bruder tödtete, weil derselbe nach der Tyrannei strebte.

Nach Timoleons Tode gingen die Streitigkeiten wieder von Neuem an, und mit kurzen Unterbrechungen durch die Republik war Syrakus stets der Alleinherrschaft unterworfen, jedenfalls die richtigste Verfassung für ein so parteisüchtiges Volk, wie das Griechische. Merkwürdig, daß solche Völker, die am wenigsten für die Republik geschaffen sind, immer derselben zustreben!

Noch einmal blühte die Stadt auf unter Hieron II., der sich eng an die Römer anschloß. Bald aber erfolgte wegen Abfalles von denselben die Belagerung durch Marcellus, bei welcher Gelegenheit Archimedes seine Vaterstadt lang gegen die Feinde vertheidigte. Durch ungeheuere Wurfmaschinen schleuderte er große Steinmassen auf die Belagerer, und er soll sogar die römischen Schiffe durch Brennspiegel in Brand gesteckt haben. Ueber die Möglichkeit, eine solche Wirkung zu erzielen, ist selbst unter Männern der Wissenschaft schon vielfach gestritten worden, und auch heute noch könnte man diese Erzählung für eine ausschmückende Fabel halten.

Sieben Jahrhunderte herrschten die Römer in Sicilien und während dieser Zeit ging auch Syrakus allmälig zu Grunde. Die unersättliche Habsucht der römischen Großen nahm Alles hinweg und Künste und Wissenschaft entflohen. Kein schönes Bild, kein herrliches Kunstwerk war mehr sicher; der Räuber Verres hatte überall seine Spione, die ihm solches verriethen, und dann mußte es sein werden mit List oder Gewalt. Zu Ciceros Zeit war das herrliche Syrakus schon so verödet, daß er das Grab des Archimedes unter Dornengestrüppe erst wieder entdecken mußte. Später erhielt Syrakus das Privilegium, neben Rom die größte Anzahl Fechter halten zu dürfen; dieses läßt uns schließen auf die Entartung der

unterjochten Griechen und auf die große Anzahl der römischen Bevölkerung. War doch Syrakus durch die Bürgerkriege so herabgekommen, daß Augustus eine Colonie hinsenden mußte, um die Stadt wieder zu beleben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geisteskrankheit im Zusammenhang mit der jeweiligen Culturbewegung.*)

Von A. Solbrig.

Wer mag leugnen, daß die Geistesstörungen ebenfalls in das Gebiet einer rationellen Hygiene gehören, welche in prophylaktischer Weise ähnliche Bewahrungsmaßregeln angibt, wie sie von der neueren Medicin gegen andere Krankheiten aufgestellt werden? Wohl ist zweifellos, daß, indem jede Seelenstörung auf einer Gehirnerkrankung als auf ihrem letzten Grund beruht, es nicht in allen Fällen in die Macht und Möglichkeit des Individuums gelegt ist, sich vor solcher Gehirnkrankheit zu schützen, so wenig wie vor vielen andern Krankheiten des Leibes. Allein auch das ist unzweifelhaft, daß es eine unendliche Menge von Reizzuständen des Gehirns gibt, deren Mäßigung und Correctur, deren Abhaltung vor schädlicher Ausartung ganz dem Willen und der Ueberlegung des Menschen anheimgegeben ist. Es stellen nämlich auch die Gebiete der intellectuellen und moralischen Wechselwirkung, auf welchen der Mensch je nach Familienverhältnissen, Erziehung, Beruf, Bildungsgrad, je nach dem Stande der geschichtlichen und socialen Strömungen sich bewegt, eine vielgegliederte Erregungskette für das Gehirn als Seelenorgan dar, wobei eben der Wille wesentlich als Moderator einzutreten berufen ist und wo die Ausschläge für das Gehirn verhängnißvoll werden können, wenn der ordnende und beschränkende Wille seine Schuldigkeit nicht thut.

Von allen Erregungsquellen für das Gehirn des Menschen gehören wohl die culturgeschichtlichen und socialen Prozesse mit zu den mächtigsten und niemand kann ihnen ganz ausweichen. Sie können nicht verfehlen unser besonderes Nachdenken zu erwecken, wenn ich sofort den Satz betone: daß die psychische Erkrankung wächst mit dem Wachsthum der Culturbewegungen überhaupt und daß jede besondere Richtung der Civilisation auch besondere Störungen des Seelenlebens zu erzeugen, als wahre Mehrerin psychischer Krankheitsformen aufzutreten geneigt ist.

Von Menschenstämmen, die noch keine Culturgeschichte haben, z. B. von den Indianern Amerikas, weiß man nichts Wesentliches über das Vorkommen psychischer Erkrankungen. Humboldt so wenig wie die spätern Beobachter, welche mit den wilden Völkerstämmen in Berührung traten, berichten von derlei Erscheinungen in nennenswerther Ausdehnung. Dagegen je mehr und allseitiger der Naturmensch in die Friction des Culturlebens hereingezogen wird, desto auffälliger zeigt sich sein Gehirnleben auch bedroht von der Caricatur der geistigen Selbstdarstellung — von der Geisteskrankheit.

Einen neuesten, ebenso interessanten als schlagenden Beleg hiefür gibt uns eine Notiz des in Newyork erscheinenden „Journal of Insanity" (Jahrgang 1866), welches uns mittheilt, daß von den in den Nordstaaten befindlichen freien Negern fünfmal mehr der Geistesstörung anheimfallen als von den in den Südstaaten befindlichen Sclavennegern. So ist es auch statistisch hergestellt, daß in denjenigen Ländern, wo der Culturfortschritt am allseitigsten und raschesten in Bewegung ist, z. B. in England, Frankreich und Amerika, die Verhältnißzahl der psychisch Erkrankten die der übrigen Culturstaaten bedeutend überragt.

Bei allen Culturvölkern zeigt sich ferner, daß die Centralstätten der Intelligenz, Bildung und Industrie auch die von der Seelenstörung ergriffeneren sind, wie denn in allen Irrenanstalten das Contingent der Städtebewohner das der ländlichen Bevölkerung weit überwiegt.

Was nun den besonderen Charakter anbelangt, welchen die jeweilige Culturepoche der Form der psychischen Erkrankung aufprägt, so bringt die Geschichte äußerst belehrende Thatsachen zur Illustration bei. Namentlich zeigt sie, daß zu allen Zeiten der politische und religiöse Fanatismus eine reichste Quelle für ganz bestimmte Modificationen der psychischen Erkrankung bis zu wahrhaft epidemischer Ausdehnung gewesen ist. So machte sich in der antiken Zeit nicht minder als im Mittelalter, die „Dämonomanie" geltend, ganz im Einklange mit dem allgemeinen Volksbewußtsein, das sich in fortwährender Wechselwirkung mit übernatürlichen und übermächtigen Persönlichkeiten fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach der Allgemeinen Zeitung.

Miscellen.

Die Nordd. Allg. Ztg. wehklagt: „Die Frechheit des Berliner Pöbels hat eine Höhe erreicht, die fast an's Unglaubliche grenzt. Beim Einrücken der Truppen vom Kreuzberge her am Montag wurden die in großer Menge aufmarschirenden Tagediebe so übermüthig, daß mehrere von ihnen einem Unteroffizier den Helm vom Kopfe schlugen. Sofort wurden vier Mann aus dem ersten Zuge commandirt, um die Excedenten zurückzutreiben. Leider gelang es nicht, die rohen Gesellen zu verhaften, weil sie sich rasch unter der Menge verloren."

(Ericsson's Torpedo.) Die englische Zeitschrift „The Engineering" enthält einen Vorschlag John Ericsson's zur Construction von Torpedos, welche Monitors mit den dicksten Panzern zerstören sollen. Ericsson geht von dem bekannten Cardinalsatze aus, daß ein Körper von regelmäßiger Form, welcher unter der Oberfläche des Wassers in horizontaler oder schräger Richtung fortgeschleudert wird, sich in einer geraden Linie insolange fortbewegt, bis die bewegende Kraft, welche ihn forttreibt, geringer wird als die Widerstandskraft. Ericsson schlägt nun vor, Bomben, die mit 300 Pfund Dynamit gefüllt sind, so zu schleudern, daß sie den feindlichen Schiffsrumpf unter Wasser treffen; der Erfinder nimmt hiebei an, daß die Axe des aus einem fünfzehnzölligen glatten Geschütze abgeschossenen Langgeschosses auf dessen Fluge durch die Luft parallel mit der Bahn ist und bei seinem Eindringen in das Wasser keine abweichende Richtung erhält, sondern nach dem oben angeführten Grundsatze fortfährt, sich unter dem Wasser in derselben Neigung zu bewegen, welche es hatte, als es mit dem Wasser in Berührung kam. Der Vordertheil der Bombe ist mit einem Percussionsschlosse mit hervorragendem Stecher versehen, so daß, wenn dieses Schloß an einen Gegenstand stößt, dasselbe wie bei einer gewöhnlichen Schußwaffe die Entzündung der in der Bombe angebrachten Ladung bewirkt. Der Erfinder meint, daß die Dänen die großen preußischen Schiffe, als „König Wilhelm" und „Friedrich der Große", gewiß nicht zu fürchten haben werden, wenn ihre Häfen durch Fahrzeuge beschützt sind, welche Kanonen führen, mit deren Hilfe 300 Pfund Dynamit unter dem Rumpfe eines ungebetenen Gastes zur Explosion gebracht werden können. Zum Schlusse erklärt Herr Ericsson den Lesern des „Engineering", daß er sich dazu erbiete, auf eigene Kosten und Gefahr ein schnellsegelndes Schraubenfahrzeug herzustellen, das mit zwei fünfzehnzölligen glatten Kanonen und dem nöthigen Apparate versehen ist, um durch einen unterseeischen Angriff ein Fahrzeug von dem Tiefgange, der demjenigen der englischen Panzerflotte durchschnittlich entspricht, in den Grund zu bohren, während jenes Fahrzeug mit der größtmöglichen Schnelligkeit vorwärts getrieben wird oder eine beliebige Bewegung ausführt. Der Angriff dürfte jedoch aus keiner geringeren Entfernung als 500 Fuß geschehen. — Nun, wir sind begierig, zu erfahren, ob Jemand diesen Versuch mit sich ausführen lassen wird.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 60. Speyer, Samstag, den 21. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von W. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Uhde ließ die Hände niedersinken, sein Antlitz war todtenblaß. „Doch", nickte er düster vor sich hin, „ich muß mir das Herz einmal frei sprechen, ich ersticke sonst an meinem Kummer; höre weiter:

„Der Vater zuckte zusammen bei Beatens Ruf, er wandte hastig den Kopf, und wie er mich dicht vor sich erblickt, wankt er auf der schwanken Leiter. „Dietrich!" rief er und hielt sich krampfhaft mit beiden Händen fest, „hinweg aus Deines Vaters Haus!"

„Ihm schwindelte — die Hände lösten sich kraftlos von der Leiter — Allmächtiger — er stürzte herab, auf den Rasen, und ich, der ich in meiner Todesangst ihn in meinen Armen auffing, ich konnte doch nur seine Brust, sein weißes Haupt vor dem furchtbaren Anprall auf den Boden wahren; gewaltsam mit niedergerissen, hielt ich ihn dennoch fest gegen mein Herz gepreßt.

„Halb betäubt von dem Sturz und mehr noch von dem tödtlichen Schreck, verlor ich doch die Besinnung nicht. Verzweiflungsvoll ruhten meine scheuen Blicke auf dem Bewußtlosen in meinen Armen. Elend und ganz vernichtet in meinem namenlosen Schmerz, winkte ich der lautjammernden Schwester, die mich mit den furchtbarsten Anklagen überschüttete, nur immer Ruhe zu, dann kam das Gesinde bestürzt herzu und leistetete mir Beistand. Mühsam raffte ich mich auf; wir trugen behutsam den Kranken ins Haus, ich ordnete Alles zu seiner Pflege an und schickte eilends einen Boten zum Arzte.

„Beate hatte den Kopf verloren und war zu umsichtigem Handeln gänzlich unfähig; daß ich nun für sie eintrat, rechnete sie mir als den schlagendsten Beweis von Gefühllosigkeit an, der die Kälte meines Herzens bekunde. „Zerknirscht über Deine That solltest Du die Hände reuig vor Gott ringen," rief sie ein um das andere Mal, „statt dessen gehst Du mit klaren, aufgeräumten Gedanken umher — befiehlst und ordnest behaglich Alles — dünkst Dich jetzt schon als den Hausherrn."

„Mich überrieselte es heiß und kalt bei diesen Anschuldigungen, mit eisernem Druck faßte ich ihre Hände, daß sie verstummte.

„Barmherzigkeit — wenn er nicht mehr erwachen sollte und ich ein Vatermörder wäre! — der Gedanke tobte mir im Hirn, machte mich schier wahnsinnig.

„Ich konnte den Ausspruch des rasch herbeigeeilten Arztes kaum erwarten. Mit furchtbarer Spannung hingen meine Augen an seinen Lippen, als er, über den Bewußtlosen gebeugt, nach seinem Pulsschlag spähte und er den Kranken dann, leise greifend, am ganzen Körper betastete und untersuchte.

„„Es ist eine starke Gehirnerschütterung und dazu ein Rippenbruch," sagte nach langem, mich folternden Schweigen der Arzt bedenklich, „im Alter doppelt gefährliche Dinge, deren Folgen unberechenbar sind; Ruhe und sorgsamste Pflege müssen vor Allem mit meinen Arzneien zusammen wirken, wenn wir ein günstiges Resultat erhoffen können."

„„Fassen Sie Muth, junger Mann," wendete er sich dann freundlich zu mir, „das Schlimmste haben Sie ja verhütet, indem Sie den Vater in ihren Armen auffingen; mich wundert es nur, daß Sie so ungeschädigt davon gekommen sind." — „Gottes Strafgericht ereilt ihn dennoch," rief da meine Schwester, indem sie beschwörend ihre Rechte gegen mich ausstreckte. Ich saß wie zerschmettert da, unter der Last des schrecklichen Wortes. Schweigend mußte ich anhören, wie sie unserem alten, verehrten Arzte mein verworfenes Leben schilderte und besonders den Kummer, den ich während der letzten Zeit auf das graue Haupt des Vaters gehäuft, um ihm durch mein plötzliches rohes Eindringen hier beinahe den Todesstoß zu versetzen.

„Ich fühlte, ohne die Augen zu erheben, wie des alten verehrten Mannes Blick mich verächtlich strafte, als er, ohne Gruß, leise das Zimmer verließ — o, wie nichtswürdig kam ich mir jetzt selber vor! Mein Leben erschien mir wie eine endlose Wüste, die ich im sengenden Sonnenbrand durchwandelt hatte und die ich immer weiter wandern mußte, einsam, freudeleer — kein Baum, kein grüner Strauch gab kühlen Schatten, kein frischer Quell erlabte die verschmachtenden Lippen — welch ein Dasein! — Nun saß ich Tage und Nächte lang am Bette meines Va-

ters, seinen todtenähnlichen Schlummer bewachend, indem ich die glühende Stirne des Kranken mit feuchten Tüchern kühlte. Beatens scharfe, ewig strafenden Worte, ihre Drohung, mich gewaltsam von dorten entfernen zu lassen, scheuchten mich nicht von meinem Posten. Ich hoffte und harrte geduldig auf den ersten verzeihenden Blick des Vaterauges und endlich, endlich einst beim Morgendämmern hoben sich langsam und matt seine weißbewimperten Lieder. Erst noch wie traumbefangen, dann bewußt und fest ruhten seine stahlgrauen Augen befremdlich auf meinen eingefallenen Zügen. Etwas wie Milde und Erbarmen glitt über sein hartes Antlitz, dann war die lichte Erscheinung wie weggewischt, steinerne Ruhe und Härte lagerten wieder auf seiner gefurchten Stirn, gleich Sphinxen vor einem verzauberten Felsenschloß.

„Vater! flehte ich mit heimlichen Beben endlich — sein Schweigen erdrückte mich schier — Vater, laß mich einen Laut Deines Mundes hören, sage, daß Du Deinem reuigen Sohne nicht zürnst — daß Du ihn nicht aus Deinem Herzen verstößt —"

„Mit einer hastigen krampfhaften Bewegung hob er dann mühsam den Arm und deutete mit ausgestrecktem Finger nach der Thür.

„„Aus meinen — Augen, für immerdar —," flüsterten seine zuckenden Lippen kaum vernehmlich — „mit Deines Vaters Zorn beladen irre durch's Leben —"

„O, höre mich, bevor Du mich verstößt! flehte ich, außer mir, o, laß mich mit Beate wieder Deine Liebe theilen, schicke mich nicht fluchbeladen in die Weite —

„„Ach, auch sie ist ein böser Dämon, der meine Tage vergiftet!" seufzte er dumpf vor sich hin — „allein will ich sterben — ganz allein, hinaus mit Dir —"

„Ich sah die furchtbare Aufregung des Kranken und mußte ihn von meiner Gegenwart befreien. Langsam schritt ich der Thür zu, dann stürzte ich noch einmal zurück, kniete vor dem Bett des Vaters nieder und küßte seine zuckende, fieberheiße Hand. Als ich mich erhob, trat Beate ein — sie hatte uns an der halbgeöffneten Thür belauscht.

„„Jetzt hast Du endlich des Vaters Willen vernommen," nickte sie triumphirend, „rege ihn nicht länger auf mit Deinem verhaßten Anblick, verlaß uns!"

„Ich war schon in der Flur, als mir ihre Weisung noch in den Ohren klang.

„Der „Dämon" blieb allein bei meinem armen Vater als Leidenshüter zurück, ich durfte es nicht mehr wagen, vor sein Angesicht zu treten.

„Mechanisch ging ich in meine Kammer und packte meine Habseligkeiten wieder in den Ranzen — mir wirbelte es im Hirn von tollen Gedanken, das Herz pochte mir zum Zerspringen. So schritt ich über die Schwelle des Vaterhauses, den Wanderstab in der Hand — ich sah nicht mehr zurück — und als ich die freie Straße erreichte und bekannte Gesichter sich scheu ohne Gruß von dem Geächteten wandten, die spielenden Kinder am Wegrain mit Fingern auf mich wiesen und mir nachriefen: „Taugenichts!" da wurde ich von ohnmächtiger Wuth erfaßt — ein wilder Trotz trieb mir das Blut in die Schläfen, unaufhaltsam jagte ich dahin, der Boden brannte mir unter den Füßen — ich war ein Geächteter, der ganzen menschlichen Gesellschaft hätte ich den Fehdehandschuh hinwerfen mögen.

„Meine Baarschaft war gering — um Alles in der Welt hätte ich mir ja von daheim keinen Zehrpfennig mehr erbeten — aber etwas ergreifen mußte ich zu meinem künftigen Lebensunterhalt und zu was Anderem drängte es mich unabweisbar hin, als zum Theaterberuf, der mich nun einmal ins Elend gebracht hatte? Dem Vater machte ich ja dadurch keinen Kummer mehr, er hatte mich aus seinem Herzen gestoßen, fluchbeladen in die Weite geschickt, aus der Welt verbannt. Meine Schwester, die stille Qual des Vaters, wie mir seine bebenden Lippen verrathen, sie hatte mich ja nie geliebt — und Martha? O Gott, ich war von Allen aufgegeben, die mir nahe standen, Niemand kümmerte sich fürder um mein armseliges Dasein, ich durfte ja nun in einer schrankenlosen Freiheit schwelgen, nach der ich oft und oft in jugendlichem Uebermuth verlangend ausgeschaut — nun stand ich einsam, liebeleer, mit nagendem Gewissen am Kreuzweg meines Lebens.

„Ich hatte schon gewählt und raffte mich zusammen. Hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen, fuhr es mir ermuthigend durch den dumpfen Kopf, daß ich mit hellerem Denken meine Straße vor mir sah und mit Entbehrungen kämpfend eine entferntere Stadt erreichte, wo ich nach einer Probe meines Bühnentalentes gleich beim Theater Engagement fand; erst versuchsweise für kleinere Rollen und als ich dann nach einiger Zeit gewandter wurde und mich eingespielt hatte, wurde ich zweiter jugendlicher Held."

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit der Völkerwanderung kamen auch die germanischen Schaaren nach Sicilien, das ihnen als Brücke nach Afrika diente. Aber der Kaiser Justinian ließ die Insel wieder erobern, und solange die Gothen sich noch in Palermo gegen Belisar hielten, war Syrakus die Hauptstadt Siciliens. Da floß griechische Sprache und griechischer Geist nach tausend Jahren wieder herüber; aber wie hatten sie sich verändert seit der ersten Besitzergreifung der Insel durch das griechische Volk! In jenen reineren Zeiten war es eine freie, meist friedliche Colonisirung, jetzt eine Eroberung durch das Schwert; der neue griechische Geist war

auch nicht viel besser, als derjenige, welcher das römische Cäsarenthum durchdrungen und Rom's Kraft vernichtet hatte. Nur der Handel hob sich zu bedeutender Höhe, und Syrakus wurde das Emporium für den Verkehr mit dem Osten. Damals verlegte der Kaiser Constans aus abenteuerlicher Lust sogar seine Residenz von Byzanz nach Syrakus, machte sich aber durch Geiz und Erpressung verhaßt und wurde in einem Aufstande erschlagen. Diese Gelegenheit benützten die Araber zur Plünderung der Stadt — das erste Aufleuchten jenes afrikanischen Unwetters, das sich 150 Jahre später über die unglückliche Stadt so furchtbar entladen sollte.

Der Admiral Eufemius, einer der tüchtigsten Seehelden des oströmischen Kaiserthumes, war, da er sich einige Eigenmächtigkeiten heraus genommen hatte, vom Hofe beleidigt worden und wandte sich zu den Arabern. Diese landeten 827 auf der Insel und zogen gegen Syrakus; aber noch sollte die Stadt erhalten bleiben. Eine griechische Flotte kam rechtzeitig, und schloß die Feinde im Hafen ein; die Ungläubigen verbrannten ihre Schiffe und zogen ab, um sich nach Girgenti und Palermo zu wenden. Wie einst die Punier, so mußten auch deren Nachfolger, die afrikanischen Araber, wegen der standhaften Vertheidigung von Syrakus ihren Wohnsitz in Palermo aufschlagen.

Aber sie wollten die reiche Insel ganz für sich besitzen, und Syrakus, das noch den Christen gehörte, war ihnen ein Gräuel. Es mußte um jeden Preis in die Hände der Araber fallen, und die Belagerung begann von Neuem. Dießmal blieb der Ersatz von Griechenland her aus; der Admiral zog auf dem Meere umher, ohne sich um das Schicksal der Stadt zu bekümmern. Mit furchtbarer Erbitterung wurde gegenseitig um den Besitz von Syrakus gekämpft, Hungersnoth, Krankheiten rissen in der Stadt ein, die Streiter auf den Mauern verloren ihre Kräfte und begannen zu fehlen, und endlich nach neunmonatlicher Belagerung gelang es den Mauren am 21. Mai 879 in die Stadt zu dringen. Gräßliche Scenen werden von diesem Tage gemeldet; die Araber, durch ihren ungeheueren Verlust und den mannhaften Widerstand rasend gemacht, hausten auf das schrecklichste, ermordeten die Einwohner schaarenweise, und was dem Gemetzel entging, wurde zu Sclaven gemacht. Den Arabern war es vorbehalten, das weite Trümmerfeld auf der Hochfläche zu Syrakus zu schaffen.

Die jetzige Stadt liegt, wie schon bemerkt auf der Insel Ortygia. Die Landenge, welche sie mit dem Festlande verbindet, trug schon von alten Zeiten her Befestigungen und wird gegenwärtig durch die einst sehr starken Werke von Karl V. eingenommen. Leider wurde das Material hiezu aus den Ruinen der alten Stadt geholt, und so manches schöne Bauwerk zerstört. Damals war Syrakus ein Hauptstützpunkt der Unternehmungen des Kaisers gegen Tunis. So war die Landseite der Insel durch diese Festungswerke gedeckt; die andern aber, gegen das Meer gerichteten Seiten der Insel sind ohne Schutz mit Ausnahme eines alten Normannenbaues, der die äußerste Spitze der Insel krönt. Dieser aber könnte ebenso wenig wie die Befestigungen Karl's V. einer Beschießung durch ein Kriegsfahrzeug der Gegenwart widerstehen.

Die Insel Ortygia liegt in einer weiten Bucht und theilt dieselbe in zwei ungleiche Theile. Nach Norden wird so der kleine oder Marmorhafen gebildet; der südliche, größere Theil ist der eigentliche Hafen, in welchem die ungeheueren Seeschlachten geschlagen wurden, deren bereits Erwähnung geschah. Er wird begrenzt durch das Cap Plemmyrium, das ebenfalls in der Geschichte der Stadt eine Rolle spielt.

Das heutige Syrakus unterscheidet sich nicht viel von den übrigen sicilianischen Städten. Es hat allerdings nicht den schrecklich abstoßenden Charakter einer Binnenstadt; aber doch sind die engen Gassen des Innern nicht einladend. Schön sind nur die Spaziergänge am Hafen. Von Kirchen habe ich Nichts von Bedeutung gesehen, und nur der Dom ist zu erwähnen wegen seiner eigenthümlichen Bauweise. Man hat nämlich dieses Gebäude, dem von Außen die Zinnen der Bedachung ganz den normannischen Charakter verleihen, zwischen die Säulen eines dorischen Tempels hinein gebaut, so daß die Cannellirungen der Säulen noch außen und innen sichtbar sind. Besonders in den kahlen, getünchten Wänden des Innern nehmen sich diese Andeutungen der früheren Localität sonderbar genug aus. Dieser Tempel soll der Minerva geweiht gewesen sein. Das große Bild der Göttin stand auf dem Dache des Gebäudes, und der goldene Schild leuchtete weithin über das Meer den Schiffern entgegen. Cicero schildert uns diesen Tempel als mit Kostbarkeiten aller Art gefüllt, aber Verres raubte ihn gänzlich aus. Gegen den Isthmus hin sind in der Stadt ferner noch die furchtbar verstümmelten Säulen eines anderen Tempels zu sehen; wem er aber geweiht war, ist unbekannt.

Syrakus besitzt auch ein Museum, eine sehr reichhaltige, aber schlecht aufgestellte Sammlung von allem Möglichen, was auf der Insel gefunden wurde; phönizische, griechische, römische, mittelalterliche Sachen stehen hier durcheinander, und das hervorragenste ist die syrakusische Venus, nach welcher auch Verres einst fahndete. Leider hat man ihr im Laufe der Zeitenstürme den Kopf abgeschlagen. In diesem Museum trafen wir auch Salvatore Politi, den bekannten Führer in und um Syrakus. Er nennt sich ajutante des Museums, und spricht sehr gerne von sich selbst und seinen Entdeckungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geisteskrankheit im Zusammenhang mit der jeweiligen Culturbewegung.

Von A. Solbrig.

(Fortsetzung.)

Wir können zwar die Massenzunahme der psychischen Erkrankung im Verhältniß zu den Steigerungsperioden der antiken Culturentwicklung nicht geradezu mit festen Zahlen

ausdrücken; allein eine sehr bezeichnende Erscheinung in dieser Beziehung ist es doch, daß gerade in der Periode, in welcher die antike Cultur ihre höchste Blüthe bereits bis zur Ueberfeinerung getrieben hatte, also zur Zeit des Kaisers Augustus, auch die erste, wirklich bedeutende Schrift über Seelenstörung und ihre Heilung erschien. Ihr Verfasser war Corn. Celsus, dessen hauptsächliche Wirksamkeit in die Jahre 3—14 n. Chr. G. fiel. Die gründliche umfassende Arbeit, die wir da vor uns haben, konnte nur auf ein großes Beobachtungsmaterial gegründet sein und läßt uns mit Recht schließen, daß die Lichtseiten damaliger Cultur bereits mit von ihnen erwirkten tiefen und breiten Schattenseiten zu kämpfen hatten.

Belehrender aber als alles Frühere für die Wahrheit des Satzes: daß der Character bestimmter Culturepochen sich nicht bloß dem krankhaften Seelenleben specifisch aufpräge, sondern auch dessen massenhaftes Auftreten begünstige, ist ein Einblick in das geschichtliche Material jener spät- und nachmittelalterlichen Zeit. Was in dieser Beziehung noch im 14. und bis hinein in das 17. Jahrhundert in der damaligen civilisirten Welt vorging, wäre kaum glaublich, wenn es nicht durch actenmäßige Zeugnisse und Schriften aller Art erhärtet wäre.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art war die schon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts in Italien, am Rhein und in den Niederlanden auftretende Tanzwuth, welche auch unter dem Namen des Tarantismus, des Johannis- oder Veitstanzes historische Berühmtheit erhalten und an Hecker einen geistvollen Beschreiber gefunden hat. Massenweise, und einer den andern ansteckend, sammelten sich diese Visionäre und Hallucinanten und fielen, sich der Besessenheit anklagend und die Hülfe des heiligen Veit anrufend, unter convulsivischen Tanzbewegungen wie Heuschreckenschwärme in die Städte ein, um dort alles mit Entsetzen zu erfüllen. So zogen im Jahre 1374 ganze Schaaren solcher wahnsinnigen Tänzer, das Kreuz und eine Musikbande voran, in Aachen ein und tanzten unter religiösen Phantasmen und sinnlosem Geschrei, bis sie zu Boden fielen. Dann zogen sie, zur Landplage geworden, über Lüttich und Utrecht durch ganz Niederland; hierauf nach Köln, wo eines Tages 500, und nach Metz, wo 1100 Tänzer, die Hülfe St. Veits anschreiend, die Straßen erfüllten. Die Königshofer Chronik spricht von vielen Hunderten von Veitstänzern, welche noch im Jahre 1418 in Straßburg auftraten und ihr Wesen trieben.

Es waren diese Tarantisten im eigentlichen Sinne des Worts die Vorläufer zu jenen Schauerdramen, die sich mit dem 15. Jahrhundert eröffneten und im 16. zur höchsten Blüthe gediehen, nämlich zu den Hexenprozessen und Hinrichtungen an den der Zauberei und des Umgangs mit dem Teufel Angeklagten oder Sichanklagenden. Um beispielsweise einige Zahlen zu nennen, so wurden allein im Kurfürstenthum Trier zwischen 1480 bis 1490 in wenigen Jahren 6500 Menschen hingerichtet, die der Zauberei angeklagt waren, oder sich selbst derselben anklagten. Denn gerade für uns ist es das Merkwürdige dabei, daß sich ein großer Theil dieser Opfer eines epidemisch gewordenen Aberglaubens freiwillig denuncirte und von sich die unglaublichsten Fabeln über die Art ihres Umgangs mit dem Teufel rc. erzählte. In dem einzigen kleinen Orte Friedeberg in der Neumark waren zu Ende des 16. Jahrhunderts nach und nach 150 Menschen vom Teufel besessen, so daß das Consistorium in allen Kirchen der Kur- und Neumark öffentliche Gebete dagegen anordnete.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der neuen Stettiner Zeitung geht aus Elbing folgende Mittheilung über Ausgrabungen im alten Troja von einem Autodidakten zu: „In diesen Tagen ist ein interessanter Brief aus der Ebene von Troja an den Justizrath Plato hier eingetroffen. Heinrich Schliemann schreibt aus dem Dorfe Ciplak, welches bei Neu-Ilium liegt, daß er bei seinen Ausgrabungen auf den Palast von Priamos gestoßen sei, wo einst Hektor dem Zeus geopfert, wo Xerxes eine Hekatombe und Alexander der Große seine Waffenrüstung dargebracht habe. In einer Tiefe von 7 Fuß, und dann bei 15 Fuß, sei er auf 7 und 8 Fuß dicke Mauern gekommen, die alte cyklopische Burg Pergamus, vor deren Hallen einst das trojanische Volk seine Berathungen hielt. Er will seine Entdeckung dem Institute von Frankreich und auch einer deutschen Zeitung mittheilen. Von den Nachgrabungen bei Marathon, welche er dem griechischen Gouvernement zugesagt, habe ihn nur das entsetzliche Ereigniß, welches jetzt die Großmächte beschäftige, abgehalten. Schliemann's Schicksale sind merkwürdig genug, um hier mitgetheilt zu werden. Ein geborener Mecklenburger, war er als Lehrling in das Materialiengeschäft von E. Ludwig Holtz in der kleinen Stadt Fürstenberg eingetreten. Es war sein sehnlichster Wunsch gewesen, die wissenschaftliche Laufbahn zu verfolgen, und die großen Thaten der homerischen Helden, von welchen der Vater ihm so oft erzählt hatte, lagen auch noch dem Lehrlinge im Sinne, allein vor der Prosa des Lebens traten die Wissenschaften in den Hintergrund. Da kam eines Abends ein betrunkener Müllergeselle in den Laden, ein verunglückter Gymnasiast, der aber von seinen Studien einige homerische Brocken gerettet hatte. Dieser sagte dem Lehrlinge einige Hundert Verse der Iliade in der klangvollen Ursprache und mit rhetoretischem Pathos her, und obgleich der lauschende Hörer nichts davon verstand, so war er doch entzückt und bis zu Thränen gerührt. Einige Zeit darauf wurde er durch eine Verletzung arbeitsunfähig; er ging nach Hamburg und nahm Dienste als Schiffsjunge. In Folge eines Schiffbruches kam er nach Amsterdam und erhielt nach vielen Leiden eine Bureaudienerstelle. In dieser Function trieb der wissensdurstige Jüngling seine autodidaktischen Studien. Er übte zuerst seine Handschrift, dann lernte er im Laufe eines halben Jahres die englische Sprache. Nach einem zweiten halben Jahre sprach und schrieb er das Französische eben so fertig und in je sechs Wochen bewältigte er nach einander das Holländische, Spanische, Italienische und Portugiesische. Er rückte zum Correspondenten und Buchführer auf und wurde, nachdem er sich eben so leicht die russische Sprache angeeignet hatte, als Agent nach Petersburg geschickt. Hier gründete er ein eigenes Geschäft und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. 1854 machte er sich an die schwedische und polnische Sprache und endlich an das Neu- und Altgriechische, das Ziel seiner Wünsche. So vorbereitet gab er sein Geschäft auf und widmete sich ganz seinen Lieblingsstudien. Auf seinen vielen und großen Reisen beschäftigte er sich namentlich mit Archäologie und veröffentlichte im vorigen Jahre seine Forschungen über Ithaka, den Peloponnes und Troja. Einer der eifrigsten Archäologen unserer Zeit, hält er jetzt zum zweiten Male Nachgrabungen in der trojanischen Ebene. Seine Gemahlin begleitet ihn. Da ihm die türkischen Behörden Schwierigkeiten bereiten, so ist er im Begriffe, den classischen Boden anzukaufen.

*Räthsel.

(Sechssilbig.)

1 und 2 hat Dorf und Stadt;
3 und 4 — wohl dem, der's hat!
5 und 6, ein Instrument,
Das gewiß der Küser kennt.
Nun, was wird das Ganze sein
Einer, der nimmt täglich ein
Den Tribut vom Wanderer,
Allüberall ein anderer.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 57:

Ruthe.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 61. Speyer, Dienstag, den 24. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoefer.

(Fortsetzung.)

IX.

Ich hätte in meiner Art glücklich sein können, über mein erfolgreiches Künstlerstreben damals, und war es doch nicht — wurde es niemals, weil es mich oft inmitten der Ausübung meines ersehnten Berufes wie ein Alp überfiel und lähmte — das Bewußtsein, meines Vaters Fluch mit mir umhertragen zu müssen. Hatte mein Leichtsinn ihm nicht das Leben vergiftet? Und war ich nicht am Ende gar sein Mörder, wenn auch ein willenloser, durch mein plötzliches Vorihnhintreten damals? Wer befreite mich von dieser Zweifelsqual? Denn alle reuevollen, bittenden Briefe an den Vater blieben unbeantwortet.

„So verging diese Zeit — ungetrübtes Glück lernte ich damals nie kennen, selbst da nicht, als ich nach Jahren wieder mit der nun verwaisten Melanie zusammentraf und sie mein treues Weib wurde.

„Empfindliche Nadelstiche des Geschicks, Bühnenkabalen und Intriguen, vergällten mir dazu oft und oft meinen Beruf und verkümmerten das Wachsthum meines Talents wie verheerender Mehlthau die vielverheißende Pflanze — ein bedeutender Künstler wurde ich deshalb nie und als ich erkannte, daß ich niemals Das erreichen würde, was ich mit allen Kräften erstrebt hatte, verlor ich das Selbstvertrauen, verzweifelte an Allem und zumeist an meinem Talent und ganz von jeglichem Glanz entkleidet, erschien mir jetzt das Treiben hinter den Coulissen in der erbärmlichsten Gestalt.

„Als Melanie mir meinen Sohn geboren hatte — da gelobte ich mir, das Schicksal dadurch zu versöhnen, daß ich den Knaben vor jeglicher Berührung mit dem Bühnenleben wahrte. Mir war, als sei des Vaters Zorn nun plötzlich von mir genommen, da der Himmel mir aus dem rosigen Gesichtchen meines Kindes wieder zulächelte, er mußte noch auf Erden sein, mein alter Vater, um seinen Enkel auf den Knieen zu wiegen und mild verzeihend und segnend seine Hände auf unsere Häupter zu legen; so hoffte ich zuversichtlich und mit erhobener Seele und vollem, sehnenden Herzen schrieb ich in die Heimat und verkündete freudig dem Vater die Geburt eines Enkels, verheißend, daß er ihm tausendfältig ersetzen solle, was er an mir, seinem renigen Sohne, vermißt habe. Ich sagte ihm Alles, was mir das Herz beschwert hatte die langen Jahre hindurch und als ich damit zu Ende war, hatte ich mich von aller Pein wie freigeschrieben. Melanie sah mich mit ihrem sanften Antlitz strahlend an; auch sie war über meine helle Stimmung beglückt, wir hofften und harrten mit einander Wochen lang — dann kam die Antwort — ein schwarzberänderter Brief — ich habe ihn stets bei mir aufbewahrt, da ist er!“ — Dietrich entfaltete ein Blatt, das er aus der Tasche zog. „Höre, Werner! Er lautet:

„Bruder! Am 24. d. Mts. ist der gute Vater nach jahrelangem Leiden zur ewigen Ruhe eingegangen. Mit keinem Wort hat er Deiner mehr gedacht; Deinen letzten Brief selbst wies er streng zurück, wie alle vorhergehenden, die ich nicht beantworten durfte. Ich mußte ihm das fest versprechen, obschon es mir nicht leicht wurde, denn ich las ja Deine Briefe. Die Geburt Deines Sohnes theilte ich ihm mit, er blieb empfindungslos dabei, sein Herz war für Dich und Dein Geschick erkaltet, noch ehe es zu schlagen aufgehört. Versöhne Gott und des seligen Vaters Andenken durch die Erziehung Deines Kindes — Du hast Schweres zu sühnen. — In Anbetracht Deines leichtsinnigen Lebenswandels hat der gute Vater zu meinen Gunsten über sein Vermögen verfügt. Es ist mir peinlich und drückend, Dir es sagen zu müssen, aber nur auf mein inständiges Bitten verstand er sich dazu, Dir ein Legat von 3000 Thalern auszusetzen, was Dich vor Mangel schützen solle, wie er bemerkte. Für die kurze Zeit eines Aufenthalts in der Heimath biete ich Dir Unterkommen in meinem Hause und nun Gott zum Gruß von Deiner Schwester Beate.“

Schweigend setzte sich Uhde wieder auf den alten Weidenstamm; träumerisch spielten seine Hände mit dem oft gelesenen Blatte, während ihn Werner mit staunenden Augen betrachtete.

„Daß ich, ganz niedergeschmettert von der Höhe meines Hoffens nach dem Lesen des Briefes, natürlich nicht daran denken mochte, die Reise in die Heimath zu unternehmen, kannst Du Dir vorstellen, Werner. Mein Vater war todt. Unversöhnt mit mir, seinem

Kinde, war er in die Ewigkeit gegangen — o, diese Höllenpein für mich — wie geschickt mußte Beate den Haß des Vaters noch gegen mich geschürt haben, daß er bis zum Ende unerbittlich blieb! Hatte sie ihm aber denn auch meine Briefe wirklich gegeben, oder am Ende gar sie unterschlagen? — Doch fort mit so schwarzem Verdacht! Gewaltsam riß ich mich von dem furchtbaren Gedanken los, der nur dazu dienen konnte, mich noch mehr zu peinigen in meiner Lage.

„Am liebsten hätte ich mein kleines Erbe ganz fahren lassen, mir dünkte es ein Sündengeld und ich selbst benutzte auch keinen Heller davon — für mein kränkelndes Weib damals und unsern Sohn durfte ich es indeß nicht zurückweisen. Ich habe der armen Melanie in ihren letzten Lebensjahren die beste Pflege davon angedeihen lassen und als der unerbittliche Tod mir dann ihre liebe Seele entführte, war ich mit Hülfe des noch erübrigten kleinen Capitals im Stande, meinem heranwachsenden Benno eine gediegene Erziehung angedeihen zu lassen.

„Das Kind war ja das einzige Kleinod, was ich aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet hatte; mit allen Herzensfasern hing ich an dem Knaben und hütete ihn wie mein Auge vor jedem verderblichen Einfluß — ich wollte mein Gelübde halten.

„So schwer es mir wurde, mich tagelang von ihm zu trennen, entschloß ich mich dennoch, den Knaben einer Erziehungsanstalt zu übergeben, da ich, durch meinen Beruf schon abgezogen, mich seiner körperlichen Pflege selbst nicht hätte genügend annehmen können. Aber der Sonntag war stets ein doppelter Festtag für uns Beide: dann holte ich mir den Sohn in mein bescheidenes Logis und vergaß in seinem Anblick den Kummer über mein verfehltes Leben.

„Ich freute mich an seiner geistigen und körperlichen Entwicklung, wenn ich ihn so bei mir hatte. Sehen hättest Du ihn sollen, den schlanken, schönen Jungen, mit seinen prächtigen Augen und der geistreichen Stirn; Jeder hatte seine Lust an ihm und die Lehrer gaben ihm zudem stets das beste Zeugniß über Betragen und Kenntnisse.

„Niemals hatte Benno ein Theater besucht, als Kind wußte er wohl kaum, daß ich dazu gehörte und seine Mutter war damals schon gänzlich von der Bühne zurückgetreten, ihrer Kränklichkeit wegen. Mit den Jahren aber stellte er mir mitunter schüchtern Fragen über meinen Beruf, die mich stutzig machten; mir war es peinlich, den spannenden Ausdruck seiner kindlichen Züge zu beobachten, mit dem er dann meinen knapp bemessenen Antworten lauschte.

„Meine kurze, barsche Art, ihn abzufertigen, schien indeß das Interesse des Knaben dafür nur mehr und mehr zu wecken, ich hielt es daher für gerathen, ihm bei Zeiten noch das Bühnenleben in so schwarzen Farben darzustellen, daß ich damit auch die kleinste etwa aufkeimende Sympathie dafür in seinem jungen Gemüthe zu ersticken wähnte.

„Wie blind ist doch der Mensch in seinem Wollen und Meinen, wie seiner eigensten Erfahrung darin trotzend! An mir selbst hatte ichs doch erlebt, welche Früchte der eiserne Zwang trägt, wenn er ein weiches, junges Gemüth gewaltsam in ihm widerstrebende Bahnen zu lenken strebt und nun machte ichs just mit meinem eigenen Sohn nicht besser und wurde von unsäglichem Zorn und Kummer erfaßt, als ich bei einer Vorstellung des Richard Wanderer, in der ich den Helden gab, inmitten einer langen Tirade, gegen das Parterre gewendet, in ein paar funkelnde, vor Aufregung und Interesse weit aufgeschlagene Augen sehe, die Niemand Anderem als — meinem Benno angehörten.

„Ich war wie vom Blitz getroffen bei seinem Anblick und nur mit möglichster Ueberwindung meiner Aufregung führte ich meine Rolle bis zu Ende. Dann gab es eine erschütternde Scene zwischen mir und Benno, in der ich ihm seinen Ungehorsam vorwarf, denn er hatte sich heimlich aus dem Pensionat entfernt, um das Theater zu besuchen.

„Mit meiner Heftigkeit gab ich dem an und für sich unbedeutenden Vergehen indeß eine Wichtigkeit, die den Jüngling über den ihm selbst bis jetzt noch dunklen Trieb zum Bühnenleben völlig aufklären mußte — und die verschärften Strafen seiner Lehrer, immer neue Klagen über seine Lässigkeit und Zerstreutheit, beständig bei mir einliefen und die auch meine Strenge gegen ihn reizten, hinderten es nicht, daß Benno sich wieder und wieder ins Theater stahl und mir dann an einem Tage geradezu entgegentrat, um mir mit Festigkeit zu erklären, daß er meinen Beruf ergreifen wolle, zu dem er einzig und allein Hang und auch Talent zu haben glaube —"

Uhde stockte und seufzte aus tiefer Brust, während er sein schmerzlich bewegtes Antlitz in die Hände verbarg. Als er dann wieder langsam aufblickte, lag ein düsterer Schatten auf der gefurchten Stirn.

„Das setzte große Kämpfe zwischen Vater und Sohn und entfremdete ihre Herzen," nickte er dumpf vor sich hin, . . . „Ich mag nicht mehr an diese Zeit denken, Werner; Du kannst Dir ja auch vorstellen, wie Alles kam — daß kein väterliches Bitten, Drohen, Befehlen und kein Zwang den Jungen von dem einmal gefaßten Entschluß abbrachte, auf die Bühne zu gehen; und als wir dann Gewalt anwandten — fanden wir eines frühen Morgens gar das Nest leer, der Vogel war dem engen Käfig entflohen! —

„Mir geschah mein Recht, das war des Himmels Strafe. Der Fluch meines Vaters lastete ja auf mir — auch der arme Heimathlose, der sich von meinem Herzen losgerissen hatte, schleppte ihn als Erbtheil mit sich fort in die Weite — durch meine Schuld; und mein Leben ist beinahe vergangen, dahin in dem rastlosen Suchen nach dem Verlorenen! Halb verschmachtet nach des einzigen Kindes Liebe irre ich ruhelos von Ort zu Ort — ich muß, muß ihn einmal wiedersehen, ehe ich sterbe, Werner!"

Ein einziger Tropfen flimmerte an des alten Mannes Wimper und stahl sich langsam über die wetterharte Wange.

Werner faßte tief erschüttert seine bebenden Hände.

„Armer Vater!“ sagte er leise, „und niemals fandest Du je eine Spur Deines Benno während der langen Jahre?“

Uhde schüttelte traurig den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

(Fortsetzung.)

Auf einem kleinen freien Platze zwischen den engen Gassen der Stadt war man gerade beschäftigt, den barocken haushohen Wagen aufzubauen, der am Tage der hl. Lucia, der Patronin von Syrakus, in feierlichem Aufzuge durch die Straßen gezogen wird. Aehnlich wie in Palermo beim Fest der hl. Rosalie gibt sich das Volk mit seiner ganzen südlichen Leichtlebigkeit und dem ganzen Feuer seines Temperamentes den rauschenden Feierlichkeiten hin. Dem oberflächlichen Beobachter erscheint das Ganze als eine rein weltliche Feier, als eine Fortsetzung der heidnischen Festlichkeiten, welche die Griechen der später noch zu erwähnenden Nymphe Cyane zu Ehren jährlich veranstalteten. Doch tritt das religiöse Element nicht gänzlich zurück, und wenn es auch zeitweise durch den betäubenden Lärm und den Flitter ganz überwuchert erscheint, so besteht es doch fort als Träger des ganzen Festes. Denn der Italiener, das darf man nie außer Acht lassen, um solche Erscheinungen seines Volkslebens nicht ganz verkehrt zu beurtheilen, hat eine andere Art und Weise, mit Gott umzugehen, als in unserem lieben Deutschland, wo Pedanterie und Steifheit manchmal fast ebenso stark hervortreten als bei den Engländern. Von Kopfhängerei und Gefühlsschwärmerei weiß man nichts bei jenem starken Volke, das so gerne sich in Hyperbeln ausdrückt und seine Empfindungen in Uebertreibungen kund gibt. Wenn wir in der Peterskirche während eines Hochamtes statt eines ergreifenden Orgelspieles und eines mit Innigkeit vorgetragenen Gesanges fast nur Opern-Melodien zu hören bekommen, so nehmen wir Pedanten Aergerniß daran; wir bedenken aber nicht, daß auch bei uns selten Alles ist, wie es sein soll und daß eben jedes Volk in seiner eigenen Weise seinen Gefühlen Ausdruck gibt. Indessen darf man doch nicht verkennen, daß die Italiener oft mit einer allzugroßen Leichtigkeit mit unserem Herrgott verkehren.

Jene Leichtlebigkeit des italienischen Volkes, jener immer zu lärmenden Uebertreibungen geneigte Charakter, der sich immer stärker ausprägt, je weiter man nach Süden vordringt, findet seinen vollsten und manchmal tollsten Ausdruck in den feierlichen Aufzügen bei den religiösen Festlichkeiten. Bei den politischen Feierlichkeiten tritt dieses Element viel weniger hervor, weil hier niemals alle Fibern des Volksgeistes in Schwingungen gerathen. Daß aber nach solchen pomphaften, lärmenden Aufzügen auch eine Abspannung kommt, beweist das Sprichwort: Passata la festa, gabbato il santo: Ist die Feier vorüber, so wird die Heilige wieder in den Winkel gestellt.

Nicht weit vom Dome, an dem großen Hafen, liegt die classische Quelle Arethusa. Hier kommt in einem großen rund ausgemauerten Becken in sechs starken Strömen eine Quelle zum Vorschein, deren Wasser, wenn auch nur schwach, säuerlich schmeckt; doch kann es immerhin noch als Trinkwasser benutzt werden. Man hat die Quelle gefaßt und eine sehr hübsche Anlage daraus gemacht. Enten schwimmen auf der Fluth, und ernst wiegt sich der Papyrus im Wasser. Die Nymphe Arethusa wurde von einem Flußgotte aus Griechenland bis hierher verfolgt und hier in eine Quelle verwandelt. Nach anderer Lesart aber soll die Quelle die Mündung einer Wasserleitung sein, welche, von der Höhe der alten Stadt herabkommend, unter dem kleinen Hafen durchfließt und auf der Ortygia in mehreren starken Strömen zum Vorschein kommt. Viele Brunnenschachte, tief hinabgehend und pozzi genannt, finden sich auf der Insel und dienen meist — der classischen Bedeutung der Quelle wenig entsprechend — den Waschweibern zum Aufenthalt. Das Wasser soll früher ganz süß gewesen sein; aber ein Erdbeben hat vor langer Zeit den Lauf der Leitung unter dem kleinen Hafen etwas gestört, so daß seither stets etwas See-Wasser eindringen kann.

Ehe wir das Ruinenfeld des alten Syrakus besuchen, soll zuerst noch einer anderen Quelle, der Cyane, gedacht werden.

In den großen Hafen, wo derselbe gegen das Festland sich verflacht, mündet der Fluß Anapus. Er kommt aus dem Innern der Insel und fließt bei seiner Mündung durch eine weite Niederung, den Sumpf Syraca, von welchem die Stadt ihren Namen herleitet. Das Flußthal wird gebildet durch zwei weit aus einander tretende Bergzüge, deren einer nördlich von dem kleinen Hafen in die See stürzt, während der andere das Cap Plemmyrium bildet. Dieser große Meerbusen, der dadurch entsteht, war in früheren Zeiten, als die ersten Ansiedler kamen, sicher noch weit größer als gegenwärtig und erst die zunehmende Versumpfung des Flußthales und die Sandablagerung an der Mündung derselben haben das Meer zurückgedrängt. Auf dieser Ebene lagerten die Heere der Punier, der Athener und später mehrmals die Araber; jedesmal rief die Sumpfluft im Lager der Feinde Pest und Krankheiten hervor und war kein geringer Bundesgenosse der Syrakusaner.

(Fortsetzung folgt.)

† Historischer Verein der Pfalz.

Das erste Lebensjahr des wiedergeborenen und mit lebhafter Theilnahme begrüßten historischen Vereines der Pfalz naht sich seinem Ende. Wenn auch während der abgelaufenen Zeit der Verein nur durch ein kleines Heft „Mittheilungen“ in die Offentlichkeit treten und bisher noch keine Forschungs-

ergebnisse auf dem Gebiet der heimischen Geschichte in die Hände seiner Mitglieder legen konnte, so würden letztere doch sehr irren, wollten sie hieraus auf eine schwache Lebenskraft des jungen Unternehmens schließen. Eine Wanderung durch das Museum zu Speyer wird jedem Besucher die Ueberzeugung bieten, daß der Verein seine nächste Aufgabe, die vorhandenen und neu aufgefundenen Ueberreste unserer Vorzeit zu sammeln und zu bewahren, treu erfüllt. Die nunmehr vereinigten Alterthümersammlungen des Kreises, der Stadt Speyer und mehrerer Privaten haben in den ihnen von der Stadt Speyer eingeräumten Sälen durch den Conservator des Vereines eine Aufstellung erfahren, welche einen vorher ungeahnten Reichthum wissenschaftlicher Schätze der Pfalz zur allgemeinen Anschauung und durch nach und nach beizufügende Erklärung auch zum allgemeinen Verständnisse bringt. Keine Woche vergeht jetzt, ohne daß Mitglieder und Freunde des Vereines entweder der römisch-germanischen oder der mittelalterlichen Abtheilung jener Sammlungen einen neuen werthvollen Beitrag zuwenden. Unmittelbar an die Alterthümer-Säle des Museums reiht sich das Bibliothekzimmer des Vereines an, in welchem regelmäßig am ersten Mittwoche eines jeden Monats unter der Leitung des ersten Vorstandes, Herrn Regierungspräsidenten v. Pfeufer die Sitzungen des Ausschusses abgehalten werden. Diesen Sitzungen liegt stets ein ansehnlicher und meistens sehr interessanter Berathungsstoff vor, theils durch Berichte und Anfragen der Geschäfts-Verwalter und einzelner Mitglieder, theils durch Uebergabe neuer Fundstücke und Geschenke geboten. Um nun die auswärtigen Mitglieder des Vereines auch während der Zeit, welche zwischen der Herausgabe der zwangslosen „Mittheilungen" liegt, von den wichtigeren Vorkommnissen in Kenntniß zu setzen und eine regere Verbindung derselben mit dem Ausschusse anzubahnen, wird in Zukunft, wie es bei anderen historischen Vereinen üblich, über jede Sitzung ein gedrängter Bericht in pfälzischen Zeitungen erstattet werden, welchem Zwecke die verehrlichen Redactionen in dankenswerther Weise ihre Spalten öffnen wollen.

Die Menge der bisher verhandelten Gegenstände läßt ein Zurückkommen auf dieselben unthunlich erscheinen und es sei daher sofort auf die letzte Monats-Sitzung übergegangen.

Das vor Kurzem verstorbene Vereinsmitglied Bürgermeister Wilhelm Eugen Schultz in Zweibrücken, dessen früher Tod als ein großer Verlust für die pfälzische Geschichtsforschung beklagt werden muß, hatte eine bedeutende Büchersammlung historischen Inhalts hinterlassen, welche dem Verkaufe ausgesetzt wurde. Um aus dieser Bibliothek wenigstens die für die Pfalz werthvollsten Werke als Vereinseigenthum zu erwerben, war der Conservator Herr Heydenreich nach Zweibrücken gereist und konnte in der Sitzung berichten, daß seine Sendung den gewünschten Erfolg gehabt. Zugleich brachte Herr Heydenreich die erfreuliche Kunde, daß die Schultz'schen Erben durch ihren auch für die Vereinszwecke bemühten Bevollmächtigten, Herrn Polizeianwalt Raquet, die Absicht ausgesprochen, die sämmtlichen handschriftlichen Aufzeichnungen des verlebten fleißigen Forschers, sowie dessen gesammelte Münzen und Siegel dem Vereine als Geschenk zu überlassen, wodurch letzterer in den Besitz eines für spätere Geschichtsschreiber äußerst werthvollen Materials gelangen wird. — Herr Schultz hatte auch die im Jahre 1866 gelegentlich des Baues der Districtsstraße von Gersheim nach Walsheim beim Durchschneiden eines Erdhügels aufgefundenen Alterthümer in Verwahr. Diese Alterthümer keltischen Ursprungs, bestehend in Schwertern, Lanzen, Ringen, mit Silber und farbigen Steinen eingelegten Zierrathen u. s. w., welche seiner Zeit durch die Fürsorge des Herrn Bezirksamtmannes Damm gesammelt und Herrn Schultz zur näheren Beschreibung übergeben worden waren, wurden jetzt schon dem Vereine zugestellt und fanden sogleich ihren Platz in dem Museum. — Der Ausschuß hatte sich hierauf über die Erwerbung eines Fundes schlüssig zu machen, welcher nicht nur bezüglich seines materiellen, sondern auch bezüglich seines antiquarischen Werthes gleich nach dem berühmten, aber der Pfalz leider entführten Schifferstadter goldnen Hute und den das Speyerer Museum zierenden Dürkheimer Goldschmuck zu setzen ist. Es sind zwei massiv-goldene Armringe von einfacher Form germanischen Charakters, welche die Gebrüder Fischer in Böhl kürzlich auf ihrem Grundstücke ausgegraben. Der Kauf wurde mit den bereitwilligen Findern um den Preis von 400 fl. abgeschlossen, welcher dem Metallwerthe der Ringe entspricht. — Nachdem die Vereinskasse durch diese Erwerbung einen tiefen Eingriff erfahren, mußte die sich anreihende Uebergabe von Geschenken um so erfreulicher berühren. Herr Gutsbesitzer Vollmer von Edenkoben ließ nämlich durch den Geschäftsverwalter Herrn Pfarrer Rey eine größere Anzahl meistens mittelalterlicher Silbermünzen übergeben, eine weitere Sendung in Aussicht stellend. — Assessor v. Stichaner von Germersheim legte einen während des Reichstages zu Speyer im Jahr 1529 ausgestellten kaiserl. Wappenbrief und römische Münzen vor, letztere im Auftrage des Herrn Pfarrer Dr. Krüll in Leimersheim, welcher für den Verein ein lebhaftes Interesse bekundet und durch die Abfassung einer Leimersheimer Gemeinde-Chronik in nachahmenswerther Weise den Anfang gemacht hat, die im ersten Hefte der „Mittheilungen" angeregten Ortschroniken einzuführen. — Herr v. Stichaner berichtete schließlich wiederholt über den sogenannten Wählerplatz bei Erlenbach im Kantone Kandel, einen der wenigen öffentlichen Gerichtsplätze der Pfalz, welche sich durch die Tradition und durch die äußere Gestalt erhalten.

Auf diesem durch einen großen Sandhügel kenntlichen Platze wurden im Mittelalter unter Anderem auch die wichtigsten Waldstreitigkeiten der Gegend entschieden und im Jahre 1304 der Schiedsspruch gefällt, daß der Wald eine rechte Gemeinde sei und sein solle, dem Reichen wie dem Armen und dem Armen wie dem Reichen. Der Gemeinderath von Erlenbach, aufmerksam gemacht auf die geschichtliche Bedeutung dieses Hügels, hat beschlossen, denselben vor der bereits begonnenen Abtragung zu schützen und ihn mit einer Gedenktafel zu bezeichnen, dem Vereine die Ausführung der letzteren übertragend. Herr Archivar Schanbein übernahm es, die urkundlichen Nachrichten über die Vorgänge auf dem fraglichen Gerichtsplatze aufzusuchen und zur Niederlegung in dem Gemeinde-Archive zusammen zu stellen.

Möchte vorstehende Berichterstattung, wie die in Zukunft folgenden, auf die Thätigkeit der auswärtigen Vereinsmitglieder anregenden Einfluß üben!

Miscellen.

Lippstadt, 19. Mai. Gestern riß sich in hiesiger Stadt ein schlecht bewachter Bulle der hiesigen sogenannten Ochsengenossenschaft los, rannte und stieß mehrere in den Straßen ihm begegnende Kinder und erwachsene Personen über den Haufen und verletzte einen alten, in seinem Wägelchen spazieren fahrenden, gichtbrüchigen Mann durch Stoßen und Umwerfen des Wägelchens sehr erheblich. Erst nachdem das wüthende Thier durch mehrere Straßen gerannt war und sich in die Lippe gestürzt hatte, gelang es einigen beherzten Husaren, dasselbe festzuhalten und in Bande zu schlagen.

Englischerseits schreiten die Vorbereitungen für die Beobachtung der nächsten Sonnenfinsterniß rüstig fort. In Folge eines Rundschreibens sind bei dem Vorstande der königlichen astronomischen Gesellschaft über sechszig Anmeldungen von Astronomen zugegangen, die sich an der Beobachtung betheiligen wollen und um durchaus sicher zu gehen und von den Witterungseinflüssen möglichst unabhängig zu sein, liegt es im Plane, falls dies thunlich sein sollte, zwei Expeditionen auszurüsten, eine nach Spanien, die andere nach Sicilien.

In Californien sind neuerlich 27,000 japanische Theepflanzen eingeführt worden, da man beabsichtigt, dieselben dort zu acclimatisiren.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 62. Speyer, Donnerstag, den 26. Mai 1870.

* Frühlingsstille.

Weiße Wolken ruh'n gleich Lämmern
Auf dem blauen Himmelsplan,
Und der Welt Geschrei und Hämmern
Dringt nur matt zu mir heran,
Ferne duft'ge Berge dämmern,
Schauen so bekannt mich an.

Bäume, Blumen und Gesträuche
Hauchen aus ein Düftemeer,
Und aus fernem Wunderreiche
Schweben gold'ne Träume her.
Und mir ist's, als ob entweiche
Alles, was mich drückt so schwer.

Steigt der Frühling aus dem Grabe,
Der mein Herz einst reich beglückt?
Ist's vom Frühling eine Gabe,
Der einst ewig mich entzückt?
Dank, o Dank, daß solche Labe
Mich der Gegenwart entrückt!

Ch. Böhmer.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

X.

„Kurze Zeit, nachdem mein Sohn entflohen war und ich vergebens Alles in Bewegung gesetzt hatte, seiner habhaft zu werden," fuhr Uhde fort, „erhielt ich einen Brief aus Paris von ihm, in dem er mich tausendmal beschwor, ihm den Kummer verzeihen zu wollen, den er mir zu machen gezwungen sei. Er habe bei aller Liebe zu mir nicht anders handeln können, die Macht, die ihn treibe, sei stärker, als er selbst, er müsse ihr blindlings gehorchen; und nur dann werde er mir wieder vor die Augen treten, wenn er sein Ziel erreicht und ich mit Stolz auf ihn blicken könne. — Das war kindliche Liebe, Werner! Jetzt fühlte ich erst ganz und wahr, was mein armer Vater durch mich gelitten hatte!"

„Und nun, und nun?" drängte Werner interessirter weiter.

„Nun wanderte ich suchend von Ort zu Ort. Obgleich ich später hörte, daß er nach Hamburg gegangen sei und von da übers Meer, glaubte ich doch, bald hier, bald dort seine Spur entdeckt zu haben, die Hoffnung allein erhielt mich ja am Leben, noch heute bin ich ein hoffender Thor!

„Das Schauspielerleben ekelte mich bald an," fuhr er fort, „ich gab es auf und brachte mich mit Musikunterricht und Notenschreiben beim Orchester durch. Du glaubst kaum, mit wie Wenigem ich auskomme, Werner, ich kann sogar noch meine Ersparnisse in der Heimath verzehren, wie Du siehst —," und ein schalkhafter Anflug seines alten Humors klang aus dem Ton seiner Stimme.

„Daß Du hier bei Deiner bösen Schwester Dich behaglich fühlen magst!" sprach Werner.

„Das Grab meines Vaters zieht mich wie ein Magnet hierher, als fänd ich Ruhe dort. Das ist ja eine Macht, stärker als ich selber bin, die mich die alte traute Stelle suchen läßt, wo ich einst geliebt wurde — nur hier in der Heimath, an dem grauen Steinkreuz auf dem Friedhof, unter denen die Eltern ruhen, schmeichelt sich mir mitunter jene süße Sorglosigkeit ins Herz, wie man sie in der Jugend mit reinem Gewissen empfindet; und wenn ein leiser Windzug durch die Büsche rauscht, klingt mir daraus ein vertrauliches Trostwort der Eltern zu, wie ich es selten im Leben hörte. Sieh, das ist's, was mich die Rohheit meines Schwagers, die bittere Gehässigkeit meiner Schwester verschmerzen und ertragen läßt, und obenein das kalte Ausweichen meiner Jugendliebe."

„Sage, wie ist es ihr ergangen?" munterte Werner den Stockenden zum Sprechen wieder auf.

„Lieber Himmel! auch sie hat sich erst in reifen Jahren zur Ehe entschlossen, ob sie glücklich war, weiß ich nicht zu sagen. Ihr Mann ist nun schon geraume Zeit todt, aber eine liebliche Tochter blüht ihr zur Seite und wird ihres Alters Freude und Stütze werden, während ich —"

„Guten Tag, Onkel Uhde! Welch ein kühles, schattiges Plätzchen habt Ihr Euch ausgesucht," klang eine kindliche Stimme vom Richtweg herunter und ein helles Kleid schimmerte durch das Grün.

Uhde zuckte zusammen beim Klang dieser Stimme. Eine jähe Röthe trat auf seine Stirn, als er hastig aufsah und die schlanke Mädchengestalt, vom grünen Dämmerlicht der tiefhängenden Weidenzweige umflossen, dicht über ihm stand, während nur einzelne

Sonnenstrahlen durch die Zweige brachen und mit verstohlenem Gefunkel auf ihrem Scheitel spielten.

Der alte Mann starrte in sprachlosem Staunen noch immer die liebliche Erscheinung an; dünkte sie ihm sein verkörpertes Liebesglück aus längst entschwundenen Jugendtagen, daß er, ganz der Zeit entrückt, mit traumhafter Stimme endlich „Martha" ausrief.

„Martha," sagte er dann leiser noch einmal und wie erwachend strich er mit der Hand über die Augen. Der Wahn war weggezaubert, er war ja alt, verlassen und elend — mühsam nach Fassung ringend, setzte er befangen hinzu: „Agnes, Gott grüß Dich, Mädchen! Willst Du nicht auch hier ruhen?"

„Ich danke, Onkel," lächelte sie freundlich und nickte auch Werner grüßend zu. „Wie gern ich auch ein Weilchen mit Euch dort plauderte, die Sonne neigt sich bald und ich muß noch zum Kronhof, nach der kranken Betty sehen und vor Dunkel wieder zu Hause sein."

„Dann gehen wir ein Stück Wegs zusammen," rief Werner, sich plötzlich aufraffend. Die hier versäumten Stunden traten ihm mahnend entgegen — und, seinem Freunde einen dankbaren, verständnißvollen Blick zuwerfend, drückte er warm dessen Rechte, stieg den abschüssigen Uferrand hinauf und war im Nu an des jungen Mädchens Seite.

„Lebt wohl, Uhde, auf Wiedersehen," nickte sie dem Zurückbleibenden noch einmal zu, dann schritt sie an Werners Seite leichtfüßig von dannen, während der Alte seufzend sein Fischgeräthe zusammenlas und dann mit müder Haltung den Weg zum Dorfe einschlug.

XI.

Die Dämmerung ließ ihren grauen Schleier leise über die Gegend fallen und nahm den letzten, rosigen Schimmer der scheidenden Sonne von den Wipfeln der Bäume hinweg. Der Wald, der das sanft ansteigende Hügelland besäumte, nahm eine dunklere Färbung an; kein Lüftchen regte sich in der drückenden Schwüle des Abends, so daß die starren Baummassen, wie in spannendem Zuwarten, ordentlich finster, düster dräuend ausschauten.

Der schlanke Wanderer, der, eben aus dem Walde tretend, den Richtweg zum Flecken einschlug, hatte die erhoffte Kühle in den schattigen Pfaden nicht gefunden und athmete tief auf, als er den freien Weg erreichte und ein leiser Luftzug vom nahen Weiher her so unvermuthet seine Stirn streifte.

Er hatte den breitrandigen Strohhut abgenommen und strich sich mit dem feinen, duftenden Battisttuche immerzu die dichten, schwarzen Locken aus den Schläfen.

Die edle Bildung seines Kopfes und die feinen Züge des jugendlichen Gesichtes traten dabei um so freier hervor, während seine ausdrucksvollen, dunklen Augen unter den feingeschwungenen Brauen mit einem beweglichen Interesse über die Gegend schweiften, als sei ihm der fremde Boden hier doch lieb und werth. Zuweilen zuckte es um seine etwas herabgesenkten Mundwinkel wie ein halb schwermüthiges Lächeln, aber die weißen Zähne, die dann dabei unter dem kleinen schwarzen Stutzbärtchen rasch hervorblitzten, milderten den ernsten Zug in dem schönen, sprechenden Antlitz in anmuthige Schalkhaftigkeit. Der leichte, elegante Sommeranzug des Fremden, seine feine Fußbekleidung hätten auf einen wanderlustigen Spaziergänger der eleganten Welt schließen lassen, wenn nicht der graue Plaid und die moderne, braune Reisetasche, beides vornehm salopp über die Schulter geworfen, den Weiterherkommenden bezeichnet hätten und dafür sprach auch seine zwar ursprünglich leichte, doch augenscheinlich etwas ermüdete Haltung und jetzt sein plötzliches Sichhinwerfen auf den ersten besten Rasenfleck am Wege.

Lang ausgestreckt lag er da, den dunklen Lockenkopf in die verschränkten Arme auf den weichen Plaid gebettet und beobachtete mit weit aufgeschlagenen Augen behaglich die allgemach sich zusammenziehenden grauen Wolkenstreifen am Himmel, wie sie, dunkler und schwärzer werdend, zusammenflossen und zogen, bis die gigantisch schwarze Wolkenwand nun ängstlich drohend über dem jungen Haupte starrte und erst ein leises, ganz fernklingendes und dann gewaltig näher kommendes Rollen, von leuchtend zuckenden Blitzen begleitet, das sich nun rasch entwickelnde schwere Gewitter verkündete.

Plötzlich sprang der Fremde aus seiner ruhenden Lage auf. Nicht Furcht vor dem nahenden Wetter hatte ihn aus seinem stillen Brüten geschreckt — er horchte. Was war das? Jetzt wieder der Angstlaut; ja, ja, er täuschte sich nicht, das war ein flehender Hülferuf — was konnte es sein? — Wie von unsäglicher Angst getrieben hatte sich der Fremde ohne Besinnen aufgemacht und jagte nun mit der rasenden Schnelle eines Spürhundes, der die Fährte eines Wildes verfolgt, der Richtung des klagend schallenden Hilferufs zu.

An dem suchenden Umherirren seines Blickes merkte man, daß er des Terrains hier unkundig war, aber mit dem Instincte eines Helfenden, den die Pflicht der Menschenliebe treibt, fand er sich in jäher Hast doch im dichtesten Gestrüpp des nun erreichten Ufergebüsches zurecht.

Er achtete es nicht, daß Nesseln und stachlichtes Geäste ihm dabei Hände und Gesicht empfindlich verletzten — jetzt zitterte ja von Neuem, nach einer tödtlich langen Pause, ein schwacher Ruf durch das Grollen des Donners. — Mit der ganzen Gewalt seiner jungen Kraft theilte und knickte der Suchende die hemmenden Weidenzweige, die ihn noch vom Weiher trennten — dann lag das unheimliche, vom heulenden Sturmwind gepeitschte Wasser vor ihm ausgebreitet da, dessen schwarze Tiefe die zuckenden Pfeile der flirrenden Blitze widerspiegelnd in sich verschlang.

Mit ein paar Sätzen hatte der Fremde das abschüssige Ufer erreicht, wo in fast greifbarer Entfernung von ihm ein Ertrinkender mit dem Tode rang — oder waren es ihrer gar zwei? — Vernahm er nicht immer deutlicher jetzt auch eine leise jammernde

Kinderstimme durch das Toben des Wetters hindurch?

„Barmherziger Himmel!“ rang es sich flehend aus seiner Brust hervor, indem er, im Ufersand auf die Kniee geworfen, sich mit seinem schlanken Oberkörper so tief zum Wasser niederbeugte, daß er mit weit ausgestreckten Armen das unglückliche Wesen zu erreichen und an sich zu ziehen strebte, das sich mit versagenden Kräften an schwanken Weidenästen angeklammert hielt. — Vergebens mühte er sich ab, unmöglich gelang es ihm auf diese Weise die todesschwere Last ans Ufer zu ziehen, denn jetzt, wo sich sein Auge an die ihn umhüllende Dunkelheit allgemach gewöhnt hatte und mehr zurechtfand, unterschied er, vom Leuchten des Blitzes geleitet, deutlich, daß er zwei Menschenleben zu retten habe. Es war ein sterbendes Weib, das sicherlich sein eigenes Leben daran gesetzt hatte, einen Knaben zu erhalten. In den hocherhobenen Armen hielt es ihn krampfhaft über dem Wasser an die Brust gepreßt, während nur zuweilen noch ein hingehauchtes Flehen sich aus den erstarrenden Lippen rang. Der Knabe hingegen schrie und strampelte mit ungebrochener Kraft in der starren mütterlichen Umschlingung, die ihn beengen mochte. Der Anblick war überwältigend genug, daß der Fremde selbstvergessen emporschnellte, Reisezeug und Rock von sich warf und beherzt in das Wasser sprang.

(Fortsetzung folgt.)

Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

(Fortsetzung.)

Die Straße führt über den Sumpf, dann über die Mündung des Flusses, und schon von Weitem blicken uns auf einem Hügel, der im Alterthume Polychne hieß, die zwei Säulentrümmer eines Tempels entgegen; sie stehen in einem Kornfelde und sind die einzigen Ueberreste des einst so hoch berühmten Tempels des olympischen Zeus. Hier war die Statue des Gottes, welcher Gelon aus der reichen, in der Seeschlacht bei Himera den Carthagern genommenen Beute einen goldenen Mantel schenkte. Aber der junge Dionys, der ein Spötter war und die Götter verachtete, nahm diesen Mantel für sich, indem er sagte, dem Gotte sei diese schwere Last im Sommer zu warm, und im Winter helfe sie ihm doch Nichts gegen die Kälte. Später raubte Verres auch die Bildsäule.

Zwei furchtbar verstümmelte Säulenreste sind allein noch übrig von diesem einst so herrlichen Tempel, und kaum läßt sich die frühere Ausdehnung des Baues noch ermessen.

Hinter diesem Hügel führt ein steiler Pfad wieder in das Thal des Anapus. Hier zweigt sich ein kleiner Bach von dem Flusse links ab und führt zur sagenhaften Quelle Cyane.

Pluto hatte die Nymphe Cyane rauben wollen, aber sie wurde, wie die Arethusa, in eine Quelle verwandelt, und die Griechen begingen jährlich dort großartige Festlichkeiten. Aber die Zeit hat der kornblumenblauen Quelle bös zugesetzt! Sumpfgewächse wuchern in dem fetten Schlammboden, und trübe läuft das Wasser dem Anapus zu. Selbst die erfindungsreichste griechische Dichterphantasie könnte hier keine Nymphe mehr in eine Quelle verwandeln lassen.

Das Einzige, was nächst der klassischen Bedeutung des viel besungenen, verkommenen Ortes von Interesse ist, sind die Papyrusstauden, die hier wachsen und wegen deren die Quelle gewöhnlich besucht wird. Es ist eine schlanke Binsenart mit dreikantigem, dickem Stengel, der bis zu 15 Fuß Höhe aufschießt und dort eine reiche Krone von langen, feinen, grauen Fäden trägt. Perruca nennt sie das Volk, und anmuthig wiegen sie sich hier, so weit von der Heimath am uralten Nil entfernt, in der warmen feuchten Luft; weithin erfüllt diese Pflanze das Wasser und gibt der Gegend einen charakteristischen Anstrich. Aus den Stengeln wird Papier gemacht, und der Führer Salvatore Politi, der die Fremden gewöhnlich mit einem Nachen hierher fährt, läßt es sich nicht nehmen, die Bereitungsweise desselben zu zeigen; auch verkauft er solche Papierproben, auf welche er mit geübter Hand die Staude selbst gemalt hat. Doch muß man annehmen, daß das alte Papier der Egypter fester gewesen sein wird, als das, welches er den Fremden liefert.

Die meisten derjenigen, die sich den Fremden in Italien als Führer aufdrängen, sind ganz unbedeutende Bursche; und bei Fragen, welche sie nicht beantworten können, binden sie entweder dem wißbegierigen Fremden einen Bären auf, der dann gläubig in das Tagebuch eingetragen wird, oder sie antworten mit dem bekannten, für die italienische Indolenz charakteristischen Chi lo sa? Wer weiß?

Von solchen Schlingeln, die den Fremden noch überdies meist nachgemachte Antiken und andere Sachen verkaufen, gilt in vollem Umfang das italienische Sprichwort:

Con l' arte e con l'inganno
Si vive mezzo l'anno,
Con l'inganno e con l'arte
Si vive l' altra parte.

Ein halbes Jahr Betrug und List,
List und Betrug die andre Frist.

Zu diesen Leuten gehört jedoch Politi nicht. Er hat sich mit der seinem Volke eigenen Genialität in die einschlägigen Verhältnisse ziemlich hinein gearbeitet, zeichnet sehr hübsch und wird von Archäologen vielfach als Führer nach den fast gänzlich vergessenen und vielfach noch gar nicht besuchten Ruinenstätten des Innern mitgenommen.

Die Hochfläche, auf welcher die übrigen Stadttheile des alten Syrakus liegen, bildet ungefähr ein rechtwinkeliges Dreieck, dessen eine Spitze nach Süden gegen Ortygia gekehrt ist; das zweite sehr spitze Eck hängt östlich mit den Bergen des Innern zusammen, und von dort zieht sich das Hoch-Plateau, weiter sich aus-

breitend gegen das Meer, welches das Dreieck nach Osten hin abschließt und dort ein Hochufer von etwa 200 Fuß Höhe bildet; in diesem haben die Wellen in tausendjährigem Andrange herrliche Höhlen ausgespült. Hat man gerade Zeit, so ist eine Kahnfahrt zu denselben sehr lohnend. Die ganze Hochfläche besteht aus einem weißgrauen Kalksteine und ist nur wenig mit Ackerkrumme bedeckt.

Die Insel Ortygia war wohl wegen ihrer günstigen Seelage die erste Ansiedlung. Von dort zog man, als die Bewohner sich vermehrten, auch das hart hinter der Insel gelegene Festland in den Bereich der Stadt und baute so die Hochfläche hinauf. Dieser Stadttheil, Achradina genannt, grenzte im Süden an Ortygia, im Osten an die See, die tief unten gegen die Felsen schäumt, nach Norden wurde er ebenfalls durch seine hohe Lage geschützt, und gegen den übrigen Theil der Hochfläche vertheidigte man ihn durch gewaltige Mauern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geisteskrankheit im Zusammenhang mit der jeweiligen Culturbewegung.

Von A. Solbrig.

(Fortsetzung.)

An dem Unsinn der damaligen in anderer Beziehung höchst merkwürdigen und bedeutungsvollen Entwickelungsperiode nahm Jedermann Antheil, Dynast und Bauer, Priester und Laie, Philosoph, Rechtsgelehrter und Arzt, sonst hätte die Ausartung des im Aber- und Wunderglauben sich bewegenden Gefühls nicht so massenhaft auftreten, auch nicht so lange andauern können. In den wahnwitzigen Orgien der Wiedertäufer, in den Scandalen der protestantischen Inspirirten von Languedoc von 1688 bis 1780 sehen wir die einfache Fortsetzung dieser pathologischen Disposition und wie schwer sie auszurotten, ja wie leicht es ist, neue Empfänglichkeiten hiefür zu schaffen, zeigt uns die Geschichte der methodistischen Erweckungen, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Anfänge in England nahmen und sich später nach Amerika verpflanzten, wo sie jetzt noch unter dem Namen der „Revivals“ ihre verwirrende Rolle spielen. Das nämliche zeigt uns ferner die Geschichte des Pöschlianismus in Oberösterreich 1814 bis 1817, die Predigtkrankheit und Leserei in den Lappmarken 1853, eine ähnliche kleine Epidemie von Predigerkrankheit 1852—1853 in dem badischen Dorf Niedereggenen, sowie die erst im Laufe des Jahres 1861 sich abspielende Episode der Kindererweckung im Waisenhause zu Elberfeld, woselbst durch methodisch betriebene, besonders eindringliche Gebetübungen, deren Anordnung von englischen Methodisten ausging, rasch nach einander 50 Kinder in visionäre und nervöse Zustände versetzt wurden.

Auch die gegenwärtige Zeit trägt Culturelemente in sich vom mächtigsten Einfluß auf die Erregung des Gehirns, begleitet von den größten Gefahren für seine Erkrankung in der specifischen Form der Seelenstörung. Es dürfte um so zeitgemäßer und wohlthätiger sein, hierauf, und auf die Schlupfwinkel, wo der Feind herkommt, aufmerksam zu machen, als derselbe nur höchst selten seine verderblichen Angriffe plötzlich und überraschend macht, sondern in der Regel sich leise tückisch heranschleicht, ja sich oft in das Gewand erhöhten Wohlgefühls hüllt. Doch versuchen wir vor Allem eine psychologische Analyse unserer Zeit.

Die Aufhebung des Unterschiedes der Stände darf wohl als ein erstes und hauptsächliches Wahrzeichen der Gegenwart genannt werden. Es gibt im Princip keine bevorrechtete Kaste und somit keine staatliche Schranke mehr gegen die ausgibigste Verwerthung der Kräfte jedes Einzelnen. Das Thor des Ruhms in jedwedem Bereich der Wissenschaft und Forschung, der Anfgang zu den einflußreichsten Ehrenstellen, der Eintritt in die gesetzgebenden Versammlungen seiner Nation steht principiell Jedem offen, der Möglichkeit des Erwerbens und Genießens ist keine Grenze gesetzt. Der durch die Freigebung der Arbeit gesteigerte Industrialismus sorgt für die Erhöhung und Verfeinerung des Lebensgenusses in allen Richtungen und zeigt, wie man durch seine Berechnung, durch kühnes Wagen oder auch durch geschickten Humbug zu Besitz und dadurch zu Ansehen gelangen kann. Denn nicht mehr Genügsamkeit, sondern Ungenügsamkeit ist der Lebensodem des heutigen, von feudaler Hörigkeit, vom Zunft- und Autoritätszwang entfesselten Geschlechts geworden. Ein allgemeiner Wettlauf und Wettkampf um das Dasein ist heute mehr als je der Inbegriff des menschlichen Lebens, gestützt und gesteigert durch die enorme Leistungsfähigkeit jener besonderen Mittel und Wege, welche den Gedankenaustausch, den Güterverkehr, sowie den Verkehr der Personen unter sich, nicht minder als den der Länder und Nationen, durch Dampfpresse, Telegraph und Eisenbahn zu fördern berufen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

△ Vor einigen Jahren starb im Pariser Irrenhause ein Mann in hohem Alter, an dem sich das bekannte Mährchen von dem „Fischer und syne Fru“ auf eine sehr empfindliche Weise erneuert hat. Kaiser Napoleon I. hatte nämlich den Plan gefaßt, seinem kleinen Sohne, dem Könige von Rom, einen Palast bei der Barriere Passy zu bauen. Aber in die bestimmte Baulinie fiel die Bude eines armen Schusters Simon, die etwa 40 Francs werth sein mochte. Der Schuster forderte aber dreist 20,000 Frcs. Die kaiserliche Domänenverwaltung bewilligte nach einiger Besinnung die enorme Forderung, indessen war aber unser Simon bereits von 20,000 auf 40,000 Frcs. gestiegen. Nun wurden die Verhandlungen abgebrochen, der Plan geändert und der Bau begonnen. Später sah man sich genöthigt, abermals anzuknüpfen, da forderte der kühne Schuster 60,000 Francs. Man bot ihm wirklich 50,000 Francs, aber er beharrte auf 60,000. Dies war denn doch zu stark. Der Kaiser befahl, sich auf nichts mehr einzulassen, sondern zu bauen, wie es eben ginge. Da fielen endlich des Schusters Actien, er bot seine Bude selbst für 50,000 Francs an, dann für 40,000, zuletzt für 20,000, aber es hieß, die Anordnungen seien getroffen, es könne nichts mehr abgeändert werden. Vielleicht hätte er doch noch einen hübschen Preis erlangen können, da kam das Jahr 1814 und vergessen waren Palast und Schusterbude. Zwei Jahre darauf mußte Simon diese aus Noth für 150 Francs verkaufen, aber der Gedanke an sein verscherztes Glück machte ihn verrückt. Er starb im Irrenhause, fast 80 Jahre alt. — Item: die Göttin Gelegenheit hat nur Locken an der Stirne.

Räthsel.

Mit **W.**

Es nahen die Gäste mit heiteren Mienen,
Geschäftige Hände sie wacker bedienen,
Kredenzend den Trunk, den Bringer der Lust,
Es tönet das Lied aus fröhlicher Brust.

Mit **B.**

Haus des Todes, Haus der Trauer,
Ernst durchweht von Grabesschauer,
Haus, worinnen Alles gleich,
Hoch und Nieder, Arm und Reich.

Auflösung des Räthsels in Nr. 60:

Brückengelderheber.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 63. Speyer, Samstag, den 28. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von W. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Hier war die gefährlichste Stelle des Weihers, wo schon Mancher bei sonnig warmem Tage, dem stillen Wasserspiegel vertrauend, beim Baden den Tod gefunden hatte.

Der junge Mann erkannte indeß gleich die Gefahr seines Unternehmens, jeden Augenblick versanken ihm ja die Füße im schlammigen Untergrund des tückischen Wassers, so daß es seiner ganzen Jugendkraft bedurfte, sich immer wieder frei und weiter zu arbeiten, bis es ihm nach unsäglicher Anstrengung endlich gelang, die Unglücklichen zu erreichen.

Mit keuchendem Athem, halb watend, halb schwimmend, immer tiefer im Wasser, tastete und tappte er um sich; da streiften seine zuckenden Hände über ein naßkaltes Antlitz und glitten niederwärts über langhinwallendes, feuchtes Haar — ihn schauerte — der Gedanke an Hexengewalt, der ihn in die Tiefe locke, fuhr ihm betäubend durch den Sinn, packte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Unten hing es sich an seine Füße, centnerschwer — schwimmende Wasserlilien mit ihrem langen Geranke nestelten sich oben schmeichelnd um seinen schlanken Hals. Ihm klang die weinende Kinderstimme plötzlich wie Erlösung entgegen und die kleinen, halberstarrten Arme, die sich ihm entgegenstreckten, preßte er, dadurch zu warmem Empfinden erwacht, fest an sich. „Nimm mich, o nimm mich, hilf uns!“ flehte die Kinderstimme dicht an seinem Ohr, und während er seine Arme um den kalten Körper des Weibes schlang, gebot er dem Kleinen jetzt streng, ruhig zu verharren und sich ja recht fest an die Mutter zu halten, wenn er auf's Trockene kommen wolle.

Nur noch verstohlen schluchzend gehorchte der Kleine und nun strebte und arbeitete der junge Mann mit fast übermenschlichen Kräften, wie sie uns von der Vorsehung nur in der Stunde der höchsten Noth vergönnt sind, seine Last mit sich fortschleppend, festen Boden zu erreichen.

Es waren furchtbare Augenblicke, die nun folgten. In der dichtesten Finsterniß, vom Zucken der Blitze geblendet, im rauschenden Wasser watend, umtost vom Donner und grausigem Unwetter, ließ der Fremde seine Last dennoch nicht fahren; ein verzweifelter Muth hatte ihn erfaßt. Ihm war, als sehe er dicht über ihren Häuptern den Engel des Todes dahinschweben, mit dem er um zwei ihm anvertraute Menschenleben ringen müsse. Eine erhabene Weihe, wie sie dem Moment des Sterbens voranzugehen pflegt, berührte auch seine heiße Stirn wie mit kühlen Schwingen — so nahe dem Ziele fühlte er seine Kräfte schwinden — da plötzlich trat er auf festeren Boden, dann erleichterten große Steine ihm das Vorwärtschreiten, mit einem tiefen Athemzuge streiften seine heißen Lippen an die schwanken Weidenzweige längs des Uferrandes. Sie waren gerettet — er hatte das Ufer erklommen.

XII.

Als der jugendliche Retter seine Last behutsam aus dem fühllosen Arm auf den Boden niedergelegt hatte, sah er mit einem so heißen Dankesblicke zum sternlosen Himmel auf, als wolle er damit die tiefe Finsterniß zertheilen, um das ewige Licht zu erschauen.

Mit fliegendem Athem warf er sich dann, bis zum Tode erschöpft, neben der Bewußtlosen nieder. Er sah und hörte nichts mehr um sich her und überließ es dem armen Kleinen, sich selbst aus seiner Haft zu befreien. Ihm gelang das jetzt leicht, denn in der bequemer ruhenden Lage lösten sich die krampfhaft verschlungenen Arme des Weibes und sanken schlaff und todtähnlich an ihrem Körper hinab.

Bebend vor heimlicher Furcht krabbelte der Kleine am Boden umher und tappte bis dicht zu dem stumm dahingestreckten Fremden, seiner einzigen Zuflucht. Unheimlich war er ihm aber doch, weil er so still da lag.

In seinem wassertriefenden Röckchen bei dem dahinfegenden Sturmwinde fröstelnd und schlotternd, stand nun der kleine Bursche eine Weile unschlüssig neben seinem Retter, dann zupfte er ihn ängstlich am Aermel.

„Komm, steh auf und sprich mit mir,“ sagte das Kind, sonst schlaft Ihr alle Beide und ich fürchte mich allein im Dunkel, wenn es wettert.“

Der Fremde rührte sich beim hellen Klang der Kinderstimme, gewaltsam rüttelte er sich aus der Betäubung wach, indem er aufsprang und das kleine, kühle Händchen, das sich vertraulich in seine Rechte schmiegte, fest umschloß, als habe er ein altes Anrecht, darauf. Dann erst besann er sich und hastig aufspringend kniete er neben der Ohnmächtigen am Boden nieder.

Als er lautlos seine Hände auf ihre kalten Schläfen legte und noch kein leiser Pulsschlag ihm das wiedererwachte Leben verrieth, tastete er sich, von tödtlicher Angst getrieben, suchend am Ufergestein hin, bis er die Stelle erreicht, wo er sein Zeug abgeworfen hatte, und aus der nun aufgefundenen Reisetasche erschloß er ein Flacon mit belebender, wohlriechender Essenz und rieb der Bewußtlosen Stirn und Pulse damit; dann lauschte er, tief auf ihr Antlitz niedergebeugt, still erheitert, den kaum merklich wiederkehrenden Athemzügen.

Gott sei Dank, sie lebt! durchfuhr es den Fremden, aber eine verzweifelt hülflose Lage war es noch immerhin, in der er sich mit seinen Schutzbefohlenen inmitten der stockfinstern Nacht und des nun erst völlig losbrechenden Unwetters befand.

Bei Donner, Blitz und Sturmesheulen begann nun auch noch der Regen, erst langsam in vereinzelten großen Tropfen, dann immer dichter und heftiger niederzurauschen.

Der Kleine, der auf sein zuthunliches Geplauder gar keine Antwort bekommen, war nun auch ganz verschüchtert verstummt. Der fremde, stille Mann mit seiner Geschäftigkeit, bei der eben so stummen Frau, wurde dem Kinde immer unheimlicher, aber es hielt sich doch stets dicht an des Unbekannten Seite geschmiegt.

„Wäre nur ein Haus in der Nähe, wo wir Schutz vor dem Wetter suchen könnten," murmelte der Fremde endlich rathlos vor sich hin; „das arme Weib, ohne Obdach hier, es ist schrecklich!"

„O, das Bretterhäuschen ist nicht weit, worin die Netze wohnen," rief da der Kleine ganz ermuthigt durch den Laut seiner Stimme.

„Das ist ja wie erwünscht, mein Junge," rief der junge Mann, frisch aufathmend, indem er behende den Rock anstreifte und sich die Tasche umhing. Den Kleinen belud er mit dem Zeug, das er in der Dunkelheit eilig vom Boden aufraffte, bückte sich dann zu der Frau nieder und nahm sie in seine Arme. „Komm rasch, mein Kind, und führe uns jetzt zum Bretterhäuschen! Das ist ja ein wahres Höllenwetter!"

Sie waren schon unterwegs. Der Kleine trippelte, so rasch er konnte, auf dem naßglatten Uferwege, an den Rock seines Begleiters geklammert, nebenher. Nach einer kleinen Strecke tauchten auch schon die undeutlichen Umrisse eines Schuppens vor des Fremden spähenden Blicken aus der herrschenden Dunkelheit auf. Sie traten durch die offenstehende Thür in den engen, dunklen Raum, der außer einer Holzbank längst der Hinterwand mit Fischgeräth aller Art angefüllt war, so daß er kaum zureichenden Platz für die dort Schutzsuchenden bot.

„Siehst Du nun, hier ist das Fischerhäuschen," erklärte selbstzufrieden der Kleine und es war, als sei er ganz zu Hause und müsse seinen Gästen die Honneurs hier machen, so gut wußte er, trotz der Dunkelheit, Bescheid und half nebenher ordentlich dienstbeflissen seinem Retter, sich in diesem kleinen Chaos zurechtzufinden und einzurichten.

Während dieser bemüht war, seine Schutzbefohlene, sorglich in den weichen Plaid gehüllt, behutsam auf die Bank zu betten und er selbst in eine Ecke gedrückt sich neben sie setzte, daß ihr Haupt gegen seine Brust gelehnt, bequem ruhen konnte, stöberte der kleine Bursche eifrig in dem Geräth am Boden umher. Er schwelgte im heimlichen Hochgenuß eines ersehnten, weil verbotenen Spielzeugs.

Der Regen ergoß sich jetzt in Strömen. Klatschend schlugen die Wassermassen wolkenbruchartig auf das in allen Fugen erbebende Häuschen. Die Kraft des Gewitters war indeß durch den Regen zerschellt, Blitz und Donner folgten einander gemildert und in größeren Pausen.

Der Fremde dankte still dem Himmel für dies kleine, trauliche Asyl, während es draußen wetterte und stürmte.

Hier saßen sie, behaglich und sicher, ganz von dem Treiben der ränkesüchtigen Welt geschieden, wie in heimlichem Vogelnestchen geborgen.

Ein Windstoß hatte die Thür zugeworfen; oben durch die runde Luke stäubte zuweilen ein erquicklicher Sprühregen durch die Schwüle des Raumes und netzte die Stirn des ruhenden Weibes.

An ihren gleichmäßigen Athemzügen hörte der Fremde, daß ein fester wohlthuender Schlaf jetzt den starren, todtenähnlichen Zustand gelöst hatte und ihre Kräfte heben würde; aus Furcht, sie zu wecken, wagte er kaum sich zu rühren.

Er fühlte, daß eine gesunde, lebensvolle Wärme den schon halb zum Tod erstarrten Körper seiner Schutzbefohlenen wieder zu durchströmen begann.

Nie in seinem Leben hatte er ein ähnliches Gefühl von stolzer und zugleich demüthiger Zufriedenheit empfunden, als in diesem Augenblick, nach überstandener Todesgefahr, die er durch Muth und Entschlossenheit von ihren Häuptern abgewendet.

Ein neues, so schönes Empfinden schwellte ihm die Brust, daß er, davon überwältigt, den am Boden spielenden Knaben leise an sich zog.

„Sieh nur, wie gut Deine arme Mutter schläft nach all dem Schreck!" flüsterte er bewegt und zum ersten Male wandte er selbst den vollen Blick in ruhigem Anschauen auf das Gesicht, das in bewußtlosem Vertrauen an seiner Brust lag.

Durch die runde Oeffnung in der Thür sah der jetzt aufgehellte Nachthimmel mit seinem Sterngefunkel herein; die volle Mondscheibe schwebte eben aus leichten Wolkenschleiern majestätisch empor und warf ihr blendendes Licht auf das bleiche schöne Antlitz der jungen Schläferin. (Forts. f.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

(Fortsetzung.)

An die Achradina schlossen sich im Verlauf der weiteren Ausdehnung der Stadt zwei andere Stadttheile an, welche landeinwärts lagen. Der nördliche hieß Tyche, so genannt vom Tycheion, dem Tempel der Glücksgöttin, der südliche Neapolis, die Neustadt. Als später die Stadt in große Kriege verwickelt wurde, ergab sich die Nothwendigkeit, das Stadtgebiet noch mehr zu vergrößern. Die schmale, ins Land sich hineinziehende Spitze des Dreieckes bildet nämlich den natürlichen Schlüssel zu der ganzen Hochfläche, auf welcher die Häusermassen lagen, und daher wurde diese Spitze mit sehr starken Befestigungen versehen. Ein mächtiges Fort erhob sich und noch sind gewaltige Reste davon zu sehen. So hatte das alte Syrakus also 5 Stadttheile: in der Tiefe die Insel Ortygia, dann auf der Hochfläche die Städte Achradina, Tyche und Neapolis, sowie den Schlüssel zum Ganzen, die Befestigungen der oberen Stadt, die Epipolis. Diese letztere selbst war wohl kaum von zahlreichen Menschen bewohnt und scheint ausschließlich fortifikatorischen Zwecken gedient zu haben. Das ungeheuere Volksgewimmel drängte sich zumeist auf der Insel zusammen, wo die Schiffe lagen oder vielleicht noch mehr in dem der Insel gegenüber gelegenen tieferen Theile Achradina. Dort mag sich eine Art londoner City gebildet haben, welche die großen Handels- Geschäfts- und Lagerhäuser enthielt; dort befand sich auch das Forum, der Mittelpunkt des Geschäfts- und Gerichtslebens.

Unsere Wanderung über dieses weite Trümmerfeld beginnen wir am besten mit der Achradina. Nachdem wir die Festungswerke verlassen haben, wenden wir uns nach Norden gegen die Hochfläche. Am Wege steht eine Säule aus afrikanischem Marmor; diese und die beiden Säulen des Olympion auf dem Hügel Polychne bilden noch die einzigen Säulenüberreste des ehemals so herrlichen Syrakus! Hier befinden wir uns im Mittelpunkte des ehemaligen Lebens; denn hierher verlegt man das Forum, die Säulenhallen, die es umgaben, das Prytaneum und viele andere der glänzendsten Gebäude. Jetzt ist das Alles verschwunden, und eine weite grasbewachsene Fläche überdeckt die Trümmer dieser Herrlichkeiten.

Dem kleinen Hafen entlang kommen wir an den Fuß der Hochfläche und zu dem Kloster der Kapuziner, das bereits auf der Höhe liegt. Das Kloster ist aufgehoben und hat nur noch zwei Einwohner. Ein Mönch ist zurückgeblieben, um Sonntags in der Klosterkirche Messe zu lesen, während ein anderer, der keine Heimath mehr besitzt, wohin er hätte gehen können, weltliche Gewänder angelegt hat und den Führer macht in die Latomien des Klosters.

Diese Latomien sind die alten Steinbrüche, aus denen man das Material für die ungeheueren Bauten gewann, welche eine so mächtige und reiche Stadt erforderte. Ihre Anlage wurde sehr begünstigt durch die terrassenförmigen Absätze, in welchen sich die Hochfläche nach Süden senkt. Daher ist auch der südliche Abhang der alten Stadt mit diesen Steinbrüchen bedeckt, und überall kann man noch die treppenförmige Abarbeitung der Quadern sehen; vielfach hat man auf diese Weise tiefe Höhlungen in die Felsen gearbeitet, welche nur auf einer kleinen Strecke zugänglich sind und an den übrigen Seiten über hundert Fuß senkrecht in die Oberfläche der Felsen sich einsenken.

In diesen Tiefen sind die herrlichsten Gartenanlagen zu sehen, und gewiß haben schon die reichen griechischen Kaufherren Erde hierher bringen lassen, um sich so, gegen Sonne und Staub gesichert, in schattiger Kühle ein kleines Elysium einzurichten. Besonders sehenswerth ist die Latomia Casale, die man auf einer Felsenbrücke überschreitet. Oben stehend, blickt man dann nach beiden Seiten tief hinab, wo zwischen den senkrechten Wänden die herrlichsten Gärten sich ausbreiten. Alle Blüthenpracht und aller Duft der südlichen Welt ist hier vereinigt und in diese schwindelnde Tiefe gesenkt. Die Felsengruppen und der Zauber der herrlichsten Vegetation verbinden sich, um eines der schönsten Plätzchen der Erde hier zu bilden.

Wenn auch manche dieser Latomien wegen der sorgsamen Pflege, die man ihren Anlagen zu Theil werden läßt, alle Gärten der Welt in den Schatten zu stellen vermögen, so kann sich doch keine derselben, was Ausdehnung, großartige Wirkung und Erhabenheit des Eindruckes betrifft, mit derjenigen der Kapuziner vergleichen. Man steigt tief hinunter in den Abgrund und wandelt dann zwischen den unersteiglichen Wänden, an welchen sich Epheu und südliche Schlinggewächse in malerischem Grün hinaufranken. Hie und da sieht man noch Spuren der letzten Arbeiter, welche hier vor mehr als 2000 Jahren teppenförmig die Bausteine herausgeschnitten haben. Mit jedem Schritte thuen sich neue, ungeheuere Räume vor uns auf, und Erdbeben haben dazu beigetragen, dieses weite Labyrinth noch wilder und großartiger zu gestalten. Stellenweise ist Alles in grausigem Durcheinander zusammen gestürzt, und zwischen ungeheueren Steinblöcken muß der Besucher sich hindurch winden, bis die Felsen sich wieder öffnen und neue, noch großartigere Anblicke sich dem erstaunten Auge erschließen. Myrthen, Oleander, Cypressen, Granaten, Feigen, Cactus und andere Gesträuche wachsen hier überall und erhöhen den unvergleichlichen Eindruck dieser Felsenwildniß.

Zwischen diese unersteiglichen Wände sperrten die Syrakusaner nach der Niederlage des Nikias und Demosthenes die gefangenen Athener, und ein Entrinnen war hier unmöglich. Viele der Gefangenen sollen sich durch Hersagen ganzer Gesänge aus den Werken des Euripides die Freiheit wieder errungen haben. Später benutzten die Araber die Latomien, um ihre Heere sicher vor dem Sonnenbrande zu lagern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passionsspiel im Oberammergau.

O Die „Pfälzer Zeitung" erwähnte kürzlich die während des laufenden Sommers wieder stattfindenden Passionsspiele in Oberammergau. Wohl gar manche Bewohner der herrlichen Pfalz haben bis jetzt wenig oder gar nichts von diesen merkwürdigen Darstellungen der „Leidens- und Todesgeschichte Jesu" gehört. Und doch rissen dieselben vor Jahrzehnten einen der gründlichsten und gediegensten Kenner des Bühnenwesens und seiner Leistungen — einen Eduard Devrient zur Bewunderung, zum Erstaunen und namentlich zu der Aeußerung hin, daß schwerlich irgend eine unserer ersten Hofbühnen in den Ensembles und Massendarstellungen das Packende, Ergreifende und Ueberwältigende zu Stande bringe, wie diese hehren und gewaltigen Aufführungen in der sonst so stillen und bescheidenen Dorfgemeinde des bayerischen Oberlandes. Bei den letzten Vorstellungen vollends, im Jahre 1860, wobei das Passionsspiel eine wesentliche Erweiterung und Vervollkommnung erhalten hatte, wurde Oberammergau im Laufe des Sommers immer mehr und mehr das Ziel unzähliger Fremden, die nicht nur aus Bayern und Deutschland, sondern aus fast allen Ländern Europas, ja selbst über den weiten Ocean aus Amerika her nach dem romantischen Ammerthal gezogen kamen. Nicht nur die bedeutendsten deutschen Journale, sondern selbst die „Times" hatten damals eigene Berichterstatter nach Oberammergau entsendet und der Referent der Wiener „Presse" z. B. schloß seinen ebenso eingehenden als begeisterten Bericht mit der Versicherung, daß er mit tausend und aber tausend Anderen durch dieses in seiner Art einzige und erschütternde Drama einen unauslöschlichen Eindruck für das ganze Leben erhalten habe.

Die Geschichte des Oberammergauer Passionsspiel ist in kurzen und gedrängten Sätzen folgende: Die erste Aufführung fand 1634, also vor jetzt 236 Jahren statt. Im Jahre 1633 nämlich herrschte in den benachbarten Gegenden, vorzüglich zu Partenkirch, Eschenloh und Kohlgrub, eine so ansteckende Krankheit, daß nur wenige Menschen am Leben blieben. Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln kam das Uebel auch nach Oberammergau, indem ein dortiger Taglöhner von Eschenlohe, wo er den Sommer in Feldarbeit war, auf geheimen Wegen über das Gebirge in sein Haus schlich und die Krankheit einschleppte. Schon am zweiten Tage war er eine Leiche und innerhalb drei Wochen 84 Personen mit ihm. In dieser Noth wendete sich die heimgesuchte Gemeinde zu dem Allmächtigen mit dem feierlichen Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu, des Weltheilandes, zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen. Die frommen Ammerthaler vertrauten, daß sie Gott um dieses Gelübdes willen von der schrecklichen Heimsuchung befreien würde. Dieses gläubige Vertrauen ward nicht zu Schanden. Nicht eine einzige Person starb mehr an dieser Krankheit, obschon noch viele von derselben angesteckt darnieder lagen. Im darauffolgenden Jahre 1634 wurde zur Erfüllung des Gelübdes die Leidensgeschichte Jesu, wie gesagt, zum ersten Male aufgeführt und so that die Gemeinde, dem Gelübde der Voreltern getreu, jedes zehnte Jahr bis herauf in die Gegenwart, ohne sich durch Hindernisse und Schwierigkeiten der mannigfachsten Art abhalten zu lassen.

Die Vorstellungen beginnen des Morgens 8 Uhr und dauern ununterbrochen bis Nachmittags 3 Uhr. Während dieser langen Zeit vergißt ein sehr großer Theil des ergriffenen und hingerissenen Publikums alles Bedürfniß nach Speise und Trank, obwohl sich die Gelegenheit dazu in der Nähe zeigt. Bei manchen Scenen, wie z. B. dem hl. Abendmahl, der Kreuzigung, der Kreuzesabnahme, bleibt in der ganzen weiten Versammlung wohl kaum ein Auge trocken, während z. B. bei dem Einzug Jesu in Jerusalem, den Verhandlungen und Anschlägen des Synedriums (hohen Rathes), bei der Verzweiflung des Judas, den Volksscenen vor und bei der Vertheilung des Heilandes ꝛc. die Tiefe, Gewalt und Nachhaltigkeit der Eindrücke über alle Beschreibung erhaben erscheint. Die Auferstehung schließt endlich das Ganze mit einer ungeahnten Herrlichkeit und Glorie ab.

Miscellen.

Ch. B. Wir halten es für die Pflicht eines jeden Literaturfreundes, dem auch neben dem materiellen Fortschritte der Pfalz, der sich so zu sagen hier zu Land von selbst macht, das Erwachen des Sinnes für ideale Güter, am Herzen liegt, auf jedes einheimische, emporstrebende Talent für Kunst und Poesie aufmerksam zu machen und dasselbe zum muthigen Weiterstreben zu ermuntern. Das passendste Organ dazu ist jedenfalls die „Palatina", deren Ahne schon vielfach poetisches Interesse in der Pfalz angeregt hat. — Heute möchten wir die Aufmerksamkeit auf den jungen Kuseler Ludwig Deibel lenken, von welchem ein Büchlein, „Gedichte" vor uns liegt. Der Verfasser ist noch Student und seinen Gedichten ist flüchtige Jugendlichkeit meistens deutlich aufgeprägt. Aber sie zeigen ein hübsches Talent für die Lyrik, besonders volksthümliche Liederpoesie. Manche klingen fast so naiv und sinnig tief wie ächte Volkslieder. Es wäre aber sehr Schade für das Talent des jugendlichen Dichters, wenn er in der Heine'schen Schule, in der es ihm sehr wohl zu gefallen scheint, wie er denn dem Meister ein eigenes Gedicht widmet, gefangen bliebe und in dem sich selbst verspottenden freigeistischen Weltschmerz, von dem er schon angehaucht zu sein scheint, die Begeisterung für höhere Stoffe schon im Keime erstickt würde. Unnatürlich ist ohnedies schon bei solcher Jugend das lächelnde sich Hinwegsetzen über die heiligsten Gefühle und Sitten. Das ist der Tod aller wahrhaften, ernsten Poesie! Hoffentlich wird das Studium der antiken Poesie den Verfasser, der Philologe ist, auf bessere Bahn leiten und reifere Lebenserfahrung seine Anschauungen berichtigen.

Karlsruhe, 2. April. (Waldbuhr.) Als alter, erfahrener Jäger habe ich durch viele Jahre in meiner Praxis die Erfahrung gemacht, daß der Jäger, wenn er noch so früh zu Walde zieht, nicht benöthigt ist, eine Uhr mitzunehmen, sondern aus den Stimmen seiner befiederten Freunde im Walde, vorausgesetzt, daß er alle Stimmen genau kennt, ganz richtig weiß, wieviel Uhr es ist. Nach der Nachtigall, welche die ganze Nacht schlägt, gibt der Fink das erste Signal vor Tagesanbruch von $1^1/_2$—2 Uhr, dann folgt der Gesang des Schwarzplättchens von 2—$2^1/_2$ Uhr, dann fängt die Wachtel an zu schlagen von $2^1/_2$—3 U., dann läßt das Rothkehlchen seinen melodischen Triller hören von 3—$3^1/_2$ U., dann singt die Schwarzamsel sehr laut und fleißig von $3^1/_2$—4 Uhr, dann fängt die Kohl-, Blau- und Tannenmeise an zu singen von $4^1/_2$—5 U., dann zirpt der Sperling, der Gamin unserer Gegend, von 5—$5^1/_2$ U. Unter den Waldvögeln ist die Schwarzamsel derjenige Vogel, welcher sehr leicht jede Melodie nachsingen lernt, sie wird in der Loiregegend der Spottvogel genannt; ein Franzose brachte es dahin, daß alle Amseln eines Cantons die Marseillaise sangen, nachdem er einer, die in der Gefangenschaft diese Melodie gelernt hatte, die Freiheit gab.

Die pneumatische Beförderungsmethode ist in Newyork in großem Maßstabe ausgeführt worden, indem man unter einigen Hauptstraßen hin einen, acht englische Fuß weiten, kreisrund ausgemauerten Tunnel angelegt hat. In diesem Tunnel läuft mittelst kleiner Rollen auf Eisenbahnschienen ein den ganzen Querschnitt des Tunnels ausfüllender hundert Fuß langer Wagen, der im Innern mit größter Bequemlichkeit und Eleganz ausgestattet und durch ein besonderes Licht brillant erleuchtet ist. Der Transport dieses Wagens wird von einem großen Flügelgebläse besorgt, zu dessen Betrieb eine Dampfmaschine von hundert Pferdekräften aufgestellt ist und welche per Minute hunderttausend Cubikfuß Luft hinter dem Wagen herbläst und damit auf denselben einen Druck von etwa zwanzig Centner auf der Rückseite des Vehikels ausübt, wodurch dasselbe mit großer Geschwindigkeit fortgeschoben wird.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 64. Speyer, Dienstag, den 31. Mai 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Der Fremde drängte einen leisen Freudenruf zurück, der sich unwillkürlich über seine Lippen stehlen wollte, als sein Auge so ganz unvermuthet so viel Holdseligkeit antraf und mit bedeckter Stimme, aus der Hoffnung und Zweifel klang, fragte er hastig das spielende Kind:

„Das ist doch Dein Mütterchen, sage?"

„Die?" lachte der Knabe hell auf, „die hat ja *selbst noch* ein Mütterchen nöthig, es ist ja die Agnes *Wette*, weißt Du, die immer mit mir Schulchens und Soldatchens spielt, wobei sie den Recruten und ich den Hauptmann mache und die meinen Schwestern die Puppenkleidern nähen hilft. Die sollte mir ein schönes Mütterchen sein! Aus dem Weiher gezogen hat sie mich aber, wie ich gelbe Rosen haschen wollte und dabei hineinplumpste. O, die Agnes ist ein gutes, liebes Ding, wir haben sie Alle gern, das kannst Du glauben," versicherte der Kleine treuherzig und damit schlang er zärtlich seinen Arm um den Hals des schlafenden Mädchens und küßte sie so herzhaft auf den Mund, daß sie davon erwachte und die großen, dunkelblauen Augen weit aufschlug.

Noch halb träumend schaute sie sprachlos erst lange den Knaben an, dann begegneten ihre dunklen Augen sich mit denen des Fremden in einem langen, fragenden Blick.

„Guten Morgen, Agnes!" lachte endlich muthwillig der Knabe heraus. „Bist Du ein verschlafener Recrut! Sieh, Dein Hauptmann muß Dich wecken, paß auf, das gibt Arrest! Komm, im Ernst, thu Dein Mündchen auf und schwatze mit mir, wir sind ja im Fischerhäuschen und der gute fremde Mann hat uns Beide aus dem Weiher gezogen. Der hat aber Kräfte dazu brauchen müssen, uns zu retten, derweil Du schliefst; sehen hättest Du es sollen, wie der uns schleppte!"

So plauderte der kleine Bursche in einem Zuge fort; sie aber war nun hell erwacht. Mit neu geschärften Sinnen hatte sie dem kindlichen Geplauder gelauscht, noch etwas matt hob sie nun langsam das Köpfchen von der Brust ihres Retters und richtete sich mühsam aus seinen Armen, die sie nur zögernd freigaben, in eine sitzende Stellung auf; mit der ungezwungensten Natürlichkeit, die sie nur noch schöner machte, streckte sie dem Fremden ihre Hände entgegen.

„Wie arm ist doch die Sprache, wenn man danken möchte!" sagte sie herzlich. „Und doch, was kann ich anders, als Ihnen Dank und tausendmal Dank sagen für Ihre edle That? Mein Gott, ich darf nicht daran denken," fuhr sie, ihre Augen mit den Händen bedeckend, fort, „daß Sie unsertwegen auf ein Haar noch Ihr junges Leben auch hätten einbüßen müssen und die Ihrigen daheim wären vergangen vor Leid!"

Leise nahm er ihr die Hände vom Gesicht und schaute sie schmerzlich an.

„Wer weiß, vielleicht hätte Niemand nach mir gefragt," sagte er mit zuckendenden Lippen, dann berührten sie, wie mit ehrfurchtsvoller Huldigung, die Fingerspitzen des Mädchens, die er zwischen den seinigen hielt.

Ein so tiefer Ernst klang aus seinen Worten, daß sie nur ganz verschüchtert: „Wie wäre das möglich?" hinhauchte.

Still nickte er vor sich hin. Auf seiner Stirn kämpfte ein Entschluß, dann sah er spannend auf.

„Lebt denn in Fliederberg" — er stockte, es war als ob der Athem ihm das Weitersprechen verwehre; auf seiner Stirn schwollen die Adern plötzlich, wie in der höchsten Aufregung.

Agnes sah es beim hellen Mondlicht deutlich und von Schrecken erfaßt, suchte sie den Unbekannten seinen eigenen, peinlichen Gedanken zu entreißen, indem sie auf ihren Unfall einlenkte und halb scherzend den Kleinen, der wieder eifrig mit den Netzen spielte, schalt, daß er ihn durch seinen Ungehorsam herbeigeführt habe. Mit heimlicher Genugthung bemerkte sie, daß des Fremden Aufregung sich dabei beruhigte und er ihr seine volle Aufmerksamkeit zuwandte, indem sie ihm auf sein Bitten den Hergang erzählte.

„Als ich in der Dämmerung von dem etwa eine Stunde von hier entfernten Kronhofe zurückkehrte, woselbst ich eine kranke Freundin besuchte," so berichtete Agnes, „ging ich der Kühlung wegen dicht am Weiher her. Ich war sehr eilig, denn das plötzlich am Him-

mel auftauchende graue Gewölk zog sich drohend, gewitterartig zusammen. Da — im raschen Lauf, fiel mein Blick von Weitem schon auf eine kleine, tief über das Wasser niedergebeugte Gestalt. Der Schreck fuhr mir lähmend in alle Glieder — das war die böse Stelle, die so Manchen schon verschlungen hat — und näher kommend erkannte ich dazu jetzt noch meinen lieben, kleinen Spielkameraden — mußte ihn vor meinen Augen, vom Schwindel erfaßt, kopfüber ins Wasser stürzen sehen! — Mein Entschluß war da schnell gefaßt, ich sprang ihm nach, zog ihn zu mir hinauf — aber du mein Himmel, jetzt sanken meine Füße tiefer und tiefer, das war ein Ringen und Kämpfen, bis ich glaubte, sterben zu müssen, dann sah ich eine Gestalt wie aus den Wolken zu uns niedersteigen, ein starker Arm hielt mich im Sinken und die Sinne vergingen mir."

Sie schwieg und sah voll inniger Dankbarkeit zu ihrem Retter auf, aber schüchtern senkten sich die dunkelbewimperten Lider vor seinem leuchtenden Blick. Dann mußte auch er ihr erzählen, wie er sie gefunden und er that es so beredt, mit seiner sonoren Stimme und von so ausdrucksvollen Geberden begleitet, daß sie ihn hätte bitten mögen, immer nur so fort zu sprechen.

„Sage mir nun, kleiner Bursche," wandte er sich, als er geendet hatte, dann zu dem Knaben, der, an seine Knie gelehnt, andächtig lauschte, wie in aller Welt kamst Du nur so allein an den einsamen Weiher?"

Der Kleine, von dem plötzlichen Verhör erschreckt und verdutzt, verhielt sich still wie ein Mäuschen.

„Soll ich's für Dich sagen, August?" fragte Agnes halb strafend, halb neckend dazwischen und nahm mit einer allerliebsten strengen Miene den kleinen Sünder auf ihren Schooß, der ihr mit beiden Händen den Mund zuhielt. Sie aber befreite sich mit einer raschen Bewegung.

„Warte nur, der Herr erfährts dennoch, daß Du ungehorsam warst," drohte sie. „Als ich am Nachmittag auf dem etwas höher gelegenen Richtweg hier vorüberging," fuhr sie mit einem schelmischen Augenblinzeln zu dem Fremden gewendet fort, „traf ich Augusts Vater mit einem Bekannten im Gespräch unter den Weiden sitzen. Wir plauderten ein Weilchen zusammen, alsdann begleitete mich des Kleinen Vater, der denselben Weg wie ich zu machen hatte, und erzählte mir während des Gehens von einem kleinen Jungen, der stets verbotener Weise ins Fischerhäuschen und zum bösen Weiher desertire."

„Heute wollte ich aber ja den Vater nur abholen und ihm die schöne, gelbe Wasserrose mitbringen," verrieth sich der Kleine da in kläglichem Ton.

Bei der lachenden Miene des Fremden kicherte Agnes nun auch laut heraus und schloß das Kind noch einmal herzhaft in ihre Arme, ehe sie es auf den Boden setzte, um sich selbst zu erheben.

„Mir ist so taumelig zu Muthe," sagte das Mädchen verwundert und konnte sich kaum auf den wankenden Füßen halten, als sie den Schritt zur Thür machte und sie weit aufstieß, daß die erquickende, naßkühle Nachtluft in vollen Strömen den kleinen Raum erfüllte.

Der Fremde stand in ihrem Anblick ganz versunken da. „Ja, das war die schöne Weihernixe und ich in ihrer Gewalt — mit ihr wäre ich untergegangen in die Tiefe, von ihr lassen kann man nicht mehr," ging es ihm durch den Sinn.

Da sah sie in der Helle jetzt plötzlich ganz erschrocken an sich herab, mit mädchenhafter Verschämtheit ihren zerstörten Anzug musternd.

„Du meine Güte!" rief sie leise in halbem Selbstgespräch, „so darf ich den Heimweg nicht antreten, wie würde die Mutter sich erschrecken, die ohnehin voller Sorge über mein langes Ausbleiben meiner wartet!"

Zögernd strich sie ihr schönes Haar aus den Schläfen und sah den Fremden dabei so kindlich bittend an, daß er mit zartem Verständniß, den Knaben an der Hand, die Hütte verließ und draußen harrte, bis sie Haar und Anzug wieder geordnet hatte.

XIII.

Bald trat sie, zum Gehen gerüstet, ins Freie. Er legte seinen warmen Plaid wieder sorglich um ihre Schultern und setzte ihr den groben, runden Strohhut auf, den er unter den aufgegriffenen Sachen entdeckt hatte.

Dann bot er ihr seinen Arm und sie lehnte sich stillschweigend ohne Bedenken darauf, denn jetzt erst fühlte sie beängstigt, daß die zunehmende Schwere in ihren Gliedern ihr das Gehen zu einer Anstrengung mache.

So schritten sie ganz langsam weiter, der Knabe immer frisch voraus, während der Fremde öfter mit seiner Begleiterin rastete, deren Erschöpfung er besorgt gewahrte, indem er sie immer wieder verstohlen von der Seite betrachtete.

Es war eine wundervolle Nacht. Einzelne dunkle, silberbesäumte Wolkenstreifen schwammen am hellen, sternfunkelnden Himmel und der Mond, in aller Pracht einer angehenden Sommernacht, blitzte durch das tropfende Weidengeäst in tausendfältig schillerndem Strahlenglanz.

In berückender Schönheit schimmerte der silberne Wasserspiegel durch die von sanftem Lufthauch gewiegten Zweige; Mond und Sterne hatten ihm wieder in ewigem Vertrauen den Glanz geborgt, dem schlimmen Gesellen. Als habe er nicht eben noch nach hoffnungsvollen Menschenleben gefahndet, strahlte er jetzt erhaben in hoheitsvoller Würde die ewigen Gestirne zurück, die sich in seiner ruhigen Fläche beschauten.

„Wenn wir jetzt unter dem glänzenden Wasser begraben lägen!" sagte Agnes leise schaudernd, während sie rastend, in die Schönheit des Anblicks verloren, ihr Auge nicht davon abzuwenden vermochte. „Wie herrlich ist doch die Natur und das Leben; ich glaube, man muß erst dem Tode nahe getreten sein,

um das Alles doppelt dankbar und voll zu empfinden."

„Und doch machen die Menschen einander dies schöne, kurze Leben oft so schwer!" entgegnete der junge Mann ernst.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

(Fortsetzung.)

Neben diesen tief eingeschnittenen Latomien gibt es auch kleinere, welche nicht so tief in die Erde gearbeitet sind, sondern nur etwa 10—30 Fuß hohe Felsumgebungen besitzen. Sie haben aber nicht die große Ausdehnung, wie die Latomien der Kapuziner und sind von ihren Besitzern zu manchmal sehr schönen Anlagen umgestaltet worden, denen aber der romantische Zauber der hohen Felswände abgeht. Kein Deutscher wird versäumen, die hierher gehörige Latomie Landolini zu besuchen; denn sie umschließt das Denkmal des Dichters, der den Süden so lieb gewonnen hatte, daß er ein Begräbniß dort der Ruhe in der heimischen Erde vorzog. Es ist Platen, dem man auch schon, obwohl mit zweifelhafter Berechtigung, den *Namen* eines deutschen Horaz gegeben hat. Die Latomie dient als Friedhof der Protestanten, und längs der Gartenmauer sind zahlreiche Gedenktafeln und Sarkophage mit englischen und deutschen Namen eingelassen, die aber vielfach der pflegenden Hand ermangeln. Platens Denkmal hat ebenfalls schon stark gelitten, und man hat ihm daher nach jahrelangen Vorbereitungen vor wenigen Monaten auf einem einige Schritte vom jetzigen Grabe entfernten Felsvorsprunge ein größeres Monument errichtet.

In der Nähe liegt die Kirche St. Lucia, der Schutzheiligen der Stadt Syrakus geweiht. Sie bietet an sich nichts Merkwürdiges; von ihr leitet ein unterirdischer Gang, in den uns ein blödsinniges Weib führte, in eine kleine Rundkirche, deren Fußboden etwa 20 Fuß unter der Oberfläche der Umgebung sich befinden mag. Rings um diese Kirche ist noch ein weiter Raum ausgehauen, so daß man auch vom Tage aus auf Treppen hinabsteigen kann. Diese merkwürdige Kirche, an welcher die Zopfzeit ihre ganze Schöpferkraft erprobt zu haben scheint, soll über der Stelle errichtet sein, auf welcher die hl. Lucia den Martertodt erlitt. Unter dem Altare ist eine liegende Statue der Heiligen, ganz ähnlich der bekannten vielfach abgebildeten Statue der hl. Cäcilie in Rom. Von dem erwähnten unterirdischen Gange trennt sich ein breiter dunkler Gang ab, der nach ganz unverkennbaren Andeutungen in die Katakomben zu führen scheint. Das Ganze macht den Eindruck, als habe man die unterirdische Kapelle der Heiligen aus der Nacht der Katakomben später nach oben durchgebrochen und so eine vom Tageslichte beleuchtete Kirche geschaffen.

An der unbedeutenden geschlossenen Kirche St. Maria di Gesù vorüber, gelangt man zu der interessanten Kirche San Giovanni. Der gegenwärtige Bau ist nicht ursprünglich, sondern die Längsrichtung der alten Kirche durchschnitt die jetzige senkrecht. Dieses beweist noch ein großes Rosenfenster, welches vom ehemaligen Portale sich erhalten hat und sich jetzt hoch über der Langswand des Seitenschiffes befindet. Neben dieser Kirche liegt die alte Krypta di S. Marziano. Obwohl man hier wieder tief hinabsteigen muß, um sie zu besuchen, ist sie doch nicht in den Felsen gearbeitet, sondern das Mauerwerk steht ganz im Schutt der zerstörten Gebäude der alten Stadt.

Diese kleine merkwürdige Capelle bildet ein gleicharmiges (griechisches) Kreuz. Drei Arme desselben sind durch kleine Absiden abgeschlossen, während sich der vierte Arm zu der Treppe verlängert. Schon diese Anlage weist auf ein sehr hohes Alter hin, und sie wird daher für die älteste Kirche Siciliens ausgegeben. An den vier Hauptpfeilern sind die Bilder der Evangelisten, aber in sehr roher Skulptur angebracht.

Hinter San Giovanni beginnt die großartige unterirdische Todtenstadt von Syrakus. Sie trägt größtentheils den altchristlichen Charakter, wie dieß schon die oberflächliche Vergleichung mit den römischen und neapolitanischen Katakomben zeigt; doch springen gleichzeitig einige bedeutende Unterschiede in die Augen, welche uns Schlüsse zu ziehen erlauben auf die Entstehung dieser weiten Gänge und Hallen.

Vor Allem ist das Gestein hier ganz verschieden von dem der römischen Katakomben. Dort ist es der tufo granolare, — eine Ablagerung vulkanischer Asche, durch das Wasser zusammen geschwemmt —, in welchen man die Gänge gearbeitet hat; hier aber sind dieselben mit ungeheuerer Anstrengung und fast unberechenbarem Zeitaufwande mit dem Meisel in den harten Kalkstein gehauen. Dort genügte ein stumpfes Beil oder sogar ein kräftiges Messer, um weite Höhlungen in den Tuff zu machen.

Man sollte also erwarten, daß in Rom die Gänge regelmäßig verliefen, da dort das Gestein der Befolgung eines sicheren Planes kein Hinderniß in den Weg legte. Und doch sehen wir das Gegentheil. Unregelmäßig, eng gewunden kreuzen sich die Gänge manchmal ganz spitz, laufen über- und nebeneinander her und stören sich auf die mannichfaltigste Weise. In Syrakus aber wandert man, obgleich der harte Stein die Arbeit mühsam macht, in regelmäßigen, schön und sorgfältig ausgeführten Gängen. Allerdings kommt es manchmal vor, daß man von einem Gange in ein oberes oder unteres Stockwerk hinein sehen kann, indem dessen Verlauf stellenweise durch Unachtsamkeit und die sehr schwierige Orientirung angeschnitten wurde.

Die Gänge in den römischen Katakomben sind sehr schmal und haben oft nur für Eine Person Raum. Hier aber sind sie meist fünf Fuß breit und ihre Höhe ist derart, daß man noch gerade aufrecht stehen kann.

Eine besonders große Person allerdings müßte sich bücken.

In Rom trifft man in dem unregelmäßigen Gewirre der Gänge nur selten größere Räume, welche zu Grab-Capellen ausgearbeitet sind. Dagegen findet man in Syrakus mit überraschender Regelmäßigkeit, daß stets mehrere der breiten schönen Gänge in eine große runde Kammer münden, welche oben mit einem sogenannten Spiraglio, einem Athmungs- und Luftloch versehen sind. Die Capelle ist nemlich trichterförmig erhöht und verengert sich nach oben in einen offenen Ring, um die Tagesbeleuchtung einzulassen. Diese Einrichtung entspricht den Luminarien der römischen Katakomben, die aber dort nur mit äußerster Vorsicht angebracht werden konnten, weil sie die Gefahr der Entdeckung dieser unterirdischen Gänge sehr nahe legten; auch sind die römischen Luminarien lange nicht so sorgfältig gearbeitet, wie diese schön ausgeführten Oeffnungen, welche den Capellen ein sehr hübsches, fast monumentales Ansehen geben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geisteskrankheit im Zusammenhang mit der jeweiligen Culturbewegung.

Von A. Solbrig.

(Fortsetzung aus Nro. 62.)

Achtungsvoll staunend steht der psychologische Arzt heute vor der Leistungsfähigkeit des menschlichen Gehirns, aber leider können auch ihm am Wenigsten die Leiden und Schäden des Menschenhirns entgehen, die ihren Ursprung von der Signatur unserer Zeit nehmen. Eine erste Schattenseite derselben ist die übertriebene Zumuthung an die menschliche Leistungsfähigkeit, die ruhe- und rücksichtslose Ausnützung ihrer Kraft. Diese Methode kann sich zwar mit beziehungsweisen Erfolgen brüsten. Sie hat es namentlich im Bereiche des Industrialismus verstanden, eine reiche und glänzende Gesellschaftsclasse zu schaffen; aber ihr steht eine andere ausgenützte gegenüber. Wer unter uns hat nicht schon Kenntniß genommen von der sorgenvollen Aufmerksamkeit, welche unsere Staatslenker und Staatsoeconomen, unsere Armen- und Waisenväter den Leiden und Krankheiten, wie der sittlichen Verkommenheit des durch den modernen Industrialismus geschaffenen, massenhaft ansteigenden Proletariats zuwenden? Diese Sorge theilt auch bereits der Irrenarzt; denn aus dem Proletariat der Industriestädte recrutirt sich fast die Hälfte der Bewohnerschaft der Irrenanstalten, nicht zu gedenken jener nördlichen Länder, England und Amerika mit eingeschlossen, wo der Branntwein die statistische Ziffer der psychischen Erkrankungen gegen die der südlichen Länder, fast um ein Viertheil noch erhöht.

Noch entschiedener aber drängt sich eine andere Seite unserer Frage in den Vordergrund der Erwägung. Nicht nur wächst überhaupt in sämmtlichen Schichten der Gesellschaft die Seelenstörung in allen ihren bekannten Formen, sondern es tritt noch eine ganz besondere Gruppe von psychischen Erkrankungen auf, die sich nicht bloß an die Fersen des Proletariats, der Armuth oder der gewöhnlichen Leidenschaft und des gewöhnlichen Unglücks heftet, sondern — und dies mit besonderer Vorliebe — auch den Begabten, den Hochstehenden und Reichen, oder den nach Erfolg und Auszeichnung, nach Einfluß und Besitz Strebenden, kurz auch den Glücklichen oder Glücksuchenden überfällt.

Es ist nun der besondere Character dieser psychischen Krankheitsform, daß ihre Delirien die Merkmale unserer, den Erfolg anbetenden Culturepoche bis zur Caricatur darstellen. In der Regel von der heitersten Stimmung, von expansivem Wohlgefühl getragen, schwelgt die Phantasie eines solchen Kranken im Genuß imaginärer Errungenschaften in allen Gebieten des Wissens, Könnens und Besitzens. Ein sonderbarer Pluralismus hat sich seines Vorstellungsfeldes bemächtigt: der Kranke ist in der Einbildung reich, mächtig, angesehen, alle Gaben des Geistes stehen ihm zu Gebot. Er ist nicht bloß selbst glücklich als Besitzer aller irdischen Güter und Auszeichnungen, ist Minister, Feldherr, König, Papst, ja Gott selbst, sondern er beglückt auch Alles, was sich ihm naht, durch millionenfache Spenden in Gold und Edelsteinen, durch Ernennung zu den höchsten Ehrenstellen nicht minder als durch seine Leistungen in allen Arten der Kunst und Wissenschaft. Das ist der G r ö ß e n w a h n s i n n. Wie keine andere psychische Erkrankungsform gehört gerade diese unserer Zeit an.

(Schluß folgt.)

M i s c e l l e n.

B r ü s s e l, 28. Mai. Heute Morgen durchzog ein stilles Gerücht die Stadt, daß ein ganzer Militärposten, fast im Mittelpunkte der Stadt aufgestellt, während der Nacht entwaffnet worden sei, ohne daß ein einziger Mann des Postens, nicht einmal die Schildwache, das Mindeste merkte. Anfangs glaubte man an eine Mystification, aber bald stellte sich heraus, daß es sich um einen Posten in der Straße du Grand-Hospice handelte. Dieser Posten, von einem Sergeanten befehligt, zählt augenblicklich zwölf Mann und hat mehrere Wachen zu stellen. Es scheint, daß man geduldet, daß der Wachethuende vor dem Posten sich auf sein Feldbett ausgestreckt habe, wie die übrigen Kameraden. Die Gewehre, welche am Tage vor dem Wachtlocale aufgepflanzt sind, werden des Nachts hineingebracht. Schlechten Witzbolden ist es nun gelungen, diese Nacht während des Schlafes der Wache acht Gewehre davonzuführen. Heute Morgen aber merkten der Commandirende, die Corporale und Mannschaften, daß ihnen die acht Gewehre fehlten. Daß bald in dem ganzen Viertel eine allgemeine, heitere Erregung der Gemüther entstand, ist nicht zu verwundern. Dem Posten war es aber nichts weniger als heiter zu Muthe. Die Vorgesetzten des Platzes, benachrichtigt von dem Vorfalle, ließen 8½ Uhr den Posten aufheben und die entwaffneten Soldaten wurden wie Kriegsgefangene nach der Caserne und von dort vorläufig auf die Polizeistube in Verwahr geführt. Die verschiedensten Muthmaßungen werden über diesen eigenthümlichen Diebstahl inmitten eines volkreichen Viertels angestellt. Die ganze Garnison ist natürlich empfindlich berührt. Eine Civil- und Militäruntersuchung sind gleich eingeleitet worden.

H o m o n y m e.

Es ist ein wirklich seltsam Wesen,
Oft ist es scharf, oft stechend, spitz;
Es kann in allen Sprachen lesen
Und macht doch oft nur schlechten Witz.

Oft dient es das Gewicht zu messen,
Und zeiget Dir es auf ein Haar.
Gekocht kannst Du das Ding auch essen,
Du ißt es mit dem Dinge gar.

Es wird dies Ding, das, wohlverwahret,
Im engen Raume sticht und schlägt,
Nur dann dem Ohre offenbaret,
Wenn es sich selbst dazu bewegt.

Auflösung des Palindroms in Nr. 58:

G r a s — S a r g.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 65. Speyer, Donnerstag, den 2. Juni 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von W. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Bald verlor sich ihre Befangenheit ganz und mit unwillkürlicher Vertraulichkeit erzählte sie ihm von ihrem einfachen Leben. Ihr war, als hätte sie den Fremden von jeher gekannt; gemeinsam überstandene Gefahr verbindet rasch, streift gegenseitige spröde Scheu von den Menschen, die sich darin fanden; Minuten rechnen dabei als Jahre des Zusammenseins.

Ihr fiel es dabei nicht auf, daß er schweigsamer wurde, je näher sie dem Orte kamen. Er hatte ihr mancherlei erzählt aus fremden Gegenden, die er durchreist, er mußte die Welt gesehen haben; von einer Heimath sprach er nicht, aber sie merkte, daß es ihm Qual machte, davon zu schweigen. Oft sah sie mit einem flüchtigen Blick, wie sich Worte und stürmische Fragen hinter seinen zusammengepreßten Lippen verbargen und daß es ihn peinigte, ihr etwas zu verheimlichen, was ihm das Herz beinahe abdrückte. Mangel an Zutrauen dünkte es ihr nicht zu sein, schaute doch sein Auge so offen in die Welt, wenn auch die kleine, trotzige Falte zwischen seinen schön geschwungenen Brauen ein wenig Unbeugsamkeit verrieth.

„Da sind wir schon bei den Gärten, nun kommen die Bäume, dazwischen sehe ich die Dächer des Orts und ein Lichtchen schimmert aus Eurem Hause, Agnes!" schreckte da plötzlich der Ruf des Knaben die beiden still Nebeneinanderschreitenden aus ihren Gedanken auf.

„Ja wirklich!" sagte rasch um sich blickend das Mädchen. „Wie kurz ist mir der Weg geworden, trotz aller Müdigkeit!"

Auch der Fremde schien überrascht; mit schmerzlichem Erstaunen sagte er sich, daß nun die Trennung käme und daß sie dann verschiedene Wege gingen, als seien sie sich nie und nie so eng und nah begegnet.

„Ich springe schon voraus und klopfe Deinem Mütterchen!" rief das Kind und war davon geflogen, ehe man es an seinem Vorhaben hindern konnte. Agnes entzog hastig ihren Arm dem ihres Begleiters und lief dem Knaben nach, damit er die Mutter nicht erschrecke. Der Fremde stand allein und unbeachtet im Dunkeln da.

Ein schmerzlicher Krampf zog ihm das Herz zusammen, er kam sich jetzt mit einem Male so überflüssig vor und während er überlegte, ob er nicht heimlich in der Dunkelheit verschwinden und sich damit jedem weiteren Danke hier entziehen solle, hing doch sein spähender Blick mit einer unglaublichen Spannung an den Umrissen der Mädchengestalt, die in lauschender Stellung vor der geschlossenen Thür des kleinen Hauses verharrte.

XIV.

Als der Kleine mit kindischem Ungestüm den Thürklopfer rührte, war jählings das einsame Licht aus dem obern Stockwerk verschwunden, dann brach der helle Schein in das Treppenhaus durch die Flur, eine bebende Hand schloß hastig das widerspenstige Thürschloß auf und eine schreckenbleiche Frau, die flackernde Lampe in der erhobenen Hand, erschien in der geöffneten Thür und leuchtete auf die Straße hinaus, daß ein breiter Lichtstreif voll auf die schlanke Mädchengestalt traf.

„Herr Gott, Du bist's, Agnes! Was ist geschehen?" stieß die Frau in zitternden Lauten hervor, während sie mit der freien Hand hastig das Mädchen an sich zog. „Deine Kleider sind feucht, Kind, Kind, Du bist in dem grausigen Unwetter draußen gewesen, während ich Dich im Kronhof über Nacht ruhig geborgen glaubte!"

Ihre bebenden Hände hielten die Lampe nicht mehr, sie mußte sie auf die Thürschwelle niedersetzen, dann schlangen sich die Arme der Tochter zärtlich um ihren Nacken.

„Beruhige Dich, Mütterchen, jetzt ist alles wieder gut, aber schlimm genug war die Gefahr, der wir entronnen sind, nur der edlen Unerschrockenheit eines Fremden verdanken wir unser Leben."

Im sprachlosen Staunen starrte die Frau mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und Strenge in das liebliche Gesicht der Tochter, mit beiden Händen hielt sie es gegen sich gewendet.

„Eines Fremden?" wiederholte sie dann endlich zu sich kommend.

„Ja, und wir haben ihn mit uns gebracht," mischte sich der Knabe, der bis jetzt mit kindischer Neugierde schweigend den Beiden zugeschaut hatte, hinein. „Sieh nur, Mutter Wette, da steht er in der Dunkelheit, der uns Beide aus dem bösen Weiher trug auf seinen starken Armen," und damit zog er den Fremden näher zu dem Lichte.

Die Frau hatte sich rasch aus den Armen der Tochter befreit; mit dem gespanntesten Interesse suchten ihre Augen die Züge des Fremden zu erkennen, während Agnes die Lampe aufnahm und auf das Dankeswort der Mutter harrte, das den Fremden unter ihr gastliches Dach zöge.

Mit einem versteinerten Staunen sah Frau Wette, aber immer noch schweigend, auf das Gesicht des jungen Mannes, streng und feindselig zuckte es dabei um ihre zusammengepreßten Lippen, wie aus einem Traum erwachend strich sie sich dann mit der Hand über die Augen.

„Der Himmel lohne Ihnen Ihre That," sagte sie endlich mit einem tiefen Athemzuge. „Der Dank einer Mutter, der Sie das einzige Kind gerettet haben, begleite Sie als Segen auf den Weg! Und die Eltern des Knaben, die in tausend Aengsten nach ihm allenthalben suchten, wie dankbar werden sie Ihnen sein! Treten Sie ein bei uns und rasten Sie eine Weile," setzte sie dann zögernd und kühl hinzu, „müde genung müssen Sie ja sein!"

Der Fremde lehnte dankend ab. Dem Mädchen schnitt es durch's Herz, als er mit unsicherer Stimme den Weg zum Gasthaus erfragte, den die Mutter ihm dann mit besonderer Hast anwies, statt weiter in ihn zu dringen, ihre Gastfreundschaft anzunehmen; es war, als wolle sie mit der jähen Eile ein weicheres Gefühl übertäuben, was sie gewaltsam dadurch vor ihm verbergen wolle, daß sie ihn kurz abfertigte.

Befangen wünschte er den Frauen gute Nacht, hob den Knaben zu sich empor und küßte flüchtig seine Stirn, dann verhallte sein einsamer Schritt in der Dunkelheit.

Als er verschwunden war, zuckte die Frau zusammen, es war, als ob sie ihn zurückrufen wolle, dann wandte sie sich hastig nach der Thür und schritt, von Agnes und dem Knaben gefolgt, ins Haus.

Drinnen, in der kleinen, traulichen Stube, ließ sich Frau Wette erschöpft, wie nach furchtbarer Anstrengung, in den nächsten Stuhl fallen.

„Was das für schreckliche Geschichten sind," sagte sie mit wiedergewonnener Fassung in ihrer gewöhnlichen kurzen Weise.

„Nun erzähle mir ruhig den Hergang; während ich Dich also sicher die Nacht über auf dem Kronhof wähnte, wie Du es schon oft gethan, wagtest Du Dich bei dem drohenden Wetter hinaus, Mädchen?"

Agnes war offenbar abwesend mit ihren Gedanken, sie mußte sich erst sammeln und besinnen.

„Wir waren vergnügt mit einander dort," entgegnete sie dann langsam, „weil Betty von ihrer schweren Krankheit endlich genesen ist; da schien mir der Himmel auch heiter, als ich Abschied von ihr nahm, guten Muthes wanderte ich meine Straße. War es nicht weise Schicksalsfügung, die mich gehen hieß, damit ich zu des Knaben Hülfe kam?"

Und während die Mutter in athemloser Spannung zuhorchte, erzählte Agnes nun in kurzen Worten und mit ergreifender Lebendigkeit den überstandenen Unfall.

Als sie auf das plötzliche Erscheinen ihres Retters zu sprechen kam, sprach sie immer schneller, eine leidenschaftliche Erregtheit klang aus dem Laut ihrer Stimme, indem sie seine Unerschrockenheit der größten Lebensgefahr gegenüber, so wie später seine zarte Fürsorge um sie pries.

„O Mutter, und ihn hast Du in die Dunkelheit hinausgeschickt!" schloß sie klagend ihren Bericht; „fremd in der Fremde, mit feuchten Kleidern, die er sich unsertwegen im Weiher holte, irrt er obdachsuchend umher!"

Eine jähe Röthe trat auf die strenge Stirn der Frau. War es Scham bei dem gerechten Vorwurf der Tochter, oder sonst ein überwallendes Gefühl, was sie, rasch aufstehend, zurückzudämmen verstand, indem sie, statt aller Antwort ausrief: „Und Deine Kleider werden über dem Plaudern auch nicht trocknen, Du wirst mir noch eine Krankheit davon tragen. Rasch ziehe Dich um und dann zu Bett mit Dir; sobald ich den kleinen Unhold seinen Eltern hinübergebracht habe, sollst Du heißen Thee bekommen, Kind, das treibt die Erkältung aus, nun geh!"

Während die Tochter sich langsam erhob und das Zimmer verließ, nahm Frau Wette den Knaben auf den Arm.

„Das Alles kommt von Deinem Ungehorsam her, August," sagte sie strafend; „laß es Dir eine Lehre in Zukunft sein, Deine Eltern, sowie Andere, nicht mehr dadurch zu betrüben und bitte es ihnen hübsch ab, hörst Du?"

Auf der dunkeln Straße draußen schlang er den kleinen, runden Arm fester um den Hals der Frau, die ihn nach Hause trug. „Ich thu es gewiß nicht mehr," raunte er ihr ins Ohr, „aber sage doch lieber dem Vater nichts, Mutter Wette!"

Agnes schlummerte schon, als die Mutter mit dem eilends bereiteten Thee zu ihr in die Kammer trat, aber es war ein unruhiger, beängstigender Schlummer, der sie gefangen hielt und nicht erquickte. Die Mutter setzte das Theegeräthe leise auf ein Tischchen und zu dem Lager tretend, beugte sie sich tief auf das glühende Gesicht der Schlafenden nieder. Eine düstere Sorge lagerte jetzt breit und offen, weil vor jedem Späherauge gesichert, auf der Stirn der Mutter.

„Ruf ihn zurück, laß ihn nicht ziehen, — so nicht, Mutter — es scheint so hart," flüsterte die Träumende, dann schlief sie weiter, aber ihre Lippen hauchten unverständliche Laute fort und fort.

Die Frau zuckte zusammen, traurig nickte sie vor sich hin.

„Den Kindesfrieden haben wir eingebüßt," stahl es sich bitter von ihren Lippen. „Du mein Himmel,

wenn er es wäre und ich mich nicht getäuscht hätte! Sollen diese verführerischen Züge denn fort und fort ein Erbfluch für uns werden?"

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

(Fortsetzung.)

Außer diesen Grabkapellen sind auch die Gänge, welche sie verbinden, in kurzen Zwischenräumen mit solchen Lichtöffnungen versehen.

Einen weiteren, nicht geringen Unterschied zwischen den römischen und syrakusischen Katakomben finden wir in der Weise, wie man die Todten beerdigte.

In den Katakomben Roms herrscht das System der Loculi vor. Allerdings hat man auch Sarkophage und nischenartige Gräber; meist aber arbeitete man auf die einfachste Weise in die Seitenwände der Gänge niedrige rechtwinklige Höhlungen, welche gerade hinreichenden Raum boten für die Aufnahme der Leiche. Dabei überwiegen natürlich die kleinen Loculi, da die meisten Menschen im Kindesalter sterben, und dieß damals vielleicht in noch höherem Grade der Fall war als gegenwärtig. So sind die beiden Seitenwände der unterirdischen Gänge neben- und übereinander mit solchen Vertiefungen bedeckt; nachdem die Leiche hineingelegt war, wurde ein Marmorstück oder eine Backsteinplatte davor gesetzt und auf diesen Verschluß der Name und Todestag des Verstorbenen geschrieben; vielfach sehen wir auch einen Spruch und christliche Symbole.

Anders dagegen in Syrakus. Hier hat man meist senkrecht zum Hauptgange, in die Seitenwände große und hohe Gänge, wie ein halbes Tonnengewölbe ausgemeißelt und auf dem Fußboden dieser Gänge sarkophagartige Vertiefungen hintereinander gebildet. Jede derselben hat einen Falz zur Aufnahme der Deckplatte, um das Grab zu verschließen. Hier lagen also die Todten nebeneinander auf dem Boden der Katakomben, während sie in Rom in den Seitenwänden übereinander ruhten.

Diese Seitengänge für die eigentliche Leichenbestattung erstrecken sich meist tief in den Felsen hinein und man muß manchmal über 20—40 solcher Sarkophage hinwegsteigen, um an das Ende zu gelangen.

Auch die bereits erwähnten runden Kuppelräume sind an den Wänden, so weit nicht Gänge hier einmünden, mit solchen tiefen Nischen versehen, in welche die Sarkophage eingelassen wurden.

Die Loculi fehlen auch hier nicht ganz, und überall kann man diese Bestattungsweise neben der eben erwähnten angewandt sehen. Doch tritt sie gegenüber den Beerdigungen in den Sarkophagen weitaus zurück.

Die Gräber sind alle leer und weder Leichen noch Knochen sind mehr zu finden. Wer kann die Stürme zählen, die zur Zeit der Völkerwanderung und vielleicht schon früher durch diese weite unterirdische Todtenstadt gebraust sind, und wer die Verwüstungen schildern, welche noch in den späteren Jahrhunderten die Habsucht hier angerichtet hat!

Es ist manchmal sehr mühsam, in diesen unterirdischen Gängen zu wandern; stellenweise ist die Decke eingesunken; Schutt und Steine versperren den Durchgang, und die Bäume der Oberwelt haben ihre Wurzeln in diese stillen Räume getrieben. Dann muß man durch eine Oeffnung kriechen, bis der Gang wieder höher wird und aufrechtes Gehen gestattet.

Wie in den römischen Katakomben, so sind auch hier die Malereien das Interessanteste. Inschriften auf den Verschlußplatten der Sarkophage oder der Loculi, die doch in Rom sehr häufig sind, habe ich keine gesehen. Was davon noch vorhanden sein mag, wird wohl unter dem Schutte der noch nicht erforschten Gänge vergraben liegen. Das Museum der Stadt bewahrt sehr viele Terracotten und Lämpchen, die aus den Katakomben stammen und ganz das altchristliche Gepräge tragen.

Die Malereien, die man gegenwärtig sieht, sind ebenfalls altchristlich und ganz ähnlich denjenigen, welchen man in den Katakomben Roms begegnet. Man hat meist die Halbkreise der Seitengänge, wo sie in den Hauptgang einschneiden, durch Linien zu einem Vierecke vervollständigt, und die beiden dadurch erhaltenen Zwickel für Malereien benützt. Aber auch an den Wänden des Gewölbes über den Sarkophagen findet sich Vieles. Das Erkennen der einzelnen Gegenstände wird meist sehr erschwert durch den Umstand, daß der Mörtelbewurf, auf den man gemalt hatte, in späterer Zeit theilweise abgeschlagen wurde, oder sonst zu Grunde ging; dadurch sind die Bilder oft bis zur Undeutlichkeit entstellt, obwohl man auch viele Plätze findet, an denen sie in außerordentlicher Schönheit erhalten sind. Am häufigsten kommen Arabesken in dem anmuthigen, leichten, sogenannten pompejanischen Geschmacke vor, der ja zur Zeit der ersten Kaiser in ganz Italien der herrschende war. Wir sehen daraus von Neuem, daß die altchristliche Malerei in engem Zusammenhange mit der römisch-griechischen Kunst aufwuchs und sich aus derselben weiter bildete.

Sicher waren unter den zum Christenthume Uebergetretenen auch viele Künstler, welche jetzt ihre Kunst statt Venus und Apollo, den Lehren des neuen Glaubens weihten.

Daß diese Malereien aber wirklich altchristlich sind, wird erwiesen durch die zwischen ihnen immer und immer wiederkehrenden Symbole des Pfaues, des Fisches, der Taube und dem überall sich wiederholenden Monogramme Christi. Dasselbe wird gebildet durch die sich kreuzenden griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus, *X* und *P*.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geisteskrankheit im Zusammenhang mit der jeweiligen Culturbewegung.

Von A. Solbrig.

(Schluß.)

Fragen wir nach der materiellen pathologischen Grundlage der eben geschilderten Krankheitsform, so finden wir eine durch andauernde hochgradige Ueberreizung, durch ruhelose Anspannung und Ausnützung der Leistungsfähigkeit aller Nervenkräfte herbeigeführte fortschreitende Ernährungsstörung des Gehirns und Rückenmarks vor, die zuletzt im Schwund und in der Degeneration dieser Organe gipfelt. Was ist das anderes als ein acutes frühreifes Greisenthum des Gehirns? Und der aus diesem Prozeß stammende Gedächtnißverlust, sein kindisches, größenwahnsinniges Delirium, seine fortschreitenden Lähmungserscheinungen treten in unsern Tagen mit Vorliebe und in erschreckender Progression schon an die Kraft und Blüthe des zwischen dem 25. und 45. Jahr sich bewegenden Menschen heran! Jede Schichte der Gesellschaft und die begabtere, höherstehende vorzugsweise, kann jetzt einen Theil ihrer Glieder, ja ihrer großen Namen herzählen, welche ein Schmuck der Wissenschaft, der dichtenden, der bildenden und musikalischen Kunst waren, oder einflußreiche Stellungen in der Leitung des Staats, des Militärwesens, des Handelsverkehrs, des Gewerbes u. s. w. einnahmen, die unerbittlich dieser modernen Krankheit des Gehirns zum Opfer gefallen oder ihr zu fallen im Begriff sind. Nur das weibliche Geschlecht ist bis jetzt um das achtfache mehr verschont. Allein dies wird bald schlimmer werden. Die Art, wie gegenwärtig die Emancipation des Weibes aufgefaßt und betrieben wird, verbürgt es uns. Kein Verständiger zwar wird ohne das wärmste Interesse die Berufsarten und Thätigkeitskreise sich erweitern sehen, welche, soweit sie der Natur des Weibes conform, ihm eine selbstständigere und lohnendere Verwerthung der Zeit und Kräfte anbahnen. Aber vor der drohenden Verwirklichung der Theoreme eines Stuart Mill ergreift den Irrenarzt ein gelindes Grauen und erfüllt ihn mit düsteren Prophezeihungen.

Im Uebrigen ist an unserer modernen Form der Seelenstörung leider noch das Verhängnißvolle, daß die ärztliche Kunsthülfe zur Heilung wenig Erfolgreiches zu thun vermag.

Die freie Bahn, die Jedem offen ist, sein Glück zu suchen und sein Glück zu machen, hat eine Art moderner Epikureer hervorgebracht, die zum Theil nicht unbegabt, ebenso kühn als leichtfertig in ihrem Vorgehen sind, deren Religion und Lebensziel die Anbetung des Erfolgs, die Befriedigung der Eitelkeit und des sinnlichen, vor allem auch des sexuellen Genusses ist. Die Mitglieder dieses Epikureismus recrutiren sich mit Vorliebe aus den Kreisen der Industrie- und Handelswelt — auch der Handwerker und der Bauer sind ihm nicht mehr fremd — und aus jener Schichte der goldenen Jugend, welche die Virtuosität erlernt hat, Gold wie Jugend gleich rasch zu vergeuden. Die Speculation, die Reclame, die Rastlosigkeit im Unternehmen und Genießen sind ihr Element. Viele kommen noch mit heiler Haut davon. Nicht wenige verfallen dem geschilderten frühreifen Greisenthum mit seinen Schrecknissen. Darunter gibt es wohl noch solche, die ihre Befriedigung und ihr Glück mit weniger schwindelhaften Mitteln und mit solideren Absichten suchen. Allein das Maß ihrer Begabung und Tragfähigkeit reicht nicht hinan zur Aufgabe, die sie sich gestellt. Ihr Selbstgefühl, ihr Wollen ist stärker als ihr Können. Die irrenärztliche Erfahrung der Gegenwart ist reich an Bekanntschaft mit solchen Schiffbrüchigen aus allerlei Ständen, zumal auch aus dem Künstler- und dem Militärstand, die in dem ihre Kräfte übersteigenden, leidenschaftlichen Ringen nach Erfolgen sich schließlich mit dem Wahnerfolg begnügen müssen, den ihr durch Ueberreiz erkranktes Gehirn ihnen vorgaukelt.

Da hat wohl der Arzt ein besonderes Recht, der Mitwelt zuzurufen: „Fliehe die moderne Jagd nach dem Glück mit ihrem eigenartigen Schwindel, mit ihrem keuchenden Wettstreben nach äußerer Ehre und äußerlichem Erfolg, mit ihrer rastlosen Ungeduld, so in der Arbeit, wie im Genusse, wozu unsere Epoche mehr als je verlockt. Suche den Adel der Freiheit und Selbsthülfe nicht in der Selbstanbetung und in der rücksichtslosen Erstürmung des Erfolgs, die Zufriedenheit nicht in der Niederkämpfung der Mitstrebenden, den Sieg und die Berechtigung der Individualität nicht im übermüthig-egoistischen Lossagen von der ewigen Autorität der sittlichen Kräfte." Es sind dies Worte der Mahnung, welche wohl in erster Linie an die Jugend und ihre Erzieher gerichtet werden dürfen. Denn das Princip der freien Selbsthülfe im Staat wird schon von der Jugend unrichtig gedeutet und geübt. Sie ist in das Gelüste der Emancipation von der Autorität der Familie, der Schule und des Sittengesetzes umgeschlagen, wovon der aufmerksame Beobachter täglich die Beispiele sieht. Unsere sich füllenden Strafanstalten für jugendliche Verbrecher geben über diesen Theil unseres Themas wohl nicht minder zu denken, als die im Ansteigen begriffene Ziffer der jugendlichen Selbstmorde.

Wenn nun diese Erwägungen über den Zusammenhang der jeweiligen Culturbewegungen mit der Gesundheit des Gehirns und der Seele bei der Mitwelt ein nützliches Nachdenken erwecken, so ist ihr Zweck erfüllt.

Miscellen.

Bei der Station Murg im badischen Oberland fand am Sonntag den 29. Mai ein größeres Eisenbahnunglück statt. Der in Waldshut erscheinende „Alpbote" schreibt darüber:

„Der Zug war um wenige Minuten nach 4 Uhr Nachmittags hier eingetroffen. Die Personenwagen waren wie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen bei schöner Witterung beinahe überfüllt. Viele wollten hier aus- und einsteigen, wodurch die Abfahrt verzögert wurde. Während dieses Drängens auf der sehr beschränkten Bahnhofsräumlichkeit fuhr ein Extrazug, bestehend aus der Maschine „Katzenbuckel" und dem Tender, in der gleichen Richtung mit erhöhter Geschwindigkeit daher; es erfolgte ein furchtbarer Anprall, den das Echo der benachbarten Schweizergebirge schaurig wiedergab. Staub und Rauchwolken verbreiteten sich nach allen Seiten und erst nach einigen Augenblicken hörte man im Innern der Wagen Gestöhn und Wehklagen. Viele, wohl an 60 Personen mit leichteren Verwundungen suchten jetzt das Freie zu gewinnen; eine Person wurde todt und 12 andere schwer verwundet aus und unter den Trümmern dreier Wagen hervorgezogen und in die benachbarten Gasthöfe verbracht. Ueber die Schuld des Maschinenführers, welcher die vorausgegebenen Nothsignale unberücksichtigt ließ, wollen wir die zuständigen Behörden richten lassen; aber nicht viel fehlte und es wäre denselben auch dieses erspart worden, indem die umherstehenden Menschen denselben lynchen wollten, was nur mit vieler Mühe verhindert werden konnte. Zum Glück war sogleich ein Arzt zur Stelle, welcher mit großer Berufsthätigkeit zu helfen bemüht war und nicht lange dauerte es, so hatte der Eisendraht ihm 6—8 Collegen beigesellt.

Charade.

Bei Menschen, Thieren, selbst in Ringen
Ist uns die Erste wohl bekannt;
Doch hütet man sich gern vor Dingen,
In denen man dies Wörtchen fand.
Man trachtet nach den andern Beiden,
Wenn Gold in ihrem Innern lacht,
Und meidet den, der aus dem Schneiden
Der Beiden sein Gewerbe macht.
Das Ganze ist in seinen Thaten
Possirlich stets und selten still.
Doch wird dies Räthsel der nicht rathen,
Der mit dem Ganzen rathen will.

Auflösung des Räthsels in Nr. 62:
Weinhaus — Beinhaus.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 66. Speyer, Samstag, den 4. Juni 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

XV.

Zwei Tage später wurden am großen Brunnen und an den stattlichen Eckhäusern des Ortes blaue und rothe Anschlagezettel geheftet, die in großen Lettern verkündeten, daß — und dies war mit Rothstift in den dafür offen gelassenen Raum hineingeschaltet — in dem großen Saale des Gasthofs „Zum Tannenbaum" mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung am — wieder mit Rothstift — Sonntag den 1. Juli d. J. zur Aufführung kommen werde: „Hamlet, Prinz von Dänemark", Trauerspiel von W. Shakespeare.

Hinter den darzustellenden Personen figurirten abenteuerliche Namen und nachdem in ein paar Zeilen am Schlußrand des in weisem Vorrath gedruckten Placates die stereotype Erklärung abgegeben war, daß man es hier nicht etwa mit einer gewöhnlichen Wandertruppe, im Gegentheil, mit einer bedeutenden Schauspielergesellschaft zu thun habe, die, durchreisend, im Begriff sei, ihre Kunstleistungen einer großstädtischen Bühne zuzuwenden, sprühte der Name des Directors als vielverheißender „Funke" darunter her. Kühnen Muthes hatte er es unternommen, die noch schlummernde Begeisterung eines Landpublikums für das unsterbliche Werk des großen Briten zur lichterlohen Flamme zu entzünden.

Ein „ernstes" Theater sollte hierherkommen, in der gewöhnlichen Kalenderwoche — wie vom Himmel geschneit! Das war ein Ereigniß für Fliederberg, wo man sich meist selbst während des Jahrmarktes noch mit einem wandernden Puppenspiel begnügen mußte. „Ernste Menschen" hatte man seit Jahren nicht mehr im Saale des „Tannenbaum" spielen sehen, nun stand sogar noch ein Geist mit auf dem Zettel unter den Personen angekündigt; es gruselte den halblaut vor sich buchstabirenden Lesern jetzt schon eine Gänsehaut an.

Während die Vorübergehenden, zu kleinen Trupps angesammelt, vor den verschiedenen Placaten hielten, wurden von einem Laufburschen noch weitere Annoncen in die Häuser der Ortshonoratioren umgereicht.

An des Amtmanns Wohnung brauchte indeß der Zettelträger den messingenen Thürklopfer gar nicht zu rühren, die neugierigen kleinen Mädchen hatten ihn vom Fenster aus schon kommen sehen und waren dem Burschen eine Strecke weit entgegengelaufen. Nun erhaschte jedes von ihnen ein solch farbiges Papier und schwang es lustig wie eine Siegestrophäe in der Luft. Dann überstürzten sich die kleinen Dinger, wer zuerst damit das Haus erreiche, dicht zusammengedrängt zwängten sie sich in die Thür und dann in der Flur haltend, waren sie also in das Studium der ihnen nicht leicht zu entziffernden Zettel vertieft, daß sie selbst den Onkel Uhde nicht bemerkten, der eben zum Ausgehen gerüstet die Treppe herunterstieg. „Was sind denn das für bunte Wische?" ließ sich die Stimme des Alten vernehmen, indem er zu den Kindern trat und neugierig in einen der Zettel niederblinzelte.

„Ah! Onkel, Du bist's," jubelte plötzlich aufblickend Aennchen; „da hast Du gleich den ganzen Zettel, so kannst Du das Gedruckte besser lesen.

Der Onkel hatte kaum noch auf das Papier gesehen, da schlug er ein so helles, scharfes Lachen auf, daß die Amtmännin, von ihm unbemerkt, plötzlich in der Stubenthür erschien und stillschweigend dem andern Enkelkinde den Zettel abnahm, einen kurzen Blick hineinwarf und das rothe Papier in tausend Fetzen reißend mit den Füßen zerstampfte.

Dunkelroth, sprachlos vor Zorn, schoß sie giftige Blicke auf ihren Bruder hin, der noch immer vor Lachen nicht zu sich kommen konnte und endlich, davon angesteckt, lachten auch die Kinder mit; es klang lustig, wie ein Lachconcert. Die Amtmännin verging beinah in ihrer stummen Wuth.

„Hamlet, Prinz von Dänemark," las dann, sich allgemach beruhigend, laut und pathetisch Uhde, indem er mit seinem gelben Taschentuche über die naßgelachten Augen fuhr. „So etwas ist noch nicht dagewesen! Hier zu Ort den Hamlet geben zu wollen! So etwas muß man sehen, um an solche Dreistigkeit glauben zu können! Der große Brite dreht sich wahrhaftig in seinem Grabe um, daß seine gewaltigste Dichtung hier in Fliederberg über die Bretter geschleift werden soll. Entweder," fuhr er in neues Lachen

ausbrechend fort, „der Held dieses Zettels ist ein dummdreister Bursche, im letzten Stadium seines Verkommens — und das ist am wahrscheinlichsten — oder dieser Hamlet ist ein großer Künstler, der sich gleich einem Fürsten incognito einen Spaß machen will und der selbst nur mit Stühlen spielend, seine Rolle glänzend durchzuführen versteht.

„Ja, ja," fuhr er ganz in Erinnerung verloren fort, das konnte auch nur ein Devrient damals, an jenem tollen Abende, auf eine Wette hin; er spielte den Hamlet mit Stühlen in einer Weise, daß uns vor Staunen über sein Talent die Thränen in die Augen traten.

„Und dieser Stümper?" er schlug verächtlich auf das Papier, „er wagt es! aber sehen muß ich solchen Graus."

„Du könntest in allem Ernste es wagen, dies Zeug mit ansehen zu wollen, Bruder?" brach da der lang verhaltene Zorn der Amtmännin aus. „Ich will doch nicht glauben, daß Du die Stirn hast, Deiner Familie von Neuem Schimpf anzuthun, indem Du Dich dort zeigst, wo Deine saubere Vergangenheit so recht wieder in aller Leute Mund gebracht würde?"

Beim gellenden Laut ihrer scharfen Stimme fuhr der Alte mit jähem Ruck zusammen und starrte die Frau wie eine Erscheinung an; der heitere Ausdruck, den die Erinnerung flüchtig über seine Züge gehaucht, war plötzlich wie weggewischt.

„Du gehst doch nicht dorthin?" frug sie noch einmal dringend und gebieterisch, da er sie noch immer schweigend ansah.

„Freilich, freilich," entgegnete er zerstreut. „Ich kann nicht anders — das zieht wie der Magnet das Eisen, Du verstehst so etwas nicht, Beate!"

„O, ich verstehe nur zu gut, daß selbst der Fluch des sterbenden Vaters Deinen verwerflichen Hang zu Deinem einstigen Beruf nicht aus Dir zu treiben vermochte. Wie viel Unheil hast Du schon über uns dadurch gestiftet, an Dir selbst und Deinem Kinde!"

„Was ist da viel zu schämen," sagte Uhde dumpf, mit trauriger Ergebung. „Es war mein Metier und wird — vielleicht — auch das meines Sohnes sein. Du weißt, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Langsam schlenderte er hinaus, während die Kinder ihm mitleidsvoll nachblickten und die Amtmännin ihn mit Augen verfolgte, denen man die Kraft der Vernichtung hätte zutrauen mögen.

Es lag nur noch ein Tag zwischen dem Sonntag, aber trotzdem der Samstag, der anstrengendste Tag der ganzen Woche, den Betreffenden kaum Zeit zur Ungeduld ließ, so mahnte nichts desto weniger ein stilles Erwarten, das harrende Publikum Fliedersbergs ermunternd, auf den bevorstehenden Theatergenuß.

Agnes, die sich während der paar Tage zwar von ihrem überstandenen Unfall erholt hatte, aber noch etwas bleich und matt aussah, ruhte mit Bitten und Schmeicheln auch nicht eher, als bis sie der Mutter endlich das Versprechen abgerungen hatte, in ihrer Begleitung dem Schauspiel beiwohnen zu dürfen.

Es war keine kleine Mühe gewesen die Mutter, deren Abscheu vor derlei „Gaukeleien" sie nur zu genau kannte, dazu zu bewegen und Agnes wunderte sich heimlich selbst, daß es ihr damit gelungen war; aber seit dem neulichen Abende war ihr ja schon mehr als einmal eine ungewöhnliche Milde in dem sonst so strengen, festen Wesen ihrer Mutter aufgefallen.

Mit welch rührender Güte hatte sie am Morgen nach jener bösen Gewitternacht das Erwachen der Tochter begrüßt und sie dann gehegt und gepflegt, wie man ein zartes Kindchen behandelt, sie, die sonst jede Gefühlsäußerung geflissentlich hinter ihrer derben Art versteckte.

Nur als Agnes sich darauf ein Herz faßte, schüchtern zu fragen, ob denn der Fremde sich noch im Ort aufhalte, wer in aller Welt er nur sein, wohin er gehen möge, da war die Mutter etwas kurz angebunden gewesen und hatte gemeint, was sie das kümmere, es sei ihr zwar selbst leid, daß sie ihren Dank nicht besser habe bethätigen können, aber mit wildfremden Menschen sei man scheu, verkehre es sich so schwer und gezwungen. Das Alles sagte sie hastig und brach dann schnell ab, so daß Agnes nichts einzuwenden wagte, so sehr es ihr auf den Lippen lag, von dem Fremden zu reden.

Aber je weniger sie zu erwähnen sich getraute, je überwältigender nahm, ihr unbewußt, sein Bild Besitz von ihrem unschuldigen Herzen und nichts peinigte sie mehr, als ihn durch Härte und Unfreundlichkeit gekränkt zu wissen, gar für roh und undankbar bei ihm zu gelten, der Alles für sie eingesetzt.

Hätte sie ihn nur noch ein einzigmal sehen und sprechen dürfen! Eine ganze Welt voller drückender Zweifel meinte sie alsdann von ihrer Seele gewälzt, aber nun war er vielleicht schon fort, weit fort von ihnen und sie sah ihn niemals wieder. — Oder sollte er doch vielleicht noch im „Tannenbaum" wohnen, sich dort gar länger aufhalten, wie es oft die jungen Maler thaten, die der wundervollen Waldpartien wegen hierherkamen? Wie ein Maler hatte der schöne Fremde ausgesehen, mit seinen träumerischen Augen und der gedankenvollen Stirn. Mit aufleuchtendem Hoffen schoß es ihr freudig durch den Sinn, daß er alsdann auch sicher der Theatervorstellung beiwohnen werde; er logirte ja im Tannenbaum, wie sollte er also nicht? und dann, ja dann erfüllte sich ihr heißer Wunsch: sie sah ihn wieder! Dies Ziel wie eine Beruhigung im Auge haltend, hatte sie mit einer ihr sonst fremden Hast die Mutter ihrer Bitte zugänglich gestimmt; oder war es noch ein anderes Motiv, das die sonst so festen Grundsätze der Frau Wette in Betreff dergleichen Zerstreuungen wankend zu machen schien, da sie ja selbst ihr Kind an einen Ort zu führen beschloß, wo Comödie gespielt wurde?

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

(Fortsetzung.)

Menschliche Gestalten kommen selten vor. Auf unser Befragen und Drängen wurden wir aber doch von unserem Führer zu Gräbern geleitet, welche auch solche in ihrer Malerei enthalten. So sahen wir auf einem und demselben Bilde eine männliche Figur in strengen Zügen, etwa im alten Style der Apostel, und daneben eine Frau, deren Kopf sich ebenfalls noch ganz deutlich erkennen ließ. Zwischen beiden waren die griechischen Buchstaben *A* und *Ω*. Auf einem anderen Grabe bemerkten wir eine Frau mit weiten Kleidern angethan und mit Blumen umgeben. Das Interessanteste aber ist zweifelsohne eine von kunstfertiger Hand gemalte und außerordentlich gut erhaltene weibliche Gestalt in weiten wallenden Gewändern, mit ausgebreiteten Armen, von zwei Tauben umgeben, gegen Himmel sich erhebend. Ihr gegenüber ist wieder eine reiche Fülle edel gehaltener Arabesken.

Vielfach kann man auch bemerken, daß mehrere Lagen von Malereien übereinander sich befinden. An einem Grabe bemerkte ich zwei solcher Schichten, und der schon einmal erwähnte Politi, mit dem wir später darüber sprachen, sagte, er habe manchmal schon fünf bemalte Kalklagen übereinander getroffen.

Wann wurde diese unterirdische Todtenstadt ausgemeißelt?

Leider hat man bis jetzt noch sehr wenige Ausgrabungen gemacht, und noch Niemand hat, so viel ich weiß, sich wissenschaftlich längere Zeit mit den Katakomben von Syrakus beschäftigt. Es steht zu vermuthen, daß der größte und wichtigste Theil dieser fast unter der ganzen Hochfläche der Achradina sich hinziehenden Gänge eigentlich erst noch zu entdecken ist. Wohl besteht allerdings eine Central-Commission für Alterthümer in Palermo unter der Direction des Cavaliere Saverio Cavallari; aber in dieser Hinsicht ist in Sicilien noch so viel zu thun, daß man bei den geringen Mitteln unmöglich Alles gleichzeitig in Angriff nehmen kann und hauptsächlich auf die Erhaltung der bisher aufgefundenen Reste des Alterthums sich beschränkt. Ein Herr, dem wir auf der Achradina begegneten, und der, um seine Neugierde zu befriedigen, eine Zeit lang auf seinem Maulthiere neben den Fremdlingen hertrabte und uns auch viel von Platen und König Ludwig I. erzählte, sagte uns, daß man allerdings in Syrakus gerne Ausgrabungen vornehmen würde: ma mancano i mezzi, es fehlen die Mittel.

Das wahrscheinlichste scheint zu sein, daß diese Gänge schon aus uralter Zeit herstammen. Auch die Phönizier haben, wie 1864 zu St. Flavia in der Bagaria bei Palermo entdeckt wurde, schon ähnliche Grabstätten gehabt, und auch in den Katakomben von Syrakus will man Spuren der Phönizier gefunden haben. Wahrscheinlich stammt die Sitte, die Todten in den Felseingeweiden der Erde beizusetzen, aus Indien und Egypten, wo ja der Gottesdienst in unterirdischen Felsen-Städten sich am umfassendsten entwickelt hat.

Jedenfalls sind diese weiten Räume nicht erst während der christlichen Jahrhunderte, wie es bei den römischen Katakomben augenscheinlich ist, durch die Noth gezwungen entstanden, sondern dazu gehörte Zeit und Luft. Obwohl die Griechen den ganzen südlichen Abhang der Achradina mit ihren Gräbern bedeckt haben, so scheinen sie doch auch schon diese unterirdischen Gänge für diesen Zweck benützt zu haben; denn die griechischen Gräber, besonders die in der Nähe des Theaters in der Gräberstraße zeigen manchmal eine überraschende Aehnlichkeit mit den sarkophagartigen Anlagen der Katakomben. Von den Griechen wurde die Benützung der Katakomben dann weiter geführt, bis sie durch allmähligen Religionswechsel der Eigenthümer der Gräber in die Hände der Christen übergingen, denen die gegenwärtigen Malereien ihren Ursprung verdanken.

An die Achradina schließt sich nach Westen die Neapolis, ursprünglich eine Vorstadt, die dann später zu einem selbstständigen Stadttheile umgeschaffen wurde, der sich von der Hochfläche bis hinunter in die Ebene des Anapus erstreckte. Wo beide Stadttheile zusammen stoßen, lag ehemals eine Fülle von öffentlichen Gebäuden; jetzt sind davon noch übrig das griechische Theater, das römische Amphitheater und neben demselben der ungeheuere Altar des Hieron. Es ist dieß ein auf Stufen sich erhebendes Mauerwerk von etwa 200 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, auf welchem man mehrere Hundert Stiere gleichzeitig den Göttern opfern konnte.

Das Amphitheater der Römer bietet nichts Besonderes. Es ist in eine Vertiefung eingesenkt und zeigt noch die vollständige Umschließung durch die Sitzreihen, sowie die verschiedenen Ein- und Ausgänge, wird aber von anderen Amphitheatern hinsichtlich der Erhaltung der Umfassung und besonders der Arena weit übertroffen. Ueberdieß stellt die erhabene Einfachheit des daneben befindlichen griechischen Theaters diesen, dem rohesten blutigen Vergnügen gewidmeten Ort gänzlich in den Schatten.

Jenes Theater selbst, eines der größten der griechischen Welt, ist ganz in den Felsabhang eingemeißelt, und wohl 20,000 Menschen konnten auf seinen Stufen Platz finden. Die Scene ist großentheils zerstört und nur noch wenige Spuren des Mauerwerkes mit den bekannten drei Eingängen sind sichtbar. Vor der Scene zieht sich ein tiefer enger Graben hin, in welchen der Vorhang hinabgelassen wurde. Seitwärts von der Orchestra sind große Thore im Felsen geöffnet, welche zu Gemächern führen, in denen der Chor sich aufhielt. Von hier aus trat er vor, um seine Gesänge und Tänze aufzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

△ Der Vogel Strauß in Europa.

Ueber dieses Thema enthalten die „Ergänzungsblätter“ einen interessanten Bericht, dessen Hauptinhalt wir nachstehend den geneigten Lesern der „Palatina“ zu referiren versuchen wollen. Er behandelt nichts Geringeres, als die bereits so gut wie gelungene Acclimatisirung dieses Goliath unter den Vögeln im Süden unseres Welttheiles, natürlich nicht im wilden Zustande, wie im heißen Afrika, wohl aber als gezähmtes Hausthier und zu einer sehr einträglichen Züchtung. Die Zeit dürfte nicht mehr ferne sein, wo die Tafeln Italiens und Südfrankreichs auch mit Straußenbraten und Straußeneierkuchen als sehr wohlschmeckenden Gerichten besetzt sein werden; wer weiß, ob sich die unternehmende Jugend dort nicht bald das Vergnügen erlauben wird, als Straußenritter den Velocipederittern den Rang streitig zu machen! — Der erste nachweisliche Fall, daß ein Strauß in Gefangenschaft das Tageslicht erblickte, ereignete sich zwar noch jenseits des Mittelmeeres, in Algier 1857; dasselbe Paar brütete 1858 von 12 Eiern 9 aus und in den folgenden zehn Jahren (bis 1869) hatte der dortige Züchter Hardy das Glück, daß 42 Paare 875 Eier legten und 162 Junge ausbrüteten. Interessant sind die Mittheilungen über den Gewinn, welchen dieser Unternehmer im Jahre 1866 an 21 männlichen und weiblichen Straußen gemacht hat, der im Ganzen sich auf 5918 Frcs., oder 281 Frcs. 80 Cent. auf den Kopf belaufen haben soll. Die Vögel verzehren täglich 500 Gramme Gras und wenn dieses und Gerste fehlt, in Stücke geschnittene Opuntia, was mit Einschluß der Wartung nicht über 20 Centimes täglich, oder 73 Frcs. jährlich für das Stück beträgt. Den größten Theil des Gewinns liefern die Federn, die in öffentlicher Versteigerung nach dem Gewicht verkauft werden, 50 ausgewählte Schwungfedern geschätzt zu 199½ Frcs. Sind die Strauße einmal in solcher Menge gezüchtet, daß sie auf dem Fleischmarkt verkauft werden können, so steht natürlich ein neuer Gewinn in Aussicht.

Der kürzlich verstorbene Fürst Demidoff veranlaßte auch glückliche Versuche mit der Acclimatisation des Straußes in Italien und zwar in dem Garten San Donato in Florenz; der interessanteste Ort aber für Straußenzüchtung ist jedenfalls bis jetzt Grenoble, das mit Bordeaux und Mailand ungefähr unter gleichem Breitegrade (45° n. B.) aber 645′ über dem Meere gelegen, bei einer mittleren Temperatur von nur 9½° R., seit dem Jahre 1864 so glückliche Versuche unter der Leitung eines Hrn. Bonteille mit der Züchtung der Strauße erblickt hat, daß der Unternehmer die Fortpflanzung der gezähmten Strauße als eine ausgemachte Thatsache betrachtet und von derselben in jeder Beziehung günstige Erfolge erwartet.

Im April hatte dort ein männlicher Strauß ein 1½′ tiefes und 3′ breites Loch zur Aufnahme der Eier gescharrt, dann dauerte das Legen derselben von Anfang Mai bis Anfang Juni, während das Männchen am 25. Mai zu brüten begann und nach dem 30. Mai das Nest nur noch verließ, um dem Weibchen zu gestatten, ein Ei zu legen. Nach Vollendung dieses Geschäfts saß das Weibchen täglich einige Minuten lang auf den Eiern, dem Männchen dagegen fiel dieses wichtige Amt täglich mindestens 22 Stunden zu. Am 44. Tage kamen drei lebende Junge zum Vorschein, während die übrigen Eier theils zerbrochen, theils erstorben waren. Die Jungen, in der Gestalt und Größe einer wilden Ente, begannen alsbald Sand und einen für ihre Eltern bestimmten Teig aus Brod, Eier und Lattich zu picken, begleiteten die Alten überall hin und wuchsen unter der sehr ängstlichen und zärtlichen Pflege der Straußenmutter rasch heran, in 14 Tagen schon zur doppelten Größe seit ihrer Geburt. In den folgenden Jahren wurden diese Versuche mit größerem und geringerem, aber unbestreitbaren Erfolge fortgesetzt und haben den Beweis geliefert, daß sich der Strauß zunächst durchaus für den Fleischmarkt eignet; sein Fleisch ist reichlich vorhanden, nahrhaft, wohlschmeckend, dem Hasenfleisch ähnlich. Die Eier, deren 1866 in drei Legungen 45 erzielt wurden, wogen im Ganzen 145 Pfund und wurden, auf verschiedene Weise zubereitet, stets gut befunden. Die Federn der erwachsenen Strauße wurden nach der Mauser zu 300 Frcs. verkauft. Werden nun für Ernährung und Wartung zweier Strauße jährlich 200 Frcs. gerechnet, so liefern diese an Eiern, Federn, verkauften Jungen und zuletzt ihrem eigenen Fleisch einen nach 3 Jahren bemessenen Durchschnittsgewinn von 560 Frcs.; ein solcher Riese würde demnach, wenn vorstehender Calcul richtig ist, seinem Herrn die Pflege mit einem jährlichen Gewinn von etwa 130 fl. lohnen. Schade, daß Deutschland doch zu „nördlich“ liegt; was könnte sonst der Vogel Strauß für ein riesiges neues Steuerobject abgeben!

Miscellen.

Die Berge der Schweiz beginnen in diesem Jahre schon früh ihre Opfer zu fordern. Ein junger Engländer, Namens Rodds, der Sohn eines bekannten Banquiers in Rochdale, bestieg am vorigen Mittwoch mit seiner Schwester und einer Base von Lugano aus den Salvatore, dessen Gipfel einen prachtvollen Blick auf die ganze südliche Alpenkette der Schweiz bietet. Die lang anhaltende Dürre hatte das Gras sehr schlüpfrig gemacht, der junge Mann glitt aus und stürzte einen der senkrechten Abhänge des Berges hinab. Nach langem Suchen fanden die beiden Begleiterinnen die Leiche; der Unglückliche hatte jedenfalls den augenblicklichen Tod gefunden.

Man spricht in Madrid wieder viel von den im Hafen von Vigo mit ihren Schätzen untergegangenen Gallionen; es sind aus denselben sieben gewaltige Barren Silber zu Tage gefördert worden. Die zur Bergung dieser Schätze gebildete Gesellschaft hatte eine bedeutende Prämie denjenigen Tauchern versprochen, welche zuerst einen Silberbarren auffinden würden; zwei derselben drangen nun mit großer Kühnheit durch eine von ihnen in den Flanken aufgebrochene Oeffnung in den Rumpf der Gallione „Almirante“ ein; sie zwängten sich mit dem Oberkörper durch und zogen wirklich sieben Silberbarren im Gewichte von 164 Pfund hervor. Die Gallione „Almirante“ liegt 14 Meter unter Wasser; sie ist derartig in Sand und Schlamm eingebettet, daß man nur schwierig an den Rumpf gelangen kann. Die am folgenden Tage in den Rumpf eingedrungenen Taucher wären beinahe erstickt, da die Luft zuführenden Schläuche sich an Holzsplittern einklemmten und ihren Dienst versagten; nur ihrer großen Kaltblütigkeit verdankten es die Taucher, daß es ihnen gelang, die Schläuche wieder frei zu machen. Es werden Vorkehrungen getroffen, um die Bergung der im Meere begrabenen Schätze mit vollkommener Sicherheit für die Taucher ausführen zu können. Die Untersuchung ist beendigt; die untergegangenen Gallionen sind vom Ingenieur der Gesellschaft, Bazin, sämmtlich recognoscirt worden. Die Bergungsarbeiten sollen im Laufe eines Jahres beendigt werden.

Die neueste indische Post bringt die Kunde, daß 21 Personen von der Bemannung des englischen Schiffes „Mariana“ Hungers gestorben sind. Capitän Stuart vom Schiffe „Tweed“ begegnete der „Mariana“, welche Nothsignale ausgesteckt hatte, am 7. Mai im 9. Grad nördl. Breite und 69. Grad östl. Länge. Er begab sich auf das Verdeck, wo sich ihm ein schauerlicher Anblick darbot. Nicht weniger als 21 Leichen lagen zerstreut umher und der Rest der unglücklichen Mannschaft war dem Verscheiden nahe; weder Lebensmittel noch Wasser fand sich an Bord vor. Die „Tweed“ versorgte die „Mariana“ mit dem Nöthigen, worauf beide Schiffe ihren Weg fortsetzten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 67. Speyer, Dienstag, den 7. Juni 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von W. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Endlich war der ersehnte Sonntag angebrochen. Wie immer begleitete Agnes ihre Mutter in den Gottesdienst, aber nie war sie so zerstreut gewesen wie heute. Mit ihrer hellen, reinen Stimme sang sie zur Orgelbegleitung mit, aber sie wußte selbst kaum was sie sang. Heimlich suchend, glitt ihr Blick über die vielen Menschen, ohne an einem Einzigen zu haften; erst als die Predigt begann, suchte sie ihre Gedanken zu sammeln.

Beim Schluß der Kirche wurde es ihr anders zu Muthe; die Orgel spielte heute so feierlich und der herrliche Choral brauste ihr noch in den Ohren und im Herzen, als sie an der Seite der Mutter den Kirchplatz längst hinter sich hatte und in die Dorfstraße einlenkte. Vor einem der kleinen Häuser, an denen sie vorüber mußten, saß der Schreiner Werner auf einer Holzbank, im Schatten eines Baumes. Sein jüngstes Kind hielt er auf dem Schooß, ein paar andere spielten um ihn herum, während der kleine August an seinen Knieen lehnte.

Wie ein abgeschossener Pfeil vom Bogen flog der Knabe auf Agnes zu, als die Beiden um die Ecke kamen; jubelnd rief er sie beim Namen und als er sie dann erreichte, hing er sich fest in des Mädchens Arm und scherzend trug sie ihn schwebend eine Strecke fort.

Der Vater hatte sich eilig erhoben und zu den Frauen tretend sprach er gleich wieder von dem neulichen Unfall, den der kleine Wildfang verschuldet habe und dankte immer wieder aus übervollem Herzen Agnes für ihre edle Unerschrockenheit, mit der sie ihnen den Liebling gerettet, obschon er das schon zum öfteren gegen sie ausgesprochen hatte.

Als sie bescheiden das ihr gespendete Lob von sich ablenkte und ganz erglühend und verwirrt dasselbe dem Fremden zuwies, bedauerte Werner immerfort, daß er den nicht gesehen habe. Im Gasthof sei er gleich am andern Tage gewesen, ohne ihn indeß anzutreffen. „Der Herr sei mit einer Zeichenmappe in den Wald zu den alten Eichen gegangen," hieß es da, „und zum zweiten Male scheute ich mich bis heute noch hinzugehen," meinte der Mann schüchtern.

Agnes hatte genug gehört. Mit eiligem Gruß eilte sie schon der Mutter voraus, nur um allein sein zu können mit ihrer Hoffnung. Hatte ihr nicht richtig geahnt? Der Fremde war ein Maler; die uralten prächtigen Eichen, deren mächtige Kronen den Himmel zu erreichen strebten, wollte er zeichnen. Dazu brauchte er Zeit und der schönen Plätzchen waren ja so viele im weiten Walde, daß er sobald nicht fortkam, gewiß — o gewiß — heute Abend sah sie ihn wieder!

XVI.

Der Gasthof zum „Tannenbaum" war eines jener aus dem Mittelalter herstammenden Gebäude, mit tausenderlei Steinzierrathen an der Facade, ausgehauenem Wappen über dem gothischen Thorbogen und zugespitzten Thürmchen, wie Zuckerhüten, an seinen vier Ecken angebracht, dem der Stempel der kleinen Herrschaftlichkeit mit unverwischlichen Zügen auf der steinernen Stirne steht.

Das Innere war in demselben Stile gehalten; die goldenen Streifen der sich neigenden Sonne huschten nur verstohlen durch die wenigen, schmalen Bogenfenster mit erblindeten, in Blei gefaßten runden Scheiben, gerade eben nothdürftig angebracht, um aus der untern Halle ohne Unfall auf der enggewundenen Wendeltreppe hinauf zu tappen, die, in einen endlos langen Gang mündend, direct in die geöffneten Flügelthüren eines weiten, hohen Gemaches führten, dessen verkommene morsche Herrlichkeit an die Vergänglichkeit der irdischen Größe mahnte.

Die gewölbte rauchgeschwärzte Decke mit Resten einer kunstvollen Stuckornamentik bekleidet, die vandalische Hände einst roh übertüncht hatten, war in entsprechenden Zwischenräumen von altersgrauen, schlanken Säulen, mit zierlichen Capitälen gekrönt, getragen und bildete einen peinlichen Contrast zu dem rohgezimmerten Orchester über dem Eingang, das sich ausnahm, wie ein Schwalbennest an ein antikes Monument geklebt.

Der alte Prachtsaal war das Hauptanzlocal Fliederbergs, der Tummelplatz jeglichen heiteren Genusses, darum auch der der heutigen Theatervorstellung. Ein solch düsteres Stück grausam schöner Romantik

in sich abspielen zu lassen, eignete der Raum sich vortrefflich. Der Zufall war dabei dem Bedürfniß zur Hand gegangen. Das Publicum hatte freilich keine blasse Ahnung von dem sympathischen Einklang zwischen dem Local und der Handlung des Stücks.

Mit einem gegebenen Raffinement der Einfachheit, die dem Kunstkenner jene natürlichen Theaterzustände veranschaulichen, unter denen die Werke des größten dramatischen Dichters aller Zeiten einst das Entzücken des englischen Volkes wachgerufen haben, war man hier mit dem Arrangement verfahren.

Der verblichene rothe Vorhang, zwischen zwei Säulen befestigt, die freien Seiten mit losen Bretterverschlägen als Augengrenze, das war der Schauplatz, der heute die Welt bedeuten sollte: Thaliens Tempel, dem fast Alles, nur die Säulen nicht fehlten, außer der unsichtbaren Priesterschaar, die darin zu opfern verheißen hatte.

In einiger Distanz von dem Altar der Kunst waren in dichten Reihen Holzbänke für die Zuschauer aufgestellt, die man aus den unteren Wirthsstuben hinaufgeschafft hatte. Das war Parquet, Logen und Galerie, Alles in Allem in sich fassend, ein Viergroschenplatz.

Aber einen Glanzpunct, an dem das Auge haften konnte, gab es dennoch in all der stoischen Einfachheit des Saales; er gipfelte in dem altmodischen riesigen Glaskronleuchter, der, in der Wölbung schwebend, einstweilen von den Strahlen der Abendsonne entzündet in tausendfältigen bunten Lichtern funkelte, die aus den Prismen der schaukelnden Glasglöckchen hervorbrechend weithin schillerten und flirrten, daß die goldenen Reflexe wie leuchtende Quellen die Sculpturen der Wölbung überrieselten.

Die allerersten der eintreffenden Theaterbesucher waren Frau Wette mit ihrer Tochter.

Der Tannenwirth, vor der Saalthüre neben dem Cassier postirt, empfing das Publicum bewillkommend, als Hausvater, und machte auch den beiden Damen die Honneurs, indem er ihnen den freundschaftlichen Rath gab, die Plätze nicht zu dicht bei den Comödianten zu nehmen. Aber während Frau Wette das Entree bezahlte, war Agnes schon voraus in den Saal geeilt und setzte sich rasch in die vorderste Reihe, von wo aus sich auch der Eingang gut im Auge behalten ließ, stillschweigend nahm ihre Mutter dann neben ihr Platz.

Bald darauf dröhnte es mit dumpfen Gepolter von schwerbeschuhten Füßen die Treppe hinauf; rasch hintereinander füllte sich der Saal mit derben Landgestalten, hin und wieder mit einem halb städtisch gekleideten Ortsbeamten nebst Frau Gemahlin gemischt, die sich wie einzelne Schneeflocken zwischen einem dicht niederfallenden Herbstregen verbargen. Während es zwischen dem Gepolter der Kommenden drinnen im Saale wie Bienenschwärme von laut und halblaut geführten Unterhaltungen summte und stöhnte, war hinter dem sich leise blähenden Vorhang geschäftige Bewegung zu bemerken und an einer defecten Stelle trat zuweilen die runde Contur eines lauschenden Kopfes hervor. Es mochte der Director sein, der in stillvergnügter Ueberraschung die Häupter seiner Lieben überzählte, die, Kopf an Kopf gedrückt, selbst die Stehplätze bis zum Erdrücken füllten, daß man bequem auf ihnen hätte umherwandeln können, die kühnsten financiellen Hoffnungen des Unsichtbaren erfüllend.

„Mutter," flüsterte jetzt Agnes, die bis jetzt lautlos dagesessen hatte, während ihr unruhig suchender Blick mit leidenschaftlicher Ungeduld heimlich jeden Einzelnen der vielen Eintretenden überflog, um enttäuscht immer wieder nach einem Folgenden zu spähen — „Mutter, dort sitzt ja auch der Onkel Uhde, sahst Du ihn denn kommen?"

„Nein, Kind," entgegnete Frau Wette, sich plötzlich abwendend, eben so leise, „wie läßt sich der Einzelne in solcher Masse denn auch gleich bemerken?"

„Siehst Du den Fremden nirgends, Mutter?" fragte wieder kaum hörbar wie hülfesuchend das Mädchen und, als sie keine Antwort erhielt, seufzte sie bang und entmuthigt auf, die freudige Erwartung des Abends war ihr zur Pein geworden.

Sie fühlte nicht einmal einen spannenden Schauer, als der dünne Ton der Schelle das Signal des Anfangs gab und dann der Vorhang hapernd aufrauschte und eine Terrassencoulisse der primitivsten Art, aus dünner Pappe hergerichtet, die bei jedem Schritte der Schauspieler wankte und schwankte, den Blicken sich präsentirte.

Onkel Uhde, dessen eigenthümlich bewegter Blick mit lächelnder Ironie die Eingangsscene verfolgte, besann sich zu seinem eigenen Ergötzen dabei auf einen Theaterdirector seiner Bekanntschaft, der den Hamlet nicht aufführen ließ, „weil er sich des Polonius wegen seine Coulisse nicht zerstechen lassen wollte."

„Der Mann hier aber wagt etwas daran," dachte er erheitert, „bis jetzt verderben die Leute ihm nichts, machen ihre Sachen erträglich."

Gnädig nickte Uhde vor sich hin und nahm einem wohlthätigen Nachbar eine angebotene Prise ab. Achtlos verstreute er sie aber auf den Boden, als er nun plötzlich den Geist anwandeln sah. Mühsam kämpfte der Alte ein ausbrechendes Lachen nieder beim Anblick der absonderlich drapirten Gestalt, die aus einer Kriegerrüstung von Pappe und Schaumgold starrte.

Dem fliederberger Publicum imponirte der Geist aber ungemein, die feierlichste Stille herrschte ringsum. Die wispernde Stimme des Souffleurs drang ordentlich schauerlich, wie gespenstisches Geseufze, in den Zuschauerraum und erhöhte den Effect.

Uhde wurde immer aufgeräumter. Jedes Wort der Dichtung lag ihm förmlich auf der Zunge und rief ihm seine Jugendzeit und Thorheit zurück, die gerade in demselben Drama zur tragischen Entscheidung für sein ferneres Leben kam.

Qualvolle Zeiten voller Kampf, Noth und Gewissensbisse, aufleuchtende Momente kurzer Lust, zogen wie in einem Zauberspiegel rasch durch seine Seele,

den einzigen großen Schmerz zurücklassend — um einen Verlorenen. Gewaltsam kämpfte der Alte mit dem finstern Gedanken, hier durfte er ihm nicht nachhängen.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. Eugen Jäger.

Syrakus.

(Fortsetzung.)

Auf diesen Stufen saß das griechische Volk und lauschte begeistert den Versen seiner Dichter, oder den sanften Klängen der Flöten und Musik-Instrumente. Die Sicilianer pflegten ganz besonders der Musik und erfanden neue Instrumente für den Gebrauch des Theaters. Da saß einst Plato und ließ die Gestalten des Sophokles an sich vorüber ziehen, von dieser Bühne aus sprach Timoleon der Korinther, der einzige Mann mit republikanischen Tugenden in dem damaligen Syrakus, und hielt begeisternde Reden an das Volk gegen die Alleinherrschaft. Stolzen Blickes schaute von hier der Syrakusaner hinaus in das weite Land, über die unter ihm liegenden Häuser und Tempel der Neustadt und über das prächtige, säulenumgebene Forum. Mit Freude füllte sich das Herz des empfänglichen Griechen, wenn er sein Auge hinab schweifen ließ auf den Hafen, in welchem zahllose Schiffe ihre Lasten tauschten und dessen jetzt so verödeter Saum mit Ansiedlungen und Landhäusern besäet war; weiterhin traf der Blick jenseits des silberglänzenden Anapus die Hügel, auf welchen der reiche Tempel des olympischen Zeus mit seiner großartig einfachen Architectur thronte.

Neben dem Theater liegen zwei Latomien, die derjenigen der Kapuziner nicht viel nachstehen an Großartigkeit und Wildheit; nur sind sie nicht so zugänglich gemacht, wie jene, und die Vegetation ist noch mehr verwildert. Meist dienen sie als Cactuspflanzungen. Es sind die Latomien St. Venera und del Paradiso.

In der Letzteren befindet sich das berühmte Ohr des Dionys, eine weite Höhlung, die in der Gestalt eines Pferdeohres spitz zuläuft und sich ungefähr 200 Fuß tief in den Felsen hineinzieht. Man hat ziemlich willkürlich diese merkwürdige Höhlung nach Dionys benannt, weil von ihm erzählt wird, er habe Gefängnisse bauen lassen, in welchen er die Gespräche der Gefangenen habe belauschen können. 1840 wurde nemlich von der Seite des Theaters her ein Eingang entdeckt, welcher zu einer kleinen Tribüne führt, die am hintersten Ende der Höhle ganz oben an der Decke sich befindet. Die Grotte hat ein wunderbares Echo, das mehrsilbige Worte ganz deutlich wiederholt, und ein Pistolenschuß hallt hier noch lange nach bis endlich auch die letzten Schwingungen sich in dem engen Raume beruhigt haben.

Hinter dem Theater stürzt das Wasser eines Aquäductes in eine Höhlung hernieder. Sie führt den schönen Namen Nymphäum und moderne Wassernymphen, aber schon über die schönsten Jahre hinaus, sind hier beschäftigt, mit einer fast antiken Nachlässigkeit die schmutzige Wäsche von Syrakus zu reinigen.

Diese Stelle liegt im Mittelpunkte der Nekropolis, der Todtenstadt der Griechen. Auf dem ganzen Wege von den Latomien der Kapuziner bis über das Theater hinaus sind am südlichen Abhange der Hochfläche zahllose Gräber in den Felsen gemeißelt. Ein Theil derselben besteht aus sarkophagartigen Vertiefungen, ähnlich denen in den Katakomben, welche in die Erde gearbeitet und mit einem Falz für die Deckplatte versehen sind; die Mehrzahl aber ist als Gänge und Kammern in die senkrechte Wand gehauen und bildet dort weite Höhlungen. Die viereckige Thüre führt bald nur zu einem kleinen Gemach, bald aber zu einer größeren Räumlichkeit, von welcher wieder kleinere Grabkammern ausgehen. Am dichtesten drängen sie sich an der Stelle zusammen, wo die Fahrstraße nach Catania, die sogenannte Strada rotabile, sich die Hochfläche hinaufzieht, an der Stelle, wo Achradina und Neustadt zusammen stoßen. Dort öffnen sich links und rechts solche Kammern in den Fels-Wänden. Hier wird auch das Grab des Archimedes gezeigt, an welchem man noch rohe Spuren von Pilastern wahrnehmen kann. Der große Mathematiker hatte verordnet, daß man das von ihm entdeckte Gesetz über das körperliche Verhältniß zwischen Kegel, Kugel und Cylinder plastisch auf seinem Grabmale darstelle. An diesem Zeichen erkannte denn auch Cicero das Grab wieder. Damals waren seit der Eroberung durch Marcellus 150 Jahre vergangen, und schon war das reiche Syrakus derart herabgekommen, daß Cicero das Grab unter Dornen und Gestrüppe wieder neuentdecken mußte.

Hinter dem Theater zieht sich die via sepulcralis, die Gräberstraße, auf die Hochfläche hinauf. Es ist ein tief eingeschnittener, etwa 20 Fuß breiter Hohlweg, in dessen Seitenwänden sich große, weit ausgedehnte Grabkammern öffnen. Alle aber sind ausgeräumt und leer. Die Felsflächen zwischen diesen Höhlungen sind mit kleinen viereckigen Vertiefungen bedeckt, in welchen die marmornen Grabinschriften, die Epitaphien, eingelassen wurden. Auch von diesen ist keine Spur mehr zu sehen. Der Anblick dieser merkwürdigen Straße muß ein eigenthümlich ergreifender gewesen sein, als noch die Gräber unter den pflegenden Händen der einzelnen Familien standen und jedes derselben mit kannellirten Pilastern und einem dreieckigen Giebel geschmückt war.

Durch diese Straße, in welcher noch die alten Wagengeleise zu sehen sind, steigen wir vollends auf die Hochfläche des alten Syrakus hinauf und hier entrollt sich plötzlich der ganze furchtbare Ernst der Weltgeschichte vor unseren Blicken.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein moderner chinesischer Staatsmann.

Als einen solchen kann man, wohl nicht mit Unrecht, den am 23. Februar d. Js. in Petersburg verstorbenen Anson Burlingame bezeichnen, der an der Spitze einer chinesischen Gesandtschaft verschiedene europäische Höfe besuchte. Er war von Geburt ein Amerikaner, aus Neuberlin im Staate New-york, und verbrachte seine Jugendjahre mit Vermessungsarbeiten in den westlichen Gegenden, sowie mit dem Abschluß von Verträgen mit den Indianern an den Außenposten der Civilisation. Später studirte er, wurde Anwalt und nach kurzer Zeit Senator und Mitglied des Repräsentantenhauses für Massachusetts. Lincoln machte ihn zum Gesandten in China und dort faßte er den Entschluß, dieses Volk auf die Höhe der modernen Cultur zu erheben, seine Beziehungen zu den Ausländern auf einen annähernd europäischen Fuß zu setzen und seine Gleichberechtigung im Reigen der andern civilisirten Nationen zu erstreben.

Er ging mit Freuden und voller Energie auf das Anerbieten der chinesischen Regierung ein, die ihn unter Verleihung der höchsten chinesischen Würden beauftragte, „er möge zu den mächtigen Nationen der Erde gehen und sie bereden, so an den Chinesen zu handeln, wie sie selbst von den Chinesen behandelt zu sein wünschten." Nachdem er seine Stellung als amerikanischer Gesandter, die er über sechs Jahre innegehabt, aufgegeben, rüstete er sich, seine Mission zu erfüllen. Mit welchem Eifer er dies that, beweist zur Genüge der Umstand, daß er in nicht vollen zwei Jahren, denn der erste amerikanisch-chinesische Vertrag wurde am 28. Juli 1868 unterzeichnet, Verträge zwischen China einerseits und Nordamerika, Frankreich, England und Preußen andererseits glücklich zu Wege brachte. Seine Aufgabe war es, die alten Verträge zwischen China und den fremden Mächten zu revidiren und die vielen und complicirten Fragen, welche aus den alten Verträgen entsprangen, den jetzigen Verhältnissen und Ansprüchen gemäß zu ordnen. Die Grundlage aller von ihm abgeschlossenen Verträge bilden die Bestimmungen der Uebereinkunft, die er zuerst mit seinem Geburtslande, den Vereinigten Staaten, traf. Sie sind so naiv und ursprünglich, daß sie am besten beweisen, wie nothwendig für China eine Vereinbarung mit dem Auslande war. Das chinesische Volk, dessen Entwicklung noch trotz seiner unleugbar geistigen und industriellen Befähigung auf so niederer Stufe steht, daß es sich von den andern contrahirenden Parteien die allerselbstverständlichsten Rechte feierlich stipuliren ließ, wurde in der That erst durch diese Verträge, wie man mit Recht gesagt hat, zum Genuß und Bewußtsein seiner natürlichsten internationalen Rechte erhoben.

Die wesentlichsten Bestimmungen des amerikanischen Vertrags, dem alle folgenden Verträge nachgebildet sind, lassen sich etwa so zusammenfassen: 1) Die Angehörigen fremder Länder dürfen in chinesischen Landen oder Häfen, die ihnen zum Zwecke des Domicils oder Handels geöffnet sind, nicht auf eigene Hand Krieg führen. Wer aber vom andern kriegerisch angegriffen wird, darf sich seiner Haut wehren. 2) Was mit Bezug auf Handel und Verkehr nicht ausdrücklich stipulirt worden ist, bleibt der freien Entscheidung der chinesischen Regierung überlassen. 3) Der Kaiser von China hat das Recht, Consuln in den Vereinigten Staaten zu halten, welche dieselben Begünstigungen genießen sollen, wie die der europäischen Großmächte. 4) Chinesen besitzen in den Vereinigten Staaten und Amerikaner in China, volle Religionsfreiheit und ihre Bethäuser und Begräbnißplätze dürfen nicht entweiht werden. 5) Jeder darf auswandern, wer Lust hat, aber kein Chinese wider seinen Willen von seiner Heimath fortgeschleppt werden. 6) Man sichert einander gegenseitig beim Aufenthalte auf Reisen u. s. w. die Rechte der am meisten Begünstigten zu. 7) Dem Kaiser von China steht es frei, ob er in seinem Lande Telegraphen und Eisenbahnen errichten lassen will oder nicht und niemand darf ihm dergleichen befehlen; entschließt er sich aber dazu und erbittet er sich zu solchem Zwecke Ingenieure aus Amerika, so werden ihm dieselben geliefert und richtet er ähnliche Gesuche an sonst eine Macht, so werden die Vereinigten Staaten ihn darin unterstützen.

Das Große von Burlingame's Bestrebungen liegt offenbar darin, daß er die Chinesen mehr als irgend ein anderer, aus ihrer jahrhundertelangen Stagnation und Abgeschlossenheit herausdrängte, daß er sie erst in die gebildete Staaten- und Völkerfamilie einführte und zwischen dem Orient und Occident eine Wechselseitigkeit herzustellen bemüht war, deren Resultate allen Betheiligten nur ersprießlich sein können.

Mitten in seiner Thätigkeit und im kräftigsten Mannesalter riß ihn der Eishauch des russischen Nordens dahin. Man kann von ihm mit Recht sagen, daß er ein Weltbürger und seine Sendung eine kosmopolitische war. Hoffentlich werden seine Leistungen auch nach seinem Tode von Dauer sein und gute Früchte tragen. Seine Leiche soll einbalsamirt und demnächst über Berlin nach Amerika gebracht werden.

Miscellen.

(Neugriechische Civilisation.) Einen characteristischen Beitrag zur Werthschätzung der neugriechischen Civilisation liefert folgende, von der „A. Allg. Ztg." mitgetheilte Erzählung eines soeben von Athen zurückgekehrten Reisenden, der dort während der vielbesprochenen Räuberaffaire verweilte. Es war die Zeit des griechischen Osterfestes, welches man, etwa wie die Weinlese oder Neujahrsnacht in manchen Gegenden Deutschlands, durch allgemeines Schießen in allen Straßen der Stadt feiert, nur mit der kleinen Modification, daß, um den Knall zu verstärken, durchgängig scharf geladen wird. So kam es denn, daß, als unser Gewährsmann in größerer Gesellschaft die Akropolis bestieg, sie, im Parthenon angekommen, durch ein seltsames Pfeifen in nächster Nähe überrascht wurden, welches sich durch das beständige Absplittern der Säulen bald als das von Kugeln auswies, welche die Nachkommen des Perikles und Phidias zum Amusement von der Stadt aus auf das Meisterwerk des Iktinus abfeuerten. Ob sich damit auch die Absicht, die Fremden zu liebkosen, verband, war natürlich nicht festzustellen. Wenig empfänglich für solche Aufmerksamkeiten flüchteten sich dieselben vom Parthenon ins Erechtheion, doch vergebens, denn auch dort wurden sie bald durch diese unschuldigen Spitzkugel-Unterhaltungen vertrieben, deren bleierne Liebesboten große Stücke von jenem Meisterwerke hellenischer Baukunst wegrissen, welches seit zweitausend Jahren die Bewunderung der civilisirten Welt fesselt. Ob die Neugriechen zu derselben zu rechnen, das mag das Maß der Achtung vor der Kunst, welche sich in diesem vollkommen ungestraften Vorgange ausspricht, am besten beweisen. Eine andere Frage ist es aber, ob aus solchen Dingen nicht den europäischen Mächten die Verpflichtung erwachse, einen Staat endlich einmal unter Curatel zu nehmen und Zustände in ihm herzustellen, welche die höchsten Blüthen der Kunst weniger bedrohen, als es jetzt unter den angeblichen Nachkommen jenes Volks der Fall, dessen Cultur unser Aller Lehrmeisterin nicht nur war, sondern auch heute noch ist.

* Räthsel.

Mein Kind, dein Kleidchen ist's mit e,
Doch bleibe stets in meiner Näh',
Denn kommst dem Wagen Du zu nah',
Dann wirst Du's sicherlich mit a.

Auflösung der Charade in Nr. 65.

Haarbeutel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 68. Speyer, Donnerstag, den 9. Juni 1870.

* Liebesboten.

Singt, Vöglein, einen herzlichen Gruß
Meiner Liebsten in der Ferne,
Haucht, holde Lüftlein, einen Kuß;
Wie küßt' ich selber ihn gerne.

Die Liebe hält euch in ihrem Sold,
Ihr Boten leicht und flüchtig.
Ihr grüßt und küßt und liebt für sie
Und macht sie nicht eifersüchtig.

Doch kommt, ihr lustigen Boten wohl,
Die fröhliche, selige Stunde,
Wo wonnig Aug' in Auge ruht,
Mein Mund an ihrem Munde.

Dann grüß' ich selber die Grüße mein,
Und meine Küsse küss' ich.
Ihr lieben Vögel und Lüftlein all,
Dann seid ihr überflüssig. 8.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Sich selbst beschwichtigend, richtete Uhde seine Aufmerksamkeit wieder der Bühne zu. Mit seinem gebildeten Urtheil, das die Erfahrung geübt, hatte er bald „Künstler" der ordinärsten Sorte erkannt, die ihre Rollen aber glücklicherweise bis jetzt noch richtig, wie oft gestrafte Schulkinder, gut auswendig gelernt hersagten.

„Wenn nun auch," dachte Uhde, „der papierne Geist zum Todtlachen ist, nur sonst keine grobe Tactlosigkeiten vorfallen und der Dänenprinz vor Allem kein Zerrbild der Muse wäre, dann, ja dann —" hier unterbrach der schrille Klingelton zur zweiten Scene des Alten Gedankengespräch. Die Terrasse wurde ganz sichtbarlich hinweggeräumt und der Hof erschien „im Staatszimmer des Schlosses."

Es war nicht mehr so recht hell in dem hochgewölbten Saal; die Abendschatten huschten schon an den Wänden hin und suchten in der Wölbung eine Stätte, aber durch die geöffneten Bogenfenster winkten noch die sonnenbeglänzten Baumwipfel des Hügellandes herüber.

Dies eigenthümliche Helldunkel war indeß wie geschaffen für die zweifelhafte Pracht der Majestäten und zwischen all dem verblichenen Glanz der Garderobestücke hob sich die dunkle Gestalt des Hamlet ernst und einfach ab.

„Wenn er nur nicht mit der Zunge anstößt oder gedenhafte Bewegungen macht," fürchtete Uhde. „Seine Gestalt ist hoch und schlank; die Züge lassen sich in diesem Zwielicht nicht mehr so recht erkennen mit meinen alten Augen, darauf kömmts aber beim Schauspieler ja auch wenig an, die Züge kann er sich nach Herzenslust zurecht modeln."

„Doch nun, mein Vetter Hamlet und mein Sohn —" unterbrach jetzt der König des Alten Simuliren.

„Mehr als befreundet, weniger als Freund," antwortete Hamlet befangen und leise.

Uhde sah empor.

„Wie, hängen stets noch Wolken über Euch?" frug wiederum der König.

Hamlet: „Nicht doch, mein Fürst, ich habe zu viel Sonne!"

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Uhde nach der Bühne — er lauschte.

Und wie diese Stimme dann mit ergreifendem Ausdruck der Königin sagte:

„Was über allen Schein trag ich in mir,
All Dies ist nur des Kummers Kleid und Zier,"

da fuhr der alte Uhde lautlos, mit hastigem Griff nach seinem Herzen, als habe ein tödtliches Geschoß ihn dorthin getroffen.

„Es kann nicht sein — nicht sein!" rang es sich dann kaum hörbar über seine Lippen, „und doch, und doch, wo habe ich dieses melodische Organ einmal gehört, wie lange ist das her?" Wieder lauschte er mit angehaltenem Athem.

Die augenscheinliche Befangenheit des jungen Schauspielers, der den Hamlet gab, war bald überwunden, als er, allein, in den verzweifelten Schmerzensruf ausbricht:

O, schmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging und löst in einen Thau sich auf! — —"

Uhde rang nach Luft.

„O, Herr des Himmels!" murmelte er in sich hinein — „das ist mein Sohn, so wahr ich lebe! Der Klang seiner Stimme hat mich bis ins Herz

getroffen. Mein Sohn — ein Künstler — verkommen — unter einer herumziehenden Bande — spielt den Bauern seinen Hamlet vor und welchen Hamlet — ein Genie, das sich mit Füßen treten läßt! Oder ein Künstlerfürst incognito!" Wie höhnisch zuckten des Alten Lippen dabei.

„Oder willst Du hier in der Heimath Deinen alten Vater überraschen — ihm trotzen?" Hoch richtete er seine zusammengesunkene Gestalt empor.

„Warte nur, Bursche, Du sollst einen strengen Kunstrichter in mir finden — Auge um Auge, Zahn um Zahn! — Hier sitze ich und will Dein Talent erproben — ich sterbe ja nicht an der Schmach, die ich an Dir erleben werde; schleppe ja meines Vaters Fluch mit mir herum, der mir des einzigen Kindes Undank prophezeite und ich lebe noch!"

Und wie es auch in des Alten Seele wettern und stürmen mochte, unbeweglich, einem Steinbild gleich, saß er da; sein bleiches, gefurchtes Gesicht schaute mit feinem, prüfendem Kritikerausdruck darein, während das Drama seinen Verlauf nahm.

„Unser Hamlet hier ist ein bedeutender Künstler," sagte Uhde nach dem zweiten Act trocken und dumpf zum Nachbar, der ihm wieder eine Prise anbot. Der kann selbst mit Stühlen seine Rolle ergreifend durchführen."

Der Mann sah ihn groß an; er verstand ihn nicht.

In Uhde's starren Augen ging etwas wie leuchtender Vaterstolz auf, dann schloß er wieder den erlöschenden Blick. „Ein herrliches Talent und verkommen — voller Hohn und Trotz — will seinen alten Vater zum Narren halten — armer Junge!" hauchte er, ganz verwirrt vor innerer, übergroßer Erregung vor sich hin, dann saß er wieder starr und regungslos, ganz Ohr, da.

Tiefe Dämmerung war eingebrochen. Man zündet im Saal während des Zwischenactes die große Glaskrone an und längs den Säulen und Wänden die messingenen Armleuchter. Auch hinter dem Vorhang machte man irgend welche Beleuchtungsanstalten; wie hüpfende Irrlichter schwankte es kommend und verschwindend an der rothen Fläche hin.

Während des Zwischenactes verharrte das Publikum in einer unnatürlichen Stille; es befand sich in der sonderbarsten Stimmung und verarbeitete gewaltige, kaum verstandene Eindrücke. Der Geist der großen Dichtung, der von den Lippen Hamlets floß, alle Mängel der Gesammtdarstellung hier genial bemeisternd, pochte, Einlaß fordernd, gebieterisch an die dumpfen Köpfe. In unbefangenem Genuß nahmen die rohen Gemüther etwas Wunderbares in sich auf; mit packender Gewalt trat der Genius unter sie hin, durch die Macht der Darstellung und wenn er auch nur halb verstanden hindurch geschritten war, wenn auch der Eindruck längst erloschen wie der sprühende Schein des Meteors in der kühlen Erde, etwas von seinem Glanz ist ewig, bleibt zurück in den Menschen als Erinnerung, die das Herz erhebt, so lange es schlägt.

Agnes saß neben ihrer Mutter, Beide still in sich gefaßt, wie vor einem großen Ereigniß.

Die gefalteten Hände im Schooß, das holde Gesicht voll rührender Erwartung zu dem verblichenen Vorhang erhoben, harrte ruhig das Mädchen, bis er wieder erscheine, dessen Stimme ihr ins Herz geklungen, der sie in eine neue Welt versetzte. Ob er es war, der Fremde? Nun mußte es sich ja zeigen, in der Lampenhelle, vorher im trüben Dämmerlichte kamen ihr noch leise Zweifel.

Frau Wette betrachtete sie scheu von der Seite, sie wagte nicht, ihre Tochter anzureden, sie beim Namen zu nennen. Im Voraus überzeugt, daß der Unbekannte zu den Schauspielern gehöre und sie sich in der Person nicht täusche, hatte auch sie die Stimme des Fremden erkannt, seine Züge mußten sich ihr nun bald auch in der Helle verrathen.

Theils von dem unwiderstehlichen Drang des spannendsten Interesses hierhergetrieben, das ihr der Retter ihres Kindes abgerungen, theils von der Ueberzeugung geleitet, daß statt der himmlisch mächtig emporstrebenden Liebe zu dem Fremden, die das Herz ihrer Tochter zu fesseln begann, sie derselbe fanatische Abscheu davon befreien werde, den in jedem Menschen ein verkommener Comödiant aufbringen müsse und der ihr selbst zur andern Natur geworden war, machte sie nun plötzlich die Erfahrung, daß ein solcher „Gaukler" doch ganz gewaltig zu rühren verstände.

So hatte sie sich ja ein Theater auch gar nicht gedacht: Taschenspielerkunst, auf dem Hahnenbalken gehen und die Eiertänze der wandernden Zigeuner, die sie gesehen, vertraten bis dahin in ihrem Kopfe die Comödie.

Wie anders und erhebend erschien ihr dagegen plötzlich das, was sie hier sah und hörte und ein großer Mißgriff war von ihr begangen worden, das wurde ihr klar, so oft sie den begeisterten Ausdruck in dem Antlitz ihrer Tochter flüchtig gewahrte.

Der dritte Act hatte begonnen und auf das Stichwort des Polonius trat Hamlet auf.

Das Licht fiel grell und unbehindert auf die feinmarkirten Züge seines bleichen Gesichts und brach sich in dem träumerisch, halb erhobenen Blick, der, fernab mit den Gedanken, in geistigen Regionen zu weilen schien.

Der alte Uhde drängte einen Schrei zurück.

„Er ist's," — nickte er in dumpfem Schmerze vor sich hin, seine Hände rangen sich krampfhaft in einander in verhaltenem Weh.

Mutter und Tochter wechselten einen einzigen, beredten Blick: „Er ist's!"

Frau Wette schaute mit umflortem Auge rathlos, Agnes voll strahlenden Entzückens nach ihm hin: Er war's!

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage," sprach Hamlet in bedeckten Tönen traumhaft in das Leere und mit jedem Worte entwickelte er weiter in dem Monolog sein ergreifendes Talent, eine der schwierigsten Aufgaben lösend, die ein Künstler im dramatischen Fache sich zu stellen vermag.

Durchdacht und vergeistigt, spielte er seine Rolle weiter; während er mit seinem Genie die Mängel der übrigen Darstellung verdeckte, das Ganze talentvoll lenkte und veredelte, ging von ihm fast allein auch das Verständniß aus.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. **Eugen Jäger.**

Syrakus.

(Fortsetzung.)

Diese weite Fläche, welche früher mit Tausenden von Häusern bedeckt war, auf welcher Hunderttausende von Menschen, Generationen auf Generationen lebten und thätig waren, auf welcher ungeheuere Reichthümer und Schätze sich sammelten und genossen wurden, wo ein hochstrebendes politisches und Handels-Leben sich entfaltete, Jahrhunderte hindurch mächtige Wellen schlug und Sicilien und das Mittelmeer in seine Kreise zog — sie ist jetzt eine weite, kahle Steinwüste, und die Stille des Grabes hat sich über sie gelagert. Die letzten Reste der Häuser, die einst hier standen, sind fast spurlos verschwunden, und nur die Wagengeleise, die hier oben in vielfachen Kreuzungen in den harten Stein geschliffen sind, lassen uns die Größe und Bedeutung der Stadt noch von ferne her ahnen.

Hie und da erkennen wir noch viereckige Plätze, auf welchen einst Häuser erbaut waren. Wo ist all das ungeheuere Material hingeschwunden, das hier zusammen gefügt war, um Menschenwohnungen zu bilden und das Wachsthum der Stadt zu begründen! Hier stand einst die größte Stadt des griechischen Alterthumes; aber die Wuth der Feinde hat Alles zu Trümmerhaufen zusammengeworfen; der Zahn der Zeit hat unaufhörlich weiter gearbeitet, die Festungswerke und die Hafenbauten des heutigen Syrakus haben viel davon verschlungen, und ganze Schiffsladungen sind in die Städte an der Ostküste gewandert, um dort als bereits zugerichtetes Baumaterial Verwendung zu finden. Nur äußerst selten entdeckt man noch da oder dort einzelne Bausteine oder eine Anhäufung von Trümmern. Außer wenig zerstreut liegenden Bauernhöfen, die von ihren mageren Aeckern und Viehweiden umgeben sind, unterbricht Nichts die feierliche Stille und den ernsten Anblick dieser weiten Todtenfläche. In unaustilgbaren, unvergänglichen Zügen hat hier die Geschichte das Schicksal des so hochbegabten, hochstrebenden griechischen Volkes eingegraben.

Um zum höchsten Theile der Stadt, zu den Festungswerken von Epipolis zu gelangen, folgen wir der südlichen Wasserleitung, welche diese Hochfläche einst mit Wasser versorgte. Zwei solche Aquädukte sind hier angelegt; sie treten bei Epipolis ein und trennen sich dann in der Weise, daß der nördliche Arm durch die Tyche geht, und sich in der Achradina nach Süden wendet. Er soll es sein, der als Arethusaquelle auf der Ortygia wieder zum Vorschein kommt. Der südliche Arm aber zieht sich durch die Neustadt, wo er hinter dem Theater beim Nymphäum über die Felsen stürzt und eine Mühle treibt. Er erstreckt sich fast in gerader Linie über die Hochfläche, ist aber auf dem größten Theile seines Laufes mit Steinplatten bedeckt. Besonders merkwürdig ist die letzte Strecke gegen das Theater hin. Man erblickt hier das Wasser in dem engen, kaum einen Schritt breiten Graben etwa 40 Fuß tief unter sich und staunt über die mühsame Arbeit, mit welcher man diesen Kanal so tief in den Felsen hinein gesenkt hat. Freilich ließen die Griechen eben so gut wie die Römer alle diese schwierigen und mühseligen Arbeiten durch Sklaven verrichten, und an dem Geiste der Sklaverei mußte auch ihre Civilisation zu Grunde gehen.

Längs dieser alten Wasserleitung führt der Weg nach Epipolis und verbindet dabei gleichzeitig einige Bauernhöfe, Campagnen genannt, mit einander. Nach langer Wanderung gelangt man an die letzte Latomie, in welche Dionys einst den Dichter Philoxenus hatte einsperren lassen, weil er die Verse des Tyrannen nicht lobenswürdig gefunden hatte. Gegenwärtig ist sie eine zwischen die Felswände eingesenkte Cactuswildniß. Von hier geht der Weg steil den Hügel Buffaloro hinauf, und schon von ferne blicken uns die Trümmerreste der Festung Euryalus entgegen.

Wir nähern uns der Stelle, wo die beiden Langseiten des Dreiecks, welches die Hochfläche bildet, spitz zusammen laufen. Der südliche Rand der Fläche steigt etwas empor, und war durch aufgesetztes Mauerwerk fast uneinnehmbar gemacht.

Obwohl diese Mauern furchtbar verwüstet sind, und man die meisten Steine hinweggenommen hat, um die heutigen Festungswerke zu bauen, so sind doch noch gewaltig imponirende Reste vorhanden. In griechischer Weise sind die mächtigen Quadern ohne Mörtel übereinander gefügt, und an einer Stelle kann man noch deutlich wahrnehmen daß hier einst ein stark befestigtes Thor aus der Neustadt herauf führte.

Weiterhin, wo das Dreieck noch spitziger wird, trennt sich plötzlich von dieser äußeren Mauer eine zweite und durchschneidet quer die ganze Fläche. Offenbar hat hier eine förmliche Citadelle gestanden, welche ihre Fronten nach allen Richtungen hin hatte, und sowohl gegen die Stadt, als nach außen hin ihre Kräfte entfalten konnte. Wir befinden uns im Innern des Forts Euryalus, das auf der höchsten Höhe der Epipolis stand. Gegen Westen war dasselbe durch ein mächtiges Gebäude abgeschlossen und noch stehen von demselben vier gewaltige Mauermassen fest zusammengefügt. Zwischen ihnen führten Gänge vom Innern der Festung auf die Höhe, und man kann deren Spuren noch erkennen. Hier genießt man eine herrliche Aussicht über die weite Landschaft, die in ernsten großen Zügen vor uns liegt, über die Trümmerfläche, durch die wir her gewandert sind, über das ferne Meer, das aus dem Wasser auftauchende Syrakus und die vielbuchtige Küste. Bei klarem

Weiter wird auch der Aetna sichtbar, und ehrfurchtgebietend ragt das schneebedeckte Haupt dieses Bergriesen gen Himmel. Landeinwärts erblickt man sogleich hinter diesen Befestigungen die Dörfchen Mongibellest und Belvedere, auf getrennten Höhen liegend.

(Schluß folgt.)

Ein Enkel Lord Byron's.*)

Von Max Schlesinger.

Es war im Juni 1857, an einem Samstage, das weiß ich genau, obwohl ich mich des Datums weiter nicht besinnen kann. Wir saßen in einem der großen Clubs von Pall Mall zu London, woselbst wir eben ein bescheidenes Gabelfrühstück in einer Flasche Bordeaux ersäuften. Wir, d. h. unser zwei, ein alter Freund, seines Standes englischer Major, und meine Wenigkeit.

„Sind Sie für den Nachmittag frei?" fragte mich der Major. „So weit ein verheiratheter Mensch mit drei hungrigen Kindern es sein kann, bin ich's" — erwiderte ich. „Zudem ist's Samstag und ich sehe wahrlich nicht ein, weßhalb ich nicht früh Feierabend machen soll, wie Gevatter Schneider und Schlosser."

„Das ist gut von Ihnen," sagte der Freund. „Wollen Sie Ihre Freiheit benutzen, um mit mir eine kleine Themsefahrt zu machen? Stromab, nicht weiter als bis Greenwich, nicht einmal ganz so weit."

Und als ich fragend zu ihm aufblickte, fuhr er fort: „Sie sind ein Verehrer Lord Byron's, sind mit mehreren Mitgliedern seiner Familie befreundet. Ich will Ihnen ein Stück aus seinem Nachlaß zeigen, ein höchst merkwürdiges, wenn auch sehr trauriges. Es wird Sie interessiren. Wollen Sie?"

„Auf der Stelle," erwiderte ich. „Kellner, die Rechnung!" Bei Hungerford-Bridge bestiegen wir einen der vielen Flußdampfer, die nach Greenwich und noch weiter stromabwärts bis Woolwich fahren. Das Schiff war ziemlich voll, wir setzten uns ganz nach vorn, um die frische Brise, die von Osten kam, in vollen Zügen zu genießen. Rund um uns plauderten die Leute, die Männer rauchten, die Frauen und Kinder aßen Erdbeeren. Am Schornstein spielte ein wandernder Musikant God save the Queen auf einer Glasharmonika, betriebsame Händler boten Hutschnüre gegen den Wind, Cigarrenzünder, spanische Haselnüsse und die neuesten Wochenblätter zum Verkaufe aus.

So fuhren wir schnell durch die Pfeiler der vielen Brücken hindurch, die den Fluß überspannen, vorbei an Somersethouse und den vielen Barken, die langsam mit der Fluth heraufschwammen, vorbei am Temple und den zahllosen Magazinen der City. Wir hatten London-Bridge und den Tower längst hinter uns, Passagiere der mannigfaltigsten Gattung und Gestaltung waren an den verschiedenen Flußstationen aus- und eingestiegen, mein Freund aber hatte noch keine Silbe gesprochen. Er schien tief in Gedanken versunken und um ihn nicht zu stören, sprang ich ihm nach, d. h. versenkte mich in meine eigenen.

Bei der letzten Station vor Greenwich angekommen — wir mochten ein Stündchen lang gefahren sein — fühlte ich einen sanften Druck am Arme. Der Major war aufgestanden. Das Boot legte an, wir stiegen ans Land und standen auf der Isle of dogs, zu deutsch der Hundeinsel.

Das ist ein angeschwemmtes, durch den Themsestrom und künstliche Dockcanäle in eine Insel umgeformtes, niedrig gelegenes, ungesundes Stück Land, das Niemand heimsucht, der nicht muß. Rings herum am Ufer liegen Schiffswerfte, in denen eiserne Handels- und Kriegsschiffe für alle Staaten der Welt gebaut werden, hohe Schlote speien schwarzen Rauch aus, schwere Hämmer besorgen die Musik, sonst kein Vogel und kein Baum auf dem ganzen unwirthlichen Eilande, dafür Tausende rauchgeschwärzter Arbeiter, eine Menge niedriger Arbeiterhäuser, eine Kirche und zahllose Kneipen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kölnische Zeitung.

Miscellen.

(Planetenerscheinungen im Monat Juni.) Saturn kommt den 16. mit der Sonne in Opposition; in dieser Stellung ist er der Erde am nächsten, bleibt die ganze Nacht hindurch sichtbar und eignet sich gut zu Beobachtungen. Sein Aufgang erfolgt in Südost Abends gegen neun Uhr und seine Culmination nach Mitternacht in einer Höhe von etwa 8 Grad. Venus ist als Morgenstern am östlichen Himmel zu suchen, wo sie gegen $2^1/_2$ Uhr erscheint. Sie durchläuft das Sternbild des Widders, entfernt sich von der Erde und ist etwas mehr als zur Hälfte beleuchtet. Merkur wird Ende des Monats als Morgenstern sichtbar werden, da er seinen größten westlichen Abstand von der Sonne den 24. erreicht. Man findet ihn vor Aufgang der Sonne links von der bekannten Sterngruppe der Hyaden im Kopfe des Stiers. In dieser Gegend des Himmels erscheinen zu Ende des Monats auch Mars und Jupiter, letzterer links vom ersterem. Da Mars sich schneller vorwärts bewegt, so holt er den Jupiter ein und steht den 27. etwa eine Vollmondsbreite über ihm. (Schw. Merkur.)

Die „Salzburger Ztg." berichtet unterm 8. Mai: Der Untersberg hat schon wieder ein Opfer gefordert; ein hiesiger Botaniker büßte am Dienstag in der Rossitenschlucht sein Leben ein. Der pensionirte Militärunterarzt J. Kurz, ein Mann von 73 Jahren, stieg am letzten Dienstag auf den Untersberg um zu botanisiren. Da er nicht rechtzeitig zurückkehrte, machte sich vorgestern der Bergführer Klemsche auf den Weg, um ihn zu suchen und fand dessen Leiche in der Rossitenschlucht, unterhalb der unteren Rossitenalpe an einer gegen den Rossitenbach abfallenden Felsenwand zwischen einem Baume und dem Felsen querliegend hängen. Der Unglückliche hatte noch Hut und Rock abgelegt, wahrscheinlich um auf dem Abhange vorzuklettern und Pflanzen zu holen und war etwa mit einem rollenden Stein in die Tiefe gestürzt, wo er zwischen Himmel und Erde hängen blieb. Vermuthlich ist der greise Botaniker schon zerschmettert und todt an der Stelle, wo er aufgefunden wurde, angelangt.

Aus Amerika wird eine neue Landplage gemeldet, der Kartoffelkäfer Doryphora decem-lineata, dessen Einschleppung man mit amerikanischen Saatkartoffeln fürchtet. Derselbe wurde Anfangs dieses Jahrhunderts in der Nähe der Felsengebirge auf einer wilden Kartoffelart als Schmarotzer entdeckt, ging beim Anbau der cultivirten Kartoffel auf diese über und verbreitet sich seitdem unaufhaltsam gegen Osten. Etwa 1860 überschritt er den Missouri und machte von da jährlich eine Reise von etwa 50 engl. Meilen, so daß man in 10 Jahren sein Erscheinen am atlantischen Ocean erwarten kann. Er tritt in ungeheuren Massen auf. Wahrscheinlich wird er mit der immer zunehmenden Einfuhr von Nahrungsmitteln aus Amerika nach Europa auch noch eines Tages zu uns über den Ocean kommen.

Logogryph.

Es kommt zu Dir allmälig nur,
Erst einzeln, aber bald in Massen,
Und zu verwischen seine Spur,
Mußt Du dem Mimen überlassen.

Doch, zeichnet es Dich allerorten,
So kommst Du endlich zu dem Schluß,
Daß Du es leider selbst geworden,
Jedoch verkürzt um Kopf und Fuß.

Auflösung der Homonyme in Nr. 64:
Zunge.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 69. Speyer, Samstag, den 11. Juni 1870.

* Oh schlinge Deine Arme!

Oh schlinge Deine Arme
Um mich, du traute Maid,
Daß Herz an Herz erwarme
In dieser schlimmen Zeit.

Und schau' mir tief ins Auge,
Geliebte, fort und fort,
Indeß ich Küsse sauge,
Und sprich kein einzig Wort.

Im Himmel steht's geschrieben,
Was unaussprechlich ist,
Wie süß im Arm der Lieben
Sich rings die Welt vergißt.

So Herz an Herz gegeben,
So laß den Tod sich nah'n,
Auf rosigen Wolken schweben
Wir lächelnd himmelan. S.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

XVII.

Das Drama ging zu Ende.

„Der Rest ist Schweigen," hatte der sterbende Hamlet gesprochen.

Der alte Uhde hatte sich stramm gehalten bis dahin, welche Anstrengung es ihm auch gekostet; mit starkem Willen hatte er ausgehalten, nun war es aber mit seinen Kräften gerade auch zu Ende.

Seine Gestalt war in sich zusammengesunken, er konnte kaum mehr athmen in der Schwüle, die ihn fast erstickte, als der Vorhang nun gefallen und die Menschenmasse an ihm vorüber zum Ausgang drängte.

Ihm gellte und dröhnte es in den Ohren, als ob er im Glockenhaus während des Festgeläutes angeschmiedet säße; er wollte sofort mit den andern hinaus und konnte doch nicht, in den Füßen lag es ihm schwer wie Blei, ihn erfaßte eine Angst, daß die Decke des Saales näher und tiefer rückend über ihn zusammenstürzen werde.

Frau Wette hielt lange und fest den Blick auf ihn geheftet. Sie einzig und allein, sie wußte, was ihn quälte und tödten könnte; sie zögerte zu gehen. Sichtlich kämpfte sie mit sich selbst, ob sie den andern folgen, ihn unbeachtet und hülflos in dem schwülen Raume lassen oder ihm beispringen solle in seiner Angst und Noth.

„Mutter, der Onkel Uhde bricht zusammen," rief da Agnes. Ihre Stimme klang hohl durch den entleerten Saal und im Nu war sie an seiner Seite und fing den Sinkenden in ihren Armen auf.

Hier war Gefahr im Verzug. Frau Wette fand ihre alte Entschlossenheit gleich wieder, wo es zu handeln galt. Eilig riß sie ein paar Fenster auf, daß frische Luft den Kranken erquicke und während sie den Kopf wandte, stürzte eine schlanke Männergestalt im Hamletcostüm aus dem Bühnenraum her zu dem Ohnmächtigen; einen Moment lang starrte er ihm mit einem unsagbaren Ausdruck von Schmerz und Zärtlichkeit in das wachsbleiche Gesicht, dann sank er zu seinen Füßen nieder, das Antlitz, von dem heiße Thränen niederflossen, in den Händen bergend.

„Vater!" rang es sich jetzt voller Todesangst aus des jungen Mannes Brust. „Vater! — O Herr des Himmels, ich habe ihn getödtet in meiner eitlen Thorheit — Gott! welch ein Wiedersehen!"

In wildem leidenschaftlichen Schmerze küßte er immer wieder die kalten Hände des alten Mannes und suchte sie in den seinigen zu erwärmen.

Es war als ob die Stimme die Nacht der Ohnmacht zertheile und den Bewußtlosen zu neuem Leben erwecke, er regte sich leise und schlug bald matt die müden Augen auf.

Sein erster Blick fiel auf den Knieenden; mit zuckender Bewegung entzog er ihm seine Hände und dämpfte damit den Freudenruf, der auf des Sohnes Lippen schwebte.

Er wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Tiefergriffen stand Frau Wette ihm zur Seite und Agnes hielt noch immer bewegt und schweigend ihre Arme stützend um ihn geschlungen.

„Vergib mir, mein Vater! O vergib!" flehte der junge Mann, noch immer knieend. — Auf seine Stirn fiel ein heißer Tropfen, der aus Agnes Augen niederperlte.

Allmälich belebten sich die todesstarren Züge des Alten, mühsam richtete er sich auf, den vorwurfsvollen Blick auf den Knieenden gerichtet.

„Benno!“ stammelte er endlich in abgebrochenen Lauten, „nicht hier — führt mich — nach Hause — nicht hier!“

Hastig zeigte er nach der Thür, wo neugierige Menschen lauschten, durch die der Tannenwirth sich geschäftigt drängte und von weitem schon bedauernd seine Dienste anbot.

„Nicht hier — fort“ — wiederholte aber der Alte nur immer. Es war, als ob die Scheu vor fremden Blicken ihm die Kräfte wiedergäbe. Und ob der Sohn auch noch so zärtlich bat, er möge bleiben, zum Gehen sei er ja zu schwach — mit eisernem Willen stand er doch auf den Füßen und versuchte ein paar Schritte, aber er wankte — und stützte sich dann auf den Arm seines Sohnes.

„Nehmt auch meinen Arm,“ sagte Frau Wette kurz, „der Weg wird Euch sonst zu schwer.“

Ueberrascht und groß starrte sie der Alte an; was konnte denn nun heute noch weiter Ueberwältigendes kommen? Willenlos gehorchte er der Frau; unterstützt von Beiden schritt er langsam durch den Saal, an den flüsternden Leuten vorüber. Halb getragen glitt er die Treppen hinab, unten durch die Flur; draußen, im Freien, unter dem sternklaren Nachthimmel, wo die erfrischende Luft ihn umwehte, athmete er tief und erquickt auf. Man rastete eine Weile und als es dann Schritt vor Schritt weiter ging, folgte von ferne eine schlanke Mädchengestalt schüchtern den Dreien nach. Vor des Amtmanns Wohnung endlich mühsam angekommen, rührte Benno mit zuckender Hand den Thürklopfer, dann hörte man schlürfende Schritte durch den Flur und aus der geräuschvoll geöffneten Thür schaute das verbissene Gesicht der Hausfrau, die Lampe in der erhobenen Rechten, neugierig auf die Kommenden.

„Herr Gott, was ist geschehen?“ schrie sie mit gellender Stimme und starrte bald das bleiche Antlitz ihres Bruders, dann seine sonderbare Begleitung an. „Was ist Dir begegnet, Dietrich?“ und halb unschlüssig, ob sie den Draußenstehenden Einlaß gewähren solle, wich und wankte sie nicht von ihrem Posten.

„Ich habe ihn — wiedergefunden, meinen verlorenen Sohn — Schwester — sagt ich's nicht — immer?“ — antwortete kaum hörbar der Alte mit thränenerstickter Stimme.

Ein scharfes höhnisches Lachen drang hinaus. Ueber die Schulter der Frau schaute ein rohes Männergesicht auf die Gruppe draußen.

„Ach so, Frau! der verlorene Sohn ist angekommen, dann rasch Dein gemästet Kalb geschlachtet, einen goldenen Ring her, an seinen Finger zu stecken — und nun — das Prachtgewand kannst Du Dir sparen, wie ich sehe, er hat's schon auf dem Leibe.“

„Ah, nun begreife ich erst!“ rief zornbebend die Frau dazwischen; „nein, diese Unverschämtheit übersteigt alles Maß, Gotthilf! Denkst Du denn, Bruder, daß wir Deinen verlaufenen Buben, den Du uns da mit dem Maskenkram behangen frischweg von der Gauklerbande her ins Haus bringst, etwa einlassen, wohl gar ein Freudenfest seiner glücklichen Wiederkehr wegen veranstalten? Denkst Du —“

„Haltet ein mit Euren Schmähworten!“ unterbrach Benno den Redefluß des bösen Weibes. Auf seiner Stirn schwoll die Zornesader drohend an, siedendheiß schoß ihm das Blut zu Kopfe. „Haltet ein!“ wiederholte er dumpf noch einmal, „seht Ihr nicht, daß Ihr einen Kranken beleidigt, der Eurer Härte jetzt machtlos gegenübersteht und nur nach Einsamkeit und Ruhe verlangt?“

„Aber unter dies schreckliche Dach sollst Du gar nicht, mein armer Vater,“ fuhr er fort und schlang seinen Arm wie schützend um die wankende Gestalt — „auf meinen Armen trag ich Dich davon und —“

„Ihn allein nehmen wir auf in unser Haus,“ sagte da hastig die Amtmännin; „wo sollte er, so krank und elend, denn wohl ein passendes Unterkommen finden?“

„Bei mir soll er es finden,“ antwortete energisch Frau Wette, die bis jetzt mit verächtlichem Staunen eine stumme Zeugin dieser peinlichen Scene gewesen war. „Bei mir sollen Vater und Sohn herzlich willkommen sein; es ist mir eine Freude, dem Retter meines Kindes einen kleinen Gegendienst damit erweisen zu können; ich bitte sehr, ihn nicht zurückweisen zu wollen. Nun kommen Sie, der arme Kranke soll unter der Hartherzigkeit seiner nächsten Verwandten nicht länger hier leiden“ — und mit ihrer Entschiedenheit jede weitere Einrede, von welcher Seite diese auch hätte kommen mögen, abschneidend, zog sie den Arm des Leidenden fester in den ihrigen und wandte der Thür den Rücken, aus der die Amtmännin doch mit etwas verlegener beschämter Miene den langsam Davonschreitenden nachschaute, ehe sie zögernd die Hausthür hinter ihnen schloß.

Agnes hatte, von ferne wartend, dem Vorgange zugeschaut, nur halbe Worte waren bis zu ihr hingedrungen, aber die bestimmte Einladung der Mutter hatte sie froh verstanden; o wie dankbar sie ihr für die unverhoffte Güte war!

Nun flog sie dahin, den Anderen eine gute Weile voraus, ihr Heim zu erreichen, daß sie die Gäste bei offener Thür und mit Licht empfangen könne. Sie hätte ihr kleines hübsches Haus in ein Königsschloß umwandeln mögen, voller Pracht und Herrlichkeit den Kommenden zu Ehren.

(Fortsetzung folgt.)

* Sicilien.

Von Dr. **Eugen Jäger.**

Syrakus.

(Schluß.)

Vor der Festung nach Westen ist ein breiter, tiefer Graben in die Felsen gemeißelt. Auf der Innenseite desselben zieht sich ein Gang hin, der in 12 Ausgängen von ungleicher Höhe in den Graben

sich öffnet. Die Führer erklären sie gewöhnlich als Ausfallöffnungen, und bestimmen die höheren für die Reiter, die kleineren aber für die Fußgänger. In diesem Corridor sind auch eigenthümliche, kleine ringartige Vertiefungen angebracht, angeblich, um Hölzer hindurch zu stecken zum Anbinden der Pferde. Noch sind ferner die Spuren einer Zugbrücke zu sehen mit den Auflagern für die Hölzer. Die dem Corridore gegenüberliegende Seite des Festungsgrabens zeigt tiefe, in den Felsen gearbeitete Räume, welche nach der Meinung der Führer zum Aufbewahren von Proviant gedient haben sollen. Hier finden sich auch Schriftzeichen, deren Enträthselung bisher noch Niemand gelungen ist.

Ein langer unterirdischer Gang führt von hier nach Norden und mündet etwa 10 Minuten von der Festung entfernt an einer Stelle, wo vermuthlich ebenfalls ein Fort stand. Der Ausgang ist wieder doppelt, indem zwei Thüren neben einander stehen. Auch hier wird die höhere als für die Pferde, die niedere für die Fußgänger bestimmt erklärt. Alle diese Bauten und Höhlungen sind unter Vermeidung jeder Gewölbelinie gearbeitet, daher sicher griechischen Ursprungs.

Als die Athener im Jahre 414 v. Chr. unter Nikias Syrakus belagerten, errichteten sie das Fort Labdalon, um von hier aus die Anhöhe der Stadt zu beherrschen und Syrakus durch Angriffsmauern von der ganzen Landseite her einzuschließen. Unter diesem Labdalon wird gewöhnlich das Dörfchen Belvedere verstanden, das von hier aus nach Westen außerhalb der Vertheidigungslinie liegt und seinen Namen der schönen Aussicht verdankt, die man von ihm aus hat. Aber damals war ja die Epipolis noch nicht in dem Maße befestigt; denn erst Dionys ließ diese Festungswerke ausführen, die noch jetzt unser Staunen erregen. Man kann vielleicht annehmen, daß die drei in der Geschichte von Syrakus, besonders während der Belagerung durch Marcellus oft genannten Labdalon, Euryalus und Hexapylon verschiedene von einander getrennte Theile der Befestigungen waren, und jeder ein selbstständiges Fort bildete. Der ältere Dionys war es besonders, welcher diese großartige Befestigungen erbaute, und von der nördlichen Mauer der Epipolis, deren ungeheuere Trümmer noch übrig sind, wird erzählt, daß sie von 60,000 Arbeitern in 20 Tagen erbaut worden sei.

Eine sehr bedeutende Rolle spielte der Euryalus bei der letzten Belagerung durch die Römer. Marcellus hatte klugerweise seine Angriffe von der Nordseite her unternommen, um dadurch sein Heer besser gegen die Krankheiten zu schützen, welche unter den Puniern und Athenern in ihren Lagern im Anapusthal stets so furchtbar gehaust hatten. Schon dachte der römische Feldherr im dritten Jahre der Belagerung an seinen Abzug, als es ihm endlich gelang, während des Festes der Diana den schlecht bewachten Thurm Galleagra in der nördlichen Mauer der Tyche zu ersteigen. Kühn drangen seine Soldaten auf der mächtigen, nur schwach mit Streitern besetzten Stadtmauer vor, und überwältigten die Wachen, die sie unterwegs fanden. So gelangten sie zu dem starken Fort Hexapylon und drangen in dasselbe ein. Tyche, Neapolis und Epipolis waren so in der Gewalt des Marcellus, und er schlug sein Lager in der unbewohnten Gegend zwischen Neapolis und Tyche auf. Dadurch war aber sein Heer in eine sehr unsichere Lage gekommen; denn von der einen Seite her drohten die Mauern der Achradina, und der Euryalus, auf der Höhe der Epipolis gelegen, war ebenfalls im Besitze der Griechen. Aber der Commandant Philodemus übergab ihm diese als uneinnehmbar geltende Festung, und nach kurzer Anstrengung gelang es auch, der übrigen Stadttheile sich zu bemächtigen.

Ein Spanier, Namens Mericus, für Marcellus gewonnen, öffnete ein Thor auf der Insel Ortygia, und während die Römer dort eindrangen, und die Besatzung der Achradina den Bedrängten zu Hilfe eilte, fiel auch dieser Stadttheil mit leichter Mühe durch die Verräther in die Hand der Römer. Damit war Siciliens Schicksal besiegelt, und wenn auch der Räuber Verres nur einer der wenigen Beamten war, welche ihre Aussaugungen so offen betrieben, so ist doch sein Verfahren die höchste Aeußerung des gegen Sicilien eingehaltenen Systems. Das Land wurde ausgesogen, im großen Stile durch Sklaven bebaut, und die weiten Weizenländereien der römischen Großen legten den ersten Grund zu den geschlossenen Gütercomplexen, an welchen die Insel heute noch leidet. Die Sklavenkriege vollendeten den Ruin Siciliens, und als die weltbeherrschende Roma endlich zu Boden geschmettert wurde, war die herrliche Insel nur noch eine verwelkte Blume.

Ein Enkel Lord Byron's.

Von Max Schlesinger.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1857 war auf diesem Eilande ein merkwürdig Stück angefangener Menschenarbeit zu sehen, der Great-Eastern damals noch Leviathan genannt, wurde dort gebaut. Im November sollte er vom Stapel laufen und im Juni war seine aus Eisenplatten gebildete Schale schon so weit vorgerückt, daß sie meilenweit zu schauen war und sämmtliche Riesendampfer, die den Strom bevölkern, als elende Zwerglein erscheinen ließ. Da jedoch bis zum Stapellauf im November noch viel Arbeit zu verrichten war, mußten sich die auf, an und in ihm beschäftigten Arbeiter bequemen, auch an Samstagen erst um 4 Uhr Feierabend zu machen. Vier Uhr schlug es eben, als wir ans Land stiegen, und eine große Glocke im Innern des Kolosses läutete die Sonntagsruhe ein, die Sonne aber, die bisher hell geschienen hatte, verkroch sich hinter einer breiten, schwarzen Wolke; es fing heftig zu regnen an.

Durch einen Dachvorsprung gedeckt, sahen mein Freund und ich zu, wie der Leviathan seine Arbeiter ausspie. Es waren ihrer viele Hunderte, vielleicht Tausend, die, gleich Bienen aus dem Korbe, ins Freie drängten. Die Einen kletterten vermittels schwanker Leitern herab, Andere schwangen sich an Seilen in die Tiefe, wieder Andere kamen aus den untersten Luken herauf ans Tageslicht gekrochen, alle aber versammelten sich, in Gruppen getheilt, auf dem freien Platze vor uns, woselbst ihnen die Wochenlöhne ausgezahlt wurden. Der Regen floß in Strömen.

Und eben als ich meinen Begleiter fragen wollte, ob die

bewußte Byron'sche Relique, um deren willen wir den weiten Weg gekommen waren, etwa im Innersten des Leviathan versteckt oder sonst wo auf der Hunde-Insel vergraben sei, faßte er meine Hand, drückte sie scharf und flüsterte leise: „Schauen Sie gerade vor Sich hin, ein wenig nach rechts, noch mehr nach rechts, dort wo die zweite Arbeitergruppe steht. Haben Sie sie? Ja! Gut! Nun sehen Sie noch mehr nach rechts. Da stehen unter den Hintersten drei Arbeiter von den übrigen getrennt. Der eine hat einen Sack über den Kopf geworfen, von wegen des Regens, der andere hat die Jacke über die Schulter geschlagen, der dritte steht barhäuptig und hält die Hände in den Hosentaschen. Haben Sie sie? Ja! Gut! Nun, dieser Arbeiter mit der Jacke — jetzt stopft er sich die Pfeife — den Sie hier im Regen stehen sehen und der wie die anderen wartet, um seinen Wochenlohn — ich glaube 27 Shillinge — zu bekommen, das ist der älteste Sohn Ada's der einzigen Tochter Lord Byron's, das ist Viscount Ockham, der nach seines Vaters Tode als Earl of Lovelace die Pairie mit allem, was daran und darum ist, kriegt. Bleiben Sie, ich bitte, ruhig vor mir stehen, wo Sie sind, ich will nicht, daß er mich jetzt sehe."

Die Warnung kam zu spät. Der Mann mit der Jacke auf der Schulter hatte bei einer zufälligen Wendung uns beide erblickt und kam schlendrigen Schrittes, wie er Matrosen auf festem Lande eigen ist, langsam auf uns zu. Der Major trat ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

Die Beiden schüttelten sich die Hände, worauf ich dem Enkel Byron's und er mir in aller Form vorgestellt wurde.

Viscount Ockham — da ich ihn nach geschehener Vorstellung bei seinem Titel nennen muß — war sichtbar verlegen über den unerwarteten Besuch; wiegte sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine, steckte beide Hände in die Hosentaschen, stieß aus seiner kurzen Thonpfeife starke Dampfwolken aus und stellte an meinen Begleiter abgerissene Fragen nach dem Befinden seiner beiden Geschwister, der damals noch am Leben befindlichen Großmutter und anderer Verwandten. Mir ward dabei recht unbehaglich zu Muthe, und da ich annehmen durfte, daß meine Anwesenheit störend oder doch von Ueberfluß sei, benutzte ich die erste, zwischen Frage und Antwort eingetretene Pause, um mich zum Weggehen anzuschicken.

„Sie Beide," — sagte ich, in den Regen hinaustretend — „haben wahrscheinlich mancherlei Wichtiges mit einander zu plaudern, mich aber gelüstet nach einem Schlucke gemeinen Bieres. Gestatten Sie mir daher einen kurzen Ausflug nach der Kneipe, die schräg über dem Weg liegt. Dort können Sie mich abholen, wenn — —"

„No such thing, ist nicht von Nöthen" — unterbrach mich der Viscount — „wir haben keine Geheimnisse, und das Bier da drüben ist unterm Hund. Wenn Sie aber Beide zusammen zum „Mohrenkopf," rechts an der zweiten Straßenecke, gehen und dort auf mich warten wollten, würde ich nachkommen. Inzwischen hol' ich meinen Wochenlohn und mach' mich sauber."

„Abgemacht," — sagte der Major. Wir Beide richteten unsere Schritte gegen den Mohrenkopf, der Andere ging, um seinen Wochenlohn zu holen und sich sauber zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bei dem jüngsten Wolkenbruch in Nagy-Bun (Ungarn) gingen nach einem Bericht des dortigen evangelischen Geistlichen 165 Menschen, meist Mütter und Kinder, zu Grunde; die Männer waren größtentheils auf dem Felde abwesend. Wohngebäude wurden 64, Wirthschaftsgebäude 77 zerstört. An Viehstücken gingen zu Grunde 6 Zugochsen, 38 Kühe, 5 Pferde, 70 Kälber und Füllen, 108 Schweine, Ziegen &c. An Lebensmittel wurden fortgeschwemmt 12,567 Siebenbürger Viertel Weizen, Mehl, Bohnen u. s. w., außerdem vieles Haus- und Wirthschaftsgeräthe, Schweinställe u. s. w.

Aus Großgerau, 3. Juni, wird gemeldet: Gestern Abend um 9 Uhr 28 Minuten wurden wir durch einen unmittelbar sich wiederholenden Erdstoß erschreckt, der von einer heftigen Erschütterung begleitet war. Die Richtung der Bewegung schien von Westen nach Osten zu sein. Von Andern wurde unmittelbar ein dumpfes Rollen gehört. Der Stoß war der stärkste von allen, welche seit December verspürt worden sind.

Konstantinopel, 7. Juni. Folgende Einzelheiten werden über die schreckliche Feuersbrunst gemeldet, von welcher Pera am 5. d. Mts. heimgesucht wurde: Das ganze Viertel, welches von reichen Armeniern bewohnt wurde, ist gleichfalls ein Raub der Flammen geworden. Dieses Viertel war zur Zeit, als das Feuer ausbrach, beinahe ganz menschenleer, da die Armenier den zehnten Jahrestag ihrer Verfassung mit einem großartigen Landausfluge feierten. Es konnte daher auch nicht das Geringste gerettet werden. Auch das von der italienischen Arbeitercolonie bewohnte Quartier brannte gänzlich nieder. Am meisten jedoch wurde die hohe englische und armenische Gesellschaft von dem Unglücke getroffen. Es ist unmöglich, genau die Zahl der Todten zu bestimmen. Jeden Augenblick werden solche unter den Trümmern hervorgezogen. Bis jetzt wurden bereits 150 Leichen aufgefunden. Militärcordons schließen die Passage an mehreren Ort ab, da dieselbe durch drohende Mauereinstürze gefährdet ist. Mehrere Personen wurden bereits auf diese Weise getödtet. Das französische Hospital, welches von den Flammen an der Rückseite ergriffen wurde, ist durch den Commandanten und die Bemannung eines Dampfers der Messagerie Imperiale gerettet worden. Die Regierung läßt Zelte errichten und allen Jenen, die es verlangen, Lebensmittel verabreichen. Im Hotel der englischen Botschaft wurden schon eine Stunde vor Annäherung des Feuers Vorsichtsmaßregeln ergriffen; Spritzen waren aufgestellt, Matrosen auf das Dach postirt, die eisernen Fensterläden geschlossen, doch blieb Alles vergeblich. Mehrere Menschen wurden schwer verletzt. Der Gesandte Sir Elliot war, ohne Rücksicht auf das eigene Hab und Gut, beschäftigt, das Botschaftshotel zu retten. Seine Habseligkeiten wurden vollständig vernichtet. Lady Elliot verließ, beinahe erstickt, mit knapper Noth das Palais. Die Archive und alle Documente der Kanzleien sind gerettet. Das Journal „Levant Herald" konnte mit Mühe erscheinen; die „Turquie" und der „Courrier de l'Orient" konnten wegen Arbeitermangels nicht erscheinen. Die Mehrzahl ihrer Arbeiter verloren Hab und Gut. Das Hospital und die Gebäude der Deutschen Wohlthätigkeitsgesellschaft sind vollständig zerstört. Die Kranken wurden durch den Muth einiger deutschen Herren, von welchen zwei an ihren Verwundungen starben, gerettet. Die armenische Kirche „zur unbefleckten Empfängniß" wurde stark beschädigt, doch ist der von der Kaiserin Eugenie ihr im verflossenen Jahre geschenkte Gobelin gerettet worden. Es hat sich ein Comite gebildet zur raschen Hilfeleistung. Große Summen wurden bereits gezeichnet. Die Gesandten aller Nationen haben an ihre Nationalen Unterstützungen vertheilt. Nachdem „Levant Herald" welcher diese Mittheilung von der Polizei erhält, beträgt die Zahl der zerstörten Häuser 7000.

Das „Dresdn. Journ." erzählt: Von dem Dichter Seume, der bereits vor 60 Jahren starb, ist noch eine Nichte am Leben, eine Greisin von 70 Jahren. Sie ist eine einfache, in einem kleinen baufälligen Hause (in Poserna, dem Geburtsorte Seume's?) mit ihrem 78jährigen Ehemann, einem Veteranen von 1813, still dahinlebende und von ihrer Hände Arbeit sich ernährende Dorfbewohnerin; sie geht immer noch ziemlich rüstig nach der Stadt zu Markte, wo sie ihre Waare aus dem Gärtchen verkauft, aber selten mehr als ein paar Groschen dafür löst. Bei alledem hat sie sich aber denselben offenen, ehrlichen Charakter und dieselbe humane Gesinnung und Unverzagtheit, wie sie ihrem berühmten Oheim eigen waren, zu bewahren gewußt. Die Erben des Dichters, dessen bekannte Werke 6 Bände umfassen, erhielten (in Folge der gerichtlichen Ausrufung eines verschollenen Bruders) erst einige 20 Jahre nach dem Tode desselben ein für alle Mal zusammen circa 30 Thaler.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 70. Speyer, Dienstag, den 14. Juni 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

XVIII.

In Frau Wette's traulicher Fremdenstube, deren Fensterläden halb zugezogen waren, so daß die Sonnenstrahlen, sanft gedämpft durch die blüthenweißen Vorhänge, auf den blankgescheuerten Dielen des Bodens spielten, lag der Onkel Uhde seit dem gestrigen Abende im weichen Daunenbette.

Schwach und erschöpft, wie er sich fühlte, hatte er all die sorgliche Güte, mit der die Hausfrau ihn umgeben, schweigend mit einem matten Dankeslächeln auf den bleichen Lippen sich gefallen lassen, mit einer eben so stillen, freundlichen Miene nahm er die zärtliche Pflege seines Sohnes an, aber sein ganzes Wesen schien geknickt in diesem wortlosen Schmerz und ängstigte des jungen Mannes Seele, und dennoch wagte er nicht, den Kranken anzureden.

Benno hatte eine schlimme Nacht durchwacht an seinem Bette, die wilden Fieberphantasien, die den unruhig Schlummernden gequält, peinigten und beängstigten den Sohn in gleichem Maße und hatten ihre Spuren auf seinem bleichen Gesichte hinterlassen.

Benno hielt den müden Kopf in die Hand gestützt, tief in Gedanken verloren, überhörte er das leise Oeffnen der Thür und bemerkte erst Frau Wette, die auf leisen Sohlen hereingeschlichen kam, als sie leicht mit der Hand seine Schulter berührte.

Er nickte ihr mit schwermüthiger Freundlichkeit zu, als sie ihm einen guten Morgen winkte, und ihn dann mit einer Handbewegung einlud, ein kleines Frühstück zu genießen, das sie auf der Platte auf das Fenstertischchen niederstellte.

„Wie gehts?“ flüsterte sie dann, an das Bett des Kranken tretend, ihn theilnahmsvoll betrachtend.

„Er schläft ja prächtig“, meinte sie erfreut aufschauend.

„Seit Kurzem erst“, bestätigte Benno leise, indem er der Frau den Willen that und ein paar Bissen genoß. „O, wenn der Schlaf nur etwas anhaltend wäre, der Arzt hoffte ja so sehr darauf, als er eben da war und den Zustand meines armen Vaters sehr beunruhigend fand. Eine ganze Welt von Vorwürfen liegt mir auf dem Herzen“, flüsterte er dann beängstigt auf- und niederwandelnd, „mir schwebt jetzt nur das Schlimmste vor und ich, ich habe das Alles verschuldet!“

Es war als ob er durch den plötzlichen Ausbruch seines Schmerzes, den Schlaf des Kranken gestört habe; dieser regte sich, schlug dann nach einer Weile hell die Augen auf und sah suchend umher. Mit den Augen winkte er dann den Sohn zu sich heran, mit einer bittenden, rührenden Geberde streckte er matt seine Hand der Frau entgegen.

„Nun kann ich sterben, Martha“, hauchte er leise, als sie seine fiebernden Hände freundlich in die ihrigen schloß.

„Noch nicht, Vater, o noch nicht!“ rief da in überströmendem Gefühl der Sohn, „denn jetzt erst wird das Leben schön für Dich! Sieh alle, alle Sorgen will ich von dir nehmen.“

„Auch meine Zweifel an Dir könntest Du mir nehmen?“ flüsterte voll bitteren Schmerzes der alte, kranke Mann.

„Ich hoffe es, mein Vater, wenn Du stark und kräftig genug sein wirst, mich anzuhören, jetzt aber ruhe wieder.“

„Du könntest, Benno?“ frug mit krankhafter Ungeduld der alte Uhde, „und wolltest mich noch länger mit dieser tödtenden Ungewißheit martern? Erzähle, Alles, Alles muß ich von Dir wissen.“

Benno sah zögernd Frau Wette an, sie winkte hastig, zustimmend. „Durch Widerspruch verschlimmert sich die Aufregung und Reizbarkeit des Kranken ja nur mehr“, dachte sie; „Nachgeben ist hier das Richtige.“

Leise ließ sie des Alten Hände auf das Bett niedergleiten und wollte sich entfernen, aber des Kranken bittender Blick hielt sie wieder zurück; schweigend setzte sie sich nieder, während Benno sagte:

„Als ich Dich damals in meinem wilden Knabenübermuthe verließ, mein Vater, ahnte ich freilich nicht, welchen Zeiten der bittersten Noth und

Entbehrungen ich entgegenginge. Du weißt vielleicht aus Erfahrung, wie es einem Bühnenanfänger ergeht, der nichts sein eigen nennen kann, als Begeisterung für die Kunst und die Hoffnung auf sein noch schlummerndes Talent, dessen leises Dämmern ihn indeß nicht ruhen läßt, weiter und weiter zu streben, alle Hindernisse zu besiegen durch eigenes Schaffen und Ringen."

Der alte Uhde, ganz in den Anblick seines Sohnes, seiner verkörperten Vergangenheit verloren, nickte still vor sich hin.

„Wie oft und oft zog es mich wie mit unwiderstehlicher Gewalt heimwärts, an Deinem treuen Vaterherzen mir Vergebung zu erflehen und Deine Zustimmung zu einem Berufe, der mir nun einmal in Fleisch und Blut übergegangen ist; aber hatte ich Dir nicht in meinem Scheidebriefe gesagt, nur dann erst würdest Du mich wiedersehen, wenn ich etwas erreicht und erhobenen Hauptes ehrenvoll vor Dir erscheinen könne? Mußte ich damals nicht Tag für Tag ums liebe Brod arbeiten und kämpfen, mit kleinen Rollen in den entferntesten Bühnenwinkeln vegetirend, kaum aus Gnade und Barmherzigkeit, bei spärlicher Gage, von einem mitleidigen Director beschäftigt, wie hätte ich da vor Dich mit Ehren hintreten können? Nein, erst mußte etwas errungen sein."

„War das etwa Dein Ziel, hier in der Dorfschenke mit einer kleinen Wandertruppe zusammen Deinen Hamlet zu spielen? unterbrach niedergeschlagen der Vater.

„Meinen Hamlet", lächelte Benno, „ahnst Du nicht, was mich dazu trieb — o wie hat mein eigenmächtiges Handeln Dein Mißtrauen wach gerufen, Vater", seufzte er dann beklommen, „ich habe es auch verdient!"

„Doch höre weiter; Mit den spärlichsten Mitteln gelang es mir endlich nach Hamburg zu kommen und durch ein mir bis dahin unbekanntes Glück wurde ich am dortigen Stadttheater für kleine Rollen engagirt, nachdem der Director mir nach der ersten Probe ganz erfreut und überrascht gesagt, daß ich großes Talent habe und es nur sorgfältig zu pflegen brauche, um einst ein tüchtiger Schauspieler zu werden.

„Von da an hoben sich Muth und Selbstvertrauen immer höher in mir; ich spielte mit Lust und Feuer, meine kleinen Rollen wurden immer beifälliger aufgenommen, man vertraute mir größere an, und ich gewann mir allgemach als jugendlicher Held im tragischen Fache die Gunst des Publicums.

„Damals machte ich die Bekanntschaft eines reichen Amerikaners, der eine Zuneigung für mich faßte und seine Freude an meinem Streben thatsächlich bewies, indem er mir den Vorschlag machte, täglich zwei Stunden sein Vorleser zu werden, was ich annahm und er mit so verschwenderischer Großmuth honorirte, daß ich meinem Wunsche nach sorgfältiger künstlerischer Ausbildung durch Besuch des Conservatoriums nun zu genügen im Stande war.

„Den alten Herrn, dem ich dies Alles zu danken hatte, zog es indeß wieder über das Meer; ich merkte, wie schwer ihm die Trennung von mir wurde, und als er mir dann den Vorschlag machte, ihm in die neue Welt zu folgen, wo mir ein so weites und ergiebiges Feld zur Ausübung und Verwerthung meines Talentes offen stände, entschloß ich mich, ihn zu begleiten, da ohnedies mein Contract in Hamburg abgelaufen war.

„Wieder kämpfte ich vor der Abreise mit meiner Sehnsucht zu Dir, mein Vater, aber nun war ich wirklich ehrgeizig und hochfahrend geworden, wollte Reichthum und Lorbeeren erringen, um sie, in die Heimath wiederkehrend, zu Deinen Füßen niederzulegen. Verwegen in meinem Wagen, dünkten mir die Jahre, die vielleicht dazwischen lägen, wie ein paar flüchtige Augenblicke; daß der Kummer um den verschollenen Sohn Dich bis dahin weggerafft haben könne, trübte mir nicht die feste Hoffnung. Mich trieb es rastlos fort, ein Ziel zu erreichen. Wir gingen über's Meer und das erträumte Glück kam mir wirklich in der neuen Welt gleich entgegen, an einem Orte, wo der bedeutende Einfluß meines edlen Gönners in jeder Art mir vom größten Nutzen wurde.

„Gleich nach der ersten Probe meines Talentes erhielt ich ein vortheilhaftes Engagement an einer der ersten deutschen Bühnen New-Yorks, für das tragische Heldenfach. Ich verpflichtete mich auf ein Jahr und während dieser Zeit erwarb ich mir die Gunst des Publikums in so erfreulicher Weise, daß mir der Unternehmer nach Ablauf meines Contracts meine Gage verdoppelte, wie zweimonatliche Reisezeit im Jahr zu Gastspielen offerirte, die mir goldene Früchte eintrugen, Väterchen!

„Ich konnte meinem edlen Beschützer Ehre machen", fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „der Name Sernau, den ich mir statt des meinigen, damals bei meiner Flucht schon gegeben hatte, fand den besten Klang."

(Fortsetzung folgt.)

⊕ Die deutsche Sprache im Elsaß und Lothringen.

Fremdling auf eigenem Grund und Boden, auf heimathlicher Erde zu sein — dies bittere Loos ist keiner andern der europäischen Sprachen in gleichem Maß zu Theil geworden, wie unserer lieben Muttersprache. Sehen wir z. B. die französische Sprache an, die ja auch außerhalb der belle France ansäßig ist; in Belgien ist sie die Sprache eines großen (nicht des größten) Theils der Bevölkerung, in der Schweiz ist sie die Sprache des Westens und Südwestens. Aber der Unterschied zwischen ihr und der deutschen Sprache springt alsbald in die Augen; sie ist in jenen Gebieten

nicht als Fremde behandelt, nicht geduldet, nicht auf den Aussterbeetat gesetzt, sondern vollberechtigt und in Belgien sogar herrschend. Ein drittes Gebiet, Savoyen, hat Frankreich bekanntlich seit einem Decennium sammt einem Stück italienischer Zunge an sich genommen. Dagegen unsere deutsche Sprache, die so biegsam, daß sie jede Form annimmt, welche der menschliche Geist zu den mannigfaltigsten Zwecken geistigen Fortschritts braucht und die nur der altgriechischen Sprache nachsteht (um mit dem Angloamerikaner Theodor Parker zu reden), muß an mehr als einem Ende das Brod der Fremde im eigenen Hause essen. Denken wir an zwei stamm- und sprachverwandte Gebiete, deren Schicksal auch in den letzten Jahren wieder die Aufmerksamkeit erregte und unsere deutschen Gemüther schon noch etwas mehr in Anspruch nehmen dürfte. Ich meine die Deutschen in Siebenbürgen und in den baltischen Provinzen. Daß auf beiden Gebieten die deutsche Sprache sich in der zu Anfang bezeichneten Lage befindet, weiß Jeder, der die Zeitgeschichte kennt. Ein anderes Gebiet, Schleswig, ist ähnlichem Schicksal mit Mühe entronnen. Vollkommen aber paßt jene Bezeichnung auch auf die zwei in der Ueberschrift genannten Länder.

Die Sprachgrenze im Elsaß ist leicht zu ziehen. Im Norden, wo das Gebirge mehr auseinander tritt und sich ausdehnt, tritt die deutsche Sprache in das Lothringische hinüber und bildet einen starken Streifen, der bald breiter, bald schmäler, aber ununterbrochen an der elsässischen, längs der pfälzischen, rheinpreußischen bis zur luxemburgischen Grenze fortläuft. In der Mitte des Elsaß, wo der alte Vogesus steiler anwächst zu einer geschlossenen Gebirgsreihe, scheidet er scharf wie zwischen Elsaß und Lothringen, so zwischen deutscher und französischer Sprache; der westliche Abhang ist „wälsch". Im Süden und Südwesten verliert sich das Wasgaugebirge in Ausläufern und bildet keine natürliche Grenze mehr; dem entsprechend ist auch dort die Sprachgrenze eine mehr fließende. Während sich in der Freigrafschaft, in Mömpelgard und Umgebung, die deutsche Sprache erhalten hat — wozu freilich auch frühere landesherrliche Verhältnisse beitrugen —, tritt die französische Sprache bei Belfort ins Elsaß herein. So ist der alte Wasgau seiner ganzen Länge nach wesentlich bestimmend für die Sprachgrenze.

Deutschlothringen bildet kein geographisch so geschlossenes Ganze wie Elsaß und ist um so weniger bei der Departementaleintheilung berücksichtigt worden, da sich im deutschen Theile keine größere Stadt als Mittelpunkt befindet. Das westlichste Departement, das der Maas, ist ganz französisch. Im Departement des Vosges (Epinal) ist nur der nordöstliche Winkel, der Kanton Schirmeck, früher deutsch gewesen; es finden sich noch andere deutsche Ortsnamen, z. B. Barembach, Rothau, Natzweiler, Hurbach, Burgbruch (Bourgbruche), Leussingen (Leussange). Die deutsche Sprache ist fast gänzlich verschwunden. Im Meurthe-Departement (Hauptort Nancy oder Nanzig) sind die beiden Arrondissements Chateau-Salins (Salzburg) und Saarburg guten Theils deutsch und auch sonst einige geringe deutsche Reste übrig. Die Städte sind aber ganz französisch. Deßhalb hier nur etwa 70,000 Seelen, welche gar nicht französisch sprechen, und ungefähr ebensoviel, welche dies nur nothdürftig verstehen. Die Städte der deutschen Bezirke sind Saarburg, Finstringen (Fénétrange) mit einem deutsch-französischem kleinen Seminar, Altdorf, Altersweiler (Albreschviller), Walscheid, Pfalzburg (Phalsbourg), St. Quirin; viele andere Ortsnamen, z. B. Fleisheim, Nieder- und Ober-Stinzel, Hilbesheim, Huldenhausen, Schalbach, Mittelbronn, Bühl, Lützelburg, Bourscheidt, Brouderdorf lassen sich nicht französiren trotz aller Versuche; andere wie Blanche-Eglise (Weißkirchen), Dalhain, Sommerwiller, Hudwiller, Besange verrathen den deutschen Ursprung. Im Moseldepartement (Hauptort Metz) ist fast die Hälfte der Bewohner deutsch; das Arrondissement Saargemünd (Sarreguemines) ganz, Diedenhofen (Thionville) fast ganz, Metz zum kleinern Theil. Nur Briey ist französisch. Metz selbst mit seinen 80,000 Seelen ist französisch, bis auf ein Stadtviertel mit 5—6000 eingebürgerter Deutschen. Jedenfalls übersteigt die deutschsprechende Bevölkerung des Departements 225,000 Seelen und die deutsche Sprachgrenze naht sich auf zwei Seiten bis ungefähr eine Meile den Thoren von Metz. Da, wo beide Sprachen sich berühren, hat sich ein Mischdialect gebildet, der für Franzosen wie Deutsche äußerst schwer verständlich ist. Doch verstehen diese Leute gut französisch. Von den französischen Dialecten Lothringens, die all etwas Rauhes, Gutturales haben, erinnert wohl der Metzer am meisten an das Germanische.

(Fortsetzung folgt.)

Die III. Wanderausstellung des pfälzischen Kunstvereins.

♂ Die Wanderausstellung des pfälzischen Kunstvereins zählt in diesem Jahr ungefähr 70 Oelbilder und Aquarelle. Leider sind manche dieser Bilder keine wirklichen Kunstwerke, manche nur Pinselübungen, einzelne erinnern an Rouleaux-Malerei. Aber auch manche gute treffliche Arbeit findet sich unter den mittelmäßigen. Auf einige derselben wollen wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Wagner-Deines hat uns statt eines Seestrandes, den er sonst so gerne darstellt, „den Halt eines Schiffszuges am Inn" mit der ihm eigenen schönen Naturwahrheit gemalt. Doch will es uns bedünken, als habe er dem Inn mit seinen Ufern etwas zu sehr den Charakter einer Seelandschaft aufgeprägt, an deren Schilderung der Künstler gewöhnt ist. Mit besonderem Vergnügen betrachten wir das Bild von Wilhelm Reinhardt aus München, „Gegend am Lech in Tyrol". Vor zehn Jahren wanderten wir zu Fuß durch jenen Theil der Alpen und vor diesem Bilde wachte augenblicklich die Erinnerung an den einsamen Ernst, an die träumerische Stille jener Landschaft wieder auf, so naturwahr und lebenstreu möchten wir sagen, ist sie geschildert und aufgefaßt.

Ebenso freudig überrascht waren wir über das Bild von H. Find aus Stuttgart, „See und Kastell Dublino im Sarcathal (nicht Sacrathal, wie der Catalog angibt) bei Trient. Wir rechnen es dem Künstler schon hoch an, daß er mit so richtigem Blick gerade den schönsten Punkt jenes überaus schönen Thales für seine Darstellung ausgewählt,

und daß er den Muth gehabt hat, den großartigen Stoff in einem Bilde zu verarbeiten. Wir können zwar nicht sagen, daß Finck den Stoff vollkommen bewältigt habe, aber vieles ist ihm bis zur künstlerischen Vollendung gelungen. Der Blick auf den schimmernden Spiegel des See's, auf das Schloß, das wir gerne einen Roman der Architektur nennen möchten, so einzig schön und poetisch und fast geheimnißvoll ist seine Lage und Bauart, und dann die steilen Felsenwände mit den grellen Lichtreflexen, das Alles ist so naturwahr und so schön, daß wir lange und wiederholt in diese südliche Landschaft hineinsehen mußten, die wohl einen ganz anderen Character hat, als Reinhardt's Lechthal, — aber doch in ihrer Weise eben einen so wahren. Wer einmal von Trient durch das Sarcathal nach Riva am Gardasee gewandert ist, wird unsere Freude an dem Bilde begreifen. Wer jene fast sonderbare Gegend nie sah, wird sich vielleicht nicht sogleich mit dem Bilde befreunden können. Ist ein Romanschreiber unter unsern Lesern, so empfehlen wir ihm „Schloß Dublino" als Titel einer recht spannenden phantasiereichen Erzählung zu nehmen. Bernhard Fries, der mit Vorliebe pfälzische Gegenden für seine Bilder wählt, hat diesmal „eine Aussicht vom Rehberg" auf die Ausstellung gebracht. Das Bild ist vielleicht Manchem nicht fleißig genug ausgeführt, aber die deutliche Fernsicht mit einem wahrhaft überraschenden Reichthum von Hügeln und Thälern, die er in einem Blick zusammengefaßt hat, haben uns doch sehr entzückt. Ein Künstler bleibt er, auch wo er die Technik weniger sorgfältig anwendet. Ganz anderer Art ist ein Bild von Steffan aus München „auf dem Weg nach Rosenlaui, mit dem Wetterhorn". Wer in den Alpen war, dem kommt beim Anblick dieses Bildes gleich die Wanderlust, er möchte den Gebirgspfad aufwärts steigen durch dieses frische duftige Gelände bis zu den schneeigen Gipfeln, die in der Ferne grüßen. Steffan liebt die grasgrüne Farbe etwas zu sehr und das stört im Anfange den Beschauer an seinen Bildern, aber eine naturwahre Stimmung liegt immer in denselben und wohlthuend ist die Aussicht, die er uns auf Berg und Thal öffnet. Und Aussicht und Stimmung sucht man doch im Anblick einer Landschaft, und nicht eine Masse von unzusammengehörigen Bergen, Häusern u. s. w., wie man das auf gar vielen Landschaften jetzt findet, in denen nichts zusammenpaßt und die uns wie gespenstische und verzauberte Gegenden anschauen und unheimlich anmuthen.

Außer den hier genannten Landschaftsbildern sind wohl noch einige andere, die sich Beifall und Freunde erwerben werden. Sicher werden bei jedem Kenner die Aquarelle von Gröber aus Innsbruck die wärmste Anerkennung finden, in denen mehr künstlerischer Sinn und Geist liegt, als in vielen reichfarbigen Oelbildern. Auch einige Bilder aus dem Genrefach wären zu erwähnen, wie das von Epp in München, „der Kaminkehrer kommt", oder vielleicht auch die Kinderschule von Anna Peters in Stuttgart, — u. a., aber die ersten bleiben doch wohl die oben genannten Landschaften. Jedenfalls verdient die Ausstellung, wenn auch manches Bild nicht Anspruch auf den Namen eines Kunstwerkes machen kann, doch um der wirklich guten Bilder willen, sehr fleißig besucht zu werden.

Miscellen.

(Karl A. v. Hügel †.) Am 2. d. M. starb auf der Reise nach Wien zu Brüssel der bekannte Reisende, Gründer der Gartenbau-Gesellschaft, Mitglied der österr. Akademie der Wissenschaften, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Pension, Karl Anselm Freiherr v. Hügel, im 76. Lebensjahre. Der Verstorbene war zu Regensburg im Jahre 1794 geboren, studirte 1811 in Heidelberg die Rechtswissenschaft und trat dann in die österreichische Armee. Im Jahre 1824 trat er aus der Armee und widmete sich in Wien ausschließlich dem Studium der Naturwissenschaften und den Vorbereitungen zu einer großen wissenschaftlichen Reise durch Europa und Ostindien. Im Jahre 1830 trat er die Reise an und traf 1832 in Bombay ein. Die Reise, während deren er den größten Theil von Asien besuchte, dauerte im Ganzen sechs Jahre. Die auf dieser Reise von Hügel angelegten Sammlungen wurden den kaiserlichen Cabinetten und der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien einverleibt, sie zählen unter Anderem im Gebiete der Naturwissenschaften 32,000 Nummern, mehrere hundert Handschriften und 12,000 Notizblätter. Hügel veröffentlichte über seine Reise das Werk: „Kaschmir und das Reich der Sick" (4 Bände. Stuttgart 1840—1842. Hallberger). Der zweite Band der „Denkschriften der Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe" enthielt seine größere Abhandlung: „Das Becken von Kabul" u. s. w.

* Räthsel.

1 2 3 4 5
Ein Säugethier, meist sehr gehegt,
1 2 5 3 4
Hat oft die Leidenschaft erregt;
1 5 4 3 2
Ist eine Insel, fern im Süden,
5 2 3 3 4
Es störet häufig Deinen Frieden.
3 5 2 3 3 4
Wohl jeder Kaufmann hat's gemacht,
1 5 2 3 4 5
Durch Feuer wird's hervorgebracht;
2 3 4
Des Jovis Tochter ist's gewesen,
3 2 5 2
In jedem Frachtbrief ist's zu lesen.
5 2 2
Auf allen Schiffen ist's zu finden,
4 5 5 2 3 2
In alten Büchern steht es hinten.
1 4 3 3 4
Aus Gold, aus Eisen, grob und fein,
5 4 3 3 4 5
Du wirst ihm immer dankbar sein.
1 2 5 2 3
Bezeichnung, üblich nur beim Gold,
1 2 3 2 5 2 1 3
Es tost, wie wenn der Donner rollt;
2 5 2 5 2 3
Ein Berg im alten Testament,
2 2 5
Ein Alpenfluß, den Jeder kennt;
2 5 3
Man sagts von Pflanzen, Steinen, Thieren,
2 1 3
Gar Mancher hebt davon Gebühren.
2 5 4
Ein Maß, mit dem man Flächen mißt,
5 2 3 4
Der Schuldner gerne es vergißt.
2 3 3 2
Aus einem Heine'schen Gedichte,
2 4 5 2
Verschied'ne kennt die Weltgeschichte.
1 2 3 3 4
Ein Mann aus alter deutscher Zeit,
1 2 3 3
Erlitt den Tod durch Grausamkeit.

Auflösung des Räthsels in Nr. 67:
Herzig, harzig.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 71. Speyer, Donnerstag, den 16. Juni 1870.

* Alpenbilder.

I.

Sankt Bartholomä.

Es steht ein Haus am Königssee —
Daß Keiner dran vorübergeh' —
Auf Bartholmä im Grünen traut,
Wo hoch der Watzmann niederschaut,
Drin gute Kost und Herberg fand
Ein edler Schütz aus Bayernland,
Gar mild und klar von Angesicht,
Ein König war's, doch sagt' er's nicht;
So väterlich war sein Gemuthen.
Sie hießen ihn den Max den Guten.

Hier in der Schöpfung grünem Haus
Ruht' er von Königssorgen aus.
Auf stolzen Bergen frei und frank
Er frischen Muth des Lebens trank,
Und seinen hell vergnügten Blick
Belohnte Weidmanns Heil und Glück.
Doch als des schönern Zieles Preis
Glänzt treuer Liebe Edelweiß,
Den Preis hat ihm sein Volk gegeben;
Der Einsatz war sein ganzes Leben.

Zu Bartholmä, auf grünem Rain,
Saß ich im Abenddämmerschein,
Schon taucht der See sich kühl in Nacht
Hoch oben noch die Sonne wacht.
Querüber zu der Gotzenalp
Schaut' ich hinauf in Träumen halb.
Mir war's, als hört ich Hundgebell,
Säh' bei des Keiselbaches Quell,
In froher Waidgesellen Reigen,
Den Königsschützen niedersteigen.

Lang wartet' ich, mein Herz ward schwer,
Der gute Max, er kam nicht mehr,
Er schläft in stiller Vätergruft.
Doch bleibt, solang in Wolkenduft
Auf hohem Thron der Watzmann sitzt,
Des Schrainbachs Silberfaden blitzt,
Tief in der grünen, klaren Fluth
Der alte deutsche Himmel ruht,
Bei Bayerns Volk in Heil und Segen
Der Königsschütze allerwegen.

H. A. Schaufert.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoeler.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann athmete leicht auf, indem er einen Moment sinnend schwieg. Dann fuhr er mit der Hand durch sein glänzendes Haar und nahm wieder auf:

„Jetzt hatte ich etwas errungen, nun kam die alte Sehnsucht nach Dir, mein Vater, und der Heimath und pochte mir an's Herz, nun hielt ich's nicht mehr aus, mich trieb's von hinnen.

„Durfte ich nicht hoffen, jetzt auch im lieben Vaterlande einen ehrenvollen Platz in der Künstlerwelt mir zu erringen? Konnte ich jetzt nicht erhobenen Hauptes vor Dich, Du Theurer, hintreten, Deine Verzeihung mir erflehen? Wie schwer mir auch der Abschied von Sidney, meinem edlen Beschützer, wurde, die Sehnsucht überwog und er begriff und billigte meinen Entschluß, wie sehr ihn auch die Trennung schmerzte. Wie mir das Herz schlug, als mich das Schiff auf hohem Meere wieder heimwärts trug, und dann mein Fuß den deutschen Boden wieder betrat! Die Muttersprache klang mir lieb in dem Ohre, wie es in der Kindheit Tagen die rührenden Melodien der Wiegenlieder gethan hatten, womit mich meine Mutter in Schlaf sang — nun begriff ich nicht, wie ich es so lange draußen in fernem Lande ausgehalten.

„Innerlich froh und stolz, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, auf der hamburger Bühne zu gastiren und meinen Landsleuten die Fortschritte, die ich unterdeß in der Kunst gemacht, einmal vor Augen zu bringen. Die Shakespeareschen Heldengestalten hatte ich mir in Amerika zu meinem Hauptstudium gemacht und darin mir Ruhm erworben; so wählte ich mir denn auch den Hamlet hier einmal wieder zu meiner Rolle.

„Wie ich Glück hatte, Vater, an diesem Abende! Der Beifall berauscht mir jetzt noch den Kopf, als hätte ich jungen Wein getrunken — das war der Willkommgruß des lieben deutschen Vaterlandes, eine köstliche Vorbedeutung — warte nur;

„Gleich am folgenden Morgen nach der Vorstellung erhielt ich den Besuch eines Herrn aus München, der mir über mein Spiel die schmeichel-

haftesten Dinge sagte und mir vorschlug, für mein Rollenfach bei der k. Hofbühne einzutreten.

„Da besann ich mich nicht lange, Vater, wir reisten gleich zusammen nach München, mein Spiel fand dort Gnade — Beifall — was sage ich — kurz — sieh nur her!" Damit zog er ein besiegeltes Schreiben aus seiner Brusttasche und breitete es vor dem Vater auf der Bettdecke aus, wie eine reiche Weihnachtsbescherung. „Das ist meine Bestallung als königlich bayerischer Hofschauspieler, mit allen Vergünstigungen, bis zur altersversorgenden Pension hinauf!" rief der junge Mann mit jubelnder Freude. „Väterchen, nun mußt Du bald gesund und frisch werden und vor Allem Deinem Benno nicht mehr grollen."

Mit unwiderstehlicher Innigkeit umschlang er zärtlich und behutsam seines Vaters Hals und küßte ehrfurchtsvoll die grauen Locken.

Mit verklärten Augen schaute der Alte ihn dann lange zärtlich an. „Jetzt erst wird mir die Ueberraschung im Tannenbaum klar, die Du mir bereitet hast", nickte er still beseligend vor sich hin, „ja, ja, Du kannst den Hamlet auch mit Stühlen spielen, hast Deine Sache brav gemacht, mein Sohn."

„Und habe Dich mit meiner eitlen Thorheit doch so sehr erschreckt, o sei nicht böse, Vater! Doch höre nun weiter:

In München traf ich Deinen alten Freund, den Cellisten Reiner, der noch immer ganz rüstig im Orchester der Hofbühne seinen Bogen streicht. War das ein rührendes Wiedersehen zwischen uns Beiden! Er hatte mich als Knaben ja so oft auf seinen Knieen reiten lassen und mich dann später als verschollen betrauert, mit Dir gelitten, wie er sagte; nun konnte er mir von Dir erzählen. O Gott, nun sah ich erst so recht ein, was ich an Dir verschuldet habe; eine plötzliche Angst ergriff mich da, ob ich Dich noch finden würde, die Jahre meines Fortseins, die mir bis dahin nie lang erschienen waren, dehnten sich mir jetzt zu einer Ewigkeit.

„Reiner sagte mir, daß Du im Frühling immer in Deinen alten Heimathsort gezogen seiest in früheren Jahren. In letzter Zeit habe er nichts mehr von Dir gehört, doch glaube er sicher, daß ich den Vater dort antreffen würde.

„Du hattest mir, als ich ein kleiner Knabe war, immer so viel von Deinem Heimathsort erzählt, von dem prächtigen Wald und den frischgrünen Wiesen dort, daß ich Alles vor mir sah, zum Malen deutlich. Nun freute ich mich innig darauf, die lieben Plätzchen wandernd zu durchstreifen, verließ die Post im nächsten Städtchen von Fliederberg und rastete in der Schenke. Dort im Gastzimmer wimmelte es von den Mitgliedern einer Wandertruppe, die Rath mit einander pflogen, wo sie ihr Zelt aufschlagen sollten.

„Mir schoß da jener tolle Gedanke durch den Kopf, den ich im Tannenbaum dann wirklich zur Ausführung brachte; mit der Zusicherung jeglicher Schadloshaltung und weiteren Versprechungen gelang es mir, den Director für meinen Plan zu gewinnen. „Aus der Umgebung Wust", so hoffte ich, solltest Du, mein Vater, mich als einen Künstler herausfinden, der Dir keine Schande macht.

„Mein Gepäck ließ ich dort zurück, verschrieb mir ein Sammetcostüm und wanderte dann allein durch Wald und Fluren der Heimath hier zu."

Das Blut schoß ihm in die Stirn, er stockte und sah verwirrt die Hausfrau an, die bewegt und doch mit halbem Lächeln auf ihn blickte.

„Darf ich nun weiter berichten?" fragte sie; und erzählte dem alten Uhde dann, wie brav und entschlossen sein Sohn ihr die Tochter und seinem alten Freund Werner den kleinen Liebling aus größter Todesgefahr gerettet habe.

Immer heller glänzte stolze Vaterfreude aus des Alten Augen; von Rührung überwältigt, zog er voll Innigkeit den Sohn ans Herz.

„Wenn ich nur nicht träume", sagte er dann an seine Stirn fassend; „ich wage an so viel Glück in meinem armen Leben gar nicht recht zu glauben."

„Das lernt sich leicht, Väterchen", lächelte Benno, „aber jetzt sollst Du wirklich ruhen und träumen, daß Du wieder Kräfte sammelst. Sieh, so liegst Du prächtig", fuhr er fort, nachdem er ihm die Kissen geglättet, „nun setze ich mich zu Dir und bewache Deinen Schlummer."

„Ich nehme jetzt Ihren Platz hier ein, junger Mann", bestimmte da freundlich Frau Wette; „Sie müssen ein paar gute Stunden ruhen, drüben in meiner stillen Kammer sind Sie ungestört, nun kommen Sie hübsch, ich bringe zugleich dann eine Tasse gute Fleichbrühe für den Vater mit, er wird gestärkt darauf erwachen."

Der alte Uhde winkte bittend gegen Benno — und dieser folgte alsdann still der voranschreitenden Hausfrau in ein gegenüber liegendes trauliches Stübchen, wo sie ihm einen jener bequemen, altmodischen Großvaterstühle zum Ruhen anwies, in dem er beim leisen Ticken der Kukuksuhr bald in festen Schlaf versank.

XIX.

Als Frau Wette nach einer Weile mit der Suppe wieder in das Krankenzimmer trat, fand sie den alten Mann ruhig schlafend und sie wagte nicht, ihn zu stören. Schlaf ist ihm besser als jegliche Kraftbrühe, dachte sie vergnüglich; das Glück hat ihm mit dem wiedergefundenen Sohne Ruhe und langentbehrten Frieden gebracht, mag er gesund erwachen. — Das Gesicht, welchem die tiefe Bewegung der letzten Stunden statt des früheren, starren Ausdrucks etwas Mildes und Weiches angehaucht, auf den Schlafenden gerichtet, saß sie, in wehmüthiges Sinnen versunken und durchlebte in Gedanken noch einmal wieder den sonnigsten Abschnitt ihrer Jugendzeit. Bis Mittag saß sie lautlos dem Bette gegenüber, dann trat leise und schüchtern Agnes ein und löste sie ab.

Voll stiller Scheu, sah das Mädchen sich heimlich im Zimmer um, als sie nun allein war, dann hafteten

auch ihre kindlich schönen Augen auf den Schlafenden! Unwillkürlich formten sich ihr seine sprechenden Züge zu einem jungen, schönen Männerantlitz — war das auch eine Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn!

Stunde um Stunde verrann; der Kranke schlief noch immer erquicklich fort, als der Abend schon leise zu dämmern begann.

Agnes erhob sich geräuschlos und trat an das geöffnete Fenster, unter dem das Gärtchen in seiner sommerlichen Blumenpracht ausgebreitet lag. Der volle Duft des Rosenflors zog in süßen Strömen zu ihr hinauf, thaufunkelnd schimmerten die weißen Nachtviolen durch das Zwielicht und gaben dem fächelnden Luftzug ihren berauschenden Wohlgeruch mit hinauf, wie einen verlockenden Gruß.

Da öffnete sich behutsam die Thür, ein leiser Schritt näherte sich dem Bette; Agnes wandte schüchtern den Kopf, und wie sie dann Benno über seinen Vater gebeugt erkannte, fuhr sie ordentlich zusammen, alles Blut strömte ihr zum Herzen zurück. Jetzt sah er empor, frohe Ueberraschung über das Gesicht gegossen, flüsterte er bewegt:

„O Gott, ich danke Dir, er ist gerettet."

(Schluß folgt.)

⊕ Die deutsche Sprache im Elsaß und Lothringen.

(Fortsetzung.)

Von den nahezu 2 Millionen Einwohnern Lothringens werden zusammen wohl etwa 325,000 deutsch verstehen. Es ist zu verwundern, daß es noch so viele Deutschredende gibt, da sie hier seit Jahrhunderten in der Minderzahl leben und Wind und Wetter gegen sich haben, indem alle Kraft der regierenden und dominirenden Kirche auf Ausrottung des Deutschen gerichtet ist, zudem auch kein religiöser Gegensatz wie im Elsaß besteht. Metz war schon im 15. Jahrhundert französisch; alle seine öffentlichen Akten sind in dieser Sprache abgefaßt. Sind im Elsaß nur kümmerliche Erinnerungen an die deutsche Zeit, so sind solche in Lothringen begreiflicherweise noch weniger zu finden, wenn gleich der lothringische Adel, der schon in alten Tagen Frankreich zugewandt war, theilweise nach der Heimath Herzogs Franz mit Maria Theresia sich an Oesterreich hielt. Seit 1830 haben sich Mitglieder dieses Adels nach Oesterreich gewandt, in dessen Dienst sich auch einige befinden. So sind Ficquelemont, Crenneville, Beaulieu, Mensdorff-Pouilly u. a. Namen lothringischen Ursprungs. Anderseits darf nicht vergessen werden, daß Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, aus Lothringen stammte, von Domremy im Wasgau-Departement zwischen Neuf-Chateau und Vaucouleurs. Sie ist Beweis genug, welch' eine Begeisterung für Frankreich und seinen König sich schon im 15. Jahrhundert in Lothringen fand, und daß das Volk so gut wie kein Bewußtsein hatte von seiner politischen Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reiche. Haben doch auch die Herzoge von Lothringen stets an der Ausrottung der deutschen Sprache gearbeitet. Lothringen ist seit alten Tagen so zu sagen die Wasserscheide der deutschen und französischen Sprache.

Einige Beispiele der Französirung deutscher Ortsnamen. Im Elsaß u. A.: Dannemarie (Dammerkirch). Cernay (Sennheim), Obernay, Niedernay (Ober-Nieder-ehnheim), Vasselonne (Waßlenheim), Sarre-Union (Bockenheim), Petit-Pierre (Lützelstein), Delle (Delsberg), Ribeauvillé (Rappoltsweiler, Geburtsort Phil. Jak. Spener's), Marmontiers St. Maurusmünster), in Lothringen u. A.: Bozonrille (Bausendorf), Boulay (Bolchen), Cattenom (Kattenhofen oder Kettenhofen), Pontpierre (Steinbiedersdorf), Faulquemont (Falkenburg), Morhange (Merchingen). Narbefontaine (Nemmersbrunn), Teterchen (Teterchingen oder Dietrichingen). Alle diese Orte sprechen deutsch und beim Volke gilt nur der deutsche Name. Auch in Sitte, Sprüchwort u. s. w. hat sich noch viel Deutsches erhalten. Noch heutzutage sagt man selbst in den gemischten Bezirken der Meurthe von einem Barfüßigen: Er geht auf deutschem Boden.

Der frühere Unterrichtsminister Duruy wollte die Alleinherrschaft der französischen Sprache dadurch erreichen, daß er sie zur ausschließlichen Schulsprache zu machen suchte, zunächst in Lothringen und dann auch im Elsaß. Diese Maßnahmen haben in Deutsch-Lothringen, besonders im Mosel-Departement zu einem Zusammenstoß geführt, der aber in der Presse nur zum kleinsten Theil, wie die Mallinger Petition, besprochen wurde. Mallingen, ein ganz deutscher Ort unweit Sierck, wenige Stunden von der preußischen Grenze, zählt kaum ein Dutzend Leute, welche etwas französisch verstehen. 1867 versuchte ein Universitätsbeamter, Schulinspector, eine Petition an den Senat, dahin lautend, daß dem Geistlichen befohlen werde, den Religionsunterricht französisch zu geben, indem der übrige Unterricht nur in dieser Sprache ertheilt und dieselbe allein noch von den Erwachsenen verstanden werde. Die Geistlichen würden es sonst dahin bringen, daß bald Eltern und Kinder nicht mehr mit einander reden könnten, trotzdem sich die Lehrer sehr um Verbreitung des Französischen in dieser Gegend verdient machten und ohne Behinderung der Geistlichen die „fremde Sprache" in kurzer Zeit mit Stumpf und Stiel ausrotten würden. Es fand nur in Mallingen Anklang, weil 5 mit dem Pfarrer entzweite Municipalräthe, darunter der Maire, das Schriftstück unterzeichneten, ohne es recht zu verstehen. Im Senat wurde die Mücke zu einem Elephanten aufgeblasen und auf Antrag des Berichterstatters Armand Thierry entschied der Senat zu Gunsten der Petenten. Der eigentliche Zweck derselben, Versetzung des Pfarrers, wurde auf Drängen der Regierung erreicht. Aber sein Nachfolger, Pfarrer Weber, gibt nach wie vor deutschen Religionsunterricht, weil er ihn eben nur so ertheilen kann.

Nicht so glatt ging es ab in Remeringen, einem

Flecken zwischen Puttlingen und Saaralben. Der dortige Lehrer sammt den zwei Lehrschwestern richteten sich getreulich nach den Duruy'schen Aenderungen, gegen den Willen des Ortspfarrers. Als dies etwa zwei Jahre geschehen war, fand sich, daß die in den Vorbereitungsunterricht eintretenden Kinder (vom 11. bis 12. Lebensjahr) nicht deutsch lesen konnten. Der Pfarrer und sein Caplan mußten also zugleich deutschen Lehr- und Schreibunterricht ertheilen. Dafür aber wurden sie in öffentlichen Blättern heftig angegriffen und vom Maire Schang aus den Schulsälen verwiesen. In Ermangelung anderer Lokale mußten sie den Unterricht in der Kirche und in einer Scheune ertheilen, zu welcher aber auch alle anderen Kinder kamen, so daß sich die öffentlichen Schulen leerten. Die ganze Gemeinde sammt ihrem Gemeinderath protestirte bei allen Behörden gegen das Vorgehen des Maires; verschiedene Commissionen und Behörden erschienen, von Gensdarmen umgeben, um die Gemeinde zur Raison zu bringen. Während der ganze Ort, mit Ausnahme zweier Familienväter um Entfernung des Lehrers petitionirten, wurde der Bischof gedrängt, den Pfarrer (desservant) Pira und den Caplan Mohr zu versetzen. Jedoch nur Letzterer wurde nach Remmersbrunn als Pfarrer versetzt und er mußte ordentlich aus Remeringen entweichen, weil ihn die Gemeinde nicht fortlassen wollte. Nach seinem Scheiden aber ging kein einziges Kind mehr zu dem Lehrer Klein in die Schule und die Regierung gab endlich den Vorstellungen der Gemeinde nach, ihn zu versetzen.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Auffindung der in Prag begrabenen Habsburger.

Die herrliche Veitskirche in Prag, die, obwohl nur der Chor eines unvollendeten gothischen Münsters, von den Höhen des Hradschin so stolz und imposant auf die tief unten liegende Moldaustadt mit ihren Thürmen und Palästen blickt, befindet sich seit längerer Zeit in einer gründlichen Restaurirung. Was ihr die Ungunst der Zeiten und die Wuth der Feinde gelassen, das verdarb noch in den letzten Jahrhunderten der übertriebene Eifer jener Zeit, welche Alles mit den barocken Formen des Zopfes überkleiden und die schönsten Wandflächen unter schaler Tünche vergraben wollte.

Die Restaurationsarbeiten, die gegenwärtig mit allem Eifer betrieben werden, führten am 1. Juni zur Auffindung der Ueberreste der drei im Prager Dom begrabenen Habsburger, nämlich zweier Kinder und eines Enkels des deutschen Kaisers Rudolph von Habsburg. Sie waren mit den ebenfalls dort liegenden Przemysliden im Jahre 1374 in den Dom übertragen worden; vergebens hatte Kaiser Franz I. im Jahre 1824 nach den Gräbern derselben suchen lassen.

Ueber die Bestattungsweise dieser Leichen schreibt der böhmische Chronist Venesch von Weitmühl, der die Uebertragung derselben geleitet hatte: „Im Monat December 1374 wurden auf Befehl des Kaisers (Karl IV.) die Körper der alten Fürsten und Könige von Böhmen aus ihren alten Gräbern in den neuen Chor der Prager Kirche übertragen. In der Capelle der Heiligen Simonis und Judä liegt zur linken Hand Gutha, die Königin von Böhmen, Gemahlin des sechsten Königs von Böhmen, Wenzel's des Zweiten — sie war eine Tochter des römischen Königs Rudolph — rechts aber liegen in derselben Capelle zwei Leiber, nämlich gegen Osten Rudolph, Sohn des römischen Königs Albert, erwählter König von Böhmen, der zur Gemahlin genommen hatte Elisabeth, genannt von Grecz, Wittwe von Wenzel dem Zweiten; gegen Westen liegt Rudolph, Herzog von Oesterreich und Schwaben, Bruder der genannten Königin Gutha. In jedes Grab wurde eine Bleiplatte (lamina plumbea) mit den Namen der obgenannten Fürsten gelegt."

Von Rudolph, dem Sohne des römischen Königs Albert, der die Elisabeth, Wittwe Wenzels II., genommen hatte, wird erzählt, er habe, um das Land wieder zu heben, überall, besonders aber an seinem Hofe, große Ersparungen eingeführt, und daher von den erbitterten Höflingen den Beinamen Kral kase (König Mehlbrei) erhalten.

Dienstag, am 1. Juni, Nachmittags wurde dem Domcustos gemeldet, man habe beim Heben der Steinplatten des Fußbodens in der Capelle, welche zwischen dem kleinen südlichen Eingangspförtchen und der Martinitz'schen Capelle gelegen ist (der jetzigen Sylvester-Capelle), zwei Holzkisten entdeckt. Die Kunst- und die archäologische Section des Dombauvereins begaben sich auf Einladung des Vereins-Präsidenten, Grafen Franz Thun, an Ort und Stelle, wo auch schon zwei Domherren des Prager Capitels, der Dombaumeister Krauner und andere Personen anwesend waren. Die Kisten, von ganz morschem Holz, enthielten augenscheinlich Todtenasche mit ganz geringen Knochenresten. Mitten aus dem Moder blinkte eine Krone, ein Scepter, ein Reichsapfel, da lag ein zerbrochenes Schwert; ferner waren da zwei Bleiplatten mit tief eingegrabenen Schriftzügen im Charakter des vierzehnten Säculums. Die eine Tafel trägt die Inschrift: „Rudolphus Austriae et Boemiae dux. filius Rudolphi, regis romanorum" — Die andere Bleiplatte: „Rudolphus Boemiae dux, filius Alberti, regis romanorum dictus cassye." Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich der Anwesenden: die vermißten, vergebens gesuchten Ueberreste der Habsburger waren gefunden!

Der Bericht Venesch's fand hier seine Beglaubigung. Offenbar hatte Venesch die Leiber der Fürsten schon zerstört gefunden, als er sie übertragen ließ, daher er sie nicht in zwei eigentliche Särge, sondern in jene beiden Kisten niederlegte, nebst den von ihm im älteren Grabe gefundenen königlichen Insignien und den Bleiplatten, deren Inschriften er vielleicht mit eigener Hand eingrub. Die Naivetät, den Beinamen Cassye (kase, Mehlbrei) mit einzugraviren, läßt sich nur dadurch erklären, daß dieses Epitheton mittlerweile das Anzügliche verloren hatte und der Historiker Venesch sich verpflichtet hielt, es beizufügen. Die Krone, das Scepter, der Reichsapfel erwiesen sich bei der Prüfung als sehr feines, stark vergoldetes Silber. Die Krone zeigt romanische Formen; ein ziemlich breiter Reif, auf dem breite dreiblätterige Lilien und Kreuzchen sich abwechselnd erheben, die Fläche voll mittelst der Punze eingravirter rankenartig geschweifter Ornamente. Zwei Bügel kreuzen sich darüber (das Futter ist längst vermodert), wo sie zusammentreffen, ist eine Agraffe angebracht, in Form einer Verbindung von Vierpaß und Quadrat (ein Motiv, das nicht in der deutschen, wohl aber in der italienischen, insbesondere in der Florentiner Gothik wohlbekannt ist), darauf in ziemlich starkem Relief eine Verkündigung Mariä, deren Figuren sich schon dem gothischen Style nähern. Das Scepter trägt auf einem schlanken Handgriffe einen Knopf, umgeben von theils aufgerichtetem, theils zurückgebogenem Blattwerk. Der Reichsapfel ist in der Mitte zerlegbar, ganz einfach, ohne Gravirung, gekrönt von einem kleinen Kreuzchen. Die Kostbarkeit des Stoffes ist um so merkwürdiger, als man sich sonst in ähnlichen Fällen mit Insignien von werthlosem Bleche oder gar von Holz zu begnügen pflegte. Das Schwert ist nicht ganz eine Elle lang und hat einen einfachen Kreuzgriff, die Klinge ist in zwei Stücke zerbrochen, Alles dick mit Rost bedeckt. Daneben lag noch ein ganz morsches, mißfärbig gewordenes Stück Seidenzeug, Reste eines Kopfkissens und einer Schwertscheide.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 72. Speyer, Samstag, den 18. Juni 1870.

Auf den Brettern.

Novelle von B. Schoefer.

(Schluß.)

Mit überströmendem Gefühl berührten leise seine Lippen die Hände des Schlafenden, dann war er neben dem Mädchen am offenen Fenster und sah ihr voll und glückselig in das erglühende Antlitz, daß sie in ängstlicher Verwirrung die Augen niedersenkte.

„Ich bin so glücklich, Agnes, er wird leben, mein Vater, ich darf ihn vergessen lehren durch Liebe, was er gelitten — durch mich", sprach er mit leisen, *bedeckten* Tönen.

Sie wagte noch immer nicht ihn anzusehen vor innerer Bewegung, da hob er sanft ihr Köpfchen zu sich empor. „Willst Du mir helfen, dem Theuren das Leid vergessen zu lehren, willst mit mir ziehen in die bunte, schöne Welt, Du liebliche Haiderose?"

Sie zitterte und bebte, aber seine Arme schlangen sich kühn und kräftig um ihren Leib, ihr Haupt ruhte an seiner Schulter.

Beide hielten sich umschlungen und schauten still, in ihr Glück versunken, in die milde Sommernacht hinaus.

Gedämpfte Lichterhelle streifte da leicht über sie hin; Frau Wette war in die Stube getreten und stellte die Schirmlampe geräuschlos auf den Tisch.

Ueberrascht schaute sie auf die jungen Leute, die Arm in Arm dastanden und nun, bei ihrem Anblick ein wenig erschreckt und verwirrt, näher kamen.

„Haben Sie ausgeruht, Herr Benno?" frug Frau Wette leise, „und ist da nicht der Vater auch hell und klar erwacht?" fügte sie hinzu und trat zu dem alten Uhde, der, im Bette aufgerichtet, mit freudigen Augen um sich schaute.

„War das ein köstlicher Schlaf!" sagte sich dehnend, kräftig der Alte; „oh, wie wohl ist mir jetzt, ich bin wie neugeboren". Herzlich streckte er der Frau seine Hände entgegen und winkte dann mit schelmischem Blinzeln die jungen Leuten zu sich heran.

„Genesende haben oft gar wunderliche Träume", meinte er lächelnd, „aber die guten sollen viel Glück bedeuten; wißt ihr, Kinder, von wem mir träumte? Von zwei Liebenden, die nach dem Segen einer Mutter verlangen, und im Behagen des Traumes versprach ich ihr Fürbitter zu sein — war das gewagt, Frau Wette?"

Ueber und über erglühend stand Agnes verwirrt, mit niedergesenkten Wimpern da, aber Benno ergriff ihre kleinen Hände, sah innig bittend ihre Mutter an und wiederholte zuversichtlich: „Ist das gewagt?"

„Gewagt ist's freilich", sagte da ernsthaft Frau Wette, „und vor Kurzem noch hätte ich solch' Wagniß nimmer gebilligt; aber jetzt denke ich anders; in Herzensangelegenheiten soll man sich hüten abwehrend hineinzureden, wenn es gleichzeitig gilt, ein Vorurtheil zu besiegen, was uns das eigene Leben vergällte.

„Ich will es als Gottes Willen betrachten", fuhr sie mit einem milden Blick auf den alten Uhde bewegt fort, „daß unsere Kinder einander angehören sollen, da uns das Leben einst schied; wie wäre sonst Dein Sohn aus weiter, weiter Ferne hierhergekommen, sie dem Tode abzuringen? Er hat dadurch vom Himmel ein Anrecht an ihr Sein wie auf den Dank meines Mutterherzens erhalten; was wir erhofft, den Kindern soll es sich erfüllen, Dietrich! Mögen sie sehen, wie sie zusammen mit dem Leben fertig werden."

Agnes flog aus Bennos Armen an die Brust der Mutter und hielt sie mit Thränen im Auge fest umschlossen; jetzt war ihr das Geheimniß der Beiden klar — ein Leben voller Seelenkämpfe lag hinter ihnen — nun schauten sie verklärt einander an.

„Martha", sagte nach feierlichem Schweigen endlich der Alte, „was ich erstrebte, mein Sohn hat es erreicht und mehr als das; o, möchte es mir ein Zeichen sein, daß meines Vaters Segen von nun an auf mir weile und uns Allen süßen Frieden bringe!"

XX.

Eine Reihe von Jahren sind seit jenem Abende schon dahingezogen, aber der Zeiten Wechsel scheuchten das Glück, den langersehnten, süßen Frieden nicht von des alten Uhde Lebenspfad, der mit all den lieben Gestalten bevölkert ist, die je und je seinem Herzen theuer waren. Wie eitel Sonnenschein liegt es auf seinem schneeweißen Scheitel und darunter schauen seine dunklen Augen noch gar frisch und freudig in die Welt, während er mit jugendlicher Rüstigkeit stramm

einherschreitet, wenn er seinen Enkel, einen schönen, blondlockigen Knaben, stolz an der Hand führt.

Der Onkel Uhde lebt in München bei seinen Kindern, von ihnen auf Händen getragen. Ein eifriger Theaterbesucher, genießt er voll stolzer Vaterfreude die meisten Abende seines Sohnes Triumphe mit, die dieser auf der königlichen Hofbühne feiert.

Frau Wette ist, ungeachtet ihrer Kinder Bitte, ganz in ihrer Mitte zu leben, in ihrem stillen Heimathsort verblieben und will auch ihr Leben dort beschließen, aber schon mehrere Male weilte sie wochenlang bei ihrer glücklichen Tochter und nimmt jedesmal nach dem schweren und zärtlichen Abschiede die frohe Ueberzeugung von dort mit sich nach Hause, daß sie wohl gethan habe, ihr Vorurtheil zu besiegen und Agnes ihrer Herzensneigung folgen zu lassen.

Mit dem alten Uhde steht sie im herzlichsten Verkehr. In einer stillen Stunde hat er ihr alle Kämpfe und Irrfahrten seines früheren Lebens erzählen dürfen, mit Thränen in den Augen hörte sie ihm zu und seitdem ist ihre Freundschaft noch inniger geworden. Als sie jüngst einmal wieder in München war, brachte sie die Todesnachricht der Amtmännin mit und übergab dem alten Uhde ein schwarz gesiegeltes Päckchen mit seiner Adresse, das Beate vor ihrem Ende eigenhändig ihrer einstigen Freundin Martha zur treuen Besorgung übergeben hatte.

Mit bebender Erwartung öffnete Uhde die Umhüllung. Thränen verdunkelten seinen Blick, als ihm die kleine verbrauchte Bibel seines Vaters daraus in die Hände fiel.

Hastig schlug er sie auf und erkannte darin mit einem Ausruf wehmüthiger Freude die zitterigen Schriftzüge von der Hand seines Vaters.

Während die Seinigen mit zärtlicher Sorge an seinem zuckenden Antlitz hingen, las er kaum hörbar vor sich hin:

„Wo Du auch weilen magst, Dietrich, mein geliebter, verlorener Sohn, dies Buch wird Dich dereinst auffinden, Dir meinen Segen zu überbringen, den ich Dir in einer bösen Stunde vorenthalten habe. O, mein Kind, wie oft bereute ich meine Härte in dieser Stunde, wie oft sehnte ich mich seitdem nach Dir — so Vieles wollte ich gut und besser machen für Dich, niemals war mir meine väterliche Liebe klarer als wie jetzt, da ich von dieser Welt scheiden muß. Warum, o warum gabst Du niemals Nachricht von Dir, während der langen, langen Zeit — ich war so einsam — Des Himmels Segen erfleht für Dich, mein Sohn und die Deinen, Dein treuer Vater."

Ganz überwältigt sank der alte Uhde in den Lehnstuhl zurück, das Antlitz mit den Händen bedeckend. Sein kleiner Enkel kletterte beängstigt an ihm hinauf und schmeichelte so lange, bis er durch Thränen lächelnd das Kind an sein Herz zog.

„Und hier ist noch ein Brief, Großvater, soll den die Großmutter öffnen?" fragte neugierig der Knabe.

Der Alte nickte zustimmend, Frau Wette faltete das ungeschickt zusammengelegte Schreiben auseinander. Es enthielt 5000 Thaler in Banknoten und die Worte:

„Bruder!

Auf den Wunsch des seligen Vaters erhältst Du beiliegende Summe noch zu Deinem Erbtheil. Verzeihe Deiner sterbenden Schwester Beate."

⊕ Die deutsche Sprache im Elsaß und Lothringen.

(Fortsetzung.)

Alle diese wie ähnliche Vorfälle brachten in Lothringen große Unruhe und Aufregung in die Gemeinden. Nach langem Berathen und Ueberlegen wurde eine vom April 1869 datirte Petition an den Kaiser, die dann zugleich als Flugschrift verbreitet wurde, entworfen und gedruckt. In wenigen Monaten hatte sie die Unterschrift von beinahe 30,000 Familienvätern und wurde August 1869 an Napoleon III. abgesandt. Wesentlich betheiligt an dieser Agitation waren die Geistlichen, die sich überhaupt in der Sprachenfrage trotz aller Verdächtigungen und Anfeindungen als ebenso treue wie entschiedene Freunde der Volkssache und der Landessprache bewiesen. Die Petition, welche übrigens nach ihrem Ton wie nach ihrem Umfang eigentlich mehr den Namen einer Denkschrift oder polemischen Broschüre verdient, wie sie denn offenbar mit der Absicht verfaßt wurde, durch dieselbe zugleich auf die öffentliche Meinung zu wirken, beschwert sich bei dem Kaiser über das Proscriptionssystem, welches durch das Programm (Schulregulativ) vom 29. März 1865 gegen die deutsche Sprache, „unsere Muttersprache", eingeführt wurde, und bittet, der deutschen Sprache im Unterrichtsplan der lothringischen Schulen dieselbe Stellung einzuräumen, welche sie in den Schulen des Elsasses einnehme, d. i. ihr die Gleichberechtigung mit der „Nationalsprache" (der französischen) anzuweisen. Jenes Programm habe den Unterricht in der deutschen Sprache principiell aus der Schule verwiesen; die deutsche Sprache dürfe nicht mehr ein Unterrichtsgegenstand, sondern nur noch ein provisorisches Unterrichtsmittel sein, um für die erste Zeit des Schulbesuchs den Verkehr zwischen Lehrer und Kindern zu vermitteln. Sobald letztere genügend französisch verstünden, müsse der Unterricht ausschließlich in dieser Sprache ertheilt werden, wie denn auch das Deutschschreiben vollständig aus dem Schulplan ausgeschlossen bleiben müsse.

Die Gründe für diese auf Vertilgung der deutschen Sprache abzielende Maßregel findet man theils in jenem Programm selbst und seinen Erläuterungen, theils in mehreren Präfecturcircularen, am eingehendsten aber in einem anonymen, „Un universitaire" (Mitglied der „Universität", d. h. der oberen Schulbehörde, Schulinspector) unterzeichneten Brief im amtlichen Departementalblatt (Moniteur de la Moselle) vom 13. December 1868. Dieser Brief ist eine Ant-

wart auf eine bei Leroux zu Straßburg 1868 in den zwei Sprachen erschienene Flugschrift: Ueber den deutschen Unterricht in unseren nordöstlichen Departementen. Die Petenten führen von den in diesen verschiedenen Schriftstücken dargelegten Gründen besonders 7 an, die theils aus dem Gesetz, theils aus der Politik und den Gefühlen des Patriotismus, theils aus der Didaktik und sogar aus den Bedürfnissen der Religion und Sittlichkeit hergenommen sind, und widerlegen sie in gründlicher, bisweilen glänzender und schlagender Weise. Wenn man den zweisprachigen Unterricht als der Ausbildung schädlich bezeichne, so berufen sich die Petenten einmal auf das Beispiel des Elsasses, dessen Schulen vortreffliche Leistungen aufwiesen trotz oder vielmehr wegen des gleichzeitigen Unterrichts in beiden Sprachen; denn es sei unläugbar, daß der Unterricht in einer zweiten Sprache neben der Muttersprache das Verständniß beider Sprachen fördere und überhaupt die Denkkraft schärfe (ein Mann, der zwei Sprachen versteht, steht für zwei, habe ein berühmter Mann unserer Tage gesagt), und andererseits erklären sie, daß gerade die Vernachlässigung der Muttersprache ein Haupthinderniß eines gedeihlichen Unterrichtsstandes sei. Für uns besonders interessant sind die politischen Gründe. „In den patriotischen Provinzen des Ostens will man Franzosen, keine Deutschen", heißt es in einem Circular des Präfecten der Mosel vom 25. Nov. 1868. Und der Universitätsmann wendet sich an den Patriotismus der Lothringer, sie sollen Preußen nicht helfen, sich „unsere deutschen Provinzen" anzueignen. Zudem dulde Preußen in seinen Schulen an der Grenze ebenfalls nur einen, den deutschen Unterricht. In der Antwort und Widerlegung betonen die Petenten mit großer Emphase und nicht ohne einige Ruhmredigkeit ihren allezeit bewährten französischen Nationalpatriotismus, selbst in Zeiten, in welchen viele jener Herren, die so elegant französisch sprechen, das schmerzliche und schmachvolle Beispiel der Kleinmüthigkeit und Fahnenflucht gaben. Sie wissen die Ehre zu schätzen, Glieder der großen und ruhmreichen Nation zu sein. Darum möge sich der Herr Universitarier nur über ihren Patriotismus und über dieses „affreux patois" beruhigen, das schlimmer als Unkraut und Dornen, das Verständniß der Kinder abstumpfe und sie verhindere, die französische Grammatik und Ausdrucksweise zu fassen.

(Schluß folgt.)

Ein Enkel Lord Byron's.

Von Max Schlesinger.

(Fortsetzung aus Nro. 69.)

„Nun, Freund, wie gefällt Ihnen dieses Exemplar der Byron'schen Familie? Mein Wort habe ich gehalten Reut Sie die Fahrt? Ist Ihnen die Kopfbildung des jungen Menschen nicht aufgefallen? Was halten Sie von ihm?"

Dies waren die ersten Worte, die der Major, ein Verwandter des Byron'schen Hauses, an mich richtete, nachdem wir an einem Tische des Mohrenkopfes Platz genommen und zwei Gläser leichten Bieres bestellt hatten. Er heftete dabei sein Auge fragend auf mich, und tiefe Wehmuth lag in diesem Blicke.

„Ihr Wort haben Sie gehalten," — erwiderte ich — „und ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mich mit diesem — wie soll ich sagen? — mit diesem Nachlasse des großen Dichters in lebendige Berührung gebracht haben. Aber — —"

„Aber es ist ein trauriger Nachlaß, nicht wahr, das ist's, was Sie sagen wollten?"

„Vorerst blos ein mir unbegreiflicher", erwiderte ich. „Daß der älteste Sohn von Ada und Lord Lovelace sich von den Seinigen fern hält, lange in der Welt herumgeschweift und ein abenteuerliches Leben geführt habe, wußte ich längst. Die Welt erzählt sich darüber so hirnverrückte Geschichten, daß ich jede Frage scheute. Jetzt aber, da Sie mich selbst hierher gebracht und ihm in den Weg geworfen haben — was ist's mit ihm? Was treibt er? Was bewegt ihn, hier um armseligen Wochenlohn zu arbeiten, während er im Ueberfluß leben könnte? Steckt dahinter blos Spleen oder? — —" und ich legte den Zeigefinger an die Stirn.

„Darüber mögen Sie Sich selber ein Urtheil bilden", antwortete der Major. Und nun erzählte er mir im Wesentlichen Folgendes.

„Verrückt, was man im Leben recht eigentlich verrückt nennt und wofür man gelegentlich in eine Irren-Anstalt eingesperrt wird, war der junge Mann nie gewesen, ist es auch heute noch nicht. Daß aber sein ganzes Wesen hart an Irrsinn streift, läßt sich schwer in Abrede stellen. Sie haben ihn ja gesehen, wie er mit geschwärztem Gesichte und schmutzigen Kleidern im Regen dastand, um seine schwerverdienten 27 Shillinge einzukassiren, während er in der feinsten Gesellschaft leben könnte und sein Vater eben Tausende von Pfunden ausgibt, um in seinem Schlosse eine italienische Marmortreppe zu bauen! Ist das gesund? Nennen Sie das normal?"

„Ungewöhnlich ist es auf alle Fälle, aber wie kam er dazu? Ist er von der Familie verstoßen? Oder glaubt er einer höheren Mission zu folgen indem er, den Adel verläugnend, sich ein Handwerk wählte, um von seiner Hände Arbeit zu leben?"

„Nichts von alle dem", erwiderte der Major. „Ich habe früher gleichfalls höhere Motive aus ihm herauswittern wollen, fand aber nur erbärmliche Prosa, Eigensinn, Selbstverwahrlosung, Verstocktheit, die bis zum Unglaublichen geht. Was ist nicht alles versucht worden, ihn der Lebensstellung wiederzugeben, die ihm durch seine Geburt angewiesen ist! Vergebens. In Amerika, auf einer Vergnügungsreise, war es zum ersten Male, daß er unter Arbeiter gerieth, wahrscheinlich liederliches Gesindel, das ihn ausbeutete. Er verthat all sein Geld, verheimlichte dies wahrscheinlich aus Eigensinn, erarbeitete sich, was er brauchte, und eignete sich mit der Zeit das rohe Wesen seiner Genossen so sehr an, daß es ihm später unbequem wurde, sich den feinen Gesellschaftssitten seines Gleichen zu fügen. Sie haben ja selber gesehen, wie er steht, geht und spricht. Von Amerika kam er herüber nach England, aber alles Zureden, daß er einen anderen Lebenswandel einschlage, war bisher vergebens. Er passe nicht mehr in die Salons, sagt er, das Kneipenleben behage ihm besser und unter Arbeitern könne er sich gehen lassen nach Belieben."

„Aber hat er denn kein Bedürfniß, mehr als 27 Shillinge wöchentlich auszugeben?" fragte ich. „Und wissen die Leute um ihn, wer er ist? Und hat er selber sich nie geäußert, was er thun werde, wenn sein Vater sterben und ihm die Pairie auf die Schultern fallen sollte?"

„Ueber letzteren Punkt" — sagte der Major — „habe ich nie mit ihm gesprochen. Aber glauben Sie nur ja nicht, daß er bloß von seinem Wochenlohne lebt. Sein Vater gibt ihm 400 L. jährlich Taschengeld. Wenig für einen erstgebornen Pairssohn, der in der Gesellschaft lebt, aber viel zu viel für einen Arbeiter. Das ist das Traurige: er trinkt, trinkt stark, vertrinkt alles, was er kriegt und verdient. Seine Collegen helfen vielleicht etwas mit — sie wissen alle, wer und was er ist — aber er selber steckt tief in der Trunksucht, ich fürchte bis zum Unrettbaren. Haben Sie nicht seinen stieren Blick bemerkt? Auch seine Wange scheint mir hektischer angeröthet, als seit ich ihn das letzte Mal gesehen. Das nimmt ein schlimmes Ende und mir blutet das Herz um den armen Jungen."

„Es ist grauenhaft, was Sie mir da sagen" — bemerkte

ich — „aber gibt es kein Mittel, ihn zu retten? Wenn Ueberredung nichts nützt, kann der Vater nicht das Gesetz anrufen?"

„Gesetz? Nicht durchführbar. An diesen Casus reicht kein Gesetz hinan. Was an ihm abnorm, ungewöhnlich und unnatürlich erscheint, ist doch nicht das, was vor Gericht als Irrsinn anerkannt würde und als solcher behandelt werden könnte. Sonstiger Zwang? Er ist majorenn, was — —"
(Schluß folgt.)

Miscellen.

** Paris, 9. Juni. Unter den hiesigen Blättern ist seit einiger Zeit der Gebrauch aufgekommen, hie und da eine besondere Anstrengung zu machen, um die Aufmerksamkeit des Publikums bei den gegenwärtigen Zeiten nicht einschlafen zu lassen. Bald kommt es vor, daß in einer solchen hervorragenden Nummer besonders ausgezeichnete Personen sich produciren, bald repräsentirt jene Nummer blos eine größere Anstrengung des Redactionspersonals, bald auch — und dieß scheint immer mehr einzureißen — wird in einer solchen Festausgabe das Publikum, wie man in der Pfalz sagt, „genözt". „Marseillaise", „Cloche", „Gaulois", „Rappel" und „Figaro" haben bereits solche Ausgaben veranstaltet, allein alles bisher Dagewesene überbot die Ausgabe des „Figaro" vom 7. Juni. Er war mit einem Male ganz republikanisch geworden. Vor Allem trat der Chefredacteur auf und erklärte in weinerlichem Tone, eine politische Partei, die seine Sympathie nicht besitze, habe ihm für das Blatt so glänzende Anerbietungen gemacht, daß er dieselben im Interesse seiner Familie habe annehmen müssen; es war dies eine Persiflage des heutzutage zur Mode gewordenen Gesinnungswechsels. Darauf folgten einige republikanische Artikel, in denen der Stil und die Manier Rochefort's und einiger Helden jener Partei recht glücklich wiedergegeben sind. In Briefen von Garibaldi, George Sand, Ledru-Rollin, Edgar Quinet, Felix Pyat u. A. findet sich eine mitunter recht gelungene Parodie der brieflichen Gepflogenheiten jener Heroen der Partei; das beste Stück ist aber wohl eine Viktor Hugo zugeschriebene Ode, betitelt: „Die Presse der Polizeispione", welche ganz in der neuesten manierirten Art des unversöhnlichen Einsiedlers von Guernsey abgefaßt ist. Diese Mystification hat einen ungeheuren Erfolg gehabt, einen weit größeren, als die Herausgeber des Blattes je zu glauben gewagt hätten. Jedermann kaufte die Nummer, denn alle Welt wollte sich persönlich von dem Gesinnungswechsel des „Figaro" überzeugen. Da der Chefredacteur erklärt hatte, er habe seine Ueberzeugung wegen der glänzenden Anerbietungen, die man ihm gemacht habe, verkauft, so glaubte trotz der inneren Unwahrscheinlichkeit der Sache fast Alles an die Wahrheit des Verkaufs; allgemein bezeichnete man sofort den wegen republikanischer Umtriebe aus Frankreich verwiesenen Italiener Cernuschi als Käufer. Ueber den Kaufpreis schwankten die Angaben zwischen zwei und drei Millionen. „Der versteht's!" Der weiß sich stärker zu machen, als die Regierung!" Mit solchen Ausrufungen grüßten sich die republikanischen frères und amis auf den Boulevards. „Der „Siècle" gehört ihm schon, jetzt hat er auch noch den „Figaro", wir wollen doch sehen, ob Herr Ollivier dem Besitzer der beiden verbreitetsten französischen Blätter die Rückkehr nach Frankreich zu verbieten wagt." Natürlich hielt den nächsten Tag der Figaro die Täuschung nicht länger aufrecht, und sein Redacteur berichtete, wie er dazu kam, diesen Witz zu veranstalten. Einige Reclame mag wohl dabei mitgespielt haben, aber die Mystification war so gelungen, daß im Laufe des Tages an hundert Abonnenten des Blattes in das Expeditionsbureau kamen und die Rückzahlung ihrer Abonnementsgelder verlangten, weil ihnen die neue Richtung der Zeitung nicht behage. Die Meisten hatten nämlich übersehen, daß die Redaction selbst auf der dritten Seite desselben Blattes in kleinen Lettern das Ganze für eine Mystification erklärt hatte.

Ein solches Verfahren kann unmöglich dazu beitragen, die ohnedieß bei den Einsichtsvollen so tief gesunkene Achtung vor der Presse aufrecht zu erhalten. Das Publikum aber ist das Object solcher schlechten Witze und ist unter der Zucht der feilen französischen Presse bereits so weit herabgekommen, daß es sich jeden, auch den schlechtesten Witz geduldig und gedankenlos gefallen läßt.

Ein Versuch über die Thätigkeit des Maulwurfs ist im pomologischen Garten zu Kassel so ausgeführt worden, daß die dem Experimente unterworfenen Thiere sich möglichst in ihrem natürlichen Verhalten zeigen konnten. Eine Fläche von 49 Quadratfuß wurde 3 Fuß tief ausgegraben und die Grube dann an allen vier Wänden und an dem Boden mit Dielen fugendicht verwahrt, so daß das Ganze einen hölzernen, 1 Fuß hoch über die Oberfläche hervorragenden Kasten bildete. Durch diese Einrichtung konnten weder der Maulwurf noch Engerlinge und Würmer nach irgend einer Seite hin entweichen; auch war der Zutritt anderer Thiere von außen abgesperrt. Hierauf wurde der Kasten mit der vorher ausgegrabenen Erde wieder ausgefüllt und endlich die Oberfläche mit Strauchwerk und dergleichen überall bepflanzt. Nachdem die Gewächse vollständig angegangen waren, wurden 140 Stück Engerlinge und eine entsprechende Anzahl Regenwürmer überall auf der Oberfläche vertheilt, worauf sich dieselben sofort eingruben. Erst nachdem sich annehmen ließ, daß Engerlinge und Würmer ihrer Nahrung nachgehen würden, wurde (am 29. Juni) ein Maulwurf eingelassen. Derselbe wühlte sich sofort in die Erde und begann seine Wirksamkeit. Das Resultat wurde 34 Stunden darauf so geprüft, daß die Erde des Behälters sorgfältig durch ein feines Drahtgitter so geworfen wurde, daß nur die feineren Erdtheilchen, nicht aber die gröberen und die Engerlinge und Würmer durchfallen konnten. Es fanden sich dabei nur noch 17 Engerlinge, davon zwei von hinten zur Hälfte angefressen, und ein Regenwurm wieder. Der Maulwurf hatte also in 34 Stunden fast sämmtliche Regenwürmer und 123 Engerlinge aufgesucht und gefressen. Der Boden war überall von Gängen desselben durchzogen. Der Versuch war von einer besonderen, zu diesem Zwecke bestellten Commission des Gartenbauvereins überwacht worden.

In Aden hat am 20. und 21. Mai ein furchtbarer Gewittersturm gewüthet, welcher mit einem Sandwirbel begann, dem ein gewaltiger Regenguß mit so zahllosen und blendenden Blitzen folgte, wie man sich deren seit 1846 nicht erinnert. Von den Anhöhen stürzten Felsblöcke hinab und viele Wege wurden ganz und gar verdorben. In dem arabischen Stadttheile richtete die Ueberschwemmung unermeßlichen Schaden an. Zwei englische Soldaten erschlug der Blitz; viele Eingeborene wurden mit ihrem Vieh von den reißenden Wassergüssen in's Meer geschwemmt und ertranken. Auch in Australien wurden fast um dieselbe Zeit, wie aus Sidney vom 20. Mai berichtet wird, verderbenbringende Ueberschwemmungen erlebt. Die Stadt Sydney stand zum Theil unter Wasser und der Verlust an Menschenleben, Wohnungen und Heerden war sehr bedeutend. In der Jervis-Bucht strandete das Schiff Walter Hood, wobei der Capitän und zwölf Leute ertranken.

* Räthsel.

Die ersten Beiden sind bekannt
Allüberall in Stadt und Land,
Beliebt, auch oft verschmäht als Speise,
Bereitet in verschied'ner Weise.
Das letzte ist unendlich groß,
Doch wieder auch unendlich klein,
Und Gottes tiefste Weisheit blos
Wird ihrer Räthsel kundig sein.
Das Ganze steht im Märchenbuch
Ein Geist — nun lieber Leser such'!

Auflösung des Logogryphs in Nr. 68:
Falte — alt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 73. Speyer, Dienstag, den 21. Juni 1870.

Johannis-Nacht.

Von H. Stein.*)

I.

Es war ein sonniger Nachmittag im Juni. Auf dem Wege, der von Freiburg in's Höllenthal führt, schritten rüstig drei Wanderer daher, den Stab in der Hand, das Ränzel auf dem Rücken. Zwei von ihnen waren Studenten, der dritte ein Maler, Alle lustige Gesellen.

Die Sonne brannte heiß, die Luft zitterte und ein blauer Duft lagerte sich auf den Höhen und Bergen, die zu beiden Seiten des Wegs schroff aufsteigen. Ein kleiner Bach murmelte geschwätzig und hüpfte über Steine und Felsen; doch wer konnte sein Murmeln verstehen?

Die beiden Studenten sangen Lieder, wie:

Ein freies Leben führen wir,
ein Leben voller Wonne. . .

Sie schwangen die Wanderstöcke wie Rappiere und wechselten manchen Scherz mit den ihnen Begegnenden.

„Hier ist's aber famos", rief nun der Eine, indem er stillstand; „jetzt wollt' ich, wir hätten Bier und könnten tüchtig kneipen". Er wandte sich um und klopfte dem Maler auf die Schulter: „Warum so still, altes Haus"? rief er.

„Ich denke an ferne Lieben im heimathlichen Thal", sagte Jener, und sah sich tief aufathmend um. „Ja, hier ist's schön; ich denke, wir halten Rast; wir kommen ohnehin noch früh genug in den Stern, wo wir übernachten."

Gesagt, gethan. —

Sie stiegen hinunter zum murmelnden Bächlein, das unbekümmert, bald lustig, bald träumerisch, forteilte, und setzten sich auf einen mit Moos bedeckten Felsen, beschattet von einer überhängenden Tanne. Die Studenten lachten viel und sangen, wie's Studentenbrauch ist; sie erzählten sich lustige Streiche und sprachen von schöner Mädchen Augen und vom perlenden Wein in den Bechern; aber allmählig bemächtigte sich auch ihrer die eigenthümlich träumerische Stimmung, in welcher der Maler schon lange war.

Der Eine legte sich in das Moos, sah durch die Bäume den kleinen Fleck blauen Himmels an, bis ihm langsam die Augen zufielen und er in's Traumland entführt ward. Der Zweite warf Steinchen in den Bach, nachdem er sich eine Cigarre angezündet. Als er dieses Spiel müde war, schnitt er mit vieler Kunst und mühsam genug seinen Namen in eine junge Birke ein, deren weiße Rinde hell durch das dunkle Tannendickicht leuchtete. Der Dritte endlich, der Maler, der sich gleich anfangs einen schlanken Tannenstamm ausgesucht hatte, beugte sich, an denselben angelehnt, vor und schaute in das Wasser, das er deutlich murmeln hörte:

„Nimm mich mit, nimm mich mit!"

Weit weg zogen seine Gedanken an den grünen Rhein mit seinen rebenumkränzten Bergen. — Er dachte an seine Braut, deren Geburtstag heute war. In Köln am Rhein war er zu Haus und auf eine Studienreise ausgezogen. Vor einigen Tagen war er in Freiburg mit den Studenten zusammengetroffen und hatte sich auf dieser Tour ihnen angeschlossen. Sein Skizzenbuch war schon voll der schönsten Entwürfe, die er später auszuführen gedachte.

Man sagt dem Wasser nach, daß es eine eigne, fesselnd dämonische Macht über das Menschengemüth ausübe. Der Maler empfand es. Er beugte sich tiefer über das klare Wasser, das hier fast schwarz im Schatten der Tannen und Erlen erschien. Er sah sein eig'nes Gesicht, von langen, blonden Locken umrahmt, von treuherzigen Augen erhellt, als plötzlich Seltsames ihm geschah . . .

Er schaute, wie im Wasser hinter seinem Antlitz ein anderes auftauchte, ein bleiches Mädchengesicht mit dunklen Augen. Der Maler sah sich um, ob vielleicht Jemand hinter ihm stände, nein, es war Niemand. Wieder blickte er in das Wasser. Das Antlitz sah ihn mit einem unbeschreiblich traurigen und doch wilden Blick an. Es lag soviel Liebe darin, daß er an seine Braut denken mußte, und unwillkürlich flüsterte er: „Marie!" In demselben Augenblick hörte er einen tiefen Seufzer; über das Wasser strich ein leichtes Wellengekräusel — und das Mädchenantlitz war verschwunden. Nur sein eigenes Spiegelbild schaute ihn an.

*) Wir glauben nicht indiscret zu sein, wenn wir bemerken, daß nachfolgende Erzählung eine in der Pfalz lebende Dame zur Verfasserin hat.

Er fuhr mit der Hand über die Augen. Laut lachend rief er: „Nein, wie kann man sich so täuschen? Ich muß doch zuviel Wein getrunken haben." Seine Gedanken richteten sich jetzt auf die Braut, an die er ohnehin heut' besonders viel denken mußte. Er hatte schon den gestrigen Abend im Wirthshaus lange an seinem Fenster gesessen. Die prächtige Mondnacht hielt ihn gefangen. Er hatte leise gesungen und viel geträumt. Der Vollmond hatte seinen goldenen Schein über ihn ergossen, und aus dem kleinen Wirthsgärtlein war ein berauschender Duft von Rosen und Lilien zu ihm hinaufgestiegen, der ihn mit süßem Liebeszauber und mit wonnigen Träumen umfing . . . .

Er schaute auf die Studenten, deren Gegenwart ihn in seinen Träumen störte; er ging tiefer in den Wald hinein und legte sich an den Abhang einer kleinen Wiese unter eine überhängende Felsplatte. Er nahm aus seiner Brieftasche ein von ihm in Wasserfarben gemaltes Bildchen seiner Braut und sah es an. Allmälig überfiel ihn eine seltsame Müdigkeit; die Luft war so schwül; ihm sanken die schweren Augenlieder zu. „Einen Augenblick kannst Du gerne schlafen", dachte er; „die Studenten werden Dich schon rufen".

Tiefe Stille herrschte jetzt im Walde, man hörte nur leises Zirpen der Heimchen und das Summen der Maikäfer. Plötzlich fuhr ein Windstoß daher und beugte heulend die Wipfel der Bäume. Der Student, der eben noch ganz vertieft war in die angenehme Beschäftigung, seinen werthen Namen mit Arabesken zu verzieren, sah auf und warf erschrocken den Rest der Cigarre weg. Der Himmel war schwarz umzogen und im Westen leuchtete ein unheimlich gelbes Licht, das ein schweres Gewitter ankündigte, dessen Vorbote der Sturmwind gewesen.

„Heh da, Mensch!" rief der Student, und lief zu seinem Gefährten; „auf mit Dir! wir müssen fort und unter Dach und Fach kommen! Es ist schon ganz dämmerig; wir haben uns vergessen." Der Andere sprang auf. „Wo ist der Maler?" fragte er. „Wo wird der sein?" sagte der Andere, der eifrig seine Sachen zusammensuchte; er ist dort hineingegangen und wird auch geschlafen haben; wir wollen ihn rufen." Sie riefen: „Reiser! Otto Reiser!" und horchten dazwischen; aber nur das Echo antwortete; und das Bächlein murmelte: „Geht fort, geht fort!" So dünkte es ihnen wenigstens; denn noch lange nach dem Gefährten suchen, der ihnen fast fremd war, und sich einem unvermeidlichen Naßwerden aussetzen, hatten die Beiden wenig Lust. Doch liefen sie in den Wald hinein. Aber, als sie sich fast heiser geschrieen, gaben sie das Suchen als fruchtlos auf und dachten an ihren eignen Rückzug. „Wer nicht hören will, muß fühlen", sagte der Eine: „den Plaid und sein Zeichenbuch nehmen wir mit; na, der wird schön naß werden."

Sie schrieben auf ein Blättchen Papier: „Ihre Sachen nehmen wir mit und deponiren sie im Stern, wohin wir vorausgehen, da wir Sie vergebens gerufen haben —" und befestigten dies an einen Baum. Dann entfernten sie sich mit eiligen Schritten.

Das Gewitter kam mit voller Macht und tobte sich aus. Der schönste Sommerabend senkte sich wieder auf die Fluren. Aber wo war Otto Reiser? — — —

(Fortsetzung folgt.)

⊕ Die deutsche Sprache im Elsaß und Lothringen.

(Schluß.)

Schon aus diesem kurzen und unvollständigen Auszug kann man sehen, daß die Petition oder Denkschrift mit ächt französischer Lebhaftigkeit abgefaßt ist. Sie macht stellenweise eher den Eindruck einer Anklage, — als einer Klageschrift, mehr den eines Prozeßactes als einer Petition.

Ueber den Erfolg ist noch nichts bekannt, wenigstens soweit unsere Nachrichten reichen. Doch soll ein durchaus günstiger Erfolg in sicherer Aussicht stehen, wie selbst amtlich verlautete, und ein neues Programm aufgestellt werden. Auch sind die Lehrer schon angewiesen worden, die Kinder deutsch lesen zu lehren.

Ein ähnlicher, wenn auch lange nicht so schwieriger Kampf hatte sich im Elsaß entsponnen. Dort wird in den mittleren und höheren Schulen nur französischer Unterricht ertheilt und die deutsche Sprache, als eine fremde, mit einigen Stunden deutscher, französisch erklärter Grammatik abgefertigt. Nur an einigen protestantischen Anstalten (von den 1,100,000 Einwohnern sind nicht ganz ein Sechstel, etwa 193,000, Protestanten) ist deutscher Unterricht beibehalten, wie auch an der protestantisch-theologischen Facultät Straßburgs wenigstens einige Disciplinen deutsch vorgetragen werden. In der Volksschule ist's nicht viel besser als in den höheren Schulen; nur wird doch etwas mehr Deutschlesen und Deutschschreiben geübt, schon behufs des religiösen Unterrichts. Aber auch hier wollte Minister Duruy ein rascheres Tempo in die Französirung bringen und die Geistlichen zwingen, ihren Religionsunterricht französisch zu ertheilen. Allein er fand bei diesen einen entschiedenen und nachhaltigen Widerstand, was um so mehr Anerkennung verdient, als die Bildung der Geistlichen, namentlich der katholischen, fast ausschließlich französisch ist. Als Napoleon III. 1867 auf dem Wege zu der bekannten Salzburger Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph durch Straßburg kam, wurde er von einer Deputation, an ihrer Spitze der katholische Pfarrer Cazeaux von der St. Johanniskirche, um Einstellung jener deutschfeindlichen ministeriellen Anordnungen und um Gestattung des deutschen Lese- und Schreibunterrichts gebeten. Der Kaiser erklärte und versprach, beiden Sprachen solle die gleiche Sorgfalt zugewandt werden. Indessen muß man schon zufrieden sein, daß seitdem, wenn auch nicht Gleichberechtigung, doch eine erträglichere und billigere Behandlung der deutschen Sprache eingetreten ist.

Uebrigens haben diese ministeriellen Attentate das

Gute gehabt, daß der durch sie hervorgerufene Widerstand zugleich einen regeren Eifer und mehr Liebe und Interesse für Pflege der Muttersprache und überhaupt der Volkseigenthümlichkeiten geweckt hat. Elsaß hat überhaupt, dem entsprechend, daß es weit später erst zu Frankreich kam und vordem nicht, gleich Lothringen unter seinen Herzogen, schon französirenden Einflüssen ausgesetzt war, weit mehr deutsches Gepräge bewahrt. Um sich davon zu überzeugen, braucht man z. B. nur die elsässische Kalenderliteratur zu durchmustern. Finden doch mehrere dieser Kalender in der Pfalz und in Baden ziemliche Verbreitung. Ebenso ist es mit der Presse. Während die doppelsprachigen Journale, wie der „Niederrheinische Kurier" (Courrier du Bas-Rhin), der „Unparteiische vom Rhein" (Impartial du Rhin), deren Deutsch meistens stark gallisirt ist, trotz ihrer großen Mittel und zeitweisen amtlichen Unterstützung weder rechte Verbreitung noch Einfluß gewinnen können, haben die meist gut geschriebenen reindeutschen Blätter, wie die republikanischen Wochenblätter, das Straßburger „Volksblatt", der Kolmarer „Souveräne Wahlmann", die katholischen Wochenblätter, der Straßburger „Volksfreund" (welcher in dem Sprachenstreit eine bedeutende Rolle spielte), der elsässische Volksbote in Rixheim (bei Mühlhausen) und in kleineren Kreisen die protestantischen Blätter, wie das monatlich erscheinende Kirchenblatt, die elsässischen Volksblätter u. a., weit mehr Verbreitung und Einfluß. So soll der elsässische „Volksbote" sehr wesentlich zum Wahlerfolge des bekannten oberrheinischen Deputirten Keller beigetragen haben.

Wie es scheint, ist also dieser Sturm auf die deutsche Sprache abgeschlagen. Aber es wird schwerlich der letzte Versuch sein. Daß man auf der ganzen Linie, nicht bloß in Lothringen, sondern auch im Elsaß, angriff, zeugt von der Planmäßigkeit und Entschiedenheit des Vorgehens. Und daß gegen solche Versuche bei der großen Nation und ihren Vertretungskörpern kein Schutz und Recht zu finden sein dürfte, dafür zeugt jenes Referat des Senators A. Thierry bei Gelegenheit der Mallinger Petition. Es handelt sich ja hier nicht in erster Linie um didactische oder auch nur um administrative Gründe, sondern, wie durchsichtig genug in allen betreffenden Veröffentlichungen zu Tage tritt, um politische Gründe. Die sprachliche Nationalisirung der deutschfranzösischen Provinzen soll dazu helfen, ihre Behauptung zu erleichtern und allen Grund und Vorwand zu beseitigen, der aus dem Nationalitätsprincip für ihre Beanspruchung von außen, das ist von Deutschland her, könnte geltend gemacht werden. Also ganz dieselben Motive, welche die Unterdrückung des Deutschen in Schleswig oder den Ostseeprovinzen bewirkten. Es ist das instinctartige Gefühl der Unsicherheit, welches den Usurpator zu immer neuen Gewaltmaßregeln treibt. Freilich hat gerade der jetzige Herrscher Frankreichs in Folge seiner Erziehung Verständniß und Sympathie für deutsche Sprache und Bildung. Aber das steht auf zwei alten Augen. Wir Deutsche aber sind noch viel zu gleichgiltig gegen das Geschick unserer Sprache und unserer Volksverwandten in außerdeutschen Staaten, und namentlich wir an der Grenze sollten etwas mehr Interesse und Kenntniß besitzen der Dinge, die in unseren Nachbargebieten vor sich gehen.

Ein Enkel Lord Byron's.

Von Max Schlesinger.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke trat der Gegenstand unseres Gespräches in die Stube. Er hatte sich „sauber gemacht" und mir war bessere Muße ihn zu betrachten, gegönnt.

Von den drei Kindern Ada's, deren jedes in der Kopfbildung Aehnlichkeit mit ihrem Großvater hat, war bei diesem die Aehnlichkeit am stärksten ausgeprägt. Aber nicht bloß in der Schädelbildung, auch sonst mahnte er lebhaft an Lord Byron, zumal an das Miniaturbild, das ich vor Jahren im Besitze der verstorbenen Lady Morgan gesehen und als eines der besten rühmen hörte. Die Stirn allerdings flacher, das Kinn breiter, die Nase minder fein geschnitten, aber das Haar lockig wie das Lord Byron's und die tiefblauen Augen von wunderbarem Reize, wie einst bei diesem, trotzdem sie meinem Freunde, dem Major, stierer und blasser als ehedem erschienen.

Aber unter dem linken Augenrande zeigte sich ein breiter blaugelbschwarzer Fleck, der bis zur Wange reichte und in sanften Farben-Abstufungen sich auf der Nasenbrücke verlief. Ein häßlicher Fleck, der von einem schweren Falle oder viel wahrscheinlicher von einer rohen Boxerei herrühren mochte. Und die Hände, obwohl schön geformt wie die Byron's, waren schwielig von der Arbeit, hier und da zerkratzt und im Ganzen nichts weniger als gepflegt. Sein „sich sauber machen" hatte offenbar weniger in gründlichen Waschungen, als im Wechsel von Hemd, Rock und Stiefeln bestanden.

So saßen wir eine Weile zusammen und plauderten über gleichgiltige Dinge. Er kaute Tabak, spuckte gräulich, trank Bier in Menge, und nie früher hatte ich einen der besseren englischen Arbeiter solch verwahrlostes Englisch in Ton und Ausdruck sprechen hören, als aus diesem Munde. Er wunderte sich sehr, daß ich nie Tabak kaute, und empfahl mir vom seinigen als dem stärksten. Im Uebrigen schien er herzlich froh, als wir uns zum Gehen anschickten, doch erbot er sich, uns bis an's Ufer zu begleiten.

Die Höflichkeit wurde dankbar angenommen. Noch erbot er sich, unser Bier zu zahlen, und als er zu diesem Zwecke einige Schritte voraus an den langen hohen Kneipenschrank getreten war, hinter dem ein Frauenzimmer stand, um Bier auszuschänken und Geld einzunehmen, flüsterte mir der Major rasch ins Ohr: „Sehen Sie sich das Mädchen an!" Dann gingen wir zur Thür hinaus, dem Strande zu.

Die Sonne stak im Untergehen schon zur Hälfte in dunkelviolettem tiefgesättigtem Gewölke, das sich an schönen Sommerabenden über London zu lagern pflegt, als das Dampfboot anlegte und wir mit einem Händedruck von unserm Gaste Abschied nahmen. Der ungeheuere Rumpf des Leviathan warf seinen Riesenschatten über die ihm nächstgelegenen Werfte bis weit in das Land hinein, goldig strahlten die Kuppelspitzen des Matrosen-Hospitals von Greenwich herüber, lustig wehten die Wimpel der zahllosen Fahrzeuge auf dem Flusse, und ein blinder Geiger spielte mit Harfenbegleitung lustige Tanzmusik auf dem Vorderdeck unseres Dampfers. Uns Beiden aber war traurig zu Gemüthe und schweigend fuhren wir stromauf dem tiefgesättigten Gewölke entgegen.

„Was haben Sie mit dem Kneipenmädchen gemeint?" fragte ich noch, als wir ausstiegen.

„Haben Sie sie angesehen?"

„Ja wohl, aber ohne Besonderes an ihr entdeckt zu haben. Braun, mager, schlechte Zähne, ich glaube sogar etwas verwachsen. Was soll's mit ihr?"

„Gar nichts, Gott sei Dank" — erwiederte der Major — „gar nichts soll's mit ihr. Aber diesem braunen, magern Frauenzimmer, mit den schlechten Zähnen und der zweifelhaften

Taille, hat Ihr neuer Freund auf der Hunde-Insel zweimal seine Hand angeboten und sie hat sie beide Male ausgeschlagen. Sie wisse sich etwas Besseres als einen dummen Menschen, der ein Lord sein könnte und sein Leben unter schmutzigen Arbeitern zubringe — das war ihre Antwort auf seine Brautwerbung. Wäre sie dümmer, oder klüger, oder ehrgeiziger gewesen, sie hätte längst Lady Ockham sein können, mit der reizenden Aussicht, später Countess of Lovelace zu werden. Kein Mensch der Welt hätte ihr den Titel streitig machen können und Peeress wäre sie gewesen bis an ihr Lebensende, zur Erbauung der ganzen Familie, der gesammten Aristokratie und des Ober-Hofceremonienmeisters. Dem sind wir Gott sei Dank entronnen. Und nun — gute Nacht, mein Weg führt links ab, gute Nacht!"

„Auf Wiedersehen!" Wir gingen Beide heimwärts. Seit jenem Abende erkundigte ich mich oft nach dem jungen Manne auf der Hunde-Insel. Der Major hatte leider recht gesehen. Die hektische Röthe wurde stärker, das Auge blasser, die Lunge war stark angegriffen, die Aerzte gaben ihn auf. Er starb einige Jahre später im Hause seiner Schwester. Diese und die Frau des Majors, eine österreichische Dame aus dem gräflich Thun'schen Hause, pflegten ihn mit hingebender Liebe bis zu seinem letzten Athemzuge.

Miscellen.

In Frankfurt fand am 11. Juni Abends auf dem Schwager'schen Felsenkeller eine große Schlägerei zwischen den Arbeitern Schweitzerischer und Eisenacher Richtung statt. Zehn bis Zwanzig von den Schweitzerianern fielen immer über einen her und schlugen ihn nieder. Die Rohheit ging sogar so weit, daß man einen Arbeiter Spießruthen laufen ließ. Keine Gnade, sondern Vernichtung, so lautete die Parole, welche zufällig mit der an demselben Tage im „Social-Demokrat" ausgegebenen übereinstimmt. Ein Schuhmacher bestrebte sich, dieselbe ganz zur Wahrheit zu machen. Unter dem Ruf: „Blut wolle mer sehe", schlug er einem Mann mit einem Todtschläger drei Löcher in den Kopf; einem anderen Arbeiter wurde eine klaffende Stirnwunde zugefügt; ein dritter erhielt einen Stich in den Rücken, dicht am Rückgrad; einem vierten wurde das Nasenbein entzweigehauen; einem fünften der ganze Backen mit einem Glas heruntergerissen; einem sechsten Schnittwunden in der Hand beigebracht, Contusionen, Hautabschürfungen durch Würfe, Fußtritte, Hiebe mit Stöcken 2c. gar nicht zu gedenken. Der Saal, in und an welchem die Arbeiterbataille stattfand, bot am anderen Morgen ein trauriges Bild der Zerstörung; der angerichtete Schaden ist beträchtlich; ob ihn der allgemeine deutsche Arbeiterverein, dessen Mitglieder die Angreifenden waren, bezahlt, bleibt abzuwarten; das scheint jedoch gewiß zu sein, daß einige Wenige die Zeche für die Gesammtheit bezahlen müssen.

(Die Erhöhung des Kaffeezolls) hat erklärlicher Weise Viele veranlaßt, auf Mittel zu sinnen, die neue Last zu erleichtern. Und ein Mittel dazu gibt es; denn bisher wurde, fast in allen Haushaltungen der Kaffeegenuß in einem von den Wenigsten geahnten Grade vertheuert, nämlich durch das unvollständige Vermahlen der Bohnen. Genaue Versuche, welche man jüngst machen ließ durch den vereidigten Chemiker Herrn Schädler in Berlin haben ergeben, daß man von ganz fein gemahlenen Kaffeebohnen nur halb so viel braucht als von grob gemahlenen, um die gleiche Menge gleich starken Kaffees zu erhalten; und wenn man noch den gemahlenen Kaffee in einem Mörser bis zur Feinheit des Mehls zerstößt, wie bei den Orientalen gebräuchlich, so braucht man nur $^{2}/_{5}$ soviel als von dem grob gemahlenen Kaffee. Wenn also die Steuererhöhung das Loth gerösteter Kaffeebohnen, welches 6 Pfg. kostet, um etwa $^{1}/_{4}$ Pfennig oder 4 Procent vertheuert, so kann man, durch sorgfältiges Mahlen oder gar noch Zerstoßen der Kaffeebohnen, seinen Labetrunk von gewöhnlicher Güte um den mehrfachen Betrag des Zollaufschlages wohlfeiler sich verschaffen, als bisher in den meisten Fällen zu geschehen pflegte. Aber man muß sich um die Sache bekümmern; denn eine fein mahlende Kaffeemühle geht schwer und die Dienstboten haben es gern, wenn die Mühle recht leicht geht; sie schonen lieber ihre Mühe als die Wirthschaftskasse der Hausfrau. — Versuche wurden auch gemacht in Betreff der Art der Zubereitung. Es zeigte sich indessen, daß man ein gleich starkes Getränk erhält, ob man auf die gemahlenen Bohnen das Wasser aufgießt und eine Weile stehen läßt oder den Aufguß noch über dem Feuer einmal aufstoßen läßt, oder ob man ihn durch einen Kaffeebeutel durchfiltrirt. Nur ist bei dem durchfiltrirten Kaffee das Aroma auffallend stärker, als bei den beiden anderen Zubereitungsarten.

Wien, 18. Juni. Für die Wiener Weltausstellung ist die Bildung eines mit 3 Mill. Fl. bemessenen Garantiefonds in Aussicht genommen. Für das Interesse sowohl, welches Wien der Ausstellung entgegenbringt, als für die Mittel, über welche es verfügt, mag die Thatsache sprechen, daß schon jetzt, statt der erforderlichen 3 Mill., weit über 4 Mill. bereit liegen und daß diese 4 Mill. lediglich in Wien und von nur 38 Firmen und Corporationen gezeichnet sind. Uebrigens wird der Erzherzog Karl Ludwig, der Bruder des Kaisers, ersucht werden, sich an die Spitze des Ganzen zu stellen.

(Schwindel in Paris.) Der „Siècle" berichtet folgende erbauliche Einzelheiten über mehrere Finanz-Agenturen, die in Paris seit Kurzem bestanden, geleitet von jungen Menschen, von denen der Aelteste noch nicht 26 Jahre zählt: Die eine dieser Agenturen bestand unter dem Namen Crédit Financier in der Rue de la Banque Nr. 21, die zweite unter dem Namen Caisse des petits capitalistes in der Rue Mallebranche Nr. 7 und die dritte als Caisse des rentiers am Boulevard Saint Michel Nr. 37. Ein Herr T. war der Director der ersteren, Herr B. der zweiten und die dritte zeichnete M. und Comp. Diese verschiedenen Häuser standen mit einander in Verbindung, trieben allerlei Agiotage und cultivirten namentlich das Vorschußgeschäft, in der Art jedoch, daß sie die deponirten Papiere sogleich verkauften, bisweilen selbst ehe sie noch den Vorschuß ausgezahlt hatten. Bald lief eine große Zahl von Klagen bei der Behörde ein; die Opfer gehören alle den niederen und unerfahrenen Classen der Gesellschaft an: Haushälter, Kellner, Dienstboten u. s. w. Die Betrüger, die für ihren Zweck sogar ein eigenes Organ, L'Economie, gegründet hatten, welches jeden Samstag erschien, rochen Lunte und suchten zur rechten Zeit das Weite. T. war schon vor drei Wochen nach Genf geflohen, und B. und M. weilen seit Mittwoch in Belgien. Die von der Polizei eingeleiteten Haussuchungen ergaben, daß die Caisse des rentiers 26 Francs (in päpstlichen Münzen obenein) und die Caisse des petits capitalistes 10 Centimes enthielt. Nach Ausweis der Bücher müssen die Schwindler, welche in Paris auf sehr großem Fuße lebten, Maitressen unterhielten u. s. w., 400—500,000 Francs mitgenommen haben. Eine dieser Gesellschaften hatte einen förmlichen Verwaltungsrath, dessen zum Theil sehr ehrenwerthe Mitglieder sich nun von Entschädigungs-Processen bedroht sehen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 70:

Kaler, Karte, Kreta, Ratte, Tratte, Krater, Ate, Tara, Raa, Errata, Kette, Retter, Karat, Katarakt, Ararat, Aar, Art, Alt, Are, Rate, Atta, Aera, Katte, Katt.

Berichtigung.

In dem Gedichte „Sankt Bartholomä" in Nr. 71 der Palatina bitten wir zu lesen:
Strophe 1, Zeile 5 Rast statt Rost.
Strophe 2, Zeile 5 verjüngt statt vergnügt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 74. Speyer, Donnerstag, den 23. Juni 1870.

Johannis-Nacht.

Von H. Stein.

(Fortsetzung.)

II.

Einige Stunden vorher begegneten sich auf einem heiß von der Sonne beschienenen Stein zwei Eidechsen und grüßten sich graziös.

„Woher des Wegs?“ fragte die Eine.

„O halten Sie mich nicht auf!“ sagte die Andere, im grünen Gewande, mit klugen Augen; „ich habe viel zu thun. Sie wissen, Erlkönig gibt heute zur Feier der Johannisnacht seinen Töchtern einen Ball, der besonders glänzend werden soll, und da muß ich noch viele Vorbereitungen treffen. Zwar die Königskerze ist schon bestellt; auch leuchtet der Vollmond; allein ich muß noch die Johanniskäfer einladen. Die jungen Damen wünschen diesmal eine besonders glänzende Beleuchtung, und da haben sie sogar den alten Weidenstrunk so lang gequält, bis er versprochen hat, auch heute Nacht sein Licht leuchten zu lassen.“

„Nun, ein wenig Zeit, liebe Eudoxia, haben Sie gewiß“, erwiederte die Braune. „Auch ich bin seit früh Morgens im Dienst des Hofes beschäftigt und so müde! Die Klettenblätter besorgen Getränke, und die wilden Hummeln bringen uns Honig; der Kreis auf der Wiese wird geebnet, und die Maikäfer üben einen neuen Brumm- und Summ-Marsch ein. Es wird glänzend werden. Aber bitte, was sagen Sie zu Prinzessin Ella's Krankheit?“

Die Eidechsen huschten zusammen und fuhren leise fort:

„Es ist schrecklich, was die Arme leidet; und besonders ihretwegen hat der König das Ballfest so brillant befohlen.“

„Bitte, theure Eudoxia“, fragte die Braune; wie kam es, daß die Prinzessin den jungen Mann sah?“ „Nun wissen Sie“, erwiederte Eudoxia, „Ella ist etwas romantisch, und so liebt sie's, an stillen Mondscheinabenden aus dem Wasser zu steigen und, in ihre Nebelschleier gehüllt, über das Land hinzuschweben. Die Menschen mit ihren lächerlich stumpfen Sinnen können sie nicht erblicken; ihren Augen erscheint sie als Nebel und Dunst. Ich habe immer gesagt, meine Liebe, daß dies eine sehr gefährliche Gewohnheit sei bei einem so empfänglichen Herzen, wie Erlkönig's Töchter es haben. Erinnern Sie sich nur, welche Geschichten haben wir schon in dieser Beziehung bei Hofe erlebt! Selbst unter die Menschen sind Gerüchte gedrungen. Neulich hörte ich sogar ein Lied darüber von einem gewissen Herrn Göthe singen. Aber, was ich sagen wollte. Also die Prinzessin sah vorigen Abend auf ihrer Wanderung in jenem Fenster einen jungen Mann sitzen. Ich habe mir sagen lassen, er sei schön gewesen, habe blonde Locken und blaue Augen gehabt. Allein mein Geschmack war nie ein Menschenkind; aber hohe Damen haben ihre eigenen Ansichten. Genug, unsere Prinzessin schlich sich mit dem Mondenschein ein und denkt seitdem nur an den jungen Mann. Nun wissen Sie ja, Erlkönig's Töchter können leicht die Menschenkinder durch ihren dämonischen Zauber berücken, daß sie ihnen folgen müssen; doch ihre Macht ist gebrochen, wenn Diese treue Liebe im Herzen tragen. Es scheint, der junge Mann hatte diese, denn aller Reiz der Juninacht und der Liliendust, in den Erlkönigs Tochter sich hüllte, glitt erfolglos ab. Seitdem ist Ella traurig und härmt sich. Sie sitzt auf jenem Felsen, um von ihrer Liebe und ihrem Leid zu singen.“

„Wie traurig!“ rief die Andere; „wahrlich die Töchter unseres erlauchten Hofes haben ein unselig Geschick. Ich hörte einmal sagen, es ruhe ein Fluch auf ihnen; sie hätten keine Seele.“

„O bitte, reden Sie nicht davon,“ flüsterte Eudoxia; mir wird unheimlich, wenn ich nur daran denke. Aber nun Adieu! Auf Wiedersehen!“

Geschäftig huschten sie davon. — —

III.

Der schönste Abend war nach dem Gewitter gekommen; glühendroth war die Sonne untergegangen und zögernd legten sich die Schatten auf Berg' und Thäler. Der Mond, der bisher blaß am Himmel gestanden und seiner Zeit gewartet hatte, ward glänzender und glänzender. Er warf silberne Strahlen auf die Wiesen und zitternde Lichter in das muntere Bächlein, das murmelte: „Halt mich nicht auf! ich muß davon, davon.“

Eine tiefe Stille herrschte ringsum; man hörte

nur das Flüstern der Bäume und das Murmeln des Wässerleins. Das heißt, für Menschen waren nur diese Töne vernehmbar; wer aber mit feineren Sinnen begabt war, für den entfaltete sich ein geheimnißvolles Leben auf den Wiesenabhängen, unter den Erlen und Birken. Man hörte leise flüstern und huschen, und je heller die Mondesstrahlen glänzten, desto lebhafter wurde das Treiben.

Fern von dem Moor her sah man einen Zug Irrlichter hertanzen, in höchst unsteter Weise. Man sah deutlich die seltsamen Gesichter der kleinen Wesen unter ihren spitzen Kappen. Einige hüpften bald dahin, bald dorthin; Andere schritten gesetzt auf ihr Ziel los, um dann plötzlich hellauf zu glühen. Zuweilen erlosch eines schnell, dessen Stelle eilig von einem Kameraden eingenommen ward. So kamen sie auf die Wiese, verweilten sich nach ihrer Weise und neckten sich mit dem alten Weidenstrunk, daß er plötzlich so galant und den jungen Damen zu lieb wieder jung geworden sei . . .

Der alte Herr mußte sicherlich viele, viele Jahre zählen; denn wirres Grashaar wuchs auf seinem Scheitel und das Moos an seiner Seite. Er hatte sein Gesicht, wie man jetzt deutlich sah, in tausend grämliche Falten gelegt und ärgerte sich so heftig über seine Quälgeister, daß sein Licht plötzlich einen grünlichen Schein annahm.

Die Nachtschatten dufteten und unterhielten sich leise mit den Schilfblättern von dem köstlichen Abend und von den Nachtfaltern, die als emsige Kurmacher herumflatterten. Nur die Königskerze stand schweigend in der Mitte des schön geebneten Kreises auf der Wiese.

Da huschten die Eidechsen hervor. „Jetzt kommt der Hof," flüsterten sie eilig. Die Johanniskäfer schwirrten herbei und ordneten sich im Kreise.

In den Erlen rauschte es, und aus dem Wasser stiegen Nebel hervor. Sie kamen näher und näher. Jetzt sah man Schleier fliegen und was vorher ein Nebel zu sein schien, entwickelte sich zu luftigen Gestalten.

Wie gesagt, nur Sonntagskindern, oder denen, die sie in ihren bestrickenden Kreis ziehen wollen, war es gegeben, den Reigen zu schauen, den Erlkönigs Töchter leichtschwebend tanzten . . .

Sie hielten sich umfaßt in wechselnden Reihen und leichten Ringen. Waren sie schön? Ja, sie waren schön, Töchter des Wassers und der Luft; bleich, mit langen Haaren und dämonischen Augen, nicht mit Worten zu beschreiben, nicht in Bildern zu zeichnen. Sie sangen:

Leise, leise
Ziehn wir Kreise
Nach Elfenweise
Im Mondenscheine.

Laue Lüfte,
Würz'ge Düfte
Umweb'n die Klüfte
Und moos'ge Gesteine.

Hell entsteigen
Unsre Reigen
Dem düstern Schweigen
Im nächtlichen Haine.

Duftig schweben
Wir und weben
Ein wonnig Leben
Im trauten Vereine.

Leise, leise
Zieht die Kreise
Nach Elfenweise . .
Im Mondenschein!

Die Johanniskäfer flogen emsig hin und her; die Irrlichter huschten geschäftig; die Nachtfalter flatterten herum und sagten jeder Blume etwas Angenehmes über den Glanz des Hofes im Allgemeinen und über ihre Verdienste insbesondere. Immer heller leuchtete der Mond, und immer deutlicher sah man Erlkönigs Töchter den Reigen schlingen und konnte ihren Gesang vernehmen: „Leise, leise zieht die Kreise."

Nur zwei von ihnen fehlten: Ella und ihre Gespielin. Ella saß unter der Erle, wo deren Schatten am tiefsten war. Sie hatte sich bald von ihren Schwestern loszumachen gewußt und hing nun ihrem Leid nach.

„Mich vergnügt nicht das Tanzen der Schwestern; der Schein und die Pracht machen mir nur Schmerzen," sprach sie seufzend.

„Kann Dich denn nichts vergnügen, Ella?" erwiderte die Gespielin. „Siehe, wie festlich Alles aussieht! Verlangt Dich nicht, fröhlich zu sein mit den Andern?" „Ich kann nicht fröhlich sein," klagte Ella; „ich muß den besitzen, muß den mit mir hinunterziehen in das Nebelreich meines Vaters, der mich sah und den ich sehe, und habe keine Macht über ihn, so lang er an eine Tochter seines Geschlechts denkt. Siehe, das nagt an mir und läßt mich nicht fröhlich sein. Er muß meinem Zauber verfallen, eh' hab' ich weder Rast noch Ruhe; drum hilf und sinne etwas aus, was mir zum Ziel verhelfen mag."

„Da ist schwer zu helfen," meinte die Gespielin; „nur Eins weiß ich; aber mich schaudert es zu nennen."

„Nenn' es; kein Preis ist zu hoch."

„Die Hexe am Teufelsgemäuer, der Schenke gegenüber, sie soll erfahren sein in allerlei Künsten und gelitten auch bei den Menschen, die sie nur die weise Frau heißen."

„Ich hörte von ihr," erwiderte Ella. „Wir gehen zu ihr! sie muß mir helfen. Aber, was geb' ich ihr? Ich hörte sagen, von Jedem nehme sie Preis und Pflicht. — — Ich weiß, ich weiß! Das wird sie nicht verschmähen. Und mich reut's nicht, wenn ich nur den Jüngling in meine Arme ziehe, daß er Alles, außer meiner vergesse."

Erlkönigs Töchter schlangen den Reigen und sangen: „Leise, leise zieht die Kreise," während die Jüngste der Schwestern mit ihrer Gespielin durch die Lüfte hinwegschwebte. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Charles Dickens.

Einem warmgefühlten Nachruf, den Max Schlesinger in London dem am 9. Juni verstorbenen Charles Dickens in der „N. Fr. Pr." widmet, entnehmen wir im Nachstehenden die wesentlichsten Stellen: Schon im vorigen Jahre, als Dickens auf einer Rundreise durch England begriffen war, um Vorlesungen aus seinen Werken zu geben, hatten sich bei ihm so böse Symptome von Blutzudrang gegen das Gehirn eingestellt, daß er sich in die Einsamkeit seines Landgutes Gadshill zurückziehen mußte, woselbst er auf den Rath der Aerzte viele Monate hindurch jeder geistigen Anstrengung aus dem Wege ging. Erst als die bedrohlichen Symptome vollständig verschwunden waren, ging er wieder an seinen neuen Roman: „Das Geheimniß von Edwin Drood", dessen Plan längst in seinem Kopfe fertig war, dessen Vollendung er aber leider nicht erleben sollte. Dickens ist nicht viel über 58 Jahre alt geworden. In einer, nahe bei Rochester gelegenen Schule erzogen, widmete er sich zeitig dem Advokatenstande und lernte aus eigener Anschauung die Bräuche und Mißbräuche der edlen Zunft sowohl, wie der englischen Gerichtshöfe kennen, die er in seinen Romanen später wiederholt mit unerreichbarer Meisterschaft schilderte. Bald jedoch verlor das Studium der Rechtsgelehrsamkeit seinen Reiz für ihn, und da sein Vater, der sich mit einem kleinen Ruhegehalte nach London zurückgezogen hatte, in das Corps der Zeitungs-Berichterstatter eingetreten war, that er ein Gleiches und rapportirte von der Galerie des Unterhauses längere Zeit für das seit Jahren verschiedene, dazumal noch in Blüthe stehende Morning Chronicle. Dieses Blatt war es, in dem seine ersten literarischen Versuche, die später gesammelten „Skizzen von Boz", Aufnahme fanden, und diesen Skizzen verdankte er den Auftrag, eine zusammenhängende humoristische Erzählung zu schreiben. Rasch machte er sich an die Arbeit, als deren Ergebniß die „hinterlassenen Schriftstücke des Pickwickklubs" zu Tage kamen, ein Werk, welches neben „David Copperfield" wohl das beste seiner Schöpfungen genannt zu werden verdient und ihm rasch einen berühmten Namen verschaffte. Das Buch verkaufte sich so rasend schnell, wie kein anderes seit Walter Scott's Tagen, und nun ließ Dickens den angenommenen Namen Boz fallen, trat mit seinem eigenen vor die Oeffentlichkeit und widmete sich ganz der schönen Literatur. Im Februar 1837 erschien in der Monats-Revue „Bentley's Miscellany", deren Redaction er übernommen hatte, der Anfang seines Romans: „Oliver Twist", mit dem er zuerst die philantropisch-reformatorische Tendenz bekundete, welche den meisten seiner Werke zu Grunde liegt. In dem zunächst erschienenen Romane: „Nicholas Nickleby", sowie in den darauf folgenden: „Old Curiosity Shop" und „Barnaby Rudge", sprach sie sich womöglich noch entschiedener aus, und daß sie sich bald hinter tiefem Pathos, bald hinter breitem Humor bescheiden verbarg, ohne sich dem Leser jemals im Schulmeistertone aufzudrängen, that der Wirkung nicht den geringsten Eintrag, erhöhte diese vielmehr und legte Zeugniß ab von der hohen künstlerischen Begabung des Verfassers. Sein Ruf stieg mit jedem neuen Romane, und auf die Einladung mehrerer seiner Bewunderer in Amerika unternahm er im Jahre 1842 seine erste Reise dahin. Als Frucht derselben erschien bald nach seiner Rückkehr sein amerikanisches Skizzenbuch, welches in Amerika lange Zeit seine früher dort erlangte Popularität schädigte. Denn so anerkennend er sich auch über vieles Amerikanische äußerte, war er doch nicht blind für die Schwächen und das Lächerliche unserer stammverwandten Vettern jenseits des großen Salzwassers, schonte sie ebensowenig wie die Schwächen und Lächerlichkeiten des eigenen Vaterlandes und rief Empfindlichkeiten wach, die erst nach vielen Jahren vernünftiger Einsicht wichen, so daß er bei seinem zweiten amerikanischen Besuche ein nicht minder gefeierter Gast war als ehedem. Auch Italien bereiste er (1845) und beschrieb seine Eindrücke des klassischen Landes unter dem Titel: „Pictures from Italy" in einer Reihe von Aufsätzen in den „Daily News", zu deren Redacteur er im Jahre 1846 berufen worden war. In Dickens wurde dem damals jungen Blatte nun allerdings ein sehr berühmter Führer verschafft, der tauglichste aber war er deßhalb keineswegs. Die fortwährend angestrengte Arbeit sagte ihm nicht zu, durch sein feuriges Temperament war er bald mit aller Welt in Streitigkeiten verwickelt, er politisirte mehr mit dem Herzen als mit dem Verstand, ließ sich auch mehr leiten, als daß er selber leitete, und verstand sich überdieß wenig auf die wirthschaftlichen Interessen der Zeitung. So kam es, daß das sehr beträchtliche Anlage-Capital rasch zusammenschmolz und Dickens die Führung anderen Händen überließ. Seitdem hat er nie wieder ein politisches Blatt geleitet, obwohl er bis an sein Lebensende ein treuer und thätiger Genosse jener Partei blieb. Seiner Redactionsdrangsale überhoben, veröffentlichte er seine herrlichen „Weihnachtsgeschichten", seinen „Dombey and Son" und den vollendetsten seiner Romane, den „David Copperfield". Bei beiden tritt die greifbar reformatorische Tendenz seiner ersten Romane fast gänzlich in den Hintergrund, Humor und Pathos dienen ausschließlich dem novellistischen Zwecke, der Geist aber, der diese seine Schöpfungen durchweht, ist derselbe, jede Anzüglichkeit meidende, hoch moralische geblieben, durch den er sich vor vielen anderen zeitgenössischen Schriftstellern hervorthut und den Namen nicht nur des größten Sittenschilderers, sondern auch des größten Sittenlehrers seiner Zeit verdient hat. Rasch hinter einander folgten nun: „Little Dorrit", „Hard Times", „Child's History of England", „Tale of two Cities", „Uncommercial Traveller", „Great Expectations" und zuletzt der Roman: „Our mutual friend" — Werke, die sämmtlich längst in Deutschland eingebürgert sind und deren bloße Erwähnung an dieser Stelle genügen muß. Dabei redigirte er von 1850—1859 sein Wochenblatt „Household Words" und von 1859 bis zu seinem Lebensende theilweise zum Mindesten die an dessen Stelle

getretene literarische Wochenschrift: „All the Year round", machte (1868) seine zweite längere Reise nach Amerika und gab dort, in New-York und in den bedeutendsten Provinzstädten des Landes Vorlesungen aus seinen Werken zum Besten, die ihn unter seinen Landsleuten kaum weniger populär machten, als diese selber. Er war aber auch ein Vorleser, wie es noch wenige gegeben hat, und ein Schauspieler, der sich den ersten der Welt kühn zur Seite stellen konnte. Ihm war das Glück beschieden, die Früchte seines Geistes schon im Leben in vollen Zügen genießen zu können. Seine Häuslichkeit war mehr als behaglich, sie war reich ausgestattet, und ist auch seine Ehe in späteren Jahren eine so unglückliche gewesen, daß er von seiner Frau getrennt lebte, so besaß er doch Kinder, die ihm Freude machten, und einen zahlreichen Freundeskreis, der treu an ihm hing und dem er seinerseits mit treuer Liebe vergalt.

„Engelmacherei" in London.

Vor längerer Zeit fand im südlichen Frankreich eine Criminaluntersuchung gegen einige Weiber statt, die aus dem Kindermord ein langjähriges Gewerbe gemacht hatten; auch in Berlin und anderen Städten ist eine solche Classe von Verbrecherinnen unter dem Namen der „Engelmacherinnen" bekannt. Nicht minder ist England von diesem schrecklichen Auswuchse der menschlichen Gesellschaft heimgesucht, für welchen man dort den Ausdruck Baby Farming (Kinder in Pacht nehmen) erfunden hat. Sein Wesen liegt darin, daß Eltern ihre Säuglinge „in Pension" geben, um entweder gegen geringe Vergütung ihren Kleinen Nahrung und Pflege zu verschaffen, oder ihrer gegen eine etwas größere Summe ganz los zu werden. In der Regel ist dieß eine Art „Pension", in welcher die Kinder geistig und körperlich in einer schaudererregenden Weise vernachlässigt werden, und von welcher in Folge dessen zumeist Eltern Gebrauch machen, welche diesen Namen gar nicht verdienen und nur zu froh sind, wenn sie ihrer Last für ein kleines Geldopfer auf Lebenszeit enthoben werden Von Zeit zu Zeit stoßen in den englischen Zeitungen unter der Ueberschrift „Baby Farming" Todesfälle von armen verwahrlosten Kindern auf, welche sich in der Regel unter so verdachterregenden Umständen ereigneten, daß eine gerichtliche Leichenschau stattfand, welche aber doch meist nicht Anhaltspunkte genug zu einer Criminal-Untersuchung bieten. Neuerdings hat sich die unheilverkündende Ueberschrift häufiger denn gewöhnlich bemerklich gemacht, und endlich scheint ein Fall, wo die absichtliche Verwahrlosung kleiner Kinder geradezu im Großen betrieben wurde, der gerechten Strafe nicht zu entgehen. Die „Englische Correspondenz" theilt über denselben Folgendes mit: Der Engländer, welcher mit Entrüstung auf die deutschen Heirathsanträge „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege", als eine Entheiligung der Ehe herabblickt, übersieht die geradezu nichtswürdigen Annoncen, welche seinen Töchtern in den Spalten der Morgenblätter beim Frühstück in die Hände fallen, und welche nur in der amerikanischen Presse ihres Gleichen finden. Hier haben wir es mit einer Anzeige dieser Art zu thun, welche nicht viel sagt, aber mehr andeutet: „Adoption. Eine gute Heimath mit Liebe und Sorge einer Mutter wird irgend einer achtbaren Person angeboten, welche ihr Kind ganz und gar adoptirt zu sehen wünscht. Prämie fünf Pfund, welche Summe Alles einschließt. Schriftliche Anfragen an Mrs. Ollivier, poste restante . . . zu richten." Die Polizei, auf diese Anzeige aufmerksam gemacht, fand nach mehreren geschickten Manövern ein von Schmutz verkommenes Haus, in welchem zehn Kinder, fünf davon zwischen drei Wochen und drei Monaten, sämmtlich auf das Gewissenloseste vernachlässigt, vorgefunden wurden. Mehrere derselben schweben zur Stunde noch, obwohl sie zuverlässigen Händen übergeben worden sind, in größter Lebensgefahr, und ein fünf Wochen alter Säugling, welcher naturgemäß 11 bis 12 Pfund wiegen sollte, war kaum 6 Pfund 3 Unzen schwer — geradezu Haut und Knochen. Die Mutter dieses Kindes, eine Miß Cohen, welche von der Polizei ausfindig gemacht worden ist und das Kind unter der Versicherung sorgfältiger Pflege und Erziehung übergeben haben will, hat sich bewegen lassen, als Anklägerin gegen Margaret Waters, oder Willis, oder Ollivier und deren Schwägerin Mary Ellis aufzutreten. Aus dem ersten Verhör sind außer den Zeugenaussagen der Polizei über die Entdeckung dieser schmutzigen Geschichte die Aussagen eines hinzugerufenen Arztes vom größten Interesse. Die Kinder waren alle sehr vernachlässigt, verkamen im Schmutz und hatten Saugflaschen mit geradezu untrinkbarem und ungesundem Inhalte zur Seite. Ein Kind war offenbar mehrere Stunden lang unter dem Einflusse eines narkotischen Mittels gewesen; die Augensterne waren zusammengezogen und der Körper schien geradezu leblos bis wenige Stunden, ehe das Kind mit seinen übrigen unbewußten Leidensgefährten in den Gerichtshof gebracht wurde, woselbst die Entrüstung der Anwesenden gegen die beiden Angeklagten sich deutlich genug vernehmbar machte. Eine polizeiliche Haussuchung förderte 35 Arzneiflaschen, eine mit „Gift" bezeichnete Phiole, eine Anzahl Briefe und ein Photographiealbum zu Tage. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Regierung die Leitung der Anklage übernehmen, und der Prozeß ganz ungemeines Aufsehen erregen. Denn nicht allein hat die Angeklagte Waters selbst zugestanden, daß sie seit vier Jahren vierzig Kinder „adoptirt" habe, alles uneheliche Kinder, sondern dem Vernehmen nach werden auch viele Familien der besseren Mittelklasse in den Prozeß hineingezogen werden, in so fern die vorgefundenen Briefe sehr verdächtigen Inhaltes sind. Die Photographieen, etwa 150 an der Zahl, scheinen fast sämmtlich Bilder von „Herren und Damen" aus den besseren Ständen zu sein. Ein Vorrath von Nahrungsmitteln wurde nicht gefunden, wenn man nicht 2½ Unzen Pfeilwurz dafür gelten lassen will. Der Garten hinter dem Hause wurde bis zu einer bedeutenden Tiefe umgegraben, doch fand man hier nichts vor, was gegen die Angeklagten hätte sprechen können. Verdächtig ist es jedenfalls, daß die Angeklagte Waters, welche zugegeben hat, daß sie seit vier Jahren 40 Kinder in Pflege genommen, sich außer Stande erklärt, über den Verbleib der übrigen Kleinen, sowie über deren Eltern, Auskunft zu geben, und verdächtig ist es ferner, daß nahe bei der Wohnung der beiden Angeklagten während der letzten Wochen nicht weniger als 16 Kinderleichen, meist verwesend, auf der Straße gefunden worden sind. Auf einem Stück Papier, welches einer dieser Leichen umhüllte, fand sich der Name Mrs. Waters. Die Polizei glaubt überhaupt Beweise genug für eine Criminaluntersuchung von größter Wichtigkeit in Händen zu haben.

Aus Regensburg, 18. Juni, berichtet das Rgsb. Mrgbl.: Durch mehrere Blätter geht die Nachricht, daß durch das Herunterputzen des Goliathhauses dahier ein altes Kunstwerk vernichtet werde, nämlich das bekannte Goliathbild. Das Bild hatte aber weder ästhetischen noch historischen Werth; es wurde im Jahre 1840 von einem gewissen Kransberger gemalt.

In Amerika hat man es soweit gebracht, Häuser und sogar Paläste von der Stelle zu bewegen, ohne daß ihnen ein Schaden geschieht und während die Bewohner in aller Gemüthsruhe beim Frühstück oder Mittagstisch sitzen. In England hat unseres Wissens das erste Beispiel eines ähnlichen Unternehmens sich in Westacre, Grafschaft Norfolk, ereignet, von wo aus eine hölzerne Windmühle von ungeheurem Gewichte 16 englische (3 deutsche) Meilen fortbewegt wurde. Der Prozeß war jedoch von dem amerikanischen verschieden, indem die Mühle auf Rädern stand und durch eine ungeheure Dampfmaschine fortgezogen wurde.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 75. Speyer, Samstag, den 25. Juni 1870.

Johannis-Nacht.

Von H. Stein.

(Fortsetzung.)

IV.

Drunten in einer engen Schlucht, nur durch die Landstraße von der Fuhrmannsschenke zum weißen Roß getrennt, steht ein halb verfallen Gemäuer, die vier Brandmauern eines Hauses. Ein furchtbares Verbrechen sei einst hier geschehen, sagt das Volk, seitdem sei das Anwesen verfallen. Die frühere Hausthür ist von einem Haufen Steine ausgefüllt, auf die sich das Moos angesetzt hat, und ein Fliederbaum hat sich dort angesiedelt. Der Brunnen in dem ehemaligen Hofe ist verschüttet; im Gärtchen selbst wachsen Dornen und Disteln; nur eine Rose hat sich erhalten und legt ihre Ranken quer über den Pfad. Es ist ein unbeschreiblich öder Platz, selbst im hellen Sonnenschein unheimlich, und von Jedermann gern gemieden, außer von denen, die ihre Wege am liebsten im Verborgenen wandeln.

Hier wohnte die weise Frau, gefürchtet von Allen und doch gesucht, da sie erfahren war in allen Künsten. Wer sie war und woher sie kam, wußte Niemand; auch wovon sie lebte, war Allen ein Räthsel. Eines schönen Tags stieg dort Rauch auf und, als man nachsah, war ein Winkel des alten Gemäuers nothdürftig zum Zimmer hergerichtet, Balken übereinander, Rasen zum Dach gelegt, — und die Alte hauste seitdem darin. Es hieß, der Wirth von der Schenke gegenüber begünstige sie. Niemand wagte sie zu vertreiben, da sie sich bald gefürchtet machte.

Die Alte saß an jenem Abend an ihrem Feuerherd und wärmte sich die knochigen Hände. Ihr zahnloser Mund murmelte dabei hin und wieder; dann horchte sie hinaus auf das Jauchzen, das von der Schenke herübertönte, und auf das Rauschen des Nachtwindes.

Plötzlich richtete sie sich hoch auf und zeigte dabei eine Größe, die Niemand in der zusammengebeugten Alten vermuthet hätte. — Die Flammen flackerten hin und her von einem kalten Luftzug, erloschen und — Ella und ihre Gespielin traten ein.

„Kommt Ihr?“ lachte leise die Alte; „ich habe schon lang Euer gewartet.“ „Wußtet Ihr denn, daß wir kommen würden?“ fragte Ella; „es ist mir doch selbst vorhin erst in den Sinn gekommen.“

Die Alte lachte noch mehr. „Ob ich es wußte, Tochter des Nebels. Mir ist nichts verborgen. Ich las in den Sternen, daß Du meiner Hilfe bedürfen werdest, und Du brauchst nicht zu sagen, was Du begehrst; ich weiß es schon lange.“

„Nun, wenn Ihr's schon wißt, so helft mir! Umsonst verlang ich nichts von Euch,“ erwiderte Ella.

„Helfen kann und will ich Dir; aber, wie Du sagst, umsonst geb' ich nichts. Kennst Du das Lied:

„Willkommen Her Olaf, was eil'st von hier?
Tritt her in den Reigen und tanz' mit mir!“

„Nun hör! Ich will Dir irdische Gestalt geben. Er, den Du begehrst, soll Dein werden, wenn er ihrer vergißt, die er im Herzen trägt. — Dein ist er, sobald sein Mund Deine Lippen berührt. — Doch ungestraft kannst Du nicht irdische Liebe tragen; der Schmerz der Erdenliebe wird Dir werden.“

„Und was verlangst Du dafür?“ fragte Ella.

„Deine Stimme. Mußt Du zurückkehren zum nächtlichen Reigen, wird sie mein sein; und niemals darfst Du einstimmen in den Gesang Deiner Schwestern. —“

„O Ella, hör' nicht auf sie!“ rief die Gespielin. „Sieh, wie sie lacht! Was liegt Dir an dem Menschenkind? Laß uns heimkehren zum fröhlichen Reigen!“

„Laß sie selbst wählen!“ sagte die Alte. „Soll sie sich verachtet wissen von dem Jüngling und könnte ihn gewinnen?“

„Nein ich muß ihn besiegen,“ rief Ella: „mach' mit mir, was Du willst!“

V.

Der Wirth der Fuhrmannsschenke stand am weitgeöffneten Hofthor, legte die Hand vor die Augen, um sie vor den Strahlen der Abendsonne zu schützen und sah die Landstraße hinab.

In der Ferne wirbelte Staub auf und ein schwerer Lastwagen rollte heran, von müden Pferden langsam bergauf gezogen. Der Platz vor dem Hause war schon besetzt von zahlreichen Fuhrwerken; an einigen wurden eben die Pferde von dem Hausknecht abgeschirrt; andere schienen schon früher gekommen zu

sein; denn man sah ihre Fuhrleute drüben unter der großen Linde Kegel spielen.

Das Haus, von Holzwerk erbaut, war vom Alter gebräunt; kleine, erblindete Rautenfenster, zwischen schiefhängenden Läden, gaben ihm ein düsteres Aussehen. Seltsam stach dagegegen das Bild eines Mädchens ab, das soeben auf der Altane erschien, die nach Schwarzwälder Sitte rings um das Haus sich zog. Das bleiche Gesicht, die dunkelglänzenden Augen, das brennendrothe Tuch, welches das Haar völlig verdeckte, — Alles bildete einen auffallenden Contrast zu dem düstern Gebäude. Sie stand da, grell von der Abendsonne beleuchtet, und lugte wie der Wirth dem Wagen entgegen. Eben rollte dieser näher und hielt vor der Schenke.

„Heda, Konrad", rief der Wirth, „bist auch 'mal wieder da? Hab' Dich lang nicht gesehen. Wo hast Du denn gesteckt?"

Der Angeredete, ein stattlicher junger Bursche, im blauen, weißgenähten Fuhrmannskittel, trat näher: „Ja, wo ich gesteckt habe, wollt Ihr wissen? Hab' für Müller Korn gefahren, und jetzt bring ich Wein in's Oberland. Herr Wirth, gebt meinen Gäulen Haser und mir ein Schöpple Guten vor dem Nachtessen."

Er schwang klatschend seine Peitsche und folgte dem Wirth in den Hof, wo Bänke und Tische zur Ruhe einluden. Es war aber Niemand da; alle übrigen Fuhrknechte hatten sich auf die Kegelbahn begeben, von der man manchmal das eintönige Rufen des Kegelbuben hörte, wenn er einen glücklichen Wurf verkündigte.

Der Wirth rief: „Lena, Lena!" Und das Mädchen, das vorhin droben auf der Altane gestanden hatte, kam heraus und brachte dem Konrad den bestellten Schoppen. Sie hatte die Augen niedergeschlagen, was zu ihrem stolzen Gange gar nicht paßte, und sah den Konrad nur ein einzig mal an, als sie ihm das Glas kredenzte und Willkomm bot. Dann drehte sie sich kurz herum und ging in's Haus hinein. Konrad sah ihr nach. „Wer ist denn die?" fragte er den Wirth, der behaglich, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, dastand.

„Fragst auch darnach?" lachte dieser; „haben schon alle Bursche nach ihr gefragt, und ist doch nicht schön. Gestern Abend ist sie gekommen; sie sei aus dem Oberland, hat sie gesagt, und wolle als Schenkmädchen dienen. Nun ist meine Frau krank und das Kätherle gestern entlaufen, und da hab' ich diese genommen und muß sagen, es geht ihr flink von der Hand."

„Ihr sagt, Herr Wirth, sie wär' nicht schön. Ich meine doch, sie ist's; ich geh' ihr nach." Konrad stand auf und ging in's Haus; aber Lena war nirgends zu sehen, worauf er sich zu seinen Kameraden begab und bald eifrig im Kegeln begriffen war.

(Fortsetzung folgt.)

δ Ein Plan zur Speyerer Retscherkirche.

Speyer, im Juni. Aus der Thätigkeit des Retschervereins, welcher sich bekanntlich zur Aufgabe gesetzt hat, durch Erbauung eines protestantischen Gotteshauses in Speyer der denkwürdigen Protestation der evangelischen Stände von 1529 ein Monument zu errichten, darf ein beachtenswerther Fortschritt gemeldet werden. Dem so vielfach geäußerten Verlangen, einmal einen Plan dieses Projectes zu Gesichte zu bekommen, ist der städtische Ingenieur, Hr. Siebert, unaufgefordert entgegen gekommen und hat nach vielfältigen Vorstudien nunmehr dem Verwaltungsausschusse einen solchen vorgelegt, welcher nach einstimmiger Billigung baldigst der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, und zwar in Modellform und in photographischer Nachbildung.

Bei Entwerfung desselben waren aber folgende Hauptgesichtspunkte maßgebend. Zunächst soll der projectirte Kirchenbau einen monumentalen Charakter tragen. Er wird sich also von einem gewöhnlichen, der vorherrschend lokalen Bedürfnissen dient, dadurch unterscheiden müssen, daß er die, auch neueren und neuesten, Errungenschaften der kirchlichen Architektonik in einem der historisch entwickelten Baustyle klar, reich und imposant darstellt, und ein Gotteshaus schaffen, das als vollgiltiger Repräsentant einer dieser Richtungen betrachtet werden könne. Dann aber soll diesem Bau auch der eigenthümlich protestantische Charakter nicht fehlen, welcher sich von dem noch immer auf Grund vielhundertjähriger Tradition bei größeren protestantischen Kirchenbauten mehr oder weniger beibehaltenen Usus wesentlich unterscheiden muß, wenn nicht auch das herrlichste Werk als ein verunglücktes erscheinen soll. Endlich aber ist auch den lokalen Bedürfnissen der Gemeinde Rechnung zu tragen, durch welche wenigstens dem inneren Cultusraume Grenzen gesteckt sind, die weder vorwärts noch rückwärts überschritten werden dürfen.

In der ersten Beziehung hat sich der Verfasser des vorgelegten Entwurfes mit richtigem Blick für den gothischen Baustyl entschieden, welcher in seiner himmelanstrebenden Richtung und unerschöpflichen Fülle der Ornamentik nicht allein die Möglichkeit bietet, auf verhältnißmäßig kleinem Raum Großartiges zu leisten, sondern auch den Weg zeigt, wie neben den gewaltigen, für unsere Zwecke und nach unserem Bedürfniß unerreichbaren Dimensionen der romanischen Domkirche ein wenn auch bescheideneres, doch gleich würdiges, kirchlich und ästhetisch seiner Idee entsprechendes Bauwerk hergestellt werden kann. Der auf's Reichste ausgestattete Hauptthurm desselben, durch den zugleich das Hauptportal führt, soll sogar die Domthürme noch um etwa 70 Fuß überragen. Von vier Treppenthürmen flankirt und nach Osten in eine Apsis auslaufend, welche zwar nicht, wie herkömmlich, einen Chorraum, sondern in zwei Etagen, Sakristei und andere disponible Räume enthält, wird sich das Schiff der Kirche in drei Fensterreihen, mit verjüngter Verdoppelung der

oberften, hinziehen, die durch Strebepfeiler abgegliedert, dem Ganzen eine ebenso reiche als harmonische Gestalt verleihen. Indem die beiden unteren Etagen vorspringen, nehmen sie die äußere Form von Seitenschiffen an, bilden aber, um das Unpraktische dieser Einrichtung für den protestantischen Cultus zu vermeiden, nicht nach Innen, sondern nach Außen offene Arkaden, mit einer Reihe von Zugängen zu den sich unmittelbar an die Wände anlehnenden Sitzplätzen des unteren Raumes. Wir begrüßen diese „Neuerung" als einen sehr beachtenswerthen Fortschritt. Durch diese Arkadenreihen wird nämlich nicht allein der eigentliche Cultusraum den Störungen von Außen mehr in die Ferne gerückt und das Betreten und Verlassen desselben geräuschloser geschehen können, sondern es wird auch das Mittel gegeben sein, bei maßvoller Beschränkung der inneren Dimensionen nach Außen hin die so mächtig wirkende Gestalt der dreischiffigen Gliederung beizubehalten. Der Haupteingang wird durch die in der Fronte befindliche Thurmhalle führen, während die vier Treppenthürme den Zugang zu der dritten Etage, der zweiten Gallerie, vermitteln. Als eine weitere sehr gefällige Neuerung erscheint der Gedanke, in Mitten der beiden Langseiten Freitreppen anzubringen, welche jede für sich wieder auf einer Mittelhalle ruhend, zu den Arkaden der zweiten Etage, der ersten Galerie, führen und, das Ganze bereichernd, ohne die nöthige Einheit zu stören, zugleich als Träger von Statuen dienen werden, welche das Gedächtniß der denkwürdigsten bei der Speyerer Protestation thätigen Personen erhalten sollen. Wird so das Aeußere des Baues, von einheitlichem Grundgedanken getragen, in Ausdehnung und Ausführung dem monumentalen Bedürfnisse entsprechen, und mit glücklich gewählter Zugabe neuer Elemente in freier Entwickelung doch das Bild eines kunstvollen gothischen Werkes darstellen, so sucht der Entwurf, den Grundsätzen und Bedürfnissen des protestantischen Cultus Rechnung tragend, im Innern Einfachheit und Zweckmäßigkeit mit Würde und Schönheit zu verbinden, indem dabei sehr richtig von der Idee ausgegangen ist, daß der Protestantismus nach Innen stille Sammlung um das Wort und Sacrament erfordert, während der hier genährte Glaube sich nach Außen in der reichsten werkthätigen Liebe entfalten soll. Deshalb ist im Innern jeder unnöthige Schmuck, jede Ueberladung vermieden; außer zwei Wandbildern in der Giebelwand des Chores, die rechts und links von der Kanzel etwa die beiden Sacramente darstellen, soll nur durch eine einfach edle Ornamentik in gothischen Formen die nöthige Harmonie zwischen dem Außen- und Innenbaue hergestellt werden. Dabei ist für diesen Raum die Form des Rechteckes, das in der Mitte der schmalen Chorseite die Kanzel trägt, deshalb angenommen, weil es nur dadurch möglich erscheint, die akustischen Schwierigkeiten, welche sich bei jeder anderen Construktion für den protestantischen Cultus ergeben, zu überwinden und das gesprochene Wort allen Theilnehmenden in gleicher Weise zugänglich zu machen. Damit ist freilich der traditionelle Usus eines eximirten Chorraumes aufgegeben und dem Altar seine Stelle, wenn auch nicht über, doch vor der Kanzel angewiesen. Dies ist aber so wenig unkirchlich, daß vielmehr schon in in den ältesten Kirchen, den Basiliken, hinter, resp. über dem Altartische die Cathedra, der Lehrstuhl stand, von dem aus der Gemeinde das Evangelium verkündigt wurde. *) Der Altar aber wird vor der Kanzel auf erhöhtem freiem Raum eine ausgezeichnete Stellung einnehmen, so daß damit die Würde der Feier nicht blos gewahrt, sondern auch das hier gesprochene Wort Jedem verständlich werden soll. Weder complicirte Wölbungen, noch massige Säulenordnungen werden im Inneren die Fortpflanzung des Schalles stören; die ersteren sollen durch eine dem Ganzen angepaßte, gegliederte Holzdecke, die bekanntlich als Resonanzboden wirkt, die letzteren aber durch schlanke Eisensäulen ersetzt werden, welche die doppelten an den Seiten des Schiffes hinauflaufenden Gallerien tragen und zieren, aber nicht verdecken. Von dem erhöhten, in gleicher Linie mit dem Altarraume stehenden Haupteingange führen Stufen in das tiefer liegende Schiff hinab; über diesem Eingange befindet sich die Orgel, um von hier aus gleich ungehindert ihre Töne nach allen Seiten auszubreiten. Die Sitzplätze sowohl auf beiden Seiten des unteren Schiffes wie der Gallerien werden amphitheatralisch ansteigen. Durch die genannten Einrichtungen des Innern ist aber auch die Möglichkeit gegeben, die lokalen Bedürfnisse der Gemeinde zu berücksichtigen und hier einen Raum beizubehalten, der nicht blos der Größe dieser Gemeinde entspricht, sondern auch die Kraft der Stimme eines Predigers und Liturgen nicht übersteigt. Deßhalb können für den Innenbau die Dimensionen des gegenwärtigen Gotteshauses mit geringer Verlängerung beibehalten, seine Fundamente und Hauptmauern benützt werden, was zugleich den Vortheil gewährt, daß der der eigentliche Cultusraum zum Gebrauche vollendet werden kann, wenn auch der monumentale Außenbau längere Zeit und größere Mittel zu seiner Ausführung erfordert. Uebrigens wird das Innere doch etwa 800 Sitzplätze mehr enthalten, als die jetzige Dreifaltigkeitskirche. Eine größere Ausdehnung würde in allen Fällen kaum mehr ihrem Zwecke entsprechen. Ein demnächst zu fertigender Anschlag wird die zur Aus-

*) In den ältesten Basiliken Roms befindet sich übrigens die Kanzel, d. h. der Ort, von welchem aus der Gemeinde das Evangelium verkündet wurde, nicht über dem Altare, sondern in der Mitte der Säulenreihe, welche das Langhaus gegen die Seitenschiffe abgrenzt, also mitten in dem für die Laien bestimmten Raume. So ist es in S. Lorenzo fuori le mura, so in der alten Basilika S. Clemente; dort stehen sich zwei dieser treppenförmigen Erhöhungen auf beiden Seiten des Mittelschiffes gegenüber, daher sie auch wegen ihrer Anzahl den Namen Ambonen erhielten. In den Basiliken Ravenna's, welche jünger und byzantinischen Ursprungs sind, fehlen diese Ambonen und dort widerspricht allerdings nichts der Annahme, das Evangelium sei der Gemeinde von einem Punkt hinter oder wenigstens neben dem Altare verkündigt worden. In der Regel ist, so bei S. Apollinare in Classe, der Raum, auf welchem der Altar steht, erhöht, weil sich unter demselben ein Gewölbe, die sogenannte Confessio — Bekenntnißort — befindet, welche die Gebeine des Heiligen birgt, dem die Kirche geweiht war. Anm. d. Red.

führung dieses Entwurfes erforderlichen Kosten nachweisen, und es wird sich dann zeigen müssen, wie weit die Theilnahme der Protestanten und zwar zunächst der Pfälzer, zur Aufbringung desselben rege erhalten werden kann. Ein Anfang ist gemacht, aber die Hauptsache bleibt noch zu thun. Energische Anstrengungen werden nöthig sein, möge es an den dazu geeigneten Kräften nicht fehlen! Wird das gesteckte Ziel erreicht, so wird die protestantische Kirche damit nicht allein abermals ein würdiges Denkmal ihrer großen Geschichte erhalten, sondern unseres Dafürhaltens dasselbe zugleich als einen wesentlichen Fortschritt in der Lösung der Frage protestantischen Kirchenbaustyles begrüßen dürfen.

Der Mont-Cenistunnel.

Die Eröffnung des Mont-Cenistunnels wird jetzt von ganz Europa mit derselben Ungeduld erwartet, mit welcher früher der Vollendung des Suezkanals entgegengesehen wurde. Durch seine geographische Lage und seine technische Ausführung von Natur dazu bestimmt, zu dem letzteren Kanal wegen des directen Verkehrs zwischen England und Indien in nahen Zusammenhang zu treten, bildet derselbe ebenfalls eines jener Riesenwerke, in dessen Gelingen der menschliche Geist mit Stolz den glänzendsten Triumph erblicken kann, der je über die Hindernisse der Natur und die widerstrebende Gewalt derselben errungen wurde. Die größte Schwierigkeit, welche diesem colossalen Unternehmen, das nunmehr in Jahresfrist dem öffentlichen Verkehr übergeben werden wird, entgegentrat, war die außergewöhnliche Länge der Durchbohrung. Um dieselbe möglichst zu kürzen, mußte man von dem ursprünglichen Gedanken, die Durchbohrung in der Höhe der Thalsohle auszuführen, vollständig absehen, und die Aushöhlung so hoch über den Horizont in den Berg legen (es ist dies der neben dem M. Cenis gelagerte M. Tabor), als die zu überwältigenden Steigungen dies nur immer gestatteten. Daher, und um den innern Abfluß des Wassers zu ermöglichen, kommt es, daß der ganze Tunnel aus einer von der französischen Seite bei Modane und aus einer von der italienischen Seite bei Bardonneche allmälig ansteigenden Bahnlinie besteht. Der Culminationspunct beider liegt in der Mitte. Die Abdachung der südlichen Hälfte ist indeß weniger steil, als die der nördlichen, und das italienische Ausgangsthor liegt ca. 200 Fuß höher, als das französische. Nachdem die beiden Ausgangspunkte fixirt waren, kam es darauf an, den von zwei Seiten beginnenden Arbeiten eine solche Richtung zu geben, daß sie unfehlbar in der Mitte zusammentreffen mußten, da eine nur einen halben Centimeter im Anfang betragende Abweichung in der Mitte schon zu einer Differenz von einigen 100 Fuß führte. Genaue Messungen, die Aufstellung von Signalen in der durch den Tunnel gedachten Vertikalebene und eines Theodoliten, der auf das Meßzeichen des Gipfels und auf ein im Innern des Tunnels unterhaltenes Licht gerichtet war, dienten dazu, den Arbeitern stets den richtigen Weg vorzuzeichnen, auf dem sie mit mathematischer Gewißheit einander erreichen mußten. Zum Zweck der eigentlichen Felsbohrung sind noch in diesem Augenblick neue große Maschinen in Thätigkeit, welche mittelst comprimirter Luft und nicht mit Dampf getrieben werden; jede derselben setzt 6 große Stahlbohrer in Bewegung. Diese dringen in spiralförmigen Windungen vor; wenn die Bohrlöcher eine Tiefe von circa drei Fuß erreicht haben, werden sie mit Pulver gefüllt, weiter ausgesprengt und die Steintrümmer schnell fortgeführt, damit die Bohrung weiter fortgesetzt werden kann. Auf diese Weise beträgt die tägliche Vorrückung etwas über sechs Fuß. Die ganze Länge des Tunnels ist $1\frac{5}{8}$ Meilen, davon waren bis Ende 1869 auf der italienischen Seite circa 18,800 pariser Fuß, auf der französischen 13,600 Fuß vollendet, so daß noch 5129 Fuß zu bohren übrig bleiben. In der ersten Zeit rückten die Bohrarbeiten wegen der meist aus Quarz und Schiefer bestehenden Steinmasse außerordentlich langsam vor; weniger hinderlich traten die unterirdischen Wasser denselben in den Weg. In letzterer Zeit waren mehr Kalkschichten zu überwinden, und daher die Fortschritte viel bedeutender. Vorläufig wird nur eine Geleisbreite ausgebohrt und die Wand derselben jedesmal sogleich sorgfältig untermauert und cementirt, um Unglück zu verhüten. Von besonderer Wichtigkeit für die bei dem unterirdischen Bau beschäftigten Arbeiter und von allgemeinstem Interesse sind diejenigen Anstalten und Vorkehrungen, welche man im Interesse der menschlichen Gesundheit getroffen hat. Den schon vollendeten Tunnelstrecken von oben durch schornstein- oder trichterartige Oeffnungen Licht und Luft zuzuführen, war bei der bedeutenden Entfernung (5000 Fuß bis zum Gipfel) unmöglich. Den besten Ausweg, um den Arbeitern stets frische Luft zu liefern, boten die mit comprimirter Luft arbeitenden Maschinen, welche mittelst eines kleinen Hülfsapparats so eingerichtet sind, daß von der sie in Betrieb setzenden Luft so viel frei wird, als die Arbeiter bedürfen. Durch den Druck, unter dem die frische Luft ausströmt, werden zugleich die schädlichen Gase von der Arbeitsstätte zurückgedrängt; ihrem völligen Austreten aus dem Schacht setzt sich freilich sogleich wieder die von den Ausgängen her eindringende atmosphährische Luft entgegen, und so entsteht eine ungesunde Luftschicht, zu deren Beseitigung besondere Luftpumpen aufgestellt sind, durch deren Vermittelung die Ableitung nach außen hin geschieht. Auch für das materielle Wohlergehen der Tunnelarbeiter, ca. 1200 an der Zahl und meist Piemontesen, ist in der umfassendsten Weise gesorgt. Für dieselben sind Wohnungen hergestellt, welche ihnen ebenso wie die Nahrungsmittel und sonstigen Lebensbedürfnisse zu den billigsten Preisen überlassen werden.

Miscellen.

Aus Nassau, 15. Juni, wird berichtet: Das Denkmal das hier auf einem Felsenvorsprunge dicht unterhalb der Stammburg Stein dem preußischen Gesetzgeber von 1807—1810, Frhrn. v. Stein, errichtet wird, ist nahezu vollendet. Die aus rothem Sandstein aufgeführte Halle, in welcher das von Pfuhl in Berlin besorgte Marmor-Standbild seine Stelle finden soll, wird jetzt mit der Pyramide gekrönt, welche dem Ganzen ein ausdrucksvolles Ansehen giebt, so daß es dem Lahnthal in Zukunft ein schönes Wahrzeichen sein wird.

Charade.

Ein Studio zog vom Vaterhaus
Zur Stadt, die Ferien zu beschließen,
Er eilt, um noch im Schauspielhaus
Das neue Drama zu genießen.

Da hört er plötzlich im Geheg
Die Erste rufen, und es schreiten
Zwei Gauner flugs ihm in den Weg.
Nun galt's, zum Kampf sich zu bereiten.

Die Zweite ruft er, und es fliegt
Der Ziegenhainer um die Köpfe
So wuchtig, daß der Wackre siegt,
Und zwingt zur Flucht die feigen Tröpfe.

Doch als er in's Theater kam,
Da war es längst schon angegangen,
Weßhalb es ihn nicht Wunder nahm,
Nur noch das Ganze zu erlangen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 72:
Rübezahl.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. — Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 76. Speyer, Dienstag, den 28. Juni 1870.

* Alpenbilder.

II.

Felsenwälle, Felsengrüfte,
Tannen finster im Geklüfte,
Und die Fluth, in Schäumen wallend,
Tost zu Thale, donnerhallend.

Hier, wo männlich selbst die Erde,
Rascher greift die Hand zum Schwerte.
Keinem Geßler sollt' es frommen,
Heut' mir vor den Schuß zu kommen!

H. A. Schaufert.

* Johannis-Nacht.

Von H. Stein.

(Fortsetzung.)

Während dessen war wieder ein Gast im Hofe erschienen, ein junger Mann in einfacher Kleidung, der aber offenbar von höherem Stand als die übrigen Gäste war. Er trug auf den blonden Locken ein leichtes Strohhütchen. Der Wirth bediente ihn höflich und suchte, während der Gast seinen Wein trank, den Namen desselben zu erfahren. Er nannte sich Herr Otto aus Köln, und fragte, wie weit es noch bis zum Sternwirthshaus sei?

Der Wirth wollte ihn überreden, da der Herr müde zu sein schien, lieber bei ihm zu logiren, da er ihm ein gutes Bett versprechen könne; allein der junge Mann schien wenig Lust zu haben. Eben wollte er aufbrechen, als Lena in den Hof kam und hart an ihm vorüberging. „Wollt Ihr schon gehen?" sagte sie; „die Nacht ist da und wenn ihr ein Maler seid, wie ich meine, so könnt Ihr auch hier was sehen, das Euch gefällt."

„Die Lena hat Recht," mischte sich der Wirth wieder ein; „der Herr soll zu seiner Zufriedenheit bedient werden."

Der Maler sagte kein Wort; er sah nur nach dem Schenkmädchen hinüber, die, als müßte es so sein, seinen Strohhut ins Haus trug. Bald kam sie wieder, ihm noch einen Schoppen zu bringen. So setzte er sich wieder und sah hinüber zu den Fuhrleuten, während der Abend immer dunklere Schatten herniedersandte, und das Küchenfeuer hell in den Hof hineinleuchtete. Er sah, wie das Mädchen hin und wiederging, bald zu den Fuhrleuten frische Schoppen hinübertrug, bald sich vor der Feuersgluth bewegte. Sein Künstlerauge hatte bald ihre eigenthümlich schönen Formen entdeckt, aber ob sie selbst schön sei, darüber konnte er mit sich nicht einig werden, und insgeheim ärgerte ihn seine Müdigkeit, die, wie er meinte, schuld sei, daß er hier in diesem elenden Nest bliebe; und jedesmal, wenn das Mädchen über den Hof ging, sah er ihr nach und konnte immer weniger ins Klare kommen, was an ihr so anziehend sei. Es war ihm, als hätte er sie schon gesehen; aber wo? wußte er nicht; und jemehr er darüber nachdachte und sein Gedächtniß peinigte, desto mehr mußte er ihr nachsehen.

Es ward stiller und stiller; die Kegler verloren sich nach und nach und gingen zur Ruhe; denn Fuhrleute müssen zeitig ins Bett und zeitig wieder heraus; und der Maler saß immer noch träumend im Hofe und dachte nach, wo er das blasse Gesicht mit den dunkeln Augen schon gesehen habe. Da trat der Wirth zu ihm, meinte, der Herr müsse müde sein und rief dem Mädchen, daß sie ihm auf sein Zimmer leuchten solle.

Lena ergriff das Oellämpchen und stieg eine steile Treppe hinan, indem sie den Maler zu folgen aufforderte. Dabei sah sie ihn zum ersten mal tief in die Augen, und alle Zweifel, ob sie schön sei oder nicht, waren ihm plötzlich gelöst. Er folgte ihr halb betäubt. Wie konnte nur solch seltsame Wunderblume in solcher Wildniß aufwachsen! Diese Augen und dieser Ausdruck! Es war etwas darin, was ihn anzog und abstieß; doch war das Erstere vorherrschend.

Das Stübchen war mehr als einfach, von Holz gezimmert, nur mit Tisch und Bett versehen; aber der Maler schenkte ihm keinen Blick, er sah nur unverwandt das Mädchen an, die das Lämpchen auf den Tisch stellte und ihm gute Nacht wünschte. Sie ging aber noch nicht, sondern schaute ihn mit ihren tiefen Augen an, bis der Maler ihre Hand ergriff.

„Wie heißt Du?" fragte er.

„Ich werde Lena genannt."

„Wo wohnst Du?"

„Nicht weit von hier," war ihre Antwort.

„Sag', hab' ich Dich schon gesehen; Dein Gesicht ist mir so bekannt und so fremd?" fragte er.

Sie lachte. „Es gibt viel Gesichter und viel Menschen."

Der Mond schien mit seinen Strahlen hell auf ihr Gesicht, daß ihm immer wundersamer ward. Seine Sinne verwirrten sich fast; er bat sie, noch zu bleiben, ihm von sich zu erzählen, wie sie hierher gekommen sei. —

Da lachte sie noch mehr: „Gute Nacht, Herr Maler," sagte sie; „schlafen Sie wohl und träumen Sie von mir und meiner Heimath."

Er wollte sie halten, aber sie sprang hinaus. Er war ärgerlich, — als er ein leises Lachen hörte und das Mädchen sah, wie sie den Kopf zur Thür hineinstreckte und ihm eine Kußhand zuwarf. Darauf verschwand sie.

Der Maler war zu erregt, als daß er sogleich hätte einschlafen können.

Das Mädchen gefiel ihm nicht und doch dachte er an sie; er dachte an jedes Wort, das sie gesprochen, an jeden Blick, den sie ihm zugeworfen hatte; er ärgerte sich, daß sie ihm eine Kußhand zugeworfen, weil dies seinem Ideal nicht entsprach, und doch dachte er immer wieder daran, und freute sich, sie am Morgen wiederzusehen.

So hatte der Zauber angefangen — und ach! kein Gedanke an die ferne Braut kam in seine Seele. — —

VI.

Schon früh am Morgen weckte den Maler lauter Peitschenknall, Pferdewiehern und Wagengerassel. Die Fuhrleute begannen ihr Tagewerk. Einen Frachtwagen nach dem andern hörte man abfahren, während im Osten ein rother Schimmer die aufgehende Sonne verkündete. Allmälig ward es stiller; da dünkte es dem Maler, als höre er Lena's Stimme unter seinem Fenster. Er stand auf und lugte vorsichtig hinunter; richtig, im Hofe stand das Schenkmädchen und sprach mit Konrad. Der Fuhrmann stand reisefertig mit der Peitsche in der Hand vor ihr und suchte etwas zu erlangen, was das Mädchen lachend abwehrte. Der Maler hörte noch folgende Worte: „Nun, schönes Mädel, halt' es, wie Du willst, aber denke mein; bis ich wiederkomme, hol' ich mir Antwort! Also auf fröhlich Widersehen!" Er gab ihr ein Feldröschen, das er in der Hand hielt und ging, mit der Zunge schnalzend und mit der Peitsche knallend, zu seinem bereitstehenden Wagen. Indem dieser davonrollte, stimmte der Fuhrmann ein lustiges Lied an:

Bin i net a lustiger Fuhrmannsbue?
Bin i net a lustiger Bue?
Fahr' Städtle ein, fahr' Städtle aus,
Schau'n mir die Leut' all' zu.

Lena steckte lachend die Rose in's Mieder, dann sah sie zu des Malers Fenster hinauf mit einem seltsamen Blick. Dieser fuhr unwillkürlich zurück: hatte sie ihn gesehen? Er wußte, es sei nicht möglich, er hatte sich zu gut verborgen; und doch spürte er, indem er sich wieder zur Ruhe legte, wie ihm der Blick ins Herz gedrungen war.

Der Wagen aber rollte langsam der Morgensonne entgegen, und lange noch hörte der Maler, schon halb wieder im Schlummer, des Konrad's Gesang:

Fahr' i so auf der Straß'n hin
Zwischen den Tannen im Wald,
Ach was ist das für ein' Freud'!
Was da das Schnalzen schön schallt!

Was da die Vöglein schön singen thun!
Was da die Blümle schön blühn!
Was da die Hirsche und Reh'
Ueber die Straßen hinziehn! — —

Des Morgens sieht man Manches anders an, als man des Abends hat gethan. So ging es auch dem Maler, der, als er einige Stunden später aufwachte, mit dem festen Vorsatz aufstand, sein Bündel zu schnüren und seines Wegs zu ziehen.

Allein dieser Vorsatz schwand so schnell, wie er gekommen, aus seinem Sinn, als er in den nun einsamen Hof trat, dort sein Frühstück einzunehmen. Heller Sonnenschein lag überall; die Bienen sammelten emsig Honig ein, und von den Kirschblüthen fiel ein Schneeregen auf Tisch und Bänke. Die Tauben badeten sich zierlich im Brunnenstein, und ebenda stand auch Lena, Gemüse zu putzen. Sie wandte dem Maler den Rücken zu, während er sich auf einer der Bänke niederließ, und that, als sähe sie ihn nicht, während sie ruhig fortfuhr, ihr Lied zu singen. Und indem sie sang, hatte sie alle alte Macht über den Maler wiedergewonnen; er vergaß Alles; er sah nur sie, er dachte nur an sie und hatte nur das eine Verlangen, mit ihr zu gehen auf irgend eine einsame Insel und da mit ihr zu leben „ohne Zeit und ohne Ende," wie es im Märchen heißt. Sie sang aber:

Ich weiß ein Blümlein wunderhold,
Ein Blümlein selt'ner Art;
Es nützt Dich nichts Dein feines Gold,
Du findst's nicht auf der Wanderfahrt:
Die Liebe zeigt den Pfad.
Willst holder Knabe Du mit mir gehn?
Willst holder Knabe das Blümlein sehn?

Und wenn das Herze weh und wund,
Und wer das Blümlein säh,
Und wer es küßte, der wär' gesund
Von allem Liebesleid und Weh:
Das Lieben winkt zur That.
Willst holder Knabe Du mit mir gehn?
Willst holder Knabe das Blümlein sehn?

Als sie geendet, trat der Maler zu ihr. „Mädchen, wo hast Du die Stimme und das Lied her?" fragte er sie.

„Die Stimme ist mein und das Lied auch; ich hab' sie nicht gestohlen; gefällts Euch?"

„Ob's mir gefällt? Sieh, wenn Du so singst, so muß ich an viel denken, an Lieb und Lust, an Leid und Pein; und Du kannst Beides geben."

Sie sah ihn mit tiefem Blick an; dann lachte

sie hell auf: „Glaub's nicht; ihr seid ein vornehmer Herr, ich ein armes Mäd'l."

Sie wollte den Kübel auf den Kopf heben und davon gehen; aber er hielt sie zurück; „Gieb mir das Röslein, das Dir der Fuhrmann gab," bat er; was hat er nur von Dir gewollt?"

„Was er gewollt hat? Nun, er hat mich gefragt, ob ich, wenn er wiederkäme, sein Weib sein wollte? Ich will nicht, aber sein Röslein hab' ich genommen."

„So gib es mir," drängte der Maler.

„Bleibt ihr denn noch hier," fragte sie.

„So lang Du willst," flüsterte er.

Sie löste die Rose ab; aber plötzlich warf sie sie achtlos fort. „Nein," sagte sie, „die Rose geb' ich Euch nicht; aber hier ist Johanniskraut; das geb' ich Euch, denn es ist Johanniszeit, und bei uns sagt man: wer dieses Kraut bei sich trägt, der muß an die denken, die ihm es gab. Da habt ihr es."

Der Maler nahm die Blume. Es ward ihm heiß und kalt dabei. Ihm war, als sollte er die Blume fortwerfen; allein er that es nicht, sondern steckte sie sorgfältig auf sein Hütlein.

(Fortsetzung folgt.)

Jacob Offenbach.*)

Von **Paul Lindau**.

Die Deutschen haben in nationaler Beziehung die Assimilationsgabe, die Fähigkeit, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten eines fremden Volksstamms in sich aufzunehmen und sich zu eigen zu machen, wie kein anderes Volk. Und wenn so ein Deutscher einmal Franzose wird, so wird er's auch vom Scheitel bis zur Sohle und überfranzöselt die Franzosen noch. Den unverfälschtesten Boulevardjargon schreibt Albert Wolff im „Figaro" und Jacob Offenbach in der Musik; Beide sind Rheinländer.

Offenbach ist im Juli 1822 in Köln geboren; er kam in früher Jugend nach Paris, trat dort in das Conservatorium ein, wo er ziemlich gut Cello spielen lernte, und ließ sich darauf als Orchestermusiker bei verschiedenen Theatern engagiren. Er schrieb hier und da kleinere Compositionen, die in den Kreisen seiner Freunde Beifall fanden, aber dem großen Publicum ganz fremd blieben. Im Jahre 1850 wurde er Musikdirector am Théâtre français. Das klingt beinahe wie etwas, ist in Wirklichkeit aber gar nichts. Das Théâtre français ist berühmt wegen des ausgezeichneten Repertoirs, des unübertrefflichen Zusammenspiels und des schauderhaften Orchesters. An der Spitze eines derartigen, numerisch überaus dürftigen und künstlerisch völlig unbedeutenden Orchesters zu stehen, von welchem nichts weiter verlangt wird, als beim Actschluß instrumentirtes Geräusch zu machen, ist für einen Musiker keine besondere Ehre; indessen war diese Stellung für Offenbach insofern von Bedeutung, als er sich nun berufsmäßig mit der Instrumentirung practisch vertraut machen und als die ganze Art und Weise, wie im Théâtre français Musik gemacht wurde, ihn unwillkürlich zur Parodie und Travestie hinlenken mußte. Uebrigens wurde unter seiner Leitung die Zwischenactsmusik etwas besser, als sie unter seinen Vorgängern gewesen war und unter seinen Nachfolgern wieder geworden ist.

Diese Kapellmeisterstelle ließ ihm natürlich völlig freie Zeit zur Production. Und bei seiner großen Anlage für schlechte Witze entfaltete er bereits um diese Zeit nach der Richtung der musikalischen Kalauer hin eine sehr bedeutende Thätigkeit. An Stoff war kein Mangel, und auch gleichgesinnte, witzige Schriftsteller fanden sich bald. Es war indessen ein „Aber" dabei. Die Theater sind immer etwas conservativ, namentlich wenn mit dem alten Schlendrian gute Geschäfte gemacht werden. Wenn das Alte gefällt und einträglich ist, wozu da etwas Neues bringen? Hier aber wurde den Directoren etwas ganz Neues dargeboten: der musikalische Ausdruck des höhern Blödsinns, und dazu mochte sich kein Director verstehen. Offenbach lief mit seinen Bouffonerien von Direction zu Direction. Ueberall dieselbe Antwort: „Sehr hübsch, junger Mann, witzig, ausgelassen, fidel, kann durchschlagen, aber — —." Und bei dem „Aber" bliebs.

Da verlor Offenbach die Geduld; er kam um die Concession zur Errichtung eines eigenen Theaters ein, erhielt dieselbe und betrieb nun das Geschäft auf eigene Rechnung. Seine Künstler recrutirte er zum großen Theil aus den Cafés chantants in der Provinz, er hatte Glück, fand sehr komische Talente, hübsche Sängerinnen, ein kleines, aber freundliches Lokal, er verstand es durch seine persönliche Liebenswürdigkeit die Sympathie der Presse für das junge Unternehmen zu gewinnen, und am 5. Juni 1855 wurde in den Champs Elysées das neue Theater unter dem Titel „Les Bouffes Parisienne" mit zwei Offenbach'schen Operetten: „Die beiden Blinden" (Les deux aveugles) und „Eine schlaflose Nacht" (Une nuit blanche) eröffnet. Der Erfolg war ein vollständiger, und der Grundstein zu Offenbachs Renommée in Paris war damit gelegt.

Jede seiner neuen Compositionen — und er ließ es daran nicht fehlen, der „Unerschöpfliche" — trug dazu bei, seinen Ruf zu befestigen. Als das Theater seinen leichten Sommersitz in den elysäischen Feldern verließ und zum Winter in den kleinen, aber elegant decorirten und sehr zweckmäßigen Saal Comte in der Passage Choiseul übersiedelte, war Offenbach in Paris bereits ein gemachter Mann. Mit dem „Orpheus in der Unterwelt" (1859) machte er sich eine europäische Berühmtheit. Es ist zu beklagen, aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Persiflage der obern und untern Götter den größten Erfolg gehabt hat, welchen die Neuzeit überhaupt zu verzeichnen hat. In Paris wurde „Orpheus" gegen fünfhundert Mal gegeben, in Wien und Berlin erlebte dieser musikalische Unsinn ebenfalls mehrere hundert Vorstellungen, das

*) „Das neue Blatt."

Libretto wurde in alle Sprachen übersetzt, und überall fand diese Oper, trotz des Nasenrümpfens aller braven Leute, enthusiastische Aufnahme. Die Melodien wurden zu Quadrillen verarbeitet, kamen in die Tanzsäle und auf die Drehorgel, der Prinz von Arkadien wurde eine typische Figur — kurzum, der Erfolg war so vollständig, wie er nur sein konnte.

Der Erfolg des „Orpheus" ist eine der erstaunlichsten und lehrreichsten Erscheinungen unserer Zeit.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aus München berichtet man der „Presse": „Vom ersten Act der „Walküre" hat am Samstag die erste Gesammtprobe bei Beleuchtung stattgefunden. Die Decoration zu diesem Act stellt „das Innere eines Wohnraumes" dar, in dessen Mitte der Stamm einer mächtigen Eiche emporstrebt. Die Wurzeln des „Heldenbaumes" verlieren sich weithin im Erdboden, und sein belaubter Wipfel breitet sich über das Dach aus, welches letzteren vom Stamme scheidet, um den „ein Saal" gezimmert ist. Das ist die Wohnung Hunding's und nebenbei ein Pracht- und Meisterwerk von Decorations-Malerei. Beim Aufgehen des Vorhangs tobt ein fürchterliches Gewitter, vor dem sich ein Fremder in die Hütte flüchtet, sogleich „in wachsender Ergriffenheit" von den sehnsüchtigen Blicken Sigelinden's, der Gattin Hunding's, gefesselt wird und am Ende vom Lied — nämlich von einem sehr deutlichsinnlichen Lenz- und Liebeslied — Sigelinde, in der er „Braut und Schwester" (und zwar wirklich leibliche) gefunden und erkannt hat, „wüthend an die Brust drückt", worauf „der Vorhang schnell fällt". Die feuergefährlichen scenischen Apparate im zweiten und dritten Act, an dessen Schluß die eingeschläferte Brunhilde mit „waberner Lohe umlodert" wird, sind beseitigt worden. Die Generalprobe in Costüme findet Samstag den 25. Juni, Vormittags statt.

Der Planet Saturn, der gegen 8 Uhr des Abends aufgeht, kann gegenwärtig die ganze Nacht hindurch beobachtet werden, da er erst gegen 4 Uhr des Morgens untergeht. Außer seinem Ringe sind seine sieben Monde sichtbar.

Ein jüngst unter dem Titel: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten" zu Berlin erschienenes Buch von R. Böckh berechnet die Zahl der Deutschen in Europa auf 53 Millionen. Und zwar leben im preußischen Staate 20,022,000, in der österreichisch ungarischen Monarchie 8,624,000 (nämlich in den deutschen Kronländern Oesterreichs 6,782,000, in Ungarn-Dalmatien 1,651,000) Deutsche, der Rest in Galizien. Dabei sind die gegenwärtigen Grenzbestimmungen und die größtentheils vor 8—10 Jahren vollzogenen Volkszählungen zu Grunde gelegt. Das Königreiche der Niederlande zählt 3,366,000, Belgien 2,667,000 Niederdeutsche. Die Schweiz mit 1,765,000, Frankreich mit 1,557,000 Deutscher stehen der Bevölkerung von Würtemberg nahe. Im russischen Reiche nebst Polen und Finnland leben 933,000 Deutsche. Die deutsche Bevölkerung in den übrigen europäischen Staaten ist sehr gering, z. B. leben in England nur 41,000, in Italien 23,000, in Dänemark 11,000, in Rumänien 10,000 Deutsche.

Die letzte Veröffentlichung über die Selbstmorde in der preußischen Armee weist eine Vermehrung derselben in den ersten vier Monaten dieses Jahres gegen das zweite Halbjahr 1869 nach. Die Ziffersätze stellen sich der „Zeitung für Norddeutschland" zufolge für die sechs letzten Monate, also für Juli bis December, der Reihenfolge dieser Monate nach auf 6, 10, 3, 11, 12 und 7 Fälle dieser Art. Dagegen haben im Januar 1870 16, im Februar 5, im März 13 und im April wiederum 16 Selbstmordfälle stattgefunden. Immerhin stellen sich diese Zahlen jedoch niedriger, als in den 6 Monaten der ersten Hälfte des vorigen Jahres, wo der Januar und Mai 19 und der April sogar 21 Selbstmordfälle ausweisen, und diese Selbstmordmanie damals überhaupt ihren Höhenpunkt erreicht zu haben scheint. Insgesammt haben im vorigen Jahre 148 Selbstmordfälle stattgefunden. Da die officiellen Kranken- und Sterbe-Rapporte nur einfach die Ziffersätze der Erkrankungs- und Todesfälle anführen, so fehlt für die Motive der Handlungsweise der Selbstmörder jeder Anhalt. Nach den Ausweisen aus den letzten drei oder vier Jahren scheinen jedoch durchgehend die vier ersten Monate jeden Jahres das stärkste Kontingent an Selbstmordfällen zu liefern, worauf die mit dem December erfolgende Einstellung der Rekruten vielleicht nicht ohne Einfluß erscheinen möchte.

Paris, 20. Juni. Herr v. Tonnens, ein ehemaliger Advokat in Perigueux, der schmackhaftesten Trüffeln Heimathland, ging vor etwa 15 Jahren nach Südamerika und wurde dort unter dem Namen Orelie I. König des wilden Reitervolkes der Aurecanier. Durch die Republikaner von Chili vertrieben, kam er vor etwa 10 Jahren zurück, mußte um seines Königstitels viel durch den Spott, noch mehr aber um seiner großen Schulden willen durch die Häscher leiden. Seit zwei Jahren ist er wieder König in Aurecanien, und hat, nach dem „Progres de Dordogne," die Chilenen mehrfach geschlagen.

Zu Anfang des Jahres 1869 ging einer Behörde Berlins nachstehende Todesanzeige zu: Einer wohllöblichen Hundesteuerbehörde beehre ich mich hiermit die traurige Mittheilung zu machen, daß meine Hündin Nigger — Steuermarke Nr. 5397 — nach längeren schweren Leiden sanft krepirt ist. Ich verliere an ihr eine treue Freundin, die Stadt 3 Thlr. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochschätzung. N. N.

Von der italienischen Grenze, 17. Juni. Vom Garda-See werden wiederum vulkanische Erscheinungen, Erderschütterungen gemeldet, welche die Bewohner von Malecsine in Schrecken setzten; große Steinmassen lösten sich im Gebirge und stürzten herunter. — Aus Valdieri wird ein eigenthümlicher Temperaturwechsel gemeldet; bereits waren zahlreiche Viehherden ins Gebirge getrieben, als plötzlich Kälte mit bedeutendem Schneefall eintrat, der großen Schaden unter den Heerden anrichtete, so daß viele Schafe umkamen.

Im europäischen Rußland werden im Laufe der Sommermonate an 34 Punkten Truppenconcentrationen stattfinden, woran die ganze Cavalerie mit der reitenden Artillerie, ferner 138 Infanterie-Regimenter, 15 Schützenbataillone und 40 Fußartillerie-Brigaden, oder mehr als ¾ der russischen Feldarmee sich betheiligen werden. Auch im kaukasischen Militärdistrict, bei Tiflis, wird in diesem Jahre ein großes Uebungslager abgehalten werden, wo gegen 25 Infanterie-Bataillone, 4 Batterien und 2 Dragoner-Regimenter vereinigt werden sollen.

Der kürzlich in Baltimore gestorbene Jerome Bonaparte war der Sohn des gleichnamigen jüngsten Bruders Napoleon's I. und der Amerikanerin Patterson, die sich 1803 in New-York verehelichten. Jerome Bonaparte, geboren am 7. Juli 1805 in der Nähe von London, war das einzige Kind dieser Ehe, welche von dem Kaiser Napoleon, weil ohne seine Zustimmung geschlossen, später für nichtig erklärt wurde. Vor einigen Jahren wurde von einem Sohne des eben Verstorbenen vor den französischen Gerichten der Versuch gemacht, die Giltigkeit der Ehe zu beweisen, jedoch vergebens. Prinz Napoleon und die Prinzessin Mathilde, die Kinder aus Jerome's anderer Ehe mit der Prinzessin Friederike von Württemberg, sind des Verstorbenen Stiefgeschwister.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 77. Speyer, Donnerstag, den 30. Juni 1870.

* Johannis-Nacht.

Von H. Stein.

(Fortsetzung.)

VII.

Kaum war Lena verschwunden, als der Wirth gähnend zu dem Maler heraustrat, nachdem er dem Hund an der Kette einen Fußtritt gegeben hatte. „Wie haben der Herr Otto geschlafen?" fragte er den Maler, die Daumen in die Aermellöcher seiner Weste gesteckt.

„O ganz gut," erwiderte dieser; „aber warum heult denn der Hund so jämmerlich? Fast die ganze Nacht und gestern Abend schon hab' ich ihn gehört."

Ja, was weiß ich," brummte der Wirth: „die Bestie kann das Mädel, die Lena, nicht leiden. Sonst war's immer ein gut Vieh; aber seit vorgestern, wo sie kam, gehabt er sich und heult so arg, daß ich ihn an die Kette legen mußte. Weiß Gott, wie das ist; Alles kann sie leiden; nur der verfluchte Hund und mein Bübchen, das Valentinchen, nicht. Der schreit auch immer, wenn sie in seine Nähe kommt."

Der Maler hörte kaum auf die lange Rede; er beendete zerstreut sein Frühstück und ging in den Wald. Er wollte Baumschlagstudien machen, Felspartien zeichnen, die ihm schon gestern Abend aufgefallen waren; allein er wußte nicht, wie es kam, es wollte aus dem Zeichnen nichts werden. Aergerlich fand er, daß er seine Zeichenmappe nicht bei sich hatte, und daß sein Notizbuch nicht ausreichte, Landschaften aufzunehmen; Alles, was er zeichnete, wurde zu einem Mädchenkopf, mit einem Tuch um das Haar gewunden, und wenn er's genau besah, trug die Zeichnung Lena's Züge.

Am Ende stieg er eine Anhöhe hinauf und lagerte sich dort im Haidekraut und unter blühendem Ginster. Blaue Glockenblumen und brennende Bergnellen wuchsen um ihn; er pflückte sie zum Strauß und steckte ihn neben das Johanniskraut. Die Felsen fielen gerade schroff vor ihm hinunter, und tief unten sah er die Schenke liegen im einsamen Sonnenglanz. Er schaute scharf hin, ob er nicht einen Schimmer von Lena's rothem Tuch erspähe, allein er konnte nichts entdecken. Ihm wurde bang, es sei etwas geschehen; ihm war als hätte er sie lange nicht gesehen, und als ihm ein leicht kräuselnder blauer Rauch, der aus dem Schornstein aufstieg, das Herannahen der Mittagsstunde anzeigte, brach er auf, froh, das wundersame Mädchen wiederzusehen, welches all sein Denken gefangen hielt. Für seine Braut, seine Heimath, seine Kunst hatte er keine Gedanken mehr; es lag Alles hinter ihm, wie eine verschwundene Zeit. Auch nicht an die Zukunft, nur an die Gegenwart dachte er.

Er suchte den kürzesten Weg die Felsen hinunter zu steigen; aber als er sich anschickte, schwindelte ihm. Kein Pfad führte herab; nichts als Felsmassen und Steingeröll; hie und da wuchsen Brombeerranken in den Spalten. Er wandte sich wieder in den Wald, einen bequemeren Weg zu suchen. Er glaubte einen betretenen Pfad zu sehen, und schritt rüstig darauf los.

Ueberall die tiefste Einsamkeit! Turteltauben girrten in den Bäumen, und ein Eichhörnchen lief ihm fast vor die Füße. Er ging und ging, aber der Wald nahm kein Ende. Seiner Rechnung nach mußte der Weg hinunterführen auf die Landstraße, und er so zur Schenke gelangen; allein der Pfad verengte sich mehr und mehr und zuletzt hörte er ganz auf. Da stand nun der Maler rathlos und spähte vergebens nach Menschen, die ihm den Weg zeigen sollten. Er ging bald dahin, bald dorthin, so daß er zuletzt sogar die Richtung, wo die Schenke liegen sollte, verlor. Die Uhr sagte ihm, er sei schon mehrere Stunden herumgeirrt, sein Magen deutete dasselbe an. Er rief, — doch nur das Echo antwortete ihm. Er beschloß, in einer Richtung fortzugehen; er sei ja nicht im Urwalde und werde am Ende doch noch in bewohnte Gegenden kommen. So drang er rüstig vorwärts, blindlings vor sich rennend, bis er plötzlich, über eine Baumwurzel stolpernd, die tückisch unter welkem Laub verborgen war, hart auf den Boden niederfiel und sich die Stirn an dem Stamme einer Buche aufschlug. Kaum hatte er sich aufgerafft, noch halb betäubt von dem plötzlichen Fall, als ein altes Weib vor ihm stand, die ein Körbchen mit Kräutern trug. Ihr zahnloser Mund ging auf und nieder; sie schien uralt zu sein. „Was eilt ihr so, mein Herrchen?" fragte sie ihn: „habt ihr euch weh gethan? Ja, wer nicht vorwärts sieht, kommt zu Fall."

Der Maler erwiderte ihr etwas ärgerlich, er habe sich verirrt, er suche die Fuhrmannsschenke zum weißen Roß.

Die Alte sah ihn listig an. „Weiß schon, weiß schon; ich bin die weise Frau; nun, ihr kommt noch früh genug hin; allein, wie werdet ihr herauskommen, Herr Olaf?“

„Was meint Ihr, Alte?“ fragte der Maler.

„O ich bin ein altes Weib und sage viel, was andre Leute nicht verstehen. Dort ist der Weg; ihr seid im Kreis gegangen, und nimmer weit von der, die ihr sucht. Aber kommt, für die geschwollene Stirn will ich Euch etwas geben.“

Sie zerquetschte ein Kraut und legte es dem Maler auf die schmerzende Stirn, was ihm augenblicklich Linderung brachte. Dann setzte er seinen Weg in der angegebenen Richtung fort.

Hätte er nur gesehen, wie die Alte ihm höhnisch lachend und leise vor sich hinmurmelnd nachschaute! Aber der Maler schaute sich nicht um. Er fand bald das gesuchte Haus und sah verwundert, wie lange er irre gelaufen war; denn die Sonne neigte sich schon dem Westen zu, und einige Fuhrleute hielten schon wieder zur Abendrast vor dem Thor, als er in die Wirthsstube trat.

Der Wirth kam ihm entgegen, des Malers Mißgeschick bedauernd und sagte mit viel Worten, wie sie vergeblich beim Mittagessen auf ihn gewartet, und wie Lena mehrmals nach ihm ausgeschaut habe. Indessen trat diese selbst zu ihm und stellte ihm, ohne ein Wort zu reden, seinen Imbis vor. Er wollte mit ihr sprechen, aber sie legte nur den Finger auf die Lippen und ging hinaus. Verwundert dachte er darüber nach, warum sie so schweigsam sei, und fand den Grund in dem Wirth, der lauernd Beide beobachtete. Indessen riefen die andern Gäste ihn bald heraus, und sogleich kam Lena herein und setzte sich zu ihm.

„Nun habt Ihr meiner gedacht?“ fragte sie.

„Ja, schöne Lena, immer und immer wieder; Du auch?“

„Ich denke nur an Dich allein,“ erwiderte sie, ihn fest ansehend.

„Da mußt Du mir folgen,“ sagte er dringlich.

„Muß ich? Aber, wenn mein Lied sagt: Du sollst mir folgen? Aber das thut Ihr nicht,“ setzte sie lachend hinzu, sprang schnell auf und war zur Thür hinaus, ehe er ihr folgen konnte. — —

Am Abend saß er müde hinter dem Ofen. Die Fuhrleute hatten sich am eichenen Tisch unter dem qualmenden Oellämpchen niedergelassen; denn, mag das Wetter auch noch so schön sein, Fuhrleute, die den ganzen Tag in jedem Wetter draußen sein müssen, lieben es, am Abend in der Stube zu sitzen. Sie unterhielten sich eifrig von der weisen Frau, die der Schenke gegenüber wohne. Einer erzählte, sie sei ihm begegnet, er habe mit der Peitsche nach ihr geknallt, da habe sie ihm mit der aufgehobenen Hand gedroht. Dem Wirth schien es bei dem Gespräch sehr unbehaglich zu sein; er versuchte es, jedoch vergeblich, ihm eine andere Wendung zu geben. Lena ging ruhig ab und zu und sah nur den Maler manchmal mit seltsamen Blicken an.

„Und ihr mögt sagen, was ihr wollt, Herr Wirth,“ hob wieder einer der Fuhrleute an, „es ist drüben nicht geheuer. Hat man nicht feurige Lichter im Grund gesehen? Und hört man nicht zuweilen Gesang?“

„Ja, so ist es,“ sagte ein Anderer; „schon vor Alters, ehe das Weib dahin kam, war der Platz verrufen. Mir hat schon mein Aeltervater erzählt, daß dort ein Bruder den andern erschlagen und ihn im Brunnen versenkt habe. Sie hatten beide dasselbe Mädchen lieb.“

„Und die Alte kann hexen,“ sagte der Erstere wieder. „Nimm Du Dich nur in Acht, Peter, daß Du kein Unglück hast; es bedeutet allemall nichts Gutes, wenn man ihr begegnet.“

Da fiel dem Maler hinter dem Ofen ein, sie sei ihm ja auch begegnet, und er dachte über den sonderbaren Namen nach, mit dem sie ihn angeredet. Er lachte über den Aberglauben der Fuhrleute, und wie einem zuweilen sonderbare Gedanken aufsteigen, so wandelte ihn die Lust an, eben jetzt in die Schlucht zu steigen und die Alte über sein Schicksal zu fragen.

Er schlich sich leise hinaus. Goldner Mondenschein lag über der Erde, er fühlte sich warm vom Nachtwind angeweht. Schon war er im Begriff, über den Weg zu schreiten, als er Lena sah, die ihn am Arm ergriff und ihn zurückhielt. „Was thut Ihr?“ fragte sie; „warum wollt ihr hinunter?“

„Ich will die Alte um mein Schicksal fragen,“ erwiderte er ihr.

„Komm mit mir, das kann ich Dir auch sagen,“ flüsterte sie leise. „Komm mit, komm mit!“

Sie sah ihn mit wildem Blick an; es ward ihm wohl und weh; sie zog ihn mit sich in den Wald.

Ach, war Niemand da, der ihn rettete? — —

Der ganze Zauber einer Mondscheinnacht war ringsum ausgebreitet; die Sternlein funkelten hell; unzählige Leuchtkäfer schwirrten herbei und schienen die Beiden, wie sie Hand in Hand zu den Wiesen hinabschritten, zu begleiten. Es war dem Maler seltsam zu Muth. Ihm war, als höre er in weiter Ferne einen leisen, süßen Gesang; es war ihm so leicht und wohl, als solle er durch die Lüfte hinweg fliegen; und doch fühlte er sich wieder auf eine unerklärliche Weise wie in Banden gehalten und wie in einem Zauberkreis verstrickt. Er folgte dem Mädchen willenlos.

„Wohin führst Du mich?“ fragte er sie.

„In meines Vaters Haus! dort wirst Du gesunden von aller Pein, und Dein Herz wird kühl werden.“

Sie traten in die Wiese, die matt glänzend vor ihnen lag. Von ferne her kamen Irrlichter gehüpft. Dem Maler war, als träume er. Er sah nur die dunkeln Augen und das blasse Gesicht. Sie hielt ihn fester und fester umschlungen; schon waren sie im Schatten der dunkeln Erlen und Tannen; er hörte das Bächlein rauschen: „Kehr' um, kehr' um!“ aber er achtete nicht darauf. Und weiter führte sie ihn und weiter bis an einen überhängenden Felsen auf schwellendes Moos. Sie winkte ihm, sie sah ihn

mit glühendem Blick an; fast war es um ihn geschehen! — Da plötzlich: „Otto!“ tönt es durch die Lüfte. Was war das? Wer rief ihm? Er schaute Lena an, und nun wußte er, wo er diese Augen schon gesehen. „Laß mich, laß mich!“ rief er wild; „nicht Dir gehöre ich; ich gehöre nur — „Marie!“

Ein tiefer Seufzer aus Lena's Mund machte sein Herz erbeben; und ehe er zur Besinnung kam, rauschten die Erlen, fühlte er eine feuchte Kälte; sein Herzblut erstarrte ihm. — Er sah Nebelschleier wehen. — Erlkönigs Töchter kamen den Reigen schlingend. Sie zogen Lena mit sich fort in ihren Kreis. Der Maler hörte leisen Gesang verklingen:

Leise, leise
Ziehn wir Kreise
Nach Elfen Weise
Im Mondenscheine.

Aber Ella's Stimme war nicht darunter; sie war auf immer verstummt. — —

(Fortsetzung folgt.)

Jacob Offenbach.

Von **Paul Lindau.**

(Schluß.)

Ich entsinne mich noch sehr wohl des Gesprächs, welches ich mit einem meiner Freunde, einem grundgescheiten, durchaus nicht philiströsen Schriftsteller führte, als wir die „Bouffes Parisienne“ nach einer der ersten Aufführungen des „Orpheus“ verließen. Mein Freund, der ständige pariser Correspondent eines der angesehensten deutschen Blätter, war, wie ich selbst, in die Vorstellung gegangen, um darüber nach Deutschland zu berichten. Er war entrüstet, und ich war's beinahe auch.

„Was sagen Sie zu diesem Beifall?“ rief er, als wir nach dem Theater zusammen zu Nacht aßen. „Soll man da keinen Widerwillen vor diesem abscheulichen Paris bekommen, wenn man sieht, daß solchen pöbelhaften Excessen zugejubelt wird? Soll man da nicht an der ganzen Menschheit irre werden, und die Lust zu Allem, was ernst und edel ist, verlieren? Es ist geradezu eine Schmach für Deutschland, daß es einen solchen Menschen hervorgebracht hat, welcher dem verderbtesten Geschmack der hohlsten und lüderlichsten pariser Gesellschaft fröhnt und diesem Götzen seine künstlerische Ehre, sein künstlerisches Talent opfert! Denn er hat Talent, dieser Mensch, und das ist das Schlimmste. Er hat Talent: das Menuett, die kleine Phrase: „Ach, lieber Papa Jupiter, nimm uns doch mit,“ sind ganz köstlich, hie und da, im Duett zwischen Jupiter und Eurydice, sprühen die Funken einer echten musikalischen Komik. Aber dieser Offenbach hat keine Achtung vor der Kunst, er macht sie zur Dirne, um Dirnen zu gefallen. Es ist einfach schauderhaft. Der gemeinste Gassenhauer ist ihm nicht zu gemein, wenn er Effect damit machen kann. Effect, Effect, Effect — darum dreht sich Alles! Und er kennt, leider Gottes, das abgelebte Publicum, auf das er wirken will, zu genau. Er weiß, daß da die gewöhnlichen Mittel nicht mehr verfangen, daß diese blasirten Roués, diese abgestumpften Loretten mit der Hetzpeitsche tractirt werden müssen, und deshalb nimmt er sie, und wenn er sie aus dem Circus holen sollte. Ist das Kunst? Ist das nicht die Umkehr alles Vernünftigen, Wahren und Rechten? Die Kunst, welche veredelnd auf den Geist des Menschen wirken soll, hier begibt sie sich ihres Herrenrechtes und erniedrigt sich zur Sclavin des wüstesten Geschmacks und der Sittenlosigkeit. Deshalb ist diese Musik auch nur hier in Paris möglich, wo sie von einem durch und durch kranken Publicum getragen wird. In Deutschland, Gottlob! da ist es anders. Da fehlen alle Vorbedingungen zum Verständniß dieses Lorettengedudels, da würde man Herrn Offenbach mit sammt seinem „Orpheus“ auspfeifen, wenn er sich dort zu produciren wagte.“

So sprach mein Freund, und ich gestehe, ich war ungefähr derselben Ansicht. Ich hielt es für undenkbar, daß diese Opfer, das Product einer specifisch pariser Eigenthümlichkeit, den Weg über die Grenze nehmen würde; ich glaubte zuversichtlich, der „Orpheus“ sei ein echt pariserisches Gewächs, das sich nicht in einen anderen Topf, und namentlich nicht in das nach meiner Ansicht noch moralisch-solide Deutschland verpflanzen lasse. Nun, ich gestehe reumüthig: ich habe mich vollkommen getäuscht. Offenbach hat in Deutschland einen noch durchschlagenderen Erfolg gehabt, als in Frankreich. Sein „Orpheus“ ist siegreich über die Bretter fast aller deutschen Bühnen gegangen — die kleinsten Provinzialtheater nicht ausgenommen — und überall hat er sich als dauerhaft bewiesen. Die Offenbachschen Opern sind beinahe bei allen Bühnen die besten Zug- und Kassenstücke.

Diese Thatsache möchte doch wohl geeignet sein, uns zu etwas ernstem Nachdenken über unsere vielgerühmte deutsche Gründlichkeit aufzufordern. Wir glauben uns berechtigt, auf die „frivolen Franzosen“ mit dem Gefühl unserer sittlichen Ueberlegenheit spöttisch herabzublicken; wir hören und sagen gern, daß dieser oder jener Scandal, welcher von Paris aus uns berichtet wird, in Deutschland glücklicherweise nicht vorkommen könne. Aber kann man fragen, woher kommt es, daß diese Musik, welche mehr als irgend ein anderes Kunstproduct alle undeutschen pariser Eigenthümlichkeiten in sich schließt, daß diese Musik, welche frivol und leichtsinnig ist, wie keine andere, in welcher das „Froufrou“ der Lorettenschleppe rauscht und welche den Patchoulíduft der Demimonde ausströmt, von einem Deutschen gemacht und in Deutschland populär wird? Woher kommt das?

In einem Aufsatz über „Offenbach und das zweite Empire“ schreibt Ehlert: „In Offenbach ist trotz deutschen Namens und deutscher Herkunft kein Tropfen deutschen Blutes: er ist Franzose bis zur Uebertreibung, Franzose des zweiten Empire, er ist der Bänkelsänger jener faulen Staatswirthschaft, welche ihre innere Verlogenheit und Unnatur durch den Zauber

zimmern, Mitarbeitern des „Figaro", Herzögen und Opernsängern.
des äußeren Prestige zu betäuben sucht. Seine Welt ist die Welt des Hetärenthums par excellence, die Welt der Frivolität ohne Grenzen, der Lüderlichkeit, Ehrfurchtslosigkeit und des Mammons. Die eigentlichen Dichter und Musiker des zweiten Empire sind die Dumas und Offenbach. Hört man im Spontini'schen Orchester den betäubenden Lärm der siegreichen Armee, so kichern im Offenbach'schen alle Halbdamen von Paris. Dort Pulvergeruch, hier Patchouli, dort Leidenschaften, hier Intrigue, dort Liebe, hier Sinnlichkeit. Er hat eine Art von kurzem, drallem Rhythmus, mit dem er den Situationen noch ein Paar Füße mehr zu geben weiß, als sie eigentlich brauchen. Das tänzelt und trippelt in seinen Partituren, es ist immer etwas Tarantel dabei. Diese witzige Rhythmik, neben welcher die Meyerbeer'sche eine blonde Schäferin ist, hat etwas rasend Aufregendes. Dann hat er ein curioses Talent für lächerliche Intervalle — man könnte sie recht bezeichnend „falsche" nennen —, die er mit dem größten Geschick an die rechte Stelle zu setzen weiß, so daß sie eine blitzartige Komik hervorbringen. Natürlich ist in einer so lüderlichen Wirthschaft, wie sie die meisten seiner Partituren führen, an doppelte Buchhaltung nicht zu denken. Ueberlegen, Haushalten, das Zuviel berechnen und ähnliche Meisterkniffe der alten schönen Zeit, das kennt er nicht. Das Ganze ist immer wie Kirmeß. Hier wird Das, dort Jenes ausgerufen, das Schlechteste liegt hart neben dem Besten, aber es ist immer Leben, immer Beweglichkeit da. Daß er sich selbst abschreibt, wie kann es anders sein? Offenbach läßt keinem Gedanken Zeit, sich zu entwickeln. Herunter in die Partitur mit ihm! Nach sechs Monaten treibt das abgerissene Stümpfchen in seinem Kopf ein neues Reis. Ist's ein Wunder, wenn's dem alten gleicht?"

Die Fruchtbarkeit Offenbach's ist in der That erstaunlich. Er hat wenigstens fünfzig Opern und Operetten geschrieben, von denen mehr als die Hälfte einen guten, und einige bedeutenden Erfolg gehabt haben. Zu diesen sind außer „Orpheus" vor Allem „Die schöne Helena", „Die Großherzogin von Gerolstein", „Pariser Leben", in neuester Zeit „Die Perichole" und „Die Räuber" zu zählen. Auf ein etwas anständigeres Gebiet hat er sich mit der „Hochzeit bei Laternenschein", „Fortunios Lied" und „Lieschen und Fritzchen" begeben, in welchem einige Nummern enthalten sind, die in jeder leichten komischen Oper mit Ehren bestehen würden. Indessen sind seine Versuche, sich zur komischen Oper höherer Gattung zu versteigen, fehlgeschlagen und er ist deshalb wieder zu dem Erfolge der musikalischen Burleske herabgestiegen. Sein Lorbeer blüht eben nur im Sumpfe. Hier aber, in der Burleske, ist er unbestritten der bedeutendste oder vielmehr der einzig Bedeutende. Seine Nachäffer haben wohl die Manier, die Frivolität nachzuahmen gesucht, aber den köstlichen Witz, den er dabei entwickelt, haben sie ihm nicht nachahmen können.

*Preisaufgabe.

I.

Das **Erste** gibt uns neue Kraft
Nach langen, heißen Stunden;
Es wird der Segen, den es schafft,
Allüberall empfunden.
Das **Zweite** hundertfach man sieht,
Was soll ich da viel sagen! —
Der Reiter, der zum Kampfe zieht,
Wird nie gefüllt es tragen.
Das **Ganze** ist von jedem Land
Bekannt den Geographen,
Weil einst bei ihm die Wiege stand
Des Elements im Hafen.

II.

Das **Erste** hundertfach man sieht,
Was soll ich da viel sagen! —
Der Reiter, der zum Kampfe zieht,
Wird nie gefüllt es tragen.
Das **Zweite** gibt uns neue Kraft
Nach langen, heißen Stunden;
Es wird der Segen, den es schafft,
Allüberall empfunden.
Das **Ganze** kannst du, muß es sein,
Beim Apotheker kaufen,
Doch fährst du's in den Magen ein,
Wirst du nicht lange schnaufen.

(Andere Behandlung desselben Stoffes.)

1 und 2.

In des Frühlings schönsten Tagen
Machten einmal die Studenten
Einen Ausflug in's Gebirge;
Aufwärts zogen sie von Lambrecht
Ueber Elmstein und noch weiter,
Bis sie dann im Walde oben
Rasteten und sich erlabten.
Geographisch sie belehrend,
Sagte dann der Herr Professor,
Das was 1 und 2 besage,
Von der Pfalz sei hier zu suchen.

2 und 1.

Einst in längst vergang'nen Tagen
Machten düstre Alchymisten
Ihre Golderwerbsversuche
Mittels 2 und 1 vergebens;
Auch noch jetzt in unsern Tagen
Haben's manche Handwerksleute,
Und nun, lieber Leser, rathe.

II.

Ohne Kreuz gibt's nie das **Erste**,
Unverständlich ist's den Wilden,
Und nur schwere Kunst vermag es,
Den Begriff davon zu bilden.
Ohne Glück gab's nie das **Zweite**,
Unerreicht blieb es für Viele,
Doch es reizte stets die Leute
In dem allbekannten Spiele.
Wir in unserm Wald, dem grünen,
Und dem reichen Quellensegen,
Fassen nicht, wie Beduinen
Hohen Werth auf's **Ganze** legen.

Als Preis geben wir **Schillers Werke.**

Die Frist zur Einsendung der Auflösungen ist auf den 6. Juli festgesetzt. Die Namen der Auflöser werden veröffentlicht, falls es nicht ausdrücklich anders gewünscht wird.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 78. Speyer, Samstag, den 2. Juli 1870.

* Johannis-Nacht.

Von H. Stein.

(Fortsetzung.)

VIII.

Wie doch Träume so wunderbar und innig sich in das Leben des Menschen verschlingen, besonders in das märchenhaft bewegte Leben derer, die eine tiefe Liebe im Herzen tragen! Hast Du's nicht selber schon erfahren, wenn je Dein Herz von solcher Liebe bewegt war? Du lagst in tiefem Schlaf; plötzlich fuhrst Du empor, wie von einer geheimnißvollen Macht emporgeschnellt; trübe, nebelhafte Bilder lagerten auf Deiner Seele; Du sihst Dich um und konntest nicht begreifen, wo Du warst; Dir war's als habe eine Stimme den Namen des Wesens gerufen, das Du liebend im Herzen trugst, und konntest nicht begreifen, woher die Stimme kam. Niemand war um Dich, und doch — die Stimme hattest Du gehört, das wurde Dir immer gewisser; und wie Du tiefer Dich versenktest in Dein düstres Sinnen, da wurde Dir's auf einmal klar: Du selber hattest im Traum gerufen nach dem geliebten Wesen, Du warst von dem Schall Deiner eigenen Stimme erwacht.

So ging's auch dem jungen Mann, der ruhig schlafend unter der Felsplatte lag. Er fuhr auf und rief: wer ruft? Als Alles still blieb, wurde er sich allmälig des Wachens bewußt; er rieb sich die Augen. Wo war er nun? er konnte sich nicht besinnen. Ja doch, hier war er eingeschlafen; die Studenten mußten noch drüben sein. Aber lange mußte er geschlafen haben, denn es war Nacht geworden, und der Mond leuchtete schon. Er sah nach der Uhr; sie war stehen geblieben. Ihm war eigen zu Muth; so schwer und müde fühlte er sich; er hatte einen bösen Traum gehabt, so lebhaft, als hätte er's erlebt. Er sah um sich: das Wetter hatte sich geändert; der Mond hatte einen kalten Schein; auf der Wiese zogen weiße Nebel, und ein kühler Wind machte die Blätter der Erlen rauschen. Den Maler fröstelte es bis in's Herz; er nahm den Hut ab, von dem ihm ein welker Strauß von Johanniskraut und Feldblumen in den Schooß fiel; das Haar und die Kleider waren vom Abendnebel durchnäßt; wirr und unheimlich war es ihm zu Muth, als er aufsprang, die Gefährten zu suchen. Es mußte schon spät sein; denn nächtliches Schweigen lag über der Landschaft. In der Ferne leuchtete ein einsames Licht. Der Maler dachte, es könnte das Sternwirthshaus sein; aber wo waren die Studenten? Als er aus dem Versteck heraustrat, und nun den kleinen Abhang hinunterschritt, sah er sich unwillkürlich scheu um; der Einfluß des Traumes beherrschte ihn noch. Es war ihm gewesen, als sei er bezaubert worden von einer Wasserfee; er wollte fast lachen über den wüsten Traum, aber er konnte nicht. Er freute sich, seine Kameraden wieder zu sehen, ihre lustigen Stimmen zu hören; aber wo steckten sie denn? Er ging an den Platz unter der Tanne; aber sie waren nirgends zu sehen. Er dachte, sie hätten sich vielleicht muthwillig versteckt und rief: „Kommt nur heraus." Aber Niemand kam, und Niemand antwortete. Da ward der Maler sehr ärgerlich und schalt sie in Gedanken, daß sie ihn so treulos verlassen hätten und ihre Wege gezogen waren. Auch das Schicksal seines Skizzenbuchs und Plaids machte ihm Sorgen.

Eine Verwünschung murmelnd, wollte er die Landstraße, die wie ein weißes Band sich hinschlängelte, betreten, als sein Auge auf den Tannenstamm fiel, wo etwas Weißes halb befestigt im Wind hin und her flatterte. Er löste es ab, und fand das Blättchen mit halbverloschenen Bleistiftzügen, worin seine Gefährten ihn benachrichtigten, wo er sie treffen würde.

„Nun", dachte der Maler, „wenn die Kerle mich wirklich gerufen haben, muß ich merkwürdig fest geschlafen haben. Aber ich bin froh, daß ich weiß, wo meine Sachen sind."

So ging er denn vorwärts in die schweigende Nacht hinein. Er knöpfte seinen Rock zu, so fröstelte ihn. Er sah heute wenig von der Schönheit des Thales, obgleich es fast taghell erleuchtet war. Mit gesenktem Haupte schritt er vorwärts und fühlte sich sehr müde; er dachte viel an den wüsten Traum; aber mit diesem Gedanken war auch der an seine Braut verbunden. Er wollte seine Reise abkürzen, um sie bald zu besuchen.

Der Weg mit den vielen Krümmungen, bald durch dichten Wald, bald durch helle Thäler, bald am Abhang, bald unter Felsen, schien ihm sehr lang. Endlich war das Wirthshaus erreicht, dessen Fenster

noch erleuchtet waren. Der Hund bellte; er öffnete die schwere Hausthüre und trat in die mit Holz getäfelte geräumige Wohnstube. Gerade in dem Augenblick schlug die schwerfällige Uhr elf. Er wunderte sich sehr, daß es schon so spät sei, und freute sich, die Leute noch auf zu finden.

Hinter dem großen Tisch saßen drei bis vier Bauernknechte und spielten Karten, sie ließen sich auch nicht stören durch des Malers Gruß, sondern setzten eifrig ihr Spiel fort.

Schwerfällig erhob sich die dicke Wirthin hinter dem Ofen, wo sie ein wenig eingenickt war; und hieß den Maler willkommen.

Dieser warf sich gleich müde auf einen Stuhl und fragte, ob nicht zwei Herrn heute Nachmittag etwas für ihn dagelassen hätten.

„Nein, mein Herr, es war Niemand hier als zwei Viehhändler."

„Nun da hört doch alles auf!" rief erregt der Maler. „Erst lassen die Herrn mich zurück, und dann nehmen sie meine Sachen mit."

Die Wirthin hatte aufmerksam zugehört.

„Vor drei Tagen waren zwei Herren hier und erwarteten einen Freund. Als er nicht kam, ließen sie ein Halstuch und ein Buch mit Bildern hier. Sie schienen besorgt um den Freund, der, wie sie sagten, in den Wald gegangen und nicht wieder gekommen war. Sie blieben noch den ganzen nächsten Morgen hier, dann sind sie fort."

„Ein Tuch und ein Bilderbuch?" wiederholte der Maler: „Nein, es kann nicht sein. Gute Frau, Ihr irrt Euch vielleicht in der Zeit; heute Nachmittag sind sie wohl gekommen?"

„Ich irre mich nicht", sagte etwas scharf die Wirthin: „Die Herren, die ich meine, und lustige Studenten waren es, kamen vor drei Tagen. Nun fällt mir bei, sie nannten den Freund Herrn Reiser."

„Reiser? sie nannten ihn Reiser?" rief der Maler. „Das bin ich ja. Träum' ich denn noch? Heute, am Freitag, bin ich mit den Studenten den Weg von Freiburg gekommen. Wir ruhten uns aus; ich schlief ein und muß lange geschlafen haben, denn, als ich erwachte, waren die Studenten fort, und ich fand den Zettel, in welchem sie mich anweisen, hierher zu gehen. Seht nur her, da ist das Blättchen."

Die Wirthin bekreuzte sich. „Lieber Herr, Ihr macht nur Spaß; heut' ist ja nicht Freitag, es ist Sonntag, hier ist der Kalender."

„Nun wird's mir aber doch zu bunt", rief der Maler erzürnt. „Nun soll es Sonntag sein und ich hätte also 3 Tage geschlafen. Hört' Ihr Bursche", wendete er sich zu den Kartenspielern: „Ist's heut Sonntag oder Freitag?"

Die Männer lachten. „Weiß denn der Herr nicht die Wochentage? Sonntag ist's ja." Sie winkten sich zu und deuteten bezeichnend auf die Stirn, als wollten sie sagen, es müsse dem Herrn nicht richtig im Oberstübchen sein.

Dem Maler war es auch fast so. Ihm schwindelte und er drückte fest die Hand auf die schmerzende Stirn. War es nur möglich, daß er drei Tage lang geschlafen hatte? War es am Ende kein Traum gewesen, sondern Alles, was er gesehen und gehört, ihm wirklich widerfahren?

Die Wirthin mußte ihm noch einmal genau beschreiben, wie die Herren ausgesehen, was sie gesagt hatten, aber als sie es gethan und zum Ueberfluß noch das Buch und den Plaid geholt hatte, welches er Beides für sein Eigenthum erkannte, konnte er nicht länger zweifeln.

Die Wirthin rief Maria und alle Heiligen zum Schutz an, als sie merkte, wo er gewesen sei.

„Wisset Ihr denn nicht", sagte sie, „daß es Johanniszeit ist? Da haben die bösen Geister Macht und gerade dort, wo Ihr, wie Ihr sagt, geschlafen habt, halten die Wasserjungfrauen ihre Tänze. Kein Zweifel, sie haben Euch behext."

Der Maler legte sein müdes Haupt zur Ruhe, aber der Schlaf floh ihn. Die ganze Nacht lag er und plagte sich mit dem Gedanken: ob Traum, ob Wirklichkeit, ohne zur Klarheit zu kommen. Am Ende beschloß er, sich aufzumachen zu Marien zu gehen. Es überkam ihn eine allgewaltige Sehnsucht, in das milde Gesicht seiner Braut zu blicken, die ihn nicht ruhen ließ.

Als der Morgen dämmerte, stand er auf, legte Geld für die Zeche auf seinen Tisch und stieg leise aus dem Fenster. Ungesehen kam er hinaus und die aufgehende Sonne fand ihn schon weit auf seinem Weg vorangeschritten.

Die zwei Eidechsen aber saßen auf einem Stein und sahen ihm nach.

„Da geht er hin", bemerkte die eine, „und läßt Ella in Trauer zurück!"

„Warum brachte sie ihn nicht mit in das Reich ihres Vaters?" fragte Eudoxia.

„Warum? Weil er treue Liebe im Herzen hegte. Eine Weile, glaub' ich, war sie in Gefahr, allein zuletzt gewann sie doch den Sieg."

(Schluß folgt.)

Pariser Küchenstudien.*)

Von **Dr. Ernst Eckstein.**

Die Gegensätze der menschlichen Existenz treten bekanntlich nirgends so handgreiflich zu Tage, als in einer Weltstadt. Hier brüstet sich der wahnwitzigste Luxus neben dem entsetzlichsten Elend. Während Tausende kein wichtigeres Problem kennen, als die Frage: „Wie werde ich heute meine Hundertfrancsnoten mit möglichst viel Behagen und Genuß losschlagen?", erwachen viele tausende mit dem niederdrückenden Bewußtsein, nicht so viel in der Tasche zu haben, um eine warme Suppe oder einen Bissen Brot bezahlen zu können. Zwischen beiden Extremen liegt eine ununterbrochene Kette von Mittelgliedern, deren nähere

*) „Daheim."

Betrachtung eben so unterhaltend als lehrreich erscheint. — Wenn der freundliche Leser diese Ansicht theilt, so begleitet er uns vielleicht auf einer kleinen Rundreise durch die zahlreichen Etablissements der französischen Hauptstadt, in welchen die verschiedenen Classen der Pariser Gesellschaft ihre Mahlzeiten einnehmen. Wir beginnen mit den Restaurants ersten Ranges, um schließlich in Regionen anzulangen, von denen man sich nur durch eigene Anschauung einen entsprechenden Begriff zu bilden vermag. Die Redensart: „Sie leben schlechter, als die Hunde," hört in diesen Tiefen auf, eine Hyperbel zu sein, und als unterste Stufe der Scala finden wir jenes blasse Gespenst, das uns angrinst, wie ein Hohn auf die Menschheit — den Hungertod.

Die Stätten, an welchen die „Elite der Gastronomie" ihre schwelgerischen Mahlzeiten einnimmt, liegen fast sämmtlich im Mittelpunkte der Stadt, zwischen „Madeleine und Château d'Eau", wie der Pariser zu sagen pflegt. Im „Café Anglais", im „Café Vignon", in der „Maison Dorée", bei den „Drei provençalischen Brüdern", bei Véfour, bei Brébant 2c., kostet ein normales Mittagsessen kaum unter 20 Frcs. Man versteht unter dieser Bezeichnung etwa folgende Speisen: Austern. Eine Suppe. Fisch. Braten. Gemüse. Süße Speise. Käse. Diverse Früchte. Eine Flasche Tischwein. Sobald man von dieser Norm abgeht und sogenannte erlesene Schüsseln beansprucht, steigert sich der Preis in's Unberechenbare. — So kostet z. B. die zuerst im Café Anglais aufgekommene Camerani-Suppe per Teller 25 Francs. Sie besteht aus einer ebenso theueren, als absonderlichen Mischung, vornehmlich aus fetten Hühnerlebern, bei denen es aus feinschmeckerischen Gründen unumgänglich ist, daß die betreffenden Vögel nicht geschlachtet, sondern durch die Entladungen einer elektrischen Batterie getödtet worden sind. — Die echten Feinschmecker halten an dieser conditio sine qua non mit unglaublicher Hartnäckigkeit fest, und die Restaurants schlagen aus der Albernheit solcher Leute klingende Münze.

Wir befinden uns in einer großen unterirdischen Halle. — Unsere Aufmerksamkeit wird zunächst durch einen riesigen Kamin in Anspruch genommen, vor welchem acht oder zehn Bratsprieße von einem uhrwerkartigen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden. — Auf dem Gesimse über dem Bratofen blitzt und funkelt, was der Koch seine Batterie nennt, d. h. die achtzig oder hundert kupferne Kessel, Pfannen, Töpfe und sonstige Gefäße. — Es ist vier Uhr. — Die Arbeit beginnt. — Der „Grand-Chef", auch „Chef-Chef" geheißen, schreitet mit emsiger Würde auf und nieder und leitet die Thätigkeit seiner Untergebenen. Er prüft jedes Gericht; kein Mißgriff, keine Unregelmäßigkeit entgeht seinem Scharfblicke. Hier weist er einen Küchenjungen zurecht, dessen Kleidung in Unordnung gerathen ist; dort kritisirt er die Zubereitung einer Pastete; dort endlich wirft er eigenhändig ein paar Messerspitzen Pfeffer an eine mangelhaft gewürzte Sauce. Für seine Bemühungen erhält er ein sehr anständiges Gehalt, ein Neujahrsgeschenk und einen Antheil an den Trinkgeldern der Kellner. Im Ganzen steht er sich nicht leicht unter 4000 Francs, wobei die freie Kost nicht mit in Anschlag gebracht ist.

Seine nächsten Untergebenen sind die „Chefs de partie", deren jeder drei oder vier Gehilfen zur Seite hat. Je nach ihren Functionen heißen diese Unterköche, rôtisseur (Brater), entremétier (Zwischengerichtler), légumier (Gemüsler), saucier (Saucenkoch) 2c. Der Rôtisseur hat außer der Oberaufsicht über die Bratspieße die Verantwortlichkeit für alles Gebackene, Geröstete oder Geschmorte, während der Entrémetier neben den süßen Speisen auch die Suppen besorgt. Alle haben ein Fixum von mindestens 1800 Francs. Eine nicht weniger wichtige Rolle spielt der Aufseher der Speisekammer. Er übermittelt seinen ausübenden Kameraden das erforderliche Material an Fleisch und Fischen. Die Speisekammer befindet sich unmittelbar neben der Küche; die Vorräthe liegen auf Lattengerüsten und werden durch täglich erneuertes Eis frisch erhalten. (Das Café Riche verbraucht an Eis im Durchschnitt täglich drei Centner.) Der Aufseher der Speisekammer ordnet überdies alle kalten Gerichte und die sogenannten Garnituren, jene Verzierungen, bestehend aus Gelée, harten Eiern, Gurken, Früchten 2c., in deren künstlerischer Anordnung er ein wunderbares Geschick zu entwickeln pflegt. Er steht sich fast auf 3000 Francs jährlich.

Die „Gehilfen" sind mit dem vierten Theil dieser Summe zufrieden; dafür haben sie ein Anrecht auf das „bijou", auf die Reste, für die man in der Wirthschaft selbst keine Verwendung mehr hat. Das „bijou" wandert gegen eine mäßige Zahlung in die Markthallen und findet dort willige Abnehmer.

Zu einer Küche ersten Rangs gehört ferner ein eigens hiezu angestellter Spüljunge; in den kleineren Wirthschaften liegen diese Geschäfte den „Gehilfen" ob. — Der Spüljunge erhält nur 60—70 Francs per Monat, allein es erschließt sich ihm eine Quelle des Verdienstes in dem riesigen Napfe, in welchem er die Teller und Schüsseln reinigt. Er schöpft das Fett ab, welches im Spülicht an die Oberfläche steigt, und verkauft es, in kleine Fäßchen gefüllt, an die Seifenfabrikanten. Der Spüljunge des Restaurants Bachette erzielt auf diese Weise eine Nebeneinnahme von monatlich 300 Franken! Wenn die Arbeit an dem dampfenden Kessel nicht gar so aufreibend wäre, so würde dieser Posten der beste im ganzen Local sein, allein wie die Bergleute in den Quecksilbergruben, leidet der Spüljunge meist an einer unheilbaren Krankheit.

Wenn wir nun außerdem das sehr beträchtliche Kellnerpersonal und die bedeutende Miethe in Erwägung ziehen, so können wir uns über die hohen Ziffern der Speisekarte kaum wundern, zumal das Bereithalten aller erdenklichen Gerichte, die manchmal ganze Wochen hindurch nicht verlangt werden, die einzelnen Schüsseln ungemein vertheuert. Der jährliche Umsatz in einem Restaurant ersten Rangs zählt nach Hunderttausenden; die Gäste dieser Kategorie bestehen aus vergoldeten Diplomaten, reichen Aerzten und Advocaten, Parvenüs aller Art, zweideutigen Frauen-

Steigen wir eine Stufe abwärts. Als Typus der Häuser zweiten Rangs mag die Wirthschaft von Bonvallet am Boulevard du Temple gelten. — Der Uneingeweihte merkt beim ersten Anblick wenig Unterschied. Nur das Publikum dünkt ihm weniger vornehm. Die Speisen sind theilweise eben so vortrefflich, als in den Restaurants der vorigen Gattung; nur ihre Auswahl ist etwas beschränkter. Auch der äußere Luxus des Locals ist nicht ganz so splendid, wie er in No. 1, aber noch immer glänzend genug, um das Gefühl eines verschwenderischen Ueberflusses in uns zu erwecken. Das wesentliche Kennzeichen dieser Classe im Vergleich zu der vorgenannten ist ihre verhältnißmäßige Billigkeit. Hier kann man sich schon einmal die Zügel schießen lassen, ohne vor der bevorstehenden Rechnung Alpdrücken zu empfinden. Fleischspeisen, Fische, Pasteten sind sämmtlich von tadelloser Qualität; der Wein ist gut und billig; drei Personen können für 28 Franken alle erdenklichen Genüsse haben. Ein normales Essen, bestehend aus Suppe, Fisch, Braten, Gemüse und Dessert, sowie einer halben Flasche Wein, kostet nicht leicht über 6 Franken, wobei zu bemerken ist, daß die Portionen für einen ganz bedeutenden Hunger berechnet sind. — Das Publikum, welches diese Localitäten besucht, gehört dem Mittelstande an.

(Schluß folgt.)

Der Kohlensäuregehalt der Luft in Schulzimmern.

Im Auftrage der Behörde hat Herr Dr. Breiting in Basel die Luft der dortigen Schulzimmer auf ihren Kohlensäuregehalt geprüft, um festzustellen, in wieweit vielfach laut gewordene Klagen über die schlechte Luftbeschaffenheit begründet sind. Die Resultate dieser Untersuchung sind so selbstredend, daß wir hier nur eine Reihe der erhaltenen Werthe anführen wollen aus einem Zimmer, das einen Kubikinhalt von 251,61 Kubikmeter, 10,54 Quadratmeter Fenster und Thür hatte, und an dem Versuchstage 64 Kinder enthielt.

Zeit der Messung			Kohlensäuregehalt	
Vormittags	7¾	Uhr vor Beginn der Stunde .	2,21	pCt.
"	8	" bei Beginn	2,48	"
"	9	" Ende der Stunde	4,80	"
"	9	" nach der Pause	4,7	"
"	10	" vor der Pause	6,87	"
"	10	" nach der Pause	6,23	"
"	11	" Ende der Stunde	8,11	"
"	11	" im leeren Zimmer . . .	7,30	"
Nachmittags	1¾	" vor der Stunde	5,3	"
"	2	" Beginn der Stunde . .	5,52	"
"	3	" vor der Pause	7,66	"
"	3	" nach der Pause	6,46	"
"	4	" Ende der (Gesangs-) Stunde	9,36	"
"	4	" im leeren Zimmer . . .	5,72	"

Des Vergleiches wegen sei hier daran erinnert, daß die reine Atmosphäre $^4/_{10000}$ Kohlensäure enthält und daß im Allgemeinen ein Kohlensäuregehalt von über 1 pCt. als gesundheitsschädlich angesehen wird.

(D. Viertelj schr. f. öffentl. Gesundhtspfl.)

Miscellen.

Am 24. d. M. wurde in Weil der Stadt, dem Geburtsorte Kepler's, das Denkmal dieses großen Astronomen enthüllt. Dasselbe ist bekanntlich von Director v. Kreling in Nürnberg modellirt und in der Erzgießerei der Gebr. Lenz Herold ebendaselbst in Erz gegossen und ciselirt und wird als ein höchst gelungenes Meisterwerk geschildert. Die Enthüllung fand unter großen Feierlichkeiten verbunden mit Reden, Gesängen u. s. w. statt. Während des Festmahls liefen zahlreiche Telegramme, darunter eines von dem österr. Reichskanzler Grafen Beust ꝛc. ein. Abends wurde das Denkmal beleuchtet.

Aus Hohenzollern, 23. Juni, schreibt der Schw. M.: „Vor einem Jahr trieb sich ein toller Hund im ehemaligen Oberamtsbezirke Ostrach herum; er biß einen Mann aus Levertsweiler, welcher bald darauf unter den entsetzlichen Erscheinungen der Wasserschen und Tollwuth starb. Vor wenigen Tagen hat die gräßliche Krankheit in demselben Bezirke ihr zweites Opfer gefordert. Der Bürgermeister von Habsthal, G. Scherer, bekam, nachdem er von einer Biene gestochen worden war, Anfälle von Tobsucht; rasch entwickelten sich alle Symptome der furchtbaren Krankheit und nach zwei Tagen war er eine Leiche. Während er die schrecklichsten Qualen erlitt, erinnerte man sich, daß er bei der damaligen Jagd auf den der Wuth verdächtigen Hund von einem der Hunde, die ebenfalls gebissen und hernach getödtet worden waren, eine kleine Verletzung erhalten, dieselbe ihrer Unbedeutendheit wegen jedoch nicht weiter beachtet hatte. Ob nun der Bienenstich die schlummernde Wuthvergiftung geweckt oder ob eine andere Ursache das beklagenswerthe Ende des geachteten Mannes herbeigeführt hat, stellt vielleicht die von drei Aerzten vorgenommene Obduction fest."

Stettin, 25. Juni. Aus dem Damm'schen See und seinen Seitengräben ist jetzt die gefürchtete Wasserpest verschwunden, nachdem sie, wie es scheint, dort allen Kalkgehalt verbraucht hat. Die Wucherpflanze hat in diesen Gewässern übrigens auch die sonst dort so zahlreichen „Mummeln" (Wasserrosen und Wasserlilien) vernichtet.

In Racine (Staat Wisconsin, Nordamerika) hatte man am 30. Mai das seltene Phänomen eines Steinregens. Eine Unmasse kleiner Kieselsteine fiel mit großer Gewalt aus den Lüften zur Erde nieder. Als der Himmel sich wieder aufgeklärt hatte, fand man den Boden am Seeufer weit und breit mit diesen Steinen bedeckt.

Ein Parasit der Apfelbäume. Aus zuverlässiger Quelle und eigener Ueberzeugung wird mitgetheilt, daß in den Baumschulen von Vollweiler und Gebweiler im Elsaß die sogenannte „Blutlaus" unter den Apfelbäumen einen ungeheuren Schaden anrichte, so daß in einigen Baumschulquartieren Tausende von Aepfelstämmen zu Grunde gehen. Diese Blutlaus bohrt sich durch die Rinde der jungen Aepfelstämme und saugt den Saft heraus. In Folge dieser Saftstörung entsteht eine Anschwellung, nachher ein kropfartiger (faustgroßer) Auswuchs und endlich die Magerkrankheit, bis in Folge der massenhaften Verwundungen die Bäumchen zu Grunde gehen. Diese Laus vermehrt sich außerordentlich stark, so daß in kurzer Zeit ganze Quartiere davon befallen werden. Eine Warnung vor Ankauf solcher mit Brut befallener Aepfelbäumchen und Reiser ist daher sehr am Platze und kann nicht genugsam bekannt gemacht werden.

Versiegen der Petroleumquellen. Bei dem ungemeinen Aufschwunge, den die Verwendung des Petroleums so schnell gewonnen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu constatiren, daß nach Mittheilungen des American-Gas-Liht-Journal die Quellen dort bereits in ihrer Ergiebigkeit zu versiegen beginnen. Die besten Brunnen in der Oilcity lassen bereits nach, die 500 Brunnen am Irawaddy im Staate Indiana liefern insgesammt keine 100,000 Gallonen mehr jährlich, die alten Brunnen Pennsylvaniens, speciell die Monongahela-Quelle bei Pittsburg, die Quelle im Alleghany, im Beaver- und Muskingum-Thale hat man nur betriebsfähig erhalten, indem man sie von Zeit zu Zeit tiefer senkte, und die 14 Fuß tiefe Freescom-Quelle im Staate Newyork, einst eine der reichsten, ist total versiegt, nachdem man einen zweiten Brunnen von noch größerer Tiefe in ihrer nächsten Nachbarschaft anlegte.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 79. Speyer, Dienstag, den 5. Juli 1870.

* Johannis=Nacht.

Von H. Stein.

(Schluß.)

IX.

Einige Tage später saßen in einem kleinen Stübchen in Köln zwei Frauen zusammen. Die eine war Marie, des Malers Braut, die andere ihre Mutter, in die Tracht der Kölner Bürgerfrauen gekleidet.

Alles im Zimmer war so heimlich und behaglich; die Fenster mit blühenden Heliotropen und Reseden besetzt, über welchen ein Kanarienvogel sein schmetterndes Lied sang. Er steckte von Zeit zu Zeit sein zierliches Köpfchen durch das Käfiggitter und sah hinunter auf das junge Mädchen, die mit einer Näherei beschäftigt an dem Tischchen saß, gleich als wolle er sie auffordern seinen lustigen Gesang zu bewundern. Aber diese schenkte heute ihrem Liebling kein Gehör. Die alte Frau hob eben wieder an:

„Nun, bitte, Marie, sage einmal offen was Du denkst. Ich verstehe Dich gar nicht und Dein Verschlossensein ängstigt mich.“

Die Angeredete sah auf. Eine leichte Röthe überflog ihr blasses, edles Gesicht, sie schwieg eine Weile, dann faltete sie ruhig ihre Arbeit zusammen und sagte:

„Du liebe Mutter, was soll ich Dir denn sagen. Du weißt es ja, wie betrübt ich war, daß ich von Otto so lang nichts hörte und sogar mein Geburtstag mir keinen Brief brachte. Sieh Mutter, es war nicht das, daß ich keinen Gruß, kein Lebenszeichen bekam, aber es lag mir schwer auf dem Herzen, es war mir, als komme ein Unglück über ihn und mich. Du sagtest einmal, als ich weinte: Kind, vielleicht ist er krank. Allein das fühlte ich wohl, krank ist er nicht gewesen, mir war, als hätte ich ihn verloren.“

„Und jetzt?“ fragte die Mutter.

„Ja sieh! Nun bin ich viel ruhiger, ich weiß, er kommt, er kommt bald. Wenn die Hausthür aufgeht, meine ich, er kommt, er kommt, und wenn es auf der Treppe knarrt, meine ich, er sei da. Und Du sollst sehn, er wird kommen.“

Die Mutter sah die Tochter zweifelnd an.

„Du sprichst so sicher, ich kann aber noch nicht begreifen, warum Otto Dir nicht zu Deinem Geburtstag geschrieben hat.

„Das weiß ich auch nicht,“ versetzte Marie, „und es hat mir auch viel Leid gemacht. Ich war in jenen Tagen der vorigen Woche so unglücklich, ich mußte immer weinen, bis in der Nacht vom Sonntag auf Montag“ — sie stockte plötzlich.

„Was?“ fragte die Mutter.

„Du wirst mich auslachen, und es ist auch nur ein Traum, aber seitdem bin ich so ruhig und weiß, er kommt bald. Siehe mir träumte in jener Nacht, ich sähe Otto auf einem Felde gehn, er bemerkte mich nicht, obwohl ich dicht hinter ihm her ging und dennoch wollte es mir nimmer gelingen, so sehr ich mich auch abmühte, ihn einzuholen. Ich wollte ihm rufen, auf mich zu warten, um mich mitzunehmen, aber meine Stimme versagte mir. Ich quälte mich in ungeheurer Angst, um nur ein einzig Wort hervorzubringen, allein umsonst. Und Otto sah sich nicht ein einzig mal um, sah weder rechts noch links, sondern lief blindlings vorwärts. Am Ende sah ich, wie er einen tiefen Abgrund vor sich hatte. Ich bemerkte ihn, aber Otto schien ihn nicht gewahr zu werden. Nur ein einziger Schritt trennte ihn noch, gleich mußte er hineinstürzen, als mir plötzlich die Sprache wiederkam und ich angstvoll „Otto!“ rief. Damit erwachte ich und habe wirklich laut gerufen. Der Mond schien hell auf mein Gesicht und als ich nach der Uhr sah, zeigte der Zeiger auf 10. Der Traum hat mich beruhigt, Mutter, und ich weiß, er kommt bald.“

Und Otto war rastlos gewandert von Morgen bis zum Abend und wieder vom Abend bis zum Morgen. Und je weiter er ging, und je näher er seiner Braut kam, desto leichter ward's ihm um das Herz. Wie Nebel fielen die Gedanken ab von ihm und versank die Vergangenheit vor der Gegenwart. Und jetzt war er da und jetzt stieg er die düstre Treppe hinauf und jetzt öffnete er leise die Thür, wo ihm des Vogels Gesang entgegen schmetterte. Goldner Sonnenschein drang ihm entgegen und hinter ihm versank die Erinnerung an die Johannisnacht im Schwarzwald. Er wußte nun, daß er in der Wirklichkeit lebe und daß er Maria als seine liebe, traute Braut im Arme hatte.

Pariser Küchenstudien.

Von **Dr. Ernst Eckstein.**

(Schluß.)

Die dritte Classe umfaßt alle diejenigen Wirthschaften, welche Diners zu festen Preisen geben. — An ihrer Spitze steht das „Diner de Paris" im Passage Jouffroy; Preis: 4 Fr. 50. — Wer es nicht vorzieht, sich die freie Wahl seiner Gerichte vorzubehalten, der mag in einigen dieser Wirthschaften seine Rechnung finden; im Allgemeinen ist jedoch wenig von ihnen zu halten. Von 4 Frc. 50. geht es abwärts bis zu 65 Centimes; allein schon bei 2 Franken beginnt das Uebel. — Es besteht eine große Anzahl von Wirthschaften, welche für einen Franken 50 Centimes ein Essen geben, das auf den ersten Anblick das Unmögliche zu leisten scheint: Eine Suppe, drei Gerichte nach Belieben, ein Dessert, eine halbe Flasche Wein, und Brot nach Belieben. Ich möchte jedoch niemanden rathen, auf diesen Köder anzubeißen. Wer nur 1½ Franken auf sein Diner verwenden kann, der versuche sein Heil in den „Etablissements de Bouillon" von Duval oder Porret. Er wird dort allerdings sehr haushälterisch zu Werke gehen müssen, denn die Portionen sind sehr, sehr klein, und um satt zu werden, dürfte er sich genöthigt sehen, der Suppe und dem Brod stark zuzusprechen, allein er ist doch wenigstens sicher, eine gute schmackhafte, gesunde Nahrung zu finden, während die „Diners à 1 Fr. 50." in den anderen Localitäten nur für sehr abgehärtete Gaumen genießbar sind. — Man hat es oft räthselhaft gefunden, wie ein Wirth, bei der übermäßigen Theuerung aller Lebensmittel, im Stande sein mag, für 1 Fr. 50 Cent. die oben angeführten Leistungen zu bieten. Allein sehen wir einmal näher zu. Eine Suppe! Verdient das grünlichgelbe Gebräu, das man uns auftischt, diesen Namen? Unter drei Gästen lassen zwei ihren Teller unberührt; er wandert in die Küche und wird wieder in den Kessel gegossen. Auf diese Weise macht sich die Sache billig, nicht wahr? — Eine Portion Fisch! Wenn Dir der Appetit nicht vergehen soll, so befrage den Tarbutt, den man Dir reicht, nicht um seine Biographie; iß mißmuthig drauf los und halte Dir die Nase zu. Die Restaurants dieser Art kaufen die Reste aus den Centralhallen auf und suchen den Mangel an Frische durch starkduftende Knoblauchsaucen und dergleichen zu bemänteln. Auch das Wildpret leidet an ähnlichen Schwächen, abgesehen davon, daß der Chef-de-Cuisine zwischen Katze und Hase keinen strengen Unterschied macht. Das Roastbeef erinnert an die Wettrennen von Vincennes und Vésinet; hunderte von lebensmüden Mähren finden im Restaurant à prix fixe ein ruhmloses Grab. Das Dessert besteht aus einem bescheidenen Apfel, einer halben Orange, oder einigen Pflaumen. In Summa kostet die ganze Geschichte noch keinen Franken. Dem Ausländer pflegt namentlich die „halbe Flasche" Wein zu imponiren; das Staunen hört jedoch auf, wenn man erfährt, daß das Faß, aus welchem der Restaurant 800 halbe Flaschen schenkt, mit Octroi und Steuer nicht mehr als 120 Franken kostet.

Wir sind nunmehr bei der eigentlichen Volksküche angelangt. — Die große Masse des Verbrauchs und der Mangel an allem äußeren Comfort ermöglicht hier das Beschaffen einer unserer Ansicht nach besseren und gesünderen Nahrung, als in den Wirthschaften mit festen Preisen. Hier speist der bemitteltere Arbeiter. — Als Vertreter dieser Classe mag die „Californie" an der Barrière du Maine gelten. — Dieses Riesenetablissement verbraucht monatlich 100 Ochsen, 500 Hämmel, 350 Kälber und 2500 Kaninchen. Seine Säle fassen 2000 Personen. Man sitzt dort an rohen Holztischen und ißt von irdenen Platten. Jeder Gast holt sich seine Portion selbst aus der Küche und zahlt sofort beim Empfang. Kellner im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht; sie sind durch handfeste Hausknechte ersetzt, welche die Ordnung aufrechtzuerhalten, und eintretenden Falls die Ruhestörer an die Luft zu befördern haben. Der Wein wird in Krügen servirt; die Flaschen würden eine zu verführerische Handhabe bei Streitigkeiten bieten. Das Publikum macht einen Lärm, der jeder Schilderung spottet; es wird fortwährend gesungen, gepfiffen und auf die Tische getrommelt; dazwischen lassen fahrende Spielleute ihre schreienden Melodieen erklingen; Bettler wimmern um eine milde Gabe; Hunde bellen und Gläser klirren, — kurz, es ist eine babylonische Wirthschaft. Wenn ein Gast aufsteht, so stürzen sechs, acht gierige Gesellen auf die Speisereste, die er auf dem Teller gelassen, und prügeln sich um einen abgenagten Knochen, oder um eine ausrangirte Kartoffel. Man speist hier bequem für 80, 90 Centimes, — allein starke Nerven sind eine unerläßliche Vorbedingung ...

Die Volksküche wird kleiner, schlechter, ärmlicher. — Der übermüthige Lärm verstummt. Wir befinden uns an einer Stätte des Elends. Treten wir ein. Welche Umgebung! Ein enges, niedriges, verräuchertes Loch, dessen ungesunde Atmosphäre uns fast den Athem benimmt. Ein schmutziges altes Weib verabreicht für drei Sous ein abenteuerliches Gericht, dessen Ingredienzien wir auf den ersten Anblick absolut nicht unterscheiden können. Wir sehen näher zu, — Fischköpfe, Knochen, Fleischreste, Brodfragmente, Kohlblätter ... dies Alles mischt sich hier, halbverfault, in grauenvollem Durcheinander. Es sind die verdorbenen Ueberbleibsel aus allen möglichen Markthallen, Restaurants und Fleischerladen .... Die technische Sprache bezeichnet dieses bunt zusammengesetzte, gräßliche Mahl als „arlequin" ... Die Reste sind großentheils von der Straße aufgelesen; die Lumpensammler, welche Abends die Kehrichthaufen durchstöbern, rühmen sich, die Hauptlieferanten dieser Wirthschaften zu sein ..... In den Polizeiannalen von Paris ist ein Fall verzeichnet, der für die Arlequins und ihre Geschichte charakteristisch erscheint. Aus Gesundheitsrücksichten wurde früher allwöchentlich in den hiesigen Markthallen eine Razzia auf verdorbene Fische angestellt; die erbeuteten Opfer fuhr man nach der Villette und warf

sie dort in die Cloaken. Eines Tags verhafteten die Sergeanten zwei Burschen, welche hier „im Trüben" fischten, d. h. die Fische aus jener unbeschreiblichen Flüssigkeit wieder herausholten, um sie, horribile dictu, für menschliche Gaumen herzurichten.

Wo sind wir hingerathen! Welche Gegensätze: das Café Riche und der Arlequin! Aber so scheußlich dieser Auswurf auch sein mag, er fristet doch noch nothdürftig das Dasein.

Die unterste Stufe der „Dineurs" von Paris dinirt gar nicht. — Die amtlichen Berichte schweigen von den Opfern des Hungertodes. Gleichwohl steht es fest, daß jährlich viele Hunderte dem Mangel an Nahrung erliegen. Auf 16 Menschen kommt hier ein Paria, der weder besitzt noch erwirbt . . . Was vermögen die Wohlthätigkeitsanstalten gegen ein so riesiges Elend! Die Summen, über die sie verfügen, sind lächerlich klein im Vergleich zum obwaltenden Bedürfniß; — es trägt dem Einzelnen täglich etwa einen Centime!! Wenn aber beispielsweise Jeder, der mehr als fünf Franken für sein Diner verwendet, auch nur ein Zwanzigstel von dem, was er in die großen Restaurants wandern läßt, dem darbenden Proletariat zukommen ließe, so wäre mit einem Schlage geholfen! Leider weiß die eine Hälfte der Gesellschaft absolut nicht, wie die andere lebt; was kümmert sich der Boulevardier um die Entbehrungen der Faubourgs!

Die Todtenfeier auf dem Schlachtfelde von Solferino.

Am 24. Juni 1859 ward auf den Feldern und Hügeln um Solferino die blutige Entscheidungsschlacht geschlagen, die Oesterreichs Herrschaft in Italien brach. Italiener, Franzosen und Oesterreicher kämpften einen ganzen langen Tag, von vier Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, in glühender Sonnenhitze, bis unter einem furchtbaren Gewitter die österreichische Armee sich zurückzog und den Gegnern den Sieg überließ. Mehr als achttausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Am 24. Juni 1870 sahen dieselben Orte, wo der Kampf am wildesten getobt hatte, die Vertreter der drei damals streitenden Mächte zu einem friedlichen Feste, zur feierlichen Bestattung der Reste der Gefallenen versammelt. Unter dem Vorsitze des Senators Torelli hatte sich eine Gesellschaft gebildet, welche es sich zur Aufgabe machte, die Gebeine der auf dem Schlachtfelde begrabenen Krieger zu erheben und denselben an geweihtem Orte eine letzte ehrenvolle Ruhestätte zu bereiten und damit zugleich ein ergreifendes Erinnerungsmal an jenen blutigen Schlachttag zu errichten. Diese Gesellschaft hat ihr Werk vollbracht: zwei kleine Kirchen auf dem Schlachtfelde sind in geweihte Beinhäuser umgestaltet und die Gebeine der Gefallenen darin nicht begraben, sondern in künstlicher Ordnung aufgestellt und aufgeschichtet worden. Es entspricht dies einer in Italien und schon in Süddeutschland üblichen Sitte: auf den Friedhöfen sieht man häufig nach der Straße gekehrt, einen offenen capellenartigen Raum, in welchem die ausgegrabenen Schädel und Knochen dem Vorübergehenden vor Augen liegen, ein gräuliches Momento mori.

Nicht weit von der Eisenbahn, die von Mailand nach Venedig führt, steht auf einem mit Fichten und Cypressen bewachsenen Hügel, der die weite Fläche und einen Theil des Gardasee's beherrscht, die kleine Kirche San Martino. Sie war schon vor 1859 in verfallendem Zustande und wurde während des Krieges fast ganz zerstört. Man hat sie wieder völlig hergestellt und zur Todtencapelle eingerichtet. Hinter dem Hauptaltar ist ein Gewölb errichtet, in welches man von der Kirche eintreten kann, und in diesem, wie auch im Chore der Kirche sind die Gebeine ringsum an den Wänden aufgestellt, die Schädel oben, wie auf den Bücherbrettern einer Bibliothek, die übrigen Gebeine unten in Nischen geordnet. Es sind hier an 2000 Schädel versammelt. Einige, deren Identität sich noch nachweisen ließ, sind mit Zetteln bezeichnet, man liest darauf z. B.: „italienischer Capitän", „österreichischer Soldat" u. s. w.; an vielen sind die Todesgeschosse, die man darin oder in anderen Theilen des Skelettes gefunden hat, befestigt. Ein schwarzes Velabrum trennt die Kirche von dem Chore und dem Todtengewölbe.

Die zweite, dem gleichen Zwecke gewidmete Kirche steht auf einem etwas niedrigeren Hügel gegenüber dem berühmten Hügel von Solferino mit seinem weitum sichtbaren Thurme. Diese St. Peter geweihte Kirche, die ebenfalls seit der Schlacht zerstört lag, ist in ähnlicher Weise wie die von San Martino hergestellt und eingerichtet, da sie aber mehr Raum hat, enthält sie die Reste von etwa 6000 Todten. Diese sind zum Theile in einem Gewölbe hinter dem Chore untergebracht, welches Zugänge von innen und außen hat, und in zwei Seitencapellen sowie in zwei großen Grabmälern in der Kirche selbst. Auch hier trennt ein schwarzes Velabrum den Raum für den Gottesdienst von den Todtengewölben.

Am 24. Juni, dem elften Jahrestage der Schlacht, wurden diese beiden Capellen feierlich eingeweiht. Der Kronprinz Humbert und der Prinz Eugen von Carignan wohnten der Feier bei, beide in Civiltracht und ohne Orden, nur der Kronprinz trug das blaue Band der Militär-Dienstmedaille. Auch das militärische Gefolge des Prinzen erschien in Civiltracht, denn die Gesellschaft, welche die Feier veranstaltete und deren Ehrenpräsident der König ist, den der Kronprinz zugleich vertrat, ist keine militärische. Die französische Armee war bei der Feier vertreten durch den Obersten de la Haye, die österreichische durch den Obersten Pollak. Außer diesen waren zugegen die Minister Govone und Castagnola, der Präsident des Senates, Graf Casati, die Senatoren Beretta und Chiesi, der Vicepräsident der Deputirtenkammer, Berti, die Deputirten Macchi und Massari, die Generale Pianelli, Cugia, Carchidio, Franzini, die Präfecten von Verona und Brescia, der Präfect von Venedig und Präsident der Gesellschaft, Senator Torelli, die Bürgermeister von Verona, Mantua, Bergamo, Venedig, Treviso, Mailand, Rovigo, Adria, Belluno, Solferino und eine Menge von officiellen und nichtofficiellen Personen, darunter verschiedene österreichische und französische Officiere, die aber in Civiltracht erschienen. Mit verschiedenen Eisenbahnzügen kamen die Eingeladenen zum Feste früh Morgens an der Station Pozzolengo an und begaben sich dann nach der Villa Tracagni, um welche in der Schlacht besonders hartnäckig gekämpft wurde. Dort ward ein Frühstück eingenommen. Dann begab man sich nach San Martino, wo eine kirchliche Einweihung Statt fand, begleitet von dem Donner der Kanonen und dem Flintenfeuer der Nationalgarde. Der Kriegs-Minister General Govone hielt eine lebhaft applaudirte Rede, in welcher er sagte: „Völker, welche wachsen in kriegerischer Tapferkeit, in Liebe zum Vaterlande, in bürgerlicher Tugend und in politischer Weisheit, erheben sich in Macht und Bildung und Reichthum und stellen sich über die anderen Völker, über solche Racen, die durch Gewalt oder Geschicke, durch eigene Sünden oder durch die Macht des Verhängnisses zur Schande der Knechtschaft herabsinken; so ist, meine Herren, die beständige Geschichte der Menschheit, so war das Schicksal Italiens, welches zweimal den verhängnißvollen Kreis durchlief und heute wieder den steilen und wechselvollen Weg zur Größe versucht. Aber wenn der Weg zum Verfalle leicht und schnell ist, so ist es schwer, sich allein wiederherzustellen, wenn die Glieder gebunden sind durch die Ketten der Knechtschaft und wenn nicht eine befreundete Hand hilft und unterstützt. Danken wir Gott, daß ein Mann unter denen, die der Menschheit den Weg zeigen und sie zu ihren Geschicken führen, in diesem Zeitalter aufgetreten ist, um uns brüderliche Hülfe zu bringen, die Hülfe seines uns blutsverwandten Volkes. Danken wir Gott, daß ein starker Stamm von Königen, der zehn Jahrhunderte mit wechselndem Glücke durchlebte, sich uns verband, um für die

Fahne der Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen und auf dem Felde der heiligen Schlachten zu führen, wie die Feuersäule das Volk des Moses führte. Danken wir Gott, daß er weise Staatsmänner erstehen ließ und tapfere Soldaten, um an dem Werke des stolzen Geschlechtes unserer Könige zu helfen. Dann wandte sich der Redner zu den Todten, den Italienern und den französischen Verbündeten, und sagte ihnen Dank und endlich zu den gefallenen Feinden, denen er zurief: „Feinde eines Tages, tapfere Feinde! Euer Opfer war ruhmvoll für Euer Land. Wenn der Sieg Euch nicht werden konnte, so war es, weil die Hand Gottes und der Geist der Zeit gegen Euch waren. Aber klagt nicht über die verlorene Schlacht, denn der Racenhaß ward dadurch in den Herzen getilgt; freut Euch, denn heute drücken uns Eure Genossen die Hand, alle vereinigt auf dem gemeinsamen Wege der Bürgerfreiheit und der Gerechtigkeit.“ Um 10 Uhr begab man sich nach Solferino. Ueberall war die ländliche Bevölkerung herzugeströmt und eine Menge von Zuschauern. Auf dem alten Thurme von Solferino wehten die italienische, die französische und die österreichische Fahne. Um Solferino herum war es wie ein Jahrmarkt: Militärmusik spielte, Kanonen und Gewehrsalven krachten. Auch hier fand dieselbe Weihe statt, wie in San Martino, und es redeten der Senator Torelli und der französische Oberst de la Haye, welcher die Sympathie Frankreichs für die italienische Armee aussprach und Namens des Kaisers dem Senator Torelli das Commandeurkreuz der Ehrenlegion überreichte. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit stieg man zu der Höhe von Solferino hinauf, von wo man das ganze Schlachtfeld übersehen kann und wo neben dem berühmten Thurme ein Pavillon errichtet war. Hier wurde ein Protocoll über die Feier aufgenommen und unterzeichnet, zuerst von den Prinzen, dann von den Vertretern Frankreichs und Oesterreichs und dann nach Rangordnung von den übrigen Theilnehmern des Festes. Um 1/4 Uhr fand ein Diner statt in einer sehr großen, zum Festsaale decorirten Scheune, wobei eine Reihe von Toasten ausgebracht wurden. Der Graf Casati brachte einen Toast auf den König von Italien, den ersten Soldaten der italienischen Unabhängigkeit, der Vicepräsident Berti auf die Prinzen, der General Govone auf den Kaiser von Oesterreich, einstmals ein Feind, jetzt ein aufrichtiger und loyaler Freund Italiens, Senator Torelli auf den besten Freund Italiens, den Kaiser der Franzosen, der Deputirte Massari auf Torelli und endlich der Oberst Pollak auf das italienische Heer, dem die österreichisch-ungarische Armee immer Sympathie und Achtung bewahre. Seine Rede, in gutem Italienisch gesprochen, wurde besonders lebhaft applaudirt. Zum Schlusse brachte der Prinz Humbert einen Trinkspruch auf die drei Heere, alle gleich tapfer in der denkwürdigen Schlacht. Die Musik spielte das „Partant pour la Syrie“ und darauf die österreichische Hymne, welche jedoch keinen guten Eindruck zu machen schien, dagegen brach bei der italienischen Hymne ein ungemeiner Jubel und ein allseitiges „Viva il Re“ aus. Die Rückkehr vom Feste fand, als ob die Erinnerung an den Schlachttag in allen Einzelheiten erneuert werden sollte, unter einem Gewitter statt; wie der 24. Juni 1859 geendet hatte, endete auch der Gedenktag desselben unter Blitz und Donner und gewaltigen Regengüssen. (Köln. Ztg.)

Miscellen.

△ Aus der „innern Geschichte“ des Rothschild'schen Hauses haben wir jüngst von einer culinarischen Rarität vernommen, die würdig erscheint, in die Receptensammlung der feinen Küche aufgenommen zu werden. Dort gehört das Sauerkraut unter die kostbarsten Gerichte der Tafel. Die alte Clara von Kissingen, die bereits mehr als zwanzig Jahre daselbst das Küchenscepter führt, ist mit der höchst eigenhändigen Zubereitung dieses Leckerbissens betraut. In silberner Casserolle wird das Sauerkraut auf ein sanftes, gleichmäßiges Gasfeuer gesetzt (denn in diesen Hallen kennt man die Kohle nicht und nur das fashionable Gas dient zur Bereitung der Speisen) wo es 24 Stunden ununterbrochen kochen muß. Alle halbe Stunde gießt Clara ein Glas Champagner hinein; bei dem 48. Glase ist das Gericht fertig, um dann genau zur Tafelstunde dem hohen Herrn aufgetischt zu werden. Zur Nachahmung empfohlen!

△ Ueber die Lehrweise eines gelehrten, aber höchst zerstreuten Professors Galletti in Gotha, der am dortigen Gymnasium von 1783—1828 Geographie, Natur- und Weltgeschichte vortrug, und dabei häufig die seltsamsten Quidproquos zu Stande brachte, existirt eine als Manuscript gedruckte Sammlung, der wir einiges besonders Instructive entnehmen: „Die Perser, sagte er einmal, bekamen bei Marathon einen solchen Schrecken, daß sie ausriefen: Herr Jesus, da kommen die Athener und sich in's Meer stürzten. Marat wurde zwar ermordet, aber er starb vorher an einer Krankheit, die ihm sogar das Leben raubte. Tacitus sagte schon, die alten Deutschen seien so groß gewesen, als unsere Garde du Corps. Unter die vorzüglichsten Producte von Egypten gehört das Klima. Die Gans ist das dummste Thier, denn sie frißt nur so lange, als sie etwas findet. Die Kälte wächst gegen den Nordpol um 10 Grad, zuletzt hört sie ganz auf. Gotha liegt an drei Flüssen, der Leine, der Nesse und der Erfurter Chaussee. In Paris werden Spiegel verfertigt, die ohne Glas und Rahmen wohl 12,000 Thlr. kosten. Die Engländer würden bei Weitem nicht so viel Leder machen, wenn sie blos ihre eigenen Felle gerbten. In Berchtesgaden wird aus Knochen Holz geschnitzt. Die Stahlfabriken von Birmingham verbrauchen so viel Stahl, daß aller Stahl, welcher fabricirt wird, dazu nicht ausreichen würde.“ Das beste aber sind die Weisungen, welche er seinen Schülern gab: „Der Lehrer hat immer Recht, auch wenn er Unrecht hat“; und: „Widersprechen Sie nicht dem, was ich Ihnen niemals gesagt habe. — Solches nannte man in Gotha „Gallettiana.“

Zur Erhaltung der Kunstwerke von Stein. Dr. Robert in Paris weist nach, daß das beste Präservationsmittel gegen die Verwitterung von Stein die Anwendung von Kupferoxyd resp. dessen Salzen ist. Er zeigt, daß das Verwittern von Sandstein, Kalk, Marmor und Granit verschiedene Ursachen hat, wobei eine der bedeutendsten der Ansatz einer minutiösen Flechte, lepra antiquitatis, des gefährlichsten Feindes der Steine ist und dessen Einwirkung eine so bedeutende ist, daß zum Beispiel die prachtvollen Marmor-Skulpturen im Park von Versailles in einer Zeit von 50 Jahren als Kunstwerke vollkommen zerstört sein werden, wenn nicht geeignete Maßregeln ergriffen werden, der rapid fortschreitenden Verwitterung Einhalt zu thun. Dr. Robert führt dann verschiedene Plätze an, die dem Publikum zugänglich sind, wo er seit einer Reihe von Jahren umfassende Experimente mit Kupfersalzen an verschiedenen Steinarten gemacht hat, und die allerdings ein sehr günstiges Zeugniß für diese Methode ablegen. In Bezug auf Granit wird angeführt, daß nach allen Erfahrungen egyptischer Ingenieure dieser harte Stein von den Einflüssen eines feuchten Klimas weit mehr angegriffen wird, als man vermuthen sollte. Der Obelisk von Luxor, der von Ober-Egypten nach Paris gebracht wurde, ist während der 40 Jahre, die er dort aufgestellt ist, vollkommen gebleicht, und voller kleiner Risse, während die 40 Jahrhunderte, die er vorher in Egypten gestanden, fast spurlos an ihm vorübergegangen sind. Granit, in einem feuchten Klima, wird der Sitz einer kleinen cryptogamischen Pflanze, die sehr zerstörend einwirkt, und außerdem ist es bekannt, daß die Verwitterung dieses Steines, der bekanntlich aus drei Felsarten, Quarz, Glimmer und Feldspath besteht, sehr von der Vermengung dieser Gesteine, sowie von der chemischen Zusammensetzung derselben abhängig ist, und daß jede einzelne der drei Steinarten den Einflüssen der Witterung viel besser widersteht, als ein Gemenge derselben. (Industrie-Blätter.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 80. Speyer, Donnerstag, den 7. Juli 1870.

Die weiße Camelie.

I.

Es gab nicht leicht angenehmere, gemüthlichere Zimmer in London, als die meines Freundes, des Künstlers Eduard Maynard oder „Teddy", wie seine Bekannten ihn nannten.

In einem dieser Zimmer saß ich an einem herrlichen Nachmittag, als der liebliche, milde Frühling sich bereits anschickte, vor der Gluth des Sommers zu weichen. Die reizende Wohnung war nach einer von Teddy entworfenen Zeichnung ausgestattet und das Zimmer, in das ich eingetreten, war fast das geschmackvollste. Das dunkle Getäfel von Eichenholz mit Goldeinfassung verlieh ihm etwas ungemein trauliches; dazu kamen passende Vorhänge von schwerem Stoff, welche das grelle Tageslicht dämpften, und Möbel von geschnitztem Eichenholz mit Ueberzug von der Farbe der Vorhänge. An verschiedenen Plätzen des geräumigen, viereckigen Zimmers standen Büchergestelle, Schränke u. s. w. aus Eichenholz, und die Wände waren mit guten Oel- und Aquarellgemälden geziert, meistens Schöpfungen von Teddy's Freunden, Künstler, wie er, welche ihm diese hübschen kleinen Stücke, die den Maler entzücken und über welche das Publikum sich den Kopf zerbricht, zum Geschenk gemacht hatten. Das Haus, in welchem die Wohnung meines Freundes war, lag mitten in einer Reihe ruhiger, in gleichem Style gebauter Häuser, nicht weit von Regent-Street und im Gesichts- und Gehörkreis dieser lebhaften Passage, und der Widerhall von Stimmen und Schritten, vermischt mit dem Geroll der Wagen, führte meine Gedanken bald wieder in die Stadt zurück, nachdem dieselben, verlockt von der Schönheit des Nachmittags, in träumerischen Visionen hinaus auf's Land geschweift waren.

Teddy war ausgegangen. Er war immer aus, wenn man ihn besuchte, ich sollte auf ihn warten, wie er mir in einem kleinen Billetchen, das mir sein Cerberus übergab, dringend anbefahl. Da ich voraussichtlich lange zu warten hatte, so war es natürlich, daß ich mir vor Allem eine Cigarre anzündete, und indem ich dabei mich im Zimmer nach etwas umsah, womit ich mich unterhalten konnte, fiel mein Blick auf eines der Photographie-Albums, welche den Tisch zierten. Sogleich machte ich mich daran, es durchzublättern, um zu entdecken, ob Teddy wieder einige neue Photographien aufgegabelt hatte. Ich muß zugleich erwähnen, daß er eine wahre Manie für das Sammeln solcher kleiner Bilder und das Glück hatte, daß solche ihm stets gleich nach Anknüpfung einer Bekanntschaft angeboten wurden. Ich sah manche alte Flamme von ihm in dem Buch. Das hübsche Mädchen, welches er das Glück hatte seine Cousine zu nennen, die junge Lady mit dem reichen, aufgelösten Haar, welche sich oft bei Liebhaber-Theatervorstellungen so ausgezeichnet hatte, und noch ein gut Theil anderer Schönheiten; sodann wendete ich heftig die Blätter, um an's Ende des Buches zu kommen, wo ich, wie zu vermuthen war, neue Gesichter finden würde.

Und wie wurde ich belohnt? Wie kann ich mit Worten den Eindruck beschreiben, welchen eine Photographie — die letzte im Album — auf mich machte? Ich war im ersten Augenblick ganz verblüfft; die übrigen Gesichter hatte ich ziemlich gleichgiltig betrachtet, aber in diesem Gesicht lag etwas, das mich veranlaßte, mit dem Buch an's Fenster zu treten, um es bei besserem Lichte zu betrachten. Die Photographie war eine wunderbar gelungene und das Gesicht das ausdrucksvollste, das schönste, das ich je gesehen hatte, tadellos und vollendet in seiner Form, von schwarzem Haar — so schien mir wenigstens die Farbe — umrahmt, mit einem Augenpaar, in dem sich eine edle Seele spiegelte, mit einem kleinen Mund, den ein reizendes Lächeln umspielte.

Es war ein sonderbares, noch nie vorher geahntes Gefühl, das mich, den sonst ziemlich kaltblütigen Mann, erfaßte und in ein wahres Fieber der Aufregung, wegen eines kleinen Bildes auf einem Stück Carton, versetzte. Wer war das Mädchen? Das war die Frage, und hastig nahm ich die Photographie aus dem Buch, um zu sehen, wer der Photograph war. Es stand kein Name, kein Buchstabe auf der Rückseite! Wo hatte Teddy es her? War es die Karte einer seiner Freundinnen, oder hatte er es sonst wo aufgegabelt? War sie verheirathet oder verlobt, kurz, wer und wo war das Mädchen, welches mich, einen ruhigen, vernünftigen Menschen in einen aufgeregten verliebten Thoren verwandelt hatte?

Wann konnte Teddy heimkommen? frug ich mich, das Zimmer mit raschen Schritten messend, während ich die Photographie in der Hand hielt und unverwandt anblickte. Ich öffnete alsdann das Fenster und sah ungeduldig mehrmals die Straße hinauf und hinunter — da endlich vernahm ich Schritte auf der Treppe und er trat ins Zimmer.

„Nun alter Knabe, wie geht's?" sagte er, „Bin froh, daß Du meinen Zettel erhieltest und gewartet hast."

„Teddy", sagte ich, ohne seine Begrüßung zu erwidern, und hielt ihm die Photographie entgegen, „sag' mir, wessen Bild das ist?"

„Oh!" sagte Teddy, diesen Ausruf so viel als möglich in die Länge ziehend und gleichmüthig eine Pfeife anzündend, „wie aufgeregt Du darüber scheinst!"

„Ich weiß, daß ich aufgeregt bin", sagte ich, denn ich hatte mich in eine wahrhaft lächerliche Gemüthsverfassung hineingearbeitet, „aber beantworte meine Frage. Wer ist das Mädchen? Ich muß es wissen."

„Laß sehen," sagte er, sich den Anschein gebend, als erkenne er die Photographie nicht. „Oh, das ist — das ist eine Photographie meiner Tante, die soeben im Begriffe steht, eine alte Jungfer zu werden."

„Teddy," sagte ich ungeduldig, „sei so gut und lass' die Witze. Ich bin fürchterlich neugierig. Bitte, sage mir, wo Du es her hast, überhaupt Alles, was Du darüber weißt."

„Ich sag' Dir, meine Tante" — fing er wieder an — und dann, als er mich ärgerlich sah, sagte er, „nun gut, lieber Junge, Thatsache ist — ich weiß so wenig wer es ist, als Du selbst. Ich sah es, fand, daß es ein ganz nettes Gesicht war, und kaufte es irgendwo in irgend einer photographischen Anstalt für einen Schilling."

Ich war bitter enttäuscht und setzte mich ganz verstimmt nieder, die Photographie noch immer fest in der Hand haltend. Ich hätte fast eher gewünscht, daß er mir gesagt, die unbekannte Schönheit sei eine verheirathete Frau, oder in irgend einer andern Weise unerreichbar für mich; aber die Ungewißheit, die völlige Unwissenheit meines Freundes über ihre Existenz, das war eine sehr bittere Pille für mich.

„Nun alter Knabe, Du siehst ja ganz niedergeschmettert aus und wirst's doch nicht wohl gar ernstlich mit Deinem Interesse für eine ganz unbekannte Photographie meinen? Sie kann ja möglicher Weise die Mutter von einem halben Dutzend hoffnungsvoller Sprößlinge, oder ein Ladenmädchen sein, und"

„Teddy, thue mir den Gefallen und scherze nicht; mein Herz ist in der That ernstlich verwundet. Ich weiß, daß ich ein Thor bin, aber ich kann's nicht ändern und muß, wenn irgend möglich, etwas Näheres über dieses Mädchen herausbringen. Kannst Du Dich nicht erinnern, wo Du die Photographie gekauft hast?"

„Nein, auf mein Ehrenwort, das kann ich nicht. Ich denke, es war in der Nähe von Westbourne Grave. So viel ist gewiß, daß ich bei einem Bekannten dort dinirte, aber weiter weiß ich nichts."

„Ich kann, denke ich, das Bild haben?"

„Gewiß; aber wenn Du meinen Rath annehmen willst, Frank, so wirst Du es ins Feuer werfen."

„Danke Dir, aber das werde ich nicht thun," sagte ich, die Karte sorgfältig in meine Brieftasche steckend. „Jetzt adieu, ich werde Dich morgen wieder besuchen."

„Gut, aber wo geht es jetzt in solcher Eile hin?"

„Nun", sagte ich zögernd, „ich gedenke ein Weilchen in der Nachbarschaft von Westbourne Grave herumzuschlendern."

„Du alter Esel", war die höfliche Erwiderung, und darauf ging ich fort."

(Fortsetzung folgt.)

Der Colportage-Roman.*)

Von Otto Glagau.

Robert Prutz hat in einem schon vor zwanzig Jahren geschriebenen, aber noch immer sehr lesenswerthen Artikel „Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen" auseinandergesetzt, daß bei allen modernen Völkern neben der eigentlichen Literatur noch eine andere sogenannte Unterhaltungsliteratur, gewissermaßen eine „Literatur zweiten Ranges" einherlaufe, und daß und weshalb vorzugsweise Deutschland eine so ungeheure Masse von „Lectürbüchern" verzehrt. Seit zwanzig Jahren hat sich aber nun der Consum an solchen „Lectürbüchern", wiewohl er dem genannten Literarhistoriker schon damals ungeheuerlich erschien, noch allermindestens — verzehnfacht; und seitdem hat sich auch für die Sache der rechte Name gefunden. Wir sprechen heute nicht mehr von einer „Literatur zweiten Ranges", sondern von der Colportage-Literatur; wir sagen nicht „Lectürbuch", sondern Colportage-Roman.

Die Colportage-Literatur läßt den Sortiments-Buchhändler ganz links liegen. Der Verleger, als der Fabrikant, wendet sich über die Köpfe der Sortimenter, als der Commissionäre und Wiederverkäufer, hinweg

*) Unter obigem Titel bringt der „Salon" seinen Lesern eine Schilderung über die Art und Weise, wie gegenwärtig die Volksromane gemacht werden. Der wichtigste und auch der schwierigste Theil der Aufgabe unserer deutschen Literatur ist in Hände gefallen, wie sie ungeeigneter gar nicht gefunden werden können. Nichts zeigt mehr den abschüssigen Weg, auf den unsere schöne Literatur seit ihrer großen klassischen Periode gerathen ist, als diese Alles überwuchernde Fabrik-Industrie der Colportageromane. Auch Süddeutschland, dieser „obscure Winkel", wird in der neueren Zeit massenhaft, und zwar von Berlin und Wien gleichzeitig, mit solcher Lectüre überschwemmt. Nicht oft genug kann man vor diesem literarischen Gassenkehricht warnen, der ebenfalls einen Theil und zwar nicht den geringsten, der socialen Frage darstellt. Denn statt einer gesunden, für Herz und Sinn zuträglichen Nahrung erhält das Volk süßes Gift.

direct an das Publicum; und zwar an ein Publicum, das bis dahin für den Buchhandel eigentlich noch gar nicht existirte, an die große Masse, an die unteren Schichten des Volks, die früher Bücher kaum dem Namen nach kannten, geschweige denn, daß sie solche kauften. Mit einem Worte: die Colportage-Literatur mußte sich ihr Publicum erst schaffen.

„Die Menge thut's, die Menge muß es bringen!" lautet der Wahlspruch der Colportage-Literatur; sie hat stets die große ungeschiedene Masse im Auge: Mann und Weib, Alt und Jung, und sie speculirt auch auf den Aermsten; daher producirt sie massenhaft und anscheinend — spottbillig. Was sie bringt, muß von vorn herein auf die allgemeinste Theilnahme rechnen können, den bequemsten compactesten Genuß versprechen; und deshalb ist der stehende, der hauptsächlichste Artikel der Colportageliteratur der — Roman geworden. Sie cultivirt, wie gesagt, auch mancherlei andere Formen der Unterhaltung, der Bildung und Halbbildung, aber doch nur nebenbei: immer ist und bleibt der Colportage-Roman das Hauptfabrikat, weil er die gangbarste Waare bildet.

Es existiren gegenwärtig allein in Berlin wohl über zwanzig Firmen, die sich fast ausschließlich mit dem Verlag von Colportage-Romanen beschäftigen, und alljährlich gegen hundert solcher Romane drucken lassen. Dazu die gleichartigen Verleger in Sachsen, Süddeutschland und namentlich in Oesterreich, wo die Colportage neuerdings einen besonders reichen Flor treibt, und man darf wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß in Deutschland Jahr für Jahr etwa fünfhundert Colportage-Romane das Licht der Welt erblicken.

Ja, die Concurrenz ist bereits eine große, ganz enorme, und deshalb sind von Seiten jedes einzelnen Verlegers die gewaltigsten Anstrengungen nothwendig. Schon der Prospect des neuen Romans, welchen er von Haus zu Haus tragen, in jede Wohnung, vom Keller- bis zum Dachgeschoß, werfen läßt, nicht selten in einer halben Million von Exemplaren über Stadt und Land ausstreut: schon dieser Prospect ist eine Art von Preisaufgabe, muß ein Meisterwerk sein. Er muß die hinreißendste Beredtsamkeit, den pompösesten Stil, die blumigste, bilderreichste und farbenglühendste Sprache entfalten; er muß Nochniedagewesenes versprechen und Allesbisherdagewesene in Schatten zu stellen wissen. Er wird allerdings auch in ziemlich stereotyper Form, nach einem durch die Erfahrung bewährten Recepte angefertigt; als Hauptingredienz dürfen gewisse Kraftworte und erschütternde Wendungen wie: Giftbecher, Todsünden, Kirchenschändung, Folter und Scheiterhaufen, Nacht des Wahnsinns, grauenvolles Grab, blutiges Gespenst, entsetzliches Gerippe, Teufel in Menschengestalt, Höhlen der Verbrecher, Qualen der Unschuld, königlicher Tiger, mordlustige Katze ꝛc. ꝛc. nie fehlen; und andererseits wieder auch idyllische, zartpoetische und sinnliche Wortbilder wie Waldstille, Meeresbrausen, duftende Citronenhaine, blühende Pomeranzenwälder, Engel des Friedens, Triumph der Liebe, üppige Schönheit, verlockende Reize, siedendes Blut, berauschender Genuß ꝛc. ꝛc. keineswegs vergessen werden: — wie gesagt, die Ingredienzien stehen fest; doch die Kunst der Mischung läßt der Intelligenz des Verlegers einen weiten Spielraum, gibt ihm Gelegenheit, zu zeigen, ob er Talent und Genie besitzt. Das aber hat vor allen anderen Collegen ein berliner Buchhändler bewiesen, der im Colportage-Roman gegenwärtig auch das Hauptgeschäft macht. Seine Prospecte stehen bis jetzt unerreicht da, sie lesen sich wie eine Art von Gedicht und sie sind mit unverkennbarer Begeisterung, voll Stolz und Freude ob der von ihm angekündigten Werke geschrieben. Man höre z. B. folgenden Eingang:

„Die Geheimnisse einer Weltstadt oder Sünderin und Büßerin.
Roman von George Born.

„Leserin, tratest Du je aus süßer Stille der Waldeinsamkeit hinaus an den Strand des brausenden Meeres, schlug je an Dein Ohr das gewaltige Rauschen der vom Sturm erregten wildempörten Wogen, sieh so, kommst Du zumal aus einem kleinen Orte, so erscheint Dir auf den ersten Anblick, bei Deinem ersten Eintritt das Leben und Treiben der lärmenden Straßen einer Weltstadt. Bitte, tritt jetzt an meiner sichern erfahrenen Hand in sie hinein und öffne die Blätter der ersten Hefte des gewaltigen, in allen Landen, so weit die deutsche Zunge klingt, mit höchster Spannung erwarteten Werkes: „Die Geheimnisse einer Weltstadt oder Sünderin und Büßerin." — Sie enthüllen Dir Alles, was Deine Neugier und Wißbegier reizen mag: Die sieben Todsünden von Teufeln in Menschengestalt, die Heldennaturen, die Leidenschaften in den Hütten der Armen, in den Höhlen der Verbrecher, in den Palästen der Mächtigen; ja, alle Geheimnisse dieser Erde mit ihren wunderbaren Schätzen schaust Du hier, in sie alle wirst Du in dem einzig dastehenden Werke: „Die Geheimnisse einer Weltstadt oder Sünderin und Büßerin" völlig neu eingeweiht!" — — —

Wie man bemerken wird, sind die Kraftstellen, um ihr Gewicht dem Leser an's Herz zu legen, stets mit fetter Schrift gedruckt.

(Fortsetzung folgt.)

** Pfälzische Geschichts-Literatur.

Unter dem Titel: **„Der Feldzug am Mittelrhein"** in den Monaten Mai, Juni und Juli 1794, insbesondere die Sprengung der Gebirgsposten-Linie der Alliirten zwischen Edenkoben und Kaiserslautern am 13. Juli 1794, von A. L. W. ist in den letzten Wochen im Verlag der Braun'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe eine Monographie über jenen wichtigen Moment in der neueren pfälzischen Geschichte erschienen.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir als den Verfasser einen früheren höher gestellten pfälzischen Beamten vermuthen, der gegenwärtig in Karlsruhe lebt und sich seit Jahren mit der Erforschung der Umgegend des Schänzels bei Edenkoben und der näheren Umstände bei dem Falle dieser wichtigen und

festen Stellung beschäftigte. Bekanntlich bildete das Schänzel, wie im Volksmunde die höchste Kuppe des Steigerkopfs heißt, zu jener Zeit den stärksten Punkt in der Aufstellung, welche die Preußen auf der Hochstraße zwischen Edenkoben und Kaiserslautern zur Verbindung ihrer beiden Hauptarmeen eingenommen hatten; seine endliche Erstürmung durch die Franzosen unterbrach den Zusammenhang der beiden preußischen Armeen und zwang sie zum schleunigen Rückzug nach Norden, um nicht von der Flanke her angefallen zu werden.

Ueber den eigentlichen Hergang bei der Erstürmung des Schänzels waren die bisherigen Nachrichten sehr mangelhaft. Man wußte bloß, daß die Franzosen nur dadurch Herren des Platzes werden konnten, daß sie, von einem ortskundigen Manne geführt, die Stellung umgingen und vom Rücken her angriffen, während gleichzeitig ein heftiger Angriff gegen die Fronte der Verschanzungen statt hatte. Die Führung der Franzosen durch einen Jäger erfolgte so klug mit Benutzung der Thäler und Wälder, daß die Preußen erst, als der Feind mitten im Lager auftauchte, eine Ahnung von dem Geschehenen erhielten.

Ueber die Person des Verräthers selbst gibt auch vorliegendes Werk keinen weiteren Aufschluß, und es möchte wohl Niemand gelingen, dieses Dunkel zu erhellen, um so weniger, da die Ueberlieferung im Volksmunde selbst nicht einig darüber ist. Dagegen erfahren wir, daß ein Elsäßer, der 25jährige Oberst Lufft, gemeinsam mit demselben den Plan zur Umgehung ersann und ausführte. Lufft legte später, als Napoleon sich zum Kaiser aufschwang, wegen fortwährender Kränkungen seine militärischen Würden nieder und zog nach Kaiserslautern, wo er bald zum Maire gewählt wurde. Mit Anfang des Jahres 1814 legte er diese Stelle nieder und eilte nach Metz, um sich wieder als französischer Officier der Vertheidigung dieser Stadt gegen die Heere der Verbündeten zu widmen. Krank kehrte er von dort zu seiner Familie zurück und starb am 22. October 1814.

Die beiden französischen Generale Desgranges und Siscé setzten die Verdienste der Eroberung des Schänzels ganz auf ihre Rechnung, und des tapferen Obersten wurde in den Berichten an die Nationalversammlung nicht weiter erwähnt. So sehr wir daher anerkennen, daß vorliegende Schrift die Wirksamkeit des Obersten Lufft in das richtige Licht gestellt, indem sie nachweist, daß vor Allem ihm die glückliche Eroberung des Schänzel zu verdanken ist, so glauben wir doch, der Verfasser habe das Verdienst des Generals Siscé zu sehr geschmälert; denn derselbe hatte offenbar, wie der Verfasser selbst wiederholt bemerkt, die Oberleitung des ganzen Unternehmens übernommen, und ihm war es vorbehalten, dahin zu wirken, daß der Angriff des Obersten Lufft von rückwärts gleichzeitig mit einem forcirten Angriff des Generals Desgranges von vorn zusammenfiel. Auf Seite 109 ist genau der Weg angegeben, den Oberst Lufft unter Führung eines Jägers vom Kieselecker Bild auf der Hochstraße bis zum Abhange des Böjenberges zur unbemerkten Umgehung des Schänzels einschlug.

Das Werkchen ist mit außerordentlichem Fleiße gearbeitet und äußerst klar und anschaulich geschrieben; 5 größere und kleinere Pläne dienen dazu, die Deutlichkeit der Darstellung noch mehr zu erhöhen. Nicht bloß militärischen Kreisen, in welche es ohnehin sich Bahn brechen wird, sondern auch jedem Freunde der pfälzischen Geschichte, besonders an der schönen Haardt und in den jetzt wieder so still gewordenen Wäldern der Haingeraiden, möchten wir es von ganzem Herzen empfehlen.

Miscellen

Nach einer Verfügung des Senats der Universität Moskau soll Studenten, die durch Krankheit verhindert sind, ihre Prüfung abzulegen, die von ihnen nachgesuchte Genehmigung zur nachträglichen Ablegung der Prüfung versagt werden. In Folge dieser Verfügung haben bei den letzten Cursusprüfungen mehrere an schwerer Krankheit darniederliegende Studenten sich gegen den Rath ihrer Aerzte in Betten vor das Universitätsgebäude fahren und von ihren Commilitonen in den Prüfungssaal tragen lassen, um nur die Prüfung nicht zu versäumen, von der ihr Aufrücken in einen höheren Cursus und somit die rechtzeitige Beendigung ihrer Studienzeit abhängt. Einer der kranken Examinanden ist das Opfer der barbarischen Verfügung geworden; nach Ablegung der Prüfung verlor er das Bewußtsein und noch auf der Rückfahrt nach seiner Wohnung gab er den Geist auf.

Das Räuberwesen in Griechenland, dem sich vor Kurzem die Aufmerksamkeit Europa's wiederum ein Mal auf einige Zeit zugewendet hatte, verdient in der That einen Blick, denn es zeigt sehr eigenthümliche Seiten. Der griechische Räuber ist keineswegs ein ausgestoßenes Mitglied der Gesellschaft, sondern er bewegt sich vollständig frei in derselben und kann unter Umständen sogar hoffähig werden, obgleich über seinen Charakter Niemand im Zweifel ist. Die griechischen Räuber ziehen in Banden von dreißig bis vierzig Mann umher, leeren die Taschen der Reisenden, fordern Tribut von den Ansäßigen oder werden von den Führern der politischen Parteien bezahlt, um ihnen für ihre Zwecke dienstbar zu sein. Jeder Trupp hatte — und hat vielleicht noch — seinen Director in einer der größeren Städte, vielleicht in der Hauptstadt selbst und am Ende gar bei Hofe. Die Mitglieder der Banden kehren häufig in das bürgerliche Leben zurück; oft auch übernimmt der Landmann auf einige Wochen die Räuberrolle. Ist der Anschlag ausgeführt, so kehrt er mit seiner Beute zum Pfluge zurück. Ein in Athen lebender Franzose erzählt: Mein Diener trat eines Tages sehr demüthig, das Fez zwischen den Fingern drehend, vor mich hin. „Nun; hast Du etwas auf dem Herzen?" fragte ich. Ja, Effendi; aber ich getrau's mir nicht zu sagen. „Rede nur frei." Effendi, ich muß auf einen Monat auf die Berge. „Auf die Berge! Zu was?" Ich muß mir die Glieder etwas ausarbeiten, mit Erlaubniß, Effendi. Ich verroste hier. Die Leute in Athen sind mir zu civilisirt (ich will Euch nicht beleidigen), aber ich bitte höflichst um Eure Erlaubniß. Der Franzose fühlte sich durch solche triftige Gründe überzeugt und erlaubte dem Diener auf einen Monat in die Berge zu gehen, das heißt, Räuber zu spielen. Pünktlich kehrte der Bursche nach abgelaufener Urlaubszeit zurück, und nicht eine Nadel veruntreute er vom Eigenthum seines Herrn. Eine andere hübsche Geschichte über dasselbe Thema ist folgende: Ein tüchtiger Gendarm blieb ohne die Beförderung zum Unteroffizier, die er sehnlich wünschte. Er bekam das Warten satt, ging unter die Räuber, wo er seine Talente in vollem Maße entfalten konnte, so daß er bald ein gefürchteter Bandenführer ward. Man konnte seiner nicht habhaft werden. Endlich sandte sein früherer Commandant einen Boten zu ihm, der ihm die Versprechung brachte, daß er bei freiwilliger Rückkehr zur Compagnie sogleich Corporal und in einem Jahre Sergeant werden solle. Der Ehrgeiz des Mannes fühlte sich geschmeichelt; er kehrte zurück, wurde Corporal, aber trotz alles Wartens nicht Sergeant; was blieb ihm übrig, als wieder Räuberhauptmann zu werden? Nachdem er drei Menschen gemordet hatte, fühlte man sich gedrungen ihm den Sergeantenrang anzubieten. Er nahm das Anerbieten an, wurde wieder Soldat und avancirte später zum Lieutenant. So weit hatte ihn seine Räuberrolle gebracht.

Die neueste americanische Erfindung ist ein neumodischer Predigtstuhl. Derselbe ist mit einem gewaltigen Mechanismus versehen, welcher zwar nicht dazu dient, dem Herrn Pastor die nicht auswendig gelernte Predigt zu souffliren, wohl aber um den tauben Gemeindemitgliedern ein bisher mangelndes Erbauungsmittel zu verschaffen. Dieses Wunderwerk befindet sich in einer neuen Kirche von Chicago, die mit einem Kostenaufwande von 80,000 Dollars erbaut worden ist. Aus einem großen kupfernen Sprachrohr führen Leitungen nach elf Kirchstühlen, und in diesen sind Guttaperchaschläuche mit den nöthigen Vorrichtungen angebracht, welche die Harthörigen nur ans Ohr zu halten brauchen, um der Predigt Wort für Wort zu folgen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 81. Speyer, Samstag, den 9. Juli 1870.

* Alpenbilder.

III.

An einen Wildbach.

Schmucker Geselle im grünen Gewande,
Sage, was suchst du drunten im Lande?
Lärme nicht eilig die Schlucht hinab,
Hör' mich, hör' mich, du stattlicher Knab'!

Frei wie der Adler bist du geboren.
Lockt dich die Tiefe, im Nebel verloren?
Hinter dem Nebel lauert die Qual;
Bleibe, bleibe über dem Thal!

Fürchte die Tiefe! In ihrem Schooße
Wohnen die Sorgen, die Sclavenloose.
Aus der Tiefe floh ich heraus,
Knabe, bleibe im Vaterhaus!

Deinen stolzen, untadlichen Nacken
Wird man bejochen, wird man bepacken,
König hier oben, drunten ein Knecht,
Stolzer Geselle, es mundet dir schlecht.

Nur im Traume noch wirst du hören
Morgenpsalmen der hohen Föhren,
Läutende Heerden und Büchsenknall
Und der Lawine donnernden Hall.

Liebling der Wolken, Nachbar der Blitze,
Bleibe hier oben auf fürstlichem Sitze!
Brause hier, wo der Adler zieht,
Brause der Freiheit ein ewiges Lied!

H. A. Schaufert.

Die weiße Camelie.

(Fortsetzung.)

II.

Unter Westbourne Grave darf man sich nicht etwa einen schattigen, ländlichen Platz denken, denn nur wenige Bäume zieren die hübsche Passage, die diesen Namen führt. Es ist eine Art Miniatur-Regent-Street, fast ganz bewohnt von Mällern, pensionirten indischen Offizieren und Juden. Ungefähr um vier Uhr an schönen Nachmittagen spaziert das schöne, sowie das männliche Geschlecht Westbourne Grave auf und ab. Hier kann man eingeborne indische Ammen sehen, Wägelchen ziehend, welche ganz vollgepfropft sind mit Kindern, Kranke, welche von höchst zweideutig aussehenden Individuen in Rollstühlen geschoben werden, Geistliche, mit wichtiger Miene raschen Schrittes die Menge durchschreitend; Sodann kommt der Geck, ein sehr erkennbarer Typus, schwach auf den Beinen, mit dem im rechten Augenwinkel eingezwängten Zwicker etwas freier die Vorübergehenden musternd, und nachlässig seinen Bekannten zunickend; nach ihm kommt eine Mädchenschule — ungefähr 16 Mädchen — welche in strengster Ordnung und möglichst weiter Entfernung von der verführerischen Pracht der Schaufenster von einer Dame mit ernster Miene geführt werden. Das Pflaster ist verdeckt von geschleppten Kleidern und die Atmosphäre von Parfum geschwängert, während Schleier und Bänder in allen Farben von dem frischen Sommerlüftchen hin und her geweht werden. So ist Westbourne Grave und nach dieser Promenade lenkte ich meine Schritte, nachdem ich von Teddy weggegangen war. Da ich müde war und rasch vom Fleck zu kommen wünschte, besann ich mich kurz und nahm in der Regent-Street ein hübsches Kabriolet, das mich in der Richtung nach Westen gegen Grave führte.

Sobald ich bequem in dem Fuhrwerk saß, nahm ich das Bild aus der Tasche. Es sah lieblicher aus als in jenem Augenblick, wo ich es zuerst gesehen hatte, und ich war auch verliebter als zuvor. Daß es Verrücktheit war, das sah ich ein, allein es waren schon manche Männer vor mir aus Liebe zu einem Weibe verrückt gewesen, und weisere Männer als ich hatten sich beim Tournier in alten Zeiten betheiligt, um ein Lächeln von einer Dame zu gewinnen, deren Liebe zu erlangen sie sich niemals träumen lassen durften. Ich führte die Thorheit des Ritterthums der alten Zeiten in's 19. Jahrhundert ein, und es hatte sich Niemand darum zu kümmern, daß ich, wenn's mir beliebte, auf die Entdeckung nach dem Ursprung einer Photographie ausging.

Unterdessen sauste ich in meinem Kabriolet Westbourne Grave zu, ganz vertieft in das Anschauen des kleinen Kärtchens, und erreichte den Ort meiner Bestimmung, ehe ich eine klare Idee hatte, wohin ich von da aus meine Schritte lenken wolle.

Teddy hatte mir keinen Schlüssel in Betreff des

Photographen gegeben. Es konnte deren möglicherweise ein Dutzend in Grave wohnen, und da ich nicht einmal mit Bestimmtheit wußte, ob der Kauf nicht in irgend einer Straße der Umgegend gemacht worden war, so wäre es ein sehr hoffnungsloses Geschäft gewesen, das zu keinem befriedigenden Resultat geführt hätte, wenn ich das Bildchen zu jedem Photographen in der Nähe herumgetragen hätte. Es war wahrscheinlich, dachte ich, daß das Bild auf Privatbestellung gemacht worden war, und daß der Photograph einige Kopien in Händen behalten hatte. Darin lag eine Möglichkeit, daß derselbe, nachdem er sah, daß die Photographie verkauft war, eine andere ausstellen würde. Ich verließ deßhalb mein Kabriolet und begann eine Nachsuchung der Photographen in Westbourne Grave.

Es war eine vergebliche Mühe, denn ich fand, wie ich hätte voraussehen können, kein Gegenstück zu meinem Bild. Ich ging sogar an verschiedene Orte und erkundigte mich, ob es dort aufgenommen worden, aber meine Frage wurde mit einer übermüthigen Verneinung beantwortet, indem mir mehrere Photographen bemerkten, daß ihre Arbeit bei weitem „dergleichen Pfuschwerk" wie das übertreffe. Es schien mir eine Entweihung, mein Bild so den profanen Blicken preiszugeben und ich beschloß, von der Nachforschung in jedem Fall für einige Tage abzustehen. Ich dachte, daß ich in dieser Zeit den Versuch machen wolle, aus Teddy deutlicher herauszubringen, wo er die Photographie gekauft hatte; ich wollte ihn veranlassen, mit mir nach Bayswater zu schlendern und denselben Weg zu machen, den er an jenem Tag, wo er das Bild gekauft, gemacht hatte. Schlug dieser Plan fehl, dann hatte ich keine Alternative, als zu jedem Photographen in dem Distrikt zu gehen, und das beschloß ich zu thun, wenn selbst die Nachsuchung Monate lang dauern sollte. Ich wollte beständig sein und nicht rasten, bis ich entdeckt hätte, wer die Unbekannte, das Original der Photographie, war. Es war ein verrückter Plan, allein da ich eine eigensinnige Natur bin, so beschloß ich, nachdem ich einmal den Anfang gemacht, beharrlich bis zum Ende vorwärts zu gehen.

Meiner Bitte um seine Mithilfe begegnete Teddy am nächsten Tage mit einem Schwall nichtssagenden, gefühllosen Geplanders, und ich sah bald ein, daß der Versuch, irgendwie deutlichere Angaben von ihm zu erlangen, gänzlich hoffnungslos war. Er war, wie er sich erinnerte, in einer Droschke nach Bayswater gefahren, und hatte dort halten lassen, um Cigarren zu kaufen; er hatte den Photographen in der Nähe des Tabakladens bemerkt, hatte aber — so sagte er — „nicht die mindeste Idee", in welcher Straße es gewesen war. Irgendwo in der Nähe von Westbourne Grave, das war Alles, dessen er sich erinnern konnte, und er schloß diese Auskunft mit derselben Bemerkung wie Tags zuvor: daß ich nämlich ein Esel sei, einer Photographie nachzurennen. Was Teddy anbelangte, so war er mir in dieser Sache von ganz und gar keinem Nutzen.

Nach vielerlei Nachfragen in verschiedenen Theilen der großen Stadt fing ich selbst an, an der Weisheit meines Unternehmens zu zweifeln, was leicht begreiflich ist, wenn man meine Lage ruhig prüfte. Da war ich, tagelang in der ganzen Stadt bei allen Photographen herumrennend, um nur immer neue Enttäuschung zu erfahren, und selbst wenn meine Bemühungen den Erfolg hatten, daß ich entdeckte, wer mein Portrait war, so konnte ich möglicherweise eben so weit von dem ersehnten Ziele, sie kennen zu lernen, entfernt sein, als jetzt. Ich blickte wieder auf das schöne Gesicht, auf die seelenvollen Augen, die den meinigen so ruhig auf dem Bilde begegneten, und der Gedanke, daß dieselben in Wirklichkeit einen Andern so anblicken könnten, machte mich wieder ganz fassungslos. Sie konnte die Gattin eines andern Mannes sein, und Alles, was mir übrig blieb, wenn ich sie fand, würde sein, mein Schicksal ergeben hinzunehmen.

Endlich, nachdem ich eine Unzahl von Photographen besucht hatte, fing ich an, meine Nachforschung für gänzlich erfolglos zu halten und an der Auffindung des theuern Originals zu verzweifeln. Die kleine Photographie, welche ich tagtäglich überall mit mir herumgetragen hatte, fing an, etwas trübe zu werden und von ihrer ursprünglichen Schönheit einzubüßen, weßhalb ich beschloß, sie bei einem Photographen ersten Ranges kopiren zu lassen, und zwar in vergrößertem Format. Ich nahm die Karte mit mir zu einem der renommirtesten Photographen der Stadt — ein Mann, bei dem ich zuvor schon gewesen war, um zu sehen, ob er nichts davon wisse — und ertheilte ihm den Auftrag, eine bedeutend vergrößerte Kopie, so schön und gut wie irgend möglich, für mich anzufertigen.

Der Photograph nahm die kleine Photographie, und nachdem er sie einige Minuten betrachtet hatte, sagte er: „Eine vergrößerte Kopie von diesem, mein Herr? Die können Sie sogleich haben; bestellten Sie nicht schon vor zwei Tagen eine solche?"

„Nein," sagte ich, mit der größten Verwunderung; „aber jetzt bestelle ich eine."

„Gut, mein Herr, ich denke, wir haben eine zur Hand. Wollen Sie gefälligst hier ins Nebenzimmer treten?"

Im nächsten Augenblicke war ich ihm ins anstoßende Zimmer gefolgt und dort stand auf einer Staffelei ein großes Bild meines Lieblings.

Es war ohne Zweifel eine vergrößerte Kopie derselben Photographie, wie ich eine besaß, jedoch kolorirt; und jetzt, da ich die eigentliche Farbe des Haares und der Haut sehen konnte, erschien mir die Schönheit fast zauberhaft.

„Ich habe mich überall nach dem Original erkundigt", sagte ich ganz erregt zu dem Photographen. „Bitte, sagen Sie mir, wer es ist?"

„Wer es ist?" wiederholte der Mann, mich argwöhnisch anschauend. „Nun, sicherlich die vergrößerte Kopie der Photographie, die Sie in der Hand haben."

Er setzte natürlich voraus, daß ich das Original kenne, und ich erkannte die Nothwendigkeit, vorsichtig

zu sein, da er mir sonst leicht die Mittheilung, welche ich so sehnlich wünschte, hätte verweigern können.

„O gewiß!“ sagte ich, aber ich habe den Auftrag, die Kopie für einen Freund der Dame zu bestellen, und er hat mir den Namen nicht genannt. Können Sie ihn mir nicht sagen?“

Der Mann schien immer noch mißtrauisch, nahm aber ein großes Buch und sagte —

„Gut Sir, ich will zuerst Ihren Auftrag notiren, den Namen können wir, denke ich, alsdann im Buche finden.“

Ich beauftragte ihn, ein Bild in der Größe dessen, das vor mir stand, für mich anzufertigen, und bat den Mann, der Person, welche die erste Kopie bestellt hatte, nichts davon zu sagen, da dieselbe zu einer Ueberraschung für eine Verwandte bestimmt sei. Ich gab meiner Bitte Nachdruck durch ein sehr freigebiges Douceur, und der Mann, welcher davon ganz erweicht schien, schlug einige Blätter in dem Buche um und sagte, mit dem Finger auf eine Stelle deutend —

„Da haben Sie's, Miß Vane, 21 Worcester Square Hyde Park. W.“

Mein Herz hämmerte und ich fühlte, wie mein Gesicht sich mit einer glühenden Röthe überzog, als ich selbst mit eigenen Augen die Adresse las. Ich hatte mein Ideal endlich gefunden.

„Ich denke, daß ist Miß Vane wohl selbst.“ sagte ich in so gleichgiltigem Tone als es mir bei meiner Aufregung möglich war.

„Ja, mein Herr,“ sagte der Mann, „denn ich bediente sie selbst.“

„Danke,“ sagte ich und eilte hastig fort, Maynard's Wohnung zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Colportage-Roman.

Von **Otto Glagau.**

(Fortsetzung.)

Noch lockender und ergreifender dünkt uns ein anderer Prospect desselben Verlegers, in welchem er alle möglichen Instrumente: Flöten und Geigen, Drometen und Pauken erklingen läßt, und der also beginnt: —

Die schöne Creolin oder Herrin und Sklavin.
Historisch-romantische Erzählung von Ernst Pitawall.

„In drei Welttheilen spielend, entrollt uns dieser neueste Roman Ernst Pitawall's in farbenreichen Bildern ein großartiges Gemälde der schwarzen und der weißen Sklaverei. — Auf weichem Pfühle ruht hier die schöne Creolin, die Gluth der Trope umhaucht ihr Antlitz; denn farbenprangend ist der Süden und heiß das Blut und verzehrend die Leidenschaft; doch sie, deren Winke unzählige Schwarze gehorchen, ist trotz der Pracht ihres Reichthums nicht glücklich — ein Wurm nagt an ihrem Herzen, während sie der Sklaven, der Gefolterten Elend schaut; ach, und es graut ihr vor der Rache der Schwarzen, die da kommt unerwartet, plötzlich, grausam — und unerbittlich, unaufhaltsam an sie herantritt. — Dort aber, geraubt von der heißen Küste Senegambiens, sehen wir den Neger als Sklaven arbeiten in den Zuckerrohr-Plantagen des Amerikaners; mit roher Hand entreißt der Pflanzer dem armen Nigger das schwarze Weib, die Sklavin gehört ihm, ihr Leib ist sein, aber nicht ihre Seele, und sie flieht, von Bluthunden gehetzt, dahin in die Wildniß, wo der Jaguar brüllt und die schöngefleckte Schlange zischt unter dem duftigen Laub der blühenden Vanille. — Doch durch die Nacht tropischer Leidenschaft beider: der Creolin wie der Schwarzen, der Sklavin, leuchtet ein Stern, hell und klar und glänzend wie am Himmel das Bild des südlichen Kreuzes — das ist die Liebe, die kühne feurige, aber auch milden Sonnenschein spendende Liebe, die da versöhnend hineingreift in das Chaos der sich emporthürmenden Gewitter, der gewaltig tobenden Stürme, des blitzschnell dahinrauschenden Orkans. — — —“

Schon der Prospect, die bloße Geschichtserzählung muß sich wie der Roman selber anhören, den Leser in die größte Spannung versetzen, also daß er nicht widerstehen kann, auch wenn er von vorn herein nicht die geringste Neigung in sich verspürt, daß er flugs Feder oder Bleistift ergreift und auf das „einzig dastehende Werk“ subscribirt. Um diese, wie der Prospect in der Regel feierlich versichert, „athemlose“, „unheimliche“, „haarsträubende“ Spannung nicht bezweifeln zu lassen, werden stets einige Kapitelüberschriften aufgeführt, die, wie der Doppeltitel des Romans selber, in der Seele des Lesers ein mehr oder minder starkes Gruseln erwecken müssen. Alle Colportage-Romane tragen nämlich Doppeltitel, und was die Phantasie der Autoren resp. der Verleger schon in diesem Artikel zu leisten vermag, ist wahrhaft erstaunlich. Z. B. „Der rothhandige Hugo, oder die tanzenden Leichen auf dem Rabenstein“; „Das Auge der Basilisken, oder die Nixe auf dem blutigen Moor“; „Der Höllengraf, oder der Schwur des Geweihten“; „Das schöne Mädchen von Samos, oder die Schreckensnächte in den Gefängnissen der sieben Thürme zu Konstantinopel“: „Amerika's Kinder der Hölle und die finstern Geister Europa's, oder der Kampf um Menschenrechte“, und viele andere mehr. Ebenso athmen auch die Capitelüberschriften Spuk und Blut, Mord und Graus, und dazu lauten sie oft wie Preisräthsel; z. B. „Der Todtenkopf“; „Die vergiftete Locke“; „In der Höhle des Löwen“; „Der Blutball“; „Die wandelnden Särge“; „Die Beichte des Henkers“; „Das Gericht im Saale der Geweihten“; „Der wahnsinnige Bräutigam“ 2c. 2c.

Als letztes Lockmittel bringt der Prospect stets noch die Ankündigung einer „Prämie“. Der Abonnent soll dafür, daß er abonnirt, noch außerordentlich belohnt werden; es wird ihm eine Prämie zugesichert, die mindestens so viel werth ist, als der ganze Roman

kostet, so daß er diesen eigentlich gratis erhält. — „Außer diesem fesselnden Werke", heißt es gewöhnlich, „erhalten die geehrten Abonnenten noch als Prämie zwei mit höchster Meisterschaft ausgeführte große prachtvolle, einen wunderschönen Zimmerschmuck bildende Kunstblätter, zum zehnten Heft: „Galilei, die Drehung der Erde erklärend," und zum Schlußheft: „Columbus verweigert die Abnahme seiner Ketten"; jedes Blatt gegen die äußerst geringe Nachzahlung von nur 7½ Silbergroschen. Welchen Gewinnst der Abonnent an dieser Prämie hat, darüber belehrt ihn eine Bemerkung, wie: „Im Kunsthandel kostet jedes Blatt zwei Thaler"; oder gar: „Für Nichtabonnenten ist der Preis der beiden Kunstblätter pro Stück drei Thaler".

(Fortsetzung folgt.)

Die Walküre.*)

Erster Tag aus der Trilogie „Der Ring der Nibelungen" von Richard Wagner.

I.

Eine glänzende Gesellschaft erfüllte das Münchener Hoftheater bis auf den letzten Platz, als Richard Wagners „Walküre" zum ersten Male das Lampenlicht erblickte. In der That und Wahrheit, es war ein äußerst interessanter Anblick, den das Publicum darbot; die höchste Spannung war auf den Gesichtern aller Zuschauer deutlich zu lesen und Jeder schien im Voraus überzeugt, etwas „noch nicht Dagewesenes" zu sehen und zu hören zu bekommen. Für die unbefangene und parteilose Würdigung des Werkes kann man es nur als ein gutes Glück betrachten, daß diesmal nicht, wie es im vorigen Jahre vor der ersten Aufführung des „Rheingold" leider gewesen, so viel Staub von beiden Lagern aufgewirbelt wurde, daß nicht unnütz Verbitterung und glühender Haß eifrig geschürt und zu hellem Kampfe und bitterster Fehde angefacht wurde.

Wotan hatte, mit dem Rheingolde und dem Ring, „dessen Besitz der Welt Macht schüfe", den er dem Alberich geraubt, den beiden Riesen Fasner und Fasolt den Lohn für die Erbauung der Burg „Walhall" gezahlt. An dem Ringe jedoch haftet Fluch, im Streit um dessen Besitz erschlägt Fasner seinen Bruder Fasolt. Wotan zieht mit den übrigen Göttern in Walhall ein. Der Conflict, der sich nunmehr in dieser Trilogie abspielt, liegt also in dem Umstande, daß Wotan, der Götter Oberster, gleichwohl nicht in der Fülle seiner Macht sich befindet, so lange er den Ring nicht besitzt; daß jedoch auch der Besitz desselben nicht glücklich macht, denn wir wissen, daß Fluch dem Ringe anhaftet. Es hält einigermaßen schwer, sich in diesen Vorstellungskreis hinein zu versetzen, allein dies ist die nothwendige Vorbedingung für das Verständniß des Ganzen. In wieweit dies überhaupt möglich ist, das ist eine andere Frage; in wieweit es dem Dichtercomponisten gelungen, den Vorstellungskreis zu bannen, der in jenen nordischen Sagen der Edda, der Walsunga Saga wallet, das ist eine zweite Frage. Und endlich, ob es ästhetisch-denkbar ist, jene nebelhaften Gestalten der grauen Balladenzeit dramatisch zu verkörpern, sie vor unseren Augen handeln und leiden zu lassen, das ist die dritte Frage, von deren Beantwortung das Daseinsrecht der ganzen Trilogie abhängt. Doch wollen wir uns nicht früher in dieses unentwirrbare Dickicht kritischer Dornen und Nesseln hineinwagen, als bis wir den rettenden Ariadnefaden in Händen haben.

Sobald nun der Vorhang zum erstenmale in die Höhe rauscht, erblicken wir das Innere eines Wohnraumes. In der Mitte steht eine mächtige Esche. Um dieselbe ist ein Dach gezimmert, so jedoch, daß Stamm und Aeste durch genau entsprechende Oeffnungen hindurch gehen. Der belaubte Wipfel breitet sich über das Dach aus. Der Theil der Esche nun, welcher in der Mitte des Raumes sichtbar ist, dient anstatt eines mächtigen Pfeilers, der die Saaldecke trägt. Der Saal ist aus roh behauenem Holzwerk zusammengefügt; hie und da sind die Wände mit gewebten Decken behangen. Im Vordergrunde steht der Herd, auf welchem ein mattes Feuer glimmt. Was von Seiten des Decorationsmalers nur irgend geschehen konnte, um diesen Raum so ganz „nordisch-balladenhaft" herzurichten, das ist redlich ausgeführt worden. In diesen Raum tritt ein fremder, auf den Tod ermüdeter Mann, ohne Waffen, und wirft sich erschöpft auf eine „Decke von Bärenfell." Es ist Siegmund. „Weß Herd dies auch sei", ruft er aus, „hier muß ich rasten." Bald darauf erscheint Sieglinde, die erstaunt einen fremden Mann am Boden liegend gewahrt. „Ein Quell, ein Quell", fleht Siegmund. Sieglinde reicht ihm ein Trinkhorn mit Wasser, Siegmund trinkt und „sein Blick haftet mit steigender Theilnahme an ihren Mienen." Nun könnten frivole Spötter allerlei Bemerkungen hierüber machen und daß ich es nur gestehe, auch mir liegen deren manche auf der Zunge. Allein es ist mit dem Spotte allein nicht abgemacht. Wagner hat bei all diesen mitunter wirklich absurd erscheinenden Anweisungen an die Darsteller eine sehr bestimmte und vollbewußte Absicht, die wir weiterhin des Näheren auseinander setzen müssen. Es entspinnt sich hierauf ein kurzes Gespräch, Sieglinde sagt dem schönen, hochstämmigen Manne, wo er sich befände, nämlich unter Hunding's Dache. Die Wirthin kredenzt hierauf dem Gaste einen Trunk „firnigen Meths" und „schmeckt ihn dem Wanderer zu", darauf thut Siegmund einen langen Zug, setzt das Horn schnell ab und — „beide blicken sich mit wachsender Ergriffenheit eine Zeit lang stumm an." Siegmund, um seinen Namen befragt, weicht ängstlich aus, er will wieder von dannen gehen. „Mißwende folgt mir, wohin ich fliehe, Mißwende naht mir, wo ich mich neige, Dir Frau doch bleibe sie fern! Fort wend ich Fuß und Blick." Sieglinde entgegnet ihm „in heftigem Selbstvergessen!" „So bleibe hier! Nicht bringst Du Unheil dahin, wo Unheil im Hause wohnt!" Siegmund erräth den Zusammenhang und sagt: „Wehwalt hieß ich mich selbst: — Hunding will ich erwarten". Bald darauf erscheint Hunding in voller Waffenrüstung. Ein gräulicher Patron, noch wüthiger wie Samiel im Freischütz, wirft er seiner erschreckten Frau einen Blick zu, der für jene primitiven Zustände recht anerkennenswerth ist. Doch beruhigt sich Hundings Blut, das rasch in Wallung gerathen war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Frankfurter Zeitung.

Miscellen.

Bern, 28. Juni. Wieder ist eine der bis dahin unnahbaren Höhen der Schweizer Alpen bestiegen worden. Zwei Mitglieder des Schweizerischen Alpenclubs: Emil Ober aus Interlaken und Ferdinand Springer aus Berlin haben am 18. Juni in Begleitung zweier Führer von der Oeschinen-Alp aus den bis dahin noch von keinem Fuß betretenen, beinahe senkrecht aufsteigenden, gegen 10,000 Fuß hohen Blümlisalpstock erklommen. Die Genannten mußten ihr weiteres Vorhaben, über die Jungfrau das Mönchsjoch zu ersteigen, aufgeben, da bei dem Ueberschreiten des Aletgletschers leider einer ihrer Führer, ein Walliser, in einen tiefen Eisschlund stürzte, aus dem er nach stundenlangem Suchen todt herausgetragen wurde.

Unterhalb der Dreifaltigkeitscapelle in Athen wurden wieder neue Gräber aufgedeckt, wovon eines auf einer Marmorplatte die Aufschrift „Athenodorus" trägt und noch hermetisch geschlossen und mit gut anhaftendem Kalke sorgfältig verstrichen ist. Durch eine Oeffnung sieht man das vollkommen erhaltene Skelett darin liegen, wie es vor mehr denn 2300 Jahren darin gelegen haben mag. Die archäologische Gesellschaft läßt dieses Grab einstweilen uneröffnet, da bisher nur äußerst wenige so schön erhaltene Gräber aufgefunden worden sind.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 82. Speyer, Dienstag, den 12. Juli 1870.

Die weiße Camelie.

(Fortsetzung.)

III.

Teddy saß in seinem bequemsten Armsessel, beschäftigt, in sorgloser Ruhe aus einer enorm langen hölzernen Pfeife zu rauchen. Er sah in die Höhe, als ich eintrat, und sagte: „Ah! der Photographie-Narr! Wie geht's uns und dem Bilde heute?"

„Heute," sagte ich, im Tone des Triumphes, „heute haben wir das Original aufgefunden."

„Wirklich," sagte er in phlegmatischem Tone. „Dann sitze nieder und rauche eine Pfeife; stecke Dir eine an und sei glücklich."

„Stumpfer, unempfindlicher Mensch! Du fragst nicht einmal, wer sie ist?"

„Bewahre mich Gott. Ich habe so viel während dieses Monats oder länger von ihr gehört, daß ich — nimm meine Offenheit nicht übel — vorziehe, ihren Namen nicht zu erfahren. Wenn Du wieder wie gewöhnlich von ihr faseln willst, so schließe ich die Augen und höre zu. Aber mach's nicht länger, als es durchaus sein muß."

„Du Wicht!" sagte ich lachend, „sie ist eine Miß Vane — wohnt in Worcester Square, Hyde Park."

„So? Eine alte Jungfer, denke ich."

„Nun, wenn Du ihre Photographie für die einer alten Jungfer hältst, dann hast Du richtig errathen. Aber Alles, was ich sagen kann, ist, daß nicht mit Dir übereinstimme."

„Und was hast Du vor, jetzt zu thun? Du kennst keine Familie Vane und ich auch nicht, so sehe ich denn nicht ein, wie Du dem Ziele näher bist. Begnüge Dich mit der Adresse, gib die Geschichte auf und reiche mir meinen Tabaksbeutel."

„Ich werde keines von beiden thun, ich muß Miß Vane kennen lernen, und Du bist ein so unausstehlicher Faulenzer, daß es Dir überaus gut sein wird, Dir den Tabak selbst zu holen."

„Wie willst Du denn diesen reizenden Plan anfangen?"

„Indem ich sofort das Haus aufsuche. Ich kann vielleicht einen Schatten von ihr erhaschen."

„Armer Junge," sagte Teddy spöttisch, bedeutsam mit dem Finger seine Stirn berührend, „wie weit ist's schon mit Dir gekommen!"

Von Teddy Maynard hatte man nie gehört, daß er in jemand Andern verliebt gewesen sei, als in sich selbst, und er war ganz unfähig, mit den Gefühlen anderer Menschen zu sympathisiren oder dieselben zu begreifen. Seinen Spott nicht beachtend, verabschiedete ich mich von ihm und machte mich auf den Weg nach Worcester Square, um Nummer 21 aufzusuchen.

Ich fand, wie ich vermuthete, ein hübsches, anständig aussehendes Haus, das sich durch nichts von den andern Häusern des Quadrats auszeichnete. Da es jedoch um die Zeit war, wo die Bewohner voraussichtlich beim Mittagessen waren, und Miß Vane nicht am Fenster erscheinen konnte, so war damit nichts gewonnen, wenn ich hier länger verweilte, und ich verließ meinen Posten, um mich zu einem einsamen Mittagessen im Klub zu begeben, wo ich Rath hielt mit mir selbst. Das Resultat dieser Berathung war der Beschluß, mir zuerst Gewißheit darüber zu verschaffen, ob die Dame, Miß Vane, wirklich das Original meiner Photographie war, und diesem Beschluß gemäß ging ich am folgenden Tage wieder nach Worcester Square und suchte den in jenem Stadttheil stationirten Polizeimann auf. Dieser kannte Worcester Square, wie er sagte, ganz gut und war dort in einem Hause lange in Dienst gewesen, ehe er zur Polizei gegangen. Ja, ein Mr. Vane, Obrist Vane, wohnte in Nummer 21. „Hat er Kinder?" fragte ich rasch. Ja, — Miß Vane, eine schöne junge Dame. Fährt oder geht dieselbe manchmal aus? Ja, meistens fährt sie mit ihrem Vater um 3 Uhr des Nachmittags spazieren. Er versicherte mir obendrein, daß er immer froh sei, eines Gentlemens Fragen zu beantworten, und während dieser Worte schloß sich seine Hand fest und zärtlich über dem halben Sovereigns, welchen ich hinein hatte gleiten lassen. Dies war soweit ganz befriedigend. Ich ging nicht zu dem ungläubigen Teddy zurück, sondern schlenderte ruhig in den Park, natürlich stets in Gedanken mit dem einen Ziele beschäftigt, das mich seit mehreren Monaten in Spannung hielt. Im Begriff den Park wieder zu verlassen, sah ich einen offenen Wagen in raschem

Schritte gegen das Gitterthor kommen. Ich trat auf die Seite, um ihn vorüber zu lassen — da wandte die Dame, die darin saß, sich nach mir um und — oh! welche Ueberraschung! Das Antlitz, das mich seit so langer Zeit im Schlaf wie im Wachen verfolgte, leuchtete mir in seinem ganzen Liebreiz entgegen. Unsere Blicke begegneten sich eine Minute, dann führte es der Wagen aus meinem Gesichtskreis, indeß ich wie angewurzelt noch lange auf derselben Stelle stehen blieb und ihm nachstarrte.

Obrist Vane und seine Tochter waren heute zu einer früheren Stunde als gewöhnlich ausgefahren, sonst hätte ich sie in den Wagen steigen sehen müssen. Jetzt würden sie wahrscheinlich im Park auf- und abfahren, es war somit Hoffnung für mich vorhanden, den Wagen nebst seiner holden Insassin noch einigemal an mir vorüberfahren zu sehen, weßhalb ich mir ein passendes Plätzchen aussuchte, wo ich sein Nahen bemerken konnte. Das Original meiner Photographie trug einen reizenden kleinen Hut und ihr herrliches braunes Haar fiel in üppigen Locken unter demselben hervor und bildete gleichsam einen Rahmen für das liebliche Gesicht mit den glänzenden Augen.

Ihr Vater, ein hübscher, soldatisch aussehender alter Mann mit grauem Schnurrbart, saß neben ihr, und sie schien ihm aufmerksam zuzuhören, denn sie sah gerade vor sich hin und ich erhaschte keinen Blick mehr von ihr während der Stunde, in der sie noch mehrmals an mir vorüberfuhren. Als sie den Park verlassen hatten, ging auch ich, mich mit neuen Plänen tragend, wie und wann ich die holdselige Erscheinung wiedersehen könne.

IV.

Ich beschloß, wieder zu Maynard zu gehen, und traf ihn glücklicher Weise im Künstlerclub, von dem wir Beide Mitglieder waren.

Er rauchte wie gewöhnlich und seine erste Bemerkung war: „Nun, alter Knabe, wie steht's?"

„Ich habe sie soeben gesehen —"

„O, abermals und immer wieder „Sie"! Ich glaubte, Du hättest die Geschichte ganz vergessen," sagte er lachend.

„Dann hast Du Dich eben sehr geirrt, mein Junge. Ich habe sie so eben gesehen — sie fuhr im Park spazieren — ich habe sie sogar mehrmals gesehen und es war himmlisch!"

„Ach! es war himmlisch, so? Und was wirst Du nun zunächst beginnen?"

„Das ist's gerade, was ich wissen möchte — ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun soll. Kannst Du mir keinen vernünftigen Rath geben?"

„Werfe Dich vor die Räder ihres Wagens, und wenn die Hufe ihrer edlen Pferde Dir Dein Herzblut austreten, dann rufe ihr zu, daß Du sie liebst."

„Mache keine dummen Witze, sondern sage mir, was ich thun soll."

Teddy, der, was das Herz anbelangte, ein Prachtexemplar war, machte eine ernsthafte Miene, sann nach und sagte dann:

„Ich hab's. Schreib' ihr!"

„Ihr schreiben?"

„Ja."

„Aber ich kenne sie ja nicht und sie wird mir niemals solch eine Unverschämtheit verzeihen."

„Thut nichts; riskire es. Das ist mein Rath, und wenn Du den nicht befolgen willst, weßhalb, zum Teufel, fragst Du mich darum?"

„Ich denke, ich will es thun", sagte ich sinnend.

„Das ist recht", sagte Teddy in ermuthigendem Tone. „Schreibe und sage wer Du bist: ich würde nicht meinen wahren Namen nennen, sie aber wissen lassen, daß Du ein Gentlemen bist, und daß sie die Aussicht hat, eines Tages eine Lady zu werden. Sage, daß Du die Dinge nicht überstürzen, sondern mit Ruhe abwarten willst, bis Du das Glück hast, eine der Etikette gemäße Vorstellung bei ihrem Vater zu erlangen, und" — hier stockte er einen Augenblick, „und frage sie, ob sie, wenn sie Dir nicht zürnt, nicht an einem Abend in dieser oder einer der nächsten Wochen in die Oper kommen würde, wo Du jeden Abend hingehen und wobei Du eine weiße Camelie im Knopfloch tragen wolltest. Da hast Du meinen Plan, fein ausgesonnen und ausgesponnen, und Du bist der undankbarste Mensch von der Welt, wenn Du ihn nicht ausführst."

Ich schreckte einen Augenblick zurück vor diesem Vorschlag, dessen Kühnheit mir große Bedenklichkeiten einflößte, und nachdem ich Teddy gedankt hatte, ging ich in meine Wohnung, um darüber nachzudenken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Colportage-Roman.

Von **Otto Glagau.**

(Fortsetzung.)

Gerade die Prämienausschreibung ist es, welche viele ehrliche Leute zum Abonnement bestimmt, denn das Publicum glaubt gern an Wunder, und am liebsten an recht starke Wunder. Andererseits wird dagegen behauptet, daß die Verleger mit das beste Geschäft bei diesen „Prämien" machen, indem die „äußerst geringe Nachzahlung von 7½ Silbergroschen" noch immer doppelt so hoch sei als der wirklich reelle Werth des „Kunstblattes". Ja, ein Berliner Concurrent hat sich nicht gescheut, dies öffentlich auszusprechen. Er ist nämlich der Ansicht, daß die Idee der „Kunstblätter" sich doch zu überleben anfange, und daß man dem Publicum etwas Neues bieten müsse. Er verspricht seinen Abonnenten statt der „Kunstblätter", die er als bloße „Kreidedrucke einer mehr oder weniger werthlosen Lithographie" erklärt, als „elende Bilder", deren Einrahmung hinterher immer noch eine bedeutende Geldausgabe verursache; er verspricht als „Prämien" — hör' es und staune, Europa, — „zwei wirklich kostbare Erzeugnisse der Silber- und Goldprägekunst, höchst nobles Besteck, enthaltend ein Paar silberne Messer und Gabel, gegen Nachzahlung

von nur zehn Silbergroschen, und eine elegante Damenbroche in Silber und Gold, gegen Nachzahlung von nur fünfzehn Sgr." Was die Pretiosen thatsächlich werth sind, mag dahingestellt bleiben; der kühne Reformator auf dem Gebiete des Colportage-Verlags versichert, daß das Besteck sonst reell 1½ Thaler, die Broche 3 Thaler koste und er fügt hinzu: „Nur dadurch, daß beide Muster in mindestens 100,000 Exemplaren gefertigt werden, und ich selbst noch pecuniäre Opfer bringe, ist es möglich, solche prachtvolle Juwelierarbeiten als Prämien zu geben". — Und der geniale Erfinder dieser sogenannten „Juwelen-Bibliothek" hat schnell Nachahmer gefunden. Ein anderer Berliner Verleger hat zwar die „Kunstblätter" als Prämie beibehalten, sich aber außerdem zu einer „Extraprämie" hinreißen lassen. Als solche bietet er seinen Abonnenten „eine feine Schweizeruhr mit Wecker", gegen Nachzahlung von 25 Sgr.; und er verpflichtet sich ausdrücklich, etwa nicht gehende Uhren binnen vier Wochen umzutauschen.

Wer da nicht abonnirt, dem ist nicht zu helfen! Allein es gibt wirklich doch zähe, eigensinnige, für ihren Vortheil blinde Leute, die trotzdem zu abonniren sich weigern, bei denen selbst „Juwelen-Bibliothek" und „Extraprämien" nicht verfangen, so daß sich dann die Colporteure noch zu weiteren und immer lockenderen Versprechungen auf eigene Hand gezwungen sehen. Nach wie vor liest man auf allen Prospecten die Warnung: „Für anderweite Versprechungen, von Seiten der Boten, kommt die Verlagsbuchhandlung nicht auf." Wie weit sich aber die Colporteure von ihrem Eifer, um jeden Preis einen Abonnenten einzufangen, zuweilen hinreißen lassen, davon zeugen zahlreiche Criminalverhandlungen, in welchen jene Herren die Hauptrolle spielen. Sie versprechen Himmel und Erde, namentlich gern Loose und Antheilloose zu allen möglichen Staats- und Privatlotterieen, aber auch manch' andere Dinge. Einem Berliner Dienstmädchen wußte der Colporteur einzureden, daß die Subscription auf „das einzig dastehende Werk" sie berechtige, sich bei dem nächsten Photographen an der Ecke gratis abconterfeien zu lassen. Doch wie erfinderisch ein Colporteur und von welch' frommer Einfalt das Publicum sein kann, zeigt am schlagendsten wohl dieses Stückchen: Als während des deutsch-dänischen Krieges im Jahre 1864 mehrere Colportage-Romane herauskamen, welche in kluger Berechnung das Zeitereigniß dramatisirten, wie z. B. „Der dänische Spion" und „Up ewig ungedeelt!" vertrieb ein Botenläufer die zuletzt genannte Historie unter dem Westphälischen Landvolk in der Art, daß er sie den ehrlichen Bauern und Tagelöhnern als „Kriegssteuer" octroyirte. Zur Führung des Krieges, so lautete sein Sprüchlein, habe sich die Regierung genöthigt gesehen, eine besondere Steuer auszuschreiben, und als Entschädigung dafür liefere sie ihren loyalen Unterthanen nun in dem Werke „Up ewig ungedeelt" eine authentische Beschreibung des Feldzugs. Der neue Steuererheber trieb sein Geschäft wochenlang und mit dem besten Erfolg, bis ihn endlich die Nemesis in Gestalt eines Gensdarmen erreichte.

Der Prospect und die Prämien, welche die Colporteure gleich mit sich führen und vorweisen, sind viel, aber doch nicht Alles. Was der Prospect verspricht, muß der Roman selbst möglichst zu erfüllen suchen. Er muß vor Allem unterhaltend und spannend sein; die Spannung, der Genuß müssen mit jedem Heft, mit jedem Capitel noch wachsen, so daß der Leser auf die Fortsetzung begierig wird und sie nicht zeitig genug erhalten kann; sonst springt der Abonnent leicht ab, und obgleich er sich rechtlich auf das Ganze verpflichtet hat, so ist dem Widerwilligen doch nicht immer beizukommen. Bietet dagegen die Geschichte ein ungewöhnliches Interesse, so kann es der Verleger schon wagen, die ursprünglich festgesetzte Heft- und Bogenzahl zu überschreiten, und er überschreitet sie denn auch oft um ein Erkleckliches: der Abonnent murrt, aber er kann es doch nicht über sein Herz bringen, das neue Heft zurückzuweisen, er nimmt es und stürzt voll brennender Neugierde darüber her.

Wie zu Olim's Zeiten sind es noch immer die Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten, die den gemeinen Mann in erster Linie ergreifen und packen; und in diesen Sphären bewegen sich deshalb auch weitaus die meisten Colportage-Romane, nach solchen Stoffen greifen immer wieder die Verleger und Autoren. Mögen sie aber auch irgend ein anderes Genre behandeln: Spuk und Zauber, Mord und Todtschlag dürfen in keiner Geschichte fehlen, denn das Volk hat einen Heißhunger nach allem Wunderbaren und Abenteuerlichen. Es verlangt vor Allem baare Thatsachen, wirkliche compacte Ereignisse, eine ununterbrochene rastlose Handlung, eine Fülle immer neuer Gestalten und Situationen, je toller und je unmöglicher, desto besser. Es will gar nicht zu Athem, zur Besinnung kommen, sondern fortwährend überrascht und geblendet, durch ein Labyrinth von Verwicklungen geschleppt und durch ein Feuerwerk von Knalleffecten erschreckt und betäubt werden. Mit der Motivirung ihrer Historien haben es daher die betreffenden „Dichter" außerordentlich bequem; sie sind nie und nirgends an Raum oder Zeit, an Geographie oder Geschichte gebunden, sondern sie dürfen getrost fabuliren und ausmalen, was ihnen das überreizte Gehirn gerade eingibt. Ebensowenig brauchen sie sich mit allgemeinen Reflexionen aufzuhalten — diese werden gewöhnlich doch überschlagen: es seien denn solche der hausbackensten Art, glatte moralische Sentenzen, wie sie jeder Leser sich selber machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walküre.

(Fortsetzung.)

Sieglinde hat nun das Mahl den Männern gerüstet, der fremde Gast wird von seinem Wirthe aufgefordert, ihm Kunde von seiner Irrfahrt, seinem Geschlecht zu geben und ihm seinen eigenen Namen ebenfalls zu nennen; wie sich's gebührt, hat Hunding zuerst sich selbst genannt:

Deß Dach Dich deckt
deß Haus Dich hegt
Hunding heißt der Wirth;

wendest von hier Du
nach West Deinen Schritt,
in Höfen reich
hausen dort Sippen,
die Hundings Ehre behüten.
Gönnt mir Ehre mein Gast,
wird sein Name nun mir genannt.

Allein Siegmund ist in arger Verlegenheit und Sieglinde „heftet mit auffallender Theilnahme und Spannung ihr Auge auf diesen." Endlich läßt sich der fremde Mann zum Sprechen bewegen und beantwortet die Frage nach seinem Namen auf folgende höchst merkwürdige Art:

„Friedmund darf ich nicht heißen;
Frohwalt möcht' ich wohl sein:
Doch Wehwalt muß ich mich nennen."

Sodann erzählt er von seiner Herkunft, von Wase, seinem Vater, auf den „die Neidige" ein „starkes Jagen" angestellt. Er erzählt ferner vom Morde der Mutter und vom Raube seiner Schwester, weiter kündet er wie er mit dem Vater jahrelang im Walde gehaust, bis er zuletzt auf einer Fehde mit den „Neidingen" vom Vater versprengt wurde und jedwede Spur verlor. Hunding sagt ihm darauf: „die so leidig Loos dir beschied, nicht liebte dich die Norn: froh nicht grüßt dich der Mann, dem fremd als Gast du nah'st." Sieglinde ist über dies „feige" Benehmen Hundings empört, sie fragt nun nach dem Ende der Irrfahrt und wie er seine Waffe denn zuletzt eingebüßt. Da erzählt Siegmund, wie er sich aufgemacht zum Schutze eines „traurigen Kindes"; „vermählen wollte der Magen Sippe dem Mann ohne Minne die Maid." Er traf die Dränger im Kampf und schlug sie, doch „der Erschlagenen Sippen stürmten daher, übermächtig ächzen nach Rache sie." Er schützte die Maid, die „wich nicht von der Wal" und so wurde ihm „Speer und Schild im Harst zerhau'n" und sterben sah er die Maid. „Nun weißt du fragende Frage", endet Siegmund „mit einem Blicke voll schmerzlichen Feuers" auf Sieglinde seine Rede, warum ich — Friedmund nicht heiße. Nun kündigt Hunding, wie er selbst zur Rache gerufen war, „Sühne zu nehmen für Sippenblut" und nun des Frevlers Spur im eigenen Hause findet. „Für die Nacht nahm ich dich auf: mit starker Waffe doch wehre dich morgen." Sieglinde, die den Zwist wehren will, wird von Hunding ziemlich kurz, aber dafür um so barscher abgewiesen: doch im Weggehen „richtet sie einen langen, sehnsüchtigen Blick, mit welchem sie ihn endlich auf eine Stelle im Eschenstamme bedeutungsvoll auffordernd hinweist" auf Siegmund. Wir bitten unsere Leser, diesen „bedeutungsvollen" Blick ja nicht zu vergessen, er ist zu großen Dingen berufen. In Angst und Verzweiflung ruft er seinen Vater an, der ihm ein Schwert verheißen, das er „fänd in höchster Noth." „Wälse! Wälse! Wo ist dein Schwert? Das starke Schwert?" Da plötzlich „fällt ein greller Schein auf die Stelle, welche Sieglinde's Blick bezeichnet hatte." „Was gleißt dort hell im Glimmerschein? Ist es der Blick der blühenden Frau, den dort haftend sie hinter sich ließ, als aus dem Saal sie schied?" Sieglinde hat sich von ihres Gatten Lager heimlich weggeschlichen und ruft dem Siegmund zu: eine Waffe stecke in der Esche, die dereinstens an ihrem Hochzeitstage ein fremder Mann in den Baum hineingestoßen hätte, „bis an's Heft haftet es drin: dem sollte der Stahl geziemen, der aus dem Stamm es zög." Doch vergeblich war noch bisher aller Helden Mühen gewesen. (Jener fremde einäugige Mann ist nämlich Wotan gewesen, der, nach der Erzählung in der Wälsunga-Saga, an dem Hochzeitsfeste der Tochter des Wälsunge Signi, mit dem Könige von Gothland Siggur erscheint, schweigend sein Schwert in die im Saale stehende Eiche stößt und es demjenigen zu eigen gibt, der es aus dem Stamm ziehen würde.) Sieglinde sagt: „erjagt hätt' ich, was je ich verlor, was je ich beweint, wär mir gewonnen — fänd ich den heiligen Freund, umfing den Helden mein Arm!" Siegmund umfaßt sie und sagt: „Dich selige Frau hält nun der Freund, dem Waffe und Weib bestimmt!" Inzwischen hat ein heftiger Windstoß das Thor aufgerissen — Sieglinde fährt erschrocken zusammen und reißt sich los. „Ha, fragt sie, wer ging, wer kam herein?" Der Mond hat sein volles, herrliches Licht in den Raum hinein ergossen, er beleuchtet mit seinen zauberischen Strahlen das Liebespaar. Eine Scene spielt sich vor unseren Augen ab, so wunderbar schön, so tief poetisch, so innig und ergreifend, wie wir deren nur wenige in unserer gesammten deutschen Lyrik besitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Französische Blätter berichten über die Eröffnung der alle 2 Jahre tagenden gesetzgebenden Versammlung, die am 30. April dieses Jahres in Honolulu unter Vorsitz des Königs Kamehameha V. im Saale des höchsten Gerichtshofes daselbst stattgefunden hat. Wir entnehmen dieser Beschreibung Folgendes: Um 11½ Uhr waren sämmtliche Plätze besetzt. Zur Rechten des Thrones die beiden Königin-Wittwen Kalama, Wittwe Königs Kamehameha III., und Emma, Wittwe Königs Kamehameha IV., die Minister und ihre Gemahlinnen. Im zweiten Rang die Adligen, zehn an der Zahl, sämmtlich Eingeborene (canaques), mit Ausnahme des Hrn. Dominio, Gouverneurs von Oahu, und des Hrn. Bishop. Die vier Mitglieder des Cabinets, drei Minister und der Attorney general des Königreichs gehören von Rechts wegen zur Kammer der Adligen. Die Zahl derselben hätte sechzehn sein sollen, aber einer von ihnen ist von der Insel abwesend und ein anderer, Johann Si, einer der seltenen Greise, welche Kamehameha den Ersten, den Napoleon des stillen Oceans, persönlich gekannt hatten, war einige Tage vor dem 30. April gestorben. Gerade gegenüber die Deputirten, 28 an der Zahl, von denen sechs der weißen Race angehören, und dahinter das Publicum. Zur Linken im ersten Range die diplomatischen Repräsentanten der Vereinigten Staaten, von Großbritannien und von Frankreich mit ihren Frauen. Sodann die Commandanten der Donau (Oesterreich) und des Jamestown (Vereinigte Staaten). Die Consuln von Belgien, Schweden, Oesterreich, Holland, Dänemark, Rußland, Peru, dem norddeutschen Bunde, Chile, Italien, und ihre Frauen, endlich die Generalstäbe der beiden obengenannten Schiffe. Um Mittag begab sich der König aus seinem Palast in offenem Wagen, von seinem Generalstab und der Garde zu Pferde begleitet, in die Sitzung. Die regulären Truppen und die Freiwilligen bildeten im Hofe des Justizpalastes ein doppeltes Spalier. Während der Fahrt vom Palast bis nach dem Court-House wurden vom Fort von Honolulu, sowie von der „Donau" und vom „Jamestown" Artilleriesalven gegeben. Nachdem der König den Thron bestiegen hatte, der mit dem reichgeschmückten Mantel der Kamehameha behangen war, und nachdem er das Gebet des anglikanischen Bischofs angehört hatte, sprach er zuerst in der Sprache der Eingeborenen (canaque), sodann auf englisch seine Thronrede. Dieselbe war ziemlich lang und enthielt eben nichts besonders Merkwürdiges. Drei Tage nach Eröffnung der Session übergab die Kammer dem Könige eine Antwortsadresse. Die Session sollte drei Monate dauern.

Nachdem der Bau der Pacific-Eisenbahn in der ganzen civilisirten Welt mit größtem Interesse verfolgt worden ist, dürften einige statistische Angaben über die Frequenz dieses Riesenunternehmens wohl am Platze sein. Während der ersten vier Monate dieses Jahres benutzten 5043 Personen diese Linie von Californien aus nach dem Osten des nordamerikanischen Continents, während 9052 Personen nach dem Westen reisten. Rechnet man hinzu, daß während des nämlichen Zeitraumes 6164 Passagiere zur See in Californien eintrafen, während nur 4000 abreisten, so ergibt sich zu Gunsten des Goldlandes eine Bilanz von 6200 Personen. Unter dem von der Pacificbahn beförderten Frachtgute befanden sich während der genannten vier Monate 766,149 Pfd. Thee, 42,028 Pfd. Hopfen, 13,028 Pfd. Rohseide und 529,293 Pfd. Wolle.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 83. Speyer, Donnerstag, den 14. Juli 1870.

Die weiße Camelie.

(Fortsetzung.)

Es war in der That ein verrückter Plan, wenn auch nicht verrückter als mein leidenschaftliches Suchen, nachdem ich die Photographie gesehen hatte. Zwei Tage schwankte ich hin und her, bald mit aller Energie gegen die Thorheit des Planes ankämpfend, bald wieder fühlend, daß es eine Unmöglichkeit für mich sei, ruhig zuzuwarten, bis ein glücklicher Zufall ein Zusammentreffen in Gesellschaft mit Miß Vane herbeiführen würde. Ein Mädchen mit solchen Augen, dachte ich, mußte romantisch sein, und sicherlich würde die ganze Romantik ihres Charakters mir zu Hilfe kommen, wenn sie erfuhr, wie lange ich ihr Bild angebetet, wie unermüdlich ich nach dem Original gesucht hatte.

Zwei Tage wartete ich im Park auf sie und dann beschloß ich, Teddy's Rath zu befolgen. Es wurde also ein Brief, ganz nach Teddy's Entwurf, geschrieben und am folgenden Tag abgesendet. Ich nannte meinen Namen nicht, da ich Miß Vane's Unwille fürchtete, und so konnte der Brief, selbst wenn er in andere Hände gerieth, kein Unheil anstiften. Natürlich würde sie mich sehen, wenn sie in die Oper ging, allein ich war überzeugt, daß, wenn sie auf die Verabredung einging, sie nicht so unfein handeln und mich verrathen würde. Es fanden vier Opern in Covent Garten im Laufe der folgenden Woche statt, und an einer dieser Vorstellungen hatte ich sie gebeten, zu erscheinen. Ich wollte dort sein mit der weißen Camelie, und würde ihr Erscheinen als ein Zeichen ansehen, daß sie mir nicht zürne, sondern meine Einführung bei ihr in einer passenden, der Sitte gemäßen Form gestatte.

Mit heftig klopfendem Herzen nahm ich meinen Sitz im Parterre der Oper am ersten der bestimmten vier Abende ein. Meine Ungeduld hatte mich viel zu frühe in's Theater getrieben, und nur wenige Personen außer mir waren dort. Diese fixirte ich aufmerksam durch mein Opernglas, und als die Logen, Gallerien ꝛc. sich anfüllten, da widmete ich meine Zeit ganz der Prüfung ihrer Inhaber, ohne auch nur einen Ton der herrlichen Musik zu hören, und meine Nachbarn müssen mich für einen Barbaren ohne allen Sinn für Musik gehalten haben. Aber mein Suchen war vergeblich. Mein Blick flog umsonst die glänzenden Reihen auf und nieder, welche sich wie ein Regenbogen vor mir ausbreiteten. Ich sah manches schöne Gesicht, manches strahlende Auge mit ernstem Ausdruck auf die Bühne gerichtet, gold- und braunhaarige Schönheiten, wie Königinnen auf ihren Sitzen thronend, aber nirgends konnte ich das Gesicht entdecken, das ich suchte. Am ersten Abend jedenfalls hat sie es nicht für passend gehalten, zu kommen, dachte ich, und so wartete ich nur, bis der erste Act aus war, um mich bitter getäuscht nach Hause zu begeben.

Den nächsten Tag hatte ich nicht den Muth, in den Park zu gehen, ging aber am Abend pünktlich zur Zeit des Anfangs in die Oper. Ich wurde abermals getäuscht — Miß Vane, die über meine Zudringlichkeit zu zürnen schien — war nicht anwesend. Ich eilte nach der Vorstellung zu Maynard und machte ihm Vorwürfe wegen seines Rathes; er aber war nicht aus seinem Phlegma zu bringen, sondern schickte mich fort und rieth mir, mich in einer Narrenanstalt zu melden. So blieb mir denn nichts übrig, als geduldig den dritten Tag abzuwarten, und in die Oper zu gehen, wo ich meinen Sitz mit so sicherer Ueberzeugung einnahm, daß Miß Vane nicht erscheinen werde, daß ich diesmal weniger unmuthig aus dem Theater ging, wie die beiden vorhergegangenen Abende. Es blieb mir noch eine Nacht, noch eine Chance für mich und meine weiße Camelie, und ich gab noch nicht völlig die Hoffnung auf, daß sie kommen werde.

Am vierten Abend war ich genöthigt, einer Einladung bei einem alten Freunde meines Vaters anzuwohnen, der lange Jahre in Canada gewesen und sich jetzt in seinem Heimathlande niedergelassen hatte. Er besaß keine Kinder, hatte ein schönes Haus gemiethet und war bestrebt, mir seine Zuneigung auf jede nur mögliche Art zu beweisen. Ich war deßhalb genöthigt gewesen, seine Einladung anzunehmen, hoffte jedoch, daß er mich zur Zeit des Theaters entlassen würde, und war deßhalb auf's angenehmste überrascht, als seine Frau mir im Empfangzimmer entgegenkam und sagte: „Mein Gemahl wird sich bei Ihnen entschuldigen, er ist genöthigt, gleich nach Tisch wegen eines wichtigen Geschäftes auszugehen, und da ich nicht erwarten kann, daß es mir gelingen würde, Sie

den ganzen Abend zu unterhalten, so habe ich eine Loge in der Oper genommen; wollen Sie dieselbe benützen?"

„Mit größtem Vergnügen," sagte ich, „obgleich ich mich auch hier nicht gelangweilt hätte."

„Nun, ich will nur gestehen, daß mein Vorschlag nicht so ganz ohne Selbstsucht ist. Ich gehe nämlich sehr selten in's Theater, da mein Gatte sich nichts aus Musik macht; und bin deßhalb froh, wenn ich Jemanden finde, der mich begleitet. Wir werden aber nicht allein sein, ich habe noch eine junge Dame eingeladen, deren Bekanntschaft zu machen Ihnen aber sicherlich nur angenehm sein wird, denn sie ist ein schönes, liebliches Mädchen."

In diesem Augenblick kam Herr Laurence selbst herein, und gleich darauf wurde das Essen aufgetragen.

Dieses Arrangement schien ein sehr glückliches für mich zu sein, und als die Stunde herbei kam, benützte ich einen Augenblick, wo Frau Laurence im Nebenzimmer ihren Mantel umlegte, um schnell die Camelie in das Knopfloch meines Rockes zu stecken und sorgfältig unter dem leichten Ueberzieher zu verbergen.

Als wir am Portal von Covent Garten anfuhren und dann in den Vorsaal eintraten, sagte meine Begleiterin: „Ich wette, der Obrist ist mit Edith schon da, wenn ich nicht irre, habe ich ihren Wagen gesehen."

„Der Obrist und Edith!" — Dies fuhr mir wie ein Stich durch's Herz, denn ich mußte unwillkürlich an ihren Vater denken, und da wir uns schon der Loge näherten, sagte ich: „Sie sprachen so eben von einem Obrist; darf ich fragen, wie er heißt?"

„Obrist Vane, ein alter Freund meines Mannes. Er hat lange in Quebeck gelebt und Edith ist sein einziges Kind."

Ich wunderte mich oft nachher, wie es mir möglich war, eine solche Selbstbeherrschung zu üben bei dieser Nachricht, und mich nicht durch einen lauten Ausruf zu verrathen. Edith Vane! Dies war also der Name meines Idols und noch nie hatte ein Name so wohlklingend an mein Ohr getönt. Nur noch wenige Minuten und ich sollte ihr gegenüber stehen! Plötzlich erinnerte ich mich meines Briefes und der Camelie. War sie wohl aus eigenem Antrieb an diesem letzten Abend gekommen oder veranlaßt durch die Aufforderung meiner mütterlichen Freundin? Gerade in dem Augenblick, wo wir die Logenthür erreichten, riß ich die Camelie aus meinem Knopfloch und verbarg sie hastig in der Tasche. Ich sollte ihr jetzt in aller Form vorgestellt werden und beschloß daher, mich nicht als den Schreiber des Briefes zu erkennen zu geben. Wir traten in die Loge; die gewöhnliche gegenseitige Vorstellung fand statt, und Obrist Vane verließ uns, indem er die Damen meinem Schutze empfahl. Sie hatten einander sehr viel zu sagen und ich saß während einiger Zeit, mir selbst überlassen, im Hintergrund der Loge, vollkommen zufrieden damit, Edith anblicken zu können. Hatte ich die Photographie schon für schön gehalten, wie viel mehr erregte jetzt das Original meine Bewunderung, wo ich es in voller Toilette sah! Ich war ganz froh, daß mir Zeit gegeben war, mich zu fassen, meine Gedanken zu sammeln und zugleich Edith's Gesicht in der Wirklichkeit, wie ich es jetzt von der Seite sah, mit der Photographie zu vergleichen.

(Schluß folgt.)

Der Colportage-Roman.

Von Otto Glagau.

(Fortsetzung.)

Es wäre ein Irrthum, wollte man annehmen, das Volk begehre nur Unterhaltung; es verlangt daneben auch noch Belehrung und Aufklärung. Selbst der roheste, ungebildetste Mensch vermißt im späteren Leben oft schmerzlich den Besitz aller Schulkenntnisse, und er fühlt nun das lebhafte Bedürfniß, in irgend einer Weise nachzuholen, was er in der Kindheit versäumt hat. Freilich muß diese Weise eine bequeme sein; will er sich belehren, so kann dies nur in Form einer Lectüre geschehen, die ihm keinerlei Anstrengung kostet. Er greift nach den Colportage-Romanen in der festen Erwartung und Voraussetzung, dort auch einen Schatz allgemeinen Wissens zu finden; und selbstverständlich wird dieser Glaube von Seiten der Verleger eifrig genährt. Sie verfehlen nie, ihre Waare als „historische Erzählung", oder doch wenigstens als „historisch-romantische Geschichte", als „Zeitbild", oder „Sittenschilderung" zu bezeichnen; und sie betonen in den Prospecten stets mit fetter Schrift, daß der Roman auf „wahren Thatsachen" und „authentischen Quellen" beruhe; ja sie versichern nicht selten, daß dem Verfasser ganz besondere Quellen zu Gebote standen, und daß er tiefe Geheimnisse aufdecken werde. Wirklich ist die Geschichte eine unerschöpfliche Fundgrube für die Verfasser der Colportage-Romane; alle großen Namen, die bekanntesten Ereignisse und Epochen werden von ihnen in Scene gesetzt, wobei sie entweder ihnen zugängliche Geschichts-, Memoiren- und Reisewerke plündern, oder auch ihre Phantasie mehr oder weniger frei walten lassen. Gewisse dieser „historischen" Romane, wie z. B. „Kleopatra, die schöne Zauberin vom Nil", „Die unglücklichen Frauen Heinrich des Achten von England und ihr schreckliches Ende auf dem Blutgerüst", „Die schöne Schottin Maria Stuart, oder ein blutiges Opfer der Eifersucht", „Lucrezia Borgia", „Schön Käthchen von Heilbronn, oder die blutigen Schrecken der heiligen Vehme auf rother Erde", „Die Furien der Guillotine" &c. — haben schon wegen der glücklichen Wahl des Stoffes einen großen Erfolg; und solche Themata werden immer wieder, immer von Neuem und nicht selten von verschiedenen Verfassern gleichzeitig bearbeitet.

Neuerdings ist der Colportage-Verlag jedoch nicht bei dem „historischen" Roman stehen geblieben, sondern er hat sich mit demselben Eifer auch auf die Fabrikation von Zeit- und Sensationsgeschichten geworfen.

Brennende Fragen der Gegenwart, Tagesereignisse, die sich noch in aller Leute Mund befinden, werden flugs zubereitet und brühwarm aufgetischt. Kaum war die jüngste spanische Revolution geschehen, da kündigte sich schon der Roman an: „Isabella, Spaniens verjagte Königin, oder die Geheimnisse des Hofes von Madrid." Louis Napoleon und die Mysterien seines Lebens, die Hauptpunkte seiner Regierung haben den Stoff zu zahlreichen Colportage-Romanen geliefert; erst kürzlich erschien wieder „Die Schicksalsbraut, oder die Geheimnisse des Kaisers Napoleon III.", eine Geschichte, welche insbesondere den mexikanischen Feldzug, das tragische Geschick des Kaisers Maximilian und den Wahnsinn der Kaiserin Charlotte vorführt. Die Entdeckung einer irrsinnigen Nonne im Kloster der Karmeliterinnen zu Krakau hat wohl ein paar Dutzende von Schauergeschichten hervorgerufen, die sich alle „Barbara Ubryk" betiteln; allein fünf davon sind gleichzeitig in Berlin erschienen. Andere Romane sind Schilderungen aus den verschiedenen Schichten und Kreisen der modernen Gesellschaft, malen das Leben und Treiben in den großen Städten Europa's, und zeichnen namentlich gern die Höhlen und Spelunken der Verbrecherwelt, wobei sie sich mit kühnem Griff auch des Allerneuesten zu bemächtigen wissen. So variirt der Sittenroman: „Berliner Bauernfänger oder die Geheimnisse der Residenz" den tagtäglich mehr Geltung gewinnenden Satz: „Berlin ist Weltstadt geworden!" indem er alle möglichen Gauner, Schwindler und Verbrecher, die in der guten Stadt Berlin ihr Wesen treiben, aufmarschiren läßt, von den Rittern des „Kümmelblättchens" bis zu Zastrow und Genossen. Das Nonplusultra in diesem Genre dürfte aber der im gleichen Verlage erscheinende social-politische Roman, benamst: „Weiße Sklaven, oder ein Opfer der Kirche" sein. Nicht nur, daß er die ganze sociale und socialistische Frage zum Hintergrunde hat, er führt auch die Matadore der verschiedenen Parteien, wie Schulze-Delitzsch, Franz Duncker, Max Hirsch, Lassalle, die Gräfin Hatzfeld, Bernhard Becker, v. Schweitzer, v. Hofstetten, Mende, Försterling, Bebel, Liebknecht, Oberwinter ꝛc. mit Haut und Haaren vor, er läßt Knaak und Fournier auftreten, und er setzt den Moabiter Klosterscandal in Scene. Wenigstens verspricht er das Alles, und es ist kein Grund, zu zweifeln, daß er's nicht auch erfüllen sollte.

Und nun die Verfasser der Colportage-Romane, die „Volksschriftsteller" und „Volksdichter" par excellence? — Es wird behauptet, daß nicht wenige Verleger dieses Schlages ihre Geschichten selber schreiben, und solche Behauptung hat nichts Unwahrscheinliches: wenn es ihnen nur nicht an Zeit und Lust gebricht, hinsichtlich der Bildung wie des Talents überragen sie wohl nicht selten ihre Autoren, denen sie in den meisten Fällen wenigstens die „Idee" angeben, und deren Arbeiten von den gröbsten Sünden gegen Grammatik und Orthographie zu reinigen sie sich gar oft genüßigt sehen. Thatsache ist's, daß die große Mehrzahl von Colportage-Romanen anonym oder unter einem Pseudonym erscheinen, daß ihre Verfasser ruhmlos und unbekannt zum Orkus hinabsteigen. Thatsache ist's aber auch, daß eine Legion von Individuen existirt, die entweder, unbeschadet ihres sonstigen bürgerlichen Berufs, das Schreiben von Colportage-Romanen als Nebenbeschäftigung treiben oder daraus ein eigenes, ausschließliches Handwerk machen.

Wie es in der Schriftstellerwelt überhaupt unendlich viele Grade und Abstufungen gibt, so vereinigt auch dieser Kreisausschnitt von Colportage-Dichtern, hinsichtlich ihres Wissens und Könnens, hinsichtlich ihres literarischen Renommés und der Stellung, welche sie in der Gesellschaft einnehmen, die verschiedenartigsten und heterogensten Elemente. Man findet darunter Leute von wirklich wissenschaftlicher Bildung, Männer im Amt, mit Titel und Würden, Literaten, die sich eines behaglichen Auskommens erfreuen; andererseits aber auch ganz ungeschulte Naturalisten, Autodidakten im verwegensten Sinne des Worts, in Betreff ihrer Lebensweise, ihrer Vergangenheit und Zukunft im höchsten Grade fragwürdige, oft etwas unheimliche oder gar völlig dunkle Existenzen. Dennoch haben in der Regel Alle, Diese wie Jene, Eins mit einander gemein, und dieses Eine ist für ihre Beschäftigung, wo nicht bedingt und nothwendig, so doch sehr erwünscht und ersprießlich: fast Alle haben ein mehr oder minder bewegtes schicksalsreiches Leben hinter sich, das Leben hat sie viel umhergeworfen und sie dabei einen Schatz von Erfahrungen aller Art sammeln lassen. Es gibt unter ihnen z. B. viele gediente Soldaten und aufgelöste Fremdenlegionäre, und zwar Gemeine wie Corporale und Officiere, frühere Kaufleute und Seeleute, Schauspieler und Künstler, Kellner und Handwerker, pensionirte oder aus verschiedenen Gründen wider ihren Willen entlassene Beamte, verdorbene Studenten und Gelehrte und überhaupt viele verkommene Subjecte aus allen Schichten der Gesellschaft. Indeß keine Regel ohne Ausnahme! Es gibt unter den Colportage-Dichtern auch ganz solide, sogar stockspießbürgerliche Leute, die Zeit ihres Lebens nur Weiß- oder Braunbier getrunken haben und dazu stets eine lange Pfeife rauchen; es gibt unter ihnen, wie gesagt, Männer, die treulich ihr Aemtchen verwalten, ruhig ihrem Handwerk oder Geschäft nachgehen, und nur in ihren Mußestunden, sei es aus innerm Drang, sei es um des lieben Verdienstes willen, zur Feder greifen. Beispielsweise ist der beliebteste Colportage-Schriftsteller Berlins, den der dankbare Verleger wie seinen Augapfel hütet, gegenwärtig ein Commis, der tagüber hinter dem Ladentisch steht und erst in stiller Nacht seine Romane schreibt.

(Schluß folgt.)

Die Walküre.

(Fortsetzung.)

Dieses Liebesgespräch reiht sich ebenbürtig den lieblichsten Ergüssen unserer größten Liebesdichter, Goethe und Walter von der Vogelweide, an. „Keiner ging, antwortet Siegmund dem erschreckten Weibe, doch Einer kam: siehe der Lenz lacht in den Saal!" Wir können es uns nicht versagen, Einiges aus diesem ungemein reizvollen Zwiegespräch unseren Lesern mitzutheilen. Schon allein darum, weil in

dem folgenden Act unser armes Ohr von musikalischen und sprachlichen Ungeheuerlichkeiten zermartert wird, müssen wir auch die Schönheiten des Textes hervorkehren, um nicht ungerecht zu erscheinen. Man höre nur wie meisterlich Wagner die Sprache zu handhaben weiß und wie er mit seiner Kunst die unserem Ohr doch wohl etwas entfremdete Alliteration zu verwerthen versteht:

„Winterstürme weichen
Dem Wonnemond,
im milden Lichte
leuchtet der Lenz;
auf lauen Lüften
lind und lieblich,
Wunder webend
er sich wiegt;
über Wald und Auen
weht sein Athem,
weit geöffnet
lacht sein Aug'.
„Aus sel'ger Vöglein Sange
süß er tönt,
holdeste Düfte
haucht er aus;
seinem warmen Blut entblühen
wonnige Blumen,
Keim und Sproß
entsprießt seiner Kraft.
Mit zarter Waffen Zier
bezwingt er die Welt;
Winter und Sturm wichen
der starken Wehr:
wohl mußte den tapferen Streichen
die strenge Thür auch weichen,
die trotzig und starr
uns — trennte von ihm. —
Zu seiner Schwester
schwang er sich her;
die Liebe weckte den Lenz;
in unserm Busen
barg sie sich tief;
nun lacht sie selig dem Licht.
Die bräutliche Schwester
befreite den Bruder;
zertrümmert liegt
was sie getrennt,
jauchzend grüßt sich
das junge Paar:
vereint sind Liebe und Lenz!“

Wie entzückend das ist! Wie schade, unendlich schade, daß dieser Mann sich durch Bizarrerien aller Art, durch Haschen nach Fremdartigkeiten sein großes Talent selber schmälert! Von wahrhaft grausiger Schönheit ist die Anspielung von dem Geschwisterpaar Lenz und Liebe, wenn sich später die entsetzliche Wirklichkeit herausstellt! Sieglinden geht eine Ahnung davon auf: „war Wälse dein Vater, und bist du ein Wälsung, stieß er für dich sein Schwert in den Stamm — so laß mich dich heißen, wie ich dich liebe: Siegmund — so nenn' ich dich.“ Er springt auf den Stamm zu und reißt das Schwert heraus: „Nothung, Nothung! neidlicher Stahl! zeig deiner Schärfe schneidenden Zahn: heraus aus der Scheide zu mir!“ Darauf ergreift er seine Geliebte um sie mit sich fortzuziehen. Sieglinde bricht in „höchster Trunkenheit“ in die Worte aus: „Bist du Siegmund, den ich hier sehe, Sieglinde bin ich, die dich ersehnt: die eig'ne Schwester gewannst du zu ein's mit dem Schwert!“ Siegmund erwidert:

Braut und Schwester
Bist du dem Bruder
Blühe denn Wälsungen Blut!

„„Er zieht sie mit wüthender Gluth an sich: sie sinkt mit einem Schrei an seine Brust. — Der Vorhang fällt schnell.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Freiherr v. Weyhe-Eimke beleuchtet in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift „Die historische Persönlichkeit des Max Piccolomini im Schiller'schen Wallenstein“. Der Verfasser stützt sich hauptsächlich auf Urkunden des Nachoder Archivs. Von Interesse ist die Feststellung, daß es allerdings einen kaiserlichen Obersten Max Piccolomini (eigentlich „Joseph Silvio, genannt Max“) gegeben hat. Ferner soll das Bildniß dieses Max im großen Piccolomini-Saale des Schlosses Nachod „große schwärmerische Augen“ haben. So weit die Uebereinstimmung. Im Uebrigen war Joseph Silvio, genannt Max, nicht der Sohn, sondern der Neffe Ottavio's, war zur Zeit von Wallenstein's Sturz noch ein Kind und wurde in der Schlacht bei Jankau schwer verwundet, gefangen, von österreichischen Reitern befreit, wieder gefangen und nun von den Schweden ermordet. Der Verfasser spricht von ihm stets als von einem Helden, unterläßt es aber, von dem Leben desselben irgend etwas mitzutheilen. Schiller soll Nachod besucht haben, als er Materialien für den „Wallenstein“ sammelte.

(Das Zeitungsgeschäft) in London ist bekanntlich von dem in Deutschland wesentlich verschieden. Abonniren kemmt man fast gar nicht, und die Zeitungen werden entweder in Läden oder auf der Straße durch barfüßige Buben verkauft. So kommt es häufig zu später Abendstunde vor, daß ein paar Kerle durch die Straßen ziehen, irgend ein wichtiges Ereigniß ausschreien und sich für ihre gedruckten Zettel, auf denen meist einiger Unsinn steht, gut bezahlen lassen. Ein Beispiel dieser Art, bei welchem der Betrugsversuch etwas zu unverschämt war, ist eben vor eines der Londoner Polizeigerichte gebracht worden, und wird wahrscheinlich zu einer Criminalprocedur führen. Ein Kaufmann, Namens Stiebel, ging gegen 10 Uhr Abends durch eine ziemlich stille Straße, als zwei Männer ihm begegneten, die beständig ausriefen: „Wichtige Neuigkeit, Tod des Kaisers Napoleon.“ Er bot ihnen 6 d., wenn sie ihn die Zeitung sehen ließen, die Männer aber verlangten einen Schilling, und versicherten, 27 Zeitungen um den nämlichen Preis verkauft zu haben. Der Kaiser — so sagten sie— sei erschossen worden. Stiebel gab den Schilling, fand aber bald genug, daß er beschwindelt worden. Als die Kerle sich weigerten, das Geld zurückzugeben, ließ er einen derselben verhaften, und obschon die Verhandlungen vorerst um eine Woche vertagt wurden, gab der Richter doch schon seine Absicht zu erkennen, den Fall dem Schwurgericht zuzuweisen, nachdem ein Polizist ausgesagt hatte, daß der Angeklagte sich ein Geschäft daraus mache, falsche Neuigkeiten auszuschreien.

Charade.

Man nimmt in anderer Gestalt
Die erste aus dem grünen Wald,
Daß gegen Kälte, Nässe, Schmutz
Sie umgewandelt biete Schutz;
Doch schmutzig nennt — ob Jud, ob Christ —
Man jeden, der die Erste ist.
Die Zweite ist auf Dir
Und dankt der Ersten oft ihr Werden;
Doch bist Du umgekehrt auf ihr
Bei jeglichem Geschick auf Erden,
Dann nennt man weise Dich und klug;
Vom Ganzen ist es wohl genug,
Nicht mehr, nicht wen'ger anzudeuten,
Als daß es eine Art der Zweiten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 84. Speyer, Samstag, den 16. Juli 1870.

Die weiße Camelie.

(Schluß.)

„Herr Harcourt", sagte Frau Laurence, sich plötzlich nach mir umwendend, „Sie haben vielleicht schärfere Augen als Edith und ich. Können sie nicht einen Herrn im Theater mit einer weißen Camelie im Knopfloch entdecken?"

Ein angenehmes Geschäft für mich, wahrlich! Wie dankte ich meinem guten Engel, daß ich die Blume weggethan und verborgen hatte.

„Ja," sagte Miß Vane in scherzhaftem Tone, „sehen Sie irgend einen Menschen in dem Zuschauerraum, der besonders verliebt aussieht?"

„Darf ich vielleicht nach dem Grunde dieser Nachforschung fragen?" sagte ich in möglichst gleichgiltigem Tone, obgleich ich sehr nervös war.

Ich habe einen unbekannten Bewunderer, welcher mich bat, an einem der vier Abende dieser Woche in der Oper zu erscheinen. Ich beabsichtigte natürlich nicht, zu kommen, allein Papa wünschte es heute Abend, und so wird das unternehmende Individuum — wenn es anwesend ist, befriedigt sein."

„Der treulose Mensch ist, wie es mir scheint, nicht da," sagte ich, die Zuschauer durch mein Opernglas genau prüfend, „wenigstens sehe ich nirgends eine weiße Camelie, wenn diese das Zeichen sein sollte."

„Ich befürchte, er ist nicht gekommen," sagte Mrs Vane. „Wie ungalant von ihm — nicht wahr, Herr Harcourt?"

„Armer junger Mann! sagte die gutmüthige Frau Laurence, welche etwas sentimental war, „er wird Sie wahrscheinlich gesehen und sich wirklich in Sie verliebt haben, Edith, und Sie sagten ja, daß er, seinem Briefe nach zu schließen, ein Gentleman sei?"

„Gut, aber er hat das Stelldichein nicht eingehalten," sagte ich, mich vorwärts beugend unter dem Vorwand, mich noch einmal nach dem Träger der Camelie umzusehen, in Wahrheit aber, um das mir peinliche Gespräch abzubrechen. Als ich mich wieder zurücklehnte, um mit Miß Vane zu sprechen, bemerkte ich einen neuen seltsamen Ausdruck auf ihrem Gesicht, gleichsam als ob etwas ihre Gedanken beschäftigte, das sie zu verbergen sich bestrebte, und zwar etwas Spaßhaftes, denn ihre Augen lächelten ganz schelmisch, obgleich ihre Miene ernsthaft und ruhig blieb. Sie beantwortete eine Frage über Musik, die ich an sie richtete, und fragte dann:

„Gehen Sie oft in die Oper, Herr Harcourt?"

„O ja," sagte ich unüberlegt, „ich war schon dreimal diese Woche darin", und mich plötzlich meines Briefes erinnernd, wendete ich den Kopf zur Seite, um meine Verlegenheit zu verbergen. Die Stunden verliefen auf angenehmste Weise, allein der frohe Abend fand auch ein Ende, wie Alles im Leben. Wir geleiteten Edith an ihren Wagen und dann brachte ich Frau Laurence in ihre Wohnung. Als ich, trunken vor Glück, auf mein Zimmer kam und die Camelie aus der Tasche nehmen wollte, fand ich sie merkwürdiger Weise nirgends. Ueberzeugt, daß sie mir unterwegs aus der Tasche gefallen sein mußte, und froh darüber, sie nicht gebraucht zu haben, legte ich mich zu Bett und träumte von Edith Vane.

V.

Frau Laurence, welche zu jenen Frauen gehörte, die gern Heirathen stiften, schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, meine Liebe, die ihr vom ersten Augenblick an kein Geheimniß war, so viel wie möglich zu beschützen. Ich wurde fast täglich in ihr Haus eingeladen, wo ich stets Edith Vane traf. Natürlich lernte ich auch den Obristen kennen und wurde in sein Haus eingeladen, wo Edith die Wirthin mit unendlichem Liebreiz spielte. Brauche ich zu sagen, daß ich sie täglich glühender liebte und das Glück hatte, glauben zu dürfen, daß sie nicht gleichgiltig gegen meine Verehrung war? Oft, wenn ich an ihrer Seite durch den Park ritt, blickte ich zurück auf jene Zeit, wo ich sie aus der Ferne verehrt und wo ich kaum zu hoffen gewagt hatte, daß mir jemals die Vergünstigung zu Theil werden würde, täglich in ihrer Nähe sein zu dürfen.

Eines Nachmittags war ich wieder hingegangen, und da Edith von einem Ball der vorhergegangenen Nacht zu müde war, um auszureiten, so blieb ich bei ihr in dem kleinen Wohnzimmer und wir plauderten zusammen. An jenem Sommernachmittag beschloß ich, die Entscheidung meines Schicksals herbeizuführen, und erhielt eine seltsame Antwort, nachdem ich Edith gesagt, wie ich sie liebe, und sie gebeten hatte, mein Weib zu werden.

Die reizende Fee wollte mich vorher noch etwas foltern und begann:

„Bitte, denken Sie nicht unfreundlich von mir — aber ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen."

„Ich kann nie unfreundlich von Ihnen denken, Miß Vane — Edith!" sagte ich, sie erwartungsvoll anschauend.

„Erinnern Sie sich," sagte sie „jenes Abends in der Oper, wo ein Herr mit einer weißen Camelie mich dort treffen wollte?"

„Sehr genau. Wie könnte ich diese Nacht je vergessen? Es war ja das erste Mal, wo ich mit Ihnen zusammen traf."

„Nun gut," sagte sie langsam. „Obgleich Sie ihn nicht sahen, — ich sah den Herrn mit der Camelie an jenem Abend."

„Sie sahen ihn?" sagte ich, indem ein Gefühl unsäglicher Bitterkeit bei dem Gedanken über mich kam, daß irgend ein Mann mit meiner Blume dort gewesen sein konnte, der Edith's Interesse erweckt hatte.

„Ja", fuhr sie fort, „und seitdem habe ich ihn oft — sehr oft gesehen."

Wie verwünschte ich Teddy und seinen Rath! Jemand hatte von meinem Briefe Kenntniß bekommen, hatte sich meinen Plan zu Nutze gemacht und mir Edith's Herz geraubt.

„Und — und —" sagte ich bebend, „ich weiß, daß ich kein Recht habe, so zu fragen — Sie lieben ihn?"

Eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht, und indem sie mich anblickte, sagte sie:

„Ja, ich liebe ihn."

Ich schlug die Hände vor's Gesicht und seufzte tief. Das war also das Ende aller meiner Pläne und Hoffnungen. Und doch hatte sie mir so manche Ursache gegeben, glauben zu dürfen, daß sie meine Liebe erwidere. Es war sehr bitter für mich, Solches aus ihrem eigenen Munde zu hören und mir sagen zu müssen, daß ich selbst die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ein silberhelles Lachen machte mich den Kopf erheben. Edith Vane saß neben mir — augenscheinlich über meine Trostlosigkeit lachend.

„Ich hätte kaum geglaubt, daß ich noch Hohn verdiente —" sagte ich, tief verletzt.

Aber noch immer lachte Edith.

„In wieferne habe ich Sie verhöhnt?" sagte sie endlich.

„In wiefern?" Nun, indem Sie über meinen Schmerz lachen, nachdem Sie mir Ihre Liebe für einen Andern gestanden haben."

„Aber das habe ich ja gar nicht gethan."

„Ich kann mich jetzt nicht mit Räthseln befassen, Miß Vane," sagte ich herb, „was meinen sie damit?"

„Nun, ich meine damit", hier wandte sie den Kopf halb zur Seite — „daß ich den Herrn liebe, der eine weiße Camelie an jenem Abend in der Oper bei sich trug, und nun sagt er, daß ich ihn verhöhne, indem ich das gestehe." Dann hielt sie mir mit einem schelmischen Blick meine weiße Camelie entgegen und jetzt erst wurde mir die Sache klar.

Daß Edith mein Weib wurde und die Camelien seither unsere Lieblingsblumen sind, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, von Interesse wird es aber für den Leser sein, daß Teddy unsern ersten Knaben über die Taufe gehoben hat. (Karlsr. Ztg.)

Der Colportage-Roman.

Von **Otto Glagau.**

(Schluß.)

Selbstverständlich richtet sich die Honorirung des Colportage-Dichters keineswegs nach seiner Vorbildung oder sonstigen Lebensstellung, sondern einzig und allein nach dem Erfolg, den seine Werke finden, nach seinem literarischen Renommé. Denn auch auf diesem Gebiet gibt es schlechte, mäßige und glänzende Erfolge; auch dem Colportage-Dichter winken Gold und Ruhm! Das Gros dieser Autoren wird allerdings nicht besonders bezahlt; in früheren Jahren betrug das Durchschnitts-honorar für einen Doppelbogen in groß Octav etwa fünf Thaler. Indeß selbst bei diesem Satze lebte Mancher ganz gemächlich, insofern es Leute geben soll, die Tag für Tag einen solchen halben Doppelbogen zusammenschreiben. Wer nicht so rasch zu produciren vermag, ist natürlich schlimmer daran; er muß, wenn nicht, wie seiner Zeit Alexander Dumas mit Gesellen und Burschen, so doch mit Weib und Kindern arbeiten. Und Fälle dieser Art sollen dann und wann vorkommen. Der Verfasser dieses Artikels traf einen Berliner Colportage-Schriftsteller, wie er seinen neuesten Roman dem etwa sechszehnjährigen Sohne in die Feder dictirte; und der Vater versicherte uns ganz ernsthaft, wie dies zugleich eine Schule für den Knaben sei, welcher bei ihm „die Schriftstellerei erlerne".

Es werden aber auch weit höhere Honorare gezahlt, häufig höhere als sie selbst viele unserer besseren Romanschriftsteller erhalten; und andererseits ist nicht zu leugnen, daß sich auch unter den Colportage-Dichtern manches wirkliche Talent findet, werth einer bessern Sache. Einige haben sich auch in eine höhere Sphäre hinaufgearbeitet; die meisten aber ziehen es vor, zu bleiben was sie sind, denn sie mögen den sichern Erwerb nicht auf's Spiel setzen. Etliche können mit Recht behaupten, daß sie Ruf und Ruhm gewonnen haben; selbst die große Masse der Leser, die sonst nie fragt und nie zu sagen weiß, wie der Verfasser heißt, selbst die große Masse des Publicums ist auf gewisse Autornamen aufmerksam geworden und auf ihre Werke begierig. Unter den Verlegern aber haben solche Namen selbstverständlich einen guten Klang und sie werden entweder von ihnen zu gewinnen gesucht, oder — wie das auch in weiteren Kreisen bekannte Beispiel mit Retcliffe I., II. und III. zeigt — verschiedentlich nachgeahmt. Mehrere Colportage-Romane haben verschiedene Auflagen erlebt, sind in 20- bis 100,000 Exemplaren abgesetzt worden. Kein Wunder, daß fürsorgende speculative Verleger renommirte beliebte Autoren ein für allemal kaufen. Diese dürfen dann

für keinen anderen Verleger mehr schreiben, müssen ihrem Herrn alljährlich zwei oder drei Romane, jeden drei bis vier Bände stark, liefern, und erhalten dafür einen festen Jahrgehalt, der in einzelnen Fällen die Summe von 1500 bis 2000 Thaler erreichen soll.

Ziehen wir zum Schluß eine Parallele zwischen der Colportage-Romanliteratur und der besseren Belletristik, so springt das Mißverhältniß in die Augen. Während, abgesehen von wenigen bevorzugten Namen, die Romane unserer Dichter der Regel nach nur in 700 bis 1000 Exemplaren abgezogen werden, das heißt also in einer Auflage, die ziemlich genau der Zahl der größeren Leihbibliotheken in Deutschland entspricht; und während diese für das gebildete Publicum geschriebenen Romane nur selten eine zweite Auflage erleben: — wird jeder Colportage-Roman mindestens in 5000 bis 10,000 Exemplaren gedruckt, erscheinen viele Werke dieser Art in noch weit größerer Auflage, oder sie werden gar stereotypirt und verschiedene Male rasch hintereinander aufgelegt. — Und woher solch schreiendes Mißverhältniß? Ganz einfach! Unser sogenanntes gebildetes Publicum kauft überhaupt nicht Bücher, am wenigsten Romane; es ist in den Leihbibliotheken abonnirt oder es hält dieses oder jenes illustrirte Journal. Die Colportage-Romane dagegen finden fast ebensoviel Käufer als Leser, und sie zählen ihre Leser nicht nach Hunderten und Tausenden, sondern nach Zehntausenden und Hunderttausenden; nicht nur unter Dienstmädchen und Soldaten, Kutschern und Bedienten, Gesellen und Arbeitern, Bauern und Taglöhnern: sondern auch unter dem besser situirten und höher gebildeten Mittelstand, das heißt unter Commis, Handwerkern, Geschäftsleuten, Subalternbeamten, kleinen Rentiers ꝛc. Auch in diesen Kreisen vertritt der Colportage-Roman in der Regel die ganze Literatur; er wird von jedem Mitglied der Familie eifrig gelesen, man läßt ihn sauber einbinden, und so bildet er neben der Bibel und dem Gesangbuch die Hausbibliothek. Das einfachste Dienstmädchen gibt oft für Bücher mehr aus als ihre Herrschaft, der unterste Fabrikarbeiter mehr als sein Chef; denn diese Leute kaufen nicht selten in jedem Jahre zwei bis drei Colportage-Romane, von denen sie das Stück exclusive der „Prämien“ zwei bis drei Thaler kostet, so daß sich in ihrem Etat die Ausgabe für Literatur jährlich auf sechs bis neun Thaler beziffert.

Die Moral von der Geschichte liegt auf der Hand; sie existirt für das Publicum wie für die Schriftsteller, und für diese noch zumeist. Zur Zeit ist die Colportage-Literatur allerdings noch ein wild wachsender Baum; aber schon beginnt man ihn zu pfropfen und zu oculiren, auf daß er edlere Früchte trage. So hat z. B. ein Berliner Colportage-Verleger den Versuch gemacht, die „Meisterwerke der vorzüglichsten Volksschriftsteller“ aller Nationen neu herauszugeben, solche mit einer Uebersetzung des Gilblas einleitend; und ähnliche Unternehmungen bereiten sich auch von anderen Seiten und auf anderen Gebieten vor. Die Colportage ist trotz des alten Gewerbegesetzes, welches sie in die Acht erklärte, die Colporteure durch Polizisten und Gensdarmen hetzen ließ, bereits eine Macht geworden; unter dem neuen Gewerbegesetz, welches sie endlich freigibt, wird sie sicher eine neue Blüthe treiben, insofern sich ihr bessere Kräfte, vom Verleger bis zum Colporteur herab, zuwenden werden; und es kann vielleicht dahin kommen, daß sich noch die ganze Literatur, der ganze Buchhandel in die Colportage flüchtet. Denn es ist wahrlich unnütz, darüber zu debattiren, wie die Lage der deutschen Schriftsteller zu verbessern sei, so lange das Publicum ihre Bücher — nicht kauft.

Die Walküre.

(Fortsetzung.)

II.

Bis zum Schluß des ersten Actes entwickelt sich, wenn auch ein wenig langsam, so doch immerhin wahrnehmbar, auf der Bühne eine uns wenigstens einigermaßen verständliche Handlung, und mit Ausnahme des entsetzlichen Ehebundes zwischen leiblichen Geschwistern, sind wir sogar von dem sehr poetischen Zwiegespräch zwischen Siegmund und Sieglinde wahrhaft menschlich ergriffen. Zu Anfang des zweiten Actes finden wir uns in eine phantastische fremde Gegend versetzt, Wotan und Brünnhilde treten auf. Wotan befiehlt nun der Walküre Brünnhilde, den jungen Siegmund im Kampfe gegen Hunding zu schützen; Brünnhilde stürmt davon und läßt jauchzend ihr

Hojotoho! Hojotoho!
Heiaha! Heiaha!
Hahei! Hahei! Heiaho!

erschallen. Es hält freilich schwer bei diesen seltsamen Interjectionen ernst zu bleiben, allein einen gewissen Effect bringt der Dichter mit diesen ungeheuerlichen Sprachrealismen hervor und wenn nicht zu befürchten stände, daß diese Rufe nicht noch viele schöne Frauenstimmen zu Grunde richten würden, so ließe sich gegen das Hojotoho nicht viel einwenden. Walküren reden nun einmal anders wie die gewöhnlichen Opernheldinnen. Allein die „kühnliche“ Freude unserer Walküre macht sehr bald einem Gefühle von Besorgniß Platz; sie hat nämlich Fricka auf ihrem „mit Widdern bespannten Wagen“ herankommen sehen und ergreift daher eiligst das Weite. Fricka's Erscheinen bedeutet nichts Gutes. Wirklich entspinnt sich zwischen dem Götterpaare Wotan und Fricka eine furchtbare Scene, von Hunding's Noth klagt sie dem Allvater und fordert Sühne für den gekränkten Eid der heiligen Ehe. Doch Wotan will davon nicht wissen. Allein Fricka ist entrüstet über das Bündniß der Beiden und fragt: „Wann — ward es erlebt, daß leiblich Geschwister sich lieben?“ Worauf Wotan mit gelassener kaltblütiger Miene — wie's in dem schönen Volksliede heißt — entgegnet: „Heut' — hast Du's erlebt.“ Fricka hält hierauf dem Wotan eine Strafpredigt von dem äußersten Kaliber, sie wirft ihm seine Untreue vor, wie er die Gattin stets trog; Wotan hält ihr entgegen, daß sie diese unglaubliche That nicht begreifen könne, „eh' nicht ertagt die That. Stets Gewohntes nur magst Du verstehen; doch was noch nie sich traf, danach trachtet mein Sinn! Eines höre! Noth thut ein Held, der ledig göttlichen Schutzes, sich löse vom Göttergesetz; so nur taugt er zu wirken die That, die wie noth sie den Göttern, dem Gott doch zu wirken verwehrt.“ Fricka will sich von diesem „tiefen Sinn“ nicht täuschen lassen. Vermuthlich werden auch unsere Leser sich dieser Rede höchst unklaren Sinn nicht entziffern können. Es kostet auch wirklich Mühe, ehe man den Sinn hinter diesem grotesken Unsinn herausahnt. Wotan nämlich spielt hier auf das Rheingold und besonders auf den „fatalen Ring“ an, der die bewußte „maßlose Macht“ verleiht. Diesen Ring hat nun aber Wotan dem Riesen Fafner als Lohn für die neuerbaute Walhall zahlen müssen. Aus

den Händen dieses Unholden muß der Ring gewunden werden, dazu bedarf er eines Helden, der jene That vollziehe. Für den Zukunftshelden, der die Götter und die Welt erlösen soll von der Herrschaft jenes finsteren Riesen, ist das Schwert Nothung ja bereits geschmiedet und befindet sich selbiges ja, wie männiglich bekannt, in Siegmunds Händen. Unsere Leser werden die kleine Abschweifung gütigst entschuldigen, allein sie war nöthig, um den Dichter vor dem Verdacht zu schützen, als sei er total irrsinnig. Man kann doch von Wotan, dem obersten Gotte, wahrhaftig nicht verlangen, daß er erst noch Unterricht im hochdeutschen Satzbau nehme. Doch Fricka ist heute unerbittlich und fordert von ihrem Herrn Gemahl, er solle das Schwert wiedernehmen. Wotan erwidert: „Siegmund gewann es sich selbst in der Noth." Die erzürnte Göttin wird bis zum Aeußersten gereizt, und auf Wotan's Frage, was sie denn nun eigentlich verlange, erklärt sie rund und einfach: er solle ablassen von dem Wälsung, ihn nicht schützen, auch der Walküre es nicht gestatten, daß sie ihn im Kampfe schütze. „Der Wälsung fällt meiner Ehre, empfah' ich von Wotan den Eid?" Und Wotan „in furchtbarem Unmuth und innerem Grimm auf einen Felsensitz sich werfend", sagt nun endlich: „Nimm den Eid." Im Hintergrunde ist bereits Brünnhilde erschienen, Fricka ruft ihr zu, sie solle nur zu Wotan gehen, um von ihm zu erfahren, „wie er das Loos gekiest". Brünnhilde ist über das Nachgeben Wotans im ehelichen Streit betroffen und fragt nach dem Grunde. Nun erzählt Wotan mit der größten Umständlichkeit von dem Quell seines Grames und Kummers, von der Warnung, die ihm „Erda, die weihlich weiseste Wala" machte, von dem Ende, das sie ihm voraussagte. Er erzählt ferner, wie er durch Liebeszauber die Erda gewann, welche ihm Brünnhilde gebar. Er erzählt ferner, wie er in steter Furcht leben muß vor Fafner, der den Hort hütet. „doch mit dem ich vertrug (d. h. Vertrag geschlossen), ihn darf ich nicht treffen, machtlos vor ihm erläge mein Muth. Das sind die Bande, die mich binden: der durch Verträge ich Herr, den Verträgen bin ich nun Knecht." Was er selbst nicht vermag, das kann nur ein Held aus eigener Kraft ausführen. Brünnhilde deutet auf Siegmund. Allein Wotan erzählt den Jammer mit Fricka und daß er ihr habe geloben müssen, ihn zu fällen. „Fromm, sagte er zu der herrlichen Maid, streite für die Fricka, hüte ihr Ehe und Eide! Was sie erkor, das kiese auch ich." Brünnhilde fleht, doch ja nicht von dem Wälsungen zu lassen — allein umsonst. Sie selber will ihn schützen — doch Wotan entgegnet ihr: „Ha, Freche du! frevelst du mir? Was bist du, als meines Willens blind wählende Kür?" Wider ihren Willen muß sie Siegmund fällen. Unmittelbar darauf erscheinen Siegmund und Sieglinde. Diese rasend vor Verzweiflung über das, was sie begangen: „Schande bring' ich dem Bruder, Schande dem freienden Freund," sieht in ihrer erhitzten Phantasie den geliebten Bruder und Gatten von Hunding in blutigem Streit erschlagen, sie sieht wie sein Schwert zerspringt und mit einem gräßlichen Schrei sinkt sie ohnmächtig zusammen. Im Hintergrunde ist Brünnhilde erschienen und kündigt Siegmund den Tod an; ihr Erscheinen tauge nur den Todtgeweihten. Es entspinnt sich nun zwischen der Walküre und Siegmund eines jener fatalen Gespräche, die uns durch die nicht enden wollende Langeweile förmlich stumpf machen. Selbst einzelne Schönheiten können uns für die klebrige, teigartige Zähigkeit nicht mehr entschädigen. Als ihm jedoch Brünnhilde auf die Frage, ob Sieglinde mit nach Walhall folge, antwortet: „Sieglinde sieht Siegmund dort nicht", wendet er sich und lehnt die Einladung nach Walhall ebenso höflich als entschieden ab und bittet Brünnhilden, ihm Walhall, Wotan, Wälse, alle Helden, sowie die übrigen lieben Anverwandten und Freunde bestens zu grüßen. Brünnhilde entgegnet ihm, er müsse nach Walhall ihr folgen, da er sie gesehen und heut noch würde er im Streite mit Hunding fallen. Siegmund hebt sein Schwert Nothung in die Höhe und zeigt es der Walküre, doch diese sagt ihm von Wotan's argem Plan. Endlich wendet sich Brünnhildens Sinn und sie verspricht ihn zu schützen gegen Wotans eigenen Befehl. Inzwischen hat sich die Bühne allmälig verfinstert, schwere Wolkenmassen hängen vom Himmel hernieder, man hört Hunding's Horn, Siegmund macht sich auf, allein der dicke Nebel verhindert, daß sie einander sehen. Endlich ruft Siegmund: „Wo birgst du dich, daß ich vorbei dir schoß? Steh' dort, daß ich dich stelle?" Unter Blitz und Donner sind Wotan und Brünnhilde erschienen, um Theil zu nehmen am Kampfe, die Walküre will Siegmund schützen, Sieglinde ruft den Kämpfenden zu: „Haltet ein ihr Männer, mordet erst mich." Brünnhilde lärmt dazwischen: „Triff ihn Siegmund, traue dem Siegschwert." Allein Wotan donnert fein: „zurück vor dem Speer, in Stücken das Schwert" und Siegmund fällt von Hunding getroffen nieder. Doch auch dieser soll sich seines Sieges nicht freuen, Wotan's Worte: „Geh' hin Knecht, knie vor Fricka! meld ihr, daß Wotan's Speer gerächt, was Spott ihr schuf. Geh — geh!" sind Gift für Hunding; er fällt entseelt hin. Doch Brünnhilden hat er Rache geschworen, der empörte Wotan und „furchtbar sei die Freche gestraft, erreicht mein Roß ihre Flucht." Unter Blitz und Donner fällt der Vorhang, nachdem selbst die begeistertsten Freunde Wagner's durch die zweistündige Verhandlung auf das Aeußerste ermüdet und erschöpft sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus Gmunden wird unterm 2. Juli gemeldet: Ein hiesiger Gendarm brachte in Erfahrung, daß in Obertraun bei Hallstadt ein schon 35 Jahre alter Mensch durch seine ganze Lebenszeit in einem Schweinstalle gefangengehalten werde und an einem Fuße mittels eines Strickes angebunden sei. Er ging, um sich zu überzeugen, wirklich in das bezeichnete Haus und fand den Elenden, ganz nackt, in einem thierähnlichen Zustande auf dem Stroh liegen. Einige ihm hingereichte Pflanzen riß er mit unglaublicher Gierde an sich und aß sie sammt Wurzel und Erde. Er ist natürlich ganz blödsinnig. Die noch lebende Mutter desselben entschuldigte sich wegen dieser unmenschlichen Behandlung damit, daß ihr Sohn schon mit 2—3 Jahren solchen Blödsinn zeigte, daß er Alles, was ihm unterkam, fortwährend beschmutzte. Man habe ihn daher in diesen Stall gesperrt, wo er sich allmälig selbst behaglich gefühlt habe. Die gerichtliche Untersuchung ist bereits eingeleitet. (Wie schade, daß man keine Klostergeschichte daraus machen kann.)

In zwei alten Dorfkirchen der Niederlande, zu Wijl in Geldern und zu Vathmen in Oberijssel hat man bei Gelegenheit von Reparaturbauten alte Wandmalereien aufgedeckt, die um so mehr bemerkenswerth sind, als von älterer Malerei in den Niederlanden fast keine Spuren auf unsere Zeit gekommen sind. An ersterem Orte sind es drei Apostelfiguren, Paulus, Petrus und Andreas, etwa in halber Leibesgröße und auf einem Hintergrunde mit Teppichmuster. Sie sind mit leichter Hand in starken Conturen gezeichnet und einfach mit ganzen Farben kolorirt, fanden sich jedoch nach Abnahme der vielfachen Kalktünche, die sie deckte, so unhaltbar, daß man sich begnügen mußte, eine Durchzeichnung davon zu nehmen. Bedeutender sind die Reste in der Kirche zu Vathmen. Dort fanden sich im Schiffe die freilich ganz verdorbenen Reste eines großen Bildes des jüngsten Gerichtes, dagegen im Chor sehr gut erhaltene Brustbilder von heiligen Personen in Lebensgröße und eine große Darstellung der Geschichte der 10,000 syrischen Märtyrer. Dieses Bild ist etwa 22 Quadratmeter groß und stammt vermuthlich aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Athen, 2. Juli. Bei den Ausgrabungen, die in der Nähe des Theseustempels bei der Dreifaltigkeitskirche stattfinden, wurde der Grabstein der Gemahlin des Alcibiades aufgefunden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 85. Speyer, Dienstag, den 19. Juli 1870.

Eine Spätherbstgeschichte. *)

Von E. M. Vacano.

I.

In einem alten verfallenen Schlößchen wohnte ein junges Mädchen mit einer gealterten Cousine.

Das Schloß trug eine echte Allongeperücke aus der Zeit Ludwig's des Vierzehnten. Es war der echte Styl Fontange. Die Thürmchen waren ausgeschweift und mit eisernen Spitzen versehen. Auf den Dachsimsen standen kleine Sandsteinstatuetten in Tänzerstellung. Das Glashaus im verwilderten Park hinten war mit grauen Sandsteinbüsten begränzt, die sämmtlich Götter darstellten. Die Mauer des Parkes war mit moosbewachsenen ausgebauchten Schindeln bedeckt; zur Eingangsthür des Schlößchens führte eine breite ausgetretene, zerfallende Steinstiege, zwischen deren Ritzen Nesseln hervorschossen. Das Ganze war nicht renovirt, seit es gebaut worden. Inwendig gab es noch lichtfarbige Tapeten, in denen Rundrahmen aus dicken, schwergemalten verfärbten Blumengewinden angebracht waren. Die Bilder darinnen stellten das trojanische Roß, die Entführung der Sabinerinnen und ähnliche Scenen vor.

Der Besitzer dieses Schlößchens mußte entweder vernarrt sein in die Renaissance, oder er war verarmt und konnte den abgesprungenen Lack dieser Renaissance nicht auffrischen.

Wilderich von Plankenrode, der es erbaut hatte, hielt hier einen ganzen kleinen souveränen Hof im Jahre 1684. Eine Oper mit einem Castraten aus Bologna, französische Cavaliere, Mohren, Jäger und einen Läufer, der eine wahre Wildniß von bunten Federn auf dem Kopfe trug.

Maud von Plankenrode, die Letzte der Familie, hatte eben nur so viel, um sich ein Reitpferd zu halten, alle Jahre ein Kleid zu kaufen und dann und wann neue Oelfarben für ihre Palette anzuschaffen.

Maud von Plankenrode war 23 Jahre alt, hatte röthliches Haar und einen schlanken Wuchs. Ob sie schön war oder nicht, das machte man sich klar, denn sie wollte nie schön erscheinen. Ihr Anzug war immer etwas verschoben und amazonenhaft, ihr seidenweiches Haar fiel ihr immer ein wenig in die Augen, und sie hatte einen trotzigen Ausdruck um den Mund und über den grünlichen Augen.

Den Namen Maud hatte sie von ihrer Mutter, die eine Engländerin gewesen. Sie hatte keine Eltern mehr, sie stand allein. Da sie aber nicht ganz allein in dem verfallenden Rococoschlößchen wohnen konnte und das Stadtleben zu kostspielig war, so hatte sie eine verdrießliche alte Jungfer, eine noch ärmere Cousine, Regan von der Sayte bei sich. Maud's Lieblingsbeschäftigung war Reiten. Sie trieb sich auf ihrem schwarzen Fly auf den Wiesen herum, wo die gelben Butterblumen glänzten und die weißen Osterblumen. Gleich nach dem Reiten kam bei ihr die Jagd. Sie schoß wie Nimrod. Und es stand ihr so natürlich an, wenn sie die Büchse über der Schulter trug, die kleine handschuhlose Hand über dem Schafte herabhängend, das Kleid aufgeschürzt, daß man die festen Männerstiefeletten sehen konnte; sie war ein geborener Jäger. Dann kam bei ihr das Malen. Sie malte leidenschaftlich Landschaften mit Staffagen aus dem Jagdleben der Mythologie. Gegenwärtig wollte sie einen Apollo auf der Jagd der Niobiden malen. Maud's Ruf war seltsamerweise unantastbar, trotz ihrer Amazonenhaftigkeit und ihrem Alleinstehen, denn man wußte, daß sie sich aus den Männern gar nichts mache. In der Stadt, als sie noch in der Schule der englischen Fräulein war, hatte ihr einmal ein Student den Hof machen wollen, und sie hatte ihn eines Abends in einem Fuchseisen gefangen. Später hatte sie moderne Romane gelesen, und da hatte sie alle Helden so liebessiech und demüthig gefunden den Weibern gegenüber, oder wiederum so undelicat und charakterlos skeptisch, daß sie einen wahren Ekel gegen die Männer faßte. Vor drei Jahren, als ihr Vater noch lebte, hatte ein Forstadjunct ihr Fensterpromenade gemacht, und ein Graf Irbna, der auf dem Nachbarschlosse auf Ulanenurlaub war, hatte sie heirathen wollen. Aber sie brachte Beide dahin, daß sie sich lächerlich machten, und gab sie dann dem Gelächter preis. Maud war keine Donna Diana und keine Turandot. Sie war einfach ein freies Wesen, das in sich die Unmöglichkeit fühlte, sich Jemanden unterzuordnen oder sanft zu sein mit Jemanden. Und sie sagte das offen her-

*) „Westermann's Monatshefte."

aus. Sie haßte die Männer nicht, aber sie achtete sie gering und sah ihre Nothwendigkeit nicht ein. Einen großen Einfluß auf ihr „männerfreies“ Denken hatten auch die Ansichten ihrer Cousine, der alten Jungfer Regan von der Sayte. Regan hatte große schwarze Augen, schwarze glanzlose Haare, und über ihren Lippen war der Flaum eines dunkeln Bärtchens. Regan mochte etwa 45 Jahre zählen, und wie Maud die Männer mißachtete und nur sorglos die Freiheit liebte, so haßte Regan dieselben.

Wenn Regan sprach, so war es immer, als sei ihr Mund in Essig gefeuchtet, denn die Lippen waren immer zusammengefältelt. Ihr Blick war stechend und ihr Hals gelb und mager. Sie trug so wenig Unterröcke, daß ihre alten fadenscheinigen Seidenkleider immer wie dürres Laub um sie herumraschelten. Sie stickte gern, und besorgte in ihrer stillen, bösen Weise die Wirthschaft, wobei sie stete Scharmützel mit der gesunden, braunäugigen Magd Lina hatte, die schon seit fünf Jahren im Schlosse war, als Braut eines Soldaten, der irgendwo weit weg in Garnison lag, und auf dessen Heimkunft und Charakterfestigkeit sie baute.

Diese Lina stand in einer hellen Herbstnachmittagsstunde in dem gelbtapezirten achteckigen Salon, dessen Wände voller Flecken waren und dessen Kaminschirme mit den Schäfern und Schäferinnen bedeutende Risse zeigten. Sie stand mit ihrem dicken, frohen Gesichte in der Mitte, die Hände in der Schürzentasche, und die Augen auf Regan zielend.

Maud saß an ihrer Staffelei am Fenster, hatte die Palette in der Hand, schmierte auf derselben verdrießlich herum und schaute auf den mit weißer Kreide skizzirten Hintergrund ihres Bildes. Zu ihren Füßen lag ein großer gelber Jagdhund. Regan saß an einem zweiten tiefnischigen Fenster des achteckigen Salons und arbeitete an einem weißen Halskragen. Vor ihr lag ein Modenjournal, aus dem sie manchmal die Anzahl der Filetstiche abzählte.

„Aber wenn das gnädige Fräulein nicht auf die Jagd gehen m a g, heute?“ sagte Lina trotzig zu Regan.

„Aber Maud m u ß ... Das Budget für diesen Monat ist schon verausgabt und vor zwei Tagen dürfen wir das neue nicht angreifen — und ein Braten muß doch morgen Sonntag auf dem Tische sein“ — sagte Regan. „Geh, Maud, es ist der schönste Tag der Welt, Du mußt heut die Flinte nehmen.“

„Aber ich muß grübeln, wie mein Apollo aussehen soll. Ich habe noch kein Ideal. Der vom Belvedere paßt mir nicht, der Ausdruck ist leer — zu ruhig gemüthlich für den Niobidenjäger“ — sagte Maud trotzig von ihrer Staffelei. „Für einen Braten auf morgen wird doch vom letzten Budget noch etwas über sein . . .“

„Du weißt, unser Budget ist so genau geregelt, daß wir nie vorausgreifen dürfen!“ — sagte Regan scharf. „Wenn wir es anders hielten, wo kämen wir hin? Du darfst nicht vergessen, wir müssen unsere Stellung hier aufrecht halten . . .“

„Vor Viehhirten und Bäuerinnen!“ — lachte Maud aus ihrer Nische.

„Und Frowirs, die seit acht Tagen auf dem Schlosse drüben sind, das nun ihnen gehört? Und die jedenfalls mit uns in Verbindung treten wollen? Mußt Du da nicht neue Handschuhe haben — und ich auch? Und dann werden sie jedenfalls einmal hier campiren und eine zufällige Collation finden wollen — in der Jagdzeit!“

„Aber heut noch jagen! — Mach lieber eine Mehlspeise morgen, Lina!“

„Eine Mehlspeise!“ entsetzte sich Lina und steckte ihre rothen Hände tiefer in die Schürzentasche, als fürchte sie, daß dieselben schon von dem Gesprächsthema mehlig werden könnten, „Im Schlosse Plankenrode an einem Festtage . . . eine Mehlspeise! O gnädiges Fräulein, ich bin in Plankenrode unten geboren, schon als Kind durfte ich an Festtagen hierher in die große Küche kommen — und da drehten sich immer saftige, goldbraune Braten am Spieß unter Ihrem Herrn Vater selig! Hätte mir damals nicht gedacht, daß ich jemals die Ehre haben würde, einmal selber die große Küche zu dirigiren — und gar ganz allein! Aber das Herz würde sich mir im Leibe umdrehen, wenn einmal an einem Festtage kein Fleisch schmorte. O Gott! wenn heute mein Lorenz frei wird vom Militär und mich holt, würde ich ohnedies nicht mehr auf die Ehre des Hauses sehen können! Aber so lange ich da bin, soll mein gnädiges Fräulein . . .“

(Fortsetzung folgt.)

* Der 13. Juli 1794 auf dem Schänzel bei Edenkoben.

Historische Skizze von **Dr. Eugen Jäger.**

Wer eines der zahlreichen und blühenden Dörfer verläßt, die an den Abhängen des oberen Haardtgebirges in lieblicher Abwechslung die Rebenhügel krönen, der braucht nicht weit nach Westen zu gehen, um aus einer der bevölkertsten Gegenden der gesegneten Pfalz in eine endlos sich hinziehende Waldeinöde zu gelangen. Mehr oder weniger rasch führen die kurzen Thäler den Wanderer auf eine Hochfläche, welche gegen Osten in steilen Abhängen in das Rheinthal fällt, in der Richtung nach Westen aber Meilen weit in wellenförmiger Gliederung sich hinzieht. Stundenlang kann man dort umher schweifen, ohne andere Töne zu hören, als die natürlichen Stimmen des Waldes. Nur wenige Menschen wohnen vereinzelt in abgelegenen Forsthäusern und einsamen kleinen Dörfern. An einigen Orten steigt diese Hochfläche zu einer Höhe von über 2000 Fuß an, und dann gewähren die vorgeschobenen Punkte

herrliche Blicke tief hinab auf die fruchtbare Ebene, welche fernhin durch das Silberband des Rheines und den majestätischen Kaiserdom zu Speyer begrenzt wird. Der höchste Punkt in dieser Waldeinöde ist der Eschenkopf, der Mittelpunkt der Pfalz und zugleich die Wasserscheide zwischen Mosel und Rhein.

In früheren Zeiten, ehe noch der Schienenweg von Neustadt durch das Thal des Speyerbaches die Vogesen durchbrach, besaß dieser mächtige Gebirgsstock mitten im Herzen der Pfalz eine außerordentliche Wichtigkeit; durch diese endlosen Wälder führten die kürzesten Wege, um aus dem Westrich in die Vorderpfalz oder von der Linie der oberen Queich nach Kaiserslautern und gegen Mainz zu gelangen. Wie vom Eschenkopfe aus die Bäche nach allen Richtungen hin auseinanderfließen, um in die größeren Thäler hinabzusteigen, so kreuzen sich auch dort die Straßen von Norden und Süden, von Osten und Westen. Man will wissen, daß bereits die Römer ihren Weg über diese Hochfläche genommen haben, und auf sie führt man den Ursprung der jetzt noch quer durch die Wälder der Haingeraiden und der Frankenweide auf dem Kamme des Gebirges hinziehenden sogenannten Hochstraße zurück. Ursprünglich kam dieser Weg von Neustadt herauf, an der Kalmit vorüber und vereinigte sich auf dem Triefenberg mit der von Edenkoben auf die Höhe ziehenden Straße. Gegenwärtig ist der Zweig von Neustadt herauf fast gänzlich unbenutzt; dagegen sind die übrigen Theile noch gut erhalten. Da wo die beiden von Neustadt und Edenkoben kommenden Straßen sich vereinigen, und gleichzeitig mehrere Wege nach Nord und Süd hinabsteigen, liegt 2110′ über dem Meere einer der wichtigsten Punkte der ganzen Straße. Es ist die höchste Kuppe des Triefenbergs und führt den Namen Steigerkopf oder gemeinhin: „das Schänzel." Vom Edenkobener Forsthaus, welches in diesem Jahrhundert an jenem Straßen-Knotenpunkte erbaut wurde, braucht es nur etwa 200 Schritte bergauf nach Westen und wir stehen im Innern einer verfallenen Schanze; vor uns erhebt sich auf einigen kleinen Stufen ein vierseitig zugehauener Denkstein von etwas über einem Meter Höhe mit der Inschrift:

„Dem anno 1794 vor dem Feinde gebliebenen königl. preuß. Herrn Generalen v. Pfau. Als Held und Biedermann bekannt, starb Pfau für's deutsche Vaterland. Als Freund von edler Tapferkeit sei dieses Denkmal Ihm geweiht von dem kaiserl. königl. General-Feldmarschall Dagobert Grafen v. Wurmser."

Dieses Denkmal ist neben geringen Ueberresten von Verschanzungen die einzige noch übrige Erinnerung an die heißen Kämpfe, die hier im Laufe des 13. Juli zwischen Preußen und Franzosen stattfanden. Ehe wir zur Schilderung derselben übergehen, müssen wir noch kurz der allgemeinen Lage der Dinge zu jener Zeit gedenken.

Die Coalition, welche Oesterreich und Preußen im Jahre 1792 gegen die französischen Republikaner und Königsmörder abgeschlossen hatten, ging ihrer Auflösung entgegen, Preußen neigte schon damals jener Politik zu, welche am 5. April 1795 zum Abschlusse des Separatfriedens zu Basel führte und welche sich später in der unglücklichen Schlacht bei Jena so furchtbar rächte. Doch hielten die Seemächte England und Holland die Operationen noch eine Zeit lang durch ihre Subsidien zusammen, wünschten aber die preußische Armee in die Niederlande, während Preußen meinte, den Feldzug auf dem linken Rheinufer weiter führen zu sollen. Herzog Albert von Sachsen-Teschen war zum Reichsfeldmarschall ernannt; aber der preußische Feldmarschall v. Möllendorf, ein 79jähriger Greis und mehr Diplomat als Feldherr, folgte nur mit Widerwillen seinem Drängen nach vorwärts. Im Mai 1794 stand die Reichsarmee, mühsam zusammengebracht, bei Worms auf dem linken und von dort bis Freiburg hinauf auf dem rechten Rheinufer; die Preußen standen mit den Sachsen bei Kreuznach und Mainz; die Oesterreicher unter dem Prinzen von Koburg waren in den Niederlanden siegreich gegen Pichegru. Am Rheine standen 30,000 Franzosen unter dem General Michaud, wozu noch die Moselarmee mit ebenfalls 30,000 Mann unter Moreaux zwischen Kaiserslautern und Longwy kam.

Möllendorf, der spätere Unterhändler des Baseler Friedens, entschied sich endlich zu einem kräftigen Vorrücken gegen Kaiserslautern, während gleichzeitig der Reichsfeldmarschall mit 34,000 Mann bei Mannheim und Philippsburg über den Rhein ging. Die Preußen rückten in mehreren Colonnen concentrisch gegen Kaiserslautern vor und es gelang ihnen, am 23. Mai die Franzosen unter Ambert mit starkem Verluste von dort zu vertreiben und bis Pirmasens zurückzuwerfen. Gleichzeitig wurden die Feinde auch in der Rheinebene auf die Stellung vor der Queich zwischen Lingenfeld und Annweiler zurückgedrängt.

Nun aber trat, als müsse man sich von diesem Erfolge erholen, wieder lange Unthätigkeit ein. Die kostbarste Zeit wurde mit Verhandlungen zwischen Möllendorf und dem Herzoge von Sachsen-Teschen vergendet; der letztere drang wiederholt auf kräftige Fortsetzung des Krieges, besonders gegen Westen hin, um das hart bedrängte Luxemburg zu entsetzen. Allein Möllendorf blieb unbeweglich, und selbst das energische Auftreten des englischen Gesandten Malmesbury vermochte nicht, ihn zur That zu treiben. Die preußischen Truppen waren in zwei größere Corps getheilt; das eine stand unter dem Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen, demselben, der später die Schlacht bei Jena verlor, zwischen Edenkoben und Neustadt; er hatte die Verbindung mit den Oesterreichern zu erhalten, welche bei Speyer unter dem Reichsfeldmarschall standen; vor ihm lag die französische Rheinarmee unter Gouvion Saint-Cyr. Der Haupttheil der Preußen stand unter Möllendorf unbeweglich bei Kaiserslautern, und ihm gegenüber bei Pirmasens und Blieskastel lag die französische Moselarmee unter dem Befehle des Generals Moreaux. Die Verbindung der beiden preußischen Armeen erfolgte auf dem kürzesten Wege zwischen Edenkoben und Kaiserslautern über die Hochstraße, Johanneskreuz und Trippstadt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walküre.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang des dritten Actes stellen sich uns sämmtliche acht Walküren eine nach der anderen vor. Gerhilde — Hojotoho; Ortlinde — Hojotoho: Waltraute — Heiaha; Schwertlinte — Heiaha; Helmwige — Hejaha; Siegrune — Hejaha; Grimgarde — Heijaho; Roßweiße — Hajahoto! Nachdem dieser ceremonielle Act mit dem dazu gehörigen entsetzenerregenden Scandal ebenfalls über uns ergangen ist, tritt Brünnhilde auf und mit ihr Sieglinde. Brünnhilde, die schuldbeladene Walküre, die einzige Figur, die unser Mitleid erregt, deren Erscheinen stets von einem gewissen poetischen Hauch, einem gewissen Zauberduft umflossen ist, gestaltet auch jetzt die Scene einigermaßen erträglich. Der „Gesang der Walküren“ hat gottlob nachgelassen. Brünnhilde erzählt nun, was sich begeben, und bittet um Schutz für sich und Sieglinde. Freilich sind die acht Schwestern so leicht dazu nicht zu bereden. Die Walküren rathen zur eiligsten Flucht. Wohin? „Nach Osten weithin dehnt sich ein Wald: der Niblungen Hort entführte Fasner dorthin. Wurmesgestalt schuf sich der Wilde: in einer Höhle hütet er Alberig's Reif.“ Brünnhilde überreicht ihr die Stücke von dem zersprengten Schwert „Nothung“. „Den hehrsten Helden der Welt hegst du, o Weib, im schirmenden Schooß! Verwahr ihm die starken Schwertes-Stücken: seines Vaters Wahlstatt entführt' ich sie glücklich: der neu gefügt das Schwert einst schwingt, den Namen nehm' er von mir — „Siegfried“ freu' sich des Sieges.“ Unterdessen ist Wotan erschienen, um fürchterlich Strafgericht zu üben. Die Walküren nehmen die geliebte Brünnhilde in ihre Mitte, allein Wotan weiß die meuternden Amazonen schnell zum alten Gehorsam zu bringen. So wißt denn, winselnde (diese Bezeichnung ist streng wörtlich zu nehmen, denn sämmtliche Walküren winselten den Allvater Wotan reinlich und zweifelsohne um Gnade an), was sie verbrach, um die euch zagen die Zähre entbrennt. Brünnhilde erscheint und harrt ihrer Strafe.

Wie wir den schönsten Theil des Liebesgespräches aus dem ersten Acte unseren Lesern mittheilen mußten, so können wir es uns ebenfalls nicht versagen, die monströseste Stelle aus dem Ganzen hierher zu setzen; damit Gerechtigkeit und Symmetrie gleich walte. Also folgendermaßen hebt diese Poesie an:

„Nicht straf ich Dich erst:
Deine Strafe schufst Du Dir selbst.
Durch meinen Willen
war'st Du allein:
gegen ihn doch hast Du gewollt;
meinen Befehl nur
führtest Du aus:
gegen ihn hast Du befohlen;
Wunsch-Maid
warst Du mir,
gegen mich doch hast Du gewünscht;
Schild-Maid
warst Du mir,
gegen mich doch hob'st Du den Schild;
Loos-Kieserin
warst Du mir
gegen mich doch kiesest Du Loose;
Helden-Reizerin
warst Du mir
gegen mich doch reiztest Du Helden;
was sonst Du warst
sagte Dir Wotan:
was jetzt Du bist
sage Dir selbst!
Wunschmaid bist Du nicht mehr!
Walküre bist Du gewesen:
nun sei fortan
was Du noch bist!

Wotan verstößt sie aus Walhall und bannt sie auf den Berg: „in wehrlosen Schlaf schließe ich Dich; der Mann dann fange die Maid, der am Wege sie findet und weckt.“ Brünnhilde „sinkt schreiend zu Wotan's Füßen“ und fleht jammervoll, daß er diese Schmach ihr nicht zufügen solle, ein Weib zu werden, „zu gehorchen dem herrischen Mann,“ „am Herd zu sitzen und spinnen aller Spottenden Ziel und Spiel.“ Sie bittet endlich nur noch um mildernde Umstände, da sie eigentlich nur Wotan's ursprünglichen Befehl ausgeführt habe und da ja die Contreordre nur auf Drängen von Frida ertheilt worden sei. Wotan entgegnet hierauf in einer sehr umständlichen, dagegen wenig verständlichen Rede, deren kurzer Sinn ungefähr so viel besagen will als: ich will nicht. Endlich soll die Strafe vollstreckt werden; sie lautet: ewiger Schlaf und eigen zu sein dem Manne, der die Schlafende weckt. Da fleht Brünnhilde wenigstens um Schutz „mit scheuchenden Schrecken: daß nur ein furchtlos freiester Held hier auf dem Felsen mich fände.“ Sie bittet Wotan: „auf Dein Gebot entbrenne ein Feuer, den Fels umglühe lodernde Gluth; es leck' ihre Zunge und fresse ihr Zahn den Zagen, der frech es wage dem friedlichen Felsen zu nah'n.“ Wotan fühlt Mitleid mit seiner herrlichen Wunschmaid, er nimmt einen rührenden Abschied von ihr, „er küßt sie auf beide Augen, die sogleich verschlossen bleiben.“ „So küßt er die Gottheit von dir.“

Die „wabernde Lohe“ prasselt auf, daß uns bänglich dabei zu Muthe wird. Mit den Worten „wer meines Speeres Spitze fürchtet, durchschreite das Feuer nie,“ schreitet Wotan dem Hintergrunde zu. Der Vorhang fällt zum dritten und letzten Male; erschöpft von einer fünfstündigen Vorstellung, müden Geistes und wirbelnden Sinnes verläßt der Hörer das Haus, innerhalb dessen eine wunderlich phantastische, unbegreiflich fremdartige und dennoch hin und wieder mächtig anziehende Geisterwelt vorüberrauschte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aus Nürnberg, 15. Juni, berichtet der Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit: Se. Maj. König Ludwig II. hat, einer Bitte des Directoriums zufolge, dem germanischen Museum eine Anzahl alter Waffen aus bayerischen Zeughäusern überlassen, von denen der größte Theil bereits eingetroffen und aufgestellt ist. Die Sammlung historischer Erinnerungen hat eine interessante Bereicherung erhalten, indem Herr Antiquar Pickert dahier die beiden Glasschränke dem Museum zum Geschenke gemacht hat, in denen einst die deutschen Reichskleinodien in der hiesigen Spitalkirche zur Besichtigung ausgestellt waren, ehe sie aus Nürnberg geflüchtet wurden, wohin sie bis jetzt nicht zurückgekommen sind, obwohl König Sigismund unter dem 29. September 1423 dieser Stadt das Recht der Aufbewahrung „ewigtlich und unwiderruflich verliehen“ hatte.

Das Schillerdenkmal in Berlin wird endlich aufgestellt werden. Der König und der Künstler Herr Begas haben sammt dem Berliner Magistrat den vom Prof. Strack entworfenen Aufstellungsplan genehmigt. Der Berliner Magistrat ersucht jetzt die Stadtverordnetenversammlung um ihre Zustimmung zur Entnahme von 7000 Thalern aus dem Schillerfonds Behufs Transport und Aufstellung des Denkmals, das am 10. November d. J. enthüllt werden soll. Für die Einrichtung des „Schillerplatzes“ (jetzt noch Gendarmenmarkt genannt) mit Gartenanlagen und Ruhebänken wird der Magistrat später die Kosten nachsuchen, da der zu diesem Behufe vorgelegte Plan vom Könige nicht genehmigt ist.

Die bekannte Antwort eines badischen Einjährigen auf die ihm von der Prüfungscommission vorgelegte Frage, wo Mantua liege, lautend: „In Banden“, hat jüngst in Berlin ein lustiges Seitenstück gefunden. Gefragt: „warum hauptsächlich siegten die Schweizer über Karl den Kühnen bei Granson und Murten?“ gestand der erstaunte Candidat dem neugierigen Prüfungscommissar aufrichtig, es sei ihm wirklich unerklärlich, warum die Schweizer bei Granson siegten und „murrten!“

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 86. Speyer, Donnerstag, den 21. Juli 1870.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von E. M. Vacano.

(Fortsetzung.)

Maud erhob sich von ihrem Sitze und legte Palette und Pinsel auf das Tischchen neben sich, auf welchem einige reizend verschlungene herbstliche Waldzweige als Modell lagen. Ihr Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck. „Die Ehre des Hauses!" — sagte sie hell lachend. „Geh nur, Lina, und sei ruhig — ich will morgen auf die Jagd gehen. Vormittags."

„Aber um zehn Uhr müßte ich doch schon ..."

„Mußt Du schon den Braten aufstellen, ich weiß es. Sei nur ruhig, da bin ich längst heim, da ich mit Tagesgrauen ausgehe."

„Lina wandte sich beruhigt zum Gehen. Sie kehrte jedoch noch einmal um. „Aber nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie . . ."

„Was?"

„Sie sind nicht böse?"

„Böse! Dummes Zeug. Die Ehre der Küche steht natürlich Dir zu!" sagte Maud mit einem Lächeln, bei dem Jeder denken mußte, daß sie schön sei. Sie wurde so verklärt, wenn ihr ernstes Gesicht lächelte.

Lina ging und Maud trat in ihre Fensternische zurück, aber ohne die Palette wieder aufzunehmen. Sie verschränkte die Arme und schaute stumm auf die weite Gegend hinaus, über der die Sonne leuchtete.

Regan ließ auf einen Augenblick ihre Arbeit ruhn und schaute mit ihren schwarzen glanzlosen Augen auf ihre Cousine.

„Du bist verdrießlich!" sagte sie.

„Verdrießlich?" wandte sich Maud in's Zimmer und bei der Bewegung leuchtete die Sonne in ihren röthlichen Haarwellen. „Nein. Aber ich ärgere mich nur, daß unser Leben so lau hingehen muß wie abgestandenes Wasser. Wäre ich nur ein Mann! Könnt' ich verdienen — oder Soldat werden — oder hätte ich einen Bruder."

„Einen Bruder!" sagte Regan, und der schwarze Flaum über dem Munde vibrirte. „Dann würdest Du jetzt verlassener und einsamer dastehen als so. Er würde Offizier gewesen sein, den letzten Rest Deines armseligen Capitals schon längst vergeudet und dabei so viel Schulden gemacht haben, daß dies alte Haus schon verkauft wäre. Bilde Dir nicht ein, daß ein adeliger Sohn jemals den Glanz seines Hauses erhöht! Wenn Jemand ein zerfallendes Haus halten kann, so ist es nur die Frau durch ihre Mäßigkeit. Der Mann kann nur verwüsten — Alles, was ihm unter die Hände kommt."

„Ein Haus halten! Etwas erwerben! Eine Frau?" sagte Maud. „O ich weiß, es ist ein Unsinn und ein Unrecht, daß ich es nicht thue. Aber so viel dummen Stolz habe ich doch, daß ich nicht arbeiten könnte für die Leute . . . Meine Bilder vielleicht bei den Kunsthändlern colportiren — oder am Ende gar das, was ich schieße, durch Lina auf den Markt schicken?" — Sie setzte dabei ihr Füßchen fest auf die Erde und schaute auf die klarsonnige Gegend hinaus, in deren Ferne blaue Nebel wogten, darin ihr Auge versank.

„Aber eine Frau kann still in ihren vier Mauern leben und es so einrichten, daß sie bei ihrem Erscheinen doch noch die Würde ihres Namens bewahren kann. Ein Mann dagegen? Er kennt nur das Verschwenden — in Allem — er verschwendet das Geld, das er nicht besitzt, die Liebe, die er nicht vergelten kann, sein ganzes Leben selbst an Leute, die ihn betrügen, ohne ein einziges Gran seines Reichthums an Jugend, Vergnügen oder Kraft denen zu geben, die es verdienen!" sagte Regan hart und nahm ihre Arbeit wieder auf. Ihr altes fadenscheiniges Seidenkleid raschelte dabei wie dürre Blätter.

„Wie Du die Männer hassest! Das begreife ich nicht," sagte Maud, indem sie sich mit verschränkten Armen vor Regan hinstellte. „Ich denke die Laster, die Rohheit und die Undankbarkeit des Mannes können uns Frauen nichts schaden, sobald wir uns ihm nur nicht gefangen geben. Sind wir ihm nicht in Allem überlegen? In der List wie im Geiste? Wenn ich einen Bruder hätte, ich meine, er müßte schön nach meinem Pfeifchen tanzen? Und wenigstens könnte man manchmal die Jagd jemandem Andern überlassen, wenn man, wie ich heute, gar nicht dazu gelaunt ist."

Maud drehte sich dabei auf ihrem Absatz herum, daß ihr leichtseidenes graues Kleid sich um sie bauschte. „I'm good for nothing!" setzte sie hinzu. „Ich bin zu nichts heute, als auf dem Fensterbrett zu sitzen und hinauszuschauen, wie schön die Sonne noch ein-

mal auf das trockene Baumlaub scheint — die hohen Bäume des Frowirwaldes sind ganz violett gefärbt — sieh Regan. Es ist doch ein sonderbares Gefühl zu denken, daß seit acht Tagen das Schloß wieder bewohnt wird. Glaubst Du mir, Regan, daß mir das auch die Jagd verleidet. Denn ich bin da manchmal zerrissen und die Haare bleiben mir an den Aesten hängen, und Pluto führt mich oft bis an die Grenze meines Reviers. Da ist man immer so sicher gewesen, wenn man wußte, Schloß Frowir sei leer. Aber jetzt kann einem Jemand von dort begegnen — und ich möchte die Leute so lange als möglich nicht sehen!" rief Maud, und ging dabei mit festen Schritten, die Hände auf dem Rücken, in dem verblichenen, sonnenbeschienenen Rococozimmer auf und ab.

„Lina hat sie gesehen," sagte Regan, von ihrer Arbeit aufschauend, mit ihrem Essigmunde und einem Glanz in den Augen, der immer darin erschien, so oft sie über Jemand medisiren konnte. „Greta Salerny soll beinahe dick geworden sein."

„Dick? Ja, ja, sie war schon voll als Mädchen — und nun vollends als junge Wittwe. Ich habe sie nicht gesehen, seit wir zusammen im Stift der englischen Fräulein waren. Sie war damals im letzten Jahrgange, ich im ersten. Wir haben uns dort nie recht gemocht. Und ihr Bräutigam? —

„August Frowir? Natürlich ist er ein ganz gewöhnlicher junger Mann, wie ich höre," entgegnete Regan wegwerfend. „Als Erbe eines kolossalen Reichthums und eines so schönen Besitzthums darf er gar nicht anders sein. Diese Greta Salerny ist die geschickteste Kokette, die es gibt. Nachdem sie das Leben an der Seite ihres Gatten, des Rittmeisters Baron Erbau Salerny, wie einen Ball durchlebt hat, stirbt ihr derselbe, sie reist mit ihrer Mama einen, zwei Sommer hindurch in allen Badeorten herum, um sich bedauern und bewundern zu lassen, und kaum erbt jetzt ihr Vetter August das Schloß und den Reichthum seines Großvaters, so richtet sie es gleich so ein, daß er sich in sie vernarrt, und wird seine Braut."

„Die Hochzeit wird wohl diesen Winter schon gefeiert werden."

„O, wahrscheinlich. Sie scheinen sich ja aufzuessen vor Liebe," sagte Regan mit einem unbeschreiblichen Tone, „da sie die Einsamkeit suchen und aus der Welt heraus fliehen, um ganz für einander zu leben?"

„Ob sie ihn wohl gern hat?"

„Sie? Warum nicht?"

„Ach, ich meine nur . . . man sagt, sie habe schon so Viele gern gehabt . . ."

„Und e r hat sein Studentenleben gewiß auch nicht unbenutzt vorübergehen lassen!" lachte Regan dünn und hell auf, und schaute mit ihrem gelben scharfen Gesichte von ihrer Arbeit auf in die Herbstsonne hinaus, die roth durch die Bäume des Parkes spielte. „Er hat ja schon vor drei Monaten den Doctorgrad bekommen. Und man kennt das Leben der Studenten. Kurz, ich meine, wir werden da wieder einmal eine Ehe sehen, die mit einer Komödie beginnt und mit Haß endet. Aber immer besser noch als eine Ehe, die mit dem Glauben und der Wahrheit anfängt, und dann doch im Haß endet — denn das ist immer der Ausgang. Das Weib muß immer, immer erwachen. Der Mann kann heiß lieben, närrisch, aber nie dauernd. Die Dauer kennt nur das Weib."

Maud hatte sich wieder in ihre Nische gesetzt und streichelte mit der Hand den Kopf Pluto's, der sich gähnend aufgerichtet hatte und seine Schnauze auf ihren Schooß legte. Mit der andern Hand stützte sie ihr feines Kinn. Die Sonne warf jetzt schrägere Strahlen auf den verblichenen bernsteinfarbigen Stoff der Wände und zeigte große Oelflecken oder Feuchtigkeitsmakel in den Oeil-de-boeuf-Rahmen der Tapeten. Der alte rosenfarbene Kaminschirm mit den Schäferinnen war wie ein durchsichtiges welkes Rosenblatt in der Sonne. Die Eckfensternische Regan's lag dagegen in bläulichem Schatten.

„Da wäre die Liebe also immer ein Unglück?" fragte Maud gleichgültig.

„Für die Frau immer."

„Warum sind dann die Frauen so dumm, zu lieben?"

Die alte Jungfer ließ ihre Arbeit in den Schooß sinken. Die fadige Seide ihres Kleides raschelte wieder dürr. Und ein Lächeln, das von zu vielem Essig herzurühren schien, zog ihren Mund zusammen. „Die Liebe ist keine Dummheit," sagte sie. „Sie ist ein Unglück — eine Krankheit."

„Vor der man sich nicht schützen kann?" sagte Maud leichthin und rollte das Ohr Pluto's um ihren Finger. (Fortsetzung folgt.)

*Der 13. Juli 1794 auf dem Schänzel bei Edenkoben.

Historische Skizze von **Dr. Eugen Jäger.**

(Fortsetzung.)

Je unthätiger die Verbündeten waren, desto eifriger übten und ordneten sich die Franzosen. Auf die Nachricht von der Niederlage bei Kaiserslautern und dem Zurückweichen in der Rhein-Ebene sandte man von Paris aus den thatkräftigen Volksrepräsentanten Hentz, der Alles aufbot, um die Scharte wieder auszuwetzen und der die Generale durch ein Schreckenssystem zur Einigkeit und Anspannung aller Kräfte zwang. Er setzte die unfähigen Führer ab, und am 17. Juni wurde auf sein Betreiben zu Landau der bekannte Kriegsrath vor der Guillotine abgehalten. Dieses Beweismittel wirkte und die größte Einigkeit herrschte über die Nothwendigkeit, mit Energie wieder vorwärts zu gehen. St. Cyr meinte, man müsse die Hauptentscheidung durch Kämpfe im Gebirge suchen; allein auf den Vorschlag des Generals Desaix einigte man sich dahin, den Feind auf seinem linken Flügel auf der Rheinebene anzugreifen, während die anderen Abtheilungen diesen Angriff durch Scheinangriffe unterstützen sollten.

Am 2. Juli brach Desaix, der 1800 bei Marengo fiel, von Germersheim und Weingarten her gegen die Oesterreicher los, die zwischen Harthausen und Speyer

aufgestellt waren; er wurde zurückgeworfen und mußte sich damit begnügen, seine alte Stellung behaupten zu können. Ebensowenig vermochten die Franzosen etwas gegen die Preußen bei Edenkoben. Unter diesen zeichnete sich schon damals Blücher aus, den die Franzosen wegen seiner rothen Husaren-Uniform „le roi rouge" nannten, und der ihnen vielen Schaden zufügte. Auch im Westrich erfolgte keine dauernde Verminderung der Stellung, obgleich bei Trippstadt Preußen und Franzosen hart aneinander geriethen.*)

Große Erbitterung herrschte jetzt im republikanischen Lager. Von Paris aus schickte Carnot die strengsten Befehle, die Operationen mit Kraft wieder aufzunehmen, um sobald als möglich die Linie der Verbündeten zu sprengen. Es fand daher am 9. Juli ein zweiter Kriegsrath zu Landau statt, und man nahm diesmal den Plan von St. Cyr wieder auf; dieser hatte erkannt, daß die meist rasch formirten und in aller Eile unter die Fahne gebrachten französischen Truppen trotz aller Begeisterung den taktisch gebildeten und streng geschulten Preußen und Oesterreichern noch nicht gewachsen seien. Er wollte die Entscheidung durch Kämpfe im Gebirge suchen, wo seine Leute weit mehr Aussichten auf Erfolg besaßen. Auf das Drängen der Volksrepräsentanten wurde der allgemeine Angriff auf den 13. Juli festgesetzt. Die Moselarmee sollte schon vorher in mehreren Abtheilungen gegen Martinshöhe, Hermersberg, Schmalenberg und Leimen vorrücken; die Annweiler Garnison sollte nach Hofstätten marschiren, und am 13. Juli sollte dann mit vereinten Kräften versucht werden, die Cordonslinie der Preußen längs der Hochstraße zwischen Edenkoben und Trippstadt zu durchbrechen, um so die beiden Flügel der deutschen Aufstellung von einander zu trennen. War einmal die Hochstraße im Besitze der französischen Truppen, so sollten sie sich nach Elmstein und Hochspeyer wenden und die Thal-Verbindung zwischen Kaiserslautern und Neustadt abschneiden; an demselben Tage sollte ferner ein allgemeiner Angriff in der Ebene stattfinden, um womöglich auch dort Neustadt und die Linie des Speyerbaches zu gewinnen.

Ehe wir den weiteren Verlauf der Dinge schildern, muß hier noch der Stellungen gedacht werden, welche die Preußen längs der Hochstraße zwischen Edenkoben und Trippstadt eingenommen hatten. Eine Kette von Posten war gebildet, um die Verbindung der beiden preußischen Hauptcorps aufrecht zu erhalten. Die Soldaten hatten sich an den geeignetsten Orten verschanzt, und da man von den Plänen der Franzosen durch Spione benachrichtigt war, so legte man an den wichtigeren Punkten, besonders auf dem Schänzel, sowie bei Johanniskreuz und Trippstadt stärkere Vertheidigungswerke an, welche mit Geschützen bewehrt wurden. Die Stellung bei Trippstadt, von Natur aus schon sehr fest, wurde noch durch Schanzen und eine starke Besatzung geschützt. Das benachbarte Johanniskreuz, dessen Forsthaus damals noch nicht bestand, gehörte ebenfalls zu den festesten Punkten. Hier trafen sich die Wege von Heltersberg, Leimen und Annweiler nach der Linie des Speyerbaches, und man hatte daher dort zwei starke Schanzen übereinander liegend errichtet und mit 7 Kanonen versehen. Weitere Befestigungen auf der Hochstraße befanden sich am sogenannten Pferdsbrunnenedk, am Schnapphahnenpfad, am Steinedk und Erlenkopf; besonders stark hatte man die von Leimen und Hofstätten heraufführenden Wege besetzt, indem man bei der Kapitänshütte neben dem Eschenkopf, ferner am Mosisberg, am Saukopf und am Breiten Sand vorgeschobene Posten errichtet hatte; am weitesten nach außen befindlich war der Posten beim Jud am Hortenkopf oberhalb Hofstätten. Nicht mit Unrecht fürchtete man gerade von Leimen und Hofstätten her den Anfall der Franzosen auf die Stellungen der Hochstraße; überall waren die Wege abgegraben, Verschanzungen und Verhaue angelegt, stellenweise auch Geschütze aufgeführt, um jede Annäherung der Feinde zu verhindern und Zeit zur Beiziehung von Verstärkungen von den Hauptposten zu gewinnen. An all' diesen Stellen kann man noch die Spuren der Schanzen, Verhaue und Lagerplätze entdecken.

Diese Befestigungen der Preußen litten indessen an dem großen Fehler, daß sie alle zu weit von einander entfernt waren, um jederzeit Unterstützungen zu erhalten, und bei einem gleichzeitigen Angriffe auf alle mußten sie fallen. Statt einer Zersplitterung der Kräfte durch die vielen vorgeschobenen Posten wäre es vielleicht besser gewesen, den wichtigen Straßenübergang am Schnapphahnenpfade beim Eschenkopf, wo die Wege von Leimen und Hofstätten zusammentreffen und nach Elmstein auf die Linie des Speyerbaches führen, sehr stark zu befestigen. Die Einnahme dieses einzigen Postens genügte, um die Verbindung der beiden preußischen Hauptcorps zu unterbrechen; denn alsdann konnten die Franzosen sich in Masse zwischen dieselben nach Elmstein, Lambrecht und Frankenstein drängen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenige Tage nach diesen Vorgängen, am 5. Juli, schrieb Möllendorf nach Berlin an den König und bat um die Vollmacht, mit Robespierre Friedensverhandlungen anknüpfen zu dürfen. (v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit. III. Seite 272.) Dieses genügt, um die gegenseitige Stellung der Verbündeten zu bezeichnen.

Die Walküre.

(Schluß.)

III.

Die Stimmen über Wagner's Walküre gehen natürlich weit auseinander; im Zusammenklang der laut gewordenen Urtheile herrscht jedoch eine Grundstimmung vor, welche durch die Mittheilung der nachfolgenden beiden Aeußerungen hinreichend gekennzeichnet sein dürfte. Der „A. Z." schreibt man: „Wagner hat in der Walküre musikalisch wie textlich die letzten Consequenzen seiner Theorie gezogen; und trotz so mancher Partien von wahrhaft imposanter Schönheit, besonders in der Liebesscene des ersten und im Finale des dritten Actes, gewährt doch das Ganze, das ohne Melodien und Chöre fast rein aus Recitativen besteht, einen keineswegs ästhetischen Genuß. Der Text bietet hinsichtlich der dramatischen Composition wie der alliterirenden Diction des Tadelnswerthen so viel, daß wir uns von vornherein feierlich gegen die Idee so mancher Wagner'schen Heißsporne verwahren müssen, als liege in Stücken dieses Genre's der Keim unseres zukünftigen Nationaldrama's." Der Referent der „Fr. Ztg." äußert über Wagner's

Walküre u. A. was folgt: Wagner's Personen, die sich wie Elementarkräfte geberden, reden auch eine elementarisch construirte Sprache. Das heißt, ihre Rede soll nicht nach dem Sinne der gebrauchten Worte auf die Gemüther der Hörer Eindruck machen, sondern nach der Wirkung, den die Klanglaute der Sprache als solche hervorrufen. Daher seine wunderlichen Sprachverrenkungen, seine Gewaltsamkeiten, die er dem Idiom anthut. Man soll nach dem Willen Wagner's die Begriffe gewissermaßen durch den Wortklang körperlich empfinden. Und aus diesem selben verhängnißvollen Irrthum heraus hat er auch seine Musik construirt; von demselben Grundirrthum ausgehend, mußte er die alte musikalische Form zerstören, und seine neue Theorie von der elementarischen Kraft der Töne trat in ihre Rechte. Seine Tonmalerei ist ebenfalls elementar; er läßt den Sturm stoßweise durch das Orchester peitschen, und wie die entfesselte Windsbraut durch die Föhren rast, so rast auch eine Tonfigur in elementarem Einerlei durch das entfesselte Orchester. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß diese Art zu instrumentiren furchtbar wirksam werden kann, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind die Einleitung zum ersten Acte, der Walkürenritt zu Anfang des dritten Actes und der Orchestersatz zu Ende desselben, welcher jene „wabernde Lohe" musikalisch illustriren soll, wahrhaft ergreifend und von grausenerregender Schönheit. Aber es ist nicht die Kunstform, die uns entzückt, nein, das ist die leibhaftige Naturgewalt selbst, die uns Furcht einjagt... Wagner weiß so gut wie jeder andere Mensch, daß der Gesang der Walküren unsere Ohren zermartern muß, daß derlei übermenschlichen Anstrengungen die Sänger und Sängerinnen erliegen müssen und daß eine fünfstündige Opernvorstellung die Zuhörer bis zur völligen Ermattung erschöpfen muß. Aber er will wahr sein und wirklich, wirklich wie die Elemente und naturwahr. In diesem unerhörten Realismus liegt aber unseres Bedünkens die Vernichtung jedweder Kunst. Wagner's Gestalten tragen, ungeachtet der idealisch-phantastischen Welt, in der sie sich bewegen, eine widerliche Kreatürlichkeit ungeschminkt zur Schau! Im Vergleich hiermit sind die raffinirtesten Vorgänger Wagner's, namentlich Meyerbeer, Halevy, von einer wahrhaft Haydn'schen Unschuld. Könnte ich den Lesern nur jenen unausstehlich widerlichen Ton hinmalen oder hinschreiben, der stets Hunding's Auftreten begleitet. Das Instrument, mit welchem jenes Tonungethüm hervorgebracht wird, liegt jenseits des gewöhnlichen Orchesters, etwa in dem Sinne, wie gewisse unsichtbare Strahlen jenseits unseres gewöhnlichen Spectrums ihr Dasein haben müssen! Inmitten dieser Welt, die uns so fremdartig und wildfremd gegenübertritt, entrollt uns mit einem Male der Dichtercomponist ein Bild von unvergleichlicher Schönheit. Wir meinen das Liebesgespräch Siegmunds und Sieglindes am Schlusse des ersten Actes. An diesem Musikstück hat Wagner die künstlerische Lebensfähigkeit seines Systems glänzend erwiesen, des Systems nämlich, das die alte geschlossene musikalische Form der Operncomponisten vor ihm verwirft. Hier in diesem Zwiegespräch zeigt sich Wagner auf der Höhe seines Genies. Da ist weder ein Duo noch eine Arienform herauszuhören, von einer sogenannten Melodie und einer orchestralen Begleitung ist gleichfalls nicht die Rede. Das Ganze ist etwas völlig Neues und Ungewöhnliches, aber es ist hinreißend schön und von einem wahrhaft bestrickenden Zauber. Der zweite Act dagegen ist so freudlos wie eine öde Steppe; nur das Erscheinen Brünnhildes und ihre Verkündigung an Siegfried sind von hoher poetischer Schönheit, wesentlich verkümmert jedoch wird der Eindruck durch das sich daran anknüpfende Zwiegespräch und die fast komische schrittweise vorgehende, logische Auseinandersetzung der beiden Unterhandelnden. Der dritte Act findet bereits eine genußunfähige Zuhörerschaft, die willenlos das fürchterliche Gelärme der Walküren und ihre wirklich lächerliche Unterhaltung über ihre Renner und „Graneu" über sich ergehen läßt, die Scenen zwischen Wotan und Brünnhilde leiden an einer Maßlosigkeit sondergleichen, und erst der Schluß des Actes zeigt uns wiederum jene elementare Orchestermalerei der „wabernden Lohe" in ihrer ganzen ergreifenden Schönheit.

Miscellen.

Da wir uns gerade in der Saison befinden, wo in jeder Bürgerfamilie wenigstens einmal wöchentlich grüne Bohnen auf dem Küchenzettel stehen müssen, sei es gestattet, der Leidenschaft zu gedenken, welche der Kaiser der Franzosen für dieses Gericht hegt. In den Tuilerien hatte Napoleon III. mehrmals den Generaladjutanten des Palastes, den General Rollin gebeten, ihm grüne Bohnen mit Hammelfleisch machen zu lassen. Man servirte das verlangte Gericht und jedesmal, als der Kaiser Bohnen aß, sagte er: „Das schmeckt ausgezeichnet, aber das ist doch noch immer nicht das, was ich wünsche." Eines Tages besuchte der Kaiser in Begleitung des Oberstallmeisters, des General Fleury, die Ställe des Louvre. Er trat in die Wohnung Cerf's, seines Leibkutschers. Gleich auf der Schwelle blieb der Kaiser stehen und machte zweimal „Hm! Hm!" Er war gerade auf die Küche gestoßen, wo Madame Cerf mit aufgebundener Schürze und aufgestreiften Aermeln ein Gericht zubereitete, welches schon auf dem Herd duftete und schmorte. „Ah," sagte der Kaiser, „das riecht sehr gut! Was machen Sie denn da?" — „Bohnen mit Hammelfleisch, Sire." — „Bohnen mit Hammelfleisch? Wann ist das gar?" — „In drei Viertelstunden, Sire." — „Schön!" — Der Kaiser setzte seine Inspektion fort und kam nach drei Viertelstunden zurück. Das Tischtuch war schon aufgedeckt, und Madame Cerf wollte eben die köstlichen Bohnen vom Feuer nehmen. „Nehmen Sie das Gericht noch nicht ab," sagte der Kaiser lebhaft, „ich werde es mitnehmen. Hier, Cerf, sind 100 Frcs., speisen Sie mit Ihrer Familie im Palais Royal und überlassen Sie mir Ihr Mittagbrod." — „Sire," erwiderte die Frau des Kutschers, „ich werde es zur Schloßküche schicken." — „Um Gotteswillen nicht! Dupuis (der Mundkoch) würde mir da noch schönes Zeug hineinthun."

Ueber das Aufbewahren von Eiern wird der Bonner Zeitung berichtet: „Im vorigen Jahre wurden in meiner Haushaltung mehrfache Versuche angestellt. Eine Anzahl Eier wurde in Kalkmilch von gebranntem Kalk, andere in Kalkmilch von geschlemmter Kreide aufbewahrt, wieder andere wurden mit Wasserglas und noch andere mit verdünntem Eiweiß angestrichen. Die mit Eiweiß angestrichenen Eier hielten sich sehr gut und behielten den reinsten Geschmack. Die Eier in Kalkmilch aus gebranntem Kalk hielten sich sehr gut, nahmen aber einen eigenen, vom Eindringen des Kalkes herrührenden Geschmack an. Die Eier in Kalkmilch von geschlemmter Kreide und jene, die mit Wasserglas angestrichen waren, nahmen alle schon nach wenigen Wochen schlechten Geruch und Geschmack an, die Eier in geschlemmter Kreide hielten sich entschieden am schlechtesten, ein Beweis, daß der gebrannte Kalk nicht durch fein zertheilten kohlensauren Kalk ersetzt werden kann. Kürzlich veröffentlichte Herr H. Violette (Journal de Pharmacie et de Chimie, 1860, S. 170) Versuche über diese Frage, die von Interesse sind. Den 1. August 1867 wurden 10 Eier mit Leinöl und 10 andere mit Magsamenöl mit dem Finger leicht angestrichen, zwei andere Eier wurden nicht verändert. Alle 22 Eier blieben auf einer drei Linien hohen Schicht Sand neben einander liegen, ohne sich zu berühren. Nach drei und sechs Monaten wurden sie wieder gewogen und nach der letzten Zeit geöffnet. Die nicht angestrichenen Eier hatten nach drei Monaten 11½, nach sechs Monaten 18 pCt. ihres Gewichtes verloren, waren beim Oeffnen halb leer und hatten den Geruch verdorbener Eier. Die mit Magsamenöl angestrichenen Eier hatten nach drei Monaten 3, nach sechs Monaten 4½ pCt. ihres Gewichtes verloren. Die Eier waren beim Oeffnen voll und hatten keinen schlechten Geruch. Die mit Leinöl angestrichenen Eier hatten nach drei Monaten 2 und nach sechs Monaten 3 pCt. ihres Gewichtes verloren, waren beim Oeffnen voll und hatten den Geruch ganz frischer Eier. Das Einreiben mit Oel, besonders mit Leinöl, hatte also bei den letzteren und das Anstreichen mit Eiweiß bei den ersteren Versuchen eine sehr günstige Wirkung. Dr. J. R.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 87. Speyer, Samstag, den 23. Juli 1870.

Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb' Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb' Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du noch drum ein Wälscher nicht,
Reich, wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Auf blickt er in des Himmels Blau'n,
Wo todte Helden niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein, bleibst deutsch, wie meine Brust!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

So lang' ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand.
Lieb' Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir Alle wollen Hüter sein.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von E. M. Vacano.

(Fortsetzung.)

Regan saß jetzt beinahe ganz im Schatten, den eine Wolke warf. „Schützen!" sagte sie mit herber, scharfer Stimme. „Schützen! Schutz vor der Liebe? Hast Du gehört, wie man den Skorpion fängt und vernichtet? Man macht einen Kreis von glühenden Kohlen um ihn. Er kriecht hin und her, erschreckt vor dem Feuer, und findet keinen Ausweg. Man rückt und schiebt den Flammenherd weiter zusammen. Gequält von den Flammen und der Todesangst, ziehen sich alle Glieder des wehrlosen, gemarterten Thieres zusammen — sein Stachel sucht, wen er verwunde, aber kein Feind ist da, kein Gegner, den er bekämpfen kann, nur das Feuer, das erbarmungslose, unangreifbare, schreckliche! So ist die Liebe. Wie ein Skorpionskreis liegen ihre Flammen eines Tages um uns, die wir nichts verschuldeten, und wir haben keinen Gegner, keinen Feind, den wir bekämpfen könnten! Nur den Geliebten, den Unangreifbaren, den Erbarmungslosen, die Flamme!" — Regan schwieg. Ihre dünne Stimme erlosch gleichsam. Sie nahm die Arbeit wieder auf, die ihr auf den Boden geglitten war. Der Busen Maud's hob sich nicht höher, die Farbe ihrer Wangen änderte sich nicht. Ruhig schaute sie zu ihrer Cousine hinüber und streichelte den Kopf Pluto's.

„Du hast die Liebe so gefunden, Regan?" sagte sie sanfter als sonst.

„Ja, ich habe sie so gefunden. O, ich bin auch stolz gewesen und leichten Sinnes. Ich lebte mit mir selber froh und lachte gern, und eines Tages kam ein Mann und ich mußte ihn lieb haben, und er hatte mich lieb, aber nach Männerart; dann hatte er genug und liebte anderswo. Und ich . . ."

In der Familie erzählte man sich, Regan sei in ihrer Jugend sehr leichtherzig gewesen, sie habe mit der ganzen Welt kokettirt und einige Verehrer gehabt. Eines Tages nun sei ein Officier in ihre Nähe gekommen, für den sie eine ernstliche Liebe fühlte, aber er fühlte für sie nur wie alle ihre übrigen Anbeter und verließ sie wieder. Da war Regan aus ihrer Leichtherzigkeit erwacht und ihr ganzes Sinnen war nun nur darauf gerichtet gewesen zu heirathen, denn der schuldenbedeckte Officier hatte sie auch um ihr kleines Vermögen gebracht. Also heirathen um jeden Preis! Sie kokettirte mit einem gräulichen gezwungenen Lächeln, mit erbarmungswürdiger Lustigkeit. Sie machte von ihren geringen Mitteln alle Moden mit und nahm von jedem Manne jede Blume an bei Landpartien, aber sie war schon im Welken und sie fand keinen Gatten. Jahr für Jahr wurde ihr Lächeln gezwungener, ge-

spensterhafter, ihre Lustigkeit trostloser, hohler. Und endlich stand sie mit ergrauendem Haar da, als alte Jungfer, einsam, verlassen, vergessen, und Groll und Zorn im Herzen, von einem Verwandten zum andern pilgernd, überall Unfrieden stiftend oder stumm in sich hineingrollend.

An alles das erinnerte sich jetzt Maud, wie sie sagte: „Und Du? . . .“

„Und ich, ich blieb allein, mit einer Liebe im Herzen, die ich gern zertreten hätte, wie einen Wurm. Ach, wenn ich es gekonnt hätte, ich hätte es doch nicht gethan,“ fuhr die alte Jungfer fort, weich gemacht dadurch, daß sie ihre eigenen Gedanken tönen hörte. „Aber die verlassene Liebe, wenn sie älter wird, trocknet zu einem giftigen Kraut ein. Ich sage Dir, Maud, wenn Du jemals in die Welt hinaustrittst, und Du wirst es müssen, denn Du wirst immer ärmer werden und von den Leuten leben müssen wie ich — wenn Du jemals in die Welt hinaustrittst und die Männer an Dich heran kommen, betrüge sie lieber, mache sie arm, ruinire sie, nur liebe sie nicht! Sei lieber berechnend als froh, lieber verächtlich als glücklich! Du entgehst dadurch dem Erwachen. Ich hasse das Glück! Ich kann keine Glücklichen sehen. Es ist gut, daß Du nicht liebst und nicht geliebt wirst. Ich würde Dich dann hassen, Maud!“

Die alte Jungfer hatte sich erhoben, sie zerknitterte den weißen Kragen, an dem sie nähte, mit den Händen und ihre Augen waren schrecklich groß und glanzlos.

Die Sonne war im Sinken und das bernsteinfarbene Zimmer war wie mit Blut übergossen; nur die Nische, in welcher Regan saß, war dunkeldämmernd. Es gibt Augenblicke, wo verstummte alternde Herzen aufquellen, wie böse, faulende Gewässer unter einem warmen ungesunden Windhauch im Winter. Und so war es hier.

Maud erhob sich rasch. „Puß!“ rief sie. „Puß! Puß läuft wieder durch den Park zur Mauer. Und wenn sie der Stidel-Sepp erwischt, fängt er sie und zieht ihr das Fell ab — er lauert immer auf Katzen! . . .“

Pluto bellte und stürzte dem verschwindenden Kleide seiner Herrin nach. Die knochiche Stirne Regan's sank in ihre magere gelbe Hand. Sie ruhte aus. Sie hatte wieder einmal einen Augenblick gehabt, wo sie die Gedanken ausgrollen konnte, die sonst in ihr brüteten. Sie war von Natur aus leidenschaftlich und offen gewesen, und jetzt lebte sie vom Gnadenbrod und machte sich überall verhaßt durch ihr zorniges, falsches, mißgünstiges Wesen.

Der Scorpionskreis hatte sie längst erreicht und sie hatte ihren Stachel, da sie keinen Gegner finden konnte, in ihr eigenes Herz gestoßen. Aber sie konnte nicht sterben daran.

II.

Und Maud lief durch den Park. Wilder, wuchernder, blutrother Herbstepheu zog sich von den dick übermoosten Baumstämmen über die Wege und mußte übersprungen werden. Die Bäume ließen trotz der Windstille durch die Herbststrahlen hindurch dürre, braune, zerkrümmte Blätter herabfallen, die in der Luft gaukelten wie todte Schmetterlinge und auf der Erde hohe rauschende, scharfduftende Hügel bildeten. Die wenigen Beete waren mit schwarzer Erde und welkem Unkraut bedeckt. In dem großen Glashause, auf dessen Sims sich die kleinen nasenlosen Götterstatuen förmlich drängten, waren die meisten blinden Scheiben zerbrochen, und durch die schwarzen Oeffnungen schauten erdgefüllte staubige Gartentöpfe traurig heraus. Der Park hatte schon seit zwei Jahren keinen pflegenden Gärtner gesehn. Nur ganz hinten in der Ecke, die an die Felder stieß, war von Lina ein Gemüseplatz gepflegt worden, der aber jetzt im Spätherbste schon ganz beraubt und wüst dalag.

Maud schürzte ihr graues Kleid in die Höhe und sprang über Epheuranken und durch das rauschende goldgelbe Laub dem fliehenden kleinen Kätzchen nach. Dort, wo die altmodische geschweifte Mauer schon zusammengesunken und zerbröckelt war, und nur ein niederer Zaun von Aesten den Garten von der fremden Waldwiese trennte, an dem Ufer eines Weihers, gerade neben einer in Gras und Erde halb versunkenen, verwitterten Zwergstatue eines grotesken Obstknaben, wurde Puß gefangen. Maud hielt das schwarze Kätzchen fest und rief und lachte und strafte und schmeichelte mit rothen Wangen und strich sich das wallende Haar aus den Augen.

August Frowir ging eben, ein roth eingebundenes englisches Buch unter dem Arme, einen kurzen dicken Herbstrock an, hohe Stiefel an den Beinen, eine französische Mütze in der Stirn, über den Wiesenweg an dem Parkzaune vorbei und schaute neugierig hinüber. Er war erst seit einigen Tagen auf seiner neuen ererbten Besitzung; in der Gegend war er nie gewesen, denn er war in der Schweiz erzogen worden und sein reicher Großvater hatte sich nie um ihn gekümmert. Und er kannte diesen malerischen, verwitterten Park noch nicht, der für einen Maler ein Golkonda von pittoresken Fernsichten bot.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der 13. Juli 1794 auf dem Schänzel bei Edenkoben.

Historische Skizze von **Dr. Eugen Jäger.**

(Fortsetzung.)

Das Hauptaugenmerk aber hatten die Preußen auf das Schänzel gerichtet und nicht mit Unrecht betrachteten sie es als den Schlüssel der ganzen Position auf der Hochstraße. Selbst wenn den Franzosen der Uebergang beim Eschenkopf gelungen wäre, so hätte doch eine starke Truppenmacht, die vom Schänzel gegen Trippstadt gerückt wäre, dieselben wieder abschneiden können. Erst die Eroberung des Schänzels sicherte dem Feinde den vollen Besitz der Hochstraße und eröffnete ihm den Weg in die Gebirgsorte zwischen Edenkoben und Neustadt und somit in die Flanken und den

Rücken des preußischen Corps, das unter dem Erbprinzen von Hohenlohe bei Edenkoben stand.

Das Schänzel oder der Steigerkopf, die oberste Kuppe des Triefenberges, erhebt sich hart neben der Hochstraße, die von der Kalmit herzieht, und südlich von dem Wege, welcher von Edenkoben auf die Hochfläche führt. Sein Name Schänzel soll schon aus dem dreißigjährigen Kriege stammen, als ein Theil der Truppen des Herzogs Bernhard von Weimar sich dort festsetzte und gegen das Modenbacher Thal zu eine Schanze aufwarf. Von Osten her, wo der Edenkobener Weg das Thal heraufkommt, steigt der Bergrücken nur flach an, fällt aber nach allen anderen Seiten steil ab. Auf dem nördlichen, westlichen und südlichen Abhange hatten die Preußen mit Benutzung kleiner Vorsprünge des Berges vier Schanzen erbaut; die beiden größeren lagen in der Mitte, die eine, etwa 120 Schritte lang, in welcher jetzt das Denkmal des Generals Pfau steht, war mit drei Geschützen bewehrt und stand auf der Nordwestecke gegenüber dem jetzigen Edenkobener Forsthause; die andere, ebenfalls mit drei Geschützen und etwa 150 Schritte lang, schaute gegen Südwesten; noch weiter nach Süden befand sich eine dritte kleinere Schanze, in deren Nähe zur Seite des Weges nach der Bergkuppe Steinplatten liegen, in welche die Soldaten Datum und Namen ihrer Offiziere eingehauen haben. Die vierte Schanze lag nördlich von der ersten, zwischen dieser und dem Drieffenbrunnen. Ihr zur Seite bis zum Hohlwege zog sich eine Brustwehr, welche das Bächlein des Brunnens vor sich hatte; eine zweite, etwa 400 Schritte lange Brustwehr befand sich unterhalb der ersten Schanze und fast über der Steige, die aus dem Modenbacherthale zum Edenkobener Forsthaus führt.

Die Lage der einzelnen Schanzen war gut gewählt; aber einige terassenförmige Absätze des Berges-Abhanges thaten der Wirkung des Geschützfeuers starken Eintrag, indem sie den Franzosen erlaubten, sich ganz in der Nähe des Schänzels in gedeckter Stellung einzunisten und von dort ihre Schüsse auf die Bedienungsmannschaft der Geschütze zu richten; auch fällt sogleich auf, daß man sich bloß gegen Angriffe vom jetzigen Edenkobener Forsthause her und aus dem Modenbacherthal herauf vorgesehen hatte. Vom Aspenkopf nördlich von der Hochstraße konnte man hinter die Schanze und die Brustwehr am Drieffenbrunnen gelangen, und gegen Edenkoben zu war die Stellung ganz offen; von dem Punkt aus, wo der Weg von Edenkoben in die alte von der Kalmit und Neustadt kommende Hochstraße einmündet, bei den sogenannten fünf Steinen, führt ein Weg, der Rindspfad geheißen, der Schneide des Berges folgend, direkt auf die Kuppe des Schänzels. Er bot den bequemsten Zugang zum preußischen Lager, indem der Berg dorthin nur langsam sich abdacht; aber erst in den letzten Stunden hatte man an die Möglichkeit eines feindlichen Einfalls von dorther gedacht und die oberste Fläche des Steigerkopfs mit zwei Geschützen versehen, um den Rindspfad zu decken.

Eine sehr wichtige Position, gewissermaßen ein Vorwerk des Schänzels bildete der Kesselberg, der sich gegen das Modenbacherthal zu, begrenzt vom Krautgarten und dem Meisenthal, erhebt und auf dem Bergrücken mit dem Steigerkopfe zusammenhängt. Außerdem hatten die Preußen noch zwei Außenposten errichtet, den einen auf der Hochstraße am Satzerstein, wo man die vom Modenbacherschloß und Ramberg kommenden Wege übersehen konnte, und einen zweiten am Modenbacherschlosse selbst, wo der Weg von Ramberg über den Sattel des Gebirges in's Modenbacherthal und nach Rhodt führt. Dieser Posten hatte sich mit Brustwehren verschanzt.

Ueber die Stärke der Besatzung des Schänzels sind die Angaben verschieden. Es mögen höchstens 4500 Mann gewesen sein unter dem Befehle des erfahrenen, sehr geachteten Generals v. Pfau, der schon im siebenjährigen Kriege sich ausgezeichnet hatte. Unter ihm commandirten noch General v. Voß, und ein dritter, General v. Schladen, brachte am Nachmittage des 13. Juli noch eine Verstärkung herbei. Die Besatzung bestand hauptsächlich aus Elite-Truppen, Grenadieren und Jägern. Die Stärke der Franzosen, welche das Schänzel angriffen, mag etwa die gleiche, wahrscheinlich aber etwas mehr gewesen sein.

Im preußischen Hauptquartiere herrschte ein großes Vertrauen auf die Festigkeit der Position am Schänzel; denn man meinte nicht anders, als der Feind müsse von vorn kommen, wo man die Befestigungen aufgeworfen hatte. Daß es den Franzosen einfallen könne, anstatt den Stier bei den Hörnern zu packen, das Schänzel zu umgehen, daran dachte man scheints nicht. Die preußischen Truppen waren sehr tüchtig und waren vollkommen taktisch geschult; mit unübertrefflicher Sicherheit machten sie die schwierigsten Evolutionen, welche das strenge preußische Reglement enthielt. Aber man hatte seinen Gegner noch nicht genügend kennen gelernt und wiederholter schwerer Unglücksfälle bedurfte es, bis Preußen in Politik sowohl, als Kriegführung auf neue Wege lenkte, um seine aufsteigende Bahn in Deutschland weiter verfolgen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Hilfsmittel für die Kriegslazarethe.

(Entworfen von Prof. Esmarch in Kiel.)

Das beste Material für Verbandsgegenstände ist alte durch langen Gebrauch und Waschen weich gewordene Leinwand (Leinen und Drill.)

Aber auch gemischte und ganz baumwollene Stoffe, wie Shirting, Stouts 2c., lassen sich sehr wohl für diese Zwecke verwenden.

Von der größten Wichtigkeit ist es, daß nur ganz reine Stücke in Gebrauch genommen werden. Aus diesem Grunde verwendet man in der Regel nur weiße Stoffe und müssen alle Stücke, welche Schmutzflecken oder irgend einen besonderen Geruch zeigen, mit kochendem Wasser und Seife oder Lauge noch einmal durchgewaschen werden, ehe man sie gebrauchen kann.

Die Verbandsmittel, welche am häufigsten zur Anwendung kommen, sind folgende:

1. Binden, aus alter Leinwand oder Baumwollenstoffen. (Neue Leinwand taugt wegen ihrer Steifigkeit nicht

zu Binden.) Man reißt dieselbe oder schneidet sie nach dem Faden und der Länge nach aus den am besten erhaltenen Partien großer Stücke (Betttücher, Tischtücher ꝛc.) und muß sich deshalb bei Bestimmung der Breite und Länge nach dem vorhandenen Stoffe richten.

Bei einer Breite von 2—4 Zoll können die Binden eine Länge von 4 bis zu 15 Ellen haben. Die Länge kann sehr wohl durch Anstücken mit Heckenstich gewonnen werden, das Umsäumen der Ränder ist unnütz, ebenso das Annähen eines Bändchens am Ende. Das Ende jeder Binde muß mit einer Stecknadel befestigt werden, nicht mit einem Faden; auch ist es zweckmäßig, die Länge der Binden nach Ellen mit Dinte auf das Ende zu notiren.

Flanellbinden werden aus neuem feinem Flanell gerissen und dürfen nicht gestückt werden. Im Uebrigen von derselben Breite und Länge wie die leinenen Binden.

Gypsbinden, 8 Ellen lang und 2—4 Zoll breit, aus neuer Futtergaze geschnitten; sie dienen zur Anlegung des erhärtenden Gypsverbandes.

2. Dreieckige Tücher, aus neuer oder gebrauchter, noch starker Leinwand, Drill ꝛc. zu Armtüchern und verschiedenen anderen Verbänden. Man schneidet sie je 2 aus quadratischen Stücken, deren Seiten 3 bis 4 Fuß lang sind.

3. Compressen, viereckige Lappen aus alter weicher Leinwand oder Baumwolle, von 1 Fuß Breite und 1 bis 3 Fuß Länge.

Zum Einschlagen des warmen Verbandes (Cataplasmen) dienen Compressen von 3 Fuß im Quadrat, welche keine Löcher haben dürfen.

Zu Salbenläppchen gebraucht man ganz weiche Stücke Leinwand oder Shirting verschiedenster Größe, in die man mit einem Locheisen zahlreiche Löcher schlägt. Man kann dazu also schadhafte und durchlöcherte Stücke und Fetzen verwenden, welche zu anderen Zwecken nicht mehr zu gebrauchen sind.

4. Charpie. Dieselbe wird aus reiner, recht alter und weicher Leinwand gemacht.

Bei weitem am häufigsten wird gebraucht die krause Charpie; man zupft sie aus Stücken von der Form und Größe einer Spielkarte und wirft die ausgezogenen Fäden nach allen Richtungen durcheinander.

Es ist zweckmäßig, Fäden von verschiedener Feinheit nicht mit einander zu vermischen und jede Sorte für sich in sauberes Papier zu verpacken.

Viel seltener kommt die geordnete, lange oder glatte Charpie zur Anwendung. Man zupft dieselbe aus 6—8 Zoll langen breiten Lappen, indem man die Fäden alle in eine Richtung legt.

Nur mit sorgfältig rein gewaschenen und gesunden Fingern darf Charpie gezupft werden. Jeder Schmutz, welcher den Charpiefäden anhängt, und namentlich Beschmutzung durch Eiter und ähnliche Absonderungen kann dem Verwundeten verderblich werden.

Auch die käufliche englische Charpie, sowie die sogenannte Gittercharpie ist für manche Fälle ein sehr zweckmäßiges Verbandmaterial.

5. Stecklaken oder Unterlagen, große Stücke alter Leinwand, am besten ganze oder halbe recht weiche Betttücher, werden bei Schwerwundeten viel verbraucht.

6. Kissenüberzüge und Kissensäcke, 1—1½ Fuß breit, 2—3 Fuß lang, aus festem Leinen oder starken baumwollenen Stoffen, an einem Ende offen; dieselben werden erst beim Gebrauche mit Haferspreu gefüllt. Die Haferspreu ist meistens für geringen Preis oder unentgeltlich von den Landwirthen zu bekommen.

7. Kopfnetze von Filet, aus groben baumwollenen Fäden gehäkelt, mit einem Zugbande am Rande, zum Verbinden der Kopfwunden.

8. Watte; dieselbe muß von sehr guter Baumwolle gemacht und noch nicht gebraucht sein.

9. Wasserdichte Stoffe zu Unterlagen, zum Schutz der Bettwäsche und zum Bedecken feuchter Umschläge, als Wachstuch, Krankenleder (Guttapercha-Papier), Kautschukzeuge, gefirnißtes Seidenpapier und gefirnißter Shirting.

Die letztgenannten gefirnißten Stoffe sind für die Behandlung der Verwundeten so außerordentlich nothwendig und dabei so leicht und mit geringen Kosten herzustellen, daß ich die Thätigkeit der Hilfsvereine ganz besonders auf diesen Gegenstand hinlenken möchte. Es sind im vorigen Kriege von dem Kieler Central-Hilfsvereine viele Tausende von Bogen gefirnißten Seidenpapiers und viele Hunderte von Ellen gefirnißten Shirtings verabreicht worden und die Nachfrage wurde immer größer, je länger der Krieg dauerte.

Ein guter Firniß für diesen Zweck wird dadurch bereitet, daß man in 1 Pfund kochenden Leinölfirniß 1 Loth weißes Wachs auflößt und nach Erkalten der Masse 2 Loth Siccativ hinzurührt. Mittelst eines großen Malerpinsels bestreicht man das Seidenpapier einmal und hängt es dann auf feine Fäden in einem luftigen Raume auf. In 24—48 Stunden ist der Firniß trocken. Beim Shirting muß das Bestreichen 3 Mal in 24stündigen Zwischenräumen wiederholt werden. Frischgefirnißte Stoffe in größerer Menge zusammenzupacken, ehe sie ganz trocken geworden sind, ist gefährlich, weil sie sich erhitzen können.*) Auch kleben die Flächen dann leicht fest aneinander.

Es empfiehlt sich, die verschiedenen Gegenstände so zu verpacken, daß gleichartige zusammen bleiben und auf jedem Packete die Bezeichnung des Gegenstandes mit etwaigen kurzen Erläuterungen, die Anzahl, Stücke ꝛc. anzugeben, damit man vor dem Weitersenden sich nicht erst durch Oeffnen der Packete von ihrem Inhalte zu überzeugen braucht.

Außer diesen Verbandsmitteln werden in allen Kriegslazarethen folgende Gegenstände stets willkommen sein, welche aber unter Aufsicht eines Arztes und von einem tüchtigen und zuverlässigen Instrumentenmacher hergestellt sein müssen.

10. Schwämme von allen Größen, sorgfältig ausgeklopft und gereinigt, zum Gebrauch bei Operationen.

11. Eisbeutel von vulkanisirtem Kautschuk.

12. Wasserkissen und Luftkissen von vulkanisirtem Kautschuk. Die großen viereckigen sind den kranzförmigen bei weitem vorzuziehen.

13. Unterbindungsfäden, zum Gebrauch bei Amputationen, aus ungebleichter chinesischer Seide Nr. 3, einen Fuß lang, gut gewichst in Päckchen von 25 Stück.

14. Wunddouchen (Irrigatoren) von Blech mit elastischem Schlauch und Zinkspitze; dazu Ansätze von vulkanisirtem Kautschuk zum Einführen in die Schußkanäle.

15. Eiterbecken, nierenförmig und von verschiedenen Größen von Messing oder verzinntem Eisenblech.

16. Badewannen von Zinkblech für Arme und Beine.

17. Chloroform-Apparate einfacher Construction mit Zungenzange.

18. Gypskasten von Blech, gefüllt mit gutem, vorher geprüftem Gyps und eingegypsten Gazebinden, und luftdicht verschlossen.

19. Bestecke zum Aufschneiden des Gypsverbandes, eine Gypsscheere und ein Gypsmesser enthaltend.

20. Schienen, Beinladen und Lagerungsapparate verschiedenster Art, aber nach zweckmäßigen und bewährten Mustern gearbeitet.

21. Einfache Verbindtaschen für Wärter und Gehülfen, eine gute Scheere und 2 Pincetten enthaltend.

22. Schieberpincetten, Kornzangen, Kugelzangen.

23. Kästchen mit Messern verschiedenster Größe.

24. Etuis mit Heftnadeln und guter gewichster Seide.

25. Pravazsche Spritzen für subcutane Injectionen.

*) Im Jahre 1866 wäre auf diese Weise in Kiel fast eine Feuersbrunst entstanden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 83:

Filzhut.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 91. Speyer, Dienstag, den 2. August 1870.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von E. M. Vacano.

(Fortsetzung.)

IV.

Zwei Krähen krächzen auf den entblößten schwarzen Feldern. Der Wind ist heute nicht thauend und feucht, sondern trocken und nur das dürrste Laub aufwirbelnd. Es ist ein kalter, nüchterner Morgen auf eine Sturmnacht gefolgt; in den Furchen der Felder und Wiesen stehen dünn- und weißgefrorne Pfützen. Die Bäume, an deren Fuß im Sommer der Buchweizen liegt, haben alle ihre verdorrten Aeste verloren, die als Reisig auf dem gelben Moosboden liegen.

Mitten in dem Walde, der zur Hälfte zu Plankenrode, zur Hälfte zu Frowir gehörte, hatten im vorigen Jahrhundert zwei feindliche Nachbarn eine niedrige Mauer errichtet, die ihr Besitzthum aufs unerbittlichste trennte. Inmitten dieser Mauer befand sich aber doch ein Gitterthor, ein kunstreiches, eisernes Thor, wie es nur die Schlosser der damaligen Zeit hervorbringen konnten, mit eisernen Vögeln, die Guirlanden im Schnabel hielten, mit Blumengewinden, die aber so fest waren wie die stärkste Stange, und darüber das Wappen der Plankenrode, die das Thor geliefert hatten. Die Mauer war an den meisten Stellen eingesunken und mit einem leichten Schritte über die verwitterten Grundziegel übersteigbar. Und das Thor war längst rostig geworden und wurde nie mehr geschlossen, sondern die alte Eisenthür stand offen, von Gras überwuchert. Rother herbstlicher Epheu rankte sich zwischen dem eisernen Epheu hindurch, und von dem Simse der zerbröckelten Thürstöcke liefen Steinpflanzen herab.

Maud war in Jagdkleidung durch ihren Wald gestreift. Sie hatte die Jockeimütze in der erhitzten Stirn, die Flinte über der Achsel, lange rehfarbene Handschuhe an den Händen; es war scharf kalt, aber ihr war heiß. Und Pluto auch, der durch das knackende Gestrüpp lief. Sie hatte zwei, drei Rebhühner erbeutet, die aus ihrer kleinen zierlichen Weidtasche heraushingen und ihre todten Köpfchen im Tacte an das Pulverhorn anschlugen. Die Vögel sangen nicht mehr zu dieser Jahreszeit voll und reich in den Zweigen. Der Wald widerhallte förmlich von Maud's Tritten auf dem knisternden und raschelnden Geginster. Wie sie an der Scheidemauer vorüberschritt, sah sie am Gitter angekommen, eine jener prächtigen Herbstwaldblumen aufgeschossen auf dem jenseitigen Rasen, wie sie manchmal mitten im Forste aufblühen, einem Wunder gleich. Maud müßte keine rechte Jägerin gewesen sein, hätte sie die Einzelblume nicht auf ihre Mütze stecken mögen. Sie schritt durch das Eisenthor, pflückte die Blume, nahm die Mütze ab, und steckte die Blume auf, während Pluto, der vorausgelaufen war, neugierig im Carriere zurücksprengte. Sie schritt wieder durch das Eisenthor, ein Liedchen summend, und in ihrer Zerstreuung zog sie das Gitter hinter sich zu, daß es klappernd in ein längst nicht mehr gebrauchtes Schloß fiel. Da fühlte sie sich im Weiterschreiten plötzlich zurückgehalten. Erschreckt und erstaunt wandte sie sich um — ihr Kleid war in der Thür gefangen. Sie zog daran, es hielt aber fest. Sie hätte es zerreißen müssen. Sie suchte nach dem Riegel, aber es war kein Sperrschloß da. Sie dachte, es müsse eine Maschinerie vorhanden sein, und drückte an verschiedene Rosetten, Blätter, Zierrathen. Umsonst. Sie wurde ärgerlich und sehr heiß. Sie schob die Mütze zurück und zog die Handschuhe ab, nachdem sie die Flinte neben sich gelehnt hatte. Pluto schnupperte, sprang, winselte. Sie drückte sich die Finger wund — kein Ressort setzte sich in Bewegung. Sie stampfte mit dem Füßchen und wurde über und über roth. Was war zu thun. — Hierher kam Niemand . . .

Sie stieß einen kleinen Ausruf der Ungeduld aus, und drückte und suchte weiter, zornig, ängstlich, Pluto bellte kurz und abgestoßen.

Da — sie täuschte sich nicht? da kamen Schritte näher auf den knackenden Zweigen von der andern Seite. Sie schaute auf. Sie rief ein „Hollah!" und — wich mit einem jähen Rucke so weit zurück, daß einige Falten ihres gefangenen Kleides knarrten, und wurde mit einem Mal ganz verzagt.

Auf der andern Seite des Gitterthors stand August von Frowir, eine Flinte auf der Schulter. Er stand erstaunt, verblüfft. Dann erinnerte er sich erst, daß er grüßen müsse. Er that es und trat näher. „Sie sind eingezwängt, gnädiges Fräulein," sagte er.

„Nein!" rief sie. „Nein . . . Lassen Sie, es ist nichts!" — Sie hatte das wie unbewußt gerufen.

Sie fuhr mit zitternden Fingern an den Arabesken des Gitters hin und her, daß sie sich verwundete.

„Aber — Sie erlauben — es muß eine Maschinerie da sein — ich weiß es — ich werde Ihnen helfen, und . . ."

„Es ist nicht nöthig, sage ich Ihnen!" rief Maud zornig, athemlos, fiebernd. „Lassen Sie — gehen Sie — ich will nicht . . . .!"

August Frowir war so betroffen über die Leidenschaftlichkeit dieser Worte, daß er zwei Schritte vom Gitter stehen blieb — und ein düsterer Schatten zog über sein ernstes junges Gesicht.

„O, Pardon," sagte er und wich zurück.

Maud kam jetzt erst wieder zur Besinnung. Sie mußte loskommen nach dem, was sie gesagt hatte, um jeden Preis; sie fühlte plötzlich, wie unartig sie gewesen war. Sie machte einen Riß mit aller Macht und mit beiden Händen helfend — ein Stück ihres Kleides flatterte in der Thür, und sie war frei. Sie nahm die Büchse und machte einen Schritt zum Gehen. Aber eine gleichsam gesellschaftliche Verzweiflung kam über sie. Sie mußte denn doch . . .

Sie bezwang sich mühsam und wandte sich halb um. „Ich danke Ihnen," sagte sie.

„Wofür?" sagte er durch das Gitter hinüber mit bitterer kalter Stimme. „Sie haben mir ja nicht gestattet, Ihr Kleid auf gelindere Weise zu befreien, mein Fräulein. Sie müssen mich sehr fürchten . . ."

„Fürchten?" sie wandte sich ganz herum, zornig und verwirrt.

„Nun ja!" Er stand jetzt an der Thür und drückte auf ein Ressort und die Thür ging knarrend auf und der Kleiderfetzen fiel ins Gras. Pluto stürzte darauf los, sprang damit in die Höhe, zerrte ihn hin und her und ließ ihn dann liegen. „Sie sehen! ich habe neulich die Maschinerie studirt und herausgefunden."

„Wirklich," sagte sie. „Ich wollte Sie nicht bemühen . . ."

„Nicht bemühen? Sie sehen, wie leicht es mir wurde. Ich kann nur annehmen, daß ich Ihnen einen solchen Abscheu einflöße oder unbewußt eine solche Furcht einjage, daß Sie vorziehen, ein Kleid zu ruiniren, als mir einen Dienst zu gestatten."

Sie vibrirte vor Verlegenheit. Sie konnte so nicht fort, beschämt wie ein unartiges kleines Kind. Sie hätte weinen mögen. Er mußte sie für ein albernes Geschöpf oder für eine Wilde halten. All ihr Trotz und ihr Stolz empörten sich gegen sie selber. „Ich wollte Ihnen nicht allzuviel verdanken," sagte sie rasch heraus. „Ich bin Ihnen schon so viel schuldig!"

„Mir?"

„Ja," sagte sie, und ihr stolzer Groll mußte sich doch aussprechen. „Sie wissen, daß ich von Ihrer Cousine Ihr Bild erbeten habe, und ich habe Ihnen für das noch nicht gedankt . . . Ich thue es jetzt. Und auch für den Dienst, den sie mir jetzt leisten wollten. Sind wir endlich quitt?"

Sie war wieder die alte, ehrlich trotzige Maud. Er sollte sehen, daß er ihr nichts war, und seine Eitelkeit sollte zerschmelzen wie Schnee in der Sonne der Wahrheit.

Sein ernstes junges Gesicht wurde langsam farblos, wie er sie anschaute und das Gitter langsam wieder schloß. „Ja," sagte er, und grüßte nachlässig. Und wandte sich ruhig um und ging, die Flinte geschultert, zwischen die Bäume zurück.

Gott sei Dank! Ihr Herz jauchzte erleichtert auf, wie sie mit Pluto nach Hause ging. Er wußte nun, daß er ihr nichts war, dieser eitle Geck! Sie war glücklich, froh und ruhig aber dabei doch wieder auf Momente ungeheuer aufgeregt oder gereizt. Und wie sie nach Hause kam, kam ihr Lina schon bei den leeren Steinkübeln der zerbröckelten Treppe entgegen und sagte ihr wichtig und mit mehligen Händen, die Frau Baronin Salerny sei da, und deren Mama, bei Fräulein Regan drinnen.

Maud trat so wie sie war in den bernsteinfarbenen Salon. Auf dem Sopha saßen Greta Salerny und ihre Mutter; in einem Fauteuil Regan, süß lächelnd, und eben eine letzte versteckte Verläumdung über Maud verschluckend.

Greta stand zuerst auf. Wenn sie sich von einem Sitze erhob, sah man am deutlichsten, daß sie sehr üppig war. Nur ihre überirdisch großen Augen retteten sie. Sie war wirklich blendend. Sie nahm Maud's magere Hände in ihre Patschchen, und die beiden ungleichen Wesen küßten einander.

Du bist eine kleine abscheuliche Meineidige!" schrie Greta. „Ich glaube mich zu erinnern, daß wir uns einmal in einer Erholungsstunde im Klostergange einer Aprikose wegen Freundschaft gelobt haben. Ich komme sterbend nach Frowir, und Maud Plankenrode wartet wirklich so lange, bis ich aus dem Grabe steige, und ihr die Etikettsvisite mache. Das ist Mama."

„O, ich kenne Sie schon aus den Hymnen meiner Tochter!" lügt „Mama" höflich lächelnd. „Aber was für ein schönes, köstliches altes Rococconestchen das ist! Mein Gott, ich schwärme für die Perrückenzeit!" — „Mama" schwärmte wirklich so sehr für die Perrückenzeit, daß sie alle Jahre eine neue Perrücke brauchte.

„Grüß Dich Gott, Greta," sagte Maud in ihrer raschen tiefstimmigen Weise, und drückte der schönen, üppigen jungen Frau die Hand, und ihre Männerstiefeletten knarrten dabei, wie sie fest auf dem Boden stand.

Die nächsten fünf Minuten waren nur lautes Geschrei der drei Frauen, in welchem sich keine derselben selber hörte. Regan stand süß lächelnd zwei Minuten dabei, dann zischelte sie auch hinein.

„Und eine wahre Montecchi-Feindschaft ist schon zwischen Frowir und Plankenrode entstanden. Sag' mir nur, was Du meinem Bräutigam gethan hast, Maud?" lachte Greta. „Er wollte nicht mit uns gehen. Ihr müßt wenigstens gegenseitig gewilddiebt haben!"

„O!" sagte Maud, rasch athmend, „Herr von Frowir ist vielleicht — kein Freund der Perrückenzeit."

„Und wann kommst Du zu mir? — Ich vergehe langsam in Frowir," rief Greta. „Tanzest Du

noch immer nicht gern? Natürlich, ich sehe, Du hast fortwährend Dein Amazonencostüm. Und ich bin faul geblieben wie stets. Ich lese noch immer französische Romane, über die ich mich ärgere — und kann im Augenblicke nicht einmal cokett sein — faute de public!"

„Mama" stand vor einem wunderschönen aber leeren Rococconipptischchen und schaute es mit ihrer Lorgnette an. „Ein echter Sartines!" sagte sie. „Er muß wenigstens tausend geheime Fächer haben . . . Kinder, wenn ich so einen Secretär sehe, thut es mir immer leid, daß ich keine Anbeter mehr habe, also auch keine Geheimnisse mehr. Ich glaube, ich habe stets nur deshalb Liaisons und Amouretten gehabt in meiner Jugend, um meine geheimen Fächer zu benutzen!"

Und nun erscholl noch eine halbe Stunde lang lautes Plaudern von drei Stimmen, wie ein sinnloses Vögelgezwitscher durcheinander.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenstrom nach Amerika sonst und jetzt.*)

Von Carl Winter in Newyork.

I. Sonst.

Vor hundert, ja selbst noch vor fünfzig Jahren war eine Reise über See ein Unternehmen, das mehr als gewöhnlichen Muth erforderte. Wer über den Ocean reisen wollte, pflegte vorher sein Testament zu machen und sein Haus zu bestellen. Ein wohlbehalten zurückgekehrter Passagier war das Wunder seiner Stadt und war er von Amerika zurückgekehrt, so hieß er bei seinen Bekannten: „Der Amerikaner".

Das Deck eines Emigrantenschiffs war bis zum Jahre 1819 herab nicht besser, als das eines Sclaven- oder Kulischiffs. Dort waren die Passagiere gerade so gedrängt und ebenso wenig beachtet, als jene unglücklichen Geschöpfe von Afrika oder China. Fünf oder sechs Fuß war eine außergewöhnliche Höhe für ein Zwischendeck; hierzu kam noch Wassermangel und ungenügender oder schlechter Proviant. Was Wunder daher, daß die Sterblichkeit unter den Passagieren damals die schreckenerregende Höhe von einem Zehntel bis zu einem Fünftel, ja oft einem Drittel der Gesammtzahl erreichte. Die Tausende, welche auf der Reise starben, oder vielmehr langsam hingemordet wurden, warf man mit ebenso wenig Umständen, wie überflüssigen Ballast, über Bord. Könnten Kreuze und Grabsteine auf der Wasserfläche errichtet werden, wie auf den Ebenen des Westens, wo sie die Ruhestätte durch Indianer getödteter, oder den Elementen zum Opfer gefallener Weißen bezeichnen, — so hätte die ganze Route der Auswandererschiffe von Europa nach Amerika schon längst das Aussehen gedrängter Kirchhöfe angenommen. Welcher Gegensatz zu den „fliegenden Hotels", wie man unsere modernen Dampfer genannt hat, die mit der Regelmäßigkeit von Dampffähren den „großen Teich" durchkreuzen und selbst in ihrem Zwischendeck dem Auswanderer noch eine erträgliche Unterkunft bieten!

Mit wenig Ausnahmen wurden damals die Auswanderer vom Tage ihrer Abreise bis zum Augenblick ihrer Ankunft in ihrer neuen Heimath beraubt und geplündert von beinahe Allen, die mit ihnen in Berührung kamen. Es schien ein geheimes Abkommen zwischen Allen, die mit Auswanderern zu thun hatten, zu bestehen, daß man sie ohne Barmherzigkeit rupfen und von Hand zu Hand weiter gehen lassen solle, so lange etwas aus ihnen zu „machen" sei. Die armen Ausländer waren wirklich hilflos gegen jede Art Betrug und Prellerei.

Wir würden vermuthlich nie etwas von der Geschichte des Auswanderers und seinen Leiden gehört haben, außer von Hörensagen und Familientraditionen, hätte nicht die Gier von Agenten und Schiffseignern die Regierungen, namentlich die des norddeutschen Bundes, veranlaßt, zu seinen Gunsten einzuschreiten und ihn gegen die gröbste Uebervortheilung zu schützen. — Noch ein Reformator der Auswandererbeförderung ist der Dampf, welcher die lange Reise von früher bedeutend verkürzt. Während noch 1864 von 180,270 Personen 102,843 in Segelschiffen ankamen, kamen 1869 von 257,523 nur 28,409 in solchen an; alle übrigen aber in Dampfern.

Ehe das jetzige Bureau der Einwanderungscommission (Commissioners of Emigration) im Castlegarden zu Newyork existirte, war es um die ankommenden Einwanderer übel bestellt. Erreichte damals, vor etwa zwanzig Jahren, ein Emigrantenschiff das amerikanische Ufer, so wurde es von einer gewissen Menschenclasse, die den Namen „Runners" führte und entweder im Solde von Gast- und Kosthäusern, oder von Beförderungsagenten stand, bestiegen, und die Einwanderer wurden überredet, sich und ihr Gepäck nach einem Emigrantenkosthaus bringen zu lassen, wobei sie drei oder vier Mal mehr bezahlen mußten, als recht war. Das Gepäck wurde, wenn die Emigranten zahlungsunfähig waren, zurückgehalten, und auch sonst wurden sie direct oder indirect bestohlen. Die Wirthe sorgten natürlich dafür, die armen Emigranten unter allerhand Vorspiegelungen zurückzuhalten, um deren Zeche so hoch als möglich auflaufen zu lassen, während dann bei der Weiterbeförderung ins Inland die Emigranten von den Passagier- und Frachtagenten übers Ohr gehauen wurden. Um ihre Zwecke zu erreichen, nahmen die Runners zu allen möglichen Lügen ihre Zuflucht und so gelang es ihnen, den Einwanderer über die Fahrpreise und Beförderungsmittel in die Irre zu führen und zu täuschen. Was diese abscheulichen Betrügereien in einem noch grelleren Lichte erscheinen ließ, war der Umstand, daß ein großer Theil derselben von eigenen Landsleuten an den schlichten und unerfahrenen Einwanderern verübt wurde. Deutsche beuteten hauptsächlich Deutsche, Irländer die Irländer, Engländer die Engländer aus, wenn auch Amerikaner an dem Geschäft betheiligt waren. Dazu kam noch die brutale Behandlung, die der Einwanderer von

*) „Daheim".

Seiten der Runners, Agenten, Wirthe und Eisenbahnbediensteten zu erdulden hatte. Einige Runners gingen sogar so weit, daß sie von recht leichtgläubigen „Grünhörnern" ein Eintrittsgeld für den Zutritt auf amerikanischen Boden erhoben!

(Fortsetzung folgt.)

Die Turkos.

Ueber diese vielgefürchteten afrikanischen Truppen wird dem „Daheim" geschrieben:

„So wisse denn, deutscher Soldat: wenn dir ein brauner oder schwarzer Kerl begegnet, wüsten Angesichts, dem der Gebrauch der Seife vollkommen fremd ist, mit wulstigen Lippen und hervorspringendem Gebiß, den glattgeschorenen Kopf bedeckt von einem weißen Turban, in blauer Jacke, welche mit gelben Schnüren benäht ist, angethan mit einer blauen Pumphose, die ein rother, handbreiter Gurt um den Leib hält — so ist das ein Turko. Er führt noch keinen Hinterlader, sondern das alte Infanteriegewehr, ein Haubajonnet und riecht stark nach Knoblauch. Sein Gepäck ist beträchtlich, denn auf dem umfangreichen Tornister balancirt er Zeltstangen und umständliches Kochgeschirr; manche führen irgend eine Lieblingsbestie mit sich, eine räudige Katze, einen kleinen Hund oder dergleichen. Dies Volk sieht auf den ersten Blick etwas ungewohnt aus, und man erzählt von ihnen, daß sie sich mit fürchterlichem Geschrei auf den Feind stürzen, ja daß ihr Gethier wüthend mitkämpfe, und daß man nach der Schlacht bei Solferino eine brave Turkokatze tief betrübt auf der Leiche ihres Herrn habe sitzen sehen. In Wahrheit sind die Turkos ein zusammengepreßtes Pack, gegen das die Falstaff'sche Armee ein Elitecorps genannt werden kann. Einige kleine Beobachtungen mögen das bestätigen.

„Schon oft hatte ich die Turkos unter der grünen Fahne des Propheten exerciren sehen. Wenn sie Abends einzogen in ihr Quartier auf der Kasbah, der alten Veste der Deys von Algier, waren sie mir aufgefallen durch die harmlose Heiterkeit, die kindlichen Späße, welche sie miteinander trieben. Ein krummbeiniger, kurzwolliger Neger, der die Stelle eines Unterlieutenants bekleidete, war mir besonders interessant. Er sah äußerst komisch aus in seiner stutzerhaften Uniform, die ihm saß wie dem Schimpanse eines Thiergartens die Jacke. Doch schienen sich seine europäischen Kameraden und Vorgesetzten (Neger und Farbige können es nur bis zum Kapitän bringen, die höheren Stellen werden von Franzosen besetzt) seiner keineswegs zu schämen. Ich machte die Bekanntschaft dieses schmutzigen Schuftes im Café Bordeaux, indem ich einige Gläser Absynth an ihn wendete und meine Cigaretten mit ihm theilte, wofür er mich in die Turko-Caserne einführen mußte. Diese ist in der Caserne der alten Janitscharen, deren modernes Afterbild die Turkos sind.

„Da lag der fettige Neger aus Darfur, behaglich grinsend, neben dem Galgengesicht eines hierher verschlagenen Riffpiraten, dort spielte der harmlose Kabyle mit einem confiscirten Wüstenbeduinen das arabische Kümmelblättchen. Abscheuliche Physiognomieen von der tunesischen Grenze gab es da, feigen Mördern angehörend, deren Stämme unbewaffnete Karawanen anfallen, und von denen kaum einer sein möchte, der nicht gewiß mit Lust Hälse abgeschnitten hat. Am besten gefielen mir noch die Neger. Diese munteren Kerle schmatzten vor Vergnügen über eine geschenkte Cigarette, und über einen dargereichten Sou, den übrigens auch die anderen Kameraden nicht verschmähten, schlugen sie Purzelbäume. Ich genoß in Folge der Großmuth, mit der ich eine Anzahl Sousstücke vertheilt hatte, eine ziemliche Popularität unter den Turkos, und wurde von da ab häufig von ihnen grinsend begrüßt und unterwürfig angebettelt. Auch einen kleinen, zahmen Schakal trug mir eines Tages ein Turko zu hohem Preise an, ein wohlwollendes Anerbieten, das ich dankend ablehnte. In der Stadt Algier sind sie gefürchtet wegen ihrer Rohheit und Zügellosigkeit. In betrunkenem Zustande sind sie geradezu gefährlich. Sie sind die einzigen Mohamedaner, die ich je betrunken gesehen habe, und man muß den Abscheu des Muselmannes gegen dies Laster kennen, um die Verachtung zu begreifen, die er gegen die Truppe hegt.

„Das sind die Turkos, mit denen so viel renommirt worden ist, gewiß die ungefährlichste und schlechteste Truppe der französischen Armee.

Miscellen.

Landhaifische. Der Leser stutzt vielleicht über diese neue Thierspezies, von der ihm im ganzen Verlauf seiner mehr oder weniger ausgedehnten naturwissenschaftlichen Studien niemals Kunde zugegangen ist. Vergebens aber würde er Brehm oder Carl Vogt wegen Classifizirung der „Landhaifische" zu Rathe ziehen: sie stehen zu dem „gewaltigen Hai, des Meeres Hyäne", nur im uneigentlichen Sinne in Verwandschaft. Mit dem Namen „Landhaifische" (land-sharks) bezeichnet man nämlich in den Seestädten der nordamerikanischen Union jene verabscheuungswürdigen Banden, welche es sich zum Gewerbe machen, die Matrosen der in den Häfen liegenden Schiffe zur Desertion zu verleiten. Ihre Opfer locken sie entweder in Matrosenkneipen der niedrigsten Sorte, um zunächst ihren Verstand mit Branntwein zu umnebeln, und ihnen dann jede Art von Versprechen abzubringen; oder sie erscheinen auch wie Raubvögel an Bord der Schiffe selbst, machen sich an die Matrosen und lassen kein Mittel der Ueberredung unversucht, ja, wenden auch nicht selten geradezu Gewalt an, um ihre Beute hinwegzuführen. Wehe dem Kapitän oder Steuermann, der versuchen wollte, sich diesem schandbaren Treiben zu widersetzen oder gar die Hülfe der Polizei gegen dasselbe anzurufen! Ein paar Zoll kalten Eisens oder eine Begrüßung mit dem „slung-shot" — (zwei, durch einen kurzen Strick verbundene Bleikugeln) jener, in geübter Hand so furchtbaren Waffe der amerikanischen Strolche — wären ihm in der nächsten Abendstunde, wo er den Fuß an's Land setzte, gewiß. — Die so schmählich erbeuteten Matrosen werden dann meistens durch Vermittlung eines „shipping master" auf ein anderes Schiff vermiethet. Die Provision des „master", von welcher natürlich auf den „Landhai" ein entsprechender Antheil fällt, beträgt zwei Monatsgagen für jeden auf solche Weise eingelieferten Matrosen. Dies Geld zahlt der Capitän aus, sobald der Agent des „shipping master" sich anschickt, das Schiff zu verlassen um mit dem Lootsenboot an's Land zurückzukehren. Oftmals bringt dieser Agent die Nacht vor dem Abgange des Schiffes an Bord desselben zu, denn nicht selten geschieht es, daß die Landhaie eben die nämlichen Matrosen, die sie Tags zuvor gebracht, in der Nacht wieder wegholen, um die lebende Waare noch einmal zu verwerthen. — Und die armen Opfer dieses schmählichen Menschenhandels? Jeder Matrose erhält von seinem Entführer ein Messer, ein Pfund Tabak, einen Trinknapf, oder wenn's hoch kommt, ein wollenes Hemd. Anspruch auf Gage hat er natürlich erst nach Ablauf von zwei vollen Monaten; der Lohn für die saure Arbeit von acht Wochen ist ja bereits als „advance" in die Tasche der Seelenverkäufer geflossen.

Gießen, 27. Juli. Gestern wäre hier beinahe ein großes Eisenbahnunglück geschehen. Auf einen Zug, dessen Abfahrt wie es scheint verzögert worden war, fuhr ein neuer Zug auf demselben Geleise. Weil aber der eine Zug ruhig stand und der andere rechtzeitig bemerkt worden war, so erscholl der Ruf: „Herausspringen", und so sind zwar drei Wagen zertrümmert und drei weitere arg beschädigt worden, aber kein Menschenleben ist zu Grunde gegangen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 90:
Augenblick.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 92. Speyer, Donnerstag, den 4. August 1870.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von E. M. Vacano.

(Fortsetzung.)

V.

Maud machte drei Tage später mit Regan ihre Visite auf Frowir. Sie mußte hin. Sie trugen Beide graue, nicht mehr neue Seidenkleider, und gingen durch den Wald; sie „machten dabei einen Spaziergang," weil sie ohnedies keine zwei Wagenpferde hatten; und es war ein wunderschöner Herbsttag, so trocken kalt, so klar, daß man das weiteste Räderknarren oder Vögelgezwitscher hörte, einer jener Tage, die dem ersten Schnee vorangehen — denn am Horizont sammelten sich weiße schwere Wölkchen.

Schloß Frowir war ein schönes, neumodisches, in Ritterburgstyl erbautes Gebäude mit wohlgepflegtem Parke, weißglänzenden, rothgedeckten Stallungen, an denen eine hohe Pappelreihe hinlief, wo ein Kutscher mit einigen Pferden hauste, und mit Vorzimmern, in denen zwei wirkliche Zofen hin und her segelten und ein paar wirkliche Bedienten herumlungerten. Die Zofen hatten lichte, leichte Sommerkleidchen, die Bedienten trugen das Haar sorgsam frisirt und glänzend eingeölt. Die Dienerschaft ist beim Adel das, was die Silberzwanziger an der Weste eines Bauern sind — Thermometer des Reichthums.

Greta trug ein taillenloses sackartiges, hellgrünes Hauskleid. Sie hatte eben eine uralte, kinderleichte Nocturne auf einem prachtvollen Flügel probirt, der sich über die Pièce grollend zu ärgern schien. Mama kam auch gleich herbei aus dem Nebenzimmer, wo sie sich schnell weißer und röther gemalt und ihre krausen Scheitel emporgezupft hatte, als sie die beiden Damen kommen hörte. August Frowir war im Salon, als Maud und Regan in dessen Thür erschienen. Maud sah noch, wie er in einer Seitenthür verschwand! Das war ein Affront, der ihr alles Blut ins Gesicht trieb und sie athemlos machte während ihrer lächelnden Begrüßung. Er wich ihr aus! Auf die Gefahr hin, daß sie es bemerkte . . .! Greta schaute ganz erstaunt ihrem Cousin nach. Sie hatte ihm ganz außer sich ein halblautes . . . „Mais Auguste . . .!" zugerufen, ehe er völlig verschwand. Dann ging sie sehr verlegen Maud entgegen. Die beiden küßten sich, Regan süßelte unterdessen mit Mama. Man saß bald und plauderte — freier, lauter, offener, als das erste Mal auf Plankenrode. Man erkannte und kannte sich wieder. Maud war heute gesprächiger als sonst, aber ohne daß sie wußte, was man sagte oder was sie antwortete. Es gibt solche gereizte Stimmungen, in denen man ein besserer Plauderer ist als je. Während der Unterhaltung fing der erste Schnee zu fallen an, dicht, naß. Man lief zum Fenster. „Es wird gleich aufhören," sagte Maud. Der erste Schnee ist immer wie das neuerschienene Werk eines Lieblingsdichters. Man läßt Alles liegen und stehen, um es durchzublättern. Dann vertieften sich Regan und Mama in eine Klatscherei über die Unannehmlichkeiten der hiesigen Gegend und Greta trat mit Maud ans Piano. Maud sagte:

„Du weißt, daß ich nie über die Tonleiter hinauskam, Greta, und auch die habe ich jetzt vergessen. Ich liebe die Musik, aber ich könnte sie nicht ausüben."

„Ich habe immer Musik haben müssen," — sagte Greta, „um mich von einer Stimmung in die andere zu vermitteln. Dafür taugt nur eine Musikpièce oder ein Anbeter . . . Und ich werde die Musik noch viel mehr brauchen, wenn ich wieder verheirathet bin — denn dann dürfen natürlich die Anbeter nur Ausnahmen und nicht mehr Regel sein!"

„Du willst noch Anbeter haben — selbst wenn Du Deinen Cousin geheirathet hast?" — sagte Maud verächtlich.

Die lustige Frau schaute im Spielen groß auf. „Natürlich! O, Du brauchst nicht so aufzuschauen, und — ich hoffe, Du hältst mich doch für eine anständige Frau — toute étourdie que je sois . . ."

„Aber Du liebst doch August . . . Deinen Cousin?"

„Lieben?" — sang Greta, und ging in eine Schumann'sche traurige Weise aus „Frauen Lieben und Leben" über. „Ich glaube, ich habe noch nie wirklich geliebt — mit dem Herzen. Nur mit meiner Phantasie. Jene Liebe, die sich selbst verleugnet, welche sich für den Andern auf's Rad flicht, die habe ich nicht kennen gelernt. Jetzt werde ich's auch nicht mehr können, denn ich bin geistig dick und faul. Man sieht es mir an. Ich habe stets gern gut gegessen und da-

bei gut geschwärmt. Jetzt esse ich nur noch gerne. Ich habe Gust sehr lieb. Wir werden einander heirathen, obwohl ich viel zu alt bin für ihn — nicht den Jahren nach, aber so . . . Wir werden aber doch glücklich sein; er wird mich anbeten und ich werde ihn berauschen — um so besser, als ich ihn nicht wirklich lieben kann — erschrick nicht, weil ich aufrichtig bin mit Dir. Ich bin zu bequem, um zu „dichten."

Und diese liebt er, ihr legt er seine Liebe, Alles zu Füßen! — denkt Maud sprachlos. Und eine tiefe Verachtung für ihn schwillt in ihrem Herzen.

„O, Du rümpfst die Nase. Aber glaube mir, ehe ich dick und gleichgültig wurde, war ich besser als alle Frauen, trotz meiner Lebenslust. Ich war wie eine wandernde Psyche. Aber ich habe keinen antiken Gott gefunden. Wir sind gezwungen, Gesichter zu lieben, über die wir lachen könnten."

Es war seltsam. Wie die schöne Greta so in ihr Spielen hinein plauderte, verachtete Maud nicht sie, sondern August, daß er eine solche geistvolle und gemüthlose Sybaritin lieben konnte — bis zur Heirath! — Ein kalter Zorn überkam sie, eine Art ruhiger Wuth, die wie zischendes Wasser auf den glühenden Skorpionskreis herabtriefte und ihn verlöschte — vollständig. Sie ärgerte sich nicht mehr, daß August Frowir ihr auswich, daß er sie mied, selbst auf die Gefahr hin, beleidigend zu werden — es ärgerte sie nur noch, daß sie ihn für einen Mann gehalten hatte, und er war doch nur ein Sclave, der Narr dieser herzlosen Philosophin. Wenn er jetzt zu ihren Füßen gelegen hätte, sie würde sich lachend von ihm abgewendet haben!

Aber er verachtete und haßte sie ja auch. Er war nicht mehr auf der Welt für sie — nicht mehr, als eine ungesehene, lästige Fliege. Und sie athmete nun freier, sie redete leichter, sie befand sich wohler in diesem Hause.

Der ganze Salon war verdunkelt von dem Schnee, der sich schon in der Luft auflöste und in großen, schweren, abscheulichen nassen Flocken auf dem wasserdurchweichten Boden zerrann. Die reine kalte Luft hatte sich, wie gewöhnlich beim ersten Schneefall, plötzlich in eine lauwarme, häßliche Atmosphäre umgewandelt, wo nasse Nebel an Büschen und Bäumen hängen blieben und sich daran zerrissen. Es war viel ärger als Frühlingsthauwetter.

„Die Damen können jedenfalls nicht mehr zu Fuß nach Hause gehen" — sagte Mama, als die berathende Gruppe am Fenster stand.

„Jawohl, die Damen müssen jedenfalls nach Plankenrode hinüberfahren, und da sie dann so schnell nach Hause gelangen, so müssen sie bleiben — bis zum Abend."

„Auf keinen Fall!" — warf Maud rasch ein, und warf einen gleichsam erwachenden Blick um sich. „Hier bleiben bis zum Abend!" —

„Und warum nicht? Was versäumst Du?"

„O, aber da wir daheim gar keinen Befehl gegeben haben" — süßelte Regan zu Mama.

„Ach, Lina weiß, daß die Damen hier sind, und kurz, es darf nicht anders sein. Wir werden noch musiciren und ein bischen klatschen. Es ist zum Sterben traurig an solchen Tagen, ich würde verzweifeln und die Damen daheim gewiß auch. Also Mama, Du bist so gütig, das Diners wegen ein Wort zu sagen? Und . . . Jacques! . . . Jacques! Gehen Sie in die Zimmer des Herrn und fragen Sie ihn, ob er frei ist . . . die Damen würden bleiben bis zum Abend."

Man musicirte, man sah Albums durch, man schwatzte. Aber August kam erst gerade vor dem spät aufgetragenen Diner. Er erschien und verbeugte sich, und man ging zu Tisch. Er war da von jener Höflichkeit, die so schrecklich berührt. Nach dem Diner, als es schon ziemlich dunkel geworden war und die Damen in den Salon zurückkehrten, um vor dem Abschied noch ein bischen leeres Stroh zu dreschen, war er ganz in ein interessantes Gespräch mit Fräulein Regan und „Mama" vertieft. Fräulein Regan wußte sehr gut zu sprechen, wenn man sie beachtete, sie blühte dann förmlich auf, und ihr Esprit entfaltete sich scharf; man konnte sich süperb unterhalten mit ihr. Und heute strahlte sie förmlich — denn August Frowir schien ganz entzückt von ihrer Conversation. „Mama" warf ihm nur manchmal einen erstaunten Blick zu.

Greta und Maud sprachen auf einem dos-à-dos sitzend, halblaut alle Erinnerungen an die englischen Fräulein durch. Die Lampe brannte dabei so traurig, als flehe sie draußen in dem nassen Schneegusse.

Dann kam ein Bedienter und meldete, daß der Wagen bereit stehe. — „Du begleitest doch die Damen?" sagte Greta zu ihrem Cousin. Und August Frowir verbeugte sich wie um Erlaubniß bittend.

„O! Sie dürfen sich um unsretwillen ja nicht bemühen!" — rief Maud, wieder in dem raschen, fast heftigen Tone.

Er sagte etwas Höfliches. Aber er und sie wußten, daß er sie begleiten mußte. Es gibt Tyranneien der Gesellschaft, die unabwendbar sind.

Man stieg ein. Greta stand mit ihrer Mama neben dem Bedienten, der die Lampe trug, in der Terrassenthür und schrie noch hinab, und Mama schrie Alles nach wie ein Echo. Der Wagen fuhr fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenstrom nach Amerika sonst und jetzt.

Von **Carl Winter** in Newyork.

(Fortsetzung.)

Doch kamen diese Einwanderer wenigstens als freie Menschen an und blieben es, während sie im vorigen und noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts als Soldaten von ihren Fürsten nach Amerika verschachert, oder, wenn mittellos, gegen Gewährung freier Ueberfahrt bei ihrer Ankunft als Leibeigene in temporäre Knechtschaft verkauft wurden. Damals war Philadelphia der Haupteinwanderungsplatz, der in

dieser Beziehung weit über Newyork stand. Während des ganzen letzten Jahrhunderts war Vorausbezahlung des Passagegeldes die Ausnahme und dessen nachherige Abtragung durch Zwangsarbeit die Regel. Die Schiffseigner und Rheder zogen, wie der jetzt in die alte Heimath zurückgekehrte frühere Einwanderungscommissär Friedrich Kapp in seinem verdienstvollen Werke: „Immigration and the Commissioners of Emigration, 1870" bemerkt, enorme Gewinne aus dem Verkauf der Emigranten. Sie nahmen sehr hohe Passagepreise, zu welchen sie schwere Procente, oft mehr als hundert, für ihr Risiko hinzurechneten. Aber die Einwanderer litten bitter von diesem Menschenhandel. Alte Leute, Wittwen und Krüppel gingen nicht so gut ab, während gesunde Eltern mit gesunden Kindern und junges Volk beiderlei Geschlechter stets einen willigen Markt fanden. Waren die Eltern zu alt zum Arbeiten, so hatten ihre Kinder um so viel läng r zu dienen, um den Unterschied auszugleichen.

Wenn die Eltern auf der Reise starben, hatten die Kinder für die Verstorbenen zu dienen. Die Ausgaben für die ganze Familie wurden aufsummirt und damit die Ueberlebenden belastet. Erwachsene hatten drei bis sechs Jahre, Kinder zehn bis fünfzehn Jahre zu dienen, bis sie mündig waren; kleinere Kinder wurden unentgeltlich Herrschaften übergeben, welche sie aufzuziehen und zu verköstigen hatten. Wann immer ein Schiff in Philadelphia oder Newyork anlangte, wurden seine Passagiere in öffentlicher Auction ausgeboten. Das Schiff war der Marktplatz und die Dienstleute wurden an den Meistbietenden losgeschlagen. Die Landleute kamen entweder selbst, oder sandten Agenten oder Freunde, um sich zu verschaffen, was sie brauchten: sei es ein Mädchen, oder ein passender Knabe, oder eine alte Haushälterin, oder eine ganze Familie.

In den Berichten über diesen Menschenhandel befindet sich eine charakteristische Anecdote über die Frau von Sir William Johnson, dem Indianeragenten und hervorragendsten Mann in Westnewyork zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Catharine Weißenberg, ein armes Waisenmädchen, war in Newyork angekommen und als Dienstmagd an zwei Brüder verkauft worden, Farmer im Mohawkthale, Namens Alexander und Hermann Philipps. Catharine galt bald als die Schönheit der Niederlassung; sie hatte viele Anbeter, aber keiner war reich genug um sie zu kaufen. Johnson sah sie auf der Durchreise und beschloß sofort, sie zu seiner Frau zu machen. Er bot dem einen Philipps fünf Pfund Sterling und drohte zugleich, ihm eine tüchtige Tracht Prügel zu geben, wenn er sich nicht freiwillig von dem Mädchen trenne. Philipps wußte, daß Johnson der Mann sei, sein Wort zu halten, nahm die fünf Pfund und verkaufte Catharina an Johnson, der sie sogleich heirathete. Die Ehe war eine vortreffliche.

„Kräftige Bauern und stämmige Arbeiter", sagt der Militärschriftsteller D. von Bülow, welcher zuerst im Jahre 1791 die Vereinigten Staaten besuchte, „finden einen sehr willigen Markt. Zuweilen läuft jedoch ein unverkäuflicher Artikel mit unter, der lange auf Lager bleibt. Die schlechtesten dieser Artikel sind Militärofficiere und Gelehrte. Der Capitän, welcher solche Waare importirt, kennt den Markt nicht. Ich sah einen russischen Capitän länger als eine Woche an Bord eines Schiffes, schwer wie Ballast, ohne daß er einen Käufer finden konnte. Er war in der That unverkäuflich. Der Schiffscapitän drang in ihn, wenigstens zu versuchen, daß er einen Käufer finde, und um ihn los zu werden, erbot er sich, ihn zu einem Disconto von fünfzig Prozent abzulassen. Er sandte den Capitän ans Ufer, damit die Leute eine Vorliebe für ihn fassen sollten; aber es nutzte nichts, niemand wollte ihn kaufen. Der Russe sprach stets vom Bajonnetfechten, was er, wie er sagte, oft gegen Türken und Polen geübt habe. Genau genommen, war der Gebrauch des Bajonnets die einzige Kunst, die er verstand. Schließlich ließ der Capitän ihn auf das Versprechen hin frei, seine Passage nach sechs Monaten zu bezahlen, und schmeichelte ihm mit der Hoffnung, er könne eine Schulmeisterstelle im Lande bekommen. Wirklich erhielt er eine solche. Was er den Knaben und Mädchen lehren will, weiß ich nicht, wenn es nicht das Bajonnetfechten ist."

Je gebildeter ein Mann war, je mehr er in seiner Heimath gelernt hatte, desto schlimmer für ihn. Trunksucht und Selbstmord war oft das Loos, dem solche Unglückliche verfielen. Eltern verkauften ihre Kinder, um selbst frei zu bleiben.

Wenn ein junger Mann oder ein Mädchen eine Gelegenheit zum Heirathen hatten, so mußten sie ihrem Herrn fünf bis sechs Pfund für jedes Jahr bezahlen, das sie noch zu dienen hatten. Entlaufene Dienstboten hatten eine Woche für jeden Tag, einen Monat für jede Woche und sechs Monate für jeden Monat ihrer Abwesenheit zu dienen, falls sie wieder erwischt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Moltke.

Ueber den Generalstabschef v. Moltke bringt die Wiener „Montags-Revue" folgenden Artikel: Bei Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 war der, wenn auch nicht nominelle (denn das war König Wilhelm selbst), so doch faktische Oberbefehlshaber der preußischen Armee, Generallieutenant v. Moltke, für die ganze Welt so ziemlich ein homo novus. Der fünfzigjährige Friede, dessen Preußen, das Jahr 1848 und die Tage des schleswig-holsteinischen Feldzugs abgerechnet, sich seit der Niederwerfung des ersten Napoleon zu erfreuen hatte, konnte seiner Armee keine praktische Kriegsschule sein. An der Erstarkung des Heeres konnte nur theoretisch gearbeitet werden, und so war auch Alles, was man von den Offizieren der preußischen Armee wußte, nur das Eine, daß sie in der Kriegswissenschaft tüchtig Bescheid wissen. Von Moltke selbst war dies militärischen Kreisen in erster Reihe bekannt. Waffenthaten konnte man keine von ihm wissen, weil er solche zu vollführen nicht die Gelegenheit hatte. Kriegswissenschaftliche, taktische Studien füllen seine ganze militärische Thätigkeit, seine Dienstzeit vom Jahre 1825, wo Moltke in

den Generalstab rangirt ward, bis 1866 aus. Gehen wir den Spuren seiner Carriere nach. Moltke ist am 26. October 1800 im Mecklenburgischen geboren. Sein Vater, gewesener Offizier der preußischen Armee, wandert bald nach der Geburt dieses seines Sohnes sammt Familie nach Holstein aus und erzieht da seine Kinder. Zwölf Jahre alt, wird Hellmuth v. Moltke sammt seinem älteren Bruder nach Kopenhagen in die Landcadetten-Schule geschickt und verbleibt daselbst in strenger Zucht den ganzen langjährigen Cursus hindurch. 1820 nach Holstein in's Vaterhaus zurückgekehrt, verweilt er daselbst, mit weiterer Selbstausbildung emsig beschäftigt, zwei Jahre lang. 1822 entscheidet sich sein Vater für den Eintritt Hellmuth's in die preußische Armee und Moltke tritt als Secondelieutenant in's 8. Leib-Infanterie-Regiment. Des jungen Lieutenants Strebsamkeit wird maßgebenden Orts bald erkannt, und Moltke kömmt auf die Kriegsschule nach Berlin. Seine ausgezeichneten Qualitäten bewirken seine Verwendung zu größeren Arbeiten. Unter General Müffling nimmt er die topographischen Vermessungen Posens und Schlesiens vor, avancirt rasch zum Hauptmann und wird als solcher zur Dienstleistung dem Generalstabe zugetheilt, und schon nach zwei Jahren demselben einrangirt. Sieben Jahre lang verbleibt er in dieser Rangstellung. Vom General Krausened als die tüchtigste wissenschaftliche Kraft des Stabes erkannt und gewürdigt, werden ihm Mittel zu weiterer praktischen Erfahrung gewährt. Er erhält die Erlaubniß, Reisen zu machen, und als es sich bei Ausbruch des türkisch-russischen Feldzugs um Absendung eines preußischen Generalstäblers in's türkische Hauptquartier handelte, fällt die Wahl auf den Hauptmann v. Moltke. Vier Jahre lang währt der Aufenthalt des jungen Offiziers in der Türkei. Vom Sultan Mahmud Ali Pascha liebgewonnen und seiner militärischen Einsicht wegen hochgehalten, bittet man sich ihn von der preußischen Regierung zu wichtigen strategischen Arbeiten aus. Moltke muß an der Seite des Sultans Rumelien bereisen, Pläne von Varna, Schumla, Silistria aufnehmen, das türkische Heer organisiren u. A. m. Und diesem vierjährigen fruchtbaren Aufenthalt Moltke's in der Türkei verdanken die Heimath und weitere militärische Kreise einige touristische, wissenschaftliche und künstlerische Leistungen. Moltke's Berichte und Briefe über türkische Zustände und Begebenheiten in den ereignißreichen Jahren von 1835 bis 1839 erregen allgemeine Aufmerksamkeit, sein anonym erschienenes Geschichtswerk: „Der türkisch-russische Feldzug", macht durch Gründlichkeit, historische Auffassung und anziehende Darstellung Aufsehen. Zeichnungen von Moltke's Hand, die „Dardanellen", „Konstantinopel", den „Bosporus" darstellend, werden im Stich herausgegeben. Seine reiche, vielseitige Thätigkeit in der Zeit des türkischen Aufenthaltes bringt dem heimgekehrten Hauptmann das langersehnte Avancement zum Major und verschafft ihm die spezielle Gunst des soeben zum Throne gelangten Friedrich Wilhelm IV. Für ein rascheres Avancement im Generalstabe ist nun freilich gesorgt. Moltke wird 1845 zum persönlichen Adjutanten des in Rom lebenden, zum Katholizismus übergetretenen königlichen Oheims, Prinz Heinrich von Preußen ernannt und verbleibt zwei Jahre in dieser Stellung. Aus diesem römischen Aufenthalte, der so viel der schönsten Anregungen bot, rühren auch Moltke's „Contorni di Roma" her, die 1849 im Stich erschienen. Nach dem Tode des Prinzen Heinrich ins Vaterland zurückgekehrt, wird Moltke 1848 Chef des Stabes des 4. Armeekorps mit dem Sitze in Magdeburg, und während der 7 Jahre, die er in Magdeburg verweilt, Oberstlieutenant und Oberst. Nach Berlin versetzt, wird er 1856 Generalmajor und schon nach 3 Jahren Generallieutenant. Als solcher erlangt er die Ehrenstelle eines persönlichen Adjutanten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, begleitet ihn zur Verlobungsreise nach England und wird 1860 Chef des Generalstabes der Armee. 60 Jahre alt hat er in mühesamer Friedensarbeit die oberste Stufe der Offiziersleiter erklommen. Seine Kriegswissenschaft aber, all' die Vorräthe seiner taktischen Studien seinem Vaterlande in einem Kriege nutzbar zu machen, hat Moltke keine Aussicht. Für den deutschen Bundestag ist er wohl thätig, bereist in dessen Auftrag die norddeutsche Küste, arbeitet ein gemeinsames Vertheidigungssystem für alle deutschen Küsten aus, dasselbe wird aber nach hoher bundestäglicher Erledigung, drei Jahre nach seiner Vorlage, verworfen. Auch der schleswig-holsteinische Feldzug thut nichts für Moltke's Ruhm. Nach der Erstürmung von Düppel wird er als Chef des Generalstabes auf den Kriegsschauplatz berufen und legt ein Project zur Landung auf Fühnen vor, für dessen Ausführung sich wohl der Commandant der verbündeten österreichischen Truppen, Feldmarschalllieutenant Frhr. v. Gablenz, begeistert, das aber dem Wiener Ministerium nicht politisch genehm erschien und so unterbleiben mußte. Da sollte es dem 66jährigen General erst gegönnt sein, sein so gewichtiges Amt als Generalstabschef zum ersten Male im großen Maßstabe ausüben zu können — im Feldzuge des Jahres 1866. Er entwarf jenen Plan zum preußischen Kriege, der schon wegen seiner Neuheit und seiner Abweichungen von den Traditionen der Kriegszüge Friedrich des Großen auf starken und vielen Widerspruch in der militärischen Umgebung König Wilhelms gestoßen, dessen selbstständiger Gedanke aber, sowie die Intelligenz seiner Details schließlich doch zum Durchbruch kamen, und der Moltke zum Rufe eines ersten Strategen der Gegenwart verholfen.' Lassen wir über die Bedeutung Moltke's und seiner 66er That den militärischen Schriftsteller Blankenberg sprechen. Der sagt: „General von Moltke, ein sonnenklarer Kopf, war als Leiter der gesammten Operationen des böhmischen Feldzuges auf dem richtigen Platze. In hohem Grade besitzt Moltke die Kunst des Vereinfachens des Gegebenen, des Trennens der Hauptdinge vom Nebensächlichen. Darum gelingt es ihm stets, aus dem Chaos der Möglichkeiten das Richtige, oder wo das im Kriege unmöglich ist, das mit Recht als wahrscheinlich Anzunehmende herauszuschälen und auf Grund Dessen einfach und sicher zu disponiren. Konkretes Gestalten des Gedankens ist Moltke's bedeutendste Eigenart. Er war darum durchaus befähigt, die Resultate seines Denkens, die Wahrscheinlichkeit seiner Voraussetzungen und die Richtigkeit seiner Schlüsse jedem gesunden Verstande plausibel zu machen. Nicht im angeborenen militärischen Talent, sondern in Schärfe des Urtheils und Correktheit der Combination beruht vorwiegend Moltke's Stärke. Selbst als Feldherr an die Spitze zu treten, wäre Moltke weniger berufen gewesen, da ihm schon die durch praktische Truppenführung im Frieden gewonnenen Erfahrungen gänzlich fehlten, weil Moltke nie einem Truppenkörper von einigem Belang vorgestanden war. Dadurch aber, daß es dem Theoretiker Moltke gelang, den einfachen, praktischen Sinn des Königs zu überzeugen, gewannen seine Dispositionen das Ansehen eines Evangeliums. Eine besonders treffliche Eigenschaft Moltke's ist es auch, daß er in seinen Dispositionen nur Ziele und große Direktiven bezeichnet, dem Ermessen des Ausführenden also stets hinreichend weiten Spielraum läßt. Was Moltke im böhmischen Kriege geleistet, muß ausschließlich als Produkt der Reflexion und gründlicher kriegshistorischer Studien betrachtet werden. Es mag Dies der Umstand erklären, daß wir ihn besonders glänzend da hervortreten sehen, wo es sich um Aufgaben scharfen Denkens und schwieriger Combinationen handelt; weniger da, wo sich sogenannter kriegerischer Instinkt geltend machen muß . . . . Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, zu bemerken, daß Moltke's reiche geistige Bildung nicht auf Grundlage klassischer Studien ruht. Der große Stratege hat eine durchaus realistische Jugendbildung genossen. Sein bedeutendes linguistisches Talent hat er im Studium vieler lebender Sprachen bethätigt. Wie Moltke im Gespräche mit dem Worte kargt (er wird auch der „große Schweiger" in der Armee genannt), so auch in seiner Schreibweise. Sein Stil vermeidet alle Unterordnungen, knapp und kurz reiht sich Satz an Satz, strenge Logik aber verschmilzt die einzelnen Glieder zu einem granitenen Ganzen. Es ist die Sprache, die der Stratege reden soll."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 93. Speyer, Samstag, den 6. August 1870.

Hurrah, Germania!

Hurrah, du stolzes schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth
Wie ziehst du rasch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah! Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Beim Sichelklang und Aehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann,
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Fluth des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist Eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir, Gallia!
Weh' daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zum Hüter sind
Vor fremdem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art, —
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurrah! zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit Dir!
In's Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Victoria!
Hurrah, Germania!

Ferdinand Freiligrath.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von E. M. Vacano.

(Fortsetzung.)

Es war ein gräßlich finsterer Abend, der Schneeregen hatte sich in einen förmlichen Guß verwandelt, der von dem wüthenden Winde an die Wagenwände gepeitscht wurde. Man mußte sehr laut sprechen, wenn man gehört sein wollte. Und man sprach über das Wetter, Regan führte das Wort, und August Frowir antwortete ihr.

Beim Aussteigen, als der Wagen auf dem Kieswege des Parks von Plankenrode an der zerbröckelten Treppe hielt, reichten beide Damen ihrem Cavalier die Hand. Regan bedankte sich ganz selig. Sie hatte

heute nach langen Jahren wieder einmal „die erste Rolle“ gespielt!

Maud sagte, wie ihre Fingerspitzen die Fingerspitzen des Mannes berührten, den sie haßte und mißachtete: „Verzeihen Sie, daß wir Sie bemühten und Ihnen einen unangenehmen Dienst auferlegten.“ — Sie sagte das bitter, sie mußte es sagen und konnte nicht anders, und der Groll hob dabei ihre Brust.

Das Licht, das Lina an der Treppe oben in der Hand hielt, warf einen geraden rothen Strahl durch den blitzenden Schneeregen hindurch auf sein Gesicht, wie er aufsah. Und jene Tyrannei der Gesellschaft gebot ihm zu sagen: „O, Sie wissen das Gegentheil, meine Damen. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich morgen vorsprechen und fragen, ob das Wetter auf diesem Nachhausewege den Damen nicht geschadet hat . . .“

Er dachte beinahe boshaft daran, daß es für Maud ein ebensolcher Verdruß sein müßte, ihn zu empfangen, wie für ihn, diesen Besuch zu machen. Und er reichte der alten Jungfer nochmals die Hand.

* * *

Maud befand sich am nächsten Vormittage allein in dem bernsteinfarbigen Salon. Sie war seltsam ruhig. Sonderbar ruhig, wie sie schon seit Tagen nicht mehr gewesen war. Nach einem langen innern Kampfe im Herzen folgt immer ein Moment, wo wie durch ein Wunder alle wilden stürmischen Wolken des Horizontes vertrieben und verwischt werden. Sie hatte in dieser Nacht schlecht und unruhig geschlafen. Sie hatte sich geärgert, sie hatte sich erzürnt, sie hatte mit Abneigung an den nächsten Tag gedacht . . . Dann mit einem Male war naturgemäß eine tiefe Ruhe durch das stürmende Chaos gedrungen, und sie hatte sich gefragt: Was wühlt mir die Seele so auf? Was ist geschehen? Was ist in mein Leben getreten, daß es so anders, so ruhelos, so düster, so ringend geworden ist? Was ist mir jener Mann, den ich mißachte? Und weshalb hasse ich ihn? Es ist ja bald Alles gut geworden? Ich hoffe, er kann nicht mehr zweifeln daran, daß er mir vollkommen gleichgültig ist . . . Weshalb sollte ich ihm nicht gegenüberstehn wie jedem andern Besuche? Was ist er mir oder was bin ich ihm? —

Und diese seltsame Ruhe lagerte sich wie eine reine kalte Atmosphäre über ihr ganzes Wesen. August von Frowir war ihr nichts mehr als eine Fliege, die über ihren Weg gesummt war. Und Greta war freundlich, lieb, offenherzig — das Andere kümmerte Maud nichts.

Und am nächsten Vormittage kleidete sie sich in ein dunkelgrünes hübsches Empfangskleid, ließ Regan durch Lina fragen, ob sie nicht bald in den bernsteinfarbenen Salon kommen werde, da Herr von Frowir zu erwarten sei, und ging selber dahin.

Die Staffelei war fort, sie hatte sie in ein unbewohntes Zimmer des Entresols bringen lassen; das Malen freute sie jetzt ebensowenig wie die Jagd. Beide Dinge kamen ihr plötzlich nüchtern, unbefriedigend vor. Sie setzte sich an den schönen Rococo-Rosenholztisch, wo zwei, drei angefangene Stickereien lagen, und begann Wolle zu sortiren. Draußen war ein häßlicher, kothiger, von nassen Wolken durchzogener Wintertag. An solchen Tagen ist es immer doppelt ruhig in einem Zimmer. Und so war es hier und auch in dem Innern Maud's. Pluto lag an seinem Platze am Ofen und träumte von einer Jagd.

Maud stickte an einer grünen Blattseite. Dann stand sie auf und sah nach der Uhr. Herr von Frowir konnte bald kommen. Und Regan war nicht da, noch immer nicht!

Sie ging ruhig in den Corridor hinaus und rief Lina. Lina steckte ihren Kopf aus der Küche und fragte hinauf. Auf Maud's Befehl ging sie nach Regan's Zimmern im obern Stockwerke. Bald erschien Lina's feuergeröthetes Gesicht wieder über dem Treppengeländer.

„Fräulein Regan ist noch an der Toilette!“ meldete sie. „Sie ist wüthend und zornig, es geht ihr heut nichts zusammen — die Locken wollen ihr nicht halten. Sie war sehr giftig und scharf und sagte, sie wolle schon kommen — gleich.“

Maud zuckte die Achseln und trat, trotz ihrer Ruhe, ungeduldig in den Salon zurück — denn es war ihr, als höre sie draußen ein Pferd galoppiren. In der That sprang bald darauf August Frowir an der zerbröckelten Treppe auf den Kies nieder und übergab sein Pferd dem Stalljungen, und kam mit festem Tritt die Steinstiege herauf, während Regan von der Sayte in ihrem Zimmer im wüthendsten Krampfe ein Sacktuch in kleine Fetzen zerriß, denn sie wurde heute nicht fertig, es mißlang ihr Alles! Sie hatte ihre falschen Locken aufkämmen wollen, und da war ihr eine aufgegangen, und dann war ihr der Kamm zerbrochen, und sie hatte sich an einem Corsett zwei Schnüre nach einander abgerissen und wie sie in den Spiegel schaute, war sie gelb, häßlich, uralt, zum Vögelschrecken! — Und der Besuch war da und sie . . .!

* * *

Der häßliche, nasse, kothige Tag spiegelte sich gleichsam an allen Wänden, die verschossenen Farben des vorigen Jahrhunderts überzogen sich gleichsam mit einem grauen Schimmel und die Sprünge und Risse der Möbel erweiterten sich wie Wunden in der Kälte. Ein solcher Tag spiegelt sich auch in unserm Innern und macht unser Äußeres farblos, kalt, liebearm.

Und Maud stand ruhig auf, wie August Frowir sich vor ihr verbeugte. August Frowir stellte die übliche Höflichkeitsfrage und Maud sagte den üblichen Höflichkeitsdank.

Und die beiden saßen einander gegenüber, so ruhig, als sähen sie sich heute zum ersten Mal. Man hätte kaum ahnen können, daß eine kalte, undurchdringliche Scheidewand zwischen ihren beiden Wesen bestehe, die sie trennte. Im Sprechen fing dann August Frowir an, mit seinen dunkelschauenden ernsten Augen die runden Friese der Tapete zu mustern, in denen echte rosenfarbene und himmelblaue Cavaliere sich mit lichtseidenen Damen im Grase tummelten und Guitarre spielten. „Welch wunderhübsche Costüm-

modelle für eine Malerin wie Sie, gnädiges Fräulein," sagte er. „Jeder, der auch nur eine Farbe zu mischen versteht, müßte in einer solchen Umgebung ein bischen Maler werden."

„Und doch habe ich nie Freude daran gefunden, Reifröcke und Bänderschleifen zu malen, wie ein Almanachjournalzeichner von Anno achtundsiebzig, der aus einem Epimenidesschlaf erwacht," sagte Maud mit einem kurzen Blicke auf die lichtseidenen Galanterien.

„Würde es indiscret sein, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie bäte, mich freundlichst einige Ihrer Skizzen bewundern zu lassen? Sie wissen, wir sind ein klein wenig Collegen . . ."

Maud schaute ihn an. Der Zorn regte sich in ihr. Er erinnerte sie an ihre Apollo-Thorheit; wollte er sie verspotten? Aber ihre Aufregung dauerte nur einen Augenblick, dann kam wieder die frostige Ruhe über sie, die ein Spiegelbild des nassen, häßlichen Tages draußen war.

„Ich bedaure," sagte sie, ich pflege meine höchst unvollkommenen Skizzen und Bilder Niemanden zu zeigen. Sie haben übrigens nicht viel verloren."

„O, wenn ich aber bitte? Ich würde es nicht wagen, meine Bitte zu wiederholen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihre Weigerung auf einer allzugroßen Bescheidenheit beruht."

„Aber ich versichere Sie, ich zeige meine Skizzen Niemanden . . ."

„Auch einem Collegen nicht?" warf er rasch hin.

Das war zu viel. Er wollte damit wohl sagen, daß sie eine Ausnahme machen werde bei ihm, bei ihm vor allen andern Menschen, bei ihm, an dem ihr mehr gelegen sein mußte, als an allen Andern, weil . . .

„Einem Collegen und — Ihnen am wenigsten," stieß Maud rasch heraus, ohne recht zu wissen, was sie sprach. Es ist manchmal, als spreche unser Herz für unsere Lippen, und die Seele erschrickt dann im nächsten Augenblicke über diese ungebändigten seltsamen Töne, die wie ein Seufzer oder wie ein Schrei sind.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenstrom nach Amerika sonst und jetzt.

Von **Carl Winter** in Newyork.

(Fortsetzung.)

Wenn der Herr seinen Dienstboten nicht halten wollte, so konnte er ihn auf den noch nicht abgelaufenen Termin seiner Dienstzeit verkaufen. Es passirte alltäglich, daß ganze Familien für immer getrennt wurden. Kurz, das ganze System war durch und durch verrottet und wenig besser, als Sclaverei. Es war nur Sclaverei auf eine gewisse Anzahl Jahre, in allen anderen Beziehungen aber gerade so grausam und unbillig, als jene Form von echter Knechtschaft.

Diese Art, den Einwanderer seine Ueberfahrt bezahlen zu machen, hörte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf. Die letzten Verkäufe von Passagieren fanden in den Jahren 1818 und 1819 in Philadelphia statt. Wir hören von keinen verkauften Dienstleuten mehr nach dem Jahre 1819, als die Einwanderung aus einer weit besseren und vermögenderen Classe von Leuten zu sein und die Regierung der Vereinigten Staaten zum ersten Mal zu Gunsten dieses wichtigen volkswirthschaftlichen Interesses einzuschreiten begann.

Von 1784 bis 1794 wanderten jährlich im Durchschnitt nicht mehr als 3000 Personen ein. Von da bis 1810 4000 Personen. Die große Hungersnoth von 1816 und 1817 trieb viele tausende herüber. Materielles Elend einerseits und politische Unzufriedenheit andrerseits übten stets einen vorwiegenden Einfluß auf die Auswanderung aus. Nach der Handelskrisis in England und der Noth in Irland im Jahre 1826 hob sich die Einwanderung von dort von 7709 im J. 1826, auf 11,952 im J. 1827 und auf 17,840 im J. 1828.

Die Einwanderung von Irland erreichte im Jahrzehnt von 1846 bis 1854 ihren Höhepunkt, nach der großen Hungersnoth des Jahres 1846.

Von Deutschland ergossen sich größere Massen von Auswanderern nach den fehlgeschlagenen Revolutionsversuchen von 1830 bis 1833, auf welche die politischen Verfolgungen verschiedener Staatsregierungen und die Reactionspolitik des Bundes folgten. Während 1831 nur 2395 Deutsche in den Vereinigten Staaten ankamen, war die Zahl angekommener Deutscher in 1832 10,618, in 1833 6,823 und in den Jahren 1834 bis 1837 17,654, 8,245, 20,139 und 23,536 in den betreffenden Jahren.

So auch nach dem Fehlschlagen der Revolutionen von 1848 und 1849. Vom 1. Januar 1845 bis 31. December 1854 kamen 1,226,392 Deutsche in den Vereinigten Staaten an, wovon 452,943 in den ersten fünf Jahren, und 773,449 in den letzten fünf dieser Periode anlangten. Im Jahre 1866 war die deutsche Einwanderung in Newyork 106,716 Seelen, im J. 1867 war sie um 10,000 größer, weil 1866 viele mit der neuen Ordnung der Dinge unzufriedene Familien auswanderten. Hannover stellte das größte Contingent zu dieser Art Auswanderung. 1868 und 1869 nahm dieser Zustrom wieder ab. Kurz, schlechte Zeiten in Europa vermehren regelmäßig, und schlechte Zeiten in Amerika vermindern in gleichem Maße die Einwanderung. So nach den großen amerikanischen Handelskrisen von 1837 und 1857.

Die Zahl der im Hafen von Newyork angekommenen Emigranten vom 5. Mai 1847 bis 1. Januar 1870 ist 4,297,980. Fügt man dem Capitalwerth (an Arbeits- und Productionskraft) von 1125 Dollars, den jeder Einwanderer, nach Herrn Kapps Schätzung, repräsentirt, 150 Dollar per Kopf für den Werth des von ihm mitgebrachten persönlichen Eigenthums zu, so findet man, daß die Einwanderung den Nationalreichthum der Vereinigten Staaten in obiger Periode um mehr als fünf Billionen Dollars erhöhte, oder um mehr als doppelt soviel als die jetzige amerikanische Bundesschuld beträgt. Da die Einwanderung in den

Vereinigten Staaten jährlich 300,000 Seelen beträgt, so gewinnt das Land nahezu vierhundert Millionen Dollars jährlich, oder mehr als eine Million per Tag. Die Gründe, weshalb der Union, als dem gelobten Land, von den Europamüden der Vorzug gegeben wird, sind einleuchtend. Mögen andere Länder an Fruchtbarkeit des Bodens, Gesundheit des Klimas, Sicherheit des Eigenthums und Leichtigkeit der Beförderungsmittel der Union gleichstehen: der Einwanderer zieht diese vor, als ein Land, wo Arbeit den besten Lohn findet, Land billig ist, und wo die Regierung sich nicht in seine Angelegenheiten mischt. So finden wir, daß auch in dieser Hinsicht moralische ebenso wie physische Ursachen die Auswanderung beeinflussen. Die ersteren sind so mächtig, wenn nicht mächtiger, als die letzteren. In den Vereinigten Staaten wirken beide zusammen und daher kommt es, daß eine größere europäische Auswanderung nach diesem Lande stattfindet, als nach irgend einem anderen Lande der Erde.

In natürlichen Vortheilen steht der Nordwesten hinter den nördlichen Staaten des Südens bedeutend zurück. Mittel- und Südvirginien z. B. sind wahre Gärten, die von keinem Staat der Union übertroffen werden können, und doch liegen sie noch theils im Urzustande. Hinfort werden der Norden der Union und Europa ihre friedlichen Armeen von Handwerkern und Farmern auch über jenes Gebiet senden und es zu jener Höhe bringen, die es ohne den Bann der Sclaverei vor fünfzig Jahren schon erreicht hätte. So wird denn die große Republik in Zukunft mehr als je das beliebte Ziel des Auswanderers werden; die Stadt Newyork aber ist das Hauptthor, durch welches der große Strom der Einwanderung eintrifft.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber die Generalstabs-Chefs der deutschen Armeen schreibt ein Berliner Correspondent der „N. Fr. Pr.“: Als Generalstabs-Chefs werden neben v. Moltke noch die Generale v. Blumenthal und v. Sperling, dann der Oberst v. Stiehle fungiren. Generalmajor v. Sperling ist bis jetzt in der preußischen Militärgeschichte noch wenig genannt worden. Er soll indeß ein tüchtiger und besonnener Offizier sein. Generallieutenant v. Blumenthal zeichnete sich dagegen schon im schleswig-holstein'schen Kriege als Generalstabs-Offizier und im Kriege von 1866 als Generalstabs-Chef der Armee des Kronprinzen vortheilhaft aus. An Jahren und Anciennetät jünger als beide, wird der Oberst v. Stiehle als der bedeutendste von allen Dreien bezeichnet. Geboren im Juli 1823, trat v. Stiehle 1839 in das 21. Linien-Inf.-Reg. ein und wurde im Jahre 1840 Offizier. Er that sich bald durch seinen wissenschaftlichen Sinn und seine militärischen Eigenschaften vortheilhaft hervor und ward der Liebling des Regiments. Nach Gründung des rothen Adlerordens mit den Schwertern war er einer der ersten preußischen Offiziere, denen diese Auszeichnung verliehen wurde, und zwar wegen seiner Tapferkeit bei Wreschen im polnischen Revolutionskriege 1848. Als Stiehle sein Regiment verließ, um ins topographische Bureau zu Berlin einzutreten, wurde ihm die seltene Auszeichnung zu Theil, daß die Offiziere seines Regiments dem scheidenden Secondelieutenant einen Ehrendegen dedizirten. Später wurde Stiehle in den großen Generalstab aufgenommen, fungirte dann als Lehrer an der Kriegsacademie zu Berlin und später als Director der Kriegsschule zu Cüstrin. Im Jahre 1864 war er Wrangel's Adjutant in Schleswig-Holstein. Noch während des dänischen Krieges wurde er in den Adelstand erhoben und zum Flügeladjutant des Königs ernannt. Den Feldzug von 1866 machte er in dieser Eigenschaft an der Seite des Königs mit und leitete für Preußen die militärischen Schlußverhandlungen in Prag, die dem Prager Frieden folgten. Zuletzt war er Abtheilungs-Dirigent im großen Generalstabe. Voll persönlicher Liebenswürdigkeit, ist er eine militär-wissenschaftliche Kapazität ersten Ranges, ruhig, klar und mit einem raschen Ueberblicke begabt. Es scheint nicht ohne guten Grund geschehen zu sein, daß man Stiehle dem Prinzen Friedrich Karl, der das Centrum commandirt, als Generalstabs-Chef beigegeben hat, damit die Kaltblütigkeit und Ruhe des Ersteren dem Feuer und Ungestüm des Letztern die Wage halte. v. Blumenthal ist der Südarmee unter Führung des Kronprinzen, v. Sperling der Nordarmee unter Steinmetz zugetheilt.

Methode der Chinesen, Weintrauben aufzubewahren. Dem Vertreter der sächsischen Handelsinteressen in China und Japan während der preußischen Expedition nach Ostasien unter Graf Eulenburg, Herrn Schieß, fiel es in Te-ens-te-in in China auf, noch im Monate Mai vorzügliche Weintrauben zum Dessert zu bekommen und in seinen neu herausgegebenen Reiseberichten theilt er Folgendes hierüber mit: Die Chinesen schneiden von einem reifen Kürbis einen Deckel ab, so daß das entstandene Loch bequem das Aushöhlen desselben mit der Hand zuläßt. Alsdann legt man die reifen Trauben behutsam hinein und verschließt durch den Deckel den Kürbis wieder sorgfältig. An einem kühlen Orte aufbewahrt, erhalten sich die Trauben in vollständiger Frische sehr lange Zeit. Für diejenigen, welche sich dafür interessiren, mache ich jedoch die Mittheilung, daß nach angestellten Versuchen sich nicht alle Kürbisse dazu eignen. Feine Speisekürbisse haben zu saftiges Fleisch; dieses geht, nachdem die Frucht einmal angeschnitten ist, schnell in Fäulniß über. Unserer Ansicht nach eignen sich dazu nur gewöhnliche Feldkürbisse, die eine harte Rinde haben.

Charade.

Fröhlich zogen durch die Zweite
Bursch' und Mädchen hin zum Tanz,
Als noch friedlich durch die Weite
Strahlt' der Ersten gold'ner Glanz.
Und es wand sich um die Stirne
Einen Blüthenkranz die Maid,
Und der Bursche küßt die Dirne
In dem schmucken Sonntagskleid:
Auf der Zweiten steh'n sie wieder
Schon beim nächsten Morgenroth,
Und die Sichel mähet nieder,
Was das Ganze ihnen bot.

Doch den Burschen seh' ich wandern
Heute in die Zweite fort,
Um zu weihen einer andern
Ersten seine Kräfte dort,
Auch die Sichel seh' ich blinken
Anders, als er sie einst schwang,
Denn gar theure Halme sinken
Unter ihrem hellen Klang. —
Ihr, die ihn zum wilden Tanze
Führtet und zum blut'gen Weh,
Sorget, das ein schönes Ganze
Gold'ner Freiheit d'raus ersteh'!

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 94. Speyer, Dienstag, den 9. August 1870.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von E. M. Vacano.

(Fortsetzung.)

Die ernsten ruhigen Augen August Frowir's entflammten sich einen Augenblick zürnend und hielten die großgeöffneten zürnenden Augen Maud's gleichsam gefangen. Dann erloschen diese beiden Blicke. Er erhob sich fest, stolz gleichsam, aber seine Hand blieb auf der Lehne seines Sessels ruhen. So stand er vor ihr, die über sich selber erschrocken zu ihm aufschaute.

„Mir am wenigsten!" sagte er. „Ich habe das gewußt. Ich habe es erwartet. Es ist also wahr!"

„Gewußt! erwartet! Was ist wahr?" fragten die Augen Maud's verwirrt.

„Daß Sie mich hassen," fuhr er mit tiefer, sonderbar ruhiger Stimme fort, und sein männliches Gesicht war bleicher als sonst, und seine Augen schauten tiefer, dunkler als je, und eine trotzige junge Seele sprach aus ihnen. „Daß Sie mich hassen. Ich wollte es nicht glauben. Was habe ich Ihnen gethan? Ich bin Ihnen nie begegnet im Leben, und als ich Sie traf — mit offenem Herzen und offenem Sinn, mich freuend auf heitere, hübsche Momente, mit einem Wesen verbracht, das meine kleinen Künstler- und Jägerpassionen theilte, da fand ich in Ihnen eine schroffe, unerbittlich zürnende Gegnerin, ohne daß ich mir eines Unrechts bewußt war, ohne daß jemals eine Feindseligkeit von mir zu Ihnen vorgefallen war. Es ist nicht edel, Fräulein, gegen Jemanden Krieg zu führen, ohne diesen Krieg früher angekündigt und den Gegner gewarnt zu haben."

„Krieg führen!" sagte Maud, aus deren momentaner Beschämung der Trotz hoffärtig aufschoß. „Ich wüßte nicht, daß ich Krieg geführt hätte gegen Sie... Es ist damit immer ein Angriff verbunden, und ich . . ."

„Und Sie sind mir stets aus dem Wege gegangen, ja. Aber unser gegenseitiges nachbarliches Verhältniß, *mein* Verhältniß zu Ihrer Freundin, mußte uns oft zusammenbringen, das wußten Sie — und so oft dies geschah, zeigten Sie mir Abneigung — Haß beinahe."

„Und Sie nicht?" mußte sie rufen.

„Ich, ich wich der Dame aus, die lieber ihre Kleider in Fetzen riß, als mir eine Hülfeleistung verdanken wollte; die sich verleugnen ließ, da ich sie doch an ihrem Fenster . . ."

Maud wurde dunkelroth, aber sie sagte kein Wort. Auch August Frowir stockte.

„Kurz, ich erleide Ihre Ungnade, ohne sie jemals verdient zu haben. Ich will Sie nicht um den Grund derselben fragen. Ich fühle, daß ich mir schon zu viele Rechte genommen habe, indem ich überhaupt dieses Thema anschlug. Aber ich konnte nicht anders. Es mußte zu Ende kommen zwischen uns. Sie mögen meine Gesellschaft nicht. Wohl, ich werde Sie meiden, gnädiges Fräulein. Aber ich mußte Ihnen dies sagen, damit Sie den Grund meines Benehmens fernerhin nur in meinem Gehorsam, nicht in meiner Laune suchen mögen. Vom ersten Augenblick an bestand ein Mißverhältniß zwischen uns; es mußte zu einem unnatürlichen, offenen Zwiespalt werden, wenn wir uns nicht verständigt hätten. Den Grund verlange ich nicht zu wissen; mir genügt es, die Folgen nicht als eine Unart von mir erscheinen zu lassen."

Maud hatte sich ebenfalls erhoben. Ihr leidenschaftliches, ehrliches Wesen rang sich noch in einem grollenden Worte los. „Den Grund! als wenn Sie ihn nicht wüßten!" rief sie.

„Ich?"

„Ja, Sie. Oder begreifen Sie nicht, daß ich Ihnen zürnen muß, weil ich sonst mir zürnen müßte? Daß mich Ihr Anblick und jedes Ihrer Worte daran erinnert, daß ich Ihnen seltsam „verschuldet" bin, und glauben Sie nicht, daß dies ein beschämendes Gefühl ist in den fremden Verhältnissen, in welchen ich zu Ihnen stehe? O, ich bin ein unbesonnenes, enthusiastisches Ding — mein Gott, ja, ich brauchte eine Staffage, die mir nicht in die Phantasie kommen wollte, und ich verlangte Ihr Bild... Ich dachte nichts dabei... Sie erfüllten meine Bitte durch Greta — en abondance. Und ich freute mich recht, ich gestehe es Ihnen. Da kam Regan und öffnete mir die Augen über das Verhältniß in welchem ich fortan zu Ihnen stehen mußte — über das Licht, in dem Sie mich sehen mußten. Sie glaubten nun natürlich, Sie *mußten* es glauben, daß Sie . . ."

Ein Blitzstrahl flog über das schöne, treue Gesicht des ernsten jungen Mannes. „Daß ich . . ."

Maud wandte sich halb ab, mit einer unerträglichen Verlegenheit, die ihr bis in die Stirne hinaufglühte. „Das kann ich nicht sagen!" athmete sie rasch.

„Daß Sie sich für mich interessirten?" sagte er, sehr roth werdend, mit einem Lachen, das sich aber bald in ein bitteres Lächeln verwandelte. „O, seien Sie ruhig, ich bin kein Geck. Aber wenn ich auch der eingebildetste Mensch aller Zeiten und ein wahrhaftiges Ideal wäre — das könnte ich jetzt nicht mehr glauben. Denn Sie haben mir zur Genüge das — Gegentheil bewiesen."

Maud athmete gepreßt auf und schaute ihn mit vergrößerten Augen an. „Sie haben das also nicht geglaubt? Sie glauben das nicht?" sagte sie mit vibrirender Stimme, und Thränen schoßen ihr in die Augen.

Er schüttelte den Kopf; immer mit seinem ernsten, bitteren Lächeln. „Nein, Sie haben mir gezeigt, daß das einzige Gefühl, welches ich Ihnen einflößen könnte, das der — Abneigung ist — des Widerwillens."

Sie schaute ihn starr an.

Auch sein Blick ruhte wieder auf ihr, tief, wie forschend. Dann athmete er tief auf. „Sind wir jetzt klar?" sagte er. „Ist es so?"

Sie wollte reden, aber sie antwortete nicht. Der Skorpion liegt in dem Feuerkreise oft zusammengeringelt — wie todt.

Sie hörte, wie er sich mit harter, klarer Stimme empfahl. Und sie wußte, daß sie ein kurzes Wort des Abschieds sagte und sich verbeugte. Dann sah sie, daß sie allein im Zimmer war, daß er fort war, daß sie befreit war von ihrem beschämenden Gewissen, von ihm, für immer, für immer!

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenstrom nach Amerika sonst und jetzt.

Von **Carl Winter** in Newyork.

(Fortsetzung.)

II. Jetzt.

Seit dem Jahre 1855 findet die Einwanderung im Hafen von Newyork nicht mehr in der früheren regel- und aufsichtslosen Weise statt, sondern unter Aufsicht der Commissioners of Emigration (Einwanderungscommissäre) in dem von ihnen zu diesem Zweck eingerichteten, früher als Concertlokal benutzten „Castle Garden", einem großen, runden, mit einer Kuppel versehenen Gebäude auf der Südspitze der Manhattan Halbinsel.

Durch dieses Emigrantenladungsdepot ergoß sich fortan der Strom der Einwanderung. Diese Einrichtung hatte mannigfache Vortheile: für die Einwanderer in einer schnelleren und sicheren Landung und größeren Sicherheit ihres Eigenthums, während sie zugleich vor den Schwindeleien der „Runners" bei der Landung geschützt waren, und nach Belieben sogleich, ohne übermäßiges Fahrgeld zu bezahlen, nach dem Inneren weiterreisen konnten. Die Commissäre konnten um so besser Fälle entdecken, in welchen besondere Bürgschaft für den Unterhalt von Einwanderern nothwendig war.

Bei der Ankunft an der Quarantänestation, sechs englische Meilen unterhalb der Stadt, wird jedes Auswandererschiff von Beamten des „Boarding Departement", welches dort seinen Sitz hat, bestiegen, die Zahl der Passagiere, Todesfälle während der Reise, Krankheitsfälle, sowie der Zustand des Schiffes in Bezug auf Reinlichkeit werden festgestellt, und etwaige Klagen angenommen, die an den Generalagenten und Superintendanten zu Castle Garden berichtet werden.

Wenn das Schiff im Strom, nahe bei dem Landungsdepot, Anker geworfen hat, gehen die Passagiere in die Obhut des Landungsdepartements über, unter dessen Aufsicht der Landungsagent mit Barken und Dampfschleppkähnen, begleitet von einem Zollinspector, sich nach dem Schiffe begibt. Nach zollamtlicher Untersuchung des Gepäcks wird dasselbe markirt, und die Passagiere nebst Gepäck werden auf die Barken und Schleppkähne übergeführt und am Castle Garden Pier gelandet. Beim Landen werden die Passagiere von einem ärztlichen Beamten untersucht, um etwaige, den Gesundheitsbeamten der Quarantäne entgangene Kranken zu entdecken, welche dann auf einem Dampfer nach den Hospitälern auf Ward's oder Blackwell's Island gebracht werden, wohin auch die dem Gesetze gemäß specieller Bürgschaft Unterworfenen, wie Blinde, Krüppel, Geisteskranke, transportirt werden, die zur Last fallen könnten. Ist diese Untersuchung vorüber, so werden die Einwanderer nach der Rotunda gewiesen, einer hohen, kreisförmigen Halle im Mittelpunkte des Depots, von einem Flächenumfang von 30,000 Quadratfuß, und mit einem Dom im Centrum für Ventilation, etwa 75 Fuß hoch, mit getrennten Abtheilungen für englisch sprechende und andere Nationalitäten. Dort werden vom Registrirungsdepartement Namen, Nationalität, früherer Wohnort und Bestimmungsort eingeschrieben. Die Passagiere werden dann nach den Agenten der Eisenbahncompagnien gewiesen, die im Gebäude ihre Stände haben, und wo die ins Inland reisenden Einwanderer vor Betrug geschützt, ihre Fahrbillets kaufen können. Mittlerweile ist das Gepäck in dem ans Ostende der Rotunda stoßenden Gepäckraum, der 15,000 Stück Gepäck fassen kann, gebracht worden, von wo es nach Anweisung des Einwanderers entweder gratis nach den Landungsplätzen und Depots der zur Weiterreise benutzten Eisenbahnen und Dampfschiffe, oder zu mäßigen Preisen nach irgend einer Adresse in der Stadt befördert wird. Die Ablieferung geschieht gegen Messingmarken, eine mit einem Buchstaben, die andere mit einer Zahl, die der Einwanderer bei der Ausschiffung des Gepäcks an Bord empfängt. Geldwechsler, die unter der Aufsicht der Einwanderungscommissäre stehen, wechseln dem Einwanderer Gold- oder Silbermünzen im Depot zum Cours um. Sind die vorstehenden Operationen erledigt, so sind die Einwanderer in der Rotunda versammelt, und ein Beamter der Commission ruft die Namen derer auf,

deren Freunde sie im Wartezimmer am Eingang des Depots erwarten und zu denen sie geführt werden. Zu gleicher Zeit werden die Namen derjenigen aufgerufen, für die Briefe oder Gelder warten, welche dann durch das Beförderungsdepartement an die Eigenthümer abgeliefert werden.

Die bevorstehende Ankunft eines Emigrantenschiffes oder Dampfers wird schon einige Stunden vorher von Sandy Hook aus nach der Stadt hinauftelegraphirt, so daß bei der Ankunft in Castle Garden viele, die jemand auf den betreffenden Schiffen erwarten, versammelt sind. Kosthausbesitzer, die als zuverlässig bekannt sind, werden dann in die Rotunda zugelassen. Im Briefbureau sind Clerks, die mit allen Sprachen der civilisirten Welt vertraut sind, bereit, Briefe für den Einwanderer zu schreiben, der im Falle der Dürftigkeit oder Krankheit durch ein anderes Departement nach dem Einwandererasyl auf Ward's Island befördert wird. Ein Generalagent, dessen Bureau im Centrum des Gebäudes, führt die Oberaufsicht über alle Zweigbureaus. Mit dem Einwandererdepot ist ferner auch noch das Arbeitsbureau (Labour Exchange) verknüpft, wodurch dem Einwanderer entweder sofort bei Ankunft, oder bei späterer Nachfrage Beschäftigung verschafft wird. Wenn innerhalb fünf Tagen nach seiner Landung ein Einwanderer krank wird, so hat er das Recht, Aufnahme in das Emigrantenhospital zu verlangen, wo er unentgeltlich verpflegt und nach seiner Genesung im Asyl unterhalten wird, bis er Arbeit bekommen kann. Die Einwanderungscommission erhält von den Schiffsrhedern ein Kopfgeld von $2^1/_2$ Doll. auf jeden Einwanderer, und die hieraus erwachsenden Einnahmen übersteigen die Ausgaben bedeutend, so daß nicht nur großartige Hospitalgebäude aus dem Fond gebaut, sondern jährlich noch ein Ueberschuß zurückgelegt werden konnte.

So ist bei der Landung des Einwanderers dafür gesorgt, daß er nicht betrogen werden kann, so lange er im Bereich der Comissäre ist. Die Einrichtungen bei Landung der Einwanderer, wenn auch mit manchen Mängeln behaftet, sind doch so gut, als es nur möglich ist. Läßt sich der Einwanderer später übers Ohr hauen, so ist es seine eigene Schuld.

„Würden uns", sagt Fr. Kapp in seinem oben erwähnten Werke, „die Leute, für die wir bei ihrer Landung hier sorgen, in ihrem Heimathland, in ihrem altgewohnten Lebenswandel begegnen, so wäre die Aufgabe vergleichungsweise leicht, denn in diesem Falle würden sie viel leichter ihr Interesse und ihren Vortheil verstehen; sie würden nicht durch hundert neue Eindrücke verwirrt werden, und die Mehrzahl davon würde den Ehrlichen von dem Spitzbuben unterscheiden können. Beim Auswandern treten jedoch die Massen in ganz neue Beziehungen in einer neuen Welt; zwei Drittel davon kennen die Landessprache nicht, und alle fassen in einer einzigen Stunde mehr Begriffe auf, als früher in Jahren. So finden sie sich ohne gehörige Leitung und fallen desto leichter in die Hände von Betrügern, vielleicht gerade deßhalb, weil sie vor denselben gewarnt worden sind. Dieser plötzliche Uebergang von einem Land in das andere, diese Veränderung alter, heimathlicher Uebungen, mit neuen Lebensbedingungen, was alles den Auswanderern fremd, oft abstoßend, betäubt sie auf einige Zeit und ruft eine allgemeine Verwirrung hervor, welche selbst den Intelligenten unbeholfen und dumm erscheinen läßt."

(Schluß folgt.)

Die Siamesischen Zwillinge.

Ueber die beiden Siamesen, welche in der letzten Zeit vier Wochen lang sich in Berlin aufgehalten haben, bringt der „Salon" einen Bericht aus der Feder des Geheimrathes Dr. H. W. Berend, dem wir folgendes Resultat einer eingehenden Untersuchung entnehmen:

Die Siamesen sind vollständig von einander getrennte Doppelmenschen, von denen ein Jeder mit seinen completen eigenen Organen ausgestattet ist und Jeder sein gesondertes Nerven- und Circulationssystem 2c. besitzt. Ihre Verwachsung besteht in einer Hautbrücke, welche etwa fünf bis sechs Zoll lang und etwa $1/_2$ bis 1 Zoll dick von der Herzgrube bei Jedem einzelnen abwärts nach dem Unterleibe sich erstreckt. In diesem Verbindungsstücke, gewissermaßen einer Hauptverdoppelung, sind zwar wichtige Organe selbst nicht enthalten, wohl aber erstrecken sich gewisse Nerven, Blutgefäße und zu wichtigen Organen führende Bänder hinein, welche eine derartige Communication mit den Unterleibshöhlen, vielleicht auch selbst mit den Brusthöhlen voraussetzen lassen, daß eine Durchschneidung dieser Brücke behufs Trennung der Siamesen eine Eröffnung dieser Höhlen und eine Herbeiführung größter Lebensgefahr erwarten läßt. Dieses letztere Argument sprach Berend, anknüpfend an die von den bedeutendsten Wundärzten aller Länder widerrathene Operation ganz besonders betonend aus.

Zur Naturbeschreibung der Siamesen, sowohl in körperlicher als geistiger Beziehung, mögen noch folgende Bemerkungen Platz finden: Der Herzschlag ist an beiden Körpern und namentlich bei dem linken Zwillinge mit normalen Tönen auf der normalen Stelle wahrnehmbar, der Puls bei Beiden nicht gleich, weder der Fülle noch dem Schlage nach. Der Athem vorzugsweise am Brustkasten bemerkbar. Ihr Gesundheitszustand war das ganze Leben hindurch bis zu ihrem gegenwärtigen sechszigjährigen, noch niemals von ähnlichen Doppelmenschen erreichten Alter mit Ausnahme der Pocken und Masern stets ungetrübt und nur unbedeutende Unpäßlichkeiten, wie Erkältungsleiden, haben bisweilen den Einen befallen, doch ohne den Andern in Mitleidenschaft zu ziehen; Hunger, Durst und Schlaf sind bei Beiden zu gleicher Zeit eintretende Bedürfnisse.

Hiernach sind die Siamesen selbstverständlich durchaus als zwei complete und separate Menschen zu betrachten, allerdings durch ihr Schicksal eng aneinander gekettet und durch gleiche Interessen verbunden, wie wohl kaum zwei andere selbstständige Persönlichkeiten. Sie sollen, um jede Disharmonie zu vermeiden, nie mit einander, immer aber mit Fremden spielen. In ihrer Heimath wohnen sie abwechselnd in dem einen oder anderen zugehörigen Hause. Wahrscheinlich folgen ihnen dann auch wohl ihre Frauen, beides Schwestern, die Töchter eines Geistlichen in Süd-Carolina.

Das Familienverhältniß soll, wie ihr Begleiter Wallace, ein Amerikaner, versicherte, ein zärtliches sein, so daß die Siamesen auch um keinen Preis länger als ein Jahr von ihrer Heimath entfernt bleiben wollen, und sie haben solche nur verlassen, um die durch den amerikanischen Krieg, besonders durch die Emancipation ihrer 250 Sklaven erlittenen Geldverluste, von denen jeder 1- bis 5000 Thaler Geldwerth hatte, wieder einzuholen. Die Nothwendigkeit, für ihre zahlreichen Kinder (Chang hat deren zehn und Eng acht) zu sorgen, lag wohlbegründet vor. Die Siamesen sind sanfte, schüchterne und körperlich überaus verschämte Leute; dieser Charakter er-

klärt auch ihr Widerstreben, sich vor Aerzten behufs Untersuchung zu entkleiden und selbst dem College of surgeons zu London haben sie nicht einmal für 1000 L. diese Gunst gewähren wollen.

Bei dem plötzlich eintretenden Tode des einen der Siamesen würde wohl auch der des anderen zu erwarten sein, will man wenigstens das eine derartige Beispiel als maßgebend gelten lassen, welches die Literatur aufzuweisen hat. Kennen wir nämlich auch aus der Literatur des Alterthums und der Neuzeit keinen einzigen Fall completer und nur partiell durch ein Verbindungsstück zusammenhängender Doppelmenschen, die ein so hohes Alter von sechzig Jahren erreicht haben, so ist immer doch das Beispiel der sogenannten ungarischen Schwestern welche im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten und ein Alter von 21 Jahren erlangten, geeignet, einen Schluß auf das dereinstige Schicksal der Siamesen zu machen. — Diese beiden Mädchen, über deren Lebensende wir die genauesten Documente besitzen und welche übrigens am Steiße mit einander verbunden waren, starben zu gleicher Zeit, denn indem es mit der Einen in Folge einer fieberhaften Krankheit zu Ende ging, gab augenblicklich auch ihre Doppelschwester ihren Geist auf.

Außer diesen Doppelmädchen kennen wir nur noch einen einzigen derartigen Fall, wo unter gleichen Verhältnissen zwei von Geburt an mit einander verwachsene Menschen ein ähnliches Alter erreicht haben, es sind dies zwei jetzt noch in Amerika lebende Negermädchen.

Miscellen.

Frankfurt, 5. August. Kaum war heute Morgen das Telegramm von dem glänzenden Siege unserer Truppen bei Weißenburg bekannt geworden, als sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß Vormittags noch ein Zug mit gefangenen Franzosen hier eintreffen werde. In Folge dessen strömten von 9 Uhr ab die Menschenmassen zum Taunusthor hinaus auf die Verbindungsbahn und auf den Main-Neckar-Bahnhof. Die daselbst versammelte Menge kann auf mindestens 10—15,000 Personen geschätzt werden. Im Bahnhofe war ein stärkeres Detachement Soldaten aufgestellt; auch viele Officiere, Sanitätsbeamte rc. waren zugegen. Um 10 Uhr traf der Zug ein; er wurde von den Frankfurtern mit einer, aus richtigem Tactgefühl hervorgegangenen Ruhe empfangen. Sobald er hielt, stürzte natürlich Alles, die Schildwachen und Schutzleute bei Seite schiebend, auf die Wagen zu, um die fürchterlichen Turkos, denn auf diese concentrirte sich die allgemeine Erwartung, in Augenschein zu nehmen. Es waren deren jedoch nur sehr wenige dabei; dagegen starrten die Güterwagen von rothen Mützen und Hosen. Es war zumeist regulaire französische Infanterie aus Savoyen und Nizza, untermischt mit wenigen Husaren, die blaue Waffenröcke mit weißen Schnüren trugen. Die Turkos hatten weite, blaue Hosen und arabische Jacken an, die mit gelben Schnüren besetzt waren; auf dem Kopfe trugen sie ein kleines kirschbraunes Mützchen mit einer Troddel. Die Franzosen waren durchweg von kleiner Statur, circa 5 Fuß groß; sie hatten sämmtlich höchst brünetten Teint, die Turkos ganz braune Gesichter. Die Escorte bestand aus Schlesiern vom 59. Regiment, welche, wie sie sagten, gestern früh um 6 Uhr ins Feuer gekommen und Nachmittags zum Transport der Gefangenen abcommandirt worden waren. Den Schluß des Zuges bildete ein Wagen zweiter Classe, in dem sich einige gefangene Officiere befanden, sowie mehrere leichtverwundete französische gemeine Soldaten, die von einem preußischen Militärarzt behandelt wurden. Das Verpflegungscomite war sofort in voller Thätigkeit; zuerst wurden unsere braven Krieger erquickt, welche zu 3—4 Mann vorne in den Wagen saßen. Nach ihnen kam die Reihe an die sich ungeduldig nach Speise und Trank drängenden Franzosen, welche gleichfalls reichlich mit Bier versehen wurden. Darauf ward Brod und Wurst vertheilt, von denen unglaubliche Quantitäten in den Waggons verschwanden. Schließlich erhielt jeder Waggon ca. 50 Stück Cigarren, deren Vertheilung dem Ermessen der escortirenden Soldaten anheimgestellt wurde. Freund und Feind hatten seit gestern Morgen nichts gegessen, und ihr Appetit war daher nicht klein. Noch als der Zug, der sich nur eine Viertelstunde aufhielt, sich in Bewegung setzte, wurden Körbe voll Brod und Wurst an die Wagen gereicht; die Franzosen drängten die Preußen zur Seite und warfen mit beiden Händen, soviel sie greifen konnten, Brod hinter sich in den Waggon. Uebrigens waren sie nach erfolgter Speisung ersichtlich guten Muthes, und als man ihnen gesagt hatte, daß die Station Frankfurt heiße, riefen mehrere „vive Francfort", was allgemeine Heiterkeit erregte. Mehrere Personen kauften von den Franzosen Epaulettes gegen baar oder einige Cigarren. Dieselben trugen die Nummer des 74. Linien-Regiments. Die Officiere unterhielten sich lebhaft, unter Anderen einer sehr geläufig in deutscher Sprache. Mit großem Danke nahmen sie die gereichten Erfrischungen an. Nur einer nicht. Es war ein älterer Capitän, der stumm und wortlos da saß und alles Angebotene mit finsterem Blick und unwilliger Handbewegung von sich wies. Einem der Offiziere waren drei Finger weggeschossen, ein Anderer hatte eine schwere Schußwunde im Arm. Beide wurde hier verbunden. Nach unserer Schätzung und nach Aussage der Escorte enthielt der Zug circa 300 Gefangene. Ihr Ziel war, soviel man erfahren konnte, Berlin. Wahrscheinlich kommen sie nach Spandau, damit sie Berlin, und, was noch wichtiger, die Berliner sie sehen können.

Frankfurt, 6. Aug. Konnten wir gestern über den sichtbaren erfreulichen Erfolg des Weißenburger Sieges berichten, so sahen wir heute zum Theil die Kehrseite der Medaille, die Verwüstungen, welche die Kugeln an den kräftigen Körpern unserer tapferen Soldaten angerichtet. Es trafen im Laufe der Nacht 151 Verwundete ein, welche nach Hanau dirigirt wurden und Vormittags zwei größere Züge mit Verwundeten, von denen jeder ca. 200 Mann enthielt. Zu zwei Drittel etwa waren es preußische und bayerische Truppen, während der Rest aus Franzosen bestand. Die meisten Schwerverwundeten waren merkwürdigerweise Franzosen vom 74sten und 50sten Regiment, während die Mehrzahl der deutschen Soldaten sich leidlich wohl zu befinden schien, und mit gesundem Appetit die ihnen seitens des Comitee's gereichten Verpflegungsmittel verzehrten. Statt des Biers gab man meist Wasser mit Wein vermischt, und vertheilte reichlich Cigarren. Den Turcos, die sehr zahlreich waren — einer trug sogar den weißen National-Burnus — schien das Frankfurter Bier sehr gut zu munden. Sie unterhielten sich im geläufigen Französisch lebhaft mit einigen jungen Frankfurtern. Die ausgetheilten Correspondenzkarten wurden von Freund und Feind eifrig benützt. Rührend war es mit anzusehen, wenn ein Krieger, dem ein Bein verwundet war, und der deßhalb sitzen mußte, das gesunde Bein als Unterlage für die Karte benützte, mittelst welcher er seinen Angehörigen Nachricht von seinem Schicksal gab. Der erste Verwundetentransport, von dem hier ca. 100 Mann untergebracht wurden, ging nach Homburg und Hanau; der zweite hatte Kassel zum Hauptbestimmungsorte. Aus dem Gespräch mit den deutschen Truppen entnahmen wir, daß der Kampf ein äußerst blutiger war. Von den Königsgrenadieren waren einzelne Compagnien bei der Formirung nach dem Treffen auf 120 Mann zusammengeschmolzen; ebenso hatten die Jäger, welche übrigens schon bei der Erstürmung Weißenburgs stark betheiligt gewesen waren, per Compagnie 30—50 Mann Verlust. „Die Turkos und Zuaven — so sagten sie — standen wie die Mauern. Wir mußten ganz ohne Deckung vorgehen und sie mit aufgepflanztem Bajonnet werfen. In Weißenburg selbst war es noch schlimmer, da wir gar keine Zielobjecte hatten, bis die Kanonen Bresche schossen."

Magdeburg, 5. Aug. Bekanntlich führte das hiesige 4. Artillerie-Regiment im Jahre 1866 einen Ziegenbock mit aus Böhmen zurück. Er ist seitdem bei der Truppe geblieben und auch dieser Tage wieder mit derselben zum Kampfe ausgezogen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 95. Speyer, Donnerstag, den 11. August 1870.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von F. M. Facano.

(Fortsetzung.)

VI.

Wie August Frowir an der zerbröckelten Terrassentreppe zu Pferde stieg, rauschte Regan in ihrem besten Seidenrocke, ihr spärliches Haar hoch gekräuselt, und athemlos geschnürt aus ihrem Zimmer und starrte ihm durch das Flurfenster nach: da sprengte er hin, und gerade jetzt, wo sie endlich mit ihrer mühsamen Toilette ferdig geworden . . .

Eine unsagbare Wuth, die kein Opfer fand, zischte in der alten Jungfer auf. Sie hätte sich die Locken und die Seidenfetzen herabreißen und die Schmink-Lage herabkratzen können — aber sie that es nicht. Mit einem wüthenden Stöhnen fuhr sie auf den Salon los. Da sie nun doch so schön war, sollte sie wenigstens Jemand sehen, vielleicht ärgerte sie Jemanden damit . . . denn sie glaubte, die „Schönheit müsse Jeden so ärgern wie sie selber.

„O, Du hast Deinen interessanten Besuch schon fortgehen lassen? . . . Nicht gut unterhalten? Oder ist man entzückt fort —?" süßelte sie ihrer geliebten Cousine zu und ihre Locken zitterten und ihre Wangen fältelten sich.

Maud stand noch immer an derselben Stelle des Zimmers. Jetzt erwachte sie gleichsam. Ein plötzlicher Ausbruch kam über sie und ihr ganzes inneres Wesen vibrirte so zu sagen. Sie wandte sich rasch um. „O, da kommst Du . . . jetzt erst!" sagte sie mit leidenschaftlicher Stimme. „Du hast Alles versäumt — wie Du Dich gefreut haben würdest! Ich habe ihn beleidigt, fortgejagt — bist Du nun zufrieden? Ist es jetzt gut? Oder soll ich vielleicht auch Greta eine Beleidigung anthun?" Die Stimme des ehrlichen, wilden Mädchens versagte in Trotz und sie wandte sich jäh nach dem Fenster um.

Auch Regan hatte jetzt einen Grund, ihre Galle loszulassen, und sie pfiff förmlich auf. „O, so gereizt? Aber Du wirst Dich deutlicher erklären müssen, liebe gute Maud, wenn ich Dich verstehen soll . . . Beleidigt! fortgejagt! Der Baronin eine Beleidigung anthun . . . Und ich soll das Alles . . . Hast Du . . . das Fieber?"

Maud's Aufregung hatte sich in einen kalten Zorn concentrirt. Wie sie sich wieder vom Fenster hereinwandte, hatte sie die Augenbrauen zusammengezogen und war sehr blaß und ihre Stimme war fest. „Ich habe nicht das Fieber und Du hast mich recht gut verstanden. Frowir's sind zu uns aufs Land gekommen, und Du hast gedacht, ich könnte zu froh und glücklich sein in froher Gesellschaft und Greta könnte zu schön sein für unsern Neid, oder was sonst Deine Gedanken in solchen Dingen sein mögen. Und Du hast mich gereizt, aufgestachelt, und sie dadurch in eine falsche Stellung zu mir gebracht und mich zu ihnen. Ich sehe das jetzt. Und ich kenne Dich schon lange — wie Alle Dich kennen, bei denen Du noch gewesen bist, Du hast Freude am Unfrieden und hast jetzt die Freude wieder gehabt. Aber diesmal hast Du wenigstens Gutes gestiftet damit. Denn es ist besser so, als wenn . . . es anders wäre. Und ich danke Dir."

Und Maud nickte scharf und schritt mit untergeschlagenen Armen nach der Thür.

Die Locken Regan's zitterten unheimlich drohend, ihr Gesicht war in ein tausendfaltiges Lächeln zusammengezogen, ihre dunklen Augen waren schrecklich groß, und sie machte beinahe einen Knix. „So, also Unfrieden stifte ich? Und Freude habe ich dran und in falsche Stellungen bringe ich die Leute! Wie gut, daß Du mir das Alles mittheilst, Maud. Davon habe ich ja gar nichts gewußt? Nun, sei ruhig, ich werde mich bemühen, Dich mit aller Welt in der süßen liebenden Vereinigung zu lassen, die Dein gefühlvolles Herz anstrebt, und will dieses arme Haus, in das ich Unheil zu bringen scheine, von meiner Gegenwart baldmöglichst befreien!"

Das war Regan's größter Trumpf, so oft man ihr ihre Intriguen vorwarf; sie glaubte damit eine Art Excommunication auszusprechen, und ihre Ankläger zu zerschmettern; und sie packte dann regelmäßig drei Stunden hindurch verschiedene alte Briefe und alte Kleider ein und packte sie dann ebenso regelmäßig wieder aus, um Abends zu weinen, sich ein verfolgtes, unschuldiges, gutherziges, verlassenes armes Ding zu nennen und damit Alles wieder gut zu machen.

Maud's edles Herz regte sich unwillkürlich, wie Regan mit einem krampfhaften, höhnischlächelnden Zucken an ihr vorüberschritt. — Aber die Brust war ihr

wie zugeschnürt; was kümmerte sie die Komödie oder die Falschheit Regan's, was war ihr die ganze Welt? Wie klein erschien ihr Alles in dem Chaos, das sich langsam und dunkel, noch gestalt- und farblos, nur so schmerzend in ihrer Brust bewegte. Und ihre erhobene Hand, welche die Cousine zurückhalten sollte, sank nieder, und Regan, die umsonst auf einen Zurückruf harrte, mußte wirklich majestätisch zur Thür hinausschießen.

Maud's Arme sanken an ihrem Leibe hinab und ihr Gesicht senkte sich. Jetzt wo es so still um sie war und der Groll aus ihr entfloh, blieb nichts mehr in ihr als ein tiefer, brennender Schmerz. Sie lehnte an der Wand und barg dann ihr Gesicht in den verschlungenen Armen. Es war ihr so heiß, wie zum Weinen.

„Mein Trotz, meine Wildheit haben mich zu Grunde gerichtet!" stöhnte sie in ihre Arme hinein und suchte vergebens erleichternde Thränen. „Ich habe ihn verletzt, gekränkt auf Nimmergutmachen. Er hat mir nie etwas gethan, er ist edel und brav. Und ich! . . . Es ist nun Alles aus! Aber es ist gut so. Es mußte so sein. Er ist ja Bräutigam . . . Er liebt Greta . . . Was ist er mir? Was soll er mir? Soll ich mich quälen lassen von seiner Nähe? Und freundlich sein! . . . Ich kann es nicht. Ich hätte es nicht gekonnt, nicht um die Welt . . . Denn er ist reich, unermeßlich reich, und wenn ich freundlich wäre, könnte er denken . . . O, er mußte so denken, als ich mich ihm näherte! Eine Abenteurerin, eine Mitgiftjägerin, eine . . . o, es ist gut so, es ist gut so. Ich hätte ja doch nie freundlich sein dürfen. Ach Gott, ach Gott . . .!"

Nein, sie konnte nicht weinen. Nur ein namenloses Gefühl lag auf ihrem Herzen wie eine Centnerlast und drückte die freie, ehrliche Seele des armen Mädchens zu Boden, ohne daß sie sich etwas gestanden oder klar gemacht hätte. Sie gestand sich nichts und sie machte sich nichts klar in diesem dumpfen Leiden, als daß sie einsam, verlassen und elend sei.

* * *

So fand sie Lina, die nach einer Weile die Zimmerthür öffnete und auf die Schwelle trat. Als das gute Mädchen ihre Herrin so dalehnen sah an der Wand, das Gesicht in den verschlungenen Armen vergraben, da trat sie leise wieder zurück und machte erst ein lautes Geräusch mit der Klinke der Thür, ehe sie dieselbe wieder öffnete. Nun fand sie Maud aufrecht, sie groß anschauend, mit brennenden, trockenen Augen. Maud fuhr sich mit der Hand über die Stirn, strich sich das röthliche Haar zurück und fragte: „Was willst Du denn?"

„Ich wollte nur sagen, gnädiges Fräulein, daß der Kaufmann gekommen ist . . . wegen . . ." sagte Lina in ihrer bescheidenen Weise.

„Wegen was?"

„Wegen der Rechnung, die bezahlt werden soll . . ."

Maud wurde etwas roth. „Ah! Wieder etwas zu bezahlen . . . geh zu Regan, Lina, Du weißt, sie hat das Geld." Lina strich sich die Schürze. „Es ist nur . . . es ist nur, daß Fräulein Regan ihre Zimmerthür zugesperrt hat, und sie wirft drinnen mit Schachteln herum und reißt alle Kästen auf und schlägt sie wieder zu und ruft, ich solle mich packen . . ."

Maud lächelte bitter. „O, Fräulein Regan hat eben eine Laune. Sage dem Kaufmann, er solle ein anderes Mal schicken."

Aber Lina wandte sich nicht zum Gehen. „Es ist nur . . . er war schon zweimal, dreimal da, und jetzt hat er sich in der Küche unten niedergesetzt und sagt, . . . er ist ein grober, ungebildeter Mensch, gnädiges Fräulein . . . und sagt, er werde nicht früher fortgehen, bis er bezahlt sei."

„O!" Maud ging rasch auf den kleinen Schreibtisch zu, öffnete ihn und riß einige Schriften hervor — zwei, drei Münzen klirrten — dann wandte sie sich um, zornig, noch röther geworden. „Geh noch einmal zu Regan, sag' ihr . . . sag' ihr, was Du mir gesagt hast. Du weißt, daß sie an den Rententagen immer das ganze Geld bekommt . . . ich . . ."

Lina wurde nun auch sehr roth; sie trat einen Schritt näher und sprach leise mit einem versöhnenden Tone: „Ja, aber . . ."

„Aber?" rief Maud, schon geärgert vor Verlegenheit, ungeduldig. „Hast Du mich nicht verstanden?"

„Ja, aber . . . Sie werden mir verzeihen, gnädiges Fräulein. Ich habe schon das letzte Mal Fräulein Regan davon gesagt, aber sie meinte, die Nota des Kaufmanns sei schon seit Monaten so angelaufen, daß man sie nicht bezahlen könne von den gewöhnlichen Interessen, denn sie würde ein ganzes Vierteljahr auf einmal verschlingen, so daß nichts bliebe für . . ."

Maud antwortete nichts im ersten Augenblick. Es gibt nichts Schrecklicheres, als wenn uns in einem Augenblick tiefen Seelenschmerzes noch eine materielle Qual hinzutritt — eine von jenen prosaischen, schon durch ihr Dasein verlegen machenden Qualen, die wir immer vor uns selber verleugnen möchten, weil sie so tief unter dem Fluge unserer trotzigen Seele sind, daß sie wie Pfützenwasser anmuthen, das den Saum unserer Gedanken beschmutzt. Maud wandte sich vom Schreibtische ab zum Fenster. Sie trat ganz nahe daran zu und legte ihre Stirn auf die naßangelaufene kalte Scheibe. So blieb sie eine Weile stehen und wie sie sich umwandte, waren ihre Augen voller Thränen. Das arme Mädchen kam sich so verlassen und allein vor auf der ganzen weiten Welt. Allein in ihrem Herzen und allein in ihrem Leben.

Lina stand noch immer an der Thür. Mit einem schweren traurigen Herzen, aber mit der demüthigen Bescheidenheit der echten Dienerin, die in ihrer stummen Liebe wohl einen tiefen Kummer haben mag für ihre Herrschaft — sonst aber nichts: nicht den Trost einer Freundin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenstrom nach Amerika sonst und jetzt.

Von Carl Winter in Newyork.

(Schluß.)

Newyork schützt und schirmt den Einwanderer in seinem Eigenthum, und die wachsenden Gemeinwesen des Westens gedeihen von den Früchten seiner wachsamen Sorgfalt. Denn wenn immer der arme Einwanderer von Gaunern geschunden wird, leidet seine Urtheilskraft, seine Energie vermindert sich, und im allgemeinen geht die moralische Elasticität verloren, deren er mehr als je zu einem Anlauf in einem neuen Lande bedarf; und so wird seinem Adoptivvaterlande ein schwerer Schaden zugefügt, wenn es, statt selbstständiger, unabhängiger Männer, Leute erhält, die an Geist gebrochen und, wenigstens zeitweise, nutzlos, sich selbst und anderen eine Bürde sind. Von diesem Standpunkte aus hat jeder, dem das Wohl seiner Mitmenschen und seines Adoptivvaterlandes am Herzen liegt, das stärkste Interesse dafür, daß der Einwanderer gehörig geschützt wird. Das beste Mittel für den Einwanderer, pekuniären Verlusten zu entgegehen, ist, gleich nach dem Westen weiterzureisen. Newyork wirkt, so zu sagen, als ein Filter, der den Strom der Einwanderung reinigt; das Gute läuft durch, das Schlechte bleibt meistens zurück. Die Erfahrung lehrt, daß es der kräftige, selbstständige, reiche Einwanderer ist, der sein Capital, seine Intelligenz und seine Arbeitskraft nimmt, um die westlichen oder südlichen Staaten zu bereichern. So weit man es berechnen kann, gehen von hundert Einwanderern vom europäischen Continent (meist Deutsche) 75 nach dem Westen und 25 bleiben in den großen Städten des Ostens, während von den Engländern und Irländern 25 sich im Lande niederlassen und 75 in den Städten des Ostens bleiben; also gerade das umgekehrte Verhältniß. So gehen fünfzig Prozent aller neuen Ankömmlinge nach dem Lande, und von diesen wieder drei Viertel nach dem Westen.

Es erübrigt nur noch, auf die Wirksamkeit einer der neuesten, aber wichtigsten Branchen des Castle Garden-Depots näher einzugehen. Es ist dies das 1867 durch Ph. Bissinger gegründete Arbeitsbureau (Labour Exchange). Im Mittelpunkt des geräumigen Saales finden sich mehrere für den Gebrauch der Beamten und Arbeitgeber bestimmte, mit einem Geländer eingefaßte Pulte. Zahlreiche, durch einen Gang von einander getrennte Bänke sind zu beiden Seiten. Auf der einen Seite sitzen die Einwanderer weiblichen, auf der anderen die männlichen Geschlechtes. Diese wieder sind, je nach ihren Beschäftigungen und der Länge ihres Aufenthaltens auf amerikanischem Boden eingetheilt, und auch in solche mit und ohne Referenzen. Jeder Emigrant trägt beim Eintritt seinen Namen, Schiff, Datum der Ankunft und Beschäftigung ein; ebenso trägt jeder Arbeitgeber in ein Buch seinen Namen, Adresse, Referenzen, Beschreibung der gewünschten Arbeitskräfte in ein Buch ein.

Dieses Arbeitsbureau leistet somit die Dienste eines Nachweisungsbureaus unentgeltlich für Einwanderer, die innerhalb oder außerhalb der Stadt Beschäftigung wünschen, und liefert alle Arten Arbeitskräfte für Landwirthschaft und Handwerke nach allen Theilen der Vereinigten Staaten an solche Arbeitgeber, die mit einer gehörigen Garantie des Charakters und anderen nöthigen Qualificationen sich an dasselbe wenden. Es hat seit den zwei Jahren seiner Reorganisation in 1868 31,143 Einwanderern, davon 18,114 männlichen und 13,029 weiblichen Geschlechts und im Jahre 1869 34,655 Einwanderern, wovon 22,844 männlichen und 12,111 weiblichen Geschlechts, Beschäftigung verschafft.

Die Beschäftigten repräsentirten 1868 fünfzehn, 1869 sechzehn Nationalitäten. Irländer und Deutsche waren vorherrschend. England, Irland und Schottland stellten 1868 9269 männliche und 11,975 weibliche, 1869 11,703 und 11,340. Deutsche und Schweizer waren es 1869 8,034 männlichen und 921 weiblichen Geschlechts, 1869 10,021 und 659 beziehungsweise. Als Curiosität mag erwähnt werden, daß 1868 6 und 1869 8 Mauren erwähnt wurden; sie trugen ihre Namen in arabischen Buchstaben ein. Von 11,703 Individuen aus England, Irland und Schottland, die 1869 engagirt wurden, konnten 3058 weder lesen noch schreiben; von 10,020 Deutschen und Schweizern gab es deren nur 321, ein glänzender Beweis für deutsche Volkserziehung.

Die Staaten Newyork und Newjersey gaben den Einwanderern mehr Arbeit, als der Rest der Vereinigten Staaten zusammengenommen. Die Nachfrage nach Arbeitern war viel größer, als das Angebot. Nicht ein Zehntel der großen Aufträge auf Eisenbahnarbeiter konnte ausgeführt werden, und nur ein kleiner Theil der Aufträge für Farmer (Deutsche) und Taglöhner (Irländer) konnte erledigt werden. Von einwandernden Ackerbauarbeitern blieben nur wenig in Newyork, die Mehrheit, namentlich die wohlhabende Classe, reisten sofort nach den westlichen und nordwestlichen Staaten weiter. Nur wenige deutsche Dienstmädchen kamen durch das Arbeitsbureau um Beschäftigung ein. Die Nachfrage überhaupt ist so stark, daß die Arbeitgeber bei Ankunft eines Dampfers sich in großer Anzahl im Arbeitsbureau versammeln und daß oft in weniger als einer Stunde die Hunderte von Arbeit suchenden Einwanderern engagirt und abgefertigt sind. Das Frühjahr ist die beste Zeit für Arbeitsuchende. Im Winter können nur wenige placirt werden.

Arbeiter und Handwerker wenden sich zumeist nach dem Westen und Nordwesten, weil sie dort sicherer sind, Arbeit zu erhalten. Der Farmer auf dem dortigen fruchtbaren Boden kann eher Arbeiter beschäftigen; der Arbeiter kann sich von seinem Lohn in nicht zu langer Zeit so viel sparen, daß er sich unter dem „Heimstättegesetz" 80 Acker Land kostenfrei auswählen und es bewirthschaften, oder daß er von den an den Pacificbahnen gelegenen Eisenbahnländereien sich billig Land kaufen kann. Bis er dieses Ziel erreicht, hat er durch Erfahrung gelernt, wo er sich

niederzulassen und wie er es anzugreifen hat, um Erfolg zu haben. Die großen Landbesitzer im Süden wünschen nach wie vor ihre weiten Besitzungen ohne Zeitverlust zu bestellen; zu diesem Zwecke brauchen sie freie Sclaven, und das fällt ihnen täglich schwerer, denn Arbeiter werden immer rarer. Der europäische Einwanderer verabscheut die Arbeit truppenweise eben so sehr, wie sie der Neger liebt. Seine Individualität wird übersehen, seine Selbstständigkeit angetastet und er als bloße Ziffer in der Masse betrachtet. Er sucht nicht den Pflanzer, sondern den Farmer auf, wo er in einer patriarchalischen Weise mit dem Farmer wohnt und arbeitet. Auch ist die den Farmarbeitern im Süden verabreichte Kost, Speck und Mais, Mais und Speck, mit Molasses, den europäischen Mägen nicht zuträglich. Die Pflanzer in Südcarolina, Tennessee, Georgia, Alabama und anderen Staaten haben, um nur ihre Pflanzungen bewirthschaften zu können, neuerdings weißen Ansiedlern gegen geringen Pacht Theile ihrer Plantagen zum Bebauen angeboten, mit dem Recht, sie nach so und so viel Jahren für eine gewisse Summe zu kaufen. Dies ist unstreitig das beste System, durch welches der Süden mittellose, aber arbeitsame Einwanderer an sich ziehen kann.

Der arme Bauer aus den Binnendörfern, der danach strebt, diesseits des Oceans ein unabhängiger Landbesitzer zu werden, der Reiche und der Dürftige, der zügellose Schwindler und der Ehrliche, der Gelehrte und der Handwerker — sie bilden eine bunte Menge, aber die meisten davon wandern mit dem intellegenten und festen Vorhaben aus, den Kampf des Lebens neu aufzunehmen und ihn stark und ehrenvoll durchzukämpfen, und dafür gibt es kein besseres Feld als die Union.

Miscellen.

Frankfurt, 8. Aug. Das gestern in der Stadt im Umlauf gewesene Gerücht, der in dem Wartesaal der Neckarbahn bewachte Turcos habe auf ein.n die Gefangenen escortirenden bayerischen Officier einen Mordanfall gemacht und werde auf der Pfingstweide erschossen, entbehrt jeder Begründung. Nachdem die Sache untersucht war, und der betreffende bayerische Officier erklärt hatte, daß dem armen Teufel gar nichts zur Last falle, wurde der Turcos, welcher seine Unschuld in der energischsten Weise vertheidigte, in das Lazareth aufgenommen.

Daß einzelne französische Gefangene das Verkaufen von Uniformgegenständen selbst nicht für recht finden, beweist folgender Vorfall. Ein Soldat wollte seine Decoration aus dem Krimkrieg gegen einige Cigarren ꝛc. einem reliquiendurstigen Civilisten verkaufen; dies bemerkte sein Kamerad, hielt ihm die Hand fest und gab ihm einen Stoß, daß er zurücktaumelte, worauf er ihm noch eine besondere Strafpredigt hielt. Der Mann bekam nun ohne seine Medaille zu verlieren die Cigarren.

Heute kam ein großer Transport bei Wörth gefangener Franzosen aller Waffengattungen hier durch. Dieselben gehen nach Magdeburg.

Große Heiterkeit erregte es gestern Nachmittag, als aus einem vorüberfahrenden Militärzug der laute Ruf erscholl: Die „freie“ Stadt Frankfurt lebe dreimal hoch! und all die Krieger, welche das Erinnerungskreuz des Jahres 1866 trugen, nicht an den Verlust des theueren Wörtchens „freie“ dachten und jubelnd in das Hoch einfielen.

* Zum guten Kampf.

Auf, mein Volk, zum blut'gen Reigen!
Auf zum wilden Waffentanz!
Auf zum Rhein! Es gilt zu zeigen
Deines Schwertes alten Glanz.
Hör', der Feind in frechem Muthe
Höhnet dich mit stolzem Mund,
Und er lechzt nach deinem Blute —
Schlage ihn, mit Gott im Bund.

Deinen Nacken sollst du beugen
Ihm, der sich in Hoffart bläht,
Sollst in Ehrfurcht stille schweigen,
Wenn er seine Lügen kräht.
Seinen Scepter sollst du küssen
Und nach seinen Wimpern seh'n,
Wenn er will, sollst du auch müssen
Ihm auf Tod und Leben steh'n.

Und er will — mit Frevlershänden,
Das Gewissen ausgebrannt,
Schleudert ruchlos, dich zu schänden,
Er ins stille Haus den Brand.
Und er will, ein wankend Schemen,
Und die matte Faust geballt,
Rache, wilde Rache nehmen,
Die von Jammer wiederhallt.

Nun, mein Volk, so mußt du wollen,
Sprich dein Wort mit aller Macht,
Laß die Schlachtendonner rollen,
Bis begraben er in Nacht.
Wecke auf die deutschen Hiebe,
Und, dem Feinde nah' gerückt,
Schlage, daß wie Spreu zerstiebe,
Der das Schwert nach dir gezückt.

Gürt' mit Wahrheit deine Lenden,
Wappne dich zu heil'gem Krieg,
Bitte, daß dir Gott woll' senden
Starken Muth und frohen Sieg.
Mit ihm dringe weit und weiter
In der Lüge Reich hinein,
Hau' die Wege immer breiter,
Doch die Hände halte rein.

Ha, schon ist ja Bahn gebrochen,
Eine Gasse frei gemacht,
Schon hat deutsches Schwert gesprochen,
Deutscher Arm schon Sieg gebracht.
Nieder liegen wilde Horden,
Die der Feind auf uns gehetzt,
Und schon ist in deutschen Worten
Ihm der Stahl auf's Herz gesetzt.

Auf, mein Volk, zum blut'gen Reigen!
Gib zum wilden Waffentanz
Deine Söhne, daß sie zeigen
Deines Schwertes scharfen Glanz,
Bis dein Reich von ihm erlöset,
Dessen Mund von Lügen träuft,
Bis die Schulden eingelöset,
Die der Frevler sich gehäuft.

Ph. Stübinger.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 96. Speyer, Samstag, den 13. August 1870.

Zeitgedichte.

An Napoleon.

Du hast's gewagt, der Frieden ist gebrochen! —
Mit frecher Lüge, die zum Himmel schreit,
Hast, Frevler, Du zu Deinem Volk gesprochen,
Und es, durch Stolz bethört, mit uns entzweit.
Weil wir einmal begonnen, zu erstarken,
So lang schon webend unsrer Macht Gespinnst,
Dieweil Dir selbst in Deines Reiches Marken
Des Aufruhrs grimmer Geist entgegengrinst —
Deßwegen warfst Du von dem morschen Throne
Den Feuerbrand in unseres Friedens Zelt!
Deßwegen, Deines Volkes Ehr' zum Hohne,
Wardst Du zum Lügner vor der ganzen Welt!
Und, o der Schmach! — statt daß es Dich verachtet,
So jauchzt Dein Volk noch Deiner Lüge zu,
Des Neides Wahn hat seinen Geist umnachtet!
Es sank so tief, wie längst zuvor schon Du!

Nun wiß! Das Eine wirst Du wohl erreichen:
Es wird ein Schlachtfeld werden riesengroß!
Vor nie geschauter Unzahl blut'ger Leichen
Wird heimlich schaudern selbst der Erde Schooß.
Es wird ein Seufzen sein und Weheklagen
Aus all' der Sterbenden und Wittwen Mund,
So tausendfach, wie nie seit alten Tagen
Auf einmal noch vernahm des Himmels Rund.
Wo Fleiß und Tüchtigkeit nur Segen schufen,
Da wird das Elend berghoch aufgethürmt,
Kommt plötzlich mit entmenschten Racherufen
Des Krieges Furie dahergestürmt.
In Jahren wird der Nachweh'n herber Becher
Für unser Volk, wie Dein's geleert nicht sein.
O Du gewissenloser Friedensbrecher,
Ja die Berechnung, sie trifft sicher ein!

Doch auch das Andre wiß, Du falscher Spieler,
Worin Du gründlich Dich verrechnet hast!
Du glaubtest Wunder als welch' guter Zieler
Du unsre: Schwäche Punkt in's Aug' gefaßt!
Schwarzweiß nur wähntest Du der Scheibe Farbe,
Doch sieh nun, wie sie schwarzrothgolden ist.
Blitzschnell verbrannt ward jede Hasses-Garbe,
Jüngst eingeheimst in unglücksel'gem Zwist.
Was allen Reden, Festen nicht gelungen,
Was wir umsonst ersehnt ohn' Unterlaß,
Des Vaterlandes Nothstand hat's erzwungen,
Zu Brüdern eint uns gegen Dich der Haß.
Dahin sind alle Stammesunterschiede,
S'ist Jeder nur des einen Volkes Sohn;
Und jeder singt im gleichen Racheliede:
„Fluch und Verderben Dir, Napoleon!"

Du trautest wohl dem Unheilsruf der Eulen,
Die brüteten in des Verrathes Nacht.
Doch sieh, zu himmelhohen Feuersäulen
Ist allwärts deutscher Treue Gluth entfacht!
Ein Jeder greift mit zorn'ger Faust zur Wehre,
Und wer's nicht kann, der hilft daheim im Land.
Selbst Oesterreich steht fest zu deutscher Ehre,
Und drückt zum Siegeswunsch uns treu die Hand.
Ja, wiß! Der Heldengeist der Freiheitskriege,
Er braust durch's Volk mit auferstandner Macht.
Wenn jetzt ein Arndt und Körner niederstiege,
Sie glaubten, ihre Zeit sei neu erwacht.
Wie über Deinen Ohm und Namensvetter,
Wird Fluch um Fluch auch über Dich ergeh'n;
Und wie bei Leipzig einst ein Schlachtenwetter,
Das Dich vernichtet, das ist unser Fleh'n!

So zieht geeint das deutsche Volk in Waffen
Voll Todesernst zum heil'gen Krieg heran.
Ob wir des Sieges Lorbeer einst erraffen,
Ob Du einst triumphirst auf blut'gem Plan —
Wer will schon jetzt die Ueberzeugung wagen?
Drum werd' kein Hohn, kein Prahlen bei uns laut!
Wir wissen's, welchen Riesenkampf wir schlagen,
Wie nie zuvor die Erde noch geschaut.
Das aber wiß auch Du, daß wir geschworen:
Es wird ein Kampf auf Leben und auf Tod!
Und ging uns auch die erste Schlacht verloren,
Nun wohl, zur zweiten dann! — Was hat's für Noth?
Dir soll vor unsrem zähen Leben grauen!
Doch Du? — fällt nicht in Trümmer gleich Dein Thron,
Wenn Dich Dein Volk einmal besiegt wird schauen? —
„Fluch und Verderben Dir, Napoleon!"

München, im Juli 1870.

Oskar v. Redwitz.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von **E. M. Vacano.**

(Fortsetzung.)

Maud that einen tiefen, raschen, entschlossenen Athemzug, wie sie vom Fenster wegschritt. Es gab manchmal rasche, männliche Entschlüsse in dieser Frauenbrust, und ein solcher Entschluß, der in der größten Entmuthigung kommt, macht immer den Eindruck frischen kalten Quellenwassers nach langem dürstenden Wandern.

Sie ging auf den Secretär zu, öffnete eines seiner hundert Fächer und nahm ein kleines altmodisches Sammetetui heraus. Sie öffnete es für einen Augen-

blick und ein tausendfarbiger Stein in alterthümlicher Fassung blitzte auf.

Sie schloß das Etui wieder und schob es in ihre Tasche. Dann wandte sie sich zu Lina. Sie trat ganz nahe zu der Magd; ihre Augen waren trocken und sie sagte freundlich: „Sei so gut und sage dem Kaufmann, er möge sich heute in der Abendstunde herbemühen, er wird seine Bezahlung voll erhalten. Und dann geh Du selber nach Plankenrode hinüber, und . . .“

„Noch vor dem Mittagsmahle?“

„Nein, nachher. Und such' mir den Igel, den Makler, und bringe ihn mit Dir zurück.“

Lina verstand Alles. Sie schaute ihre Herrschaft mit einem treuen Blick an und wandte sich dann um. An der Thür stand sie still, denn sie hörte, wie Maud, welche angefangen hatte, rasch auf- und abzugehen, ihren Namen rief.

„Lina“, sagte Maud und blieb in ihrem raschen Zimmergange stehen, „hast Du lange nichts gehört von Deinem Bräutigam? Wird er bald kommen?

Lina wurde sehr verlegen, aber sehr glücklich. Sie war immer sehr glücklich, wenn sie von ihrem Bräutigam sprechen konnte. „O, ich denke, gnädiges Fräulein“, sagte sie, „er ist gesund, und in ein, zwei Monaten glaube ich . . . aber — ich werde mich nicht entschließen können, fortzugehen. Nein, wirklich nicht.“

Maud lächelte sanft. „Und Deine Eltern, Lina, in Plankenrode. Geht es ihnen wohl?“

„Ja, ich danke, gnädiges Fräulein.“

Maud stand ganz nahe an Lina und sagte: „Es ist nur . . . vielleicht werde ich das Schloß ganz verlassen, Lina . . . und ich möchte nicht, daß Du nicht wüßtest, wohin Du gehen sollst . . . das ist so traurig . . .“

Lina machte ihre Augen weit auf, ebenso den Mund und wollte reden.

Aber Maud machte eine rasche, freundliche Bewegung und wandte sich wieder dem Schreibtische zu. Und Lina mußte das Zimmer verlassen.

Maud sank in einen der alterthümlichen Stühle nieder und griff sich mit den Händen ins Haar. „O, ich will fort, ich will fort! Weit fort! In die Stadt. Ich werde arbeiten; ich kann Musik, malen, Sprachen, und werde als Erzieherin leben. Ich werde gut leben davon. Ich kann ja nicht anders, da ich so allein bin. Ich werde in ein Gouvernantenbureau gehen. Es ist doch besser. Niemand wird mich kennen oder davon wissen . . . warum gibt man uns den Stolz und nicht die Mittel, diesen Stolz zu entschuldigen? — Und . . . und ich könnte ihn nicht mehr sehen! Ich kann ja nicht feindlich und unfreundlich sein mit ihm. Und freundlich? Regan hat recht . . . er würde glauben, ich wollte . . .“

Und in ihrem Schmerze dachte sie daran, was sie wohl glücklich machen könnte. Ach, nichts, nichts, die ganze Welt war leer an Glück für sie! — Selbst die Liebe eines Gatten würde sie nur namenlos beschämt haben, denn er würde denken, sie habe seine Liebe genommen aus Gewinnsucht, der schönen Kleider, einer ruhigen, geschützten comfortablen Heimath wegen. Sie war allein und hoffnungslos in ihrem verfallenden, einsamen Hause — einsam und dem Sturm preisgegeben wie ein Kind, das an der nassen Straßenecke steht und Märzveilchen feilbietet. Sie wollte fort von hier, in die Stadt, und dort wollte sie ihre stolze freierzogene Seele zwingen zu arbeiten für Andere, für Lohn; alle ihre kleinen Talente: Musik, Malerei und Sprachen wollte sie nützen, die so glücklich machen, wenn wir sie für uns üben, und die so nüchtern und quälend werden, wenn wir sie veräußern!“

Und als Regan eine halbe Stunde später, um die Essenszeit, erschien und scharf erklärte, sie habe ihre Sachen bereits zur Hälfte gepackt und sie werde einen Ort verlassen, wo sie soviel Unfrieden stifte, dabei sich aber ganz degagirt in ihrer Fensternische niederließ und ihre Stickrolle ausbreitete, fest überzeugt, Maud werde nun gutherzig ihren Arm um sie schlingen, da erhob Maud, die an ihrem Schreibtische saß, ihren Kopf und sagte: „Liebe Regan, acht Tage mußt Du noch bleiben, damit wir zusammengehen, denn ich verlasse Plankenrode auch. Ich gehe in die Stadt und werde einen Dienst suchen, und Du bist wohl so lieb und läßest mich bis zu diesem Augenblicke nicht ganz allein? . . .“

Regan von der Sayte ließ langsam einen lichtgrünen Wollstrang an ihrem abgeschabten Seidenrocke niedergleiten, ihre Augen wurden groß und wässerig, und alle Essigfalten ihres Mundes erweiterten sich in einer grenzenlosen Verblüfftheit.

VII.

Einige Tage später war ein Wintertag, wie man ihn selten erlebt; ein Wintertag, wo Einem stets ein Frühlingsgefühl durch die Brust zieht. Bitterkalt und sonnenhell, der Himmel rein und licht, und inmitten des blassen Aethers die Sonne als eine rothe, glühende, scharfabgegrenzte Kugel. Die Felder und die Anhöhen waren schneeweiß, wie mit blendendem Sammet überzogen. Die blattlosen Bäume waren wie verzuckert, und die schwarzen Vögel, die krächzend über die weiße Fläche zogen, schienen vor Lust zu tanzen. An solchen Tagen ist das Innere eines Hauses stets voll von dem transparenten, kaltreinen, hellen Lichte des Winters. Es gibt da gar keine Schatten — in den entferntesten Winkeln nicht.

Der bernsteinfarbige Salon glich einer wahren durchsichtigen Glasbonbonnière an diesem Tage. Das Feuer des Kamins erblaßte vor dem Lichte, verbreitete aber nichtsdestoweniger eine liebliche Atmosphäre.

Maud saß vor einer wahren Lawine von Briefen und Rechnungen, die sie sortirte, verbraunte, zerriß oder zerknitterte. Das schneelichte klare Wetter um sie spiegelte sich nicht in ihrem Herzen ab.

Etwa um die zwölfte Stunde kam Lina in das Zimmer und meldete Herrn August Frowir. Der Schnee lag draußen dicht, und Maud hatte den Hufschlag des Rosses nicht gehört. Sie erhob sich rasch

von ihrem Sitze, das Herz pochte ihr einen Augenblick bis in den Hals hinauf, dann stand es ihr gleichsam vor Erstaunen still. Und als August Frowir eintrat, sah er Maud sehr blaß und höflich lächelnd mitten im Zimmer stehen. Das rothe Haar zitterte in federartigen Wölkchen über ihre weiße Stirn herab und um ihre Augen lag ein dunkler Hauch, wie von Kummer oder durchwachten Nächten, jener wundersame Schleier, der ein Gesicht gleichsam verklärt.

Der junge Mann trat in seiner ernsten muthigen Weise näher. Seine Stimme war vielleicht allzu ruhig und sein Blick dunkler als sonst. Und wie sie miteinander auf das Sopha zuschritten, sagte er ihr, daß er gekommen sei, Abschied zu nehmen.

Sie saßen jetzt. „Abschied nehmen?" sagte sie mit einem höflich erstaunten Fragetone.

„Ja, denn ich gehe fort. Ich verlasse Frowir."

„Fort! auf eine Zeit? . . . In die Stadt zurück wahrscheinlich? . . . Der Winter auf dem Lande ist wohl zu einsam?"

„In eine Stadt? Vielleicht. Ich weiß selber noch kaum das Ziel meiner Reise. Jedenfalls nach der Schweiz, wo ich früher gelebt habe. Es handelt sich für mich nicht sowohl darum, irgend einen Ort zu erreichen, als darum, Frowir zu verlassen, diese Gegend zu verlassen."

Er sprach ernst, bestimmt, aber mit dem herkömmlichen halben Lächeln der Conversation. Er war so wunderbar schön, wenn er lächelte.

„Und die Baronin?" fragte Maud, da sie nicht weiter nach ihm selber fragen konnte. „Sie wird Sie nicht begleiten? Ich denke so, da sie nicht Abschied nimmt mit Ihnen."

„Greta wird wohl in die Stadt zurückgehen, aber nicht gleich. Damen brauchen eine längere Vorbereitung zu einer Uebersiedelung. Und ich gehe schon in diesen Tagen."

„Ah, dann wird wieder Alles leer hier", sagte Maud, „denn auch ich . . ."

„Ja ich habe gehört, Sie wollen Ihr hübsches Rococconestchen verlassen . . . Und . . . mein Gott, es ist besser, wenn wir uns verstehen und wenn ich gerade heraussprehe. Ich gehe eben, damit Sie bleiben können, gnädiges Fräulein. Denn ich bin überzeugt, Sie, die Jagdliebhaberin, die Freundin der Einsamkeit, werden sich nirgends so wohl fühlen wie hier."

(Fortsetzung folgt.)

* Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

Kaum war die Nachricht von dem großen, aber blutigen Sieg bei Wörth an der Sauer angekommen, so begab ich mich auf den Weg nach dem Schauplatze des Kampfes. Auf dem Landauer Bahnhof stand am 8. August seit 10 Uhr Morgens ein langer Zug mit einem Bataillon des 51. preußischen Regiments, aus Schlesiern bestehend. Die Leute waren seit 3 Tagen, seitdem sie bei Liegnitz die Eisenbahnwagen betreten hatten, ununterbrochen gefahren. Diesem Zuge schloß ich mich an, um möglichst rasch vorwärts zu kommen, allein es war vergebens; Stunde auf Stunde verrann, das Bataillon stieg aus, stieg ein, stieg wieder aus, sodann erhielten die Leute ihr Brod mit Speck vorgewogen, da an Fleischkochen nicht zu denken war. Jeder faßte einen halben Laib Brod und dann zerschnitten sie die mächtigen Speckstücke, theilten brüderlich und verzehrten sie gutes Muthes. Aber das was eigentlich noch zu dieser schwer verdaulichen Nahrung gehört, der Schnaps, war weniger reichlich vorhanden; doch ein hungriger Soldatenmagen, zumal aus dem Norden, wird auch ohne solche Zugabe befriedigt.

Und wieder verging Stunde auf Stunde und immer noch war keine Aussicht auf Weiterkommen. Trübe Nebel zogen über die scharf geschnittenen romantischen Berggipfel und aus den Thälern des Wasgaues hervor und ließen zeitweise tüchtige Regenschauer auf die Menschenmenge niederfallen und auf die Ochsen- und Schaafheerden, die dumm blöckend, in den theilweise überschwemmten Gräben und auf den sumpfigen Wiesen vor dem deutschen Thore weideten. Auch sie werden für das Vaterland sterben, scheinen aber von dieser ihrer erhabenen Bestimmung wenig Kenntniß zu haben; einstweilen labten und mästeten sie sich an dem lang entbehrten saftigen Grase, das von dem Regen wieder zum Leben erweckt, üppig aufzusprießen begann.

Einige Abwechslung in die Langeweile des Wartens brachten die Züge, die mit Verwundeten und Gefangenen von Weißenburg kamen. Da strömte Alles, was abkommen konnte, an den langen Wagenreihen entlang, um die Ermatteten zu laben und sich die Gefangenen zu betrachten. In Hülle und Fülle hatten die Landauer Speise und Trank am Bahnhofe aufgehäuft und Jeder bekam sein Theil. Zuerst kamen die Verwundeten und die Bedeckungsmannschaft an die Reihe, dann die Gefangenen, die manchmal, besonders wenn es Turcos oder sonstiges afrikanisches Volk waren, sehr knapp gehalten und barsch behandelt wurden. Die meisten der gefangenen Soldaten hatten noch ihre volle Uniform an und schon nach dem Aussehen der Leute zu schließen, schienen sie sich massenweise ergeben zu haben oder abgeschnitten worden zu sein. Die Erzählungen der Soldaten bestätigen auch diese Annahme und ließen so auf die Entmuthigung schließen, die unter den französischen Soldaten eingerissen war, als sie, trotz Chassepots, Mitrailleusen und ihrer festen verschanzten Stellung bei Wörth, von den deutschen Truppen geschlagen wurden.

Sehr schlimm waren diejenigen französischen Verwundeten daran, welche mangelhaft bekleidet waren, und solcher gab es nicht wenige. Die leichte Kleidung der französischen Soldaten, die an den Füßen aus Schuhen und Gamaschen besteht, paßt sehr wenig für diesen Feldzug in einer für die meisten Franzosen schon ziemlich nördlich gelegenen Gegend und mußte sich bei dem Wetter, wie es seit dem Tage von Weißenburg im Elsaß herrschte, als ganz ungenügend erweisen.

Hier können blos ganz gute hochschaftige Stiefel ordentliche Dienste leisten. Viele der Gefangenen waren barfuß; auf einem offenen Wagen sah ich einen Verwundeten, ohne alle Kopfbedeckung, der noch überdieß einen Theil der Brust entblößt hatte, ein bei dem nassen Wetter sehr bedauernswerther Zustand; mit französischer Nachlässigkeit aber bedeckte er seine Blöße mit einigen Leintwandfetzen und rauchte gleichgiltig eine Cigarre. Die Mehrzahl der Gefangenen schien nicht sonderlich betrübt über ihr Schicksal zu sein. Auch mehrere Officiere befanden sich in den Zügen, und einer derselben, ein Zuaven-Major, der seinen africanischen Diener bei sich hatte, wollte durchaus in Landau bleiben, um ins Spital aufgenommen zu werden. Er hatte die Hand zerschossen und die Wunde schien ihm Fieber und starke Schmerzen zu verursachen. Einer der preußischen Officiere, der Französisch verstand, übernahm die Vermittlung und erklärte dem Franzosen, das Spital zu Landau sei ganz mit Schwerverwundeten überfüllt, und er möge sich gedulden, bis er nach Mannheim komme, wo er in jeder Hinsicht bessere Pflege finden werde, und wo für Alles gesorgt sei. „Pour tout", wiederholte der Major und zog sich befriedigt wieder zurück.

So wurde es 9 Uhr Abends, und immer noch war keine Aussicht, von der Stelle zu kommen. Die Soldaten wurden daher zum Aussteigen commandirt und marschirten zu Fuß weiter in die Nacht hinein. Sie campirten auf dem Felde bei Rohrbach, und den nächsten Abend traf ich sie wieder in Weißenburg.

Für heute ging kein Zug mehr, und daher verließ Alles, was mit diesem Zuge auf den Kriegsschauplatz eilen wollte, darunter auch eine größere Anzahl von Aerzten, die Wagen und suchte in der Stadt nach Unterkunft; es war schwer in dem ohnehin schon überfüllten Landau noch ein Unterkommen zu erhalten. An einigen Häusern abgewiesen, war ich froh, endlich doch noch in einem kleineren Gasthaus ein Zimmer zu finden, das ich mit vier preußischen Marketendern theilen mußte; sie kamen von Wörth zurück und wollten Lebensmittel, besonders Brod, Dürrfleisch, Wein, Schnaps und Cigarren holen. Den nächsten Tag durchstöberten sie Stadt und Umgegend nach diesen Dingen; doch wird es ihnen schwer gehalten haben, größere Vorräthe von Dürrfleisch, nach welchem sie ganz besonders suchten, zu erlangen.

Die Zeche war billig, und der Wirth schien im Gegensatze zu so vielen Wirthen und Kaufleuten gar nicht das Bestreben zu haben, aus der Wohnungs- und Nahrungsnoth übermäßigen Vortheil zu ziehen. Um 8 Uhr war ich wieder auf dem Bahnhofe und traf glücklicher Weise gerade einen Proviantzug, der nach Sulz gehen sollte. Aber unsere Hoffnung, rasch vorwärts zu kommen, erwies sich als verfrüht; denn schon in Rohrbach war die Stockung wieder eingetreten. Vor uns hielt ein Militärzug, der ebenfalls ein Bataillon des 51. preußischen Regiments ins Elsaß brachte. Der Zug war den Tag vorher um 9 Uhr Morgens von Landau abgegangen und hatte sich in der Zeit von 24 Stunden nur bis hierher bewegen können! Die Soldaten waren ausgestiegen, hatten lange schmale Hügel auf den nassen Feldern aufgeworfen und dort ihre Feuer angemacht, um Fleisch mit Reis zu kochen. Einige Bauern und Weiber verkauften Brod, Milch, Butter und Schnaps. Viel Kopfzerbrechen machte es den ehrlichen Schlesiern, sich an das süddeutsche Geld zu gewöhnen. Die Forderungen der Bauern waren nicht zu hoch und sie ließen sich bloß die landesüblichen Preise bezahlen.

Von Rohrbach bis nach Sulz war eine vollständige Verkehrsstockung eingetreten. Die Bahn hat von Winden bis in's Elsaß hinauf nur ein Geleise, und da noch überdieß stets von Maxau her starke Züge sich hineinschoben, so wollte das Warten wieder kein Ende nehmen. Etwas Abwechslung gewährte es, als bayerische Soldaten, die ihrem Regimente nachrückten, aus einem Bremserhäuschen einen kurzen zerlumpten Burschen herauszogen, der sich ohne Fahrkarte oder Vorweis in den Zug hineingeschmuggelt hatte. Er wurde den Officieren vorgeführt und dort ließ man ihn wieder springen, da sonst nichts gegen ihn vorlag. Wahrscheinlich wollte er auf das Schlachtfeld, um dort Beute zu holen.

Drei Züge, welche, nach den Wagen zu schließen, Soldaten und Schlachtvieh aufwärts befördert hatten, kamen leer an uns vorüber; der vierte Zug brachte Verwundete und Gefangene. Vermuthlich fehlte es in Weißenburg und Sulz besonders an Leuten, welche die Verwundeten hätten begleiten können, weil man die Züge leer zurückgehen ließ. Nachdem wir von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags um ½ 4 Uhr gewartet hatten, wanderten wir endlich zu Fuß nach Winden, um womöglich dort bessere Gelegenheit zu finden. In der That erschien bald nach unserer Ankunft ein langer Lazarethzug. Er brachte bayerische Sanitätssoldaten, barmherzige Schwestern, Berliner Diakonen oder Krankenpfleger, welche mit Verbandzeug, Eis u. s. w. im Dienste der Johanniter auf das Schlachtfeld eilten, viele Aerzte von München und Berlin mit ihren Assistenten, sowie eine Anzahl Turner, die sich zu kleinen Sanitäts-Abtheilungen geordnet hatten; besonders practisch waren 15 Nürnberger eingerichtet; sie waren höchst zweckmäßig für das Feld uniformirt und mit allem Nöthigen für den Transport und die augenblickliche Hilfe wohl versehen. Alle hatten Unterricht im Verbandanlegen genommen und wollten sich der Armee anschließen, um gleich den Sanitätssoldaten unter das Commando zu treten. Später sah ich sie, als wir kaum in Sulz angekommen waren, sogleich einen Zug von Verwundeten einladen helfen, und nochmals begegnete ich ihnen, als sie nach Hagenau dirigirt wurden. Der Zug sollte, weil Hilfe dringend nothwendig war, so schnell als möglich nach Sulz gehen. Wir schlossen uns an und kamen etwa um 9 Uhr Abends nach Weißenburg. Von Landau bis dorthin hatte ich somit 1½ Tage gebraucht!

(Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 97. Speyer, Dienstag, den 16. August 1870.

Zeitgedichte.

So wird es geschehen.

Wie der Wolf, der Assyrer, in klirrender Pracht
Einbrach in die Hürden Judäa's bei Nacht;
Wie der Perser, der Ketten anlegte dem Meer,
Ueber Hellas ergoß sein barbarisches Heer;

Wie der Hunne, ein Pfeil, den die Steppe verschoß,
Auf die Abendwelt niederfuhr, zahllos zu Roß;
Wie die Flotte, die unüberwindlich er hieß,
Wider England der Spanier brüsten sich ließ;

Wie der Corse, der Ohm, in unendlichen Reih'n
Seine Tausende führte nach Rußland hinein;
Wie auf Leichen er aufschlug sein blutig Gezelt,
Und vermessen sich wähnte den Herrscher der Welt: —

So bekriegt jetzt der Corse, der Neffe des Ohms,
So bekriegt er die Ufer des deutschesten Stroms;
Es schüttern die Kolben, es rasselt der Stahl —
Seinem Troß gern credenzt' er des Rheinlands Pokal!

Dem Turco! dem Spahi! Der stützt ihm das Reich;
Wie er selber, Hyäne und Schakal zugleich!
Der bellt auf Geheiß, o verworfenes Spiel!
Deinen heiligen Hymnus, o Rouget de Lisle!

Von der Saar und der Mosel zum Odenwald schallt's;
Da erbleicht, da erzittert die Jungfrau der Pfalz;
Am Busen der Mutter verbirgt sein Gesicht
Der Säugling — ihr Lieben, o fürchtet euch nicht!

Euch zu schützen rückt Deutschland, das ganze heran;
Seine tausendmal Tausend stehen da wie ein Mann;
Stürmen an, drängen vorwärts, ein wuchtiger Keil,
Zum Verderben dem Zwingherrn, den Völkern zum Heil!

So nun wird's gescheh'n! Den Assyrer zerbrach,
Den Perser, den Hunnen ein einziger Tag;
Ihre Macht, ihre Pracht, sie verging wie ein Rauch —
Die Armada zerblies des Allmächtigen Hauch!

Und Ihn, der sich wähnte den Herrscher der Welt,
Hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt!
Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
Flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur vom Sitz!

Ferdinand Freiligrath.

Eine Spätherbstgeschichte.

Von E. M. Vacano.

(Schluß.)

Maud starrte ihn beinahe erschrocken an. „Gehen ... Sie ..., damit ich bleiben kann?" Sie wurde beinah roth vor Zorn. „Ja, meinen Sie denn, Herr von Frowir, daß ich Ihretwegen ..."

„Daß Sie meinetwegen diesen Platz verlassen? Jedenfalls meine ich so. Sie hatten nie die Absicht, ihn zu verlassen. Jetzt komme ich her. Sie haben eine Abneigung auf mich geworfen, die vielleicht unerklärlich, jedenfalls aber bewiesen ist. Sie mögen mich nicht. Ihr Freundschaftsverhältniß zu meiner Cousine würde Sie aber so zu sagen zwingen, mich dann und wann zu ertragen. Sie ziehen es also vor, Ihr Heim zu verlassen. Es würde eine wahrhaft orientalische Verstocktheit meinerseits verrathen, wenn ich das dulden wollte. Ich gehe also vor Ihnen. Was wird Sie dann hindern zu bleiben?"

Maud's Zorn über seine „Arroganz" verwandelte sich in Beschämung. In etwas Aergeres noch, da sie die ernste Trauer seiner Stimme hörte. Ihr ganzes Inneres empörte sich dagegen, daß er glauben sollte ... daß er glaube, sie — sie hasse ihn! Es war eine ärgere Qual als damals, wo sie gemeint hatte, er glaube, daß sie ihn liebe. Denn was waren der Zorn und der Stolz gegen das Gefühl ohne Namen, das sich auf ihre ehrlichen Lippen drängte, und das sie doch nicht aussprechen konnte ... Ach, sie wußte selber kaum, wie es zu benennen sei. Aber Haß — Haß war es nicht. Sie streckte nur rasch die Hand aus, wie beschwörend. „Sie sind im Irrthum!" rief sie. „Gewiß im Irrthum, mein Herr; wenn ich Plankenrode verlasse, so geschieht das aus jedem anderen Grunde eher als deshalb, weil Sie mein Nachbar sind. Soll ich Ihnen denn sagen, daß Sie mir ... Mein Gott, ich schwöre es Ihnen, mein Grund ist ein unüberwindlicher, er wird aufrecht bleiben, auch wenn Sie fortgegangen sind ..."

„Darf ich ihn wissen?"

Sie hielt mit einem Male inne — und warf einen Blick in dem altmodischen, mit verblichenen Tapeten überzogenen Rococosalon umher. Sie konnte ihm nicht sagen, daß dieser Grund die Armuth sei.

Die Armuth, und — ein Gefühl, das vielleicht das Gegentheil von dem war, welches er annahm. „Nein," sagte sie nach einer Pause kalt und ruhig, „ich kann Ihnen den Grund nicht sagen, Herr von Frowir. Es genüge Ihnen, daß Sie in demselben kein Factor sind. Ich muß gehen. Sie sehen also, daß Sie mich nicht vertreiben, daß Sie bleiben können."

Er machte eine leichte Verbeugung. „Ich danke Ihnen," sagte er mit einem schwachen Lächeln. „Wir sind also gute Nachbarn und gute Freunde. Aber ich werde doch gehen. Auch ich habe mehr Gründe als einen, diese Gegend zu verlassen." Er fühlte sich krank im Herzen, wie er so sprach.

„Und . . ."

„O, ich kann diese Gründe wohl gestehen. Mir gefällt die Gegend nicht. Ich möchte in die Welt zurück."

„Ja, es ist einsam hier."

„O, nicht in die Welt des Vergnügens Ich werde Reisen machen. In die Alpen des Südens. Ich werde Gegenden suchen, nicht Menschen. Für die Welt des Vergnügens habe ich nie eine besondere Leidenschaft gefühlt, und jetzt, jetzt würde ich mich vollends fremd fühlen in ihr . . ."

„Aber die Einsamkeit, und die pittoreske Einsamkeit — ich denke, die findet man nirgends besser wie — hier?" sagte Maud, indem sie zu scherzen versuchte. „Sie sehen, daß Ihre Gründe nicht ganz stichhaltig sind, so offenherzig Sie sein mögen . . ."

Das Herz schwoll ihm und seine ganze Seele empörte sich über die stumme Gefangenschaft. Er erhob sich halb. Er wußte selber nicht, was er sprach, aber er mußte sprechen. Es war ja das letzte Mal, daß er mit ihr redete. Die kalte Wintersonne draußen klärte jedes Gefühl, der Duft des Zimmers umzog seine Seele mit lieblichen Netzfäden — zum letzten Mal.

„Nun denn," rief er. „Ja, ich muß es Ihnen sagen, ich werde Sie ja nicht wiedersehen. Was liegt mir daran ob Sie mich auslachen. Ich gehe fort, weil ich Ihre Abneigung nicht ertragen kann. Denn sagen Sie, was Sie wollen, Sie hassen mich — und wenn Sie mich nicht hassen, so bin ich Ihnen doch gleichgültig, gleichgültig wie der Wurm, an dem Ihr Fuß vorbeischreitet — und das, das ist mir unerträglicher als ihr Haß, denn ich — ich liebe Sie, Maud!"

Sie starrte ihn wie geistesabwesend an. Sie wollte sprechen, aber ihre Lippen bewegten sich nur und wurden dann wieder regungslos.

Und über ihn war es wie ein Rausch gekommen; erschreckt und erleichtert, und hingerissen von seinen eigenen Worten fuhr er fort, indem er hochaufgerichtet vor ihr stand: „Ich liebe Sie, Maud, ja. Nur Sie allein. Ich weiß nicht, weshalb das so sein muß. Ich habe mich oft nach der Liebe gesehnt oder über sie gescherzt; ich habe sie so oft zu ersetzen versucht durch Begeisterung, Leidenschaft, das alles habe ich gefühlt, aber das noch nicht, was ich für Sie fühle, Maud: es ist unaussprechlich groß, klar, schön und schmerzlich zum Vergehen! — Mein Inneres war sonst wie eine Kirche, die voller Bilder ist: es hängen unzählige liebliche Heiligengesichter darinnen, ehrfurchterweckend und wunderthätig, und alle liebte ich. Blumen schmückten die Säulen, die Sonne brach durch die buntgemalten Scheiben und spielte in blauen, rothen und grünen Fluthen auf dem Boden; der Weihrauch stieg und die Orgel tönte. Und nur Eins fehlte: das Altarbild, der Messias oder die Jungfrau. Und so oft ich in mein Inneres einkehrte, mußte ich entsetzlich andachtlos werden und mir sagen: die leere Kirche! — Und ich wurde still, und man nannte mich ernst und einen Träumer. Und jetzt! — O, Maud, verzeihen Sie mir, wenn ich es Ihnen sagen muß, jetzt, wo wir scheiden auf Nimmerwiedersehen, jetzt, wo mein Anblick Sie nicht mehr ärgern, meine Liebe Sie nicht mehr beleidigen kann: ich liebe Sie! Ich weiß wohl, wie demüthigend es ist, Ihnen das zu gestehen, Ihnen, der Kalten, der Gleichgültigen; aber ich kann nicht anders — sowie ich nicht anders kann, als in dem Gedanken an Sie alle Schönheit der Welt, alle ungesagte Sehnsucht meiner Vergangenheit und alle Sanftheit meiner Zukunft zu finden und zu vereinigen. Und nun leben Sie wohl, Maud, und seien Sie glücklich. Es ist dies keine Phrase. Meine Liebe ist unselbstsüchtig genug, Ihr Glück als meinen höchsten Segen zu erflehen. Es ist traurig zum Vergehen, daß es mir nicht erlaubt war, Ihnen dieses Glück zu geben, trotziges, ehrliches, freiherziges Mädchen! Bleiben Sie alles das: aber den Stolz müssen Sie verlernen, damit der Mann, dem Sie einst begegnen und den Sie lieben werden, Sie glücklich machen kann! Das stärkste Weib, Maud, bedarf eines Tages den Schutz eines Mannes, und nur die Demuth des eigenen Herzens kann denselben als einen Segen ertragen lehren. Noch einmal, leben Sie wohl."

Er faßte ihre Hand und schaute sie mit einem letzten verschleierten Blicke an, in welchem seine ganze Seele ruhte. Maud hatte alle Worte gehört, als sinke sie in einem tiefen Meere unter und höre das majestätische Rauschen des schweren Wassers, das sich um ihre Brust legte. Und die Erstarrung, die sie ergriffen hatte, ging langsam in einen unbeschreiblichen Schwindel über.

„Sie lieben mich!" sagte sie, und Ihre Stimme klang nicht wie ihre eigene, und kein Athem kam aus ihrer Brust. „Und Ihre Braut!"

Er blieb stehen. „Ich habe keine Braut mehr. Ich werde Greta nicht heirathen. Sie liebt mich nicht und ich liebe sie nicht; wir vertragen uns höchstens. Die Verhältnisse und der Zwang eines Testaments haben uns zu Brautleuten gemacht. Es war der Wunsch meines seligen Großvaters. Wir halten das geheim gehalten und stellten uns lieber verliebt und versuchten es sogar in Wahrheit zu werden, um unserer Verbindung das Lächerliche zu nehmen. Da wir beide freie Herzen hatten und nichts besonders liebten oder noch zu lieben hofften auf Erden, so wollten wir uns verbinden. Jetzt aber, wo ich die Liebe kennen gelernt habe, die echte, die Alles umfassende, unbegrenzte, jetzt wäre eine Verbindung zwischen mir und Greta eine Sünde, ein Verbrechen, eine Schmach. Ich habe

ihr Alles gestanden, und sie gibt mir Recht. Greta wäre kein Hinderniß gewesen, wenn Sie mich geliebt hätten, Maud ..."

Jetzt war Maud ganz erwacht und ein grenzenloser Schmerz überkam sie, und die Thränen schossen ihr in die Augen. „Lieben! Sie reden von Liebe! Hätte ich das je gedurft, gekonnt? Sind Sie nicht reich? Hätte ich denn jemals die Liebe und ein Glück annehmen können, welches der Bettlerin den Comfort des Lebens wie ein Almosen mitgebracht hätte? Lieben! Wo Jeder gedacht hätte, daß vielleicht Ihr Reichthum der Same dieser meiner berechnenden Liebe gewesen sei? O, gehen Sie, gehen Sie und quälen Sie mich nicht länger. Mein Gott, mein Gott, Sie wissen nicht ..."

Er lächelte traurig. „Reich? Ich bin nicht reich, Maud, ich bin arm. Ich habe nichts als mein erworbenes Wissen und von dem werde ich leben. Des Großvaters Testament besagt, nur wenn ich meine Cousine Greta heirathe, sei ich sein Erbe. Im entgegengesetzten Falle geht das ganze Vermögen auf sie über. Und Sie wissen, daß Greta jetzt nicht mehr mein Weib werden kann."

Er küßte ihre zitternde Hand, die er noch immer in der Seinigen hält, und wandte sich mit krankem Herzen zum Gehen.

Da aber fühlte er einen ihrer Arme um seinen Hals, dann noch einen. Er schaut athemlos um und hält Maud an seiner Brust.

„Arm?" ruft sie. „Und Sie haben mich lieb?! Aber soll ich es Ihnen denn noch sagen, August, daß ich Sie auch lieb habe — daß ich Sie lieb gehabt habe vom ersten Augenblicke, ohne es zu wissen, wider meinen Willen, und daß meine ganze Scham, mein ganzer Trotz, mein ganzer Haß gegen mich selber gerichtet waren, gegen mich, da ich Dich lieben mußte, ohne daß Du es begehrtest oder wolltest, und da Du einer Andern gehörtest mit Leib und Seele — wie ich glaubte ..."

„Maud!"

„Ja, bist Du denn blind?" lachte und weinte sie. „Geh' nicht mehr fort, August, geh' nicht mehr von mir, ich möchte so sterben! ... Du hast mich auch gern! Mein Gott ... ich ... August, mir war so schrecklich, wie Du gehen wolltest, nie habe ich mich so arm, so verlassen, so verloren gefühlt wie heute — Ich habe ja auf der ganzen Welt nichts gefunden und werde nichts finden außer Deiner starken Seele, um mich auf sie zu stützen. Ich war wild, weil ich nichts zu lieben hatte bis jetzt, bis heute, August ...!"

„Maud, willst Du denn arm sein mit mir?" Und seine ganze Männlichkeit schmolz in seinem thränenschimmernden Tone.

„Arm?" sagte sie nur, und schaute ihn an voll Stolz und voll Demuth.

---

* Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

(Fortsetzung.)

Der Bahnhof von Weißenburg zeigte bedeutende Verwüstungen; doch hatten weniger die Gebäulichkeiten gelitten, als die Fenster und das bewegliche Material. Wie mir von glaubwürdiger Seite mitgetheilt wurde, hatten die Franzosen aus Weißenburg eine ziemliche Anzahl pfälzischer Eisenbahnwagen mitgenommen. Die Zerstörungen am Bahnhof sollen vielfach von deutschen Truppen herrühren, welche geglaubt hatten, nur französisches Eigenthum vor sich zu haben.

Alle verfügbaren Räumlichkeiten des Bahnhofgebäudes waren mit Verwundeten belegt, Preußen, Bayern und Franzosen, besonders stark aber von den beiden letzteren; sie lagen in den Wartsälen, in den Zimmern der Verwaltung, der Telegraphen-Abtheilung und der Douane. Die mit dem Zuge angekommenen Johanniter und sonstige Pflegekräfte begaben sich sogleich an die Arbeit, den Verwundeten die kommende Nacht erträglicher zu machen. Im Hofe, der sich gegen die Stadt zu öffnet, lagen haufenweise die Tornister aufgeschichtet und die Waffen, welche die fliehenden Feinde, aber auch die eigenen Verwundeten und Todten hier mußten liegen lassen. Mancher Ankömmling versuchte, sich in den Besitz eines Turco- oder Zuaven-Säbels zu setzen, oder gar eines der vielgemusterten Chassepotgewehre zu erringen; aber die Soldaten hielten scharfe Wache, und nur wenigen besonders Glücklichen wurde eine solche Gunst zu Theil.

Unter strömendem Regen suchten wir uns in der Dunkelheit der Nacht den Weg zum Thore der Stadt. Dicker Koth bedeckte zollhoch die Straße, an welcher rechts und links die Truppen zwischen den Bäumen lagerten; bald leuchteten die flammenden Wachtfeuer grell auf die kühnen kräftigen Gestalten, bald sanken diese nach einem solchen Lichtblitze wieder in tiefe Finsterniß zurück.

Das französische Thor hatte wenig gelitten, um so stärker aber das Landauerthor, durch welches die Bayern in die Stadt gedrungen waren. Die äußeren Pfeiler waren zusammengeschossen und herabgestürzt; auch die Häuser in der Nähe waren mannigfach beschädigt. Im Ganzen aber sind alle Schilderungen von den Verwüstungen der Stadt, von dem Feuer, das Alles verheert haben soll, kolossal übertrieben. Wohl haben manche Häuser bedeutend gelitten, weniger durch die Artillerie, welche anfangs Kugeln in die Stadt sandte, als hauptsächlich durch das hitzige Straßengefecht, welches nach der erzwungenen Oeffnung des deutschen Thores sich entspann. Da kam es vielfach zum Handgemenge mit den Franzosen, besonders mit den Zuaven und Turcos, welche aus den Häusern herausschossen; diesem Umstande ist wohl auch der größte Theil von dem, was über die Betheiligung der Weißenburger Bürger am Kampfe erzählt wird, entsprungen. Wohl mag sich mancher Querkopf im Unmuth über den glücklichen Erfolg der deutschen Truppen dazu haben hinreißen lassen; aber diese Fälle sind nicht häufig gewesen. Mannichfach hat man auch, weil die französischen Soldaten aus den Häusern

feuerten, die Hausbesitzer eingezogen, so den Spediteur Scherer, dessen Haus rechts vom Ausgang des Bahnhofes liegt. Er wurde indessen bald wieder frei gelassen. Da die Schüsse aus den Häusern kamen und der Feind die Stadt noch besetzt hatte, so konnte man in den meisten dieser Fälle nicht sicher ermitteln, wer gefeuert habe.

Wie schon bemerkt, sind die Erzählungen von dem Schaden, den Weißenburg durch den Kampf erlitten habe, übertrieben, Manches ist sogar bis ins Ungeheuerliche aufgeblasen. So schrieb ein Correspondent der Wiener „Presse“ in dem Abendblatte vom 10. Aug.:

„6. August. Auf einem Trümmerhaufen, denn Weißenburg ist fast nur noch als solcher zu betrachten, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Der Kampf ist auf beiden Seiten mit grenzenloser Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt worden, unter dem beiderseitigen Kanonen- und Granatenfeuer hat die Stadt furchtbar gelitten, eine große Anzahl Häuser ist in Asche gelegt und noch steigt der Rauch an vielen Stellen in dichten Wolken empor.“

Offenbar war dieser Correspondent gar nicht in Weißenburg, oder er hat, denn dafür wird er ja bezahlt, seinem Publikum etwas recht Interessantes bieten und die Farben dick auftragen wollen, gleichviel ob sein Bericht wahr ist oder falsch. Der Leichtsinn, mit welchem mancher dieser Herren in die Welt hinausschreibt, ist in einer solchen Zeit doppelt unverzeihlich, und ich begreife recht gut, warum man daher militärischerseits diese Special-Correspondenten und das fahrende Literatenthum überhaupt mit mißgünstigen Augen ansieht. Im besten Falle übersieht der Correspondent doch bloß einen Theil der Ereignisse, und da ihm officielle Berichte selten zu Gebote stehen, so ist er hinsichtlich alles Uebrigen auf das Hörensagen angewiesen; sowie man aber aus dieser Quelle schöpfen muß, wird selbst die strengste Wahrheitsliebe des Berichterstatters Schiffbruch leiden. Ist nun so die Mehrzahl der Special-Correspondenten, was die volle Erkenntniß der Thatsachen und die Uebersicht über die Ereignisse betrifft, in keiner hervorragend günstigen Lage, so ist das Publikum hinsichtlich der Darstellung und der Berichte selbst ganz der Wahrheitsliebe dieser Herren anheimgegeben. Damit ist es aber, wie obiges Beispiel zeigt, nicht immer gut bestellt und Viele machen in Sensationsnachrichten. Das Beste wäre, wenn das Hauptquartier selbst einige tüchtige, zuverlässige Leute zur Seite hätte, welche Einsicht in die Berichte erhielten und mit deren Hilfe so rasch als möglich den gelesensten Blättern des Landes und ganz besonders der nächsten Umgebung ausführliche Darstellung der Vorgänge mittheilten.

Ein tolles Durcheinander herrschte in Weißenburg; überall Soldaten von allen Uniformen und Waffengattungen. Das ging und kam ununterbrochen; dazu regnete es, was vom Himmel konnte; Einquartierung zog bataillonsweise in die Stadt, die Gast- und Wirthshäuser waren vollgestopft und mit Mühe erlangten wir noch ein Plätzchen, um Einiges zu genießen. Die Soldaten benahmen sich im Ganzen sehr ordentlich gegen die Bürger; diese selbst zeigten sich gefällig, so gut es in dem Menschengewimmel und in dem betäubenden Lärm ging. Doch war wenig Aussicht, Unterkunft für die Nacht zu erhalten und überdies konnte uns Niemand sagen, wann unser Zug nach Sulz weiter gehen sollte. Man wußte nur, daß derselbe, weil dort dringend nothwendig, in aller Frühe befördert werden solle, sobald der Befehl dazu von Sulz gegeben sei. Unter diesen Umständen hielten wir es für räthlich, sicher zu gehen und kehrten wieder auf den Bahnhof zurück, wo wir uns mit vielen anderen Schicksalsgenossen im Eisenbahnwagen ein hartes Lager zurecht machten. Wir dachten an die vielen Tausende, die bei dem strömenden Regen unter Gottes freiem Himmel übernachteten; so lagen wir wenigstens trocken und waren sicher, so schnell als möglich befördert zu werden.

Der nächste Morgen führte uns wirklich schon mit Tagesanbruch nach Sulz. In weitem Bogen umzieht die Bahn den Gaisberg, der sich sanft ansteigend südlich von Weißenburg etwa 500′ über dem Städtchen erhebt. Vom Kampfe selbst waren von dem Eisenbahnwagen aus nur noch wenige Spuren zu sehen. Die Todten und Verwundeten waren seit einigen Tagen weggeschafft, und nur hie und da zeigte ein zertretenes Feld, eine verwüstete Hopfenpflanzung, ein durchbrochener Zaun, daß Deutsche und Franzosen hier in hartem Strauß aufeinander gestoßen waren; selten, daß noch ein ausgeräumter Tornister oder gar ein Gewehr auf den Feldern lag.

Die Franzosen hatten beim Abzuge von Weißenburg keine Zeit mehr gehabt, den Bahnkörper zu zerstören. Wohl hatten sie die Schienen und Schwellen aufgerissen, allein dieser Schaden ließ sich leicht wieder gut machen; rasch hatte eine Abtheilung der Feldeisenbahn Alles wieder in Stand gebracht und der breite Damm bot dann einen bequemen Weg zum Vordringen und schnellen Nachschieben der Truppenmassen. Die Brücken, über welche wir fuhren, waren ebenfalls erhalten geblieben, ihre Sprengung hätte den deutschen Truppen bedeutenden Aufenthalt verursacht, denn man hätte mit ganz starken Holzconstructionen sich einstweilen aushelfen müssen.

Der Feind hatte auch den Plan gefaßt, den etwa zwei Kilometer von Weißenburg entfernten Eisenbahn-Einschnitt zu verschütten; aber glücklicherweise war der Stoß der Bayern und Preußen so stark, daß ihm dazu keine Zeit mehr blieb. Zu diesem Zwecke hatten die Franzosen in die beiderseitigen Böschungen des Einschnittes gegenüberstehende mannshohe Stollen etwa 5 Meter tief hineingetrieben. Sie sollten mit Pulver gefüllt und gesprengt werden und man hoffte so den Eisenbahnverkehr auf längere Zeit durch die herausgeschleuderten Erdmassen unmöglich zu machen.

Die französischen Bahnwärter, von denen sich viele entfernt hatten, waren theilweise durch preußische Soldaten ersetzt, die scharf aufpaßten, damit den Zügen nichts zustoße.

(Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 98. | Speyer, Donnerstag, den 18. August | 1870.

* Zeitgedichte.

Das deutsche Handwerk.

(Im Sommer 1870.)

Aus der Werkstatt all heraus!
Neue Kunden warten draus,
Wollen sie bedienen!
Arbeit ist da viel bestellt;
Liefern's billig, ohne Geld;
Wohl bekomm es ihnen!

Statt des Hammers hier ein Schwert!
Gut Gewehr ist Goldes werth;
Handwerkszeug sind Waffen.
Vorwärts! Vorwärts! All herbei!
An die Arbeit frisch und frei!
Wollen ehrlich schaffen.

Schmiede hämmert Schlag um Schlag,
Daß es Funken sprühen mag,
Daß der Boden dröhnet!
Schlosser helft und seid nicht faul!
Legt ein Schloß an's Lügenmaul,
Daß der Feind nur stöhnet!

Zuaven, Fässer sind's voll Wein;
Schlagt dem Faß den Boden ein!
Küfer, kommt das sollt ihr!
Frankreich hätte neu versohlt
Gern den Rücken sich geholt;
Schuster, hin! das wollt ihr!

Tischlerhandwerk, Ehr' und Heil!
Grobem Klotz ein grober Keil!
Hobelt den Franzosen!
Und ihr Tüncher seid zur Hand!
Färbt uns roth des Feindes Land,
Roth wie seine Hosen!

Maurervolk und Zimmerleut',
Wie es Euch im Herzen freut,
Ihm auf's Dach zu pochen!
Späne fliegen, daß es kracht,
Schwingt den Hammer voller Macht!
Bresche wird gebrochen.

Seht, der Bursch wird gar zu frech,
Lügt und prahlt und schwatzt nur Blech;
Klempner, seid zur Stelle!
Und vor Allen, Gerber, ihr,
Viel für Euch zu thun ist hier:
Gerbt die schönen Felle!

Auch ihr Schneider seid dabei;
Flickt dem Feinde allerlei,
Wohl am Zeug und Kleidern,
Und ihr wißt zu guter letzt
Ihm, den wir hinaus gehetzt,
Rückzug abzuschneidern.

Und ihr Andern all', hurrah!
Eure Muthzeit ist jetzt da;
Wisset sie zu nützen!
Lohnen wird's in treuem Sinn
Vaterland, die Meisterin,
Die wir Alle schützen.

Frankfurt am Main.

H. H.-D.

* Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

(Fortsetzung.)

Das dorfartige Städtlein Sulz, zum Unterschiede von dem gleichnamigen Fabrikorte im obern Elsaß, Sulz unter'm Wald genannt, weil es unterhalb des großen Hagenauer Forstes liegt, zählt ungefähr 1800 Einwohner und besitzt, worauf schon der Name hindeutet, Salzquellen, die ein kleines Bad speisen. Das Städtchen war seit der Schlacht von Wörth ein großes Kriegslazareth; auf allen Wegen, die von der Pfalz in das Elsaß führen, schoben sich lange Colonnen, theils vom Dampf beflügelt, theils von Pferden gezogen, schon seit mehreren Tagen hierher, um Hilfe zu bringen; denn bereits begann der Mangel am Nothwendigsten sich fühlbar zu machen und vor Allem fehlte es dringend an Verbandzeug für die Opfer des blutigen Kampfes. Alle Häuser lagen voll Verwundeten und überall wehte das rothe Kreuz im weißen Felde.

Auf den Straßen und am Bahnhofe wimmelte es von Leuten, welche Hilfe brachten und sich zum Sanitätsdienste stellten. Der Johanniter-Orden, adelige preußische Herren von der politischen und religiösen Richtung der „Kreuzzeitung", hatte in Sulz ein Hauptquartier und von hier aus wurden die pflegenden Kräfte geleitet. Mit der größten Zuvorkommenheit und Freundlichkeit ertheilten die Herren ihre Auskünfte, so daß Jeder, der helfen wollte, sich bald am richtigen Platze befand. Am Bahnhofe, wo der Mittelpunkt dieser Thätigkeit war, herrschte in Folge dessen ein lebendiges Treiben, das sich aber ohne Störung und in bester Ordnung stets wieder ab-

wickelte. Kräftige Turner und Soldaten brachten Verwundete herbei, um sie in dem bereit stehenden Zuge unterzubringen, der sie aus dem überfüllten Orte in die heimischen Spitäler zu besserer Pflege bringen sollte. Barmherzige Schwestern und Diakonissen eilten durch die Menge, die sich achtungsvoll vor ihnen theilte; vielen der Verwundeten wurde hier noch einmal der Verband angelegt, ehe man sie dem Stoßen und Schütteln auf der Eisenbahn überließ. Die angekommenen Lebensmittel und Lazareth-Vorräthe wurden in die leeren Magazine des Bahnhofes abgeladen; Truppenabtheilungen zogen vorüber, um sich mit ihren Regimentern zu vereinigen; über all den vielen Menschen aber, die sich hier zusammendrängten, lag trotz des Sieges und der günstigen Nachrichten vom Vormarsche der Armee eine tiefernste, ruhige Stimmung, wie es nicht anders sein konnte im Hinblicke auf das unendliche Wehe und den Jammer des Krieges, auf das gräßliche Elend, das hier Jedem greifbar vor die Augen trat und zu dessen Linderung sich alle Kräfte vereinigten.

Der Bahnhof liegt ziemlich hoch und wird durch eine tief liegende Wiese von dem Städtchen getrennt. Da unten hatte man Baraken aufgeschlagen zur Unterkunft für die Verwundeten und Kranken, und der übrige Theil der Wiese war mit erbeuteten Waffen bedeckt. Mehrere Wagenladungen von Chassepotgewehren warteten auf den Weitertransport, ferner wohl 25 mit Munition gefüllte Protzen, ebensoviel Kanonen und ungefähr 4 Mitrailleusen. Begreiflicher Weise drängten sich die Ankömmlinge bald um diese vielbesprochenen Mordwerkzeuge, und ich will versuchen, dem Leser einen möglichst genauen Begriff davon zu geben. Er wird sich zugleich davon überzeugen, daß die Waffe nicht die Furchtbarkeit hat, die man ihr zuschrieb, um den Muth und die Siegeszuversicht der Franzosen zu erhöhen.

Die Mitrailleuse oder der Mitrailleur ist eine Kanone und auf den ersten Blick von den übrigen französischen Geschützen dadurch zu unterscheiden, daß sie von hinten geladen wird. Die Franzosen haben nämlich ihre gezogenen Geschütze auf Vorderladung eingerichtet, wodurch es möglich sein soll, etwas schneller zu schießen. Ein weiteres Kennzeichen ist das Rohr, welches nicht eine einzige große Oeffnung zeigt, sondern 25 kleine Oeffnungen für die Flintenkugeln.

Diese 25 Oeffnungen sind quadratisch angeordnet, so daß 5 übereinander liegende Reihen je 5 Oeffnungen zeigen. Der officielle Name dieses Geschützes ist canon à balles — Infanterie-Kanone; sein Erfinder ist der Oberstlieutenant Victor de Reffy in Meudon; es besteht aus 25 gezogenen Gewehrläufen von 11 Millimeter Kaliber und 1 Meter Länge, welche zu einem quadratischen Bündel aus 5 Lagen von je 5 Läufen zusammengelöthet und dann mit Bronce umgossen sind. Das Verschlußstück, das sich hinter diesen Läufen befindet, ist natürlich beweglich und besitzt für jeden Gewehrlauf einen Schlagstift mit Springfeder. Es läuft in einem Schlitten und wird durch Drehen einer Schraube leicht zurückgeschoben. Alsdann wird das Geschütz geladen, indem man eine mit 25 Löchern versehene Platte, die in jedem Loche eine Patrone trä t, einsetzt; durch Zurückdrehen des Verschlusses werden die Patronen in die Läufe getrieben und gleichzeitig alle Federn gespannt. Die Patronen haben Centralzündung. Will man abfeuern, so wird eine Platte, welche bisher die Spitzen der Schlagstifte von der Patrone getrennt hat, durch Drehung einer Kurbel allmälig fortgezogen; die Federn treiben die einzelnen Stifte mit Gewalt auf die Patronen, diese explodiren und die Kugel verläßt den Lauf. Man hat es so in der Hand, immer nur einen Schuß nach dem anderen zu geben, kann aber auch durch schnelle Drehung der Kurbel eine Salve von 25 Schüssen auf einmal absenden. Nach französischen Angaben könne man mit diesem Geschütz in der Minute etwa 300 Kugeln absenden, also 12 mal laden und feuern. Es mag sein, daß dieß bei gut geschulten Truppen und auf dem Exerzierplatze der Fall ist, allein wenn man auch die ungünstigen Verhältnisse des Kampfes in Betracht zieht und die Hälfte von den oben angegebenen Schüssen in der Minute gelten läßt, erscheint auch diese Zahl immer noch bedeutend.

Die Soldaten hatten indessen bald allen Respect vor dieser „Kugelspritze“ verloren; denn in der That hat sie sehr wenig Schaden angerichtet. Der Humor der Truppen nannte sie die „Kaffeemühle“; und so oft man die Franzosen an der Kurbel drehen sah, warfen sich unsere Soldaten zu Boden und der Kugelhagel prasselte fast unschädlich über sie hinweg. Der größte Fehler dieses Geschützes besteht darin, daß die Läufe parallel nebeneinander liegen. Hätte man den 5 Röhren divergirende Richtungen gegeben, so wären die Kugeln vom Mittelpunkte weg auseinander geflogen; so aber war dies nicht gut möglich ohne die ganze Construction des Geschützes zu verändern, es viel schwerer und complicirter zu machen. Bei der jetzigen Einrichtung der Kugelspritze bleiben die 25 Kugeln beisammen und können daher höchstens 3 oder 4 nebeneinander stehende Feinde tödten, und förmlich durchlöchern, den Uebrigen aber trotz der gewaltigen Salven keinen Schaden thun. Im Verhältnisse zu ihrer Schwere und dem Aufwande von Kräften, den die Mitrailleuse erfordert, ist ihre Wirkung sehr gering und sie bietet sowohl der Infanterie, noch mehr aber der Artillerie eine prächtige Zielscheibe dar. Seine eigentlich passende Verwendung hätte dieses Geschütz bei Vertheidigung der Vogesenpässe finden sollen; dort hätte es in den engen Defileen gegen dichte Truppenmassen in der That die Wunder wirken können, die man von ihm französischerseits erwartet hat. Bekanntlich hat man aber jene Pässe ohne Schuß den deutschen Truppen überlassen.

Durch lange Transporte von Lebensmitteln, Fourage, Verwundeten und Gefangenen bahnten wir uns den Weg in die Stadt. In der Kirche waren ungefähr noch 100 gefangene Franzosen, die theilweise verwundet waren; barmherzige Schwestern legten ihnen mit bewunderungswerther Sicherheit und Geschicklichkeit einen besseren Verband an, dann wurden sie abgeführt.

Alle Waffengattungen waren vertreten, besonders viele Turcos und Spahis mit ihren langen weißen Mänteln befanden sich hier. Die letzteren plauderten ganz vergnügt unter sich und mit den Fremden.

Ueberall, wo Gefangenen-Transporte kamen, wunderte man sich über die vielen alten Soldaten, welche sich unter ihnen befanden. Es ist dieß bei unseren deutschen Truppen etwas ganz Unerhörtes und hat seinen Grund in einer Einrichtung der französischen Armee, die nicht wenig zu ihrer Niederlage, noch mehr aber zu der wilden regellosen Flucht und der massenhaften Gefangennehmung beigetragen hat. Wir meinen das Institut der Stellvertreter, remplaçants. Schon vor Jahren, lange vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges wurde darauf hingewiesen, welche Verheerungen die Ausartung dieses System in dem Geiste der französischen Armee angerichtet habe, und eine kundige Feder prophezeihte schon damals die Niederlage Frankreichs gegenüber Preußen. Dieses System der Einsteher war, als der verstorbene Marschall Niel die neue Organisation einführte, um die Armee stärker, schlagfertiger und der preußischen ebenbürtiger zu machen, bereits so im Heere und im Volke eingewurzelt, daß eine Abschaffung desselben unmöglich war. Man hatte nämlich von jeher alle Mittel angewandt, um möglichst viele gediente Soldaten zu erhalten und so eine große Anzahl Berufssoldaten als Stock des Heeres zu bilden. Die Regierung erlaubte den Soldaten, welche bereits ihre erste Dienstzeit von 7 Jahren hinter sich hatten, als Ersatzmänner für Andere wieder einzutreten und suchte sie hiefür zu gewinnen, indem sie diesen Einstehern auf jegliche Weise pecuniäre Vortheile zuwandte, die Einstehersumme für sie nutzbringend anlegte, so daß der Soldat außer Vermehrung des Einkommens durch Alterszulagen, durch den Dienst auch Vermögen erwirbt. In Folge dessen hat sich die Zahl der fortdienenden alten Soldaten im Laufe der letzten 20 Jahre so vermehrt, daß jetzt wohl über 150,000 Mann des französischen Heeres aus solchen Stellvertretern bestehen. Meist recrutiren sie sich aus den stark bevölkerten Provinzen Elsaß, Lothringen, Bretagne, Flandern und der Freigrafschaft.

So gut dieses System schien, so litt es doch an dem gemeinsamen Fehler Alles dessen, was das zweite Kaiserreich geschaffen hat. Das Heer wurde bald moralisch vergiftet. In alle Adern des französischen Lebens drang die von oben her gepflegte Corruption, Genußsucht und Unsittlichkeit; Treue und Glaube, warme, echt patriotische Anhänglichkeit an die sittlichen Principien, an Recht und Moral galt ja nicht mehr unter diesem Regime, das durch Eidbruch zur Herrschaft gekommen war, und das, um sich zu halten, dem Volke Effekt auf Effekt und eine übertünchte Gloire vor die Augen führen mußte. Mit gewaltiger Anstrengung wurde der materielle Aufschwung des Landes in die Höhe geschraubt, in den Händen Weniger vereinigt und pomphaft zur Schau gestellt. Der glückliche Börsenspieler war der Mann des Tages; der sinnliche Genuß, die Verachtung jeder höheren Gesetze war Lebenszweck und der einzige Gott war das goldene Kalb. Alle Schichten des Volkslebens durchdrang dieser Geist, und warum sollte die Armee eine Ausnahme davon machen? Besonders mußten die alten Soldaten rasch von diesem Geiste angesteckt werden, und sie wurden bald die verkommensten Menschen, die aus Trunk, Unzucht und Geldgewinn sich ihren Beruf machten. Jede höhere Auffassung des Soldatenstandes kam ihnen abhanden, das Gefühl des Vaterlandes, der Ehre, der nationalen Pflicht erblaßte, und der einzige Zweck war, ohne Verstümmlung ihre Dienstzeit zu vollenden, um dann in Paris die Pension und die Zinsen des Einstandscapitals verzehren zu können. So hat sich ein vaterlandsloses Landsknechtenthum, eine Art Prätorianer-Heer der späteren römischen Kaiserzeit, gebildet und man kann sich denken, daß bei der übermäßig großen Zahl dieser Leute, die selbst zu Offizieren avanciren könnten, ihr Einfluß auf die Mannschaft kein geringer ist. In der That sind diese alten Soldaten sehr wenig gefügig gegen ihre Oberen, haben der Einführung von Veränderungen in der Armee große Halsstarrigkeit entgegengesetzt und dem Einfluß der Offiziere auf die übrigen Soldaten sehr störend entgegen gewirkt. Durch den ungeheueren Bestand von 150,000 Berufssoldaten von solcher Gattung ist die Disciplin sehr gelockert und das Heer sittlich herabgekommen. Auch die ständige Kriegführung in Algier konnte die Leute blos an die Strapazen des Kampfes gewöhnen, mußte aber entsittlichend wirken; alles Uebrige, was man dort gelernt hatte, war in einem Kriege mit europäischen Truppen, besonders mit der preußischen Armee, kaum mehr zu verwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Wörth.

Ein Correspondent der „Wehrzeitung" sendet diesem Blatte eine lebhafte Schilderung des in wilde Flucht ausgearteten Rückzugs der Franzosen nach ihrer Niederlage bei Wörth. Wir entnehmen dem Schreiben folgende Stellen:

Ich konnte es in Hagenau nicht mehr aushalten. Trotz der Warnung des Wirths, mich nicht hinauszuwagen, „da das Landvolk gegen die Fremden mißtrauisch und erbittert sei", eilte ich bei dem nördlichen Thore hinaus und nahm die Richtung gegen den Hagenauer Forst, gegen Niederbronn zu. Der Kanonendonner war stark. Rauchsäulen waren im Nordwesten und selbst in der Richtung gegen Saarburg zu bemerken. Ich schätzte das Gefecht in der Nähe von Niederbronn — und habe mich nicht geirrt.

Unweit der Stadt gerieth ich mitten in einen Schwarm von Landleuten, die mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten. Ein Mann, der sich dann als Flurschütz auswies, hielt mich an, und ich war genöthigt, abermals Prüfung als österreichischer Staatsbürger abzulegen. Nun blieb ich in der Nähe des Ortes und habe gut daran gethan.

Um 4 Uhr galoppirte ein lediges Pferd, den Sattel unter dem Bauche schleppend, zum Stadtthore hinein. Bald darauf ein zweites, ein drittes. Dann folgte ein Cürassier auf blut- und schaumbedecktem Pferde, ohne Cüraß, ohne Waffen, dann ein Artillerist auf ungesatteltem Pferde; auf den Gesichtern lag unaussprechliche Angst. Nach einigen Minuten jagte ein Schwarm von etwa 20 Reitern vorüber,

worunter mir zwei Zuaven auf Einem Pferde besonders aufgefallen sind. Die anderen waren Cürassiere in allen Stadien der Furcht, des Schreckens, einige ihre Säbel schwingend, andere wie wahnsinnig auf die armen abgehetzten Pferde dreinschlagend, viele ohne Sattel, die meisten ohne Waffen. Ein Cürassier hielt unmittelbar neben mir sein Pferd an, nestelte seinen Cüraß los, warf seinen Helm, dann seinen wuchtigen Säbel und endlich den schwerfälligen Panzer von sich, und setzte dann zufrieden lächelnd langsam seinen Weg fort. Dann erfolgte eine etwa fünf Minuten lange Pause. Die Einwohner waren alle in das Innere der Stadt geflohen. Der Flurschütz und ich standen allein an dem Punkte, wo die Niederbronner Zweigbahn die Chaussée durchschneidet.

Jetzt sauste ein Feldgendarme heran, hielt das halbtodte Pferd an und meinte: „Schließen Sie eiligst die Stadtthore — die Preußen sind mir auf den Fersen!" Der Feldhüter wurde bleich. Ich ermahnte ihn, den Unsinn sein zu lassen, „Hagenau sei eine offene Stadt, Vertheidiger seien keine da, und wenn die Preußen wirklich da wären, so gäbe es in diesem Momente für die Stadt nichts Besseres, als recht weit offene Thore." Dem Flurschützen leuchtete das ein. Die Scene, welche nun folgte, ist unbeschreiblich. Ich klammerte meine Sinne an alles Einzelne, Charakteristische, wollte die hervorstechenden Punkte im großen Gewühle festhalten. Es war unmöglich. Jedes einzelne Individuum trat wieder hervor, nachdem die einförmige Ordnung, die militärische Disciplin ganz und gar gebrochen war; es waren keine Soldaten, die da vor uns vorbeirasten, es waren arme Menschenkinder, einzig und allein mit der Sicherung ihrer mehr oder minder schadhaften Haut beschäftigt. Immer größer ward der Tumult. Unter die Haufen der Cürassiere mischten sich einzelne Lanciers, dann kam die Husaren-Uniform, wenn auch selten genug, zum Vorschein; sie drängten sich in der Straße; ledige Pferde liefen, als wären sie von gleicher Furcht getrieben, an allen Orten mit dem Schwarme; Artilleristen in Hemdärmeln kamen heran, und sehr häufig Zugpferde mit abgeschnittenen Zugsträngen, von Infanteristen oder Artilleristen geritten. Unter dem ganzen Vortrab der Flucht habe ich keinen Officier bemerkt. Das muß ich constatiren. Als der Schwarm am dichtesten war, sauste plötzlich ein Eisenbahnzug vom Norden herüber. Er war ein Mittel der Flucht. Es waren die ersten Infanteristen, welche da sich retteten. Alle Waggons überfüllt, auf den Dächern, an den Handhaben hängend, mit halbem Leibe in der Luft, auf den Trittbrettern, einige mit voller Rüstung, einige halb nackt, Verwundete keine — so zog da ein neues Bild von Verwirrung vorüber und kreuzte den Unglücksstrom auf der Heerstraße.

Wie die wilde Jagd eilten die Reiter der Stadt zu und passirten dieselbe ohne Aufenthalt. Um 5 Uhr versiegte der Strom der Cavallerie. Nach einer Pause kam Fuhrwerk. Ich habe 4 bis 5 Protzen gesehen, alle noch complet bespannt, aber ohne Geschütze; dann sauste und polterte ein zerbrochener Munitionskarren, mit Turcos bepackt, einher, dann kam ein Bauernwagen mit Bettzeug und allerlei Habseligkeiten bepackt, ohne ihre Besitzer. Ein Zuave leitete die Pferde, zwei gräßlich verstümmelte Turcos lagen oben quer über, ein Haufe unbewaffneter Soldaten aller Waffen klammerte sich oben an. Nun kam Infanterie zu Fuß — etwa um 5½ Uhr. Noch immer kein Officier!

Im dichten Schwarme Kanzleikarren, die Wagen von drei Brigade-Generalen, das „Archiv" einer Truppen-Division, vier bis fünf leere Munitionskarren, sodann allerlei „Ambulanzwagen" — aber mit Gesunden bepackt. Auf einem Karren lagen drei Todte, während ein paar jämmerlich zugerichtete Turcos im Gewühle mit jener stumpfen Resignation einhergingen, welche diese Wüstensöhne in Wahrheit auszeichnet. Dann kamen verschiedene Marketenderwagen. Diese Marketenderinnen, eine Eigenthümlichkeit der französischen Armee, habe ich jüngst für recht kokett und niedlich gehalten, als ich sie inmitten einer enthusiasmirten Truppe im Momente der Abreise beobachtete. Heute, in den Scenen der Verwirrung, ihre Kleider beschmutzt, ihre Gesichter mit zerrauftem Haare eingerahmt, von Schmutz starrend und von Angst verzerrt — schienen sie mir recht ekelhaft. Das macht der Eindruck des Augenblicks.

Von den Infanteristen hatten alle ihr Gepäck weggeworfen, viele ihre Gewehre, viele gingen in Hemdärmeln, die meisten hatten von Allem nur etliche Brodlaibe an einem Säbel gespießt über der Schulter.

Weitaus der größte Theil der Flüchtigen waren „des vieux soldats", (alte Berufssoldaten) denen General Trochu jüngst jeden Werth abgesprochen hat. Unvergeßlich ist mir ein armer schwitzender Infanterist des 50. Regiments, der vollkommen nett adjustirt, den gepackten Tornister auf dem Rücken, mit breitem, geröthetem Gesichte auf mich zukam und mich ängstlich frug, „wo sein Regiment sei?" Ich sagte ihm, „er möge immer gerade ausgehen, bis er nach Straßburg käme, dort werde er Bescheid finden. Im Uebrigen solle er sich an seine Kameraden halten." Er marschirte brav und vorschriftsmäßig von hinnen. Er war ein Elsasser. Um halb 7 Uhr kam ein geordneter Trupp Cürassiere unter Commando eines Capitäns mit zwei Subalternen, etwa 40 Mann stark. Sie waren fast Alle ordentlich gerüstet und kamen im Schritte an.

Von 4 bis 7 Uhr zog ein aufgelöster Schwarm Menschen vorüber, so ganz mit sich selbst und mit ihrer elenden Existenz beschäftigt — in dem ganzen Zuge blos 40 Mann geordnet — im Ganzen wohl 8- bis 10,000 Mann, verhältnißmäßig wenig Verwundete und blos 3 bis 4 Cavallerie-, 2 Artillerie- und etwa 8 Infanterie-Officiere im ganzen Schwarme; eine solche Deroute weist weder das Jahr 1859 noch 1866 auf.

(Schluß folgt.)

General Trochu.

Der jetzt vielgenannte und an Leboeuf's Stelle zum Major-General (Generalstabschef) der Armee ernannte General Julius Louis Trochu ist 1815 in Bronliches geboren; er war Zögling von St. Cyr und der Applicationsschule für das Corps des Stabes, wurde 1840 Lieutenant, 1843 Capitän und alsdann dem General Bugeaud beigegeben; 1846 wurde er Escadronschef, 1853 Oberstlieutenant und am 24. November 1854 Brigade-General, als welcher er bis zu Ende des Feldzuges commandirte. Im italienischen Feldzug (24. Mai 1859) wurde er Divisionsgeneral. Seitdem hat ihm nicht sonderlich hell die Gnade des Hofes geleuchtet. Was er als Organisator leisten wird, läßt sich noch nicht sagen; wenn es überhaupt noch nicht zu spät ist, den Augias-Stall zu reinigen. Mit Mac Mahon stand Trochu nicht gut, doch vielleicht begegnen beide sich jetzt in ihrem Mißvergnügen mit den Günstlingsgeneralen. Mac Mahon war von Leboefs Feldzugplane gar nicht entzückt. Sehr gespannt darf man darauf sein, wie sich Trochu, der Orleanist, zu seinem Obergeneral, dem von ihm tief verachteten Marschall Bazaine stellen wird.

Logogryph.

Der Throne Schicksal wie im Traume
Hat oftmals sich durch mich gewandt,
Und Dörfchen von dem kleinsten Raume,
Die wurden erst durch mich bekannt.

Reißt man ein Kleeblatt engverschlungen
Mir ab, vollführet, was ich sag',
Der Mensch, wenn ihm in's Herz gedrungen,
Der holden Freude goldner Tag.

Doch nimmt man mir ein viertes Zeichen,
Dann habe mich, o Vaterland,
Und laß Dein siegend Heer nicht weichen,
Bis Du den Kaiser siehst in mir.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 99. Speyer, Samstag, den 20. August 1870.

Zeitgedichte.

An Wolfgang im Felde. *)

Daß bald dies Blatt dich finde,
Wohl wünsch' ich's, lieber Sohn!
Drum werf' ich's in die Winde,
Die bringen es dir schon.
Die werden es zu dir tragen,
Wo immer auch du weilst;
Wo, wenn die Schlacht sie schlagen,
Du treu zur Walstatt eilst.

Du wolltest im heil'gen Kampfe
Mitkämpfen, Deutschlands werth;
Nun stehst du im Pulverdampfe,
Doch ziehst du nicht das Schwert.
Nun übst du im Gefilde,
Statt mitzuhau'n im Streit,
Ein Amt der Lieb' und Milde,
Ein Amt der Menschlichkeit.

Dich trieb dein Herz, das warme;
Aus England trieb's dich her;
Das rothe Kreuz am Arme,
Bist du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
Am blut'gen Boden ruhn,
Die Sterbenden, die Wunden
Erquickst Du freundlich nun.

Träufst Labung auf die Lippe,
Die dürr und brennend lechzt;
Legst weicher in's Gestrüppe
Die Brust, die fliegend ächzt;
Hörst manches letzte Flehen
Im Nachtwind leis verwehn;
Der Mond lugt über die Höhen —
Und du wirst sterben sehn.

Sei stark, mein Wolf! nicht beben!
Schwerernst ist deine Pflicht;
So grimm sahn Tod und Leben
Dir nie noch in's Gesicht;
Im Frieden still befriedet,
Blieb weich dein gutes Herz —
Des Krieges Erzzeit schmiedet
Und hämmert es zu Erz!

Das sei dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien' dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf auf's Messer: —
Lern' du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!

Durch Sterbende und Todte
Geh' deines Weges treu;
Halt' hoch das Kreuz, das rothe,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem E i n e n,
Der uns zum Schlachten zwang!

Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Knabe!
Gott mit dir für und für!
Verbinde, tröste, labe —
Mein Segen ruht auf dir!
Und kehrst du mit im Schwarme
Der Sieger — Knabe, dann
Fliegst du in unsre Arme,
Kein Knabe mehr: ein Mann!

12. August 1870. **Ferdinand Freiligrath.**

*) Wolfgang Freiligrath, der Sohn des Dichters, war auf die Kunde von dem Ausbruche des Krieges von England nach Deutschland geeilt, um gegen Frankreich zu kämpfen. Seinem Eintritt in die Armee stellten sich aber Hindernisse entgegen, weßhalb er sich einem Sanitätscorps anschloß. An ihn ist nun das vorstehende Gedicht seines Vaters gerichtet.

* Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

(Fortsetzung.)

Mit einer langen Colonne von Leiterwagen, die Proviant und sonstigen Bedarf geladen hatten, gelangten wir von Sulz nach Wörth. Der Weg führt über die Vorhöhen der Vogesen, die sich hier vom Hauptzug in langgedehnter wellenförmiger Gliederung nach Osten erstrecken und den deutschen Truppen vom Rheinthale her bequeme Zugänge bis auf die Höhen vor Wörth darboten. Auf dem Wege trat uns bald der Col du Pigeonnier entgegen, die höchste 700 Meter hohe Spitze des malerischen, gegen Bitsch sich hinziehenden Berglandes; den Namen Pigeonnier, Taubenschlag, hat er von einem alten, in der Revolutionszeit zerstörten Castelle. Von dem Gipfel genießt man eine herrliche Aussicht. Auf den Höhen von Wörth waren schon 1793 die Oesterreicher unter Wurmser mit den Franzosen unter dem jungen Hoche zusammengetroffen. Der letztere siegte dort über den Feldmarschall und dieser mußte sich zurückziehen.

Die Dörfer, welche wir durchfuhren, waren fast ganz verödet und ohne die Feldpost und die Verwundeten-Transporte, die uns begegneten, hätten wir wenige Menschen unterwegs gesehen. Je mehr wir uns Wörth näherten, desto zahlreicher wurden die Spuren des Gefechtes; da und dort waren die Vorposten aufeinander gestoßen, Tornister lagen umher, französische Gamaschen, Käppi, hie und da auch ein verlorener Säbel, todte Pferde und die Ueberreste von geschlachteten Ochsen gaben uns durch die Gerüche, welche von ihnen ausströmten, eine Vorahnung von der Atmosphäre des Schlachtfeldes.

Endlich gings nach Wörth hinunter, und immer mehr häuften sich die Spuren des Gefechts. Im Dorfe lagen noch Tausende von Verwundeten; kein Haus war da, das nicht mehrere derselben gezählt hätte. Doch will ich dem Leser die Schilderung des Elends, das wir dort gesehen, des gräßlichen Elends, ersparen. Ihm genüge, zu wissen, daß noch am vierten Tage nach der Schlacht Verwundete eingebracht wurden, die bisher ohne Speise und Trank, ohne Pflege und Verband, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, auf dem Felde gelegen hatten. Noch betrübender aber als in Wörth sah es in den hinter demselben liegenden Ortschaften, in Elsaßhausen und Fröschweiler, aus. Während Wörth, ein wohlhabender Ort mit städtischen Gebäuden und früher Sitz eines bedeutenden Adelsgeschlechtes, verhältnißmäßig wenig gelitten hatte, waren jene Dörfer, in welchen der Kampf stärker getobt hatte, vielfach zerschossen und durch Brand verwüstet. Sie waren auch, wenn möglich, noch mehr mit Verwundeten und Verstümmelten überfüllt, und während man in Wörth immer noch Nahrungsmittel, wenn auch selten finden konnte, da die Zufuhren immer rasch wieder verbraucht wurden, so herrschte hier völlige Hungersnoth. Mit Sehnsucht erwartete man die Wagen, die von Sulz und Hagenau her dem dringendsten Bedürfnisse abhelfen sollten.

Das schlimme Wetter erlaubte uns nicht, das Schlachtfeld in seiner ganzen Ausdehnung zu besuchen; es begann wieder zu regnen, und der fette Lehmboden setzte dem Vordringen fast unübersteigbare Hindernisse entgegen.

Auf den Höhen des Schlachtfeldes, welches die deutschen Truppen in heißem Kampfe erstürmt hatten, wurden die letzten Todten begraben. Die Abhänge der Walstatt sind ziemlich, wenn auch nicht übermäßig steil; allein oben hatten sich die Franzosen in festen Stellungen verschanzt und so die Ungleichheit der Zahl mehr als ausgeglichen; dreimal stürmten die Deutschen im Kugelregen diese Höhen hinauf; dreimal wurden sie von dem furchtbaren Feuer, das die Brustwehren aussandten, wieder hinabgeworfen. Es war ärger, wie bei Königgrätz, sagten die preußischen Soldaten, denn dort hatte der Feind keine Hinterladungsgewehre. Das vierte Mal erst gelang es den Unsrigen, oben Fuß zu fassen, und damit begann das gräßliche Morden, Mann gegen Mann. Während unten im Thale meist preußische Waffen und Uniformstücke lagen, wurden die Spuren der Franzosen immer häufiger, je weiter man hinauf stieg. Anfangs sah man noch einige französische Verbandplätze, wo Gewehre, Säbel, Tornister, abgerissene Uniformen, Gamaschen, Jacken, die breiten Leibbinden der Zuaven und sonst noch Verschiedenes durcheinander im Blute lagen. Hierher hatten die Feinde ihre Verwundeten gebracht, als sie durch's Vorrücken der Preußen im Thal gezwungen wurden, sich in die Verschanzungen auf den Höhen zurückzuziehen. Je weiter hinauf, desto wilder wurde die Unordnung auf den zerstampften Feldern und in den niedergetretenen Weinbergen; oben aber, wo Mann gegen Mann gerungen hatte, und wo es endlich gelungen war, die Feinde zu vertreiben und in die regelloseste Flucht zu schlagen, da war das Feld noch besäet mit den Spuren des wildesten Kampfes und mit Allem, was die Flüchtigen weggeworfen hatten.

Wir schlugen den Weg ein, der vom Thale der Sauer ausgehend über den Bergrücken nach Hagenau führt. Längs der ganzen Straße und die Höhen hinauf hatte der Kampf getobt, wenn auch mehr als Vorpostengefecht. Aber fast Alles, was man hier noch sah, rührte von den Preußen her. Waffen waren im Ganzen selten, wiewohl man hie und da noch auf Haufen von französischen Gewehren stieß, Patrontaschen fanden sich häufiger, am meisten aber traf der Blick auf preußische Tornister. Aber die Bauern der Umgegend hatten Alles schon durchwühlt und selbst das Geringste mitgenommen. Kaum war noch hie und da ein Tuch oder ein Säckchen, in welchem die Soldaten ihren eisernen Bestand mitgeführt hatten, auf dem Felde zu sehen. Eine große Anzahl von Bauern in ihren blauen Kitteln war unterwegs, und wenn man die Leute frug, wohin sie wollten, so hatten sie alle möglichen Ausreden. Die Feldgendarmen hielten zwar scharfe Wache, konnten aber bei ihrer geringen Anzahl wenig ausrichten. An vielen Orten war das Landvolk beschäftigt, die gefallenen Pferde zu begraben. Der Aasgeruch, den diese Thiere aushauchten, machte die Arbeit dringend nothwendig. In dem Dorfe Morsbrunn, wo wir das Thal der Sauer verließen, lag eine Menge Cuirassier-Helme und Panzer; wenigstens 50 derselben sahen wir an verschiedenen Punkten der Dorfstraße. Die Soldaten, die hier ein kleines Lazareth hüteten, erzählten, daß hier zwei französische Cuirassier-Regimenter, die von der Höhe herab durch einen Hohlweg in das Dorf herein dringen wollten, durch das Schnellfeuer der Preußen fast ganz aufgerieben wurden. Die Erzählung der Soldaten schien nicht übertrieben; denn die Menge der haufenweise daliegenden Waffen und die Blutflecken auf dem Boden bestätigen, daß hier ein furchtbarer Zusammenstoß stattgefunden habe. Welcher Wahnsinn gehört aber auch dazu, mit schwerer Reiterei, in enger, abhängiger Dorfgasse zusammengedrängt, gegen Infanterie vordringen zu wollen, die ein Hinterladungsgewehr gut zu handhaben versteht! Das heißt die Menschen nicht zum Kampfe, sondern zur Schlachtbank führen.

Bei diesem Dorfe war es auch, wo, wie bestimmt erzählt wurde, einige Bauern auf die deutschen

Truppen geschossen hatten und standrechtlich hingerichtet wurden. Im Allgemeinen halte ich die Erzählungen von dieser Theilnahme des Landvolkes am Kampfe für übertrieben, denn in solchen Zeiten tauchen eine Menge von Meldungen auf, von denen manchmal kaum der zehnte Theil auf Wahrheit beruht. Noch ungläubiger aber bin ich gegen die Gerüchte, daß die Bauern in ihrem Fanatismus so weit gegangen sein sollen, Verwundete zu verstümmeln und zu martern. Indessen kamen doch einige Fälle der Theilnahme am Kampfe vor, besonders wenn das Landvolk glaubte, es habe es mit einer versprengten oder auf dem Rückzuge befindlichen Truppe, z. B. mit Munition holenden Soldaten zu thun. Jedenfalls beweist dies den alten Erfahrungssatz, daß die Elsässer französischer sind als die Pariser und daß sie sich seit mehreren Generationen daran gewöhnt haben, Alles, was Frankreich thut, in möglichst verstärktem Maße ebenfalls zu thun. Das Volk fühlte die Wohlthat, einem großen Staatswesen anzugehören und wenn ein junger Mann vom Militär wieder ins heimische Dorf zurückkehrte, so war er vollständig Franzose geworden, erzählte von Paris, vom Grabe des großen Kaisers, fühlte sich als Angehöriger der „großen Nation" und so impfte man allmählig diese Gesinnungen dem Landvolke ein, das dann mit dem Uebereifer, der die Renegaten kennzeichnet, dieselben in sein Handeln aufnahm. Und doch ist Dies, so grell es bisweilen hervortrat, nicht so tief eingedrungen, als es den Anschein hat. Jedenfalls wird Alles, was Elsaß bisher gegen seine große Mutter Germania gesündigt hat, weit aufgewogen durch den folgenschweren Umstand, daß die Sprache und Poesie der Elsäßer, also das Denken und Fühlen der Bewohner, rein und unverfälscht deutsch geblieben sind. Mit einer dem allemanischen Stamme eigenthümlichen Zähigkeit haben sie allen Romanisirungsversuchen widerstanden, mit denen sie von den importirten und übergegangenen Familien der Städte, von den Beamten und Lehrern beglückt wurden. Es wäre ungerecht, hier verschweigen zu wollen, daß der Geistlichkeit beider Confessionen das Hauptverdienst an diesem Widerstand gebührt. Denn diese kann nur dann wirken und ihrem Beruf nachkommen, wenn sie Zugang zum Herzen des Volkes hat, also aus dem Volke hervorgeht und nicht blos dessen Sprache spricht, sondern ganz in derselben fühlt. Dies ist der Grund, warum wir überall die Geistlichkeit als Schützerin und Pflegerin der Volkssprache finden, und zwar nicht blos in Elsaß und Lothringen. Gerade weil das Elsaß, diese ehemalige Perle in der Krone der deutschen Kaiser, noch deutsch spricht und denkt, würde es sich bald wieder mit einer deutschen Herrschaft aussöhnen können. Man gebe dem Volke nur eine gute Verwaltung, die es nicht absichtlich in seinem Heiligsten belästigt, man gebe oder erhalte ihm ferner eine gute Justiz, sorge für die Pflege der geistigen und materiellen Interessen und suche vor Allem mit weniger Steuern auszukommen. Die ganze Industrie des Elsaßes und sogar Lothringens ist ohnedies hinsichtlich ihres ersten und nothwendigsten Rohstoffes, der Steinkohlen, auf die deutschen Saargruben angewiesen.

Unter strömendem Regen fuhren wir nach Hagenau. Ein Speculant, der die Häute der von der württembergischen und badischen Abtheilung geschlachteten Ochsen übernommen hatte und dabei, wie er sagte, ein schönes Geschäft machte, nahm uns auf seinen Wagen. Es war unmöglich, ein anderes Gefährt zu erhalten. Lange Züge mit Verwundeten wurden von uns überholt. Meist waren es Franzosen, die nach Hagenau und Bischweiler gebracht werden sollten. Viele Araber befanden sich unter ihnen und litten sehr durch das Regenwetter, das sie gar nicht gewöhnt waren. Einer derselben, der allein auf einem Wagen lag, war schwer verwundet und wir empfahlen dem gefühllosen Bauern, der ihn transportirte, alle mögliche Sorgfalt; aber als ich den Zug in Hagenau traf, war der Araber nicht mehr dabei. Er hatte unterwegs seinen Geist aufgegeben. Niemals habe ich so edle und ebenmäßige kaukasische Gesichtszüge gesehen, als bei diesem Manne, der mit der fatalistischen Resignation eines Anhängers Mohameds sich in seinen weißen Burnus hüllte und die Wasserströme des Himmels über sich ergießen ließ.

(Schluß folgt.)

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Wörth.

(Schluß.)

Was ich über das Treffen erfuhr, schöpfte ich aus trüber Quelle; aber es stimmt, nachdem ich alle Widersprüche entfernt und meine eigenen Erfahrungen über die preußische Kampfweise mit den Eindrücken, welche mir die französische Armee gegeben, zusammengehalten hatte, ziemlich zusammen. Die Absicht des Erzählers, die Flucht durch Uebertreibung der Gefahr zu beschönigen, habe ich bereits abgezogen.

Vor Allem steht fest: die Niederlage Mac Mahon's ist lediglich einem strategischen Fehler zuzuschreiben. Dieser Fehler ist: Langsamkeit der Vorbereitung, Sorglosigkeit und vor Allem Unkenntniß über den Stand der gegnerischen Rüstung und schließlich vollkommene Unwissenheit über den feindlichen strategischen Ausmarsch. Beweis dafür ist der Befehl Leboeuf's, „mit der Division Douai die Höhen von Weißenburg zu halten und den Rest südlich davon zu concentriren." Die Linie Thionville-Weißenburg ist ungeheuer ausgedehnt, umsomehr, wenn man durch die Umstände auf die Defensive gestellt werden kann. Was die taktischen Fehler betrifft, so kann davon bei einem Stärkeverhältnisse von 5 zu 14, vielleicht selbst von 5 zu 20 nicht die Rede sein. Kein Taktiker der Welt vermag im modernen Kriege auf dem Schlachtfelde diesen Unterschied auszugleichen. Was ich hundertfach, besonders von den als brav geschilderten Chasseurs hörte, ist der Umstand, daß die Preußen das Terrain eben geschickter zu benützen wissen, als die Franzosen. „Wir haben sie nie gesehen", gestand mir ein verwundeter Brigadier einer Chasseur-Compagnie, „sie legen sich stets in Wälder, diese Verräther; kämen sie in die Ebene, wir würden es ihnen schon zeigen!" Die preußische Artillerie muß ungeheuer überlegen gewesen sein. Die Franzosen reden jetzt, unter dem Eindrucke der „Défaite", viel von der Superiorität der preußischen „Gattlinggeschütze". Das Treffen vom 6. August begann bei Froschweiler mit einer Art Ueberfall. Die auf ungesattelten Pferden Angekommenen wurden durch den ersten Angriff eben im Satteln ertappt; so haben sie nämlich behauptet.

Alle, welche ich sprach, theilen den preußischen Geschützen große Treffsicherheit zu. Es mag das Geschütz seit 1866 verbessert worden sein.

Das Zündnadelgewehr hat den Franzosen imponirt, trotz ihrer Chassepots. Der Grund ist leicht einzusehen. Die preu-

züsischen Compagnien sind im Stande stärker, sie geben im Einklange vor und entwickeln daher ein stärkeres Feuer.

Ich habe eine große Anzahl Gewehre in der Hand französischer Infanteristen ohne Spur von Pulverschmutz gesehen. Sie waren von verschiedenen Regimentern und Compagnien und sind evidenterweise nicht zum Feuern gekommen. Das Cuirassier-Regiment ist durch preußische Cavalerie zersprengt worden. (Nach anderen Berichten wurden zwei Cuirassier-Regimenter bis auf 240 Mann, die gefangen wurden, durch ein Kreuzfeuer beinahe völlig aufgerieben.)

Die Turcos haben unendlich muthig gekämpft; das sagen alle anderen Truppen. Sie allein haben mehr Verwundete als alle anderen Truppen zusammen, wurde behauptet. Wir wollen diesen schweren Ausspruch einstweilen in suspenso lassen. Im Allgemeinen ist klar, daß die Franzosen lediglich ihre Stoßtaktik geübt haben und der wahren, vernünftigen Taktik unterlegen sind.

Es war 7 Uhr Abends. Der Strom der Flüchtigen floß spärlicher.

Als ich in später Dämmerung nochmals vor die Stadt eilte, um zu erkunden, ob nicht doch noch ein Bahnzug gesendet würde, führten 5 bis 6 Soldaten mehrerer Truppengattungen einen gefangenen Preußen in ihrer Mitte — stolz, als hätten sie die ganze preußische Armee mit sich. Dem armen Manne zitterten die Knie. Als er vor mir vorbeikam, blickte er mich flehend an; er mochte Mitleid bemerkt haben. Vielleicht hatte für ihn mein rother Bart deutschen Schimmer. Ich zuckte leicht mit den Achseln. Ich konnte ihm ja nicht helfen, ohne mich selbst Mißhandlungen, ja einer Massacre auszusetzen. Aber ich konnte mich nicht enthalten, die Scene mit einiger Ironie zu betrachten. In solcher Verwirrung mit e i n e m Gefangenen zu paradiren!

M i s c e l l e n.

Herr Professor Dr. K. Hundeshagen in B o n n theilt in der Köln. Ztg. Folgendes mit: „Der Name des Dichters der „Wacht am Rhein", welchen die Mendel'sche Komposition unter den Buchstaben M. Sch. verbirgt, ist Max Schneckenburger aus Württemberg. Die Entstehung des Liedes fällt in die Monate Januar oder Februar 1840. Aus der damaligen Begeisterung der Deutschen für den Schutz des bedrohten vaterländischen Bodens, aus welcher u. A. das berühmte Rheinlied v. N. Becker: „Sie sollen ihn nicht haben" u. s. w., hervorging, entsprang auch das Lied M. Schneckenburger's: „Die Wacht am Rhein". Ich selbst habe um jene Zeit das Lied in Gegenwart des Dichters in einem Kreise von Freunden zu Burgdorf im Kanton Bern unter stürmischem Beifall verlesen und, wenn auch noch nicht künstlerisch in Musik gesetzt, zugleich singen hören." Wie Herr Prof. Hundeshagen weiter mittheilt, hat Max Schneckenburger als Kaufmann in Burgdorf gelebt und ist um 1851 gestorben.

L ü t z e l s t e i n und L i c h t e n b e r g gehören zur zweiten französischen Festungsclasse und zwar jenes zu den places, dieses zu den postes. Sie sind, wie Bitsch, zur Sperrung von Querstraßen durch die nördlichen Vogesen — d. h. solchen, welche aus dem Rheinthale zur Saar führen — bestimmt. Doch sperrt Lichtenberg die Straße, welche von Buchsweiler in nordwestlicher Richtung über Ingweiler und das obere Moderthal nach Lemberg geht und dort die Linie Bitsch-Saargemünd erreicht, nicht direct; das Fort liegt nämlich eine Meile nördlich von der Straße auf einem Gebirgsgipfel zwischen dem Moder- und Rothbachthale; seine Einwirkung auf die Straße hängt also von der Stärke der auf die Bergfeste sich stützenden Truppenabtheilung ab. Lützelstein (das die Franzosen richtig mit La petite Pierre übersetzt haben, denn Lützel bedeutet im Alt- und jetzt noch im Niederdeutschen: klein) sperrt die Chaussee, welche quer über das Gebirge bei Hagenau nach der Saar führt, so wie die mit dem Gebirgsrücken gehende alte Straße von Bitsch nach Pfalzburg. Das kleine Dorf gleichen Namens ist in einer Waldlichtung gelegen und mit dem rings von tiefen Schluchten umgebenen Bergcomplex, auf welchem sich die Veste befindet, nur durch einen schmalen Bergdamm verbunden. Die Vogesenvesten sind übrigens (wie v. Widdern in seiner von uns auch für die obigen Erläuterungen benutzten Schrift „Der Rhein und die Rheinfeldzüge" bemerkt) durchaus nicht vernachlässigt und schon im Frieden für eine Vertheidigung vorbereitet. Bedeutender als Lützelstein und Lichtenberg ist übrigens das nahe der Pfälzer Grenze gelegene B i t s c h, an dem noch neuerdings Verstärkungsarbeiten ausgeführt worden sind. Bitsch sammelt drei Chausseen aus dem Rheinthal, die sich als zwei zur Saar fortsetzen, und ist Sperrpunkt für die Eisenbahn Hagenau-Saargemünd. Die Stadt ist klein und lehnt sich auf der Westseite dicht an den Fuß eines kleinen länglich gedehnten Kegelberges an. Dieser südwärts von einem schmalen See umgebene Kegel trägt auf seiner Platte das Fort de Bitsche (dessen Minimalbesatzung auf 883 Mann angegeben wird) und zwar mitten in einer großen Wald- und Gebirgslücke; einzelne der umliegenden kahlen Kuppen (wie z. B. die Höhe zwischen der Weißenburger und der Reichshofener Straße) überhöhen das Fort auf Artillerieschußweite.

O l d e n b u r g, 14. Aug. Auch unter den Turcos gibt es Menschen. Ein beim 6. Regiment stehender Lieutenant K. von hier, welcher bei Wörth durch einen Schuß ins Bein eine Fleischwunde erhalten, erzählt in einem Briefe an seine Verwandten einen Zug von den Turcos, welcher mit den bisherigen Anschauungen über diese wilde Truppe sehr im Widerspruch steht. Nach seiner Verwundung in ein Haus gebracht, lag er lange Zeit hilflos da, bis vier Turcos sich in dasselbe flüchteten, welche nun den verwundeten Offizier kunstgerecht verbanden, ihm sodann aus ihrem eigenen Tabaksvorrathe Papiercigarren fabricirten und sich nachher ruhig gefangen nehmen ließen.

* 1870.

Mit kühnem Muth zum Kampfe,
Zog's deutsche Heer hinaus,
Zum blut'gen Schlachtendampfe,
Zum harten, schweren Strauß.

Und schon nach wen'gen Tagen
Gab's eine blut'ge Schlacht,
Mac Mahon ward geschlagen,
Durch uns're Heeresmacht.

Geschlagen und vernichtet
Ward Frankreichs stolzes Heer,
Gott selbst hat es gerichtet,
Durch Deutschland's Schwert und Speer.

Den Turcos und Zuaven
Mit ihrem höll'schen Schrei'n,
Schlagen unsre Braven
Die dicken Schädel ein.

Erbleicht ist, Kaiser, die Krone,
Dein grauses Spiel ist aus;
Vom blutbefleckten Throne
Stößt Frankreich Dich hinaus.

Doch fließ't noch manche Thräne,
Manch' Herz noch zu Grabe geht,
Bis über der trüben Seine
Deutschland's Tricolore weht.

A. W.

Redaction von Dr. E u g e n J ä g e r. Druck der J ä g e r'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 100. Speyer, Dienstag, den 23. August 1870.

Zeitgedichte.

*** Des bayerischen Reiters Abschied.**

(Nach der Wirklichkeit.)

Nun lebe wohl, Herzliebste mein,
Nach Frankreich müssen wir hinein
Jetzt reiten,
Und schlagen die Franzosenrott';
Wein' nicht, denn es befiehlt ja Gott
Zu scheiden.

Das sag' ich aber Dir zugleich:
Sie dürfen nicht in's deutsche Reich
Mehr kommen;
Wir jagen sie bis nach Paris
Und ruhen nicht, bis wir auch dies
Genommen!

Doch kommen sie — dann sind wir todt.
O, wein Dir nicht die Aeuglein roth,
Wir siegen.
Reich' mir noch' mal die Hand aufs Pferd —
Behüt Dich Gott! Heraus mein Schwert
Zum Siegen!

G. N.

Ein Wiedersehen auf dem Schlachtfelde. *)

Nach Thatsachen erzählt von **Arnold Wellmer.**

Es war in den ersten Tagen des April 1854. Helles Frühlingsgrün schimmerte um das freundliche Langensalza — auf den Hügeln und dem Badewäldchen, auf den fruchtbaren Feldern und den üppigen Uferwiesen der Unstrut und Salza, die hier ineinanderfließen.

Und doch war in der letzten Nacht ein verspäteter Schnee gefallen. Weich und leuchtend lag er am frühen Morgen auf den Bäumen und dem Grün der Fluren und den rothen Ziegeldächern von Langensalza. Als aber die Frühlingssonne glänzend und warm am lichtblauen Himmel aufstieg — höher und höher — glänzender und wärmer ... da mußte die unerwartete Abschiedsvisite des Winters schnell abbrechen.

An jenem Morgen schritt ein schmucker Wanderer die Straße von Gotha auf Langensalza zu. Er mochte etwa 22 Jahre alt sein. Sein Wuchs war hoch und kernig, sein hübsches, frisches Gesicht leuchtete wie die Aprilsonne.

Der alte Zacharias Scherer hatte in Schlesien eine gar stattliche Spinnerei und Weberei; im ganzen Gebirge nannte man ihn nur den „goldenen Leinenkönig". Georg war sein einziger Sohn, und schon seit vier Jahren in des Vaters Fabrik thätig. Es verstand sich ganz von selbst, daß Georg dereinst des Vaters Compagnon und später Besitzer der Fabrik werde.

Vor einigen Wochen nun waren die Wünsche des Vaters und des Sohnes darin zusammengetroffen, daß Georg sich zwei bis drei Jahre in der Welt umsehe. Die Welt des alten Scherers war aber: solide Garnspinnereien und Webereien und solide Kaufhäuser en gros, die mit diesen Artikeln handelten. Die Welt Georgs ... nun, er war sich noch nicht ganz klar über diese fremde, schöne Welt ... aber er hatte ein dämmeriges Ahnen, als ob die soliden Kaufhäuser en gros seine Welt doch gar lange nicht auszufüllen vermöchten!

Der schlesische Leinenkönig hatte einen kurzen, geschäftsmäßigen Empfehlungsbrief geschrieben, in dem er seinen „werthen Geschäftsfreund" bat, seinem Sohne Fabrik und Comptoir zu öffnen, und mit Rath und That bei seiner industriellen Reise zur Seite zu stehen. Zu Gegendiensten sei er gern bereit.

Diese Formel mußte der jüngste Lehrling des Comptoirs in einigen Dutzend Exemplaren copiren und nach den Contobüchern mit den solidesten leinenen Firmen in Sachsen, Preußen, Holland und England adressiren. Unter das „Hochachtungsvoll zeichnet" hatte dann der Leinenkönig höchsteigenhändig geschrieben: Zacharias Scherer.

Vor drei Wochen hatte Georg seine Reise in die Welt begonnen, Dresden, Leipzig, Erfurt, Weimar, Gotha gesehen, und — wunderbarer Weise seine väterlichen Empfehlungsbriefe noch gar sorgsam beisammen, während von den guten Banknoten schon gar manche fehlte. Heute morgen hatte der helle Sonnenschein Georg verlockt, den Weg von Gotha nach Langensalza zu Fuß zu machen.

Und jetzt war es fast Mittag, als Georg an den ersten Häusern Langensalzas wohlgemuth vorüberschritt. Da hörte er von der Seite eine helle, fröhliche Mädchenstimme: „Sieh, Mutter — o sieh doch nur — unterm Schnee blühen die Veilchen!"

*) „Daheim".

Er wandte den Kopf. Es war ein winziges, einstöckiges Häuschen, das da in dem Gärtchen hinter der grünenden Kreuzdornhecke stand, aber gar sauber und traulich einladend. Die beiden einzigen Fenster neben der Hausthür nach der Straße zu blitzten zwischen den grünen Jalousieen wie ein paar blanke, lachende Augen. Unter den schneeigen Gardinen blühte ein ganzer Garten voll Rosen, Goldveiglein und Hyazinthen aus grünem Waldmoose auf. Die Wände waren mit frisch aufgebundenem knospendem Wein bezogen. Ueber der Thür verschlangen sich Kletterrosen zu einer Laube; sie hatten schon fingerlange Sprößlinge getrieben. In dem zierlich geharkten Gärtchen leuchteten und dufteten Aurikeln und Anemonen, Primeln und Krokus. Darüber gaukelten Schmetterlinge und summten hunderte von geschäftigen Bienen. An der Giebelseite des Hauses lag noch Schnee. Die Sonne blitzte erst vor wenigen Minuten um die Ecke, aber mit Macht zerrannen die weichen, weißen Flocken auf den üppigen, alten Veilchenbüschelu. Drüber beugte sich ein Mädchen. Nur sie konnte gerufen haben: „Sieh, Mutter — o sie doch: unter Schnee blühen die Veilchen!"

Im offenen Fenster lehnte eine ältere Frau mit einem stillen freundlichen Gesichte. Sie lächelte zu dem Mädchen nieder.

Georg stand auf der Straße und schaute über die Hecke unverwandt das Mädchen an. Ihr Gesicht konnte er nicht voll sehen, nur den zierlichen Kopf, den eine Fülle natürlich geringelter, kurzer, brauner Locken umzitterte, den schlanken, edlen Nacken, die blühende Wange, die feinen Linien des Profils! Dazu klang die süße, helle, fröhliche Stimme noch immer in seinem Herzen wieder ...

Und unmerklich — fast ohne es selber zu wissen — trat er näher an die Gartenhecke, und schaute das Mädchen an.

„Margot ... ein Fremder!" sagte die Mutter leise.

Das Mädchen sprang auf und schüttelte die Locken hintenüber. Ihre Wangen glühten hoch auf, wie sie den Fremden so unverwandt über die Gartenhecke starren sah. Die frischen Lippen wollten sich fast unmuthig abweisend wölben, die großen, braunen Augen zornig aufblitzen, aber sie mußten es schnell wieder aufgegeben haben; die Lippen schlossen sich zu einem unbewußten, glückseligen Lächeln, und die Augen verschleierten sich feucht, und senkten sich langsam zu den Veilchen nieder.

Margot war in diesem Augenblicke wunderbar schön.

Die Mutter trat in den Garten. Da erwachte Georg. Er fühlte, daß er ein Wort der Entschuldigung sagen müsse. Verwirrt bat er um Verzeihung wegen seiner Zudringlichkeit — er liebe die Blumen so sehr — er hätte sich die Freiheit nehmen wollen, nach einem guten Gasthof zu fragen, er sei fremd in Langensalza, er —

Die Mutter nannte lächelnd den „Gasthof zum Kreuz".

Und doch ging der seltsame Fremde nicht. Kaum war Georg sich selber klar, warum er nicht ging, aber es hielt ihn mit Macht an der Hecke fest. Er besann sich zum Glück seines leinenen Berufes — zum ersten Mal auf seiner Reise in die Welt hinein — er fragte nach den Leinwandfabriken in Langensalza.

Die Mutter nannte gutmüthig einige Fabriken. Auf einen Namen wußte sie sich nicht zu besinnen, sie seien auch noch nicht gar lange am Ort und hätten wenig Bekanntschaft in der Stadt. Sie rief Margot herbei. Margot schmiegte sich erröthend an die Mutter und nannte den Fabrikherrn.

Da erinnerte Georg sich zu seinem Glücke der väterlichen Empfehlungsbriefe in seiner Tasche — er müßte sich sehr irren, wenn er nicht gerade an den Herrn Fabrikbesitzer Friedrich Wilhelm Benda in Langensalza einen Geschäftsbrief abzugeben habe.

„O, der wohnt ganz in der Nähe, sehen Sie, dort drüben das weiße Haus mit den beiden Platanen auf dem Rasenplatz!" sagte die Mutter.

So ganz sicher war Georg seiner Sache mit dem Briefe an Herrn Benda doch nicht — wenn die Damen erlaubten, würde er gern einen Blick auf seine Briefe werfen.

Die Damen hatten nichts dagegen. Georg durchsuchte seine Ledertasche — das machte sich im Stehen sehr schlecht — der verzwickte Brief war nicht zu finden, und doch war ihm so viel daran gelegen, ihn gleich — jetzt gleich abzugeben.

Mit echt thüringischer Gastfreundschaft forderte die Mutter den hübschen jungen Mann auf, in ihr Stübchen zu treten und seine Briefe dort in Muße zu sortiren; er schien ja auch guter Leute Kind zu sein, und hatte ein so ehrliches Gesicht. Er folgte ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Denksteine im Elsaß. *)

Weißenburg — Wörth — Hagenau — Straßburg.

Seitdem die Waffen deutscher Heere im Elsaß glänzen und daselbst bereits ruhmreiche Siege erfochten haben, ist die Aufmerksamkeit aller deutschen Leser auf das schöne Grenzland Elsaß gelenkt, das, zu den Füßen des Wasgau, des „Riesen Vogesus" gelagert, in tausend Lebenszeichen, vor Allem an der Sprache seiner Bewohner, noch heute die unvertilgbaren Spuren seiner Zusammengehörigkeit mit Deutschland trägt. Welcher Partei, welcher Glaubensform das deutsche Gemüth des einen oder des andern Betrachters auch angehören mag, wer auf den Namen eines Deutschen Werth legt, dessen Herz schlägt höher bei Erwähnung der Stätte, welche im Mittelalter bis tief in die Neuzeit hinein die höchsten Triumphe deutscher Art und Kunst, deutscher Mannes- und Strebenskraft, geschaut hat!

Blicken wir hinüber nach Weißenburg an der Lauter, nach der ersten Siegesstätte in diesem Kriege,

*) Aus dem Mag. für die Lit. des Ausl.

da erinnern die gothischen Bogen der uralten St. Peter-Paulskirche (in ihrer jetzigen Gestalt aus dem 13. Jahrhundert) an die einstige gefürstete Reichsabtei Weißenburg, in deren Klostermauern der Benediktinermönch Otfried um 870 nach Christus die althochdeutsche Evangelienharmonie (genannt: „der Christ") verfaßt hat. Weißenburg ist also durch Otfrieds Verdienst die Geburtsstätte der hochdeutschen Schriftsprache! So singt der jetzt lebende elsässische Dichter Friedrich Otte (mit seinem wahren Namen Georg Zetter, ein Mühlhausener) in dem ersten seiner „Elsässischen Denksteine", einem Sonettenkranze, von welchem man die schönsten Perlen in seiner Gedichtsammlung: „Aus dem Elsaß" (St Gallen 1862, Scheitlin und Zollikofer) vereinigt findet:

Der geistigen Befreiung unserer Ahnen
Rang feindlich noch die Sprache Roms entgegen,
Da wagtest Du's die deutsche Kunst zu pflegen,
Ein deutsches Lied zu singen den Germanen!
Sprich hattest Du wohl ein geheimes Ahnen,
Daß diese Sprache, allen überlegen,
Berufen sei, einst in ihr Gold zu prägen
Der Dichtkunst Höchstes und es anzubahnen?
Noch war die Sprache nur ein kindisch' Lallen,
Die jetzt befreit von allen läst'gen Banden,
Weithin erklingt, volltönig und metallen.
Mich aber freut's, daß in Alsatiens Landen,
Daß in den Weißenburger Klosterhallen
Die Wiege deutscher Poesie gestanden.

In solchem Tone singt der kerndeutsche Otte-Zetter von Otfried, dem ersten deutschen Sänger Alsatiens. Und in Weißenburg selbst auch ist der deutsche Sinn nicht ausgestorben, was die pietätvolle Sorgfalt beweist, mit welcher der wackere Prof. Ohleyer, ein Schriftsteller in deutscher Sprache, den ehrwürdigen Denkmälern der Peter-Paulskirche seiner Vaterstadt Pflege und Herstellung angedeihen läßt.

Und weiterhin in's Elsaß hinein, wenn man südöstlich von Weißenburg über Sulz-unter'm Wald (d. h. unter dem Hagenauer Walde, der sich in meilenweiter Ausdehnung zwischen dem Fischbachflusse und der Moder hinzieht) einen Bogen beschreibt, begegnet man dem Städtchen Wörth oder Werde, wo die deutsche Armee ihren zweiten größeren Sieg erfochten hat, ebenfalls einer für die Geschichte des Elsasses hochwichtigen Oertlichkeit. Denn wie die Habsburger von jeher mit der Landgrafenwürde des Oberelsaß bekleidet waren, hatte im Niederelsaß das von Wörth stammende Dynastengeschlecht die Landgrafschaft inne; um 1196 war das Werdische Haus vom Kaiser Heinrich dem VI. mit dem niederelsässischen Oberrichteramte betraut worden. Daß aber das Haus Wörth schon 1336 abdankte, war die Ursache der immer wachsenden territorialen Zersplitterung der Provinz. Die Grafen von Oettingen, denen die von Wörth ihr Landgrafenamt übertrugen, wußten wegen der Entfernung ihrer Stammsitze mit der erkauften Würde nichts anzufangen; sie traten sie ihrerseits dem Fürstbischofe von Straßburg ab, der ungeachtet seiner hohen Stellung im Niederelsaß doch nicht die Macht besaß, dem Reichsamte des Landgrafenthums Ansehen und Geltung wieder zu gewinnen. „Landgraf vom Elsaß", eigentlich zwar nur vom niedern Elsaß, nannten sich, zumal seit dem Aussterben des Hauses Wörth, die Straßburger Bischöfe bis auf den letzten des „ancien régime": Louis René Eduard, Prinz von Rohan-Soubise, dessen Proteste gegen die Einziehung der Güter des Bisthums noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: „Fürst-Bischof von Straßburg, Landgraf vom Elsaß, Fürst und Stand des heiligen Römischen Reiches" gezeichnet waren. Die wirkliche Reichsstandschaft haftete in der Franzosenzeit freilich nur auf den rechtsrheinischen Besitzungen des Straßburger Bisthums. Während das Landgrafenthum in den Händen der Straßburger Kirchenfürsten zum bloßen Titel und Wappenschmuck herabsank, kam Wörth mit seinen Dependenzen nach etlichen Wechselfällen an die Grafen von Hanau-Lichtenberg, nämlich an eine Linie der fränkischen Grafen von Hanau, welche die els. Reichsgrafschaft Lichtenberg erworben und dergestalt den Namen Hanau von Main und Kinzig nach dem Elsaß verpflanzt hatten. Zu Buchsweiler am Bastberge, dem Hauptorte des reformirten Cultus im Niederelsaß, residirten noch unter den Bourbons deutsche Fürsten mit gedeihlicher Wirksamkeit; als 1736 die Grafen von Hanau ausgestorben, waren es die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welche bis 1790 unter Oberlehnshoheit der Krone Frankreich hier ein nicht ganz unbedeutendes, wenn schon zersplittertes Territorium am linken Rheinufer inne hatten. Man hieß es im Elsaß „das Hanauer Ländchen", und diesen Namen hat die Gegend noch heutigen Tages beim Volke. Der greise Freiherr Peter von Schauenburg, Vicepräsident der Gesellschaft für Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsasses, hat 1859 neben der Genealogie der gräflichen Linien Hanau-Lichtenberg und Hanau-Münzenberg auch eine Karte der Hanauischen Distrikte entworfen; dieselbe ist von dem ersten Präsidenten der Gesellschaft, dem um die Provinz hochverdienten Archivar Ludwig Spach in Straßburg, seiner Studie über Schloß und Grafschaft Wörth in der Nähe von Reichshofen beigegeben. Dieser Ort erinnert an die Familie Dietrich, die des letzten reichsfreien Ammeisters und des ersten Maire's von Straßburg, und hat gen Osten hin das romantische Jägerthal mit dem Badorte Niederbronn, dem jetzigen Sitze der Dietrich, sowie einer Menge von Burgruinen, welche das Malerische der Landschaft, besonders für deutsche Augen, erhöhen. Die Wasenburg (eigentlich Wasgauburg), die beiden Windstein, Ruine Hohenfels, der Falkenstein, Schöneck, Wieneck und Wittelschloß sind am Vogesen-Rande gethürmt worden und blicken noch in ihren Trümmern stolz auf die moderne Welt und auf die Dampfschlote der Eisenindustrie herab.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ludwigshafen, 19. Aug. Auch wir hatten gestern, berichtet der Pfälz. Kur., das widerliche und unsere Civilisation schändende Schauspiel von sogenannten Hyänen des Schlachtfeldes. Vier Stücke dieser Elenden — laut Ausweis ihrer

Papiere aus Schlesien — hatten sich mit Pferd und Wagen und einer Unmasse von Koffern und sonstigem Gepäck in einem hiesigen Gasthaus einlogirt, aber nicht ohne den Verdacht unserer wachsamen Polizei zu erregen. Die sofort vorgenommene Untersuchung ergab denn auch den Besitz von zum Theil sehr werthvollen militärischen Equipirungsgegenständen, von Brieftaschen, Koffern und anderen auf dem Schlachtfelde geraubten Dingen, einer Summe von 4025 fl., meist in preußischem Papiergeld bestehend, nicht zu vergessen. Das Gefundene wurde dem Bezirksgericht Frankenthal übermacht, während die Räuber einstweilen hier in Gewahrsam genommen wurden. (Wegen Mangels an Beweisen hat man sie inzwischen wieder freigegeben.)

* München, 15. Aug. Der langjährige Vorstand des hiesigen Gabelsberger Stenographen-Centralvereines, der frühere Secretär und jetzige Obergerichtsschreiber am obersten Gerichtshofe, Herr Georg Gerber hat in einem Schreiben vom 5. Juli seine Stelle als Vereinsvorstand niedergelegt. Mit großem Bedauern hat der Verein und, wir können getrost sagen, haben alle Stenographen, welche mit dem Abgetretenen in persönlichen Beziehungen standen, von diesem Vorgange Kunde erhalten. Doch konnte Herr Gerber nicht anders handeln, seitdem ihm seine veränderte amtliche Stellung in Folge der Einführung des neuen Civilprozesses nicht mehr die Zeit läßt, sich nach wie vor den Interessen der Stenographie zu widmen. In Gerber verliert der Stenographenverein in München und mit ihm die ganze Gabelsberger'sche Schule eines der tüchtigsten Mitglieder. Mit unermüdlicher Ausdauer und Umsicht hat er, mit äußeren und inneren Hindernissen ringend, kräftig und, wenn nöthig, energisch das Steuer des Vereines geführt, für Ausbreitung der Schule gewirkt, und sich durch seine Bemühungen für Einführung der Stenographie in den Mittelschulen besonders verdient gemacht. Auch an der Ausarbeitung der sogenannten Dresdener Beschlüsse von 1857, welche viel dazu beitrugen, der Stenographie den Weg aus den Ständesälen in das tägliche Leben zu öffnen, nahm er hervorragenden Antheil. Seit 1856 1. Vorstand des Münchener Centralvereins, führten seine Thätigkeit und sein umfassendes persönliches Wirken den Verein zu immer größerer Lebensfähigkeit. Nachfolger Gerbers, dem das Ehrenrecht der berathenden Theilnahme an den Vereinssitzungen verliehen wurde, ist Professor Lauterhammer.

Vom Schlachtfeld von Saarbrücken schreibt ein Stettiner Officier an die „Neue Stettiner Ztg." unter Anderm: ... Nicht weit von unserm Bivouak war ein schlichter Hügel, geziert mit einem roh zusammengeschlagenen Kreuz. Ich war eben im Begriff hinzugehen, um zu sehen, wessen Körper dort begraben, als ein General mit einigen Leuten sich dem Grabe näherte, die sich anschickten, das Grab zu öffnen. Ich fragte einen Mann vom 74. Regiment, was das zu bedeuten, er erzählte mir Folgendes: Soeben traf mich der General (Excell. v. Manstein) auf der Chaussee und sagte zu mir: „Na, mein Sohn, habt Ihr viele Verluste gehabt?" „Jawohl, Excellenz, es sind sehr, sehr viele geblieben." „Bei welcher Compagnie stehst Du, mein Sohn?" Der Soldat nannte deren Nummer. „Lebt Euer Compagnie-Chef noch?" „Nein, er und der größte Theil unserer Leute ist gefallen. — Das Gesicht des Generals zuckte schmerzhaft, eine Thräne quoll aus seinem Auge, der Vater hatte seinen Sohn verloren! Der General eilte darauf mit mir zu dem Grabe hierher. So der Erzähler. — Inzwischen war das Grab geöffnet. Unsere Leute nahmen den Todten heraus und wuschen das entstellte Gesicht ab. Lange schaute der Vater auf das bleiche Antlitz des tapfern Sohnes, endlich drückte er einen Kuß auf die erkaltete Stirn, dann wandte er sich ab und gab die nöthigen Anordnungen, einen Sarg aus der Stadt zu holen, um seinen Sohn in denselben legen zu lassen.

Berlin, 20. Aug. Wie sehr der Krieg in die Verhältnisse der Staatsverwaltung eingreift, erhellt unter Anderem daraus, daß allein die Postverwaltung aus ihrem Personal circa 1500 Beamte, 1900 Unterbeamte und 1100 Postillone, zusammen 4500 Köpfe für den Zweck des Krieges gestellt hat. Davon sind nahezu 900 für den Feldpostdienst in Verwendung; die übrigen 3600 zum Dienst mit der Waffe eingezogen. Gegenwärtig gehen täglich etwa 200,000 Briefe und Correspondenzkarten zur Armee und außerdem täglich ca. 40,000 Thlr. an baarem Gelde, meist in Geldbriefen von 1 bis 2 Thlrn. an die Soldaten mit der Feldpost ab. Die Zahl der von der Armee eingehenden Sendungen hat noch nicht festgestellt werden können.

Neben den ernsteren deutschen Gedichten, die jetzt veröffentlicht werden, dürfen sich auch wohl ein Paar recht interressante lateinische Spielverse sehen lassen, die gleichfalls die Spitze gegen einen Bonaparte kehren, nur gegen den ersten Bonaparte. Die Kreuzztg. erhält dieselben aus Zerbst von befreundeter Hand zugesendet, mit der Bemerkung, daß beide im Jahre 1814 entstanden sind. Da sind sie:

I.

Vaticinor tibi, quod navalis laurea cinget
Tempora, nec magnas spes mare destituet.
Dejiciet tua gens cunctos, nec Gallia victrix
Denique frangetur littus ad Albionum.
Sors bona, non mala sors concludet proelia; quare
Saecula te dicent: „pars bona", non „mala pars!"

Rückwärts gelesen das Gegentheil:

„Pars mala", non „bona pars" dicent te saecula, quare
Proelia concludet sors mala, non bona sors.
Albionum ad littus frangetur denique victrix
Gallia, nec cunctos gens tua dejiciet.
Destituet mare spes magnas, nec tempora cinget
Laurea navalis, quod tibi vaticinor!

II.

Nihil eram,
Augustus factus sum,
Populorum carnifex
Orbem turbavi,
Libertatem suppressi,
Ecclesiam destruxi.
Omnia fui,
Nihil ero.

Nro. I rührt von einem Ungarn, Nro. II von einem Franzosen her.

Aus Thüringen, 17. August. Das Goethehaus auf dem Kickelhahn bei Ilmenau, wo der große Dichter öfter wochenlang in idyllischer Ruhe den Musen zu leben pflegte, ist in der Nacht vom 11. zum 12. d. vollständig niedergebrannt. Wie erzählt wird, soll eine Schusterfamilie aus Ilmenau in jener ganz aus Holz aufgebauten Hütte vor dem strömenden Regen Zuflucht gesucht und dort Feuer angemacht haben, um die von Regen und Kälte erstarrten Glieder wieder zu erwärmen. Den Waldhüter hatte während der Nacht eine unerklärliche Unruhe erfaßt, so daß er sein Lager verließ und trotz dem heftigen Regen den Wald durchstreifte. Erst gegen Morgen entdeckte derselbe das Unheil, welches Ilmenau und die ganze Umgegend in die tiefste Betrübniß versetzt hat.

Charade.

(Zweisylbig.)

Als bei Nacht, bei Sternenglanze
Meine Erste that die Zweite
Und dann suchte rasch das Weite
War vollbracht das schlechte Ganze.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 98:

Schlacht, lacht, Acht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 101. Speyer, Donnerstag, den 25. August 1870.

* An König Ludwig II. von Bayern

zum 25. August 1870.

Den Handschuh warf mit frechem Hohn und arger List
Dem Preußen-König hin des Korsen Uebermuth;
Er rechnet auf der Deutschen altbekannten Zwist,
Er lockt verheißend, droht mit grimmer Rachegluth.

Die schöne Pfalz am Rhein, der stolze Kaiserdom,
Sie sahen einst der Wälschen blutgetränkte Spur,
Wie auf in ihr die jähe Feuergarbe klomm,
Verwüstung, Greuel, Mord sie überall durchfuhr!

Verschont nicht nur, o Bayerfürst, Pfalzgraf bei Rhein,
Verbleibt Dir jene Perle: in den Königs-Reif
Geflochten winkt Dir neuer Wappen Funkelschein
Und reicher strahlet Deiner Krone Purpurstreif!

Es harrt und lauschet Deutschland auf Dein Fürstenwort,
In Deine Hand gegeben ist sein künftig Loos,
Ob Du ihm werdest Ritter in der Noth und Hort,
Ob Du Dich reißest los von seinem Mutterschooß.

Bescheid gegeben ist im großen deutschen Krieg,
Auf den bewundernd schaut die ganze weite Welt;
Alldeutschland stürmt und eilt mit Macht von Sieg zu Sieg,
Bis Frankreichs Prahlen unter seiner Wucht zerschellt.

Drum stimmt es Dir auch heut' ein hehres Danklied an
Und hebet Deines Namens Preis zum Himmelszelt:
Der Enkel hat bewährt den deutschgesinnten Ahn,
So hallt es von den Alpen bis zum fernen Belt!

J. Fischer.

Ein Wiedersehen auf dem Schlachtfelde.

Nach Thatsachen erzählt von Arnold Wellmer.

(Fortsetzung.)

Es war ein gar anheimelndes Zimmerchen, wo die Rosen und Gelbveiglein und Hyazinthen zwischen den schneeigen Gardinen so üppig blühten und dufteten. Die Sonne schien hell durch das Blattgrün und malte zitternde Schattenrisse von nickenden Blumen und Blättern auf die sauberen Dielen. Durchs offene Fenster ging die laue Frühlingsluft. Die Möbel an den Wänden mit den grünmusterigen Tapeten waren wohl schon recht altmodisch, aber behaglich und solide. Schöne Kupferstiche und Familienbilder in Oel und Pastell hingen an den Wänden. Ueber dem Sopha lächelte aus goldenem Rahmen ein schöner Graukopf herab. Er hatte Margots große, braune weiche Augen.

Georg blieb aufschauend vor diesen Augen stehen.

„Es ist mein Seliger!“ sagte die Mutter mit gefalteten Händen. „Er war Arzt in Erfurt. Als er vor zwei Jahren starb, wurde es mir zu traurig in der geräuschvollen Stadt; so zogen wir hierher.“

Georg vergaß ganz nach seinem Empfehlungsbriefe zu suchen. Erst eine feine Bemerkung der Mutter erinnerte ihn daran — machte ihn erröthen. Richtig, da war der Brief an den Herrn Fabrikbesitzer Friedrich Wilhelm Benda; wie triumphirend Georg ihn in die Höhe hielt! Aber er ging doch nicht. Es plauderte sich gar zu hübsch in dem sonnigen Stübchen; Wovon plauderten sie? Georg erzählte von seinem Beruf, von seiner seligen Mutter, seiner schönen Heimath, dem väterlichen Weinberge, in dem er als Kind gespielt, und der einen köstlichen Wein trage. Davon habe der Vater bei seiner Geburt einige Fäßchen im Keller vergraben. Die sollten nicht eher wieder gehoben werden, als bei Georgs Hochzeit. Georgs Augen strahlten, und Margot erröthete. Georg sprach von seinen Reiseplänen nach Holland und England; da flog ein Schatten der Wemuth über den rosigen Sonnenschein auf dem Gesicht des Mädchens.

Endlich stand Georg auf, um zu gehen. Um seine Lippen spielte ein gar eigenes, frohes, übermüthiges Lächeln.

„Darf ich mir ein Veilchen mitnehmen, zur Erinnerung an diese Stunde?“ fragte Georg.

Die Frauen begleiteten ihn in den Garten. Der Schnee war jetzt auch an der Giebelwand ganz geschmolzen. In der hellen Mittagssonne blühten und dufteten die Veilchen in voller Pracht.

Margot pflückte einige Blumen und legte sie in ein grünes Veilchenblatt. Jetzt fehlte ihr ein Fädchen; da griff sie in ihre Locken und schlang ein braunes Haar darum.

An der Gartenpforte reichte Georg den Frauen die Hand. „Darf ich sagen: auf Wiedersehen?“

Margot schüttelte traurig das Köpfchen. Sie glaubte nicht an ein Wiedersehen; und doch hätte sie ihn, dem sie heute zum ersten Mal ins Auge geschaut — der nun von ihr ging, in die weite, schöne, glänzende Welt hinein, der das arme, junge Thüringer

Kind gar bald im Strudel der Reiselust und der Wunder eines neuen Lebens vergessen würde, vor allen anderen Menschen gern noch einmal — o nur ein einziges Mal wiedergesehen.

Und Margot sah ihn wieder; ja schon am nächsten Nachmittage. Er trat durch das Pförtchen in den Garten. Fast übermüthig war sein Gang. Schon von weitem nickte er dem Fenster zu, hinter dem Margot bei einer Näherei träumte.

Margot zuckte von ihrem Sessel auf in heller Freude. Sie zitterte wie Espenlaub, als er — an den sie in diesem Augenblick, an den sie jede Minute im Wachen gedacht, von dem sie die ganze Nacht geträumt hatte — jetzt vor ihr stand, strahlend vor Freude und Zuversicht!

„Ich wollte mir doch erlauben, mich den Damen als Nachbar vorzustellen!" sagte Georg mit seiner treuherzigen, fröhlichen Stimme. „Die Leinenfabrik des Herrn Benda ist über mein Erwarten bedeutend und hat so mancherlei neue Einrichtungen, daß ich sie gern in Muße kennen lernen möchte. Herr Benda war gleich herzlich bereit, mich auf einige Wochen als Volontair anzunehmen. Papa wird sich über meinen Eifer wundern. Ich habe hier in der Nähe ein hübsches Quartier gefunden; darf ich um freundliche Nachbarschaft bitten?"

Die Mutter stimmte herzlich zu und reichte dem neuen Nachbar die Hand darauf. Margot sagte nichts. Das helle Glück leuchtete aber aus ihren Augen.

Und sie hielten gute Nachbarschaft. Georg ward immer heimischer in dem Häuschen mit den Jalousieen und den vielen Blumen. Bald war er an den Nachmittagen und Abenden dort ein täglicher Gast. Er half bei der Bearbeitung des Gärtchens und pfiff dem Canarienvogel neue Melodieen vor. Er hielt Garn, sortirte Perlen und plauderte und lachte herzfröhlich mit Mutter und Tochter.

Längst waren die Veilchen im Garten verblüht. Die Kletterrosen über der Hausthür standen in voller Blüthe. Georg war noch immer in Langensalza.

Und da — eines Abends standen Georg und Margot miteinander auf der dämmerigen Hausflur. Georg hatte sich bei der Mutter verabschiedet, und Margot gab ihm, wie schon seit vielen Abenden, bis vor die Thür das Geleit. Die Thür nach dem Garten stand offen. Auf den Blumen lag der volle Mondschein. Grillen zirpten. Die rothen Kletterrosen über der Thür zitterten im Abendwinde und dufteten süß herein. Margot reichte dem Gaste die Hand zum Abschied — aber sie sagte ihm nicht, wie sonst, fröhlich: gute Nacht! Georg hielt die kleine Hand lange in seinen beiden glühenden Händen; dann sagte er leise: „Margot, könntest Du mich wohl lieb haben, so wie ich Dich liebe, — fürs Leben?"

Leise und selig weinte sie auf, und senkte das glühende Gesicht an seine Brust. Er schlang den Arm um ihren Nacken, und küßte sie.

So standen sie lange in der Dämmerung des Juniabends, ohne ein Wort zu sprechen. Und dann traten sie, Hand in Hand, glühend und strahlend, in die helle Stube zur Mutter, und baten sie um ihren Segen. Die Mutter schloß sie mit Freudenthränen in die Arme und küßte sie.

Und der „goldene Leinenkönig" in Schlesien!

Papa Scherer hatte seinen Sohn wohl schon mehrere Male mit unverhohlener Verwunderung gefragt, was er so lange in Langensalza zu suchen habe... Holland — England seien das wahre Feld für seine leinenen Forschungen. Georg hatte aber immer gebeten, noch kurze Zeit in Langensalza bleiben zu dürfen. Was er hier bis jetzt gefunden, habe seine kühnsten Erwartungen weit übertroffen.

So waren aus Wochen Monate geworden.

Georg kannte seinen reichen, fabrikstolzen Vater nur zu gut. Er wußte, daß der goldene Leinenkönig auch das schönste, liebenswürdigste, tugendhafteste Mädchen nicht als Tochter in sein Haus aufnehmen werde, wenn sie diesem Hause nicht durch ein anständiges Vermögen neuen Glanz zu verleihen möchte. Margot war aber blutarm. Georg beschloß, seine Verlobung noch einige Jahre geheim zu halten. Als Compagnon des Vaters hoffte er seine Reiseerfahrungen bald mit Erfolg statt einer reichen Braut als Einlagen ins Geschäft betonen zu dürfen. Der Mutter sagte er sein Gründe für die Bitte um vorläufig heimliche Verlobung. Die treuherzige Frau schüttelte bedenklich den Kopf. Als sie aber ihr Kind draußen im Garten zwischen den Blumen sah, glückstrahlend für den Geliebten einen Strauß windend... da gab sie seufzend ihre Einwilligung. Margot sollte von den Hindernissen vorläufig nichts erfahren.

In Langensalza aber konnte das Verhältniß nicht lange verborgen bleiben. Wenn Georg mit Margot und der Doctorin an schönen Abenden einen Spaziergang in das reizende Wäldchen hinaus machte, in dem das Schwefelbad so freundlich liegt, — da nickten und flüsterten sich die ihnen begegnenden Kleinstädter bald bedeutungsvoll zu.

Auch der Fabrikherr, in dessen Comptoir, Spinnerei und Weberei Georg Morgens arbeitete — noch mehr aber die Fabrikherrin und die so schmählich von dem hübschen reichen Volontair vernachlässigten überreifen Fabriktöchterlein waren nicht mit Blindheit geschlagen. Sie hielten es natürlich für ihre Pflicht als Christen im allgemeinen und als leinene Geschäftsfreunde im besonderen, dem Herrn Zacharias Scherer von der Gefahr, die seinem werthen Sohne drohe, einen zarten Wink zu geben.

Der Wink wurde gebührend beachtet. Ganz unerwartet erhielt Georg von seinem Vater den kurzen kühlen telegraphischen Befehl, „umgehend" nach Hause zurückzukehren.

Am andern Morgen fuhr ein bepackter Reisewagen langsam an dem Häuschen der Doctorin vorüber, die Chaussee nach Gotha zu. Draußen vor dem letzten Hause hielt er still; ihm fehlte noch der Passagier.

In dem Häuschen, an dem der Wein schon schwere Trauben trug und in dessen Garten die ersten Astern blühten, waren zwei junge Herzen gar abschiedsweh. Bang bebten sie gegen einander . . .

„Behalte mich nur lieb, meine Margot, dann wird noch alles gut. Ich kehre wieder, sobald ich darf . . .“

„Ich bin Dein . . . bis in den Tod . . . o, bis über den Tod hinaus!“

Die Mutter mahnte an den Eisenbahnanschluß in Gotha. Georg riß sich los und eilte zum Wagen. Margot sank der Mutter weinend in die Arme. — — — —

(Fortsetzung folgt.)

* Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

(Schluß.)

Hagenau ist ein altes Städtchen, das Mauern ohne Wälle und vor denselben einen tiefen breiten Graben besitzt. Es ist ein Waffenplatz vierter Classe und hatte besonders Cavaleriegarnison. Trotzdem es im gegenwärtigen Augenblicke einem Kriegslager glich, glückte es uns doch, in einem großen bürgerlichen Gasthause in der Nähe des Bahnhofes noch Unterkunft mit Betten zu erhalten. Kaum aber hatten wir Besitz genommen von unserer Eroberung, da kamen nicht endenwollende Truppenzüge durch die Straßen. Ein Regiment preußische Infanterie, sowie einige Batterien Artillerie rückten in die Stadt und verlangten Quartiere. Unsere Wirthsleute hatten in dem Gedränge etwas den Kopf verloren, und ich konnte es dem Unterofficiere, der die Einquartierung ankündigte, nicht übel nehmen, als er schließlich seinen Gewehrkolben auf die Erde stieß und in barschen Worten frug, ob sie Unterkunft schaffen wollten oder nicht; denn draußen regnete es wieder in Strömen vom Himmel, und die Truppen sehnten sich, wenigstens wieder einmal unter ein Dach zu kommen und sich trocknen zu können. Hatten sie doch bisher fast immer die Nacht im Felde zugebracht, auf dem Tornister sitzend und den Mantel über den Körper gehängt, damit der Regen ablaufen könne. Glücklicher Weise ließ man unser Zimmer unberührt, und für 200 Mann wurde auf dem Speicher Stroh und Heu aufgeschüttet; auch die geräumigen Stallungen des Hauses, welche 100 Pferde faßten, waren bald gefüllt.

Hagenau, obwohl nur höchstens 11000 Einwohner zählend, ist eine wohlhabende Stadt, deren Hauptvermögen in dem großen Hagenauer Forste besteht, der von hier nach Norden zu sich zwischen Vogesen und Rhein auf 3 Stunden in die Tiefe erstreckt. Die Häuser tragen noch das Gepräge einer alten Reichsstadt; auch größere Gebäude aus der Renaissancezeit fehlen nicht; erst in den letzten Jahrzehnten hat man begonnen, zwischen den alten Häusern einige monumentale Steinbauten im Style neuerer Pariser Architecten zu errichten, so die große städtische Hopfenhalle und das Tabaksmagazin. Von der ehemaligen Bedeutung der Stadt, die schon Barbarossa befestigte, um die Reichskleinodien dort aufzubewahren, gibt besonders die große Sanct Georgskirche Kunde. Nach der ursprünglichen Anlage der Kirche sollte sie eine einfache romanische Säulenbasilika werden, mit dicken kurzstämmigen Sandsteinsäulen, hohen Wänden und kleinen rundbogigen Fenstern hoch oben; dadurch bildeten sich zwischen den niedrigen Säulen und den Fenstern große Wandflächen, die wohl für Malereien bestimmt waren. Bald aber kam der gothische Styl und fügte einen eckigen Chor an, erweiterte das Querschiff und vollendete überhaupt den Bau. Außer den schweren Säulen des Inneren und den kleinen rundbogigen Fenstern zeigen nur noch das Haupt- und ein Seitenportal die einfachen romanischen Formen der ersten Bauperiode dieser Kirche. Der Thurm befindet sich über der Kreuzung der beiden Schiffe und ist nie vollendet worden. In den letzten Jahren hat man die Kirche mit großer Sorgfalt restaurirt. Die friedliche Ruhe, die in diesen weiten Hallen herrschte, der feierliche Eindruck der farbenglühenden Fenster standen in erquickendem Gegensatze zu dem kriegerischen Lärm und dem Getümmel der Straßen.

Auch in Hagenau mußte ich mit Schmerz wieder bemerken, wie sehr die Elsäßer und zwar mehr noch die Gewerbtreibenden der Städte als die Bauern auf dem Lande, ganz den Stolz altallemannischer Abstammung verloren haben. Das Bewußtsein ihres deutschen Blutes ist ihnen abhanden gekommen mit dem Adel ihrer Sprache. Was hat man aber auch aus der deutschen Sprache im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte dort gemacht! Wohl erscheinen noch Zeitungen und Kalender, die sich einer besseren Haltung befleißen und wenigstens ein richtiges Deutsch zu schreiben sich Mühe geben. Aber die Mehrzahl dessen, was dem Volke, hoch und nieder, in seiner Muttersprache geboten wird, ist ein gänzlich verkommenes Deutsch und hat mit unserer herrlichen Sprache, besonders seit ihrer Wiedererweckung durch die klassische Literatur zu Ende des vorigen Jahrhunderts, fast nur noch die Bausteine, die Worte gemeinsam. Die Zeitungen erscheinen nämlich vielfach in beiden Sprachen und der deutsche Text beschränkt sich meistens auf eine Uebersetzung der französischen Artikel. Weil man aber im Elsaß ganz außer Zusammenhang mit der deutschen Literatur steht, wird diese Uebersetzung sowohl aus Unkenntniß der Sprache, als auch aus Nachläßigkeit und Geringschätzung mit einer fast beispiellosen Stümperhaftigkeit gehandhabt. Einen richtigen Satzbau wird man vergebens suchen, denn die französische Construction wird einfach mit deutschen Worten wiedergegeben. Noch mangelhafter, als die Form, ist aber der Geist dieser Arbeiten. Was sich auf Französisch ganz schön, glatt und vollkommen ausnimmt, erscheint dann, in deutschen Worten sclavisch wiedergegeben, als hohles Geschwätz, als langweilige Blague und während der französische Text Eindruck macht,

kommt uns die Uebertragung vor, als sei sie für Kinder geschrieben. Der Franzose kann einen Gedanken wohl ganz leicht ausspinnen, ohne daß der Leser den Bericht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Um aber im Deutschen es gerade so zu machen, dazu gehört etwas mehr als die bloße wörtliche Uebertragung. Denn sonst erscheint jeder Gedanke in einen abstoßenden Wortschwall gewickelt. Daher haben die größeren Blätter in Straßburg, so der „Unparteiische vom Rhein" alle Mühe, dem deutschen Theil ihres Blattes noch etwas Selbstständigkeit und Originalität zu wahren und denselben vor gänzlichem Einschlafen zu behüten.

Von Hagenau führte uns ein württembergisches Bäuerlein, das froh war, nach 14tägiger Abwesenheit wieder in die Heimath zurückkehren zu dürfen, nach Sulz. Wir durchfuhren den weiten Hagenauer Forst mit seinen stolzen Eichen und Buchen. Alles verrieth die sorgsame Pflege, die man dieser reichfließenden Goldquelle zu Theil werden läßt. Badische und preußische Soldaten zogen durch den Wald, um die Sicherheit aufrecht zu erhalten; denn es war anzunehmen, daß immer noch von dem Weißenburger Tage und von Wörth her versprengte Soldaten sich hier aufhielten. Lange Züge preußischer Artillerie kamen an uns vorüber, und unser Bauer athmete jedesmal froh auf, wenn die Soldaten verschwunden waren; denn er hatte sehr Angst, man würde sein leeres Fuhrwerk einfach mit Beschlag belegen und er müßte so wieder, wer weiß wie lange, mit der Armee nach Frankreich hineinfahren.

In Sulz meldete ich mich zur Begleitung von Verwundeten, und man überwies mir einen Eisenbahnwagen mit neun Schwerverwundeten, der in einem langen Zug nach Karlsruhe ging. Es waren Angehörige der norddeutschen Armee und ein Zuave. Die Leute trugen im Allgemeinen ihre Schmerzen sehr ruhig und wurden allmählig ganz munter; nur der Zuave war, wie die Franzosen überhaupt, ungeduldig und konnte kaum die Ankunft im Spital erwarten. In Karlsruhe übernahm das Militär-Lazareth die Pflege der Leute und meine Dienstleistung hatte ein Ende. Dr. E. J.

Miscellen.

Ueber künstliche Gliedmaßen. Es sind etwa 100 Jahre her, daß wir eine Geschichte der Orthoplastik haben. Vor dieser Zeit sind uns nur fünf Fälle bekannt, in denen der Versuch gemacht wurde, den Verlust eines natürlichen Gliedes durch ein Kunsterzeugniß zu ersetzen. Der bekannteste Fall ist die freilich noch sehr unvollkommene eiserne Hand, welche Göz von Berlichingen anlegte. Im Jahre 1755 gab der Franzose Hugo Ravaton aus Landau durch seine Erfindung einer Art eisernen Schnürstiefels einen Anstoß zu einem allgemeineren Streben nach Vervollkommnung der Leistungen auf diesem Gebiete. Die Freiheitskämpfe boten auch in Deutschland vielfache Gelegenheit, sich praktisch mit der Anfertigung künstlicher Gliedmaßen zu beschäftigen. Es fehlte indessen ein festes System bei der Ausführung der Arbeiten und es ist bekannt, daß Patienten, welche sich eines künstlichen Fußes bedienten, diesen nicht selten wieder bei Seite warfen, um dem gewöhnlichen Stelzfuß den Vorzug zu geben. Als nach dem Kriege von 1866 eine Militär-Commission in Berathung trat wegen der Wahl des künstlichen Ersatzes für amputirte Glieder der Soldaten, entstand unter den Mechanikern ein lobenswerther Wettkampf, bei welchem der in medicinischen Zeitschriften schon früher genannte Mechaniker Pfister in Berlin besonders in den Vordergrund trat. Die Orthoplasten der dreißiger Jahre schwankten noch in der Wahl des Materials zwischen Metall und Holz, bis nach dem letzten italienischen und nordamerikanischen Kriege vorzugsweise das Holz zur Verwendung kam. Pfister, welcher selbst ein künstliches Bein trägt und sich als Mechaniker seit länger als zwanzig Jahren mit der Anfertigung künstlicher Gliedmaßen beschäftigte, benutzt als Material Eisenblech und Neusilber, welche je nach der Kräftigkeit der körperlichen Constitution zur erforderlichen Stärke getrieben werden kann. Er erwarb in München einen Preis auf diesem Gebiete und ist seit jener Zeit bemüht gewesen, die Fehler und Mängel zu beseitigen, welche bei dem Gebrauche der künstlichen Gliedmaßen hervortreten. Hierbei war sein eigener Körper ihm besonders eine Schule der Erfahrung. So ist es ihm gelungen, ein System zur Geltung zu bringen, das allen Anforderungen entspricht, die billiger Weise an ein künstliches Glied gemacht werden können. Dauerhaftigkeit, Leichtigkeit und Sicherheit in der Anwendung des künstlichen Beines oder Armes verbinden sich mit der Aehnlichkeit des natürlichen Gliedes. Die richtige Anlegung und Vertheilung der Befestigungen, die Elasticität der Bewegungen, die sorgsame Verlegung der Schwerpunkte des Fabrikates je nach der Individualität des Falles, das sind Punkte, denen Pfister nachstrebt und deren Durchführung für den einzelnen Fall den Künstler erkennen läßt. Die oft sehr empfindliche Stumpfspitze des amputirten Gliedes ist in keiner Weise dem Drucke ausgesetzt, sondern hängt unberührt in einer gepolsterten Hülse, während der Sitzknorren auf einem stark gepolsterten Wulste ruht. Jeder Amputirte wird die Erfahrung gemacht haben, daß der Stumpf mancherlei Veränderungen ausgesetzt ist. Metallumhüllungen lassen sich für diesen Fall nachträglich leichter ändern und anpassen, was bei Gliedmaßen aus Holz große Schwierigkeiten hat. Metallfüße haben überdies bei gleicher Leichtigkeit wie Holzfüße der Vorzug geringerer Reparatur-Bedürftigkeit. Was die Leistungsfähigkeit mit diesen Fabrikaten betrifft, so kann man mit einem von Pfister angefertigten Oberschenkel den ganzen Tag über stehend arbeiten und weite Strecken ohne jede Unterstützung zurücklegen, wie denn Pfister nicht nur selbst dies an sich erfährt, sondern auch befähigt ist, seine Patienten zu besuchen und mit Leichtigkeit drei Treppen zu steigen. Ein künstlicher Unterschenkel gestattet bei günstiger Amputation, ausgenommen die Schnelligkeit der Bewegung, fast soviel, wie der natürliche Fuß in Betreff der Leistungsfähigkeit und läßt beim Tragen in ruhiger Bewegung wegen der natürlichen Form kaum den Unterschied erkennen. Selbst Patienten, deren beide Füße amputirt sind, bedienten sich mit gutem Erfolge seiner künstlichen Gliedmaßen. Daraus ist es zu erklären, daß selbst aus England und Rußland sich Personen an Pfister theils persönlich, theils unter Einsendung von Gyps-Abgüssen der gesund gebliebenen Arm- und Beintheile, wenden. Seine künstlichen Hände sind wahre Kunstwerke, die, je nach den Arbeiten, welche mit ihnen vorgenommen werden sollen, allerdings im Preise sehr verschieden sind. Seit dem Kriege von 1866 ist vielen Personen, welche eine Hand verloren, durch die Vollkommenheit des Ersatzes die Beibehaltung der Lebensstellung ermöglicht worden. Gegenwärtig ist Pfister mit der Anfertigung eines neuen Modells einer künstlichen Hand beschäftigt, um mit derselben die Möglichkeit einer geläufigeren Handschrift durch ein neues System der mechanischen Bewegung zu erzielen, als es bisher der Fall war, wenngleich die vorliegenden Probeschriften den Beweis liefern, daß auch mit dem bisher zur Anwendung gebrachten System, die Erlangung der Schreibfähigkeit keine Schwierigkeit darbietet. (N. Allg. Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 102. Speyer, Samstag, den 27. August 1870.

* Dem deutschen Heere. *)

Noch ist das große Werk nicht ganz vollbracht,
Noch darf nicht voll der Siegesjubel tönen.
Wer weiß, wie viel des Bluts in heißer Schlacht
Es noch bedarf zum Frieden und Versöhnen?
Zu Einem aber ist es jetzt schon Zeit,
Zu einer Pflicht, darin kein Deutscher wanke,
Zu einer Schuld aus diesem heil'gen Streit,
Die Keiner je vergessen darf — zum Danke!
Denn bald wird enden welsches Gaukelspiel,
Und wird der schmachbefleckte Vorhang fallen.
Dem Friedensbrecher ist gesetzt sein Ziel,
Und des Gerichts Posaunen, sie erschallen.
Im Schlachtendonner hört die Welt erschreckt
Den Urtheilsspruch zur Warnung und zur Lehre.
O Dank den Siegern, die's mit Blut vollstreckt,
Dank unserm todesmuth'gen deutschen Heere!

O wär' geglückt ihm seine list'ge Gier,
Dem kaiserlichen Gleißner sondergleichen,
Mit seinem Räuberschwarm, halb Mensch halb Thier,
Des Würgers Melac Lorbeer zu erschleichen —
Weh' dann den deutschen segensreichen Gau'n,
Geplündert und verheert von Mord und Bränden!
O Schmach dann unsern Töchtern, unsern Frau'n,
In roher Lust erfaßt von Turcoshänden!
Wie hätte der Verzweiflung Noth und Schrei
Zum Aeußersten den Bürger dann getrieben! —
Doch, o Triumph, das deutsche Land ist frei!
Vom tiefsten Elend ist's verschont geblieben.
Wohl sahen wir zu uns die Turcos zieh'n,
Doch wund nur und gefangen, ohne Wehre.
O Dank den Rettern, Dank auf unsern Knie'n
Dem unvergleichlich tapfern deutschen Heere.

Und nicht die Grenzen nur hat's treu bewacht,
Wie drang's gleich erz'nem Keile weit und weiter!
Die ganze Welt erstaunt ob solcher Macht,
Flucht und Verwirrung faßt die welschen Streiter.
O deutsches Volk, wie tönt dein Siegesklang!
Du erst im vollen Sonnenaufgang strahlend,
Indeß das andre halb im Niedergang
Verzweifelnd starrt, vor Kurzem noch so prahlend!
Wie siegt des Wissens und der Sitte Kraft
In unsrer Stärke und der Feinde Weichen!
Wie flattert jetzt an unsrer Fahnen Schaft
Des einsgewordnen Volkes Siegeszeichen!
Nun wurde Nord und Süd vermählt durch Blut,
Vom hohen Alpenland bis tief zum Meere.
O Dank euch für dies längst ersehnte Gut!
Des ganzen Volkes Dank dem deutschen Heere!

Doch sieh, des welschen Kaiserreiches Sumpf,
Wie trat er häßlich, grundlos nun zu Tage!
Der welschen Bildung gleißender Triumph,
Zur Lüge ward er und zur Niederlage.
Sieh zu, du einst „die große Nation“,
Daß dein verdorbnes Blut sich bald erneue!
Und du erst, lüsternes Welsch-Babylon,
Im Büßerkleid auf's Haupt dir Asche streue! —
Sieh auf dein Heer, du morsch gewordnes Reich!
Was frommt sein Muth, wenn's tolle Führer äffen?
Doch sieh auf uns, wer kommt dem deutschen gleich,
Dem Heldenkönig sammt dem Sohn und Neffen?
Dem greisen Schweiger mit dem Adlerblick,
Und all den Namen, längst schon Deutschlands Ehre?
O Dank für unser gnädiges Geschick,
Das solche Führer gab dem deutschen Heere!

Wohl ist das Elend tief; wer's messen mag?
Denn Tag um Tag wird dessen Abgrund größer.
Doch hofft, des Völkerfriedens goldner Tag
Steigt bald aus blut'ger Dämmrung als Erlöser.
Dann wird zerrinnen frevler Lüge Schein,
Doch neu erstarken Wahrheit, Recht und Sitte.
Das deutsche Volk wird deren Hüter sein,
Geehrt, gefürchtet in der Völker Mitte. —
O darauf hoffet, denen dieser Streit
Nur Trübsal brachte, und sie wird sich stillen.
Die ihr in Wunden stöhnt, tragt euer Leid
Um eures Siegs, um unsres Volkes willen!
Und ihr, die ihr verwittwet und verwaist,
O weint versöhnet aus des Schmerzes Schwere! —
O Dank auch euch für euren Opfergeist,
Und eure Todten in dem deutschen Heere!

München, 18. August 1870.

Oskar v. Redwitz.

*) Obwohl wir dieses Gedicht bereits im Abendblatte der Pfälzer Zeitung vom 24. August gebracht haben, so halten wir es doch für angemessen, dasselbe auch der Palatina einzuverleiben, um ihm ein dauerndes Andenken zu wahren. D. Red.

Ein Wiedersehen auf dem Schlachtfelde.

Nach Thatsachen erzählt von **Arnold Wellmer.**

(Fortsetzung.)

Georg hatte mit dem Vater ein banges, schweres Wiedersehen. Er sprach frei und offen seine Liebe zu Margot aus. Der alte Scherer verlangte kurz und hart, Georg solle das Mädchen sogleich aufgeben — er wolle sie durch Geld entschädigen, er wolle ...

Georg blieb fest. „Wir haben uns vor Gott verlobt ... nur der Tod kann uns scheiden!"

Der stolze alte Leinenkönig tobte ... so hatte sein Sohn ihm noch nie gegenübergestanden — so kalt und entschlossen und widersprechend ... „vergißt Du, Bursche daß ich Dich enterben ... Dich zum Bettler machen kann?"

„Geld soll mich nicht zu einem Schurken machen ..."

„So bist Du mein Sohn nicht mehr ... so nimm meinen Fluch für Dich und für sie, wenn Du der Dirne wieder nahe trittst ..." und der Alte schlug seinem Sohn mit der Faust ins Gesicht.

Todtenblaß zuckte Georg zurück ... betäubt wankte er hinaus. Bis in die dunkle Nacht saß er brütend in seinem Zimmer, den Kopf in beide Hände vergraben. Der Kopf war ihm so heiß und wüst und schwer zum Zerspringen. Noch schwerer aber war sein Herz.

Als es unten im Hause nächtlich still war, stand er auf. Sein Entschluß war gefaßt. Er nahm sein übriges Reisegeld und wenige Sachen mit sich ... so verließ er das Vaterhaus ... o, wie ganz anders, als vor wenigen Monaten, da er als lebensfröhlicher, leichtherziger Jüngling in die lustige sonnige Welt hinauszog ... Die Zeit war für immer vorbei. Das wußte er. Die heitere Jugendblüthe hatte des Vaters Hand ... sein Fluch ihm abgestreift. In wenigen Stunden war Georg ein Mann geworden.

Den Vater sah er nicht mehr. Wie er an seinem Zimmer vorüberging, hörte er Schritte — heftig und schwer.

Er war draußen in der Nacht. Er hatte kein Vaterhaus mehr. — Dort am Bergabhang mit dem rauschenden Fichtenkranz lag der Friedhof. Vom Grabe der Mutter winkte ein weißes Marmorkreuz durch die Nacht ... Dort gab's ja auch noch einen Abschied! Auf dem Hügel dufteten stille weiße Herbstrosen. Georg kniete nieder. Das geisterhaft bleiche Gesicht drückte er tief in das feuchte Gras des Grabes ... „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser ..." schrie es in seinem Herzen.

„Mein Gott, in Deine Hände befehl' ich's!" betete er laut ... Dann schritt er in die Nacht hinein.

Nach Langensalza kehrte Georg nicht zurück. „So nimm meinen Fluch für Dich und für sie, wenn Du ihr wieder nahe trittst!" ... gellte es in seinem Innern unaufhörlich ... „o, warum nur auch für sie ... für sie ...?"

Er schrieb an Margot ... er schrieb von dem harten Wort des Vaters ... er schrieb von seiner ewigen Liebe. Er bat Margot: zu hoffen — zu vertrauen. Er erinnerte sie an das Wort, das er zuerst von ihr gehört hatte: „Unterm Schnee blühn die Veilchen!" Er sprach von der Zukunft — von einer sonnigen, glücklichen Zukunft. Er nahm Abschied — bis des Vaters harter Sinn von Gottes Hand gebrochen! — — — — — —

Jahre lang hörte der Vater nichts von seinem Sohne. Dann schrieb Georg — ohne Bitterkeit, ohne Trotz, ohne der letzten furchtbaren Stunde im Vaterhause auch nur mit einem Wort zu gedenken. Die harte Hand des Vaters hatte ihn tief gebeugt, aber nicht vernichtet, aber nicht irre gemacht auf seinem Lebenswege. Der lag klar und mühevoll vor ihm — der Gedanke an Margot gab ihm Kraft, ihn muthig und sicher vorwärts zu schreiten. Unbekannt und mittellos war Georg mehrere Jahre in seinem Berufe thätig gewesen — als unscheinbarer Factor in den bedeutendsten Leinwandfabriken Böhmens und Hollands. Emsig hatte er sich fortgebildet. Jetzt, wo er an den Vater schrieb, verwaltete er selbstständig eine große Spinnerei und Bleiche Westphalens. Durch eigene rastlose Thätigkeit, durch Treue und Tüchtigkeit hatte er sich diese unabhängige und geachtete Lebensstellung erworben ... in kindlich ehrerbietigster Weise bat er den Vater um seinen Segen zur Verbindung mit Margot.

Aber der alte Leinenkönig hatte auf diesen und alle andern bittenden Briefe seines einzigen Sohnes nur immer die eisig stolze Antwort: „Kehre zu mir zurück und Du sollst mein Sohn wieder sein — ich will Dir mein Geschäft zu eigen geben ... aber versprich mir, daß Du Deine tolle Bettelliebe für immer aufgibst!"

Margot sah Georg in diesen vielen Jahren nicht wieder ... Der grausige Fluch des Vaters stand ja noch immer wie ein Gespenst zwischen ihnen. Sie schrieben sich aber — Briefe voll Liebe und voll Traurigkeit.

Einmal wurde es Georg aber doch fast zu schwer, sich ein Wiedersehen mit seiner Margot zu versagen. Er hatte als Landwehrmann in Schleswig-Holstein mitgekämpft und sich beim Sturm auf Düppel die Offiziersepauletten errungen. Als nun die preußischen Krieger nach Hause zurückzogen und Georg in der Ferne die blauen thüringischen Berge liegen sah ... da wollte ihm das Herz schier springen vor Sehnsucht nach seinem Lieb hinter jenen Bergen ... Da dröhnte es ihm wieder — wie schon viel tausend Mal in diesen langen bangen Jahren — schaurig ins Ohr: „so nimm meinen Fluch für Dich und für sie!" ... und mit trübem Auge zog er an Thüringens blauen Bergen vorüber ... zum Jubel des Einzugs der siegreichen Truppen in Berlin! Dann kehrte er still zu seiner Berufsthätigkeit nach Westphalen zurück.

Und wieder blühen die Kletterrosen über der Thür des stillen Häuschens mit den grünen Jalousieen und den schneeigen Gardinen und den vielen köstlichen

Blumen auf den Fensterbrettern und im Gärtchen davor — draußen vor dem Gothaischen Gatter zu Langensalza . . . aber zwölf lange, lange Jahre sind darüber hinweggerauscht, seit wir zuletzt durch die blanken Fenster schauten.

Es ist am 24. Juni 1866 — ein sonniger Sonntagnachmittag. In dem wohlbekannten Stübchen der Doctorin sieht es noch ebenso traulich aus, als damals, da wir es zum ersten Mal mit dem jungen lustigen Georg Scherer betraten.

An dem einen offenen Fenster lehnt die Doctorin. Die kurzen Löckchen, die sich an den Schläfen unter ihrer weißen Sonntagshaube hervorringeln, sind inzwischen recht dünn geworden und stark gebleicht. Die herabhängenden Hände halten ein sauberes Strickzeug, aber sie feiern. Draußen auf der sonst so stillen Straße tost ja ein buntes, kriegerisches Leben. Sorgenvoll schaun die milden Augen der alten Frau hinaus. Das Herz ist ihr so schwer und beklommen. Oft schüttelt sie still den Kopf, als könnte sie manches in der heutigen Welt nicht begreifen.

Deutschlands Fürsten — deutsche Brüder stehn sich im blutigen Kriege feindlich gegenüber . . . sie kämpfen mit einander auf Leben und Tod.

Und jetzt wimmeln die Straßen von hannöverschen Soldaten. Männer und Frauen mit angstvollen schreckensbleichen Gesichtern laufen hin und her und theilen sich die neuesten Kriegsnachrichten mit. Man spricht von einer großen Schlacht, die in den nächsten Tagen bei Langensalza unvermeidlich ist.

Am andern Fenster sitzt Margot. Die zwölf langen, langen Jahren voll Sehnsucht und Enttäuschung, voll demüthigem Harren und bitteren Thränen der Entsagung sind nicht still über sie hinweggegangen. Margot ist freilich erst 29 Jahr . . . aber Margot ist eine alte — Braut!

Margot ist noch immer schön . . . aber es ist eine wehmüthige Schönheit, — wie eine verblaßte schöne Blume. Margots Gesicht ist bleich. Es ist eine eigenthümliche glanzlose Blässe. Nur der Gram — fast möchten wir sagen: nur der Gram einer alten hoffnungslosen Braut vermag die rothen Sommerrosen so vollständig von den Wangen zu streifen.

Soll Margot auf den Tod von Georgs Vater hoffen — harren? — O, es ist zu trostlos traurig, auf jemandes Tod zu warten . . . und dann? Steht nicht auch dann das grausige Wort noch immer ungelöst zwischen ihnen: „So nimm meinen Fluch für Dich und für sie, wenn Du ihr wieder nahe trittst!“

Margots braune Locken sind länger und weicher geworden, die Augen größer, lichter — und schmerzlich still. Um die feinen blassen Lippen, die sonst ein so lustiger, ja übermüthig kecker Zug umspielte, zittern wehmüthige Fältchen.

Margot hält, wie sie so hinter den Blumen des Fensters dasitzt, die schmalen bleichen Hände still im Schooße und schaut sinnend ins Leere. Den Lärm der Straße scheint sie nicht einmal zu hören. Da ruft in das andere Fenster eine Knabenstimme hinein: „Ein Brief für Margot, der Vater hat ihn mit von Gotha gebracht, da keine Posten mehr herkommen!“ Es ist ein Nachbarskind.

Die Mutter erkennt die Handschrift. Seufzend wendet sie sich nach der Tochter um: „Von Georg, Kind — wollte Gott, daß es etwas Gutes ist!“

Margot wird noch bleicher — dann schluchzt sie auf; „Von ihm! — von ihm!“ Das klingt wie ein verschollener Jubelton. Mit fliegender Hast erbricht sie den Brief. Es sind nur wenige Zeilen, in fliegender Eile niedergeschrieben — aber überströmend von alter, herziger Liebe. Georg ist als Landwehrmann eingezogen. Er steht als Offizier im 11. schlesischen Grenadierregiment im Gothaischen. Sein Regiment rückt näher und näher gegen die Hannoveraner heran, auf Langensalza zu . . . „o, Margot, wenn es Gottes Wille sein sollte, daß wir uns doch wieder sehen — ohne unser eigen Zuthun — o, so wird Gott auch das furchtbare Wort des Vaters von uns nehmen! —

„Mutter — Mutter, er kömmt — ich werde ihn wieder sehen . . . und vergessen wird alles Leid dieser langen, langen Jahre sein!“ — O wie jubelt — wie bebt ihr Herz diesem Wiedersehen entgegen.

Die Gerüchte von einer baldigen Schlacht fliegen immer bestimmter durch die geängstigte Stadt . . . „und in dieser Schlacht wird auch Dein Georg kämpfen!“ bebt das Herz in der Nacht in stiller Kammer.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Denksteine im Elsaß.

(Schluß.)

Um jener territorialen Zersplitterung der Provinz, die wir erwähnten, einigermaßen entgegenzuwirken, bestätigte Kaiser Karl IV. (der Luxemburger) 1354 den Bund der zehn vereinigten Reichsstädte des Elsasses unter einem in Hagenau eingesetzten kaiserlichen Landvogte, der aber die Reichsunmittelbarkeit der einzelnen Glieder dieser „alsatischen Dekapolis“ in nichts beschränkte. Die pfälzischen Kurfürsten und dann das Erzhaus Oesterreich selbst waren nach einander mit der Landvogtei belehnt. Hagenau, dessen gewaltige Kämmereibesitzungen, zumal an Hochwald, der Stadt noch heute eine weit über ihren Umfang hinausragende, mit ihrer jetzigen Volkszahl von 12,000 Seelen in gar keinem Verhältniß stehende Bedeutung sichern, war lediglich der Sitz des Landvogteigerichts oder des „kaiserlichen Landgerichts auf der Lauben.“ Es war wohl der Vorort des alsatischen Städtebundes, nicht aber dessen Hauptstadt, obgleich die langen Aufenthalte der Hohenstaufen in Hagenau und die Thüren des Staufen-Schlosses, von welchem jetzt nur einige Unterbauten im Bett des Moderflusses übrig geblieben sind, das Ansehen der waldumkränzten Reichsfeste seiner Zeit nicht wenig gefördert hatten. Auch nicht alle freien Reichsstädte des Elsaß gehörten der Landvogtei Hagenau an. Um diese schaarten sich (außer dem Vororte) Weißenburg, Schlettstadt, Colmar, Ober-Ehnheim, Rosheim, Kaisersberg, Türkheim und Münster

im Gregorienthal; dagegen hatte sich Straßburg, die mächtigste Freistadt des ganzen südlichen Deutschlands, stets ausgeschlossen, und Mühlhausen im Oberelsaß, das anfangs dem Bunde angehörte, hatte schon früher zur Schweiz hinübergeneigt und war 1515 definitiv (als „zugewandter Ort") zur Eidgenossenschaft übergetreten. Landau nebst Selz und Hagenbach bald nach der Stiftung dem Bunde beigesellt, verblieb jedoch bei dem Bunde, und zum Glück seiner Selbständigkeit, indem Selz und Hagenbach mit der Bundesmitgliedschaft auch die Reichsstandschaft verloren. Bekanntlich hat der zweite Pariser Friede (1815) die elsässischen Orte Landau und Hagenbach mit dem Landstrich zwischen Queich und Lauter Deutschland zurückgegeben.

Das stolze Straßburg, das erst ein volles Menschenalter nach dem westphälischen Frieden, am 29. Sept. 1681, mitten im Frieden von Frankreich unter dem Widerstreben seiner Bürgerschaft überrumpelt wurde, steht mit goldenen Lettern in der Geschichte Deutschlands verzeichnet. Mit der Erinnerung an die „Deutsche Art und Kunst", welche der Münsterbau Erwins v. Steinbach, das erhabenste Denkmal der Gothik, dem staunendem Auge eines Göthe, eines Herder enthüllte, begann um 1770, nach Herders und Göthes Zusammentreffen in Straßburg, das Aufblühen der neudeutschen Classicität; in Straßburgs Mauern hat Göthe die Grundidee seines Faust entworfen; in Straßburgs Mauern war zwischen 1420 und 1430 von Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden worden, und wenn nicht diesem das ausschließliche Verdienst der Erfindung gebührt, so gehört es doch sicher neben ihm dem Elsässer Mentelin von Schlettstadt, der diese „schwarze Kunst" von Deutschland aus durch seine Schüler über Frankreich und Italien verbreitet hat. In Straßburgs Mauern haben die ersten Geister der deutschen Nation gewirkt und geschaffen; hier hat Jakob Twinger von Königshofen mit seiner Straßburgischen Chronik die Grundlagen der deutschen Geschichtschreibung gelegt; von hier war Meister Gottfried, der Sänger des Tristan, also die höchste Blüthe mittelalterlicher Dichtkunst ausgegangen; hier haben Johann Tauler im 14. und Geiler von Kaisersberg im 15. Jahrhundert die deutsche Kanzelberedsamkeit begründet; hier schuf Rulmann Merswin um 1349 das wunderbar gewaltige „Buch von den neun Felsen"; hier haben die Satyriker Sebastian Brant (Verfasser des Narrenschiffs), Thomas Murner, Johann Fischart, der deutsche Rabelais, gescherzt, gegeißelt und geeifert; hier umfaßten die Breiten des Lebens, die Eigenartigkeit und die Tiefe der deutschen Natur Hans Michael Moscherosch und Kaspar Greifenson von Hirschfeld, genannt von Grimmelshausen, der Verfasser des Simplicissimus. Wo man den Blick hinwendet auf den bunten Feldern der Thätigkeit von deutscher Art und Kunst, überall wird man in der Geschichte des deutschen Geistes wie der deutschen That die Namen „Straßburg" und „Elsaß" begegnen. Die vornehmste der alten Reichsstädte Deutschlands hat auf den Römerzügen der Kaiser ihr großes Stadtbanner allen Freistädten des Reichs vorangetragen; ja die Fahne von Straßburg hat den Kaisern oftmals zur Reichsfahne gedient; diese Stadt hat das Reich in den Zeiten seiner Schwäche und Erniedrigung sich entreißen lassen, der herbe Verlust war eine Frucht der deutschen Uneinigkeit und der Buhlerei seiner Fürsten mit dem Auslande: — möge die Eintracht der deutschen Stämme das Symbol der Wiedergeburt des deutschen Geistes, die Auferstehung des Deutschthums auch auf dem gesegneten Boden des Elsasses, auch in den Mauern von Straßburg sein."

Trauttwein von Belle.

Miscellen.

Bekanntlich besaß Frankfurt seiner Zeit ein wohlgefülltes Zeughaus, dessen Kanonen Napoleon anstanden. Unter den damals Frankfurt abgenommenen Geschützen befanden sich auch die sogenannten zwölf Apostel. Dieselben liegen, so viel uns bekannt, als Trophäen im Vorhofe des Arsenals in Straßburg. Hoffentlich findet sich bald Gelegenheit, diese Geschütze an den Ort ihres Ursprunges zurückzubringen.

Berlin, 21. Aug. Gestern hatte sich der Photograph Günther von hier nach Spandau begeben, um daselbst die dort gefangenen Turcos ꝛc. zu photographiren. Dieselben zeigten, als man ihnen sein Vorhaben anzeigte, eine ungemeine Freude darüber, wuschen sich, schnitten sich die Haare und veranlaßten an sich eine Generalsäuberung. Obgleich eine große Anzahl Aufnahmen Statt fanden, so waren sie doch unermüdlich, immer wieder aufs Neue vervielfältigt zu werden.

In Berlin haben, wie die Nat.-Ztg. meldet, die öffentlichen Aeußerungen des Unwillens über das Tragen von Chignons und ähnlichem Plunder den erfreulichen Erfolg gehabt, daß die anständige Damenwelt diese Unzier abgelegt hat; man sieht dieselbe nur noch an den Köpfen der Demi Monde.

Lady Jane Franklin, die Wittwe des Nordpolfahrers Sir John Franklin, ist von ihrer Reise nach dem Stillen Ocean, die sich bis Alaska erstreckte, nachdem sie auf der Rückreise mit Capt. Hall in Cincinnati zusammengetroffen, nach New-York zurückgekehrt und wird nach einem Aufenthalt von 14 Tagen die Heimreise antreten.

In Samara (Stadt von ca. 26,000 Einw. an der Wolga) herrscht eine furchtbare Aufregung und jede Handelsbewegung hat aufgehört. Einige Brandbriefe hatten nämlich gemeldet, daß Samara am 5. August an allen vier Ecken in Brand gesteckt werden sollte. Leider erfüllte sich auch diese Vorhersagung. Am 5. brachen an vier verschiedenen Punkten Feuersbrünste aus. Dank der Anstrengungen der Feuerwehr und der Einwohner gelang es überall, das Feuer zu löschen. Eine fünfte Feuersbrunst unterdrückten die Hausbewohner. Am 6. war abermals eine Feuersbrunst. Hunderte von Familien haben die Stadt verlassen. Auf den Straßen ist die ganze Nacht Leben und Bewegung. Die Brandstiftungen wurden alle am Tage ausgeführt. Die Polizei hat einige Individuen als verdächtig ergriffen und die Untersuchung gegen sie eingeleitet.

Tobolsk. Die brennenden Wälder und Tundren in der Umgegend der Stadt haben Tobolsk länger als einen Monat in eine dichte Rauchatmosphäre gehüllt, welche bei gänzlicher Windstille und Regenlosigkeit immer dichter und dichter wurde. Seit einiger Zeit hat der Wind, welcher sich erhoben, die Stadt vom Rauche befreit; der Brand dauert aber, trotz der ergriffenen Maßnahmen noch fort und bedroht sogar schon einige Dörfer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 103. Speyer, Dienstag, den 30. August 1870.

Zeitgedichte.

Wo liegt der Rhein!*)

Wo liegt der Rhein? — Er fließt in Deutschlands Mitten!
Merkt's euch, Franzosen, schlechte Geographen!
Und hätten wir zur Unzeit nicht geschlafen,
Ihr hättet's nie spitzbübisch uns bestritten.

Die Schmach, die deutsches Volk durch euch erlitten,
Wird nun gerächt: es kommen unsre Braven,
Um Schwert bei Handen sich von euren Zuaven
Und Turcos Deutschlands Grenzen auszubitten.

Elsaß, Burgund und Lotharingen heißen
Die deutschen Lande, die ihr uns gestohlen; —
Ha, lacht nur! euer Lachen wird zu Grausen!

Wir werden aus den Klauen sie euch reißen,
Aus Frankreichs Ruhm uns Deutschlands Ehre holen,
Um links wie rechts am freien Rhein zu hausen!

Oswald Marbach.

*) Wir entnehmen dieses Gedicht der bei Franz Lipperheide in Berlin unter dem Titel „Lieder zu Schutz und Trutz" erscheinenden Sammlung patriotischer Gedichte. Neben den zahlreichen Originalbeiträgen bringt diese Sammlung auch noch alles Bedeutende, anderswo schon Veröffentlichte aus der Kriegslieder-Poesie unserer Zeit. Die Originaleinsendungen werden gleichzeitig außer dem Abdrucke noch in Holzschnitt als Facsimile wieder gegeben. Die Ausstattung ist sehr hübsch und der ganze Reinertrag für die Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger der gesammten deutschen Heere bestimmt. Das Werk erscheint in Lieferungen à 36 kr., je drei derselben bilden einen Band. Wir können, schon des edlen Zweckes wegen, diese Sammlung patriotischer Lieder der Gegenwart jedem Freunde der zeitgenössischen Muse empfehlen.

Die drei Kämpfe und Siege bei Metz.

(Aus der „Provincial-Corresp.")

Vor Metz hat, wenn nicht Alles trügt, die wichtigste Entscheidung für den deutsch-französischen Krieg stattgefunden. Während man vor acht Tagen noch annehmen mußte, daß die Franzosen ihre vereinigte Heeresmacht bei Chalons oder vor Paris den deutschen Armeen entgegen stellen würden, ist es der Kriegskunst unserer Heerführer sowie der Schnelligkeit und Energie unserer Truppen gelungen, den bedeutendsten Theil des französischen Heeres schon jetzt zum Stehen zu bringen, vollständig zu schlagen und von der Vereinigung mit der übrigen französischen Truppenmacht abzuschneiden.

Nach den ersten gewaltigen Niederlagen der Franzosen bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken hatten sich die Trümmer der sogenannten „Rheinarmee" theils bei Metz, theils bei Nancy und dann bei Chalons gesammelt. Die Hauptmacht, bestehend aus dem 2., 3., 4. und 6. Corps und den kaiserlichen Garden, wurde bei Metz vereinigt, um die Mosellinie zu vertheidigen, während das 1. Corps (Mac Mahon) und das 5. (Failly) in Chalons mit dem 7. Corps (Douay) den Kern einer neuen Armee bilden sollten.

Nachdem auf Dringen der öffentlichen Meinung der Kaiser Napoleon den Oberbefehl in Metz niedergelegt und dem Marschall Bazaine übergeben hatte, wurden zuerst alle Anstalten getroffen, um, auf Metz gestützt, die Mosellinie zu vertheidigen. Als jedoch die deutschen Armeen eng geschlossen und in mächtigem Schritt gegen die Mosel anrückten, entschloß sich Bazaine, wie es heißt auf den Rath des alten Generals Changarnier, die Mosellinie preiszugeben und das vor Metz stehende Hauptheer alsbald an die Maas und von da nach Chalons zu führen, um sich dort mit jener zweiten Armee zu vereinigen und in günstiger Stellung den Feind zu einer Entscheidungsschlacht zu erwarten.

Diesem Plane gegenüber erkannten es die deutschen Heerführer als ihre höchste Aufgabe, die Vereinigung der beiden französischen Armeen zu verhindern und zu diesem Zwecke die Bazaine'sche Hauptarmee auf dem Rückzuge nach der Maas aufzuhalten und zum Stehen zu bringen.

Die deutschen Armeen waren auf drei Linien an die Mosel gerückt, die 1. Armee unter General v. Steinmetz nördlich geradezu auf Metz, die 2. Armee unter Prinz Friedrich Karl einige Meilen südlicher auf Pont-à-Mousson zu, wiederum etwas südlicher, in der Richtung auf Nancy, die 3. Armee unter dem Kronprinzen.

Die französche Armee, welche dicht vor Metz stand, war dort durch die Festungwerke und durch die Mosel vor dem unmittelbaren Nachrücken unserer Armee geschützt. Es konnte nur dann gelingen, sie vom beabsichtigten Rückzuge nach der Maas ab-

zuhalten, wenn ihr ein Theil unserer Armee durch eine unbemerkte Umgehung überraschend in die Flanke kommen konnte.

Der Armee des Prinzen Friedrich Karl wurde diese wichtige Aufgabe zu Theil. Derselbe hatte in beschleunigten Märschen Pont-à-Mousson, drei Meilen südlich von Metz, erreicht, um dort die Mosel zu überschreiten. Noch im letzten Augenblick machten die Franzosen einen Versuch, diesen Uebergang zu verhindern, indem sie von Metz eine Abtheilung Truppen mit der Eisenbahn dorthin entsandten. Dieselbe zog sich jedoch vor der gleichzeitig eintreffenden preußischen Infanterie schleunigst wieder nach Metz zurück, und unsere Armee konnte von dem Moselübergang ungehindert Besitz nehmen.

Von Pont-a-Mousson rückte Prinz Friedrich Karl anscheinend nach der Maas auf Verdun zu, sein wirkliches Ziel aber war die nördlich liegende Verbindungsstraße zwischen Metz und Verdun, auf welcher Bazaine seinen Rückzug bewerkstelligen mußte. Dort galt es, denselben zu überraschen und zur Schlacht zu zwingen.

Es war jedoch sehr zweifelhaft, ob der Prinz selbst mit den schleunigsten Märschen dort noch zeitig genug würde eintreffen können, um Bazaine's Marsch zu hindern. Vor dem 16. August konnten auch die vordersten unserer Truppen nicht bis zu jener Linie vordringen; die Franzosen aber schickten sich schon am 14. Aug. an, von Metz aufzubrechen, sie hätten demnach Verdun erreichen können, bevor die deutsche Armee sie auf dem Marsche zu stören vermochte.

Alles kam somit darauf an, den Abzug der Franzosen von Metz um 1 bis 2 Tage aufzuhalten; dies war der Zweck eines Angriffs der Steinmetz'schen Armee vor Metz am 14. August.

1. Das Gefecht bei Pange östlich von Metz.

Am 14. Nachmittags bemerkte die Avantgarde der I. deutschen Armee, daß die bei Metz unter dem Schutze der Festung noch lagernden französischen Corps ihren Abzug begannen. Da ließ General v. Steinmetz zuerst durch Truppen der 13. Division (General v. d. Goltz) vom westphälischen Armeecorps die Arrieregarde des 3. französischen Corps (Decaen) angreifen; sobald diese in das Gefecht verwickelt war, machte das ganze im Abzug begriffene französische Corps und ebenso Abtheilungen des 2. Corps (Frossard) Front. Nunmehr ging auf dem preußischen rechten Flügel das 1. Armeecorps (General v. Manteuffel), auf dem linken Flügel auch die 14. Division (Generallieutenant v. Kameke), sowie die 18. Division (Generallieutenant v. Wrangel) vom 9. Armeecorps (General v. Manstein) vor, im Ganzen 5 Divisionen, während von französischer Seite außer dem 2. und 3. Corps auch noch das 4. Corps (l'Admirault) ins Gefecht trat. Auf der ganzen Linie entwickelte sich heftiger Kampf. Die Franzosen hatten eine durch Schützengräben wohl vorbereitete Stellung, wurden jedoch von den Unserigen in blutigem Gefecht von einem Abschnitt zum anderen zurückgeworfen. Der Artillerie unserer 1. und 13. Division war es gelungen, an einem leisen Abhange eine günstige Aufstellung zu nehmen, von der aus im Ganzen 14 Batterieen ein kräftiges Feuer mit gutem Erfolge bis zum sinkenden Tage auf den Feind richteten, welcher schließlich bis zum Fuße des Glacis zurückgewiesen wurde. Gegen Abend versuchte der linke Flügel des Feindes, das Corps l'Admirault, einen nochmaligen Stoß gegen unseren rechten Flügel, General v. Manteuffel trat aber diesem Stoß mit seinen Reserven entgegen, ging mit diesen unter Trommelschlag vor, erstürmte eine Reihe von Abschnitten und warf auch auf diesem Flügel den Feind in die Festung Metz zurück. Sämmtliche preußische Divisionen behaupteten das Schlachtfeld bis 10 Uhr Abends und zogen sich dann wieder in ihre Bivouacs zurück.

Der Hauptzweck, die französischen Corps am Abmarsch zu hindern, sie hier festzuhalten, um auf dem linken Moselufer große Erfolge vorzubereiten, war vollständig erreicht.

2. Die Schlacht bei Mars la Tour.

Prinz Friedrich Carl hatte für seinen Marsch auf die Rückzugslinie der Franzosen einen Tag mehr gewonnen und denselben, wie sich bald zeigen sollte, in weiteren starken Märschen vortrefflich benutzt. Am 15. brachen die Franzosen von Metz auf, um nach der Straße nach Verdun abzumarschiren, in ihrer Mitte, wie sich aus französischen Berichten ergibt, noch der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne. Der Vormarsch scheint jedoch nicht so rasch vor sich gegangen zu sein, als beabsichtigt war, weil man jeden Augenblick einen Angriff des deutschen Heeres erwarten zu müssen glaubte. Die Franzosen erzählen von Gefahren, welche dem Kaiser im Nachtquartier zu Longeville in der Nacht vom 15. zum 16. gedroht haben sollen; es scheint jedoch, daß man damit nur den schließlichen Weggang des Kaisers von der Armee begründen will. Am 16. früh verließ der Kaiser die Bazaine'sche Armee, welche auf der directen Straße nach Verdun weiter vorrücken sollte, und begab sich seinerseits auf einem Umwege über Etain nach Verdun und von da schleunigst nach Chalons. Die französische Armee setzte ihren Vormarsch am 16. nur kurze Zeit fort, — bei Mars la Tour wurde sie von unseren vom Süden heranrückenden Truppen in der Flanke erreicht und zum Stehen gebracht. Prinz Friedrich Carl hatte freilich mit den angestrengtesten Märschen durch das bergige Moselland nicht gleich mit einem größeren Theile seiner Armee heranzurücken vermocht; nur die Spitzen des Heeres trafen zur rechten Zeit ein, um den Marsch des Feindes zu unterbrechen. Ihnen fiel die überaus schwierige Aufgabe zu, durch heldenmüthigen Kampf die feindliche Uebermacht so lange hinzuhalten, bis größere Theile unserer Armee nachrücken konnten. Zuerst traf die 5. (brandenburgische) Division auf dem Schlachtfelde ein, griff den zehnfach überlegenen Feind mit unglaublicher Bravour an, und bestand fast sechs Stunden lang allein den fürchterlichen Kampf, ehe ihr Hilfe kommen konnte. Diese Waffenthat wird den tapfern Brandenburgern (dem 8. und 48., dem 12. und 52. Infanterie-Regiment, dem 2. und 12. Dragoner-Regi-

ment und dem 3. Uhlanen-Regiment) allzeit zum unverwelklichen Ruhme gereichen. Zur Unterstützung derselben war vom Prinzen Friedrich Karl zuerst die Garde-Cavalerie-Division vorausgesandt, welche mit gleichem Opfermuth in den Kampf eingriff. In ungleichem und ungewöhnlichem Kampfe gegen die feindliche Infanterie und Angesichts der Feuerschlünde der Artillerie sprengten die Schwadronen dem fast sicheren Untergange entgegen, und die Mehrzahl der tapferen Officiere und Reiter fand in der That den Heldentod oder schwere Verwundung. Einige der Garde-Cavalerie-Regimenter wurden fast aufgerieben. Aber der Zweck ihrer Aufopferung wurde erreicht. Nach langen schweren Stunden des Kampfes konnten endlich größere Truppenmassen, zunächst die 6. (brandenburgische) Division, sodann das 10. (hannöver'sche) und Theile des 9. (schleswig-holsteinischen und hessen-darmstädtischen), sowie des 8. (rheinischen) Armee-Corps herbeirücken und den Feind schließlich aus seinen Stellungen in der Richtung auf Metz zurückdrängen. Am andern Morgen frühzeitig begab sich der König von Pont à Mousson auf das Schlachtfeld, um seine braven Truppen zu begrüßen.

Der Sieg des Prinzen Friedrich Carl bei Mars la Tour war theuer erkauft, aber der Erfolg war großer, schwerer Opfer werth; der kühne Plan unserer Kriegsleitung, die Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern, war gelungen. Der Marschall Bazaine jedoch beschloß, noch eine verzweifelte Anstrengung zu machen, um den Rückzug nach Chalons zu erzwingen. Er hatte seine Armee nicht alsbald bis Metz zurückgeführt, sondern nur eine Meile weiter auf Metz zu, wo er in dem gebirgigen Terrain eine neue Stellung genommen hatte. Er berichtete auch nach Paris über den Tag von Mars la Tour wie über eine gewonnene Schlacht und kündigte die Erneuerung des Kampfes nach wenigen Stunden an; er wolle nur seine Munition vervollständigen. Doch brauchte er länger als einige Stunden, um sich zu neuem Kampfe zu rüsten; er benutzte den 17. August, wie es scheint, um sich in seiner neuen günstigen Stellung auf jede Weise zu befestigen.

3. Die Schlacht bei Gravelotte.

König Wilhelm traf seinerseits alle Vorbereitung, um die Früchte des Sieges von Mars la Tour unter allen Umständen zu sichern. Man mußte sich auf einen nochmaligen Versuch Bazaines, nach Verdun durchzubrechen, gefaßt machen. Derselbe hatte immer noch nahezu 140,000 Mann bei Metz vereinigt; an der Spitze einer solchen Streitmacht des besten Theiles der französischen Armee konnte er es für seine Pflicht halten, sich wenn irgend möglich noch den Weg zur Rettung der Hauptstadt zu bahnen. In solcher Voraussicht ließ König Wilhelm auf die erste Nachricht von der Schlacht bei Mars la Tour alle noch auf dem rechten Moselufer stehenden Corps unserer Armee über den Fluß rücken, um sich den bereits mit Prinz Friedrich Karl vorangegangenen Corps, dem 3. (brandenburgischen), 9. (schleswig-holsteinischen und hessen-darmstädtischen), 10. (hannöverschen) und der Garde anzuschließen. Das 12. (Königl. sächsische) Corps, welches so eben erst in Pont à Mousson angekommen war, so wie das 2. (pommersche) Corps, dessen Spitzen kaum noch Pont à Mousson berührt hatten, gingen in Eilmärschen auf das linke Moselufer, um auch ihrerseits die Straße zwischen Metz und Verdun zu erreichen. Auch das 7. (westphälische) und das 8. (rheinische) Corps von der Steinmetz'schen Armee, welche bis dahin östlich von Metz standen, gingen etwa eine Meile südlich von der Festung über Pontonbrücken auf das linke Moselufer. Der König selbst übernahm nun den Oberbefehl über die vereinigten Corps der I. und II. Armee und schlug am 18. den Feind in der Entscheidungsschlacht bei Gravelotte. Ueber diese Schlacht gab der König aus dem Biwak bei Rezonville vom 18. August, Abends 9 Uhr, an die Königin folgende Siegesnachricht:

„Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm."

Aus den bisherigen weiteren Berichten ergibt sich, daß der Marschall Bazaine mit seiner gesammten Armee eine festungsähnliche Stellung auf den Höhen zwischen Verneville und Gravelotte eingenommen hatte, mit der Front nach Westen und Süden, Metz im Rücken. Unser 7. und 8. Corps mit dem 2. in Reserve rückten gegen die südliche Front bei Gravelotte an, während das 12. Corps, die Garde und das 9. Corps schon einige Zeit zuvor durch bergige Waldwege links abmarschirten, um dem Feinde durch eine Umgehung bei Verneville in die Flanke zu fallen. Die kühne Bewegung gelang vollkommen und war schon gegen Mittag so weit vorgeschritten, daß der Angriff des 9. und 10. Corps auf die Stellung bei Verneville erfolgen konnte. Der starke Druck des 12. (königlich sächsischen) Corps auf den rechten französischen Flügel nöthigte den Feind zuerst zum Zurückweichen; am Nachmittage war die französische Position zu beiden Seiten des Dorfes Verneville bereits in unseren Händen. Inzwischen waren das 7. und 8. Corps allmälig gegen Gravelotte vorgedrungen und trieben den Feind unter blutigem Ringen von Höhe zu Höhe. Gegen Abend erfolgte der letzte gewaltige Sturm mit dem 2. Corps über Gravelotte hinaus und ein gleichzeitiges Vorgehen auf der ganzen Linie, was den Feind nöthigte, unter dem Schutze der Nacht den Rückzug nach Metz anzutreten.

So hat denn der König am 18. August vollendet, was Prinz Friedrich Carl am 16. kräftig begonnen hatte. Durch den Gesammterfolg der Kämpfe bei Metz ist die französische Hauptarmee, welche nach den ersten Schlägen am Rhein und an der Saar mit größter Anstrengung wieder gesammelt worden war, von Neuem vollständig erschüttert und an jeder freien Wirksamkeit gelähmt, vor Allem von dem Zusammenwirken mit der Armee bei Chalons abgedrängt. Frankreichs Heer ist in Stücke geschlagen und dadurch zu jeder umfassenden Kriegsunternehmung unfähig ge-

macht. So ist der Feldzug schon jetzt von durchgreifendem Erfolge zu Gunsten der deutschen Waffen gewesen, und die Zuversicht ist wohl begründet, daß uns diese Erfolge nicht wieder entrissen werden können. Die Bazaine'sche Armee, welche sich in das feste Lager von Metz zurückgezogen hat, mag noch immer an 100—120,000 Mann zählen, mithin wohl stark genug sein, um von dort aus unsere Armeen durch allerlei Unternehmungen zu beunruhigen und möglicher Weise einen nochmaligen Durchbruch zu versuchen. Aber sie wird von unserer Armee so eng umklammert und überwacht, daß an ein Gelingen solcher Unternehmungen kaum zu denken ist. In wenigen Tagen werden unsere Truppen sich auch ihrerseits gedeckte Stellungen bereitet haben; in Kurzem wird sodann die förmliche Belagerung von Metz beginnen und damit für die dicht zusammengedrängte französische Armee und für die Bevölkerung von Metz eine überaus peinliche Lage entstehen, welche sie schwerlich lange zu ertragen vermag.

Miscellen.

München, 26. August. Das älteste Mitglied unseres Hoftheaters, der kgl. Hofschauspieler Herr Karl Jost, ist gestern gestorben. Der Verlebte war drei bis vier Jahrzehnte lang eine Zierde unserer Hofbühne, er zählte zu Deutschlands besten Schauspielern, der selbst in einem Alter von 80 Jahren, bei geistiger und körperlicher Rüstigkeit, noch mit Lust und Liebe und ganzem Herzen seiner Kunst sich widmete.

Ueber das Chassepotgewehr lesen wir in der Kreuzztg.: Die Vorzüge des Chassepotgewehres vor dem Zündnadelgewehr — weitere Tragfähigkeit, rasantere Flugbahn, schnellere Schußfertigkeit schon bei den vergleichenden Versuchen auf den Friedensschießständen anerkannt — auch die Unerheblichkeit seiner Fehler — als: schnellere Erhitzung, häufigeres Versagen — können nun, nach den in den Kämpfen von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken gewonnenen Erfahrungen, nicht mehr bestritten werden. Die Bewährung des Uebergewichts dieser furchtbaren Schußwaffe hängt jedoch ab von dem Gebrauch, den man davon zu machen versteht; in den Händen geübter, ruhiger Schützen tritt dasselbe mit Ueberlegenheit hervor, sehr viel geringer und weniger verderblich dagegen in den Händen unruhiger, ihrer Lebhaftigkeit nicht mächtiger Truppen. Der hitzige Franzose richtet damit viel weniger aus, als der ruhigere Deutsche, wenn er dies Gewehr führte, vermöchte. Schon in den Händen der Franzosen selbst hat sich dieser Unterschied gezeigt, wo sie aus gedeckter Stellung liegend oder knieend und mit Auflegen feuern konnten. Dies wohl wissend und auf solche Hilfen eingeübt und nur auf ihr neues Gewehr ihr ganzes Vertrauen setzend, ist der französischen Infanterie und der taktischen Leitung ihrer Armee diese vervollkommnete Schußwaffe gerade zum Verderben ausgeschlagen. Die Bewaffnung mit dem Chassepotgewehr hat die ganze Fechtart, die Kampfesnatur selbst, welche den Franzosen sehr eigenthümlich war, wie umgewandelt. Ehemals zeichneten sie sich vor allen andern Armeen charakteristisch durch den Ungestüm, den begeisterten Schwung des Angriffs aus. Jener Elan, jene alles fortreißenden Bayonettattaquen unter dem laut schallenden „Vive l'Empereur"! sind, wie die jetzt geschlagenen Schlachten gezeigt haben, verschwunden! Statt, daß sie sonst nicht schnell genug zum Angriff mit der blanken Waffe vorbrechen konnten und sich darin nur ungern den Vorrang ablaufen ließen — wie sie es noch 1859 im Kriege gegen Oesterreich bewiesen — ist jetzt das Umgekehrte in die Erscheinung getreten: die preußischen, die deutschen Regimenter sind furchtlos, unbekümmert um den ihnen entgegengesandten Kugelregen, ja demselben in's Angesicht, mit einem Heldenmuth sonder Gleichen, dem Feinde auf den Leib marschirt, steile Bergeshöhen hinan, über Gräben und Mauern, über das Blachfeld, gleichviel — haben auf wirksame Nähe das Feuer ihrer Zündnadelgewehre abgegeben, im Bayonettkampf ihre Gegner mit nerviger Faust überwältigt und in großen Schaaren unverwundete Gefangene gemacht! Gerade das fein ersonnene Werkzeug, durch welches Napoleon und seine ihm ergebenen Marschälle die ausgebildetste Infanterie Europas, die preußische, niederzuschmettern vermeinten, hat sich an ihm und seiner Armee auf's Furchtbarste gerächt, indem das in diese neue Waffe gesetzte Vertrauen sie um die kriegerische Tugend gebracht hat, durch welche sie allen anderen Heeren voranleuchtete.

In Bezug auf das Charpiezupfen enthält die Köln. Ztg. folgende beherzigenswerthe Mahnung: „Nicht dringend genug kann ich davor warnen, Charpie zu zupfen und aufzubewahren in Räumen, wo viele Menschen zusammenleben. Die verpestete Luft der Versammlungsräume saugt sich in großen Mengen in die Charpie ein und so wird letztere zum gefährlichsten Träger der Miasmen. Haucht man z. B. nur in ein Packet Charpie hinein und durchtränkt dieselbe so mit unsern Athmungsprodukten, so wird diese Charpie bei schwacher Befeuchtung nach einigen Tagen schon die mikroskopischen Fäulnißerreger in großen Massen nachweisen lassen. Also dringende Mahnung: Zubereitung und Aufbewahrung von Verbandzeug, Charpie, Watte, Leinenzeug möglichst im Freien, niemals in überfüllten geschlossenen Räumen. So soll auch kein Verbandzeug in Schlafzimmern angefertigt oder gar aufbewahrt werden. Daß Charpie nur von ganz reinen, schweißlosen Händen gezupft werden darf, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Die Charpie darf unter gar keinen Umständen schon beim Entstehen Träger von Infectionsstoffen werden. Unreine Leinwand ist unter allen Umständen auszuschließen."

Charade.

Das erste Paar, auf dem wir weilen,
Kann Dich in and'rem Sinn ereilen,
Und droht Verderben Dir sogar,
Dem König bringt es oft Gefahr.
Sucht es die Farben „Schwarz und Roth",
Macht es bald reich, bald bringt es Noth,
Doch wird's zum ernsten Strauß geladen:
Auf Wiedersehen, Kameraden!

Wenn durch den First die Flammen toben,
Kann sich das zweite Paar erproben:
Es gleicht dem faulen Unterthan,
Der ohne Druck nichts leisten kann,
D'rum, wer es leitet, sei gewandt;
Stets bringt es in des Gärtners Hand
Ein neues Leben Halm und Blüthen, —
Doch sein Gebrauch ist sehr verschieden.

Der Mann der Lüge mußt' riskiren,
Ein blutig Drama aufzuführen,
Ein scheußlich Spiel von Mord und Grab,
Da ging ihm ein Versatzstück ab,
Noch nie geseh'n, nie vorgeführt,
Das Ganze, glaubt er, das frappirt:
Dem Himmel Dank! — es ist mißlungen,
Ihn pfiffen aus die braven Jungen.

Auflösung der Charade in No. 100:

Diebstahl.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 104. Speyer, Donnerstag, den 1. September 1870.

Zeitgedichte.

Hiebe auf Diebe.

Wir saßen so lang in gemüthlicher Ruh'
Und reimten nur Liebe auf Triebe;
Dem verlogenen Feinde nun setzen wir zu
Und reimen ihm Hiebe auf Diebe.
Wie sehr ihm auch Liebe für Hiebe gebricht,
So fallen die Hiebe dem Diebe doch dicht.

Die natürlichen Grenzen begehrt der Franzos
Und weiß nicht, es sind die Vogesen.
Er hat von Geographie nichts los
Und nie den Karl Ritter gelesen.
Nun muß er so spät sich zur Schule bequemen:
Wir wollen ihm alles Gestohlene nehmen.

K. Simrock.

Ein Wiedersehen auf dem Schlachtfelde.

Nach Thatsachen erzählt von **Arnold Wellmer.**

(Fortsetzung.)

Und immer näher rückt das blutige Gespenst der Schlacht. Die Hannoveraner besetzen kampfbereit die Höhen um Langensalza. Die Preußen marschiren von Gotha heran.

Mittwoch — der 27. Juni 1866 — wie er auf den Blättern der Geschichte blutig roth verzeichnet werden wird, bricht heran; sonnig — fröhlich — sommerduftig.

Da — bald nach neun Uhr, erdröhnt es von den Hennigsleber Höhen, auf der Straße von Gotha her — so dumpf — so schaurig.

Es sind Kanonenschüsse — die Schlacht hat begonnen!

Näher und wilder dröhnen die Kanonenschüsse; näher und wilder gellt wie ein Angstschrei aus Millionen Herzen das Kleingewehrfeuer; näher und wilder, immer wilder dröhnt, gellt die Schlacht.

Werfen wir einen dichten, schwarzen Schleier der Trauer über dies bleiche, blutige Bild! — — — — —

Daheim in ihrer Schlafkammer liegt Margot auf den Knieen. Die langen thränenfeuchten Locken hängen ihr wirr um das todtblasse Gesicht. Sie betet für ihn — für ihn.

Mit einem Mal schreit sie hell auf — angstvoll preßt sie beide Hände gegen die Brust.

So findet sie die Mutter, geisterhaft in die Ferne starrend. „Kind — um Gott! — was hast Du?"

„O Mutter — jetzt ist alles aus — eine Kugel hat ihn getroffen, ich fühl's an dem brennenden Schmerz hier in der Brust; der kam so plötzlich und thut so weh; aber er lebt noch — so nah mir kann Gott ihn nicht sterben lassen, ohne daß ich ihn nur noch ein Mal gesehen habe — nach so langen, langen, traurigen Jahren; hörst Du, Mutter? er ruft mich — ich will hinaus."

„Kind, ich laß Dich nicht — nicht hinaus in die Schlacht; denk an Deine arme Mutter!"

Wie gebrochen sinkt Margot zurück.

Da wimmert — da stöhnt — da schreit es draußen auf der Straße. Es sind Verwundete. Die todesmuthigen Turner von Langensalza, Gotha, Mühlhausen — Studenten von Göttingen und andere Jünglinge haben sich in das Gewühl der Schlacht gestürzt, und die Verwundeten unter den zermalmenden Hufen der Pferde fortgetragen. Freund oder Feind — gleichviel! Nur die klaffende Wunde wird angeschaut, nicht die Uniform, die ihr Blut röthet.

Jetzt vermag die Mutter Margot nicht mehr zurückzuhalten. „Mutter, wenn er unter diesen Unglücklichen wäre!" und Margot eilt auf die Straße — durch die Straßen — zu jedem neuen Wagen voll Verwundeter. Angstvoll schaut sie in jedes schmerzzuckende Gesicht; auf manchem liegt schon die letzte Blässe des Todes. S e i n e schmerzzuckenden Züge — s e i n stilles, blasses, todtes Gesicht starrt ihr nicht entgegen, und doch kann sie nicht erleichtert aufathmen; der brennende Schmerz unter ihrem Herzen mahnt sie ja unaufhörlich an die Stelle, wo die Kugel ihn getroffen hat.

Und wilder und wilder dröhnt und gellt draußen die Schlacht. Immer neue, wimmernde, stöhnende, Verwundete — stille Todte langen in der Stadt an. Georg ist nicht darunter. Immer brennender wird der Schmerz in Margots Brust. Ihr ist, als bohrte dort eine kleine, glühende Kugel.

Es wird Abend. Die Sonne geht unter — blutig roth, als zürne, als erröthete sie über das viele

Blut, das die zerstampfte Erde, die vernichteten Saaten des Schlachtfeldes tränkt.

Und immer angstvoller, flüchtiger eilt Margot durch die Straßen, von einem Transport Verwundeter zum andern. „Georg! Georg!" weint es laut aus ihrem Herzen auf — keine Antwort!

Vergebens fragt sie nach einem gefallenen Offizier des 11. schlesischen Grenadierregiments — niemand hat ihn gesehen!

„Draußen im Badehause ist ein Hauptlazareth eröffnet — vielleicht dort."

Schon eilt Margot hinaus in das Badegehölz, wo sie einst mit ihm so fröhlich lustwandelte, in den sonnigen Tagen ihrer Jugend. Aber wie so ganz anders sieht dies schöne Laubwäldchen heute aus! Zerschossen, zerbrochen, zerstampft liegen Bäume und Zweige wild durch einander. Margot achtete kaum darauf. Sie dringt in das Badehaus. Hier, wo noch vor wenigen Tagen die Wände von der Fröhlichkeit der Kurgäste widerhallten, stöhnen, schreien, knirschen, flehen hunderte von Todtwunden.

Mit stockendem Athem, die Hände fest auf den brennenden Fleck unter dem Herzen gepreßt, fliegt Margot durch die Reihen. „Georg! Georg!" bebt es von ihren Lippen; keine liebe Stimme flüstert ihren Namen zurück, kein aufleuchtendes Auge winkt ihr; niemand hat einen Offizier von dem 11. schlesischen Grenadierregimente fallen sehen — niemand — aber dort schlägt ein Grenadier jenes Regiments, — das linke Bein ist ihm weggerissen — bei dem heimischen Namen die ohnmachtumflorten Augen auf, und sagt matt: „Mein Lieutenant Scherer ist von einer Flintenkugel getroffen — ich sah ihn wanken; dann riß mir eine Kartätsche das Bein fort."

Und hinaus eilt Margot, auf das Schlachtfeld. Dort liegen ja noch hunderte, tausende — und unter ihnen liegt er.

Der Mond blickt hell und voll auf das Leichenfeld nieder. Traurig spiegelt er sein blasses Gesicht in — Blutlachen.

Samariter gehen über das Schlachtfeld, erquicken die Verwundeten und tragen sie fort; aber die Todten — die jungen, bleichen, stillen Todten, mit den gebrochenen, weit offenen Augen, den krampfhaft zusammengeballten, wachsweißen Händen, mit den klaffenden Wunden — die stillen Todten lassen sie liegen, denen ist schon geholfen! Margot bittet sie, wenn sie einen verwundeten, einen todten Offizier vom 11. schlesischen Regimente finden, ihn in das Häuschen mit den grünen Jalousieen und den rothen Kletterrosen vor dem Gothaischen Gatter zu tragen. Mitleidig, ernst schauen sie dem angstvollen Mädchen ins Gesicht, stumm und traurig nicken sie.

Und weiter fliegt Margot über das mondhelle, blutige Feld, hinauf nach dem Merxleber Kirchberge, hinab die hohen Ufer der Unstrut, und wieder zurück nach dem Badegehölz. Hier war der Kampf am blutigsten, hier liegen die meisten Grenadiere des schlesischen Regiments. Margots Haar sträubt sich, ihre Kniee beben, ihr Herz möchte vergehen vor Angst; so schaut sie jedem Verwundeten, jedem Todten ins Gesicht. Er — er ist nicht darunter.

(Schluß folgt.)

Kriegsbilder.

Die Entscheidung bei Gravelotte.

„**Pont a Mousson**, 21. Aug. König Wilhelm wählte, nachdem von Steinmetz die Meldung eingegangen war, daß er mit seinem Corps die Höhen von Gravelotte genommen habe, mit seinem Stabe einen andern Standpunkt und zwar vor Vionville, nördlich von Gravelotte, dicht neben den Batterien des rechten Flügels. Das Terrain characterisirt sich von diesen Höhen folgendermaßen; im Vordergrund ein schluchtähnlicher Einschnitt, darüber steigt festungsähnlich die feindliche Höhenposition empor, dahinter eine Pappelreihe zweier großer Straßen und dahinter der Saum des Waldes. Die Scenerie wurde ungemein belebt durch die in lichterlohen Flammen stehenden, auf der Höhe gelegenen Gehöfte. Am Hange der feindlichen Position zeigten sich die Tirailleurlinien der Franzosen, welche von etagenweise übereinanderliegenden Schützengräben ein lebhaftes Feuer auf unsere Infanterie eröffneten. Die Artillerie schien ganz zu feiern. Was soll das bedeuten? Hatte sie sich verschossen? War sie demontirt, oder zog der Feind überhaupt ab und ließ uns blos seine Arrierregarde gegenüberstehen? Eins jedoch war klar. Die Höhen, die als genommen gemeldet waren, befanden sich keineswegs in unserem Besitz, und die Cavalleriedivision Hartmann, welche die Verfolgung übernommen haben sollte, stand nicht jenseits, sondern diesseits des Defilés, zwischen dem Standpunkte des Königs und dem Dorfe Gravelotte auf dem Hange. Der König ritt zur Cavalleriedivision herab, welche ihn mit lautem Jubel empfing. Das Defilé von Gravelotte, durch welches sie mußte, war so lang, daß sie in einer Colonne drinnen steckte. Mit der Tête, Radecke mit seinem Uhlanenregiment, aus demselben herauskommend hatten sie mörderisches Infanterie- und Artilleriefeuer erhalten, das Regiment ging zum Angriff über, konnte natürlich in diesem Feuer gegen die Schützengräben nichts ausrichten, verlor einige 60 Mann und über 100 Pferde; Radecke selbst war vermißt, sein verwundetes Pferd allein zurückgekommen, man hielt ihn für todt (am andern Tage erfuhr man jedoch, daß er glücklich und unverwundet wieder angelangt war.) Gleich darauf meldete Graf Wartensleben, daß das Gefecht zurückginge. Sie hätten die Höhen genommen gehabt, waren aber durch einen starken Gegenangriff wieder heruntergeworfen worden. Bald kam auch Steinmetz mit seinem Stabe; der König wollte, daß die Höhen wieder genommen würden. Die dort fechtenden Truppen des 7. und 8. Corps hatten indeß bereits gehörig verloren, die Position schien kaum zu nehmen. Es verging eine Stunde, die Truppen wurden zum neuen Sturme formirt; Pulverdampf und

abnehmender Tag gaben eine eigenthümliche Beleuchtung. Dann sahen wir unsere Sturmcolonnen die Höhen hinaneilen. Da war es mit einem Male, als ob die Hölle los wäre; bisher hatte das Gefecht einen verhältnißmäßig ruhigen Charakter gehabt. Da plötzlich leuchtete der jenseitige Hang wie eine Illumination auf. Lauter kleine Flämmchen zuckten aus allen Etagen hervor, die hellblauen Dampfwolken legten sich darüber hin, oben auf der Spitze, im Grunde, überall fing der Höllenlärm an und dazu fanden sich, wie aus der Erde gestampft, plötzlich die Batterien der Franzosen ein, Grundbaß der Mitrailleusen mit ihrem Alles übertönenden rasselnden Geräusch, Pfeifen der umherzischenden Kugeln, das Platzen der Granaten über unsern Köpfen mit ihrem hellen Klange, Alles das gab ein Bild, an welchem der Satan selbst seine Freude gehabt hätte! Uebermenschliches hätte dazu gehört, um unter solchen Verhältnissen gegen solche Position und solche starke Besatzung zu reussiren. Moltke schickte sogleich einen Officier ab, der Angriff sollte unterbleiben, aber noch war derselbe nicht 10 Galoppsprünge fort, als unsere zertrümmerten Bataillone den Hang herunter gestürzt kamen. Inzwischen war das 2. Corps als Reserve im Anrücken, eine Division stand schon jenseits Gravelotte, eine andere war noch zurück. Zu ersterer wurde geschickt, sie solle zur Aufnahme vorrücken. In demselben Augenblicke wurde gemeldet, daß der Commandeur des 2. Armeecorps, Fransecky, gesagt, er würde jetzt mit seinem Armeecorps vorrücken und die Höhen erstürmen. Sollte diese Reserve zertrümmert werden? Ein anderes unvergeßliches Bild präsentirte sich in diesem Augenblick und forderte die ganze Aufmerksamkeit diesseits des tiefen Thaleinschnittes; an der dem Standpunkte des Königs zugekehrten Lisière von Gravelotte und durch dieses Dorf hindurch wälzten sich erst Einzelne, dann dicke Massen zurück, immer eiliger und eiliger, endlich in vollem Laufe dazwischen jagten einzelne Reiter, Fuhrwerke aller Gattung hindurch. Nun erschien auch Artillerie in vollem Abzuge; dann näherte sich die Bewegung auch uns, indem die sechs Cavalerieregimenter Kehrt schwenkten und abtrabten. Dabei wurde das Feuern auf die Position des Stabes immer heftiger und von dem Hange sah man den Gegenstoß der Franzosen herunterkommen. Die gelichteten Bataillone des 8. Corps hatten noch jenseits des Hohlweges den Angriff abgeschlagen. Es war 8 Uhr, fast völlig finster. Der Stab ritt in das Dorf hinein, vor ihm avancirte die 3. Division, hinter ihm die 4., an der Spitze die 21er. Nur brennende Häuser erlaubten noch, etwas zu sehen. Jedem Theilhaber wird es unvergeßlich bleiben, welch einen erhabenen Eindruck das Vorgehen dieser Bataillone machte. Man muß nicht übersehen, daß dieses Armeecorps, am letzten von Berlin forttransportirt, die Armee nur durch Doppelmärsche erreichen konnte und seit dem Morgen um 2 Uhr auf dem Marsche, um 8 Uhr Abends sich mit der Armee thatsächlich in einem entscheidenden Momente vereinigte. Nun Angesichts der Hunderte von Verwundeten, die aus dem Gefechte zurückströmten, mitten unter den einschlagenden Granaten, rückten die festgeschlossenen Colonnen mit unverkennbaren Ausrufen der Zufriedenheit, daß sie — die Pommern — nun ihre Marschanstrengungen nicht umsonst gemacht hätten, und auch zur Thätigkeit gelangten, unter lautem Hurrahruf in den Tod. Nun ritt der Stab nach Direction der Truppen noch eine Strecke im Dorfe entlang und traf auf die sich sammelnden Abtheilungen des 7. Corps. Aber weit war nicht mehr zu sehen, die Dunkelheit war zu groß, nur die glühenden Gebäude oben auf der Höhe markirten sich dämonisch drohend. Dann ertönte auf allen Seiten der Trommelschlag der vorgehenden pommer'schen Bataillone und wieder illuminirten sich die langen Reihen der feindlichen Schützengräben in allen Etagen durch das Schnellfeuer der feindlichen Linien. Dann ertönte an einer Stelle unser hellgezogenes Signal: Das Ganze avanciren! — auf allen Stellen wurde es wiederholt, das Hurrah der braven Truppen erscholl aus allen Richtungen, das deutlich zu unterscheidende Geknatter unserer Zündnadelgewehre ließ sich vernehmen — bald darauf hörte das Feuern aus den Laufgräben auf, ein Zeichen, daß die Unsrigen bei denselben waren, aber immer weiter schmetterten die Signalhörner, immer weiter hörte man das preußische Hurrah! Nun ritt der Stab das Dorf entlang weiter vor, um sich von dem Resultate zu überzeugen. Nur an einzelnen Stellen war noch Gefecht und nur vereinzelt pfiffen noch Kugeln zwischen durch. Die Höhen waren glücklich erstürmt, allerdings nach blutigen Verlusten, wobei mancher im Dämmerlicht von den befreundeten Kugeln getroffen sein mag! Von den avancirenden 14ern und 54ern war der eine Regimentscommandeur todt, der andere verwundet. Der König befand sich am westlichen Ausgange von Rezonville neben einer niedergebrannten Scheune, an einem Feuer, welches durch verschiedene Thüren, Leitern &c. genährt wurde. Es wurde beschlossen, die Nacht hier zu bleiben, da am andern Morgen doch erst weitere Anordnungen getroffen werden mußten und konnten." (Post.)

Prinz Salm.

Unter den Tausenden deutscher Männer, denen auf der Walstatt vor Metz der Tod den Siegeskranz auf die Stirne gedrückt, fiel auch Prinz Felix Salm-Salm, Major im 4. preußischen Garde-Grenadier-Regiment „Königin Auguste", am Tage von Gravelotte an der Spitze seines Bataillons. Einer der Helden der mexikanischen Kaiser-Tragödie, hatte er, nach der Katastrophe von Queretaro nach Europa zurückgekehrt, Dienst in der preußischen Armee genommen, in der er seine militärische Laufbahn als Offizier begonnen; von dem hohen Range eines Brigade-Generals war er zur Charge eines Bataillons-Commandanten herabgestiegen, seine Tüchtigkeit und sein Soldatenglück sollten ihn wieder erheben; in den Sternen stand es anders geschrieben, die Verlustliste der preußischen Armee verzeichnete den Major, aber in der Geschichte und im Andenken seiner Kriegsgefährten auf beiden Hemisphären wird er nicht der Major, nicht der Brigadier, sondern der treue Camerad, der wackere Soldat ohne Furcht und Tadel, der Prinz Salm sein, dem sie ein ehrenvolles Andenken bewahren.

Ein vielbewegtes und thatenreiches Leben war es, das am 18. August seinen jähen Abschluß durch französische Kugeln

fand. Im Jahre 1828 geboren, war Prinz Salm, ein Sprosse der älteren fürstlichen Linie Salm-Salm, die ihren Sitz zu Anhalt im Westphälischen hat, frühzeitig in die preußische Armee eingetreten. Er tauschte den Dienst und ging nach Oesterreich, wo er als Oberlieutenant bei Civalart-Uhlanen die Langweile des Friedensdienstes in vollendeter Auffassung seiner Stellung als Gentleman und Cavalerie-Offizier mehr nach der heiteren Seite des Soldatenlebens wett zu machen suchte. Doch duldete es ihn bei seinem feuerigen Temperamente und bei seinem Thatendurste nicht bei diesem müßigen Garnisoniren.

Drüben in Amerika war der große Krieg zwischen dem Norden und den Sclavenstaaten der Union entbrannt. Prinz Salm eilte über den Ocean und bot seinen Degen dem Präsidenten Lincoln an. Dort bewährte er sich als tüchtiger unerschrockener Offizier und schwang sich zum Obersten auf. Als besondere Anerkennung von Seite des Präsidenten erhielt er die „Sterndecoration", die einzige sichtbare Auszeichnung im nordamerikanischen Freistaate, für besondere militärische Verdienste gestiftet und von Lincoln mit puritanischer Sparsamkeit vertheilt.

Der nordamerikanische Krieg war beendet. Im Süden der Union rief den Prinzen Salm neuer Kampf, riefen neue Lorbeeren. Kaiser Max wollte den schönen Irrthum, die Regenerirung Mexicos als constitutionelle Monarchie durchführen. Aus Napoleons Händen hatte er das gefahrvolle Geschenk der mexikanischen Kaiserkrone entnommen, Napoleons Armee unter Bazaine sollte den schwanken Thron stützen, nun war die Combination des Imperators an der Seine, der Sieg der Südstaaten zu Schande geworden, im Weißen Hause zu Washington begann man Ernst mit der Monroe-Doctrin zu machen, rasch hieß es nun die Truppen nach Frankreich heimführen, Kaiser Max sollte folgen, doch dieser sagte sich von dem falschen Freunde los, er wollte der Welt den Beweis liefern, daß es für ihn eine Mission war, die ihn über den Ocean geführt. Die Ereignisse nahmen damals in Mexico einen verhängnißvoll raschen Verlauf; Prinz Salm war zur rechten Zeit gekommen. Am 5. Februar 1867 verließen die Franzosen die Hauptstadt Mexico, und am ominösen 13. trat der Kaiser seinen Zug nach Queretaro an. Die Intrigue des Verräthers Marquez hatte es durchgesetzt, daß alle Fremdentruppen mit ihren Offizieren in Mexico zurückbleiben sollten; nur nationale Truppen — 1600 Mann, Lopez war ihr Führer — sollten den Kaiser begleiten und unter denen, die zurückzubleiben hatten, war auch Salm. Doch fand der Prinz, der den Feldzug um jeden Preis mitmachen wollte, einen Ausweg. Er schloß sich dem Stabe des mexicanischen Generals Vidaurri an, der einige Stunden später nachfolgte und noch am Abende des 13. Februar hatte er den Kaiser Max eingeholt, an dessen Seite er in Queretaro einzog.

Die Tage in Queretaro bis zur Gefangennahme des Kaisers wurden zu Ruhmestagen für den Prinzen Salm. Schon am 12. März erhält er als Oberst das Commando des Cazadores-(Jäger-)Bataillons, das er fast mit jedem Tage zu neuen Siegen führt. In den heißen Gefechten des 14. März, an welchem Tage die Armee Escobedo's die Stadt von allen Seiten stürmte und bis in das Kloster Cruz eindrang, hatte er den schwierigsten Posten, den er mit Bravour vertheidigte. An diesem Tage nahm er dem Feinde die erste Kanone. Der Name Salm wird nun neben dem des Majors Pitner, der gewöhnlich seine Vorhut commandirt, bei jeder Action, bei jedem Ausfalle mit Auszeichnung genannt. In dem Verzweiflungskampfe des kleinen in der Stadt eingeschlossenen Häufleins gegen die achtfache Uebermacht des Feindes folgen die Gefechte mit Fiebers-Gleichmäßigkeit, in allen brillirt Prinz Salm durch seinen ungestümen persönlichen Muth, sowie durch die Ruhe und Sicherheit seiner Dispositionen. Der Kaiser lohnt den tapferen Degen, indem er ihn am 24. März zum Brigade-General (und später zu seinem Adjutanten) ernennt. Als solcher nimmt er nun eingreifenden Einfluß auf die Verfügungen des obersten Commandos. Er bewährt sich ebensosehr im Rath wie in der That.

Die Lage in Queretaro hat sich inzwischen auf's Aeußerste verschlimmert. Von Marquez, der mit Succurs aus Mexico kommen soll, aus der Hauptstadt selbst keine Nachrichten, es gilt, die Verbindung mit Marquez zu suchen, Prinz Salm wird vom Kaiser zu dieser schwierigen Aufgabe ausersehen. Am 22. April soll er den Marsch nach Mexico antreten, ein Scheingefecht ihm das Sichdurchschlagen ermöglichen. Der Kaiser betraut ihn mit der unbeschränktesten Vollmacht und die 20 Punkte der ihm ertheilten Instruction sind der sprechendste Beweis für die Werthschätzung und das hohe Vertrauen des Kaisers. Der Versuch mißlingt, die Besatzung ist zu geschwächt. Salm muß in Queretaro bleiben. Die Tragödie naht ihrem Ende. Im Kriegsrathe spricht Prinz Salm, der sich keiner Täuschung hingibt, für die einzige Möglichkeit der Rettung, wenn es gelänge, sich mit dem Reste der Truppen nach der nahen Sierra Gorda durchzuschlagen. Die mexicanischen Generale, vertrauensselig und blind für die drohende Gefahr, rathen zum Ausharren; Miramon verpflichtet sich mit den vorhandenen Mitteln die Stadt noch vier Monate zu halten. Maximilian bleibt und Queretaro fällt am Morgen des 15. Mai als Opfer von Lopez' Verrath, nachdem am selben Tage der Durchbruch endlich doch erfolgen sollte. Der Kaiser wird gefangen genommen, seine Gefangenschaft theilen die Generale.

Hatte sich Prinz Salm bisher als tapferer Soldat bewährt, bot ihm die Gefangenschaft Gelegenheit, die todesmuthige aufopfernde Freundschaft und Treue für den unglücklichen Monarchen zu beweisen. Mit wahrer Bewunderung erfüllen den Leser die einzelnen Züge, die in den Berichten des Leibarztes Dr. Basch, des Oberstlieutenants Pitner (und des Prinzen Salm „Queretaro") aufgezeichnet sind. Wie die Gefangenen, argwöhnisch beobachtet von den mexicanischen Wächtern, die Flucht des Kaisers planen, wie sie, namentlich Salm und Basch, trotz vieler mißglückter neuer Versuche immer neue Mittel ersinnen, wie Prinz Salm mit dem Kaiser durch Zettel verkehrt, die ins Brod gebacken sind, wie sie einander Cigarren zusenden, die geheime Ordres bergen, und was der Versuche mehr sind, mit dem Einsatze des eigenen Kopfes die Rettung Desjenigen zu erzwingen, dem sie Treue zugeschworen. Vergebens sind alle Bemühungen, selbst die Mithülfe von Salm's Gattin, der schönen und muthigen Canadierin, die er als amerikanischer Oberst gefreit, und die sich auf die Nachricht von der Gefahr, in welcher ihr Mann schwebte, den Einlaß in Queretaro von Juarez förmlich erzwang, selbst die schlaue, findige und unerschrockene Mithilfe des aufopfernden Weibes mißlingt und das Kriegsgericht spricht sein Verdict und verurtheilt Maximilian zum Tode.

Prinz Salm liefert einen neuen Beweis seiner selbstlosen opferfreudigen Hingebung an den Kaiser. Das republikanische Gericht hatte die Obersten der kaiserlichen Armee zu sieben Jahren Kerkers verurtheilt, der Generale wartete der Tod (Mejia und Miramon wurden auch erschossen) oder zehn Jahre Gefängniß. In der Liste der Republikaner figurirt Salm nur als Oberst; er zeigt, als er mit den übrigen Stabsofficieren abgeführt werden soll, sein Generals-Patent vor und bleibt beim Kaiser — um, wenn ihn nicht zu retten, doch mit ihm zu sterben. Mit dem Tode Maximilian's sah Salm, der mit den übrigen Gefangenen amnestirt und freigelassen worden, seine Aufgabe noch nicht erfüllt; er blieb in Mexico, um den Kaiser an seinem Verräther zu rächen. In einem offenen Briefe forderte er Lopez zum Duelle, doch der Feigling stellte sich nicht und entzog sich der verdienten Strafe.

Die Auszeichnungen, mit welchen Prinz Salm und seine Gemahlin im Jahre 1868 am Wiener Hofe überhäuft wurden, sind bekannt, sie waren der verdiente Lohn dieser seltenen Verdienste. Der Prinz kehrte von Wien nach seiner Heimath Westphalen zurück, dort schrieb er die Geschichte der Belagerung Queretaros und setzte dem unglücklichen Monarchen und sich selber ein ewiges, unvergängliches Monument. Doch ward ihm die Ruhe des Privatmannes unerträglich, der Soldat wollte Beschäftigung haben; er trat ins Gardecorps und vor Metz wurde ihm am hellen Mittage seines Lebens vom „Herrn der Heerschaaren" auf ewig Halt commandirt. (Presse.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 105. Speyer, Samstag, den 3. September 1870.

Zeitgedichte.

*** Der Tempel deutscher Eintracht.**

Das Auge glänzt vor Wonne, laut pocht des Herzens Schlag,
Groß leuchtet Gottes Sonne an Deutschlands Ehrentag!
Furchtbar, wie Donnerrollen ertönt der Rache Wort:
„Steh auf, mein Volk, und schirme des Vaterlandes Hort!"

Und wie mit Zauberschlägen erhebt sich groß und hehr
Ein einig Volk von Brüdern, Ein einig Volk in Wehr,
Ein Volk voll hoher Helden, voll Kraft und Todesmuth,
Zu schirmen Deutschlands Marken mit Eisen und mit Blut!

Und Jeder treulich stehet zur hohen Wacht am Rhein!
Und Jeder stolz es fühlet, ein Deutscher jetzt zu sein!
Vom Norden bis zum Süden Begeist'rung mächtig glüht,
Und deutsche Treu und Liebe die Herzen all umzieht!

Herrlich hat sich entfaltet die längstertraumte Zeit,
Die stammverwandten Brüder stehn fest in Einigkeit,
Und ruhmvoll vor Europa ihr Banner sich entrollt,
Seht, wie sie siegreich flattern, die Farben Schwarz-roth-gold!

Vom Felsen bis zum Meere, Vom Rhein zum Donaustrom
Ersteht auf Riesensäulen der deutschen Eintracht Dom
Und in dem Tempel preisen, umwölbt vom Himmelsblau,
Gott dankbar Millionen für den gelungnen Bau!"

Fürth. **Friedrich Friedreich.**

Ein Wiedersehen auf dem Schlachtfelde.

Nach Thatsachen erzählt von **Arnold Wellmer.**

(Schluß.)

Wieder durchsucht sie das Lazareth des Badehauses — vergebens. Sie eilt in die Stadt zurück und fragt im Rathhause, auf den Straßen nach einem verwundeten, todten, schlesischen Offizier. Kopfschütteln ist die Antwort. Die Verwirrung in der überfüllten Stadt ist grenzenlos. Margot klopft an das Fenster ihres Häuschens. Die Mutter öffnet es — verwacht — verweint.

„Mutter, haben sie ihn schon gebracht?"

Die alte Frau schüttelte weinend den Kopf. „Komm herein, Kind, morgen wird ja alles klar!"

„O Mutter, wenn er jetzt draußen stürbe!„

Fort fliegt sie. Die ganze lange Nacht durchsucht sie das Leichenfeld. Das Wimmern, der Schrei des Todes wird immer seltener. Der bleichen, stillen Todtengesichter werden immer mehr. Da flirrt es ihr vor den Augen, ihre Kniee brechen; mit einem leisen Schrei sinkt sie zwischen den Todten hin.

Die Sonne, die schöne Junisonne geht auf — glühend, strahlend, belebend! Ueber die stillen Gesichter der Todten fliegt ein rosiger Schimmer, wie Leben. In den Lüften jubelt die Lerche. Von den Kornfeldern und Wiesen zittert ein süßer Blumenduft herüber.

Langsam schlägt Margot die Augen auf. Sie streicht sich das thaufeuchte Haar aus den Schläfen, und schaut sich verwirrt um — dann kömmt ihr ein Besinnen; sie setzt ihre trostlose Wanderung fort zwischen den — Todten.

Es kommen Leute mit Spaten und Schaufeln auf das Leichenfeld. Sie graben große Gruben, und betten die Todten hinein. Margot eilt von Grab zu Grab; wenn er erst dort unten ruht, wird sie ihn nimmer wiederschauen! Die Leute schauen ihr verwundert, kopfschüttelnd ins Gesicht. Sie weiß nicht, warum. Sie weiß nicht, daß ihre Locken in dieser einen Nacht schneeweiß geworden sind!

Sie steht an einem großen Grabe im Badegehölz. Dicht daneben liegt ein Wall von Leichen, eine über der anderen. Still werden sie hinabgesenkt — eine nach der andern; darunter liegt ein Offizier, beide Hände weit vorgestreckt, auf dem Gesichte. Er trägt die Uniform des 11. schlesischen Grenadierregiments.

Margot schreit schrill auf. „Das ist er — das ist seine Hand — sein krauses Lockenhaar! Nein, nein, er ist es nicht, diese Locken sind ja grau! Und doch — und doch!" sie wirft sich auf die Kniee und nimmt den stillen Kopf mit den grauen Locken in die zitternden Hände, und hebt ihn aus dem blutigen Grase.

„Georg! Georg! — todt!" und sie wirft sich auf ihn und preßt ihre Lippen auf seinen blassen Mund.

Da schlägt er die Augen auf — müde, matt, wie nach einem langen, wüsten Traume. Aber plötzlich leuchten diese Augen wie Sonnenschein auf. Seine Lippen umzieht ein seliges Lächeln, und sie flüstern kaum hörbar mit der alten, süßen Stimme der jungen Liebe: „Meine Margot — verklärter Engel — wie schön ist es im Himmel — nun kann uns nichts mehr trennen — nichts mehr — in Ewigkeit, meine Margot!" und die Augen und Lippen schließen sich

wieder, aber das selige Lächeln strahlt noch von dem leise sich röthenden Gesicht.

Ueber ihm faltet Margot die freudezitternden Hände, und weint ihre ersten Thränen — stille Thränen der Hoffnung — des Dankes!

Die Männer tragen den Verwundeten, den Ohnmächtigen in Margots Kammer. Sie legen ihn auf ihr Bett.

Die Mutter weint laut auf, wie sie ihr Kind ansieht — in schneeweißen Locken.

„Das ist der Schnee in der Frühlingsnacht, Mutter!" sagt Margot mit einem wundersamen Lächeln.

Der Arzt kommt. Auf Georgs Herzen findet er eine goldene Kapsel — sie ist zerdrückt. „An ihr ist die Kugel abgeglitten, sonst hätte sie das Herz durchbohrt;" sagte der Arzt, und legte die Kapsel in Margots Hand. Die Kapsel ist offen — drinnen liegen einige welke, blaue Veilchen, von einem braunen Haar zusammengehalten. Eine Thräne aus Margots Auge fällt darauf — da duften die welken Blumen.

„Diese verwünschten, großen, scharfkantigen, hannöverschen Flintenkugeln, die so schmerzliche und schwer zu heilende Wunden wühlen!" sagte der Doctor, und sondirt die Wunde — dicht unter dem Herzen. Ganz auf derselben Stelle, wo Margot den brennenden Schmerz gefühlt hatte.

„Er wird leben?"

Der Arzt zuckt die Achsel. „Das kommt ganz darauf an, ob sich die Kugel glücklich herausziehen läßt — ob sie keine edleren Theile zerrissen — ob der Verwundete, der durch Blutverlust aufs äußerste erschöpft ist, noch Kraft genug für die Operation, für das aufreibende Wundfieber hat. Hat der Patient nahe Verwandte?"

„Einen — Vater!" — Margot durchrieselt es eisig.

„Ich würde rathen, demselben schleunigst von dem jedenfalls höchst bedenklichen Zustande seines Sohnes Nachricht zukommen zu lassen!" und der Arzt geht mit seinem Gehilfen daran, die Kugel herauszuziehen. Georg stöhnt bang auf, aber er kommt nicht zur Besinnung. Margot nimmt seine Hände in die ihrigen, da lächelt der Kranke.

Die Operation ist glücklich gelungen. Die Kugel liegt in der Hand des Arztes. Margot nimmt sie daraus und beschaut sie sinnend. Dann legt sie das blutige Blei zu der zerschossenen Goldkapsel mit den welken Veilchen. Der Arzt verbindet die Wunde. Margot geht ihm still und sicher zur Hand. Es ist eine wunderbare Ruhe über sie gekommen. Sie hat, da Georgs todtkalte Hände in den ihrigen ruhten, still gebetet: „Mein Gott, Du bist ein Gott der Barmherzigkeit und der Liebe — Dir befehl' ich ihn!"

Georg liegt noch immer bewußtlos da. Margot sitzt allein an seinem Lager und legt Eis auf die Wunde, wie der Arzt es ihr gezeigt hat. Dazwischen schreibt sie an Georgs Vater . . . an den Mann, der ihr den Sonnenschein der Jugend verdunkelt — ihr zwölf lange, lange Jahre der Liebe und des Glücks geraubt hat. Aber sie schreibt demüthig, schlicht, rührend — wie nur ein so kindliches Herz schreiben kann. Sie schreibt von Georgs Lebensgefahr und wie sie ihn auf dem Schlachtfelde gefunden. „Georg ist mir nicht nahe getreten — Gott hat uns wieder zusammengeführt . . . in Leid, in Trübsal — vielleicht im Tode!" Inbrünstig fleht sie, den grausigen Fluch vom Haupte des Sohnes zu nehmen . . .

Das Wundfieber stellt sich bei Georg ein und durchglüht ihn mit wilden Phantasien. Dazwischen schaut er Margot oft mit leuchtenden Augen an und spricht zu ihr, als wären sie beide gestorben. Ihre silbernen Engellocken beschäftigen ihn beständig. Als Margot ein Tuch darüber bindet — weint er. Sie bindet das Tuch wieder ab und er lächelt beseligt. Wenn Margot ihren Kopf an seine Brust legt und seine Hände gleiten über die weißen Locken, dann läßt das Fieber etwas nach, und er wird still wie ein Kind. Leise summt Margot Lieder aus alten süßen Tagen — und er entschlummert darüber. Tag und Nacht sitzt sie an seinem Lager.

Dumpf und traurig wirbeln morgens und abends Trommeln durch die Straßen — hinaus auf den Friedhof . . . sie wirbeln gedämpft den Todtenmarsch für die hunderte, die in den Lazarethen ihren Wunden erlegen.

Georg liegt noch immer im Wundfieber — besinnungslos da. Margot sitzt still an seinem Lager.

Da tritt eines Abends ein alter, gebeugter Mann in die Kammer. Kaum vermag er das krampfhafte Schluchzen zurückzudrängen. Er fliegt ans Bett. Lange beugt er sich über den Schlummernden. „Er lebt!" athmet er tief auf.

„Er wird leben — der Arzt gab uns heute die Gewißheit, daß die Gefahr vorüber ist!" sagte die Mutter.

Mit Angst hängt Margots Auge an dem bewegten Gesicht des alten Mannes. Ihr Herz sagt ihr, wer er ist.

„O, mein Gott, ich danke Dir, daß Du die Sünde von mir genommen hast; ich — hatte ihn in den Tod getrieben!" und Georgs Vater streckt dem zitternden Mädchen beide Hände entgegen: „Vergib mir, Kind, was ich Dir und ihm in meinem starren Hochmuthe zufügte; ich will wieder gut machen, so viel ich kann. Glaub mir, auch ich habe in den langen Jahren der Vereinsamung unsäglich gelitten. Gottes Hand — Dein Brief haben die eisige Rinde gebrochen."

Selig weinend sinkt Margot in die Arme seines — ihres Vaters. „Margot — Vater!" klingt es leise — glücklich durch die Kammer.

Aufgerichtet sitzt Georg im Bett da, mit klaren, leuchtenden Augen. Und sie alle halten sich umschlungen — weinend — lachend. O, wer vermöchte dies Wiedersehen zu schildern!

„Margot — meine Braut mit des Vaters Segen!"

„Eine Braut in schneeweißen Haaren!" lächelt Margot gerührt. Zwischen den schneeigen Locken glüht ihr Gesicht fast wieder so jung und schön, wie in alten Zeiten. Das macht das Glück.

„Und nun nehm' ich Euch alle mit nach Schlesien, da wird wieder frohes Leben in das öde große Haus einziehen. Auch dem alten Hochzeitswein, der nun schon vierunddreißig Jahr auf Georgs Ehrentag wartet — eingegraben im Keller — wird die Zeit gar lang geworden sein. Spute Dich nur mit dem Gesundwerden, Georg, daß wir den armen Gefangenen bald erlösen können!“ Der alte „goldene Leinenkönig“ weiß sich in seinem überströmenden Glück gar nicht zu fassen; er umarmt und küßt auch die „liebe Frau Mama,“ wie er die Doctorin kurzweg nennt, einmal über das andere.

Kriegsbilder.

* Der Brand des Straßburger Münsters.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Aug. fiel eine der herrlichsten Perlen der deutsch-gothischen Baukunst am Rheinstrome dem blinden Wüthen des Kampfes um den Besitz von Straßburg zum Opfer; das Münster gerieth in Flammen der Dachstuhl brannte nieder und auch das Innere des Schiffes soll ausgebrannt sein. Wie weit die Zerstörungen reichen, läßt sich zur Zeit noch nicht bestimmen, denn noch fehlen alle Meldungen aus Straßburg selbst. Ja es wird sogar von mancher Seite noch der Brand des Münsters überhaupt in Zweifel gezogen. Bei dem furchtbaren Feuerregen aber, der in jenen Tagen über die unglückselige Stadt von allen Seiten her sich ergoß, müßte es als ein wahres Wunder erscheinen, wenn nicht eine oder die andere der Brandkugeln auf das gewaltige Dach des Riesenbaues geflogen wäre; das Holzwerk aber in diesen alten Kirchendächern, seit Jahrhunderten den Einflüssen der Witterung ausgesetzt, befindet sich im höchsten Grade der Trockenheit und der kleinste Funken kann einen ungeheueren Brand verursachen. Wohl wurde deutscher Seits der Befehl gegeben, das Münster zu schonen; aber wer kann mit Strenge darüber wachen, wenn die Kugeln hinüber und herüber fliegen, den Tod in die Batterien der Belagerer und das Feuer in die Häuser der Stadt tragen! Sicher ist, daß man auch die Gebäude in der Münstergegend in Brand geschossen hat, und bei der engen Bauart der alten Reichsstadt, sind die meist aus Holz gebauten hohen Häusern dutzendweise in Asche gesunken. Wenn in unserer Zeit sich noch Volkslieder bilden können, so wird bald ein Gegenstück zu dem Liede von der „wunderschönen Stadt“ unsern Nachkommen die Schrecken der Beschießung schildern.

Daß das Innere des Münsters verschont geblieben sei, nachdem einmal das Dach in Brand gerathen, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Das Chor des Münsters gehört in der Anlage der romanischen und in den Haupttheilen der spätromanischen Zeit an, indem 1015 Bischof Werner von Habsburg den Grundstein legte. Erst 1270 wurde das Schiff vollendet und über das Chor hinausgeführt, so daß der hintere Theil der Kirche in das Dach des Langhauses fast eingeschlossen erscheint. Von dieser Seite her konnten die Flammen eindringen und ihre Verwüstungen beginnen. Ferner fielen die Kugeln auch in das Innere des Gotteshauses; in die Krypta hatte man Kranke und Verwundete gebracht, aber Granaten und Bomben fielen auch hier hinein. Wenn somit die starken Gewölbe der Unterkirche keinen Widerstand leisten konnten gegen den Hagel der zahllosen schweren Geschosse, um wie viel weniger die leicht construirten gothischen Gewölbe des Schiffes. Im Ganzen enthielt das Innere des Schiffes wenig Schmuck, und somit war dem Feuer, nachdem es einmal den Dachstuhl verzehrt hatte, nicht viel Nahrung gegeben. Aber die schützenden Wölbungen sind zertrümmert und eingestürzt und die alten, theilweise herrlichen Glasmalereien mögen ebenfalls stark vom Feuer gelitten haben.

Ueber den augenblicklichen Eindruck des Münsterbrandes schrieb Berthold Auerbach der Allgemeinen Zeitung vom 26. August Morgens: „Das Münster brennt, gestanden wir uns endlich allesammt, als wir gegen 2 Uhr Nachts, im Innersten wie zerschlagen, uns von den grausigen Flammen abwendeten und heimkehrten. Es war ein stiller, lautloser Gang. Jeder hatte das Gefühl, als ob ihm persönlich ein treuer, ehrwürdiger Freund gestorben wäre, als ob ein Stück seiner Seelenheimath versunken sei. In den Schlaf hinein, in den man endlich vor Ermatten versank, tönte es „das Münster brennt“, und Morgens beim Erwachen lautete das erste Empfinden: „das Münster brennt“. Wie viel Menschenleben hat dieser Krieg bereits in den Tod geschickt, und hier hat nun die Kriegsfackel zahllose von vergangenen Geschlechtern, die mit Andacht den Bau errichteten, mit Bewunderung betrachteten — wenn man so sagen darf — nochmals getödtet und ausgelöscht, und künftige Geschlechter werden nur noch aus Bildern wissen, was da war. Das ist mehr als der Tod eines Menschen, das ist Vernichtung eines Kleinodes, eines heiligen Schatzes der Menschheit. Alle Menschen, wir Deutschen vor allen, sind um ein Schönstes beraubt. . . . Welch ein Anblick wird es sein, das Münster in Trümmern zu sehen? Wie unsäglich schmerzvoll wird der Einzug in Straßburg sein! Mit der Zertrümmerung des Münsters ist allen Menschen, zunächst und vorzugsweise aber den Elsässern, ein Wahrzeichen, ein Heiligthum geraubt, das ihnen eigen und gemeinsam war. Die Wiedervereinigung des Elsasses mit dem deutschen Vaterlande — von Schwierigkeiten der herbsten Art begleitet, die nur die größte Bedachtsamkeit überwinden kann — erhält durch die Zertrümmerung des Münsters eine unwägbare Mehrung. Das große Ereigniß, die große Sühne für einen nun bald 200jährigen Raub — es ist entsetzlich, daß sie mit Niederlegung des Münsters bezeichnet werden muß; das ist ein schwarzer Markstein.“

Noch steht der Thurm des Münsters, aber sicher haben er sowohl, wie die edle Façade des Meisters Erwin von Steinbach ebenfalls stark durch die Gluth der Flammen und den Kugelschaden gelitten. Wenige Stunden von Straßburg, wo die Rebenhügel des badischen Dorfes Steinbach nach den Schwarzwald-

höhen sich hinaufziehen, steht inmitten der Weinberge das steinerne Denkmal des Baumeisters; in der Ferne aber, über dem silbernen Streif des Rheinstromes grüßt den Meister die Pyramide seines Baues, die wie ein gewaltiger Markstein Land auf Land ab schaut an jener großen Culturstraße des Mittelalters. Wenn es möglich wäre, Steine zu beseelen, so hätte der steinerne Erwin damals lebendig werden müssen, als er von seinem Heimathsorte aus sein Münster in Flammen sah. Wohl kann man den Brand des Straßburger Münsters als eine nationale Calamität betrachten, denn so lange Straßburg sein Münster besaß, so lange war ihm der deutsche Stempel auf die Stirne gedrückt. Ueber den Rhein hinüber und weit in die Lande hinaus predigte es stumm aber eindringlich von der Macht des alten Reiches und von dem gewaltsamen Raube im Jahre 1681. Das unselige Verhängniß wollte, daß derselbe Bau, der uns immer die alte Schmach wieder in's Gedächtniß rief, am Tage der Wiedervereinigung mit dem alten Mutterlande in Trümmern liegen soll — durch deutsche Hände. Der Commandant Uhrich, der mit ächt elsässischer Hartnäckigkeit seine militärische Ehre über Alles hinstellt, und Straßburg nur als Schutthaufen an Deutschland zurückgeben will, ist deutscher Abstammung, deutsch waren die Kugeln, die Straßburgs Häuser niederwarfen und deutsch die Brandgranaten, die sin Münster zündeten. Deutschlands Pflicht ist es aber auch, wenn einmal der fast 200jährige Raub gesühnt sein wird, sich dann mit aller Macht des wiedererlangten verlorenen Gutes an den Vogesen, wie Max v. Schenckendorf sang, anzunehmen. Besonders sollen wir dann den Elsäßern zeigen, daß es kein Unglück ist, zu Deutschland zu gehören; eine Ehrenpflicht aller Stämme unseres Vaterlandes wird es sein, Stadt und Münster wieder aufbauen zu helfen, damit der letztere in das Land schauen könne, nicht mehr, wie ehedem als ein Zeichen der Schmach und der Zerreißung Deutschlands, sondern als ein Denkmal der Wiedervereinigung, des Friedens und der Versöhnung.

Miscellen.

Germersheim, 2. Sept. (L. A.) Gestern wurde Germersheim durch ein ganz unschuldiges Telegramm aus Ludwigshafen in freudige Aufregung versetzt. Dasselbe lautet: „Unterzeichneter kommt um 1 Uhr nach Germersheim. König." Die Spitzen der Militär- und Civilbehörden waren zum Empfange bereit, die Stadt im Begriff zu flaggen, da kam — der Locomotivführer König mit seiner Maschine, um Truppen von Germersheim nach Zweibrücken zu befördern.

(Preußische Invaliden aus dem Feldzuge von 1866.) In dem 3½jährigen Zeitraume vom 1. Juli 1866 bis ult. Dec. 1869 sind aus dem Feldzuge von 1866 aus dem Mannschaftsstande vom Feldwebel abwärts, als Invalide anerkannt worden 11,785 Mann, und zwar in Folge von: a) Verwundung 8,020 Mann, b) unmittelbarer Dienstbeschädigung 1,116 Mann, c) Anstrengungen, schädlichen Witterungseinflüssen 1,937 Mann, d) ansteckenden Krankheiten 712 Mann. Summa 11,785 Mann. Nach dem Grade der Invalidität zerfallen die 11,785 Invaliden in folgende Klassen: a) durch Verlust zweier Gliedmassen, Lähmung derselben, Erblindung 82, b) durch Verlust eines Armes oder Beines, Lähmung desselben 682, c) Ganzinvalide und völlig erwerbsunfähig 1,430, d) Ganzinvalide und größtentheils erwerbsunfähig 3,618, e) Ganzinvalide und theilweise erwerbsunfähig 4,392, f) Ganzinvalide und erwerbsfähig 531, g) Halbinvalide 1,050. Der Betrag an Pensionen und Zulagen für die 11,785 Mann auf ein Jahr stellt sich auf 839,784 Thlr. Der Gesammtverlust der Armee durch den Krieg von 1866 beträgt hiernach bis ult. Dec. 1869 (nach Löffler's Schrift): a) gefallen 2,416 Mann, b) von den Verwundeten nachträglich gestorben 1,397 Mann, c) Invalide 11,785 Mann, Summa 15,598 Mann (excl. Officiere). (Militär-Wochenbl. 1870. Nr. 40.)

* Wien. Am 20. August wurde Schauferts einactiges Lustspiel „Verwechselte Annoncen" am Wiedenertheater (Theater an der Wien) mit lebhaftem Beifall gegeben und hat bereits die vierte Aufführung erlebt. Auch in der neuesten Nummer der Illustrirten Zeitung ist der „sehr freundlichen Aufnahme" des Stückes Erwähnung gethan.

* Rheinlied.

Es ruft der Rhein um Mitternacht:
Aus schwerem Traum bin ich erwacht,
Ich hör' ein dumpfes Raunen,
Als wie von Kriegsposaunen.
Am Himmel steht ein Siegesstern,
Aus Schlachtgetümmel schallt es fern:
„Gott mit dir, du deutsches Land!"

Das hört der Bach im tiefen Wald
Und eilt hinab mit Allgewalt,
Bringt seine Wasser alle
Dem Rhein mit frohem Schalle.
Und höher braust des Stromes Fluth,
Die Welle lechzt nach welschem Blut
„Gott mit dir, du deutsches Land!"

Vom Lurleyfels hinab ins Thal
Tönt's wunderbar im Abendstrahl:
Laßt nur die Feinde kommen!
Nicht soll es ihnen frommen!
Noch bannt mein Lied Dich fremder Knab,
Hinunter tief in's feuchte Grab;
„Gott mit dir, du deutsches Land!"

Ihr Winzer steiget niederwärts,
Vertauscht den Karst mit andrem Erz,
Ihr Schiffer rudert nimmer
Zum Spiel bei Mondesschimmer.
In zäher Faust den scharfen Stahl
Ruft donnernd durch des Rheines Thal:
„Gott mit dir, du deutsches Land!"

Es führt ein tapfrer Königsheld,
Voll Jünglingsmuth auf blut'gem Feld,
Herr Gott! gib seinem Degen
Doch kühnen Muth und Segen.
Ihr Deutschen all von Ost und West
Bald feiern wir das Siegesfest,
„Gott mit dir, du deutsches Land!"

Bald tönt der Ruf zum letzten Streit,
Drum Kämpfer macht euch nun bereit
Mit Blut zu unterschreiben:
Deutsch soll das Elsaß bleiben.
Und tausend Kehlen stimmen ein:
Lothringen auch muß unser sein!
Gott mit dir, Gott mit dir,
Gott mit dir, du deutsches Land!

Johannes Hüll.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 106. | Speyer, Dienstag, den 6. September | 1870.

Zeitgedichte.

*** An's Vaterland, an's theure schließ' dich an!**

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an
Und halte fest daran von ganzem Herzen",
Vergiß es nicht, was es an dir gethan,
Und bleib ihm treu in Freuden und in Schmerzen!
Verlierst den Grund du, worin von Natur
Die tiefsten Wurzeln deines Lebens liegen,
So wird ein latter Schein dein Leben nur,
Die besten Quellen deiner Kraft versiegen.

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an
Und halte fest daran von ganzem Herzen!"
O diese Liebe ist kein Schwärmerwahn,
Wie allem Höhern fremde Thoren scherzen!
Ihr Herz ist mammonshart und lustverbrannt;
Der schönsten, reinsten Lebensfreuden eine
Ist treues Wirken für das Vaterland
Mit gleichgesinnten Brüdern im Vereine.

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an,
Und halte fest daran von ganzem Herzen,"
Auf diesem Wege leuchten dir voran
Die Edelsten wie lichte Himmelskerzen!
Die warm und treu das Vaterland geliebt,
Sie waren auch von höh'rer Lieb' entflammet;
Wer Liebe nicht an seinem Volk geübt,
Fühlt nicht die höh're, die vom Himmel stammet.

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an,
Und halte fest daran von ganzem Herzen,"
Ob du ihm dienst auf blut'ger Kampfesbahn,
Ob sanft als Weib du stillst der Wunden Schmerzen,
Ob du als Mutter pflanzest Glauben ein
Den Kindern und erzählst der Väter Thaten: —
Füg' in der Größe Tempel deinen Stein,
So wird durch Gottes Gnad' er wohlgerathen!

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an
Und halte fest daran von ganzem Herzen,"
Wenn jeder treu ihm dienet, wie er kann,
Zum Schutz, zum Bau, zum Schmuck mit edlen Erzen:
Erwächst aus ihm der ganzen Menschheit Heil;
Wie wächst und blüht der Baum so frisch und prächtig
Wenn jeder Ast gesund an seinem Theil —
So soll auch wirken Volk mit Volk einträchtig.

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an
Und halte fest daran von ganzem Herzen,"
Jetzt, wo sich wieder beugt der deutschen Fahn'
Die Welt, und, die gewagt uns anzuschwärzen
Als lust'ges Träumervolk, zu Schanden sind,
Und uns als Thatenvolk die Welt bewundert,
Jetzt wo der Bau des deutschen Reichs beginnt,
Das segnen wird Jahrhundert nach Jahrhundert!

Ch. Böhmer.

Das deutsche Sprachgebiet in Frankreich.

Nach der Allgemeinen Zeitung.

Der ganze Nordosten Frankreichs, so weit dieses an badisches, bayerisches, preußisches Gebiet grenzt, ist rein deutsch. In einem bald breitern, bald schmälern Gürtel zieht jenes alemannisch-fränkische Land an unsern Grenzen hin, welches fortgesetzter Raub der Franzosen uns nach und nach entfremdete, und auf das im gegenwärtigen Moment wir wohl die Augen lenken dürfen; denn zum letzten Mal vielleicht tritt jetzt die Gelegenheit an uns heran, die alte Rechnung auszugleichen und nachzuholen, was 1815 versäumt wurde. Frankreichs Uebergriffe begannen bekanntlich 1552, als Metz, Toul und Verdun — die beiden letzteren ganz, das erstere theilweise, bereits national französisch — an Heinrich II. durch Verrath kamen. Moriz von Sachsen hatte sie gegen Geld dem französischen König überlassen, als er von Magdeburg weg gegen seinen Gönner Karl V. zog. Im westphälischen Frieden ging das Elsaß verloren; 1674 wurden die freien Reichsstädte im Elsaß gewaltsam im Frieden überfallen; 1680 wurden die berüchtigten Reunionskammern errichtet, denen 600 Herrschaften, Städte und Dörfer zum Opfer fielen; 1681 findet der Ueberfall und die verrätherische Wegnahme Straßburgs durch Louvois und Montclar statt; 1766 wurde nach dem Tode des Königs Stanislaus Lothringen dem französchen Reich einverleibt; der Convent endlich machte mit der Annectirung verschiedener deutscher Gebiete den Beschluß. Durch diese fortgesetzten Beraubungen wurde indeß nicht blos deutsches Gebiet vom Reiche losgerissen, sondern auch viel nationalfranzösisches, welches mit Deutschland vereinigt war, darunter namentlich der größere Theil des Bisthums Metz, der größere Theil Lothringens; denn dieses Herzogthum war stets vorwiegend französisch, und nur der gesonderte nordöstliche Theil, die Allemagne, war und ist deutsch. An dem, was von jeher der französischen Nationalität gehörte, kann uns Deutschen nichts gelegen sein; die Zeiten sind dahin, wo man blos nach dem Besitz von Territorien strebte, ohne Rücksicht auf die Nationalität der Einwohner zu nehmen. Abgesehen aber von diesen französischen, dem deutschen Reich entfremdeten Theilen, umfaßt das rein deutsche Gebiet Frankreichs heute noch 230 Quadratmeilen mit 1427 Gemeinden

und 1,360,000 Einwohnern, also ein Gebiet, welches dem Großherzogthum Baden an Umfang und Bewohnerzahl nur wenig nachsteht. Wichtig ist dabei, daß es allenthalben mit dem deutschen Lande, von Basel bis Luxemburg, im Zusammenhang steht.

Es dürfte wohl an der Zeit sein, dieses „verlorene Gut", wie Max v. Schenkendorf es nennt, etwas näher hier zu betrachten, namentlich die Sprachgrenze zu verzeichnen und zu zeigen, wie unter jenen Alemannen und Franken, die von uns losgelöst sind, deutsche Art und Sitte noch, trotz des französischen Lacks, unverändert fortbestehen. Am ausführlichsten, mit großer Liebe und Hingebung an den Gegenstand, hat die Deutsch-Franzosen zuletzt behandelt Richard Böckh in seinem allgemein als mustergiltig anerkannten Werke: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten". (Berlin 1869, S. 161—187 und 291—304), das uns im Folgenden hauptsächlich als Grundlage dient.

Die Sprachgrenze des Deutschen gegen das Französische beginnt an der Schweizer Grenze (Kanton Bern) bei dem Dorfe Lützel und verläuft von da ab in nordwestlicher Richtung, der Wasserscheide zwischen Rhein (deutsch) und Rhone (französisch) folgend, zwischen Damerkirch (französirt Dannemarie) und Belfort hindurch auf den Bärenkopf und Elsässer Belchen zu. An dieser Stelle ist die Sprachgrenze bis heute noch unverrückt geblieben; Alles was östlich von ihr im Sundgau liegt, ist nur deutsch. Vom Elsässer Belchen geht die Grenze nun dem Kamm der Vogesen entlang nach Norden hin. Die Thäler der Dolder, der Thur und der Fecht sind hier deutsch; das im Westen gelegene Quellthal der Mosel ist dagegen französisch. In der Breite von Kolmar und Kaisersberg etwa, an den Quellen der Weiß und der Leber, tritt das Französische über den Vogesenkamm nach Osten in's Elsaß hinüber, und zwar sind es hier einige Gemeinden des Kantons Schnierlach (la Poutroye), welche früher als Herrschaft Hoheneck einen Theil der pfalz-zweibrücken'schen Grafschaft Rapoltstein ausmachten, die einen romanischen Dialect reden. Wahrscheinlich sind diese Thalbewohner Reste der alten keltoromanischen Bevölkerung, die hier im Gebirge sich erhalten haben, ähnlich den Romanen im Engadin und im Tyrol. Im Leberthal, das gemischt ist, geht die Sprachgrenze auf Markirch (St. Marie aux Mines), durch das Weilerthal, dessen oberer Theil französisch ist, über Steig nach dem Breuschthal. Auch der obere Theil dieses Vogesenthals ist romanisch und zeigt doppelnamige Dörfer. Der untere Theil ist unzweifelhaft deutsch. Vom Breuschthale zieht die Sprachgrenze, das Elsaß verlassend, zum Donon in's Lotharingische. Die kleinen Gebirgsthäler der Vogesen, welche dem romanischen Sprachgebiet angehören, umfassen etwa 4½ Quadratmeilen mit 30,000 Bewohnern.

Das ganze übrige Elsaß gehört durchaus zum deutschen Sprachgebiet. Es umfaßt außer den Antheilen der von der Sprachgrenze durchschnittenen Sundgauer Kantone Pfirt (La Ferrette), Damerkirch (Dannemarie) und Maasmünster (Masseraux), Schnierlach (La Poutroye), Markirch (St. Marie) und Willer (Villé) noch im Oberelsaß die Kantone Thann, Sennheim (Cernay) und St. Amarin, Hirsingen, Altkirch, Hüningen, Landser, Habsheim und Mühlhausen, Ensisheim, Obersulz, Gebweiler, Rufach, Neubreisach, Andolsheim, Kolmar, Wiezenheim, Münster, Kaisersberg und Rapoltsweiler (Ribeauvillé); dann im Unterelsaß: Markolzheim, Schlettstadt, Barr, Benfeld, Erstein, Ober-Ehenheim (Obernay) und Rosheim, Molsheim, Geispolzheim, Straßburg, Schiltigheim, Wasselnheim (Wasselonne), Truchtersheim, Brumath, Bischweiler und Hagenau, Elsaß-Zabern (Saverne), Maursmünster (Marmoutier), Hochfelden, Buchsweiler (Bouxviller) und Lützelstein (la petite Pierre), Niederbronn, Wörth, Sulz, Selz, Lauterburg und Kron-Weißenburg (Wissembourg) und die elsässischen Gebiete der theilweise zu Lothringen gehörigen Kantone Schirmeck, Lörchingen, Saarburg, Pfalzburg und Drülingen.

Dieses ganze deutsche elsässer Gebiet umfaßt 140 Quadratmeilen, 876 Gemeinden und eine halbe Million deutscher Einwohner. Es findet sich hier kein französischer Ortsname, und jene, die wir in Klammern beigefügt haben, sind nur die amtlichen französischen corrumpirten Namen. Obwohl nun jene Landschaft seit zweihundert Jahren uns entfremdet ist, hat — im Gegensatz zu Lothringen — die lange Dauer der Fremdherrschaft keinen wesentlichen Einfluß auf das Sprachverhältniß geübt. „So wenig", sagt Böckh, „Württemberg, Zweibrücken und Salm ihre französischen Unterthanen zu germanisiren strebten, so wenig wurde im deutschen Elsaß vor der Revolution die deutsche Nationalität der Bevölkerung in Frage gestellt. Es ist nicht einmal zu sagen, ob heute in dem Grade der Anhänglichkeit an die deutsche Sprache ein Unterschied zwischen den später und den früher an Frankreich verlorenen Landschaften besteht, wenn auch in neuerer Zeit eine stärkere öffentliche Kundgebung zu Gunsten des Deutschen gerade in einer erst in der Revolutionszeit Deutschland entfremdeten Stadt erfolgt ist."

Wir verfolgen nun die nach Lothringen übertretende deutsche Sprachgrenze. Hier finden wir nicht die Beständigkeit wie im Elsaß, dem allerdings auch der Bergwall des Wasgenwaldes nach Westen zu Schutz gewährte, denn in Lothringen, wo seit 120 Jahren das Aufdrängen des Wälschen beharrlich fortgesetzt worden, wo das deutsche Gebiet im breiten südwestlichen Bogen von Franzosen umsäumt wird, hat die Sprachgrenze sich bereits zum Nachtheil des Deutschen verschoben. National deutsch war von Lothringen nur die „Allemagne", in der bis 1751 die Amts- und Schulsprache nur deutsch war, damals erst wurde an sie die Axt gelegt.

Die Sprachgrenze beginnt an der Breusch, in der ehemaligen Grafschaft Salm, und geht durch die Herrschaft Türkstein und Grafschaft Rikingen. Von der Breusch und dem Donon zieht sie, die Saarquelle den Franzosen überlassend, nordwestlich auf den Gulderfinger See (Etang de Gondrexange) und den Thusweiher (den See östlich von Dieuze), wo viele der vormaligen Reichsherrschaft Finstingen zugehörige Dörfer

bereits verwälscht sind. Auch dießseits der Sprachgrenze findet sich schon Sprachmischung, so bei Saarburg und Pfalzburg. Pfalzburg selbst ist schon überwiegend französisch. Vom See bei Dienze geht die Sprachgrenze nach Morsperg (Marimont la Haute). Die südlichen und westlichen Dörfer dieser alten Reichsherrschaft sind jetzt französisch, die östlichen und nördlichen noch deutsch. Wie viel das Deutsche in diesem Lothringer Gebiet schon verloren hat, erkennt man daraus, daß es ehemals längs der Seille bis Marsal reichte, wie die Ortsnamen beweisen.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht vom 16. August vor Metz.

Der preußische Staatsanzeiger schreibt hierüber aus dem Hauptquartier: Die größeren Gefechte, welche am 14. August die 1. Armee unter dem General von Steinmetz und die 18. Division von der 2. Armee unter General von Wrangel mit der von Osten nach Metz sich zurückziehenden französischen Armee hatten, waren gleichsam Fühler, nach welcher Richtung sich der Feind bewege. Die 13. Division hatte die im Rückmarsche befindlichen Franzosen angegriffen, mußte aber zurückgehen, weil sie sich einer großen Uebermacht gegenüber befand. Darauf griffen Truppen des 7. und 8. preußischen Armeecorps in das Gefecht ein, später die 18. Division. Sie war in die rechte Flanke, beinahe in den Rücken des Feindes, gestoßen. Das Füsilier-Regiment Nr. 36 nahm Jussy und stürmte Mercy-le-Haut. Ein Bataillon des Regiments Nr. 84 nahm Peltre und die daran stoßenden Gehöfte. Die preußischen Batterien zwangen die feindlichen zum Abziehen. Der Feind wurde zurückgeschlagen und war bald verschwunden. Nach aller Wahrscheinlichkeit konnte er sich nur westlich zurückgezogen haben, um hinter Metz seine naturgemäße Rückzugslinie nach Chalons und von da nach Paris wieder zu gewinnen. Am Morgen des 16. erhielt der Commandirende des 3. Armeecorps, General von Alvensleben, die Meldung, daß bei Vionville feindliche Vorposten und dahinter feindliche Zelllager bemerkbar seien. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß der Feind nach nördlicher Richtung abziehen wolle. Die Franzosen hatten das Dorf Vionville, das Vorwerk Flavigny und die westlich und südwestlich davon gelegenen Höhen stark besetzt; mit ihren Massen standen sie nördlich und östlich von Vionville in der Richtung auf Rezonville. Zunächst gingen die 5. Division (v. Stülpnagel) und die 6. (v. Buddenbrock) zum Angriff des Feindes auf den Höhen vor. Dieselben wurden dem Feinde nach schwerem Kampfe abgenommen, ebenso die beiden Dörfer Vionville und Flavigny durch die Artillerie lebhaft beschossen, angegriffen, dem Feinde entrissen und trotz der vielfachen Offensivstöße desselben während des ganzen Tages gehalten. Ebenso hat sich die in der Richtung von Gorze nach Flavigny aufgestellte Corps-Artillerie, obwohl sie die oft wiederholten Offensivstöße des Feindes mehrfach in das stärkste Artilleriefeuer brachten, während der ganzen Schlacht siegreich behauptet. Die 5. Infanterie-Division, welche das Debouchiren des Feindes zu verhindern auf's Lebhafteste bemüht war, trieb denselben mit Bajonettangriffen bis nach Rezonville zurück. Sie hielt mit ihrer Infanterie und Artillerie den Rand des Plateaus und des Bois St. Arnould besetzt und hatte während eines fast zehnstündigen Kampfes die heftigsten Offensivstöße des Feindes auszuhalten, die sich zwar jedesmal am Feuer der Artillerie und Infanterie brachen, aber auch viele Verluste in den Reihen der tapferen brandenburgischen Regimenter zu Folge hatten. Auf die eingegangene Meldung, daß feindliche Infanterie in Unordnung sich zurückzöge, machte die 6. Cavalerie-Division (Herzog Wilhelm von Meckenburg) eine mit glänzender Bravour, aber mit vielen Verlusten ausgeführte Cavalerie-Attaque, jedoch nicht auf die abgehende, sondern auf die zu einem Angriff auf Vionville vorgehende intacte Infanterie, die sich sofort in die Chausseegräben warf und ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhielt. Ein nördlich von Vionville gelegenes Gehölz gewährte dem Feinde eine Position, die es ihm ermöglichte, immer neue Offensivstöße auf Vionville zu machen. Gegen dieses Gehölz erhielt das 24. Infanterie-Regiment Befehl, vorzugehen. Das Regiment drang in den Wald ein und führte ein langwieriges, sehr lebhaftes Waldgefecht, das vielfach hin und herwogte. Hier war der Punkt, wo augenblicklich die Entscheidung lag, umsomehr, als die Meldung eintraf, daß ein von Metz nach Doncourt abmarschirendes französisches Corps auf den Kanonendonner hin wieder Kehrt gemacht habe, und im Begriffe sei, das Plateau südlich Bruville zu ersteigen. In der Reserve des 3. Corps standen 2 Bataillone des 20. Infanterieregiments und das oldenburgische Infanterieregiment No. 91. Aber ehe diese zur Verwendung kamen, traf die Nachricht ein, daß die 20. Division vom 10. Armeecorps im Anmarsche sei. Die reitenden Batterien des Corps trafen gegen ¼4 Uhr in der Nähe des Schlachtfeldes ein und wurden in eine dominirende Stellung nördlich der Straße dirigirt, von welcher aus einmal die feindliche Entwicklung südlich Bruville flankirt, dann aber dem Feinde das Festsetzen in dem Walde unmöglich gemacht wurde. Bald erschienen auch die Spitzen der 20. und der 19. Division und richteten mit großem Erfolge ihren Angriff auf den feindlichen rechten Flügel, um den Feind, entsprechend der von Morgens ½10 Uhr durchgeführten Idee, von seiner Rückzugsstraße abzudrängen. Zum Theil hatte das Corps ohne Befehl die Richtung auf den Kanonendonner genommen. Durch den commandirenden General von Voigts-Rheetz war der Brigade von Wedell Befehl gegeben, den rechten Flügel des Feindes auf den Höhen nordöstlich Mars-la-Tour anzugreifen. Das Regiment Nr. 16 drang über Mars-la-Tour vor und erhielt heftiges Granatfeuer von den Höhen, durch welches das Dorf in Brand gerieth. In vortrefflicher Ordnung und mit unübertroffener Bravour avancirten die Truppen gegen die Schlucht und die dahinter liegende Höhe. Als die Brigade v. Wedell der Ungunst des Terrains und der Uebermacht

weichen mußte, machte das 1. Garde-Dragoner-Regiment eine glänzende, aber ebenfalls von vielen Verlusten begleitete Attaque gegen den rechten Flügel der intakten feindlichen Infanterie; die Brigade Barby sowie das Dragoner-Regiment Nr. 13 und das Husaren-Regiment Nr. 10 warfen in einem glücklichen Cavaleriegefechte mehrere Regimenter französischer Garde-Cavalerie und nahmen den Führer der feindlichen Division, General Monteyn, gefangen. Am späten Abend noch griffen auf dem äußersten rechten Flügel zwei Regimenter des 6. Corps, das 40. und 72 ein, um den regelmäßig sich wiederholenden Offensivstößen des Feindes zu begegnen. Eine allgemeine Attaque auf den zurückweichenden Feind, ausgeführt vom 3. (Zieten-schen) Husaren-Regiment, vom 3. und 15. Uhlanen-Regiment auf feindliche Infanterie und Garde-Cavalerie gewährte eine siegreiche Ausbeute des fast zwölfstündigen Kampfes, eines Kampfes, in welchem preußische Infanterie, Cavalerie und Artillerie in ihren großen Leistungen sich gegenseitig als ebenbürtige Truppengattungen erwiesen.

Der Verlust in den Schlachten früher und jetzt.

(Aus der Magdeb. Ztg.)

Wenn man unter dem Eindrucke der mörderischen Kämpfe bei Metz vielleicht die Meinung hegt, daß die moderne Vervollkommnung der Waffen, daß Zündnadel und Chassepot, daß Mitrailleusen und Hinterladungsgeschütze die Schlachten blutiger machten, als sie früher waren, so ist man im Irrthum. Vielmehr zeigt ein Vergleich der Verlustlisten in dem siebenjährigen Kriege und in den Freiheitskriegen mit denen der jüngsten Schlachten das merkwürdige Resultat, daß trotz aller Vervollkommnung der Mordwerkzeuge die Zahl der getödteten und verwundeten Menschen heute relativ kleiner ist als früher. Es liegt das daran, daß mit den tödlichen Waffen zugleich die Taktik der Truppen, die Kunst der Gefechtsführung, die Benutzung des Terrains u. s. w. sich ausgebildet hat. Rechnet man dazu, daß in Folge der Eisenbahnen die Concentration der Truppen unendlich viel rascher vor sich geht, der Krieg also nothwendig eine kurze Zeit dauert, daß ferner ihre Verproviantirung viel leichter ist, endlich, daß das Sanitätswesen, wieder in Verbindung mit der Raschheit der Transportmittel sowie mit den Fortschritten der Chirurgie und Medicin, sich gegen früher unendlich entwickelt hat — so kann man dreist behaupten, daß alle Schrecken der modernen Kriege nicht zu vergleichen sind mit den Schrecken der früheren. Wir werfen einen Blick auf den siebenjährigen Krieg und das Jahr 1815. In dem blutigen Kampfe bei Prag (6. Mai 1757), wo ebenfalls festungsartige Positionen des Feindes erstürmt werden mußten, verlor Friedrich der Große von 64,000 Mann Truppen 16,500 Verwundete und Todte. Das war mehr als der vierte Mann. Die unglücklichen Schlachten bei Collin und Kunersdorf rechnen wir nicht hierher, die Verluste in denselben waren noch weit beträchtlicher. Aber auch in der mit glänzender Strategie rasch gewonnenen Schlacht bei Leuthen fielen von 32,000 Preußen 5000, fast der sechste Mann todt und verwundet; in dem furchtbaren Gemetzel von Zorndorf gegen die Russen hatte die abermals nur 32,000 Mann zählende preußische Armee einen Verlust von 11,000 Mann, mehr als den dritten Mann, und bei Torgau (1760) wurden von 44,000 Mann innerhalb einer halben Stunde 5500 Mann und an dem ganzen Kampftage 14,000 Mann, also fast der dritte Mann als Todte und Verwundete gezählt. Wir gehen zu den drei oder vier heißen Gefechtstagen des Feldzuges von 1815 über. In der Schlacht bei Ligny und den Nachtrabsgefechten am Tage vorher verlor Feldmarschall Blücher bei einer Heeresmacht von 83,000 Mann 12,500 Todte und Verwundete, also mehr als den siebenten Mann. Bei Waterloo büßte Wellington den fünften Theil seines Heeres ein (13,000 Mann von 67,000) und die ihm zu Hilfe kommenden preußischen Corps ebenfalls den fünften Theil (6700 von etwa 30,000 Mann). Die Heere Blücher's und Wellington's, zusammen etwa 200,000 Mann, verloren auf den vier Schlachtfeldern von Ligny, Quatrebas, Waterloo und Wavre in vier Tagen 39,075 Mann, das heißt sie verloren ungefähr den fünften Mann. So furchtbar waren die Einbußen dieses kurzen und glänzenden Feldzuges von 1815. Damit vergleiche man nun die Verluste, welche wir bei Weißenburg und Wörth, oder selbst die, welche wir bei Spicheren erlitten; ja, man stelle damit die schwärzesten Vermuthungen über die Schlachten bei Courcelles, bei Mars la Tour und Gravelotte zusammen. In dem Umkreise von Metz befanden sich neun Armeecorps, also 270,000 oder hoch gegriffen 300,000 Mann. Der Feind war durch Schützengräben gedeckt, er mußte von steilen, festungsartigen Höhen, auf welchen er sich eingegraben hatte, verdrängt werden. Gleichwohl ist so viel gewiß, daß von der Gesammtzahl der Combattanten doch höchstens der 10. oder 9. Mann verwundet wurde, und daß von der Gesammtzahl dieses Verlustes reichlich die Hälfte nur leicht verwundet sind. Wir wissen sehr wohl, daß diese Vergleichungen den Schmerz derer nicht stillen können, welche um theure Todte klagen, wohl aber können sie uns schützen vor dem Irrthum, als würden uns schwerere Opfer zugemuthet als unseren Vätern. Nein, die Opfer sind trotz aller Furchtbarkeit geringer, aber der Gewinn für das Vaterland wird größer sein.

Miscellen.

Am 2. December 1852 Staatsstreich, am 2. September 1870 Gefangennahme Napoleon's III. Nach einer Prophezeiung des Nostradamus sollte das zweite Kaiserreich „18 Jahre weniger 1/4, nicht länger, nicht einen Tag mehr" bestehen bleiben. Wenigstens versichert dies der Chevalier de Chatelain in seinen „Ronces et Chardons," p. 181 wie folgt:

„Quand le second Empire en Lutèce adviendra
(Ceci n'est pas, las! un fatécie!)
„Dix-huit ans, moins un quart, pas plus, il ne vivra!"
Ainsi le dit dans son grimoire
En termes clairs, le grand Nostradamus!
„Dix-huit ans moins un quart, — et pas un jour de plus!"
Vive Nostradamus! Vive son Répertoire!
Vive Nostradamus! le Grand Nostradamus!

An die Herren Poeten!

Wir erhalten fast täglich Einsendungen von patriotischen Gedichten mit der Bitte um Aufnahme in die Palatina; doch können wir selbst beim besten Willen nicht immer diesen Wünschen willfahren, denn gar Manches erweist sich bei näherer Prüfung doch nicht zur Aufnahme geeignet. Gerne erkennen wir die löbliche Absicht der Einsender an, können aber doch nicht in allen Fällen und blos des patriotischen Gedankens wegen unsern Lesern die poetische Kost ungesichtet und ohne Wahl vorsetzen. Wenn Uhland sagte:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald,
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

so hat er damit sicherlich nicht die edle Muse blos auf die Kunst des Reimens beschränken wollen. Gerne werden wir nach wie vor wirkliche Gedichte in der Palatina veröffentlichen; auch bitten wir, aus unserem Stillschweigen noch nicht folgern zu wollen, daß ein Gedicht an sich unbrauchbar sei. Aber wir haben keinen Beruf, da oder dort die Feile anzulegen und bedenkliche Härten auszumerzen. Möge sich daher Niemand, der in Wahrheit den Beruf zum Dichten — aber nicht blos zum Versemachen — in sich fühlt, dadurch von einer weiteren Verfolgung seines Talentes abhalten lassen! Denn es fällt kein Meister vom Himmel.

Die Redaction der Palatina.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 107. Speyer, Donnerstag, den 8. September 1870.

Das deutsche Sprachgebiet in Frankreich.

(Schluß.)

Die Sprachgrenze setzt nun weiter, immer nordwestlich ziehend, durch die alte Grafschaft Mörchingen, die zeitweilig im Besitz der Rheingrafen war, und die Herrschaft Hallingen (Haboudange) zur Grenze des Meurthe-Departements fort, und tritt über in das Mosel-Departement. Nach dieser Grenzlinie sind im Meurthe-Departement die Kantone Pfalzburg, Finstingen, Saarburg, Albestroff, fast ganz Dieuze, kleinere Theile von Lorchingen, Rikingen, Château Salins, Vic noch deutsch, nach der mittleren Annahme 116 Gemeinden mit 65,500 Bewohnern. Im Mosel-Departement zieht die Sprachgrenze durch die vormalige Metzische Herrschaft Hinckfingen, läßt die deutschen Grafschaften Falkenberg (Fauquelmont) und Kriechingen rechts liegen und geht, etwa der deutschen Nied folgend, auf die Kanner zu. Dieses Nebenflüßchen der Mosel bildete die Grenze zwischen Lotharingen und Luxemburg. Bezeichnend für die Sprachgrenze sind die Besemille (Besenmühle), „Bois Beholz" und „Bois de Gebüsch" (!).

Im Ganzen begreift der zu Lothringen gehörige, jetzt oder vormals deutsch redende Theil des Mosel-Departements ungefähr 43½ Quadratmeilen mit 266 Gemeinden und 189,400 Einwohnern. Nämlich: vom Kreise Dietenhofen (Thionville) den Kanton Busenweiler (Bouzonville) ganz, Sierk und Metzerwiese theilweise; vom Kreise Metz den Kanton Bolchen (Boulay), Falkenberg und kleine Theile der Kantone Pange und Vigy; den ganzen Kreis Saargemünd mit den Kantonen Groß-Thännchen, St. Avold, Saaralbe, Saargemünd, Forbach, Bitsch, Wolfmünster und Rohrbach. Innerhalb dieses deutschen Sprachgebietes sind jedoch schon 21 Gemeinden mit 9100 Einwohnern verwälscht. Ganz Deutsch-Lothringen umfaßt 465 Gemeinden mit 297,500 Einwohnern, von denen nach Rabert's Feststellung schon 75 Gemeinden mit 33,000 Einwohnern, also der neunte Theil, der Französirung erlegen sind.

Der Beginn der Verwälschung fällt in das Jahr 1630, als Metz in ein französisches Generalkapitanat verwandelt wurde. Hierdurch kamen die mit der lothringischen Allemagne vermischt liegenden bischöfl. Herrschaften Türkstein, Freiburg, Hoblingen, Hinckfingen, Helferdingen und Albestroff unmittelbar unter französische Herrschaft. Mit der Uebernahme der Regierung des Herzogthums Lothringen selbst, welches 1735 der Polenkönig Stanislaus erhalten hatte, begann die französische Verwaltung einen förmlichen Krieg gegen die deutsche Nationalität der Bevölkerung. Die Aufhebung der deutschen Geschäftssprache, welche bis dahin die Allemagne von dem übrigen Lothringen bezeichnend unterschieden hatte, die allgemeine Vorschrift des französischen Volksunterrichtes, endlich die Aufhebung der Allemagne selbst brachen nun herein. Auch nach der Wiedergewinnung eines kleinen Theils an der Saar durch Preußen 1815 sind noch 291 Gemeinden mit 163,000 Bewohnern unter französischer Herrschaft geblieben.

Was noch deutsch war von Lothringen, nämlich die Herrschaften Püttlingen, Rollingen, Welferdingen, die Reichsgrafschaft Kriechingen und ein Theil von Bliescastel, die nassauische Grafschaft Saarwerden, die Voigtei Drülingen, die Herrschaft Dimringen und die Grafschaft Salm, im Ganzen mit 46,000 Bewohnern, raubten die Männer der Freiheit und Gleichheit. Sie wurden vom französischen Convent annektirt. Böckh schreibt: „Wie hierbei die Comödie der Volksabstimmung ins Werk gesetzt wurde, sieht man aus dem Werke Chatelux über das Moseldepartement. Dasselbe enthält den phantasiereichen Vortrag im Convent, Inhalts dessen die Bewohner der jetzt königlich preußischen Saargegenden sich danach sehnten, Franzosen zu werden, sämmtlich bereit für die Freiheit des Convents zu sterben, in welchem aber auch der Steinkohlenreichthum des Landes nicht unerwähnt blieb. Erinnert man sich, wie gerade diese Gegenden die Rückkehr unter deutsche Herrschaft freudig begrüßten, so kann man den Gedanken nicht abweisen, daß auch das weiter aufwärts liegende Deutsch-Lothringer Land, dem durch eine mit den Bedürfnissen der Bevölkerung im Widerspruch stehende Grenzlinie der — zur untern Saar gehende — Lebensnerv geradezu gelähmt ist, erst in der Vereinigung mit Deutschland die seinem ganzen Wesen entsprechende Fortentwicklung finden würde."

Wir gelangen zum letzten Theil des deutschen Gebiets in Frankreich, jenem in Französisch-Luxemburg, denn dieses alte Herzogthum ist nun gedreitheilt. Seit 1830 gehört der deutsche Kreis Arlon zu Belgien; er umfaßt 6½ Quadratmeilen mit 26,400 deutschen Bewohnern, derenthalben die belgische Regierung

„deutsch oder luxemburgisch" als dritte Landessprache (freilich nur auf dem Papier) anerkannte. Das eigentliche Luxemburg ist heute noch ganz deutsch, wenn auch seit 1866 staatsrechtlich von uns getrennt. Französisch-Luxemburg umfaßt 85 Gemeinden mit 61,700 Bewohnern, darunter sind 13 Gemeinden mit 8800 Einwohnern bereits französirt; denn gerade hier haben die von der Regierung eingesetzten Maires sträflich gegen die deutsche Sprache gesündigt, während die Geistlichkeit wie überall wacker für dieselbe eintrat. Die Sprachgrenze verläuft von der Kanner zur Mosel, welche sie südlich von dem vorwiegend deutschen Diedenhofen (Thionville) übersetzt, und strebt bei Longwy auf die luxemburgisch-belgische Grenze zu. Hier hat das Deutsche ein Ende.

Als vor 55 Jahren das berechtigte Verlangen des deutschen Volkes wach wurde, daß die geraubten Länder wieder mit Deutschland vereinigt werden sollten, da vereitelten Solches das Einverständniß Rußlands mit Frankreich, nicht minder die deutsche Zwietracht. Seitdem ist das Joch fester und fester den Deutschen im Elsaß und Lothringen auferlegt worden, ja Deutsche, die allerdings wenig mit den Verhältnissen vertraut waren, entblödeten sich nicht, zu sagen: daß die staatliche wie bürgerliche Freiheit, welche die Franzosen den Elsässern gebracht, vollkommen den Untergang der Nationalität aufwiege. Wo ist staatliche, wo ist politische Freiheit im heutigen Frankreich? Schon vor zwanzig Jahren rief ein wackerer Straßburger seinen Landsleuten zu, daß sie die wahre Quelle der Freiheit in ihrer Deutschheit finden müßten.

Die geistige Einheit des Elsaß mit Deutschland zu lockern, war schon des Bürgerkönigs eifriges Bestreben, und der Bonapartismus suchte jenen noch zu übertreffen. Der französische Unterricht wurde verallgemeinert, der deutsche systematisch verwahrlost, um durch die Entbildung die Deutschen auf den niedrigen Stand der französischen Durchschnittsbildung herabzubringen; denn bekanntlich sind gerade die deutschen Theile den französischen weit in der Bildung voraus: Beweis Dessen die berühmte, vor zwei Jahren erschienene Karte der französischen Ignoranz. Noch nicht lange ist es her, daß ein ausgezeichneter Gelehrter des Elsasses schrieb: „Das System der allmählichen Unterdrückung der deutschen Sprache zum Vortheil der französischen ist weit davon entfernt, die allgemeine Sympathie zu haben, es ist im Gegentheil der Gegenstand lebhaften Widerwillens, und man setzt ihm in den Familien eine Art Willenskraft der Trägheit entgegen." Oberflächliche Beobachter, die mit der Bahn durch die Elsässer Städte gehuscht sind, finden dort Alles französisch. „Die Elsässer wollen nicht wieder deutsch werden", so lautet dann der Ausspruch, mit dem jene Alles abgethan zu haben glauben. Freilich, Frankreich fragte die Deutschen auch nicht, als es sie nach und nach raubte, und die Sympathien sind erst mit der Zeit gekommen. Sollten wir heute, wenn unsere gerechte Sache siegt, auch erst nach Sympathien fragen?

Das Deutschthum im Elsaß ist noch lange nicht verloren: es steht fest in Sitte und Sage, vor Allem im Leben der Familie. Wir schließen mit der Charakteristik Böckhs, welche zeigt, wie festgewurzelt die deutsche Sprache im Elsaß ist: „Wir kommen in eine deutsche Stadt, welche nur französische Straßennamen trägt; aber es zeigt sich, daß die Bevölkerung sie nicht beachtet und theilweise nicht einmal kennt, vielmehr statt derselben die deutschen nicht angeschriebenen kennt und gebraucht. An Stelle des lauten Französisch der Beamten mit dem Ausrufen entstellter deutscher Namen, das dem die Verkehrswege Bereisenden widerwärtig, dem Elsässer selbst lächerlich klingt, tritt uns in der Berührung mit dem Volke selbst der bei aller Härte anmuthige Klang des Alemannischen entgegen, das, wie in den Thälern des Schwarzwaldes und der Schweiz, so hier in den Thälern des Wasganes und der gemeinsamen rheinischen Ebene erklingt. Und das noch wohlklingendere Hochdeutsch der Gebildeten, das mit dem Anklange der Volksmundsart die Reinheit der gemeinsamen Bildungssprache verbindet, gibt die Ueberzeugung, daß dieser Theil des deutschen Volks unter aller aufgestrichenen französischen Schminke im Ganzen und Großen seine Natur noch treu erhalten hat. Selbst in solchen Städten, welche vorzugsweise als französirt bezeichnet werden, wie Mühlhausen und Straßburg, wird der Deutsche die Wahrnehmung machen, daß überall, wo das Volk unter sich ist, nicht nur im Verkehr mit der Landbevölkerung — wo kein französisches Wort gehört wird — sondern auch unter den Städtern selbst, bei Kindern wie bei Erwachsenen, die deutsche Sprache gehört wird; und er wird an solchen öffentlichen Orten, wo beide Sprachen gesprochen werden, leicht unterscheiden, wie die deutsche Sprache dem Elsässer von Herzen kommt, die französische dagegen nur als konventionelle Sprache gebraucht wird."

Kriegsbilder.

Kreuz- und Querzüge der preußischen Husaren.

In der K. Z. schreibt Julius v. Wickede von Nancy: Eine Patrouille hatte gemeldet, daß ein starker Trupp von Menschen, unter denen sich einzelne Bewaffnete befänden, angezogen komme, und so sollte untersucht werden, was dies zu bedeuten habe. Als wir im scharfen Trabe uns dem Haufen, der wohl an 400 Köpfe stark sein mochte, näherten und circa 1000 Schritt davon entfernt sein mochten, lief der ganze Schwarm plötzlich auseinander und suchte sich in ein nahes Waldgebüsch zu retten. Es waren französische Recruten und auch einzelne Mobilgardisten, die unter der Anführung von 20 Gendarmen hatten versuchen wollen, nach Toul und so nach Paris zu kommen. Die Gendarmen wurden theils von unseren Husaren nach lebhafter Gegenwehr zusammengehauen, größtentheils ergaben sie sich freiwillig, während von den Conscribirten nur einige 30—40 Stück eingeholt werden

konnten, da es für die Unserigen unmöglich war, mit den Pferden in die dichten Waldungen einzudringen. Drei Wagen, theils mit Wein, Kaffee und Brod, theils mit Waffen und Munition beladen, wurden außerdem erbeutet. Die Lebensmittel konnten wir als gute Beute gebrauchen, alles Uebrige lohnte der Mitnahme nicht und wurde auf einen großen Haufen zusammengeschleppt und verbrannt. Da die Bauern, welche die Wagen fuhren, flehentlich baten, ihnen die Pferde zu lassen und wir die alten plumpen Gäule auf unserem schnellen Marsch ohnehin nicht gebrauchen konnten, so bewilligte der mitleidige Oberst endlich diese Bitte. So schnell die alten Thiere nur traben konnten, machten sich die Bauern aus dem Staube. Es war ein fröhliches Mahl, das wir aus freier Faust auf der Stelle, wo der Ueberfall stattgefunden hatte, verzehrten. An dem Feuer aus den französischen Gewehren und sonstigen Gegenständen wurde Speck gebraten, Wein und Brod gab es im Ueberfluß, und so konnten wir zufrieden sein. Auch die Pferde bekamen so viel Brod, als sie nur fressen mochten und manche Husaren gaben ihren Thieren auch Wein zu trinken, den sie so gern tranken.

Nach einer mehrstündigen Rast wurde weiter nach Frankreich hineingeritten. Der Nutzen, den diese weit ausgedehnten Reiterzüge unserer Sache bringen, ist sehr groß. Es werden Recrutentransporte, Ansammlungen von Mobilgardisten, Anlegung von Magazinen, kurz, alles derartige, was zur Verstärkung der französischen Armee dienen kann, dadurch verhindert und somit die Streitkraft der letzteren wesentlich geschwächt. In allen Departements, in denen unsere Reiterschwadronen ihre Streifzüge machen, ist eine Volkserhebung in Masse unmöglich, da solche sogleich im Keime erstickt würde.

Von Rosieres ritten wir nach St. Vincent in der Richtung nach Toul. Der Maire des Ortes, ein alter Mann, der vor Schrecken und Angst die Besinnung fast verloren hatte, wurde nun sogleich requirirt und ihm unter Androhung der sofortigen Strafe der Erschießung aufgegeben, uns zu entdecken, ob Waffen, sonstige Kriegsvorräthe, Recruten oder versteckte Gendarmen in seiner Stadt befindlich wären. Auf diese Androhung wurden denn circa 20 bis 30 alte Flinten, größtentheils ziemlich unbrauchbar, dann 6 bis 7 ganz hübsche Jagdgewehre und einige Dutzend Säbel und Hirschfänger auf die Mairie gebracht und, da wir die Sachen nicht mitnehmen konnten, mit einem großen Schmiedehammer zerschlagen oder sonst unbrauchbar gemacht. Auch vier Gendarmen, die sich hatten verstecken wollen, wurden von ängstlichen Hausbesitzern angezeigt und gefangen genommen. Eben so meldeten sich wohl 10 bis 12 Recruten, die nach Paris zum Heere hatten abgehen wollen, freiwillig. Da die Burschen eigentlich jetzt erfreut zu sein schienen, daß sie nicht Soldaten zu werden brauchten, wir sie aber nicht gut mit fortbringen konnten, so erhielt jeder von ihnen einen Schein, daß er bei Strafe der Erschießung nicht zum Heere abgehen dürfe, sondern zu Hause bleiben und sich bei jedem neuen nachrückenden preußischen Commando als anwesend melden müsse. Den Eltern wurde erklärt, wenn ihre Söhne fehlten, so würden ihre Häuser dafür angezündet werden. Während dies alles besorgt wurde, erhielten unsere Husaren Wein und warmes Essen, das für sie in den Häusern bereitet werden mußte, auf dem Platze vor der Mairie, wo denn auch Brod, Wein, Würste und kaltes Fleisch zum Mitnehmen requirirt wurde. Die Seele aller dieser Anordnungen war übrigens die Frau des Maires, eine hübsche, dralle Brunette, noch im besten Alter, die nicht nur ihren alten, schwachen Mann, sondern auch das ganze Städtchen vollständig zu beherrschen schien. Solche Frauen, die Thatkraft mit Klugheit verbinden, wird man übrigens in Frankreich nicht selten finden, wie denn auch in den meisten französischen Ehen der Pantoffel viel ausdrucksvoller von der zarten Hand der Gattin geschwungen zu werden pflegt, als dies bei uns in Deutschland der Fall ist.

Da wir erfahren hatten, daß in Commercy noch ein starkes französisches Detachement stehe, und es stets mißlich ist, Cavalerie während der Nacht in einer Stadt zu alarmiren, weil die Pferde aus den verschiedenen, oft engen Ställen nicht schnell herausgebracht werden können, so beschloß der Regiments-Commandeur, daß wir ein Bivouac eine Viertelstunde von St. Vincent beziehen sollten. Unser Bivouac, bei dem es an Speise und Trank nicht fehlte, war sehr angenehm. Es sollte aber am Morgen noch ein blutiges Nachspiel aufgeführt werden. Zwei der gefangenen Gendarmen, kühne, kräftige Männer, hatten während der Nacht einen Befreiungsversuch gemacht und dabei die Schildwache, die zu ihrer Bewachung stand, schon zu Boden geworfen, als andere Kameraden, welche aus dem Schlafe erwachten, dieser zu Hilfe eilten, und die beiden Flüchtlinge noch ergriffen. Ihr Vergehen war klar, sie hatten selbst gewußt, was mit Recht die Strafe davon war, und diese erfolgte auch sofort: die Beiden wurden bei Tagesanbruch erschossen. Sie starben übrigens muthig, und der eine von ihnen, ein geborener Corse aus Ajaccio, dictirte mir noch einen Brief an seinen Bruder, den ich auch zu besorgen versprach."

Zur Belagerung von Straßburg.

Zum Verständniß der Berichte über die Belagerung von Straßburg mag Nachstehendes dienen:

Eine Festung, die mit möglichst wenigen Opfern unschädlich gemacht werden soll, wird blos blokirt oder cernirt, d. h. eingeschlossen, resp. von allen Verbindungen abgesperrt. Handelt es sich aber darum, eine Festung aus militärischen oder politischen Gründen möglichst schnell in Besitz zu bekommen, so muß ihre förmliche Belagerung unternommen werden. Der Grundgedanke der Belagerung ist, eine Bresche oder einen Wallbruch auf einem Punkte in den feindlichen Wällen zu Stande zu bringen oder sich auf ähnliche Weise einen Eingang zu schaffen, dann durch diesen die Festung zu stürmen. Um aber die Bresche oder den Eingang zu bewirken, muß man sich dem Platze nähern, was durch Annäherungswege oder Approchen geschieht; der Feind macht natürlich alle Anstrengungen, um nicht allein die Annäherung, sondern auch die Breschelegung zu verhindern. Es muß daher die Annäherung des Angreifers einerseits möglichst gedeckt vollbracht, andrerseits Schritt für Schritt durch den Kampf und wo möglich

die Vernichtung der feindlichen Vertheidigungsmittel vorbereitet werden.

Die Formen nun, in welchen Annäherung, Deckung, Breschelegung und Sturm zu erfolgen haben, werden nach den allgemeinen Ansichten über Kriegführung in den verschiedenen Perioden derselben sehr verschieden; gegenwärtig dürften jedoch die folgenden ziemlich allgemein gehandhabt werden. Die Activmittel des Angreifers sind heute: Geschütz-, Gewehrfeuer, Nahekampf und Minenkrieg. Die Geschütze befinden sich in einzelnen gegen das feindliche directe Feuer gesicherten Emplacements, mit Einschluß der letzteren bilden sie die Angriffsbatterien, welche nach Zweck und Schußart der Geschütze, resp. Bauart verschieden classificirt werden. Man unterscheidet Batterien für Rohrgeschütze und solche für Mörser, d. h. Wurfbatterien. Wirken erstere senkrecht gegen die feindliche Aufstellung, so heißen sie Demontirungs-Batterien; wenn sie gegen feindliche Geschütze und Erd- oder Mauerscharten überhaupt gerichtet sind, Contrebatterien; wenn sie in den Bekleidungsmauern Lücken hervor bringen sollen, Breschbatterien. Batterien von Rohrgeschützen, welche flankirend wirken, heißen Enfilir-Batterien; wenn sie ganze Festungsfronten oder mehrere hintereinander liegende Werke der Länge nach bestreichen, Ricochet-Batterien, wenn es sich um einzelne längere Linien, als lange Seiten des Hauptwalls und der Außenwerke handelt. Batterien, welche ausschließlich zur Deckung der Angriffsbatterien dienen, heißen Flügelbatterien. In den Wurfbatterien stellt man leichte und schwere Mörser auf, welche sämmtlich die Aufgabe haben, das Innere der feindlichen Werke zu beunruhigen, die Wallgänge zu bewerfen und namentlich solche Stellen zu treffen, denen andere Geschütze nicht beikommen können. Zum Demontiren und Breschelegen dienen heute gezogene Geschütze von schwerem Kaliber.

Der Minenkampf bezweckt hauptsächlich in größerer Nähe der Festungswerke, wo deren Feuer das oberirdische Vorgehen oft sehr hindern kann, Trichter zu sprengen, um so Anhaltspunkte für die Annäherungswege zu gewinnen. Zur Deckung des Angreifers dienen außer den Batterien die Sappen, mit welchem Namen man sowohl Annäherungswege oder Approchen als Parallelen mit Rücksicht auf ihre bauliche Anlage bezeichnet, deren Herstellung man auch das Sappiren nennt. Alle diese Bauten führt man möglichst bei Nachtzeit aus oder sucht sie wenigstens Nachts so weit zu bringen, daß sie einigermaßen Schutz gegen das feindliche Feuer gewähren. Außerhalb des wirksamen feindlichen Gewehrfeuers und zugleich unter dem Schutz der Nacht wird die Sappe in größerer Ausdehnung gleichzeitig ausgehoben. Begnügt man sich dabei mit der bloßen Erddeckung, so wird sie gemeine, nimmt man zur rascheren Erzielung einer Deckung Sappenkörbe zu Hilfe, so wird sie flüchtige Sappe genannt. Im wirksamen Gewehrfeuer der Festung bedient man sich meistens der völligen Sappe, welche bei Tag und Nacht allmälig unter Deckung der Spitze mittels Walzkorbs, Sandsäcke oder Erdmaske vorgetrieben wird und oft 5—6 Fuß Höhe erhält.

Die Laufgräben oder Parallelen umgeben die angegriffene Festung gürtelartig; sie nehmen diejenigen Truppen auf, welche zum unmittelbaren Schutz der Angriffsarbeiten gegen Ausfälle nöthig sind, die Laufgrabenwache, außerdem vermitteln sie die seitliche Verbindung zwischen den Angriffsarbeiten und dienen zur Aufstellung von Batterien. Die am weitesten von der Festung entfernte Parallele, die erste Parallele genannt, wird in der Regel außerhalb der Schußweite der gezogenen Handfeuerwaffe, also etwa 1000 Schritt von der Festung angelegt; auf der halben Entfernung von der Festung pflegt man vor die erste Parallele eine zweite zu legen, an den Fuß des Glacis die dritte, zwischen beiden oft eine nur theilweise ausgeführte halbe Parallele. Die letzte frontale Position geht entlang der Crête (dem Kamm) des Glacis und heißt das Couronnement oder die Krönung des gedeckten Weges; sie nimmt die letzten Angriffs-Batterien auf und ist die Basis für die Sturmtruppen.

Der Sturm selbst wird durch heftige Beschießung, namentlich des gedeckten Weges vorbeitet; gegen jeden ausspringenden Waffenplatz geht eine Sturmcolonne vor, welcher Arbeiter mit Sappenkörben folgen, um sogleich das Couronnement auszuheben. Letzteres muß Bresch- und Contre-Batterien aufnehmen, wenn ihre Aufgabe nicht durch indirecte Batterien hat erfüllt werden können. Man wird möglichst mehrere Breschen legen, um die Aufmerksamkeit des Vertheidigers gegenüber dem Sturm zu theilen. Nachdem die letzten Batterien ihre Aufgabe erfüllt, Grabennieder- und Uebergang vollendet (bei nassen Gräben muß behufs des letzteren erst ein Faschinendamm gebaut werden) und die Bresche möglichst gangbar gemacht ist, erfolgt der Sturm der letzteren. Nach den Erfahrungen der Neuzeit (Sebastopol, Charlestown und Düppel) ist hiefür einer Zeit am Tage der Vorzug vor dem Tagesanbruch zu geben, weil in letzterem Fall alle Vorbereitungen bei Nacht zu treffen sind, wobei leicht Mißverständnisse eintreten können. Jeder Sturmcolonne geht ein Arbeitertrupp voraus, um die Hindernisse wegzuräumen, nach Wegnahme der Bresche hier Einbauung herzustellen, ꝛc., ihm folgt eine vollständige Reserve und zur Bedienung etwa zu erobernder Geschütze werden Artilleristen beigegeben. In der dritten Parallele und im Couronnement sind die Hauptreserven aufgestellt. Ist einmal an einer oder mehreren Stellen Bresche gelegt, so pflegt ein mit Energie unternommener Sturm in der Regel zu gelingen, da dem Angreifer nächst dem Uebergewicht der Artillerie auch eine Ueberzahl anstürmender Infanterie zu Gebote zu stehen pflegt, wogegen die Besatzungstruppen moralisch und physisch erschüttert sind; bisweilen entspinnt sich auch ein erbitterter Straßenkampf oder sprengt sich der Commandant mit dem Reste seiner Besatzung selbst in die Luft, um sich nicht ergeben zu dürfen.

Wie alle geschichtlichen Beispiele beweisen, gehört der Belagerungskrieg — ähnlich wie der Seekrieg — zu den blutigsten Kämpfen, die umsomehr Opfer und zwar meistens wehrlose, verlangen, je volkreicher die belagerte Festung ist.

Miscellen.

Der „Todtenkopf" als Honigdieb. Seit 1861 hat es noch nicht so viele Todtenkopfschmetterlinge gegeben, wie 1869. Die Bienenstöcke waren an manchen Abenden förmlich damit umschwärmt und die Bienen, durch die vielen Angriffe dieser frechen Eindringlinge so erbittert, daß sie bei dem geringsten Geräusch gegen Alles losfuhren, was in ihre Nähe kam. Das Auffallendste bei der ganzen Sache war jedoch die lange Dauer der ungebetenen Gäste. Während in früheren Jahren dieselben gewöhnlich im halben August erschienen, und längstens bis Mitte September zu Ende gingen, konnten 1869 noch im October reichliche Fänge gemacht werden. Bekanntlich können die Todtenköpfe wohl durch gitterartige Vorrichtungen an den Fluglöchern vom Honigstehlen abgehalten, die Beunruhigungen der Bienen jedoch nur durch Wegfangen derselben verhütet werden, weil diese frechen Diebe sich lange und auf das Hartnäckigste abmühen, um durch die engsten Flugschlitzen in das Innere der Wohnungen hineinzukommen. Da bei diesen Anstrengungen die Bienen wie rasend sich zum Flugloche herauswälzen, so ist es gerade nicht das angenehmste Geschäft, Todtenkopfschmetterlinge mit den bloßen Händen von den Fluglöchern wegzufangen. Gute wollene Handschuhe sind bei diesem Geschäft höchst nothwendig. Der Umstand, daß an schönen ruhigen und warmen Abenden gewöhnlich keine Todtenköpfe sich einfinden, während sie sich bei Regen und Wind truppweise einstellen und wie toll durch die engsten Flugschlitzen hindurch zu kommen suchen, scheint zu beweisen, daß sie auch außerhalb der Bienenwohnungen ihre Nahrung zu finden wissen. Das freche Eindringen in die Bienenstöcke dürfte mithin eine Folge von Nahrungsmangel im Freien sein. Uebrigens könnten auch an schönen Abenden Liebeleien, welche bekanntlich selbst Schmetterlinge nicht verschmähen, die Ursache sein, daß sie weniger Zeit haben, die Bienen zu besuchen.

Berichtigung. In dem Rheinlied in Nr. 105 der Palatina soll es in Strophe 5 heißen: „Euch führt" statt „Es führt" und „seinen Degen" statt „seinem Degen", was man gefälligst zu berichtigen bittet.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 108. Speyer, Samstag, den 10. September 1870.

Die Straßburger Tanne.

Von Friedrich Rückert.

Bei Straßburg eine Tanne
Im Bergforst alt und groß,
Genannt bei Jedermanne
Die große Tanne bloß,
Ein Rest aus jenen Tagen,
Als dort noch Deutschland lag,
Die ward nun abgeschlagen
An diesem Pfingstmontag.
Da kamen wir zum Feste
Zusammen fern und nah
In ganzen Schaaren Gäste
Und sahn das Schauspiel da.
Sie jauchzeten mit Schalle,
Als niedersank ihr Kranz,
Und hielten nach dem Falle
Im Forsthaus einen Tanz.
Hat einer wohl vernommen,
Was, als die Wurzel brach,
Im Herzen tief beklommen,
Die alte Tanne sprach?
Ein Widerhall vernahm es,
Der trug von Ziel zu Ziel
Es weiter, und so kam es
Hier in mein Saitenspiel.
So sprach die alte Tanne:
„Ich stehe nun derzeit,
Hier eine lange Spanne,
In dieser Einsamkeit,
Von dieses Berges Gipfel
Mich streckend in die Luft,
Es webt um meine Wipfel
Noch der Erinn'rung Duft.
Ich sah in alten Zeiten
Die Kaiser und die Herrn
Im Lande ziehn und reiten,
Wie liegt das heut so fern!
Da mocht ich wohl mit Rauschen
Sie grüßen in der Nacht,
Und mit den Winden lauschen
Gespräch von deutscher Macht.
Dann kam die Zeit der Irrung,
Des Abfalls in das Land,
Voll schmählicher Verwirrung,
Da ich gar traurig stand;
Es klirrten fremde Waffen,
Es zuckte mir durchs Mark,
Ich sah die Zeit erschlaffen,
Und blieb kaum selber stark.
Den Himmel sah ich säumen
Ein neues Morgenroth,
Es scholl aus fernen Räumen
Der Freiheit Aufgebot;
Ich sah auf alten Bahnen
Die neuen Deutschen gehn,
Die lang entwohnten Fahnen
Vom Rheinstrom her mir wehn.
Da schüttelten die Winde
Mein altes Haupt im Sturm,
Vor Schreck entsank die Rinde,
Der sie genagt, der Wurm,
Nun werden deutsch die Gauen
Vom Wasgau bis zur Pfalz,
Und wieder wird man bauen
Hier eine Kaiserpfalz.
Doch als das große Wetter
Eilfertig, ohne Spur,
Wie Windeshauch durch Blätter
An mir vorüberfuhr: —
Mein Wipfel ist geborsten,
Es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten,
Der meine Hoffnung war.
Lebt Adler wohl und Falken!
Ich fall' in Schmach und Graus,
Ich gebe keinen Balken
Zu einem deutschen Haus;
Man wird hinab mich schleppen
Und drunten aus mir nur
Verseh'n mit neuen Treppen
Mairie und Präfectur.
Doch, jüng're Waldgeschwister,
Ihr hauchet frisch belaubt
Theilnehmendes Geflüster
Um mein erstorb'nes Haupt;
Euch alle sterbend weih' ich
Zu schön'rer Zukunft ein,
Und also prophezeih' ich,
Wie fern die Zeit mag sein:
Einst einer von euch allen,
Wenn er so altersgrau
Wird, wie ich falle, fallen,
Gibt Stoff zu anderm Bau,
Dann wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur,
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfectur."

Gräfin Eva. *)

Novelle von E. K. Lenze.

Es war ein heißer Septembertag. Still war die ganze Natur. Kein Vogel sang und kein Blatt rauschte, nur das Summen der träge herumschwirrenden Insecten wurde gehört und dazu brannte die Sonne auf unbarmherzige Weise hernieder.

*) „Salon."

Kein Wunder also, wenn der einsame Wanderer hastig den durch die schattenlose Wiese führenden Fußweg entlang eilte, um das schützende Obdach des nahen Waldes zu erreichen.

Es war ein großer, schöner Mann mit schwarzem Vollbart, durchdringenden grauen Augen und einem unendlich schwermüthigen Ausdruck um den Mund. Erst sechsunddreißig Jahre mochte er ungefähr zählen und doch waren schon leichte Furchen auf seiner Stirn gezogen und nur selten erhellte ein Lächeln seinen fast düstern Blick. Seine Reisetasche hatte er im Gasthof des nahen Dorfes gelassen, wo er Mittag gemacht, in der Hand trug er ein Skizzenbuch.

Jetzt, als er endlich in den Schatten der nahen Bäume getreten war, hob er den leichten Strohhut von der Stirn, sich damit Kühlung zufächelnd, und sah sich nach einem Ruheplatz um. Der Wald zog sich einen Hügel hinauf, von Zeit zu Zeit waren kleine lichte Stellen, von welchen man einen freien Blick genoß auf den nahgelegenen See und das mächtige Hochgebirge, das sich nur wenige Stunden hinter demselben erhob.

Auf einer dieser Stellen stand ein großes, schön geschnitztes Crucifix und vor demselben eine Kniebank.

„Dort oben muß es schön sein," dachte sich der Fremde, „und vielleicht gibt es ein hübsches Bild mit dem Kreuz im Vordergrund, knieende Bäuerin als Staffage," sprach er halblaut weiter, indem er, ohne auf den im bequemen Zickzack führenden Weg zu achten, kerzengerade zu der Stelle über dem Kreuz hinanzuklettern begann. Oben angekommen, warf er sich unter einen Baum in das herrliche, weiche Moos, und den Kopf auf eine hervorragende Wurzel gelegt, sah er hinaus in die wunderbare Gegend und dann hinauf in den blauen Himmel, der durch die Zweige sichtbar wurde.

Es ist wohl etwas Eigenes um das Gefühl, welches Einen in solcher Waldeinsamkeit beschleicht. Da vergißt man Kummer und Sorgen, die Waldesluft kühlt die heiße Stirn, die Vögel singen von Wonne und Seligkeit und Ruhe und Frieden halten Einkehr in das Menschengemüth.

Auch von der Stirn unseres Wanderers verschwanden die Falten; über seine Züge breitete sich eine unendliche Ruhe aus und seine Gedanken flogen hinauf in den großen lichten Raum, der sich über seinem Haupte wölbte.

Plötzlich hörte er das Geräusch eines leichten Trittes auf dem Kies des Weges. Er hob den Kopf. Eine schlanke Mädchengestalt kam den Hügel herunter, in einer Hand einen schönen Blumenkranz, mit der andern ihr Kleid etwas in die Höhe haltend, so daß man gerade den leichten, sichern Tritt ihrer kleinen Füße sehen konnte.

Der Fremde rührte und regte sich nicht. Unbeweglich und ungesehen blieb er liegen und beobachtete die reizende Erscheinung im langen, hellgrauen Battistkleide, wie sie den Kranz am Fuße des Kreuzes aufhing, einige Augenblicke betend davor verharrte, dann, sich auf die Kniebank setzend, einen langen traurigen Blick in die Gegend sandte. So konnte er gerade ihr edles Profil sehen, die feine Nase, die reine Stirn, den kleinen, rothen Mund, das runde feste Kinn und das große, strahlende, braune Auge. Um das Bild zu vollenden, eine biegsame, hohe Gestalt mit unbeschreiblicher Grazie der Bewegungen, und reiches, goldblondes Haar, das von den Schläfen zurückgestrichen in einem dichten Knoten vereinigt war, aus welchem zwei lange, glänzende Locken auf die Schulter fielen.

„Wer mag das junge Mädchen wohl sein?" grübelte der Fremde. „Wie kommt sie in diese wilde Gegend, woher ist sie, wo wohnt sie? — Nicht weit von hier, denn sie hat nicht einmal einen Hut auf..."

Aber seine Gedanken wurden jetzt unterbrochen, denn das Mädchen, welches unbeweglich dagesessen, erhob sich rasch von ihrem niedrigen Sitze und die Arme wie verlangend ausstreckend, rief sie: „Fort von hier, nur fort, ach, hinaus in die Welt, etwas sehen, etwas hören, etwas erleben! . . ."

Dann ließ sie die Arme langsam sinken, starrte noch eine Weile mit sehnsüchtigem Blick in die Ferne und verließ hastig ihren Ruheplatz, den Weg wieder zurückschreitend, welchen sie gekommen war.

Ihre Stimme hatte so wehmüthig geklungen, daß sie dem Lauscher bis in die Seele drang. Leise klappte er sein Skizzenbuch zu, das er vorher unwillkürlich geöffnet hatte, und sich geräuschlos erhebend, folgte er vorsichtig der anmuthigen Gestalt, die den Hügel hinauf eilte.

Da war sie auf dem Gipfel angekommen, bog um eine scharfe Ecke und war ihm aus den Augen entschwunden. Fast im selben Augenblick hörte er eine tiefe Glocke ertönen, eine Thür sich knarrend öffnen und mit Geräusch schließen, dann war Alles wieder still.

„Die Fee ist in ihr Zauberschloß zurückgekehrt," sagte der Fremde halblachend; „will sehen, ob ich sie von ihrem Zauber und aus ihrem Schloß erlösen kann?"

Noch einige Schritte, er bog um dieselbe grüne Ecke, die vorher das Mädchen seinen Blicken entzogen hatte, und unwillkürlich stieß er einen lauten Ausruf des Erstaunens aus, denn da lag ein uraltes, graues Schloß vor ihm, so romantisch, so malerisch, daß es wohl ein Wort der Beschreibung verdient.

Die Hälfte des Grabens, der früher um das Schloß geführt, war auf der Vorderseite aufgefüllt worden und bildete eine breite Terrasse, auf welche die Zimmer des untern Stocks führten. Die andere Hälfte des Grabens war in eine Art Teich verwandelt worden, über welchen eine steinerne Brücke in den geräumigen, gut erhaltenen Hof führte. In der Mitte desselben befand sich ein tiefer Brunnen mit einem breiten, schön aus Marmor gemeißelten Kranz, überschattet von einer riesigen Linde. Das Schloß, einige hundert Jahre alt, mit gothischen Fenstern und Zinnen um das Dach, war im halben Viereck erbaut, und an dasselbe lehnte sich ein Thurm, von dem behauptet wurde, er stamme aus der Römerzeit.

Beide, Thurm wie Schloß, waren überwuchert

von Epheu, wildem Wein und allerlei Arten von Schlingpflanzen, die lustig und kühn bis zum Dach gipfelten und dort, bald einen Kranz, bald einen Feston schlingend, selbst durch die Dachrinne gekrochen waren und über dieselbe in leichten, langen Ranken herabhingen. Vor der Terrasse, von welcher man eine herrliche Aussicht genoß, lag ein kleiner, aber geschmackvoll angelegter Blumengarten, dann zog sich eine nur mit niedrigem Gesträuch bepflanzte Anlage bergab, welche sich zuletzt im Walde verlor.

(Fortsetzung folgt.)

Die verbrannten Bibliotheken Straßburgs.

Ueber diese Bibliotheken, welche bei dem unglückseligen Bombardement der alten deutschen Stadt in Brand geriethen und aller Wahrscheinlichkeit nach ganz in Schutt und Asche verwandelt worden sind, wird der Allgemeinen Zeitung geschrieben:

„Die älteste der Bibliotheken ist die des protestantischen Seminars. Ihren Grundstock bildet die im Jahre 1531 vom Magistrat gestiftete protestantische Universitätsbibliothek. In der Folge durch Ankauf und durch Schenkungen, besonders von Seiten mehrerer Universitätslehrer, beträchtlich vermehrt, ging sie, in Folge der Neuregelung der Verhältnisse der religiösen Gesellschaften in Frankreich, am 20. Mai 1803 in den Besitz des protestantischen Seminars über.

„Ihre Aufstellung hatte sie schon früher in dem durch eine eigens aufgeführte Mauer vom Schiffe getrennten Chor der Neuen Kirche erhalten, die, ursprünglich dem 1254 erbauten Dominikanerkloster gehörig, nach dem Wegzug der Dominikaner aus Straßburg in Folge der Reformation geschlossen, nach der durch das Interim 1550 wieder erfolgten Katholisirung des Münsters aber den Protestanten eingeräumt wurde. Als sodann 1684 das Münster durch Ludwig XIV. wieder dem katholischen Gottesdienst überwiesen ward, erhielt die wiederum den Protestanten abgetretene Dominikanerkirche den Namen Neue Kirche.

„Die Zahl der Incunabeln und Druckschriften bis zum Jahre 1520 beträgt, nach einem Katalog, welchen Jeremias Jacob Oberlin (der Bruder des Philanthropen und Pfarrers zu Ban-de-la-Roche, Johann Friedrich Oberlin), der sich als Bibliothekar große Verdienste um diese und die Stadtbibliothek erwarb, anlegte, etwa 4300; davon schätzte Oberlin die Zahl der Incunabeln auf mehr als 100; 1134 sind ohne Angabe des Druckjahrs. Unter den im Elsaß selbst gedruckten Werken zählte man 600 von großer Seltenheit. Man denke nur an die berühmten Straßburger Buchdrucker im 15. und 16. Jahrhundert, einen Johann Mentel, Marc und Johann Reinhard (Grüninger), Georg Husner, Johann Beckenbub, Martin Flach, Heinr. Knoblochzer u. a. Die Manuscriptensammlung dieser Bibliothek enthält sehr schöne Exemplare, glücklicherweise nicht sehr viele Unica.

„Die zweite, bedeutendere Sammlung ist die Stadtbibliothek, deren Gründung das Verdienst Oberlins ist, insofern er die Zerstreuung der verschiedenen Klosterbibliotheken, in deren Besitz die Stadt Straßburg durch die in der Revolution erfolgte Aufhebung der Klöster gekommen war, zu verhindern und ihre Vereinigung zu beschleunigen wußte. Ursprünglich im Ritterhaus, dann im alten bischöflichen Seminar und hierauf in der Centralschule untergebracht, fand auch sie nach langem Suchen eine bleibende Stätte in der Neuen Kirche, wo das Consistorium der Augsburger Confession ihr neben der Seminarbibliothek im Chor Aufnahme gewährte. Der auf Grund der Verhandlungen zwischen dem Präfecten des Niederrheins, Shée, und dem Consistorialpräsidenten Kern, vereinbarte Vertrag, datirt vom 6. Vendemiaire des Jahres XII. — Einen nicht unbeträchtlichen Theil der Stadtbibliothek bildet die früher der alten Johannitercommende in Straßburg gehörige Büchersammlung. Schon vor ihrer Vereinigung mit der Stadtbibliothek war allerdings eine größere Anzahl Manuscripte und Druckwerke, über 900 (darunter etwa 400 Manuscripte, wovon gegen 80 auf Pergament geschrieben, 29 Bände in Folio, 32 in Quart, 17 in kleinerem Format), verloren gegangen, ohne daß es gelang, sie wieder zu bekommen oder ihre Existenz auf einer andern Bibliothek nachzuweisen. Ein einziges Manuscript, die „Mere von der Minne“, von Meister Gotfried, wurde durch Zufall aufgefunden. Die meisten verlorenen Manuscripte gehörten dem Gebiete der Theologie an; von größerem Werth waren altdeutsche Dichtungen, deren Verlust ebenfalls zu beklagen war. Einen Katalog der Druckwerke in der Johanniterbibliothek hatte der bekannte Joh. Nikolaus Weißlinger, den der Manuscripte der Universitätsprofessor J. J. Witter ausgearbeitet. Beide Kataloge sind in den Jahren 1746 und 1749 im Druck erschienen.

„Eine dritte Bibliothek, ebenfalls Eigenthum der Stadt Straßburg, und auch dem öffentlichen Gebrauch zugänglich, aber besonders aufgestellt, ist die Schöpflin'sche. Der berühmte Historiograph des Elsasses, Johann Daniel Schöpflin, vermachte seine reiche Bibliothek und seine werthvollen Sammlungen ägyptischer, griechischer, römischer und fränkischer Alterthümer, die Frucht 47jährigen Sammelfleißes, durch Testament vom 28. Juli 1760 und vom 17. Januar 1765, der Stadt Straßburg. Als „das Auge vom Elsaß“ sollte Straßburg besitzen, was der ganzen Provinz Nutzen und Ehre bringen könne. Schöpflin hatte für sich und nach seinem Tode für seine Schwester nur eine lebenslängliche Rente von 2400 Francs vorbehalten.

„Die Verwaltung der drei in der neuen Kirche aufgestellten Bibliotheken war von jeher theoretisch getrennt; thatsächlich wurde aber das Bibliothekariat von Seiten der Stadt und des Augsburger Consistoriums immer einer und derselben Person übertragen. Erst mit dem 17. Oct. 1863 trat eine strengere Scheidung zwischen der Stadt- und Seminarbibliothek ein. Erinnern wir uns aber recht, so war auch dann noch das Lesezimmer für das Publicum gemeinschaftlich.“

Nach französischen Blättern sind unter vielen anderen zerstörten Schätzen auch folgende ge-

wesen: Ein Manuscript von Herrada von Landsperg, betitelt Hortus deliciarum aus dem 12. Jahrhundert und mit sehr interessanten Miniaturen, eine Gebetsammlung aus dem 9. Jahrhundert mit in Gold und Silber gemalten Buchstaben, ein Missale mit dem Wappen Ludwigs XII., eine Sammlung der Verfassungen von Straßburg und der Trojanische Krieg von Konrad von Würzburg, in 6000 Versen.

* Die Rinderpest, ihre Verbreitung und ihre Symptome.

Von Emil Sommer.

Unendlich reich an Schmerz und Elend ist die furchtbare Geißel, welche die blutige Furie des Krieges über friedliche Gefilde schwingt. Allein fast noch furchtbarer und grauenvoller ist der Pesthauch des unsichtbaren Würgengels, der, hyänenartig ihrer Leichenspur folgend, sich in Gestalt von Krankheit und Seuche an ihre Ferse heftet und, ungleich mörderischer als Zündnadel und Chassepot, Tod und Vernichtung überallhin aussendet.

Zum Glücke für uns sind zwar bis jetzt die siegreichen deutschen Heere, abgesehen von öfteren, durch unvermeidliche Diätfehler und Erkältungen hervorgerufenen Ruhrerkrankungen, von ersteren Kriegsepidemien verschont geblieben; dagegen erhebt jetzt ein anderer, nahe verwandter und nicht minder furchtbarer Nachzügler des Krieges, die entsetzliche Pest des Hornviehes oder sog. Rinderpest, sein unheilvolles Haupt, eine der wichtigsten Nahrungsquellen großer Heeresmassen und zugleich einen der werthvollsten Bestandtheile des Nationalreichthums mit trauriger Vernichtung bedrohend.

Bereits ist die schreckliche Seuche, nachdem sie in der Stadt Kaiserslautern, ihrer zuerst signalisirten Keimstätte, auch die ersten Hecatomben gefordert, nun noch an zahlreichen andern, räumlich sehr zerstreuten Punkten unseres Kreises, namentlich in Jugenheim, wo bis heute bereits über 60 Thiere geopfert werden mußten, sowie in Bergzabern, Impflingen und mehreren benachbarten Orten, ferner in Mundenheim, und, wie wir eben hören, auch in Landau, in intensivem Grade ausgebrochen, und auch aus Preußen wird in den neuesten Blättern das Erscheinen der Epidemie in der Gegend von Berlin, nämlich in Oranienburg, gemeldet.

Es liegt somit leider die gegründete Befürchtung nahe, daß wir es mit einer sehr weitgehenden und gefahrvollen Invasion dieser mörderischen Cholera der Wiederkäuer zu thun haben, und zwar will man bereits ermittelt haben, daß die Einschleppung durch einen am 15. August in Kaiserslautern angelangten für das sächsische Armeecorps bestimmten Transport von podolischem Vieh erfolgt sei.

Wenn nun auch Seitens der Behörden bei uns sofort mit anerkennenswerther Raschheit und Energie, selbst unter Zuhilfenahme von Militär, alle erforderlichen Maßregeln zur Einschränkung und womöglich Unterdrückung der Seuche ergriffen wurden, so ist doch in allen derartigen Fällen die thunlichste Aufklärung und Belehrung des Publikums und die daraus sich ergebende einsichtsvolle Mithilfe desselben stets das beste Mittel zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes und wir hoffen daher dem allgemeinen Interesse zu dienen, wenn wir im Nachstehenden, mit vorzugsweiser Benützung der bei der letzten großen Epidemie in England durch die hervorragendsten Autoritäten gesammelten und amtlich veröffentlichten Erfahrungen, einiges Nähere über die Natur und Verbreitungsweise der Krankheit, sowie deren äußere Charactere und Erscheinungen mittheilen, indem bei dem vorliegenden Falle, wo die Medicin noch vergeblich nach wirksamen Heilmitteln forscht, alles darauf ankommt, das Uebel schnell und richtig zu erkennen und dasselbe sofort durch geeignete Präservativmaßregeln, namentlich durch schleunige Tödtung aller verdächtigen Thiere, sowie durch sorgfältige Absperrung des inficirten Ortes, im Keime zu ersticken oder doch wenigstens auf einen engbegrenzten Raum zu localisiren. Wenn sich die Seuche wiederholt über ganze Länderstrecken ausbreiten und dabei die wiederkäuende Bevölkerung derselben in der furchtbarsten Weise decimiren konnte, so war dies in der Regel blos die Folge davon, daß die ersten Anzeichen des Uebels sowohl von den Viehbesitzern wie von Thierärzten aus Unkenntniß oder mangelnder Erfahrung übersehen oder unrichtig gedeutet und so dem Krankheitskeime Zeit gelassen wurde, sich weiter zu entwickeln und auf dem Wege der Ansteckung sich von einem einzelnen Individuum auf eine unbegrenzte Zahl anderer zu übertragen, während es dagegen bisher überall da, wo die angedeuteten Vorsichtsmaßregeln mit Energie und Consequenz durchgeführt wurden, gelang, dem Umsichgreifen des schrecklichen Würgers Schranken zu setzen. Zur Verhütung größeren Unglücks erscheint es daher von höchster Wichtigkeit, die Symptome und näheren Umstände zu kennen, durch welche der Ausbruch der Seuche characterisirt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Berlin, 3. Sept. Die „Nat.-Ztg." erzählt nachstehende hübsche Geschichte: „Ich bin etwas abergläubig und möchte Ihnen gern noch irgend ein Amulet umhängen, das Ihr Leben in der Schlacht bewahren soll. Wo finde ich nur gleich eine Broche oder so etwas?" So sprach am 20. Juli in einer schweizerischen Villeggiatur die mütterlich gesinnte deutsche Hausfrau zu dem jungen Gelehrten, den der Ruf des Vaterlandes zur Fahne entführte. Doch er, auf ein Häufchen Goldes hinweisend, welches man dem treuen Gehilfen als Freundesgabe zu Kriegsbedürfnissen aufgedrängt hatte, erwiderte halb scherzend: „Suchen Sie bei Leibe nicht nach weiteren Amuletten; da liegt Ihr reiches Geschenk; jedes der Goldstücke kann ja, so Gott will, eine Kugel abhalten." Vier Wochen später befindet sich unser Dr. phil. mitten im Sturmlaufe wider St. Privat la Montagne. Wie Alles um ihn getroffen hinsinkt, erreicht's ihn auch. Im Fallen schreit er Hurrah und denkt: das war mein letzter Ruf. Doch nach einigen Augenblicken dünkt's ihm, als könne der Schuß nicht tödtlich sein, so wüthenden Schmerz er auch empfindet. Er springt in die Höhe. Zuerst will ihm der Athem noch nicht vorhalten, bald aber gelingt's ihm zu laufen, und unter lustigem Hurrah stürmt er mit der wieder erreichten Colonne das Dorf, um welches so lange gerungen worden. Bald hernach ward es Abend. Nicht weit von einer brennenden Scheune stehend, fand er Muße, seine Wunde zu untersuchen. Der Rock, die Westentasche waren durchbohrt, aus der letzteren fiel ein vollkommen hohl geschossenes Zwanzig-Francs-Stück und eine plattgedrückte Kugel heraus. Plötzlich stand ihm der Abschied aus Ragaz vor der Seele! Gerade noch Ein Goldstück vom damaligen Zehrgelde hatte er übrig. Die tödtlich gerichtete Kugel war daran abgeprallt.

Das Londoner Sport-Journal „The Field" meldet, daß man französischerseits beschlossen habe, Tauben als Kriegscontrebande zu behandeln, und dabei namentlich das taubenzüchtende Belgien ins Auge gefaßt habe, das gegen 10,000 zum Depeschen- und Briefträgerdienst trainirte Tauben besitze. Die französischen Behörden haben deßhalb das Wettfliegen von Tauben über die Grenzen beider Länder untersagt, denn eine durch die Lüfte geschmuggelte Depesche kann den Verlust einer Schlacht herbeiführen. Nach dem „Field" haben die Belgier, denen eine Vorliebe für diesen Sport eigen ist, beschlossen, ihre Flugtauben nach englischem Boden transportiren zu lassen, damit sie von dort aus den Wettflug nach Brüssel antreten können.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 109. Speyer, Dienstag, den 13. September 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

Mit steigender Bewunderung hatte der Fremde das reizende Besitzthum im weiten Bogen umgangen und dabei auch bemerkt, daß nur der untere Stock bewohnt und zwei Fenster im ersten Stock sich geöffnet zeigten; sonst waren überall die Läden geschlossen, was einen fast düstern Anblick gewährte.

„Das Schloß und seine unglückliche Bewohnerin interessirt mich", murmelte unser Freund; „warum will sie fort und kann nicht? Ist sie am Ende verheirathet und ihr Mann eifersüchtig, tyrannisirt sie, sperrt sie ein?"

Es mußte ihm plötzlich sehr schwül geworden sein, denn er nahm seinen Hut ab und begann sein früheres Fächerspiel.

„Das Schloß muß ich zeichnen," fuhr er fort, „zuerst von außen ohne Erlaubniß und dann die Aussicht von der Terrasse mit Erlaubniß. Also hier bleiben werde ich auf jeden Fall! Malerische Gegend, ein Geheimniß in schönster Gestalt, herrliche Luft, keine Freunde und Befreiung von meinen Fesseln — wenn auch nur vorübergehend," fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu.

Er warf noch einen Blick auf das Schloß zurück, stieg bergab und erreichte nach einer Viertelstunde den bescheidenen Gasthof, in welchem er seine Reisetasche zurückgelassen. Dort miethete er für die nächste Woche ein kleines, aber freundliches Zimmer mit der Aussicht auf den See.

Während er noch am Fenster stand und vergebens im hereingebrochenen Dämmerlicht das Schloß zu unterscheiden suchte, klopfte es und der Wirth mit einer brennenden Kerze und dem in Deutschland unvermeidlichen Fremdenbuche, trat ein.

„Darf ich Sie bitten, Ihren werthen Namen einzuschreiben," sagte er gravitätisch, das Buch auf den Tisch legend und die eingetunkte Feder bereit haltend.

Der Fremde näherte sich, fuhr wie nachdenkend mit der Hand über die Stirn und schrieb in festen, sicheren Zügen: Norbert.

Der Wirth verlor bei diesem einfachen Namen etwas von seiner würdevollen Haltung.

„Und Ihre Profession, wenn ich bitten darf?"

Wieder zögerte Herr Norbert einen Augenblick, beugte sich dann nieder und schrieb: „Maler."

„Ah — Maler," sagte der Wirth etwas gedehnt, mit einem schiefen Blick auf die kleine Reisetasche. „Und von wo kann ich Ihnen Ihr Gepäck kommen lassen?"

„Ich habe einen kleinen Koffer in B. auf der Post zurückgelassen," er nannte den Namen des nächsten Städtchens, „welchen Sie mir morgen holen lassen können."

Die Miene des Wirths erhellte sich. Ein Reisender ohne Gepäck ist ein Mensch ohne Charakter, und ein kleiner Koffer in solchem Fall immer noch besser, als nur eine Reisetasche.

„Sagen Sie mir," fuhr Norbert fort, wem gehört das schöne alte Schloß da oben und von wem ist es bewohnt?"

„Ja," hub der Wirth an mit wichtiger Miene, „das ist eine eigene Geschichte."

„Nun erzählen Sie mir die Geschichte, — rauchen Sie vielleicht?" und er legte mehrere Cigarren neben dem Wirth auf den Tisch.

„Sehr freundlich," lächelte dieser vergnügt — „gnädig" hätte er fast gesagt, aber er dachte an Herrn Norbert, Maler und den kleinen Koffer und begnügte sich mit „freundlich."

„Ja, sehen Sie, das Schloß gehört schon seit vielen hundert Jahren der Familie Ebensee, ist aber lange nicht bewohnt worden und war zuletzt fast eine Ruine. Vor vierzehn Jahren sind auf einmal Maurer und Zimmerleute, Maler und Tapezierer geschickt worden. Die haben gewirthschaftet und gearbeitet, und als endlich Alles fertig war, ist eines Tags der Herr Baron angekommen mit seiner einzigen Tochter, die an einen Grafen Waldenau verheirathet gewesen war, und mit deren Kind, der jungen Gräfin Eva, die jetzt allein mit ihrem Großvater lebt."

„Aber die Mutter?" fiel Norbert ein.

„Ja, die ist gestorben, schon vor vier Jahren. Sie war sehr unglücklich, sagt man, und immer leidend. Ihr Mann hat sie nur wegen ihres Geldes geheirathet, sie schlecht behandelt, Schulden gemacht und zuletzt ist er durchgebrannt und soll in Amerika

elend zu Grunde gegangen sein. Das war ein schwerer Schlag für die Gräfin und den Herrn Baron, denn er hat den Grafen früher geliebt wie seinen Sohn, und wollte ihm, weil er selbst keine Söhne hatte, Alles vererben. Aber wie er zu all' diesen Geschichten noch erfahren hat, daß sein Schwiegersohn ungeduldig auf seinen Tod wartete und speculirte, da war's ganz aus. Seitdem haßt er alle Menschen, traut Niemandem und hat sich und seine Enkelin ganz abgesperrt von der Welt. Er hat ihr freilich so eine französische Erzieherin für fünf Jahre gegeben, aber die ist voriges Jahr fort. Die arme Gräfin dauert mich schon," sagte der Wirth und wiegte mitleidig seinen dicken Kopf, „sie ist erst neunzehn Jahre, so schön und so gut. Die muß sich hübsch langweilen dort oben in der Einsamkeit, ganz allein mit dem Herrn Baron. Der ist schon bald über sechzig Jahre alt und das ist denn keine Gesellschaft mehr für junges Blut. — Ja, das sind Geschichten," seufzte der Wirth ganz nachdenklich. „Schaffen's jetzt nichts mehr," fügte er im Geschäftston bei, „dann wünsche ich eine recht ruhsame Nacht," und er entfernte sich, Norbert seinen Gedanken überlassend. —

Die Nacht war vorüber und der Morgen frisch und thauig angebrochen.

Norbert richtete sich eifrig seinen Aquarellaparat ein und stieg dann wie gestern den Hügel hinauf, ließ sich neben dem Kreuz häuslich nieder und begann mit Pinsel und Farben seinen Angriff auf die Gegend.

Der Morgen verging, die Skizze war vollendet, noch Niemand hatte sich sehen lassen. Ungeduldig geworden, wollte er sich erheben, um sich dem Schlosse zu nähern, da hörte er wieder den Kies knirschen, rasch wandte er den Kopf. Eine ältliche, gut gekleidete Frau mit einem kleinen Korb am Arme wandelte mit schwerem Schritt und solidem Aussehen den Weg herunter; doch kaum war sie ihm aus den Augen, als plötzlich das junge Mädchen von gestern so schnell an ihm vorübereilte, daß sie seiner gar nicht gewahr wurde.

„Walburga! Walburga!" rief sie athemlos.

„Gnädige Gräfin," antwortete Walburga's Stimme aus der Tiefe.

„Warte einen Augenblick, Du hast einen Brief vergessen."

„Richtig!" ertönte es wieder.

Norbert hörte die Beiden noch einen Augenblick zusammen sprechen, dann kehrte Gräfin Waldenau langsam zurück.

Nur einen Moment konnte Norbert ihr schönes Gesicht betrachten, da hob sie den Kopf und schien sichtlich erstaunt, Jemanden hier oben zu finden. Mit einer gewissen Neugierde sah sie auf Maler und Malerei, setzte jedoch in etwas beschleunigterem Schritt ihren Weg fort.

„Jetzt oder niemals!" dachte Norbert, und achtungsvoll den Hut ziehend, näherte er sich ihr mit einer Verbeugung, die den Weltmann verrieth.

„Gnädige Gräfin", begann er, und sonderbarer Weise klang seine Stimme etwas beklommen, „verzeihen Sie, wenn ein Unbekannter es wagt, Sie anzusprechen. Ich treibe etwas Malerei und bin gestern auf meinen Irrfahrten bis an Ihr Schloß gelangt, welches in seiner malerischen Schönheit mich ganz bezaubert hat. Ich habe nun die große Bitte an Sie, gnädige Gräfin, zu stellen, ob ich vielleicht die Erlaubniß erhalten könnte, das Schloß zu malen."

Sie hatte ruhig zugehört, die großen, braunen Augen auf ihn gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsbilder.

Die Schlacht bei Sedan.

Der Berichterstatter der Pall Mall Gazette gibt einen sehr anschaulichen Bericht über die Schlacht bei Sedan, datirt aus Chevenge bei Sedan vom Morgen des 2. September. Wir entnehmen demselben das Folgende: Ueber dem Dorfe Chevenge erhebt sich ein hoher Hügel, von welchem aus man eine prachtvolle Aussicht hat, nicht nur auf die Stadt Sedan, sondern über das ganze Thal der Maas auf viele Meilen weit. Die Schlacht begann etwa um 6 Uhr Morgens, und König Wilhelm verließ das Dorf Vendres, wo er übernachtet hatte, etwa um halb acht Uhr Morgens, um sich auf das Schlachtfeld zu begeben. Der Hügel, auf welchem der König, Graf Bismarck, die Generale v. Roon und v. Moltke und ein zahlreicher Stab (dabei auch die amerikanischen Generale Sheridan und Forsyth) hielten, ist etwa drei (englische) Meilen von Sedan, welches einige Hundert Fuß tiefer an der Maas liegt. Zu unserer Linken, etwa eine halbe Meile entfernt, ist eine andere Höhe, bekrönt von einem neugebauten, häßlichen Schlößchen, vor welchem der Kronprinz und sein Stab hielten. Links im Thale unten waren schwere Massen preußischer Cavalerie aufgestellt, außer dem Bereiche des französischen Geschützes. Noch weiter links, aber außer unserem Gesichtskreise, standen die Württemberger in Reserve für den Fall, daß die überall eingeschlossene französische Armee versuchen sollte, dorthin auszubrechen. Beinahe eine halbe Meile vor der Cavalerie fließt die Maas, die zerstörte Eisenbahnbrücke bildet gerade vor uns einen sehr bemerkbaren Gesichtspunkt. Auf dem rechten Ufer hatten die Preußen eine Batterie von sechs Geschützen, welche ihnen in den ersten Stunden des Gefechtes große Dienste leistete. Ueber diese Batterie hinaus lag ein großes Dorf, Floing genannt, welches das gewöhnliche Schicksal der Dörfer in Kriegszeiten hatte, da es schon früh am Tage von den französischen Granaten in Brand gesteckt war. Die preußische Linie erstreckte sich meilenweit über das Dorf hinaus bis zu den großen Wäldern von Condé und Sedan, welche sich bis an die belgische Grenze erstrecken und zu dem großen Ardennenwalde gehören. Zu unserer Rechten,

etwa drei Meilen entfernt, lag Sedan, aber zwischen Floing und Sedan ist erst eine Ebene und dann ein niedriger Hügel, der wie ein Vorgebirge in die Ebene ausläuft, steil auf der Seite gegen Floing, oben flach und ungebrochen auf seiner Höhe für mehr als eine Meile (englisch) bis an die Außenlinien von Sedan, wo er dann steil zu dem Walde von La Garenne ansteigt, der über der Stadt liegt. Rechts von diesem Hügel liegt Sedan, wir konnten seine Gebäude und seine altmodischen Festungswerke mit bloßem Auge deutlich sehen. Wir konnten nicht nur die Festungswerke unterscheiden, sondern auch alle größeren Gebäude, besonders schien eine neu aussehende Kirche mit hübschem gothischen Thurme hervor. Rechts oder östlich davon waren große Casernen, nahe bei der Maas und über diese hinaus ein altes Schloß. Oberhalb dieses Schlosses nordostwärts ist die Citadelle. Neben Sedan ist der Wald La Garenne, und in der Vorstadt zwischen diesem Walde und der Stadt selbst standen Massen französischer Truppen, einige ihrer Colonnen scheinbar unthätig während des ganzen Tages. Im Osten der Stadt erstreckt sich ein ziemlich offener Raum auf drei oder vier Meilen und dann eine leichte Anhöhe, auf welcher die französischen Batterien aufgestellt waren. Jenseits derselben große Wälder, welchen gegenüber die Sachsen unter ihrem Kronprinzen standen. Hinter den Sachsen standen die preußischen Garden in Reserve, um die Franzosen zu verhindern, sich nach Carignan und Montmedy durchzuschlagen. Zwischen den Sachsen und unserer Stellung und südöstlich von Sedan auf beiden Ufern der Maas waren zwei bayerische Corps. Unmittelbar rechts neben unserem Hügel war das große Gehölz La Marfee, zwischen diesem und Sedan senkt sich das Terrain allmählich und bildet halbwegs zum Flusse hinunter ein Plateau, wo die bayerische Artillerie aufgestellt war, die den ganzen Tag zu unseren Füßen donnerte.

Es ward während des Tages fast gar nicht manövrirt. Die preußischen, bayerischen und sächsischen Armeecorps bildeten einen Bogen um die Stadt, mit den Enden gegen die belgische Grenze. Etwa um Mittag ward dieser Bogen ein Kreis, indem die Verbindung der Preußen auf der Linken und der Sachsen auf der Rechten in der Nähe der Straße nach Bouillon bei La Chapelle vollständig wurde. Dieser Kreis wurde enger und enger, bis zuletzt sein Umkreis innerhalb der Außenwerke von Sedan selbst war.

Einige einzelne Kanonenschüsse zum Versuche waren bereits bei Tagesanbruch abgefeuert worden, aber das wirkliche Gefecht begann nicht vor sechs Uhr und ward um neun Uhr ein scharfes Artilleriegefecht, sobald die Batterien von beiden Seiten in bequeme Tragweite kamen und die Granaten zu wirken begannen. Um 11 Uhr 55 Minuten ward das Gewehrfeuer im Thale hinter Sedan, welches etwa um 25 Minuten nach 11 Uhr angefangen hatte, äußerst lebhaft und zu einem ununterbrochenen Gerassel, welches nur durch das laute Grollen der Mitrailleusen unterbrochen wurde, die mörderisch auf die sächsischen und bayerischen Colonnen wirkten. Man hörte es durch das Gebrüll der Batterie unter unseren Füßen. Gerade um Mittag brachte die preußische Batterie von sechs Kanonen auf dem Abhange über der zerstörten Eisenbahnbrücke über die Maas bei La Villette die zwei französischen Batterien, die, wie schon erwähnt, am Fuße des Hügels bei Floing standen, zum Schweigen. Zehn Minuten später ward die französische Infanterie, nicht mehr von ihrer Artillerie unterstützt, genöthigt, Floing zu räumen, und bald darauf verkündigte uns General v. Roon, der eifrig durch ein großes Teleskop schaute, daß die Verbindung der Sachsen und Preußen hinter Sedan sicher vollzogen sei. Von diesem Augenblicke war die Entscheidung gewiß, da die Franzosen vollkommen umzingelt und zum Stehen gebracht waren. Um 12 Uhr 25 Minuten waren wir sehr erstaunt, ganze Wolken von zurückgehender französischer Infanterie auf dem Hügel zwischen Sedan und Floing zu sehen, während eine preußische Batterie von St. Menges mit Granaten große Wirkung in den retirirenden Linien hervorbrachte. Der ganze Hügel war eine Viertelstunde lang mit laufenden Franzosen bedeckt. Weniger als eine halbe Stunde später machte uns General v. Roon aufmerksam auf eine andere französische Colonne, die rechts von Sedan auf der Straße von Bazeilles nach dem Gehölze von La Garenne in vollem Rückzug war. Zu gleicher Zeit etwa erschien eine dritte französische Colonne, die sich über eine breite Grasfläche durch das Holz von La Garenne bewegte, unmittelbar jenseit Sedan, ohne Zweifel, um die Vertheidigung der wichtigen Schlucht von Bazeilles im Nordosten der Stadt zu unterstützen.

Um 12 Uhr 55 Minuten eröffneten die französischen Batterien am Saume des Holzes von La Garenne und darüber ein kräftiges Feuer auf die vorrückenden preußischen Colonnen vom dritten Corps, deren Absicht es war, den Hügel nordwestlich von La Garenne zu stürmen und dadurch den Schlüssel der Stellung auf jener Seite zu gewinnen. Um 1 Uhr 5 Minuten begann noch eine andere französische Batterie am Walde ihr Feuer auf die preußischen Colonnen, die genöthigt waren, ihre Stellung zu wechseln, um sich dem Zielpunkte der französischen Granaten zu entziehen. Gleich darauf sahen wir preußische Tirailleurs auf dem Gipfel des Hügels von La Garenne oberhalb Torcy. Sie schienen zu schwach, und General Sheridan, der neben mir stand, rief: „Ach, die armen Teufel, sie sind zu schwach, sie können niemals diese Position gegen all die Franzosen halten!“ Dies bestätigte sich bald, denn die Preußen wurden genöthigt, den Hügel herab zu retiriren, um Verstärkung zu suchen, da die vorrückenden Franzosen wenigstens sechs gegen einen waren. Aber in fünf Minuten kehrten sie zurück, dieses Mal stärker, doch immer noch in bedenklicher Minderzahl gegen die mächtigen französischen Colonnen. „Hilf Himmel“, sagte General Sheridan, „die französischen Cuirassire werden gegen sie anstürmen!“ Und wirklich formirte sich ein Regiment französischer Cuirassiere, Helme und Cuirasse im Sonnenschein funkelnd, in Schwadronssection und stürmte den Abhang herunter gegen die preußischen Tirailleure. Ohne erst Linie

zu bilden, empfing die Infanterie die Cuirassiere mit einem überaus fürchterlichen Schnellfeuer auf etwa 150 Schritte, so schnell als möglich ladend und in die dichten Massen feuernd. Zu Hunderten fielen Roß und Mann über den Haufen und das Regiment ging viel schneller zurück, als es gekommen war. Im Augenblicke, als die Cuirassiere umwandten, gingen in der That die muthigen Preußen ihnen in heißer Verfolgung im Doppelschritt nach. So etwas ist nicht oft in den Annalen der Kriegsgeschichte erzählt.

(Schluß folgt.)

* Die Rinderpest, ihre Verbreitung und ihre Symptome.

Von Emil Sommer.

(Fortsetzung.)

Die Rinderpest ist niemals in Westeuropa einheimisch, sondern, ähnlich wie die Cholera, ein ungebetener Gast aus der Fremde, der sich jedoch, leider oft nur zu lange, Tod und Verderben bringend, bei uns einnistet. Ihre Entstehung und eigentliche Heimath hat die Seuche in den weiten Ebenen oder Steppen Ungarns und Südrußlands, wo die natürlichen Bedingungen zur spontanen Entwickelung derselben in den örtlichen und klimatischen Verhältnissen erfüllt zu sein scheinen.

Der gewöhnlichste Weg, auf welchem sie von hier aus nach Westeuropa verpflanzt wird, ist selbstverständlich der Handel und Verkehr mit Vieh, und namentlich waren es wiederholt russische und österreichische Armeen, welche dadurch, daß sie meistens das zur Verproviantirung im Felde nöthige Schlachtvieh aus den genannten Gegenden bezogen und noch beziehen, auf ihren Kriegszügen die Seuche in andere Länder einschleppten, und ebenso ist es auch dieses Mal wieder der Krieg, welcher, treu der alten Tradition, auf's Neue dieses mörderische, nimmersatte Ungeheuer in unsere blühenden Gauen gerufen; denn, wie schon angedeutet, sind es die zahllosen, zum Bedarfe so gewaltiger Heeresmassen fortwährend nach dem Kriegsschauplatze ziehenden und zum Theile aus den oben bezeichneten Ländern stammenden Viehheerden, durch welche der erste Keim der Seuche bei uns ausgesäet wurde.

Auch die zuletzt in England und Holland aufgetretene und von da aus 1867 mit ziemlicher Heftigkeit auch nach Deutschland und namentlich in die preußische Rheinprovinz eingedrungene Epidemie wurde nachgewiesenermaßen aus Rußland, durch einen größeren, aus 300 Rindern und Ochsen bestehenden Viehtransport importirt, welcher in Reval an der russischen Ostseeküste eingeschifft, und mit Hilfe der heutigen raschen Verkehrsmittel in der kurzen Zeit von sechs Tagen über Lübeck und Hamburg an seinen Bestimmungsort, London, gebracht wurde, von wo aus sich die Seuche sofort mit rasender Schnelligkeit über ganz Großbritannien verbreitete und hierdurch bekanntlich einen großen Theil des englischen Viehreichthums, wenigstens vorübergehend, vernichtete. Bewirkt wird diese Schnelligkeit, mit welcher die Rinderpest in der Regel ihre Verheerungen über ausgedehnte Ländergebiete hin erstreckt, hauptsächlich durch das flüchtige Contagium, das sich mit den thierischen Ausdünstungen von dem Körper der erkrankten Thiere entwickelt und sich durch die Luft und Luftströmungen oft auf sehr beträchtliche Entfernungen hin verbreitet, so daß z. B. ein einziges in der Nähe eines Weideplatzes auf der Landstraße passirendes pestkrankes Thier hinreicht, um eine ganze Viehheerde anzustecken und hierdurch den Keim der Krankheit über einen ganzen Landstrich auszusäen. Doch auch feste, namentlich poröse Körper, wie Schafwolle, Kuhhaare, Felle, Streu- und Düngerstoffe 2c. werden dadurch, daß sie sich mit dem unsichtbaren Ansteckungsstoffe imprägniren, die verderbenbringenden Träger und Vermittler der tückischen Seuche, und es kann daher die Desinfection aller aus ergriffenen Landestheilen kommenden Waaren und Reisenden vermittelst Räucherung mit Chlor oder Carbolsäure als Schutzmaßregel nicht ausdrücklich genug anempfohlen werden. Das Gras und Heu der von erkrankten Thieren besuchten Wiesen, die zum Anbinden derselben benützten Stricke oder Riemen, das mit ihrem Geifer benetzte Futter, die zum Transporte derselben verwendeten Eisenbahnwägen und sogar die Kleider der Menschen, sind eben so viele Vehikel für die Uebertragung und Fortpflanzung des tödtlichen Contagiums.

Was aber die Verbreitung der Krankheit vor Allem begünstigt und zugleich die Bekämpfung derselben unendlich erschwert, ist der Umstand, daß die gesunden Thiere, welche durch nähere oder entferntere Berührung mit pestkranken Individuen mit dem Ansteckungsstoffe inficirt wurden, noch während längerer oder kürzerer Dauer vollständig ihr gesundes Aussehen bewahren und durch nichts die in ihnen schlummernde Krankheit verrathen, welche sich demnach in diesem Stadium unter dem trügerischen Gewande der Gesundheit ungehindert überall einzuschleichen vermag. Es ist dies die auch bei den meisten anderen contagiösen Krankheiten vorkommende sogen. Incubationsperiode, welche in dem vorliegenden Falle gewöhnlich sechs bis zehn Tage andauert, und während welcher sich der Krankheitskeim im Körper gleichsam ausbrütet oder entwickelt, worauf erst die eigentlichen Krankheitssymptome deutlich hervortreten, deren Gesammtbild wir nun im Folgenden zu schildern versuchen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Wilhelmshöhe.) Die Wilhelmshöhe bei Kassel, der dermalige Aufenthaltsort des Kaisers Napoleon, ist von einem prächtigen Hochwaldpark mit den schönsten Wasserkünsten umgeben. Durch eine Lindenallee, an welcher viele nette Häuser sich befinden, gelangt man zu dem Schlosse, an dessen Seiten prachtvolle Blumenanlagen sind, welche vorzüglich dem Landgrafen Karl († 1730) und dem Kurfürsten Wilhelm († 1821) ihre Entstehung verdanken. In der Nähe des Marstalles führen durch den Wald bequeme, zum Theil aus Felsen gebildete Schlängelwege nach dem neuen Wasserfall, 130 Fuß hoch, 50 Fuß breit; von da links hinein zum Tempel des Merkur, dann auf Waldwegen zum Riesenschloß oder Octogon, auf dem höchsten Punkte der Anlagen, 1312 Fuß über der Fulda. Das Octogon besteht aus drei mit großer Kühnheit über einander gestellten Tonnengewölben, von denen das oberste von 192 gekuppelten 48 Fuß hohen Säulen getragen wird. Auf der eine herrliche Rundsicht gewährenden Plattform desselben ist eine 96 Fuß hohe Spitzsäule, von welcher die 31 Fuß hohe Nachbildung des farnesischen Herkules („der große Christoph") aus geschlagenem Kupfer herabschaut. In seiner Keule haben neun Personen Raum. In der Grotte vor dem Octogon rechts ist ein Vexirwasser. Vom Octogon ziehen sich die Cascaden den Berg hinab. Ihre Länge beträgt 900 Fuß, ihre Breite 40 Fuß; von 150 Fuß zu 150 Fuß werden sie durch große Wasserbecken unterbrochen. Auf schönen Waldwegen gelangt man rechts bergab, etwa auf halber Berghöhe, bei dem Steinhöfer'schen Wasserfall vorbei zur Löwenburg, einer 1793 vom Kurfürst Wilhelm I., der auch hier beigesetzt ist, erbauten Ritterburg mit allem Zubehör, Burgkapelle, Rüstkammer u. dgl. Unterhalb der Löwenburg ist die Fasanerie und nächst dieser das chinesische Dorf, welches aus Häuschen mit chinesischer Bauart besteht. Vor dem Schloß ist ein Teich mit der großen Fontaine, einen 12 Zoll starken, 190 Fuß hohen Wasserstrahl, dem höchsten in Europa, dem Wunder von Wilhelmshöhe. Nicht fern von dieser liegt links die Teufelsbrücke, rechts der Aquäduct mit einem hohen prächtigen Wassersturz. Die Umgebungen eines anderen großen Teiches, östlich vom Schlosse, sind besonders schön.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 110. Speyer, Donnerstag, den 15. September 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

„Das Schloß gehört nicht mir," sagte sie mit klangvoller Stimme; „doch wenn Sie wünschen, kann ich meinen Großvater um seine Erlaubniß bitten."

Nur, wenn es Ihnen durchaus nicht unangenehm ist," fiel Norbert rasch ein.

„Nicht im Mindesten," antwortete sie.

„Darf ich mir morgen die Antwort holen?"

„Wenn Sie wünschen, können Sie dieselbe schon heute Nachmittag erhalten," und Eva wandte sich mit einer leichten Verbeugung zum Gehen; doch plötzlich blieb sie wieder stehen.

„Ist es unbescheiden," frug sie halb schüchtern, wenn ich Sie bitte, mir Ihre Skizze zu zeigen? Es ist hier mein Lieblingsplatz," fügte sie wie entschuldigend bei.

„Ach, wie reizend," rief sie entzückt aus, als Norbert ihr sogleich sein Zeichenbuch vorgebreitet. „Die Berge und der See und die Bäume — Alles so naturgetreu, so wahr! Wie das Dorf sich widerspiegelt, und da die weidende Heerde! Ach, wie glücklich sind Sie, so schön malen zu können!"

„Sehr glücklich bin ich, wenn Gräfin mir die Ehre erzeigen und das kleine Bild behalten wollen." Er löste rasch das Blatt aus dem Buche und gab es Eva in die Hand.

Eine leichte Röthe überflog ihr Gesicht.

„Für mich?" frug sie halb verlegen, „das ist zu viel, das kann ich doch nicht annehmen," und sie legte das Bild auf die Kniebank.

„Gut, dann muß ich es zerreißen," sagte Norbert, äußerlich sehr gleichgültig, aber innerlich sehr geärgert durch ihre Weigerung.

„Zerreißen!" rief Eva aus.

„Natürlich, was ich einmal weggegeben, kann ich nicht mehr zurücknehmen, also . . .", und er faßte das Blatt mit beiden Händen.

„Was Sie gegeben, gehört nicht mehr Ihnen, folglich haben Sie kein Recht, es zu zerstören." Rasch entschlossen nahm Eva dem Maler das Blatt aus den Händen. „Ich danke Ihnen vielmals dafür, es macht mir große Freude. Heute Mittag werde ich mit meinem Großvater sprechen und von drei Uhr an können Sie die Antwort erfahren."

Und bevor Norbert noch Etwas sagen konnte, war sie fort.

Rasch flog sie den Berg hinauf, ihren kostbaren Schatz sorgfältig in der Hand haltend. An der Schloßpforte angekommen, läutete sie; ein alter Diener öffnete.

„Ist schon angerichtet, Mathias?" frug sie hastig.

„Noch nicht, aber in drei Minuten ist Alles bereit," antwortete dieser, einen Blick auf die große, alte Uhr werfend, die, mitten unter Lanzen, Schlachtkolben, Schwertern und Schildern aufgehängt, schon oft Eva durch ihr langweiliges und eintöniges Ticken zur Verzweiflung gebracht hatte. Jetzt warf sie ihr geschwind noch einen zürnenden Blick zu, bevor sie die breite, dunkelbraun polirte Treppe hinauf eilte. In ihrem Zimmer stellte sie das Bild auf den Schreibtisch und sich davor, die Hände auf dem Rücken, es wohlgefällig bald von nah, bald von fern betrachtend.

Dann, nach echter Mädchenart, fing sie an, sich vorzuwerfen, wie ungeschickt und linkisch sie sich benommen habe. „Es ihm aus der Hand zu reißen und davon zu laufen! . . . So dumm, so einfältig; wie ein Backfisch . . ."

Es ist nun einmal die besondere Passion aller sehr jungen Mädchen, stets nachträglich mit ihrem Benehmen unzufrieden zu sein, und es ist merkwürdig, wie unglücklich sie sich dann machen können! . . .

Eva's Wangen glühten noch, als sie in das Speisezimmer eintrat. Mathias blickte sie vorwurfsvoll an, denn es waren bereits fünf statt drei Minuten vergangen, seit er ihr die Thür geöffnet, und Mathias liebte die Pünktlichkeit wie seine Seele.

Baron Ebensee, ein großer, noch stattlicher Mann mit schneeweißem Haar, saß schon an dem Tische und streckte seiner Enkelin die Hand entgegen. Eva beugte sich und küßte sie, nahm dann gegenüber ihrem Großvater Platz und fing an, sich zu entschuldigen.

„Verzeih, lieber Großvater, wenn ich Dich habe warten lassen, aber ich habe dieses Mal eine wirkliche Ursache —", und sie erzählte mit wenigen Worten ihr Zusammentreffen mit dem Maler und seine Bitte, ohne jedoch des geschenkten Bildes zu erwähnen.

Baron Ebensee's Gesicht umzog sich.

„Ich habe durchaus keine Lust, von einem Maler=

zug überschwemmt zu werden. Diese Leute wachsen wie Pilze aus der Erde; wo sich Einer einmal angesiedelt hat, kommen Dutzende nachgezogen."

„Aber ich bitte Dich, lieber Großvater, da ist ja nur Einer, er malt so schön und er scheint so — so gentlemanlike und — welche herrliche Idee", fuhr sie, die Hände zusammenschlagend, fort, „vielleicht könnte er mir Stunden geben, glaubst Du nicht? Ach, das ist ja schon längst mein höchster Wunsch."

„Wenn Du ihn gut bezahlst, gibt er Dir gewiß Unterricht; um Geld thun die Menschen Alles," antwortete der Baron mit spöttischem Lächeln.

„Er sieht gar nicht arm aus," sagte Eva in etwas gekränktem Ton, „und es wäre auch gerade kein Unglück, wenn er mir wöchentlich ein paar Stunden gäbe. Es würde mir ein so großer Genuß sein, zeichnen zu können —", und sie sah ihren Großvater bittend an.

„Nun, wenn es Dich amüsirt, so kannst Du ihn ja fragen; Du weißt, meine Kasse steht immer zu Deiner Disposition," und damit brach er das Gespräch ab.

Eva saß wie auf Kohlen, bis endlich die Tafel zu Ende war und ihr Großvater sich auf sein Zimmer zurückgezogen hatte. Dann flog sie die Treppe hinauf, durch einen langen Gang zu ihrer alten, treuen Dienerin Walburga, die sie von Kindheit an gepflegt, geliebt und — verzogen hatte.

„Wally, Wally," rief sie frohlockend, „große Neuigkeit, freudige Botschaft! Denke Dir, was geschieht — ich werde malen lernen, Großpapa hat's erlaubt; denke Dir, wie herrlich, wie einzig!"

„Nur langsam," sagte Walburga, die mit strahlendem Gesicht ihren Liebling angesehen; „so geschwind geht das doch nicht. Von wem sollte denn die Gräfin Stunden haben?"

„Das will ich Dir jetzt gleich erklären." Und Eva, sich auf eine Kommode setzend, die neben dem Arbeitstisch der alten Frau stand, erzählte auf's Neue ihr kleines Abenteuer, aber dieses Mal ausführlicher.

„Du wirst sehen, welche Bilder ich malen werde," fuhr sie dann feurig fort, „herrliche Landschaften, reizende Genrebilden, Stillleben, Portraits; Dich auch, wie Du dasitzest mit Deinem langweiligen Korb voll ewig zerrissener Strümpfe, Deinem schwarzen Kleid, Deinen grauen Haaren und die kleine Haube darauf. Hinter Dir kommt das Fenster, zu dem die grünen Ranken hereinschauen. Ich sage Dir, das wird ein hübsches Bild."

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsbilder.

Die Schlacht bei Sedan.

(Schluß.)

Die französische Infanterie ging hierauf vor und griff die Preußen an, die ruhig unter einem höchst raschen Feuer der Chassepots warteten, bis der Feind auf etwa 150 Schritte herangekommen war und ihm dann eine solche Ladung Blei zuschickten, daß die Infanterie bald der Cavalerie folgte und hinging, wo sie hergekommen war, das heißt hinter einen Höhenzug, etwa 600 Schritte auf Sedan zu, wo die Tirailleurs sie nicht treffen konnten . . . Um halb zwei Uhr machte ein neues Regiment französischer Cavalerie, dieses Mal, wie mir schien, Chasseurs, einen anderen Versuch, die Preußen zu vertreiben, die jede Minute verstärkt wurden. Aber sie erlitten dasselbe Schicksal, wie ihre Genossen in den Stahljacken und wurden mit großem Verluste zurückgejagt, während die Preußen die Gelegenheit benutzten, um ihre Linie um einige hundert Schritte der französischen Infanterie näher zu bringen. Plötzlich theilte sie sich in zwei Hälften, indem sie zwischen sich eine Bresche von etwa 100 Schritten in ihrer Linie ließen. Wir warteten nicht lange bis wir die Absicht dieser Bewegung erkannten, denn die kleinen weißen Dampfwolken von der Höhe hinter den Tirailleurs und die darauf folgende Bewegung in den dichten französischen Massen zeigte uns, daß „ces diables de Prussiens" es, Gott weiß wie, zu Stande gebracht hatten, ein paar Vierpfünder den steilen Abhang hinauf zu schaffen und Feuer auf die Franzosen zu geben. In diesem Augenblicke muß bei der französischen Infanterie irgend etwas nicht in Ordnung gewesen sein, denn anstatt die Preußen anzugreifen, denen sie wenigstens immer noch um das Doppelte überlegen waren, blieben sie in Colonnen auf der Höhe und sahen die Hoffnung, den Tag wieder zu gewinnen, vor ihren Augen schwinden. Dann versuchte die Cavalerie nochmals eine Art von Balaklawa-Arbeit zu machen, aber ohne den Erfolg jener unvergeßlichen Sechshundert. Nochmals kamen die Cuirassiere herunter, diesmal gerade auf die beiden Feldgeschütze los. Aber ehe sie auf dreihundert Schritte an die Kanonen herangekommen waren, bildeten die Preußen Linie wie auf der Parade, warteten, bis sie auf 75 Schritte heran waren und gaben ihnen dann eine Ladung, die uns die ganze Schwadron niederzuwerfen schien, so daß sie buchstäblich den Weg zu den Kanonen für die Nachfolgenden hinderte. Nach diesem letzten Angriffe, der vollständig mißlang, obgleich höchst tapfer gedacht und ausgeführt, wie auch die beiden vorhergehenden, ging die Infanterie schnell auf Sedan zurück, und in einem Augenblicke schwärmte der ganze Hügel von preußischen Tirailleurs, die aus der Erde hervorzuwachsen schienen. Nach dem letzten verzweifelten Angriffe der französischen Cavalerie sagte mir General Sheridan: „Ich sah niemals etwas so Verzweifeltes, so durchaus Thörichtes, es ist der reine Mord."

Nach dem Rückzuge der französischen Infanterie avancirten die Preußen sehr rasch und nochmals wandten die französischen Schwadronen und machten eine verzweifelte Charge. Es war aber ganz vergebens; die dünne blaue Linie hielt den wilden gallischen Anlauf bald auf. Es war sehr auffallend, daß die Franzosen weder Artillerie noch Mitrailleusen auf dem Hügel hatten zur Unterstützung ihrer Infanterie. Die Stellung war sehr wichtig und gewiß der Mühe werth,

Alles anzustrengen, um sie zu halten. Klar genug wurde es uns aber, daß die französische Infanterie, nachdem sie es einmal versucht hatte, nicht mehr mit den Preußen anbinden wollte, und daß die Cavalerie sie durch ihr Beispiel ermuthigen wollte.

Während dieser große Kampf unter unsern Augen vorging, fand ein nicht weniger scharfer und mörderischer Statt für die Bayern, wie dieser es für die Franzosen gewesen war. Wenn es auf dem Hügel von Torcy an Mitrailleusen fehlte, so doch nicht in der Schlucht von Bazeilles. An jener Seite dauerte eine ganze Stunde lang das Gerassel der Musketen und der Mitrailleusen, und die bayerischen Offiziere sagten mir, daß die Verluste ihrer Regimenter schrecklich waren und die Mitrailleusen ganze Gassen rissen. Um 2 Uhr 5 M. verließen die Franzosen den Hügel zwischen Torcy und Sedan gänzlich und gingen auf die Vorstadt Caral, eben außerhalb der Wälle der Stadt, zurück. Es entstand eine Pause in dem Feuer auf der ganzen Linie oder vielmehr dem Kreise, der sich jetzt gebildet hatte. Graf Bismarck nahm Gelegenheit von dieser Pause, um sich mit den amerikanischen und englischen Freunden zu unterhalten. „Ich habe dem belgischen Kriegs-Minister gesagt, daß, so lange die belgischen Truppen ihr Aeußerstes thun würden, jede Anzahl von französischen Truppen, welche die Gränze überschreiten, zu entwaffnen," sagte Graf Bismarck, „ich die Neutralität von Belgien strengstens innehalten werde, wenn aber im Gegentheil die Belgier aus Nachlässigkeit oder Unfähigkeit nicht jeden Mann in französischer Uniform, der einen Fuß auf ihr Gebiet setzt, entwaffnen und festhalten würden, so würden wir mit unsern Truppen dem Feinde sofort in das neutrale Gebiet folgen und annehmen, daß die Franzosen zuerst die belgische Neutralität gebrochen haben. Ich habe einen Blick auf die belgischen Truppen an der Grenze geworfen," fügte Graf Bismarck hinzu, „und ich gestehe, sie haben mir keine große Meinung von ihrem kriegerischen Feuer und ihrer Disciplin beigebracht. Wenn sie ihre Mäntel anhaben, sieht man viele Paletots, aber wenig Soldaten." „Ich fragte seine Excellenz, ob er glaube, daß der Kaiser in Sedan sei." „O nein! war die Antwort, Napoleon ist zwar nicht sehr weise, aber er ist doch nicht so närrisch, sich jetzt in Sedan aufzuhalten." Für dieses Eine Mal hatte Graf Bismarck doch Unrecht.

Um 2 Uhr 45 Minuten kam der König in die Nähe, wo ich stand, und sagte, er glaube, die Franzosen würden versuchen, gerade unter uns durchzubrechen, gegenüber dem zweiten bayerischen Corps. Um 3 Uhr 20 Minuten fahren die Bayern nicht nur fort, in die Befestigungen von Sedan einzudringen, sondern setzen sich darin fest, indem sie von Haus zu Haus vordringen. Gegen 4 Uhr war ein starkes Gefecht um den Besitz der Höhen über Bazeilles. Dieses vorüber wurde Sedan von allen Seiten von der preußischen Artillerie bestrichen. Dieser Vortheil ward um 4 Uhr 40 M. erlangt und von dem Augenblicke an konnte nicht der Schatten eines Zweifels über das endliche Schicksal von Sedan bestehen.

Etwa um 5 Uhr fand eine plötzliche Unterbrechung der Kanonade auf der ganzen Linie Statt. Es gab viele und verschiedene Vermuthungen über diese augenblickliche Stille. Sie können unser Erstaunen Sich denken, als wir 5 Minuten später einen französischen Offizier von zwei Uhlanen begleitet in scharfem Trabe den steilen Reitweg von Sedan heraufkommen sahen, wobei einer der Uhlanen ein weißes Handtuch an einem Stecken als Parlamentärflagge trug. Der Bote zeigte sich als ein französischer Oberst, der kam, um die Bedingungen der Uebergabe zu erfragen. Nach einer sehr kurzer Berathung zwischen dem Könige und dem General von Moltke wurde ihm gesagt, daß bei einer Sache von solcher Wichtigkeit es nöthig sei, einen Offizier hohen Ranges zu senden. Er solle deßhalb nach Sedan zurückkehren und dem Gouverneur der Festung melden, er habe sich sofort zum Könige von Preußen zu verfügen. Käme er nicht in einer Stunde, so würde die Kanonade wieder eröffnet. Bedingungen würden nicht gewährt, er müsse sich unbedingt ergeben. Der Parlamentär ritt zurück. Um halb 7 Uhr entstand plötzlich ein Rufen „Der Kaiser ist da!" und dann ein lautes Hurrahgeschrei. Zehn Minuten darauf ritt General Reilly heran mit einem Briefe an den König. Sobald der französische General in Sicht war, formirte sich die kleine Escorte von Cuirassieren und Dragonern in doppelter Linie hinter dem Könige. Vor dieser Linie stand der Stab und zehn Schritte weiter vor Se. Majestät selbst, um den General Reilly zu empfangen, der ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers an den König überbrachte. Nach Empfang dieses höchst erstaunlichen Briefes, in welchem sich Kaiser Napoleon als Gefangener meldete, wurde eine kurze Berathung gehalten zwischen dem Könige, dem Kronprinzen von Preußen, der inzwischen nach der Ankunft des Parlamentärs herangekommen war, Graf Bismarck, v. Moltke und v. Roon. Nach einigen Minuten Besprechung setzte sich der König auf einen Strohstuhl, zwei Adjutanten hielten einen zweiten Stuhl wie einen Tisch und der König schrieb eine Antwort, worin er den Kaiser ersuchte, am nächsten Morgen ins Hauptquartier nach Vendresse zu kommen. Der König überreichte das Schreiben selbst an General Reilly. Um 7 Uhr 40 Minuten kehrte der General wieder nach der belagerten Stadt zurück, escortirt von den Uhlanen mit der weißen Parlamentärflagge.

* Die Rinderpest, ihre Verbreitung und ihre Symptome.

Von Emil Sommer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die ersten sichtbaren Erscheinungen bestehen in einer gewissen Niedergeschlagenheit und Mattigkeit, sowie in einem düstern Ausdrucke der Augen, wodurch das Thier ein trauerndes Ansehen erhält. Der Rücken desselben ist gekrümmt, der Kopf zu Boden gesenkt und die Ohren unbeweglich und nach hinten zurückgeschlagen. Die Haare des Felles sind matt und glanzlos, stellen sich sträubend in die Höhe und fühlen sich sehr trocken an, während die Haut an den Gelenkfalten, na-

mentlich an der Achselhöhle und an den Weichen, feucht und schweißig ist, in Folge dessen sich die Oberhaut allmälig abhebt und schält. Die Function des Wiederkauens dauert zwar in den ersten Tagen häufig noch fort, findet jedoch nicht mehr mit der gewöhnlichen Regelmäßigkeit statt und hört schließlich ganz auf. Die Milchsecretion versiegt gewöhnlich gleich von Anfang an oder liefert, wenn sie noch kurze Zeit in geringem Maße fortdauert, eine Milch von sehr schlechter, wässeriger Beschaffenheit. Das Thier knirscht mit den Zähnen, gähnt häufig und zittert oft am ganzen Körper, besonders am Hinterleibe, wobei Frost und Hitze miteinander abwechseln. Die Augen sind zuerst geröthet, fangen hierauf an zu thränen und scheiden dabei eine so scharfe und beißende Flüssigkeit aus, daß dadurch die Oberhaut von den davon benetzten Stellen gleichsam zerfressen und abgelöst wird. Gleichzeitig fließt aus den Nasenlöchern ein ebenfalls höchst scharfer, wässeriger, später mehr dickflüssiger und graulicher Schleim aus, welcher, ebenso wie die Thränenflüssigkeit, im weiteren Verlaufe der Krankheit sogar eine eiterige Beschaffenheit annimmt und hierdurch der ausgeathmeten Luft häufig einen stinkenden Geruch ertheilt. Das Thier athmet rascher, aber zugleich auch mit größerer Anstrengung und bringt dabei einen keuchenden oder sausenden Laut hervor, den man schon beim Eintreten in den Stall vernehmen kann. Es frißt wenig und läßt in der Regel schaumigen Speichel aus dem Maule ausfließen.

In der ersten Zeit läßt das erkrankte Thier nur wenig und unregelmäßig Koth abgehen; schon nach Kurzem stellt sich jedoch ein starker Durchfall, verbunden mit massenhaftem Abgange übelriechender Darmgase, ein, worauf sodann später hin eine seröse Flüssigkeit und zuletzt wieder mehr feste, bräunliche, wie verbrannt aussehende Stoffe folgen, deren dunkle Färbung von beigemengtem Blute herrührt. In dem Maße als die Krankheit fortschreitet, wächst auch die allgemeine Schwäche und Unempfindlichkeit, um schließlich in die äußerste Prostration überzugehen. Das Thier kann sich kaum mehr auf den Beinen und im Gleichgewicht erhalten, liegt fast beständig auf dem Boden und stützt dabei den Kopf mit dem Kinn auf. Die Augen sinken immer mehr in die Höhlen ein und füllen sich mit Eiter; der aus der Nase ausfließende eiterige, nicht selten auch blutige Schleim verdickt sich immer mehr und verstopft hierdurch dergestalt die Nasenlöcher, daß das Thier genöthigt ist, durch das Maul zu athmen.

Berührt man es mit der Hand, so fühlt sich der Körper desselben fast kalt, ungefähr wie derjenige eines kaltblütigen Thieres an, was sich auch darin zu erkennen gibt, daß sich Fliegen in großer Menge auf demselben, wie auf einem Cadaver, niederlassen und in der Nähe der Leibesöffnungen sogar Eier zu legen beginnen. Eine in diesem Stadium der Krankheit sehr gewöhnliche Erscheinung ist eine zu beiden Seiten der Wirbelsäule hervortretende Anschwellung oder Aufgetriebenheit, welche von dem Drucke der unter der Haut angesammelten und eingeschlossenen Gase herzurühren scheint. Bei weiblichen Thieren besteht ein sehr characteristisches und für die Diagnose wichtiges Merkmal darin, daß die Schleimhaut der Vagina geröthet und von dunkleren Streifen marmorartig durchzogen ist.

Am meisten in die Augen fallend ist jedoch die stets von Anfang an eintretende starke Abmagerung, welche mit jedem Fortschritte der Krankheit sich steigert und sehr bald einen solchen Grad erreicht, daß die Muskeln fast zu Pergament zusammengeschrumpft erscheinen, und sich das Knochengerippe mit allen Vertiefungen und Erhöhungen auf der Haut abzeichnet. Unter diesen und einigen andern weniger bemerkenswerthen Erscheinungen erfolgt endlich zwischen dem dritten und zwölften Tage der Tod, welcher nur selten diesen Zeitpunkt überschreitet.

Fassen wir nun die in Voranstehendem angeführten Symptome kurz zusammen, so läßt sich ein von der Rinderpest ergriffenes Thier leicht an folgenden Merkmalen erkennen: Unbeweglichkeit, düsterer Blick, trauriges Aussehen, gekrümmter Rücken, gesenkte und starre Haltung des Kopfes, nach hinten zurückgeschlagene Ohren, thränende Augen, Schleimfluß aus der Nase, Schaum vor dem Maule, Zähneknirschen, beschleunigte, von einem eigenthümlichen keuchenden Geräusche begleitete Athmung, häufiges Zittern des Körpers, starker und übelriechender Durchfall, Anschwellung der Rückengegend durch die Ansammlung von Gasen unter der Haut, bedeutende Verminderung der Körperwärme, allgemeine und schnelle Abmagerung und Aufhören der Milchsecretion.

Was die mehr inneren Störungen in den Eingeweiden und edleren Organen anbetrifft, so können wir dieselben hier füglich übergehen, da sie nur für den Fachmann und insbesondere für den secirenden Thierarzt Wichtigkeit haben. Der Vollständigkeit wegen sei nur im Allgemeinen bemerkt, daß diese Störungen hauptsächlich in Entzündung und Vereiterung der Magen-, Darm- und Luftröhrenschleimhäute, Geschwürbildung, Lungenemphysem &c. bestehen.

Obgleich die Rinderpest hiernach als eine der gefährlichsten und tödtlichsten Krankheiten bezeichnet werden muß, so schließt dieselbe dennoch die Genesung keineswegs aus, indem immerhin zwischen 5 bis 10 Procent der erkrankten Thiere der Seuche widerstehen.

Wegen der großen Gefahr weiterer Ansteckung und Verbreitung, sowohl während der Krankheit selbst, als auch noch während der Reconvalescenz, sind jedoch alle Heilbestrebungen unbedingt zu widerrathen und demnach alle Anstrengungen blos darauf zu richten, das Uebel da, wo es sich zeigt, so rasch als möglich durch Tödtung der befallenen Individuen auszurotten, im Uebrigen aber alle Thätigkeit auf die Verhütung eines weiteren Umsichgreifens der Krankheit zu verwenden. Neben der sorgfältigen Absperrung aller angesteckten Localitäten, gehört hierher in erster Linie eine regelmäßige Desinfection, welche die Zerstörung des flüchtigen Ansteckungsstoffes bezweckt und für welche insbesondere Chlorkalk, Carbol- oder Phenylsäure, sowie Steinkohlentheer und Steinkohlentheeröl, welche letztere die hierbei hauptsächlich wirksame Phenylsäure enthalten, die geeignetsten Mittel darbieten. An allen nur entfernt bedrohten Orten versäume man daher nicht, auch in noch gesunden Stallungen, Düngerstätten und ähnlichen Räumlichkeiten die genannten Stoffe auszustreuen oder auszugießen, wobei man, im Falle der Anwendung von Chlorkalk, letzteren am besten noch mit einer Säure, wie Salzsäure oder Essigsäure, zum Zwecke der reichlicheren Entwicklung von Chlordämpfen, befeuchtet.

Da aber auch die Leichen der mit der Rinderpest behaftet gewesenen Thiere noch den furchtbaren Gifthauch der Ansteckung in die Atmosphäre entsenden und darin weiter verbreiten können, so ist vor Allem bei der Beerdigung die größte Vorsicht zu gebrauchen, um namentlich durch möglichst tiefes Vergraben der Cadaver, sowie gleichfalls durch reichliche Anwendung der vorgenannten Desinfectionsmittel den Krankheitskeim zu zerstören oder an seiner freien Verbreitung zu verhindern.

Am besten verfährt man hierbei in der Weise, daß man die Thiercadaver in der Grube mit einer dicken Schichte von Steinkohlentheer bedeckt und hierauf den Begräbnißplatz während längerer Zeit täglich mit einer gewissen Menge Carbolsäure oder Chlorkalk begießt, um die Luft an dieser Stelle möglichst lange mit Chlor- oder Carboldämpfen geschwängert zu erhalten. Endlich ist mit gleicher Sorgfalt Alles möglichst zu zerstören, resp. zu verbrennen oder zu vergraben, was, wie Stricke, Futtergefäße, Streuwerk &c., in näherer oder entfernterer Berührung mit den gefallenen Thieren stand, und es kann daher unter Umständen sogar ein ernstes Gebot der Nothwendigkeit werden, inficirte Stallungen und selbst ganze Gebäude niederzureißen.

Nur wo diese allerdings mühevollen und zum Theile harten Maßregeln mit Energie und einsichtsvoller Consequenz in Wirksamkeit gesetzt werden, ist Aussicht geboten, die drohende Gefahr in Bälde zu beschwören und so größeres Unglück zu verhüten.

Auflösung der Charade in Nr. 103.

Kugelspritze.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 111. Speyer, Samstag, den 17. September 1870.

Ein Blick in's Lazareth.

Wer jetzt auf den französischen Bahnen fährt, die von den Preußen wieder hergestellt wurden, und die gleichsam die Fesseln des feindlichen Landes sind, der begegnet langen endlosen Zügen. Sie tragen den Opfermuth und die Wunden unseres Volkes nach Hause; die Fracht, die sie führen, ist der Schmerz. Auf allen Haltstationen finden wir zahllose Baraken, in welchen diejenigen untergebracht sind, die den Transport nicht ertragen, oder solche, deren keine liebe Hand in der Heimath wartet. Selbstverständlich sind das zumeist Franzosen — Männer mit eingefallenen Zügen und zerfetzten Kleidern. Wer noch jetzt nicht glauben will, daß das Kaiserreich verloren, daß der Stab darüber gebrochen ist, der kann es in den starren Zügen seiner Soldaten lesen. Wir treten ein in eine der nächstliegenden Baraken. Die Luft, die darin herrscht, ist zwar erträglich, auch die Ventilation und die Deckung sind ergiebig, aber Nässe und Kälte lassen sich durch die hölzernen Mauern nicht verbannen. Auch die Güterhalle, die nebenan steht, ist zum Lazareth bestimmt, etwa 60 Verwundete liegen dort auf dem Stroh. Der schrille Pfiff der Locomotive, das Rasseln der colossalen Munitionszüge, die vorübersausen, wühlt in ihren Wunden. Sie liegen auf der Erde, hilflos, heimathlos und sprachlos.

Eine barmherzige Schwester naht und beugt sich mit ihrem Labetrunk über die Verwundeten. Stumm wie ihr Schmerz ist ihr Dank, man sieht es den erschöpften Zügen an, wie wohl es ihnen thut, Menschen und Menschlichkeit zu begegnen. Unermüdlich eilt die Schwester hin und wieder, sie begehrt keinen Schlaf und keine Nahrung für sich selber, es scheint, als ob ihre Kräfte unerschöpflich seien. Fürwahr ein Heldenmuth liegt in diesen Frauen, vor dem der Heldenmuth der Männer fast verschwindet. Nach ihr erscheint auch der Arzt; es ist kein Militärarzt, denn diese befinden sich der Mehrzahl nach bei den vorrückenden Truppen, wo man Verwundete erwartet und nicht in den Lazarethen, wo die Verwundeten sind. Die militärische Fixirung, das Commandirtsein auf einem bestimmten Platz, ist wohl für Niemanden bedenklicher, als für das medicinische Personal, da die ungeheuren Wechselfälle, denen es dient, eine ungemeine Bewegung erheischen. Während die Einen ihre Thätigkeit in bedauerlicher Weise vervielfältigen müssen, sind Andere zur Unthätigkeit verurtheilt, weil sie keine Verwundeten „haben". Unseres Erachtens aber sollte eine Organisation davon ausgehen, daß der Verwundete einen Arzt, und nicht, daß der Arzt Verwundete hat; die Aerzte sollen den Verwundeten zugetheilt werden, und nicht die Verwundeten den Aerzten. Daß trotzdem an bestimmten Orten große vorbereitete Spitäler mit vollständigem ärztlichem Personal bestehen, verträgt sich hiermit sehr wohl, im Ganzen aber scheint dem Organismus der Sanitätspflege nicht jene Beweglichkeit innezuwohnen, die im Begriff der „Mobilisirung" liegt.

Die Klagen hierüber sind wenigstens allgemein und es sind Klagen, die oft von sterbenden Lippen gesprochen werden! Wenn wir ihnen in diesen Blättern Ausdruck verleihen, so gibt die Humanität wohl ein zweifelloses Recht dazu; allein wir fügen bei, daß sie von uns nicht erhoben, sondern nur constatirt werden, und daß es uns zur größeren Genugthuung gereichen würde, Unrecht zu haben.

Die Wirksamkeit der Civilärzte, die in großer Menge und mit dankenswerthem Eifer ihre Kräfte zur Ergänzung anbieten, wird durch den nichtofficiellen Charakter geschmälert. Darin liegt nach keiner Seite ein Vorwurf, es ist dies selbstverständlich und natürlich. Allein auch hier möchten wir auf einen Umstand aufmerksam machen, der durch die Thatsachen gerechtfertigt wird. Die Docenten aller Universitäten, die sich auf den Kriegsschauplatz begeben, verbinden mit dem Interesse der Humanität auch das ihrer Wissenschaft — doch sollten hieraus keine Collisionen entstehen. Des Beispiels halber hören Sie folgenden Vorfall. Ein gelehrter Mediciner kommt in Begleitung seiner Assistenten nach S. und wählt in einem Spital 20 Schwerverwundete aus, die er beiseite legen läßt, um sie fortzutransportiren und seiner speciellen Pflege zu unterstellen. Daß es die „interessantesten Fälle" waren, wird ihm Niemand verargen. Er beginnt die Vergypsung, allein nur sieben können bis Abends bewältigt werden und mit diesen zieht der Gelehrte ab; die Anderen bleiben unvergypst zurück. Mehrmals im Laufe des Tages erboten sich andere Aerzte hiezu, der Professor aber wies sie mit der Bemerkung ab: „Diese gehören mein."

Wenn wir ein solches Verfahren verurtheilen, so

kann uns Niemand entgegentreten. Die erste Aufgabe, die dem Arzte obliegt, ist die menschliche, nicht die gelehrte; es handelt sich zunächst um Anwendung und dann erst um die Bereicherung der Wissenschaft. Vor diesem Zwecke sollte der Egoismus der „schönen Fälle" wahrhaftig zurückstehen. Er wird sonst zu einer Barbarei.

Weit schlimmer als bei uns ist es übrigens in sanitätlicher Beziehung bei den Franzosen bestellt, deren leichtlebiges Naturell dem furchtbaren Ernst ihrer Arbeit weniger gewachsen ist. Statt jenes stillen Diensteifers, den sie an den Deutschen belächeln, haben sie häufig nur eine liebenswürdige Geschäftigkeit; statt jener treuen Unermüdlichkeit, die sich kein Ende gestattet, jenen hastigen Eifer, der mit nichts wahrhaft zu Ende kommt.

Ein schlimmes Zeugniß für die Sanitätspflege der Franzosen liefert auch der Umstand, daß die Zahl der Vermißten so erheblich ist. „Vermißt" sind in der Regel jene, die auf dem Schlachtfeld, in Hecken oder Gräben liegen bleiben; es sind, kurz gesagt, Verwundete ohne Hilfe! Neben diesem Jammer ist der Jammer des Lazareths beinahe eine Wohlthat, so grausam das Wort auch lautet.

Noch peinlicher fast als die naßkalte Luft war die furchtbare Hitze, die in den ersten Wochen des Monats herrschte. Die Verwundeten lagen da unter weißen wollenen Decken, den Kopf in ein weißes Tuch gebunden, jeder mit einem grünen Zweig, um den unerträglichen Fliegenschwarm zu verscheuchen.

Bei den Meisten hingen die Arme schlaff hernieder, die Augen halb geschlossen, so daß das Krankenzimmer aussah wie ein Leichensaal. Ganz besonders schrecklich aber blickten die schwarzen Gesichter aus dem todtenhaften Laken. Ab und zu kam der Arzt und amputirte; allein das Chloroform war nicht immer ergiebig genug und vor dem herzzerreißenden Geschrei, an dem Geheul des blutenden Opfers erwachten alsdann die Uebrigen, der Eine knirschend, der Andere seufzend. Neben dem Amputirten stand das Bett eines Turco. Er saß aufrecht mit gekreuzten Beinen und gefalteten Händen; er hatte eine prächtige Stirn und jene heißen, brennenden Augen, für die das Wort erfunden ist, daß sie verlöschen. Eine Kugel war ihm durch die Brust gedrungen; immer kürzer wurde sein Athem; man sah, wie die Wangen mit jedem Zuge sich aushöhlten. An seinem Bette stand der Tod mit der Secundenuhr. Allah, sprach er leise und seufzte — Allah — Allah — Allah. Es war der letzte Hauch, die Uhr stand stille.

Daneben liegt ein deutscher Soldat, blond und blühend, aus dem hohen Norden. Die Theilnahme drängt uns, vorzutreten, die Theilnahme drängt uns zurück; denn wer wagt mit fremder Stimme ein scheidendes Leben anzutasten? Halblaut fragten wir ihn um seinen letzten Wunsch.

Es war ein Gruß an das Weib, die er vor wenigen Wochen gefreit, ehe er ins Feld ging! Er hat ihr nichts zu hinterlassen, als seine Liebe — das ist das ganze traurige Testament. Mit müden Augen gibt er uns noch die Adresse an — dann sinkt sein Haupt und wieder verhallt ein letzter Seufzer.

Es klang wie ein Todesurtheil über den, der diesen fürchterlichen Krieg heraufbeschworen; was der verschuldet, muß man in sterbenden Augen lesen! (Allg. Z.)

Charakteristik der deutschen und französischen Kriegskunst.

Schon im Jahre 1866 konnte man aus den Operationen der preußischen Armeen die Ueberzeugung gewinnen, daß der preußische Generalstab mit dem traditionellen Axiomen der Strategie und Taktik gebrochen, und einer neuen Methode der Kriegskunst sich zugewendet hat, um den Gegner niederzuwerfen; die colossalen Heeresmassen, welche nunmehr immer das Operationsfeld betreten, das Eisenbahn- und Telegraphennetz, welches sich auf demselben mehr oder weniger dicht ausbreitet, und endlich das Wesen der durch die Präcisions-Kanone, Mitrailleuse und das Hinterladungsgewehr geänderten taktischen Grundsätze, durch welche weit rascher als ehemals die Entscheidung eines Gefechts herbeigeführt wird — sind die gewichtigen Motive zu jener Umwandlung in der Leitung und Verwendung größerer Truppenkörper gewesen, welcher wir diesmal die französische Armee, trotz der Hartnäckigkeit, welche sie in den meisten Kämpfen ihren Besiegern entgegensetzte, unterliegen sehen. Sonach ist es nicht nur die glänzende Bravour und die patriotische Begeisterung der deutschen Truppen allein, welchen die Siege von Wörth, Metz, Beaumont und Sedan zuzuschreiben sind, sondern dieselben sind ebenso die natürliche Folge der viel rationelleren und überlegeneren Truppenführung bei den deutschen Armeen, daher nicht nur ein Ergebniß der materiellen und moralischen Factoren, sondern ein Triumph des wissenschaftlichen Fortschrittes in der Kriegskunst.

Wenn zur Zeit Napoleon's I. und nachher bis zur Einführung des Hinterladers und der gezogenen Kanone noch die unwiderstehliche Kraft der zum Kampfe mit der blanken Waffe vordringenden Infanterie- und Cavaleriemassen darauf hingewiesen hat, die Colonnen in möglichst concentrirter Form vorwärts zu bewegen, um durch die Wucht eines vereinten und wiederholten Stoßes derselben die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen, so ist dieses Verfahren in den Kriegen der Gegenwart geradezu ein Mittel, um schneller und sicherer geschlagen zu werden als früher, weil sowohl die Präcisions-Kanone, die Mitrailleuse und der Hinterlader die lebendigen Zielobjecte um so besser zu zerstören in der Lage sind, in je größeren Dimensionen sie gegen die Schußlinien derselben bewegt werden, Frontangriffe also an und für sich nur selten gelingen werden. Es war demnach auch die Aufgabe der Kriegswissenschaft, sowohl in der Strategie als Taktik solche Grundregeln zu schaffen, welche die Concentrirung großer Truppenmassen auf möglichst kleinen Räumen ausschlossen und ohne ihre — auf ein gemeinschaftliches Zusammenwirken auf dem Schlachtfelde berechnete — ununterbrochene Fühlung zu beeinträchtigen, den verschiedenen Waffengattungen Gelegenheit bieten sollten, im Gegensatz zu der Stoßtaktik den Gegner durch eine gewaltige, concentrische Feuerwirkung zu bewältigen.

Das Zusammendrängen großer Truppencorps auf wenigen Parallelstraßen zu dem Zwecke, mit denselben ein bestimmtes Operationsobject mit ungetheilter Kraft zu erreichen, hat den taktischen Nachtheil einer zu großen Colonnentiefe, welche bei so riesigen Armeen, wie sie heutzutage die Kriegsschauplätze betreten, kaum binnen Tagesfrist die Entwicklung aus der Marsch- in die Gefechtsform gestattet, daher kann es sich zuweilen ereignen, daß die Spitze solcher langen Colonnen früher geschlagen wird, bevor das Gros derselben am Kampfplatz einzutreffen im Stande ist. So sahen wir denn auch im Jahre 1866 die Armee des Kronprinzen von Preußen divisionsweise durch das Eulengebirge in Böhmen einbrechen; das erste über Trautenau vorrückende preußische Armeecorps hatte ebenso wie die über Eipel kommende Gardedivision und das fünfte preu-

ßische Armeecorps den Sammelplatz Schürz-Gradlitz-Königinhof, die Anmarschlinie dieser sämmtlichen kleineren Colonnen war daher concentrisch, und die zwischen diese Marschlinie geschobenen österreichischen Armeecorps wurden am 27., 28. und 29. Juni immer in Front und Flanke gefaßt.

In diesem Feldzuge gegen Frankreich wiederholt sich dasselbe Schauspiel; von Landau-Germersheim einerseits und von Lauterburg-Maxau andererseits rücken jene fünf, die 3. deutsche Armee bildenden Armeecorps gegen Weißenburg und von dort über Lembach, Lobsann, Sulz, Holschloch und Surburg gegen das Wasgaugebirge vor, um sich bei Wörth und Froschweiler zur Erdrückung des Mac Mahon'schen Corps concentrisch zu vereinigen.

Durch diese Thatsachen ist es evident nachgewiesen, daß die Taktik der deutschen Armeen principiell die Ueberflüglung des Gegners zum Ziele hat, und nur ausnahmsweise, durch gebieterische Umstände dringendster Art, werden die Führer derselben veranlaßt, von dieser Maxime abzuweichen und durch energische, wenn auch nicht den Kampf entscheidende, gegen die feindliche Front geführte Offensivstöße das Gefecht so lange hinzuhalten, bis der taktische Aufmarsch der zur Action berufenen Truppen vollendet und die damit verbundenen Flankenangriffe mit obligatem Kreuzfeuer und Bedrohung der Rückzugslinie die Niederlage des Gegners herbeiführen. Es ward dieses Manöver, welches umsichtige und im Terrain gut orientirte Truppenführer und eine im Feuer ruhige Truppe erfordert, ebensowohl bei Weißenburg, Wörth, Saarbrücken-Forbach, am 18. August bei Metz, und am 2. September auch bei Sedan, aber im großen Style erfolgreich angewendet.

In der Schlacht bei Metz trat diese taktische Routine besonders deutlich hervor; alle Tapferkeit des 9. preußischen Armeecorps bei Verneville und St. Ail, sowie der Todesmuth der Garden bei St. Marie-aux-Chenes und St. Privat würden erfolglos gewesen sein, wenn das 12. Armeecorps (Sachsen) nicht über Doncourt den rechten Flügel der französischen Stellung gegen 7 Uhr Abends aufgerollt hätte. Dieses taktische Ueberflügeln der feindlichen Gefechtsfronten wird um so leichter ausführbar, wenn die Operationsbasis der zur Offensive übergehenden Armee auch eine gegen die feindliche Aufmarsch- oder Anmarschlinie gerichtete, umfassende Anlage hat, und zwar so, wie es jene der preußisch-schlesischen Armee im Jahre 1866 und der 3. deutschen Armee im gegenwärtigen Feldzuge gewesen ist; dann ist die concentrische Offensive im Falle des Mißlingens auch ohne jede Gefährdung der Rückzugslinie durchführbar. — Nicht so aber war dies der Fall in der Schlacht bei Metz am 18. August, wo der größere Theil der 2. deutschen Armee vor der Front der französischen Position einen äußerst kühnen Flankenmarsch vollführte, um an diese in der Front und Flanke allmälig heranzukommen. Ein ähnliches Manöver (obschon mit weniger Gefahren für den Rückzug) von Friedrich dem Großen bei Kolin versucht, hatte der sonst doch so bedächtige Feldmarschall Daun, welcher der preußischen Armee dabei in die Flanke fiel, durch einen glänzenden Sieg geahndet. Wenn nun die deutsche Heeresleitung in dieser Hinsicht bei der Ausführung der kühnen Bewegung am 18. August völlig beruhigt schien, so kann dieß nur darin seine Erklärung finden, daß man beinahe mit Gewißheit annehmen konnte, die französische Armee bei Metz werde aus der Defensive nicht mehr heraustreten, und Marschall Bazaine, der es versäumte, am rechten Moselufer an der französischen Nied eine offensive Schlacht zu schlagen, werde sich um so weniger am linken Moselufer zu diesem Entschlusse aufraffen. Die Stelle im officiellen preußischen Bulletin: „Sein Verhalten gegenüber den bisherigen Operationen der deutschen Armeen hatte dem Feinde keine andere Wahl gelassen" (als eine defensive Schlacht zu schlagen nämlich), ist eben der beste Commentar für diese Auffassung. Wenn es also nach diesen Anführungen von Thatsachen keiner durchschlagenderen Beweiskraft mehr bedarf, um es klar zu legen, daß sowohl die österreichische Armee im Jahre 1866 als die französische im diesjährigen Feldzuge jener concentrischen Angriffsmethode mit obligater Kreuzfeuerwirkung, dann gleichzeitiger Flanken- und Rückenbedrohung unterlag, ist es ebenso für den unbefangenen Beobachter einleuchtend, daß die deutsche Heeresleitung bei dem strategischen Operationsentwurf für die Action der drei ursprünglich getrennt gewesenen Armeen es darauf anlegte, die feindlichen Streitmassen erst zu theilen und dann durch combinirtes Zusammenwirken derselben diese einzelnen Theile mit Uebermacht zu erdrücken, wozu die im Rücken der operirenden drei Armeen schleunigst hergestellten Telegraphenlinien die Gelegenheit zur gegenseitigen raschen Verständigung boten. — Die französische Hauptarmee hatte sich dieses Mittels der raschen Mittheilung an ihre rechte Flügelarmee sowohl als an die Reservearmee bei Chalons durch die Niederlagen von Saarbrücken und Metz gänzlich begeben, und war die vollständige Isolirung derselben nur die Folge des geringen Verständnisses, welches man für die Beibehaltung der so nothwendigen Verbindung der einzelnen Armeecorps im französischen Hauptquartier gehabt zu haben schien.

Diese oben angeführten taktischen und strategischen Maximen, welche bei dem deutschen Heere in dem gegenwärtigen Kriege angewendet wurden, fanden aber auch eine seltene Begünstigung in der Unfähigkeit der französischen Heeresleitung sowohl, als in jener der untergeordneten französischen Truppenführer. — Zuerst war es die strategische Verzettelung der schwächeren französischen Armee zwischen Straßburg und Thionville, welche bei dem ersten Anprall der 1. und 2. deutschen Armee sich in ihre Factoren auflösen mußte. Diese Aufstellung der französischen Armee hatte ihr Muster in der vom österreichischen Feldzeugmeister Lascy erfundenen Cordonstellung, die, von den österreichischen Generalen im Jahre 1796 und 1797 in Italien am Ticino, an der Adda und Etsch angewendet, dem Obergeneral Buonaparte zu den bekannten wohlfeilen Siegen verhalf. Dann spukten in den taktischen Actionen der französischen Generale noch die Geister aus der alten Napoleon'schen Schule, welche es im Gegensatz zu der concentrischen Angriffsmethode darauf abgesehen hat, die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen; so geschah es denn auch, daß Mac Mahon sich bei Wörth der viermal stärkeren dritten deutschen Armee entgegenwarf, in der offenbaren Absicht, sie von Froschweiler aus vor ihrer Vereinigung corpsweise zu schlagen, daher seine wiederholten Frontveränderungen, welche an die Kämpfe bei Rivoli im Jahre 1796 erinnern; auch Frossard scheint bei Saarbrücken gehofft zu haben, von den Spicherer Bergen aus die Vereinigung der 2. und 1. Armee mit seinem Armeecorps hindern zu können. — In der tollkühnen Bewegung Mac Mahon's von Chalons gegen Thionville im Rücken des siegreich gegen Paris vorrückenden Heeres können wir ebenso nur eine verunglückte Nachahmung der Taktik des Ersten Napoleon erblicken, welche aber, unter weit ungünstigeren Chancen unternommen, auch noch tragischer enden mußte. Indem wir also bei der französischen Armeeleitung und Truppenführung alte Kriegsmaximen in der unglücklichsten Gebrauchsanwendung erblicken, sehen wir in dem taktischen und strategischen Verfahren der deutschen Armeen das frische Lebensgrün eines neuen, auf die Fortschritte der Kriegswissenschaft und Verbesserung der Feuerwaffen basirten Kriegssystems. (Pr.)

Miscellen.

Wenn der Chevalier de Chatelain für die Prophezeiung, daß das zweite Kaiserreich in Paris nur genau 17 Jahre und 9 Monate währen werde, den Nostradamus als Gewährsmann angeführt hat [s. Nr. 106 d. Palatina.], so ist dagegen zu bemerken, daß in den Druckausgaben der Werke des genannten berühmten Astrologen nichts zu finden ist, was derart zu deuten wäre. In der königl. Bibliothek zu Kopenhagen befindet sich die Ausgabe von 1605. Jemand, der sie durchstöbert hat, schreibt darüber in Faedrelandet: „Die Prophezeiungen sind von 1555 verfaßt und reichen bis ins Jahr des Heiles 3797. Die Abschnitte bis 1600 können bei etwas gutem Willen mit den Ereignissen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allenfalls noch in Einklang gebracht werden. Aber für alle spätere Zeit ist keine einzige Weissagung eingetroffen. Das Ganze ist eine Sammlung astrologischer Redensarten, räthselhafter Sinnbilder und Voraussagungen über Krieg, Pest, Hungersnoth und Ueberschwemmungen. Blois und Rouen spielen darin größere Rollen als Paris;

der Verfasser kennt weder Rußland noch Preußen, Oesterreich oder Amerika, aber befürchtet, daß die Cimbrier nach den Pyrenäen kommen, die Perser Macedonien und die Araber Granada erobern werden. Unter den bestimmten Angaben steht, daß Mönche, Aebte und Nonnen nach dem Jahre 1700 nicht mehr existiren werden, so wie auch, daß der Honig dann theurer als das Wachs sein wird und daß innerhalb 177 Jahren 3 Monaten und 11 Tagen, vom ersten März 1555 an gerechnet, also bis 12. Juni 1732, die Erde und die Anzahl der Bewohner derselben durch Pest, Hungersnoth, lange Kriege und große Ueberschwemmungen bedeutend an Größe abgenommen haben soll. Ueber die Herrschaft der Napoleone ist kein Wort zu finden. Will man die Verse 349—353 auf die französische Revolution anwenden, dann stößt man auf den schwierigen Vers 344, nach welchem es den Hausthieren endlich nach vielen Bemühungen und Schwierigkeiten gelungen sein soll, das Sprechen zu erlernen."

London, 10. Sept. Das Thurmschiff „Captain" ist, wie es scheint, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Auf der Admiralität ist vom Admiral Sir Alexander Milne die folgende Depesche eingetroffen: „An Bord des Lord Warden, bei Cap Finisterre, 7. Sept. 8 Uhr Nachmittags. Mit großem Bedauern habe ich Ihnen eine schmerzvolle Nachricht zu senden. Ihrer Majestät Schiff „Captain" muß während der Nacht gescheitert sein. Um 2 Uhr heute Morgen war es dicht bei diesem Schiffe. Plötzlich Südweststurm, heftige Windstöße. Bei Tagesanbruch wurde der „Captain" vermißt. Heute Nachmittag wurden seine Boote nebst einer Anzahl Spieren gefunden. Alle Mann an Bord sind unglücklicher Weise zu Grunde gegangen. Der Dampfer „Inconstant" geht mit ausführlichem Bericht an Sie ab." England wird den Verlust seines neuesten und schönsten Kriegsschiffes schmerzlich empfinden, schmerzlicher noch den der 500 Tapfern, welche mit zu Grunde gingen, und am schmerzlichsten vielleicht den eines einzelnen Mannes, dessen Geist das Bauwerk geschaffen hatte, mit welchem er jetzt das letzte traurige Schicksal theilt. Auf dem „Captain" befand sich sein Erbauer, Capitän Coles. Er war der erste, der den Vorschlag machte, von der Breitseitenarmirung der Panzerschiffe abzugehen und drehbare, durch Kuppeln, Thürme oder dergl. gesicherte Geschütze auf dem Deck anzubringen. Das Princip wurde von Ericson mit Modificationen angewandt, und der von diesem erbaute Monitor legte die glänzendsten Proben seiner Tüchtigkeit im amerikanischen Kriege ab. Es dauerte indessen noch einige Zeit, bis Coles mit seinen Ansichten vollständig durchdrang, und erst vor Kurzem gab das englische Marineministerium ihm freie Hand, ein Fahrzeug ganz nach seinen Ideen zu schaffen. Das Resultat war der „Captain", welcher sofort, nachdem er vom Stapel gelaufen war, von den Seemännern als das vollendetste der existirenden Kriegsschiffe begrüßt wurde — und jetzt, nach einer Fahrt von wenigen Tagen, ist er nichts weiter als der eiserne Sarg, der die Leiche des Meisters und seiner Fünfhundert umschließt!

Traubenaufbewahrung in Italien. Der Handel mit frischen Trauben in das Ausland nimmt immer mehr zu und der Preis derselben steigt mit dem Fortschreiten der Jahreszeit, daher sinnt man auf Mittel, die Trauben so lange als möglich in gutem frischen Zustande zu erhalten. Da finden wir eben (assoc. econ.) eine neue Methode angegeben, nach welcher sich die Trauben bis zu Ostern aufbewahren lassen, so frisch und geschmackvoll, als wenn sie erst von der Rebe abgeschnitten worden wären. Die Trauben werden an einem trockenen und sonnigen Tage abgeschnitten, von allen etwaigen faulen Beeren gereinigt und in kleinen Partien nach Hause gebracht; dann werden sie eine nach der andern mit Benzin geräuchert und in Schubladen eines Kastens gelegt, eine neben der andere, so aber, daß sie sich nicht berühren; Laden und Kasten wird dann sorgfältig verstopft, damit Luft und Staub nicht eindringen können.

Jute. In gleicher Weise, wie im Mittelalter die Cultur der deutschen Farbenpflanzen durch die Einfuhr des Indigos verdrängt wurde, wie später der Wolle durch die Baumwolle eine empfindliche Concurrenz erwuchs, wie der Repsbau durch die Einfuhr fremder Beleuchtungs- und durch die Entdeckung neuer Schmiermittel bedroht erschien, so scheint jetzt die deutsche Linnencultur, der Hanf- und Flachsbau hart bedrängt durch mancherlei neue Gespinnst-Pflanzen, insbesondere durch Jute, die jetzt schon zum Theile bei der Anfertigung unserer Frucht- und Mehlsäcke mit verwendet wird. Sie ist, wie der Flachs und Hanf, eine Bastfaser. Im südlichen Asien, ihrer Heimath, wo sie seit den ältesten Zeiten im Anbau ist, erreicht sie als einjährige Pflanze eine Höhe von 12 Fuß. Die Cultur dieser Pflanze verursacht keine besonderen Schwierigkeiten und die Ernten fallen sehr ergiebig aus. Die Fasermenge ist bis 10 Mal so groß, als die von Flachs und Hanf auf gleicher Fläche. Die in England mit dieser Pflanze ausgeführten Acclimatisationsversuche haben keine Hindernisse gefunden, jedoch ist der Ertrag viel geringer gewesen, als er es im Heimathlande dieser Pflanze ist. Wie Hanf und Flachs, so muß auch die Jute eine Röste durchmachen; es dauert dieselbe nach den Angaben der schles. landw. Zeitschrift nur eine Woche und wird einfach in der Weise durchgeführt, daß man die geernteten Stängel von Blättern und Nebenzweigen befreit, in dicke, jedoch lockere Bündel zusammenfaßt und in einen langsam fließenden Bach legt. Begünstigt durch hohe Temperatur, wird in kurzer Zeit eine derartige Auflockerung in den Geweben des Stengels hervorgerufen, daß sich der Bast schon in einigen Tagen in ganzen Stücken vom Holzkörper trennen läßt. Die Abscheidung der Faser ist eine sehr einfache. Ein Arbeiter steigt in den Bach, in welchem die Bündel liegen, und zieht den Faserbalg von jedem einzelnen Stengel ab, ohne letzteren zu zerbrechen. Zur Beseitigung des etwa anhaftenden Schlammes und der zerstörenden Gewebe zieht er nun die Faser nochmals durch Wasser und schwingt sie wiederholt in die Luft. Die so gewonnene Faser wird an's Ufer gelegt um zu trocknen und so verkaufbar zu werden. Es ist gewiß das beste Zeugniß, welches man der Jute ausstellen kann, daß dieser Stoff, welcher vor einigen Jahren blos in den Museen bekannt war, nunmehr zu den wichtigsten Spinnstoffen zählt, und daß der Verbrauch an Jute jenen unserer einheimischen, seit uralter Zeit in Verwendung stehenden Waaren, Hanf und Flachs, zu erreichen beginnt. In England erreicht die Einfuhr von Jute diejenige des Flachses und übertrifft diejenige des Hanfes.

[Luftpost.] Boxberg, 13. September. Gestern haben vom Schollhof kommende Leute in der Nähe von Oberwittstadt einen Luftballon sich niedersetzen sehen, der in Metz aufgelassen worden war und statt nach Frankreich hinein seinen Weg hierher gefunden hatte. Derselbe enthielt 63 in ein Paket eingeschlagene Briefe von Soldaten an ihre Anverwandten und trägt die Aufschrift: Ballon Nr. 7. Armée du Rhin, Poste aérostatique de la garde impériale und auf dem Paket stand; La personne qui trouvera le présent paquet, est prié instamment, de mettre à la poste les dépêches, qu'il contient. Das Ganze wurde an das Gr. Bez.-Amt abgeliefert und von diesem dem Kriegsministerium übersandt. (Pfälz. Bte.)

Homonyme.

Schön ist's, zu wandeln mit uns den Pfad in's ernstere Leben,
Wenn sich im Kinde verräth schon die liebliche Spur:
Wohl ihm, wenn wir erweckt hinneigen zum besseren Streben
Und die lehrende Hand leitet zum Segen uns nur.

Schön ist's, zu wandeln in uns, wo Blumen das Auge begrüßen,
Wo der glühende Wurm thauende Halme umzieht,
Wo die freundliche Bank zu Ruhe ladet, zur süßen,
Und im schattigen Busch tönet der Nachtigall Lied.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 112. Speyer, Dienstag, den 20. September 1870.

Zeitgedichte.

Landwehrmanns Abschiedslied.

Gedichtet von Ferd. Koch, in Musik gesetzt von E. v. S.
(Im Marschtempo. Fest und stark.)

Nun, Weib, jetzt ist die höchste Zeit,
Zum Sammeln bläst es auf den Gassen;
Verzage nicht in Herzeleid,
Gott wird Euch beide nicht verlassen!
Noch einmal reich' den Jungen her;
Mein armes Bübchen, laß dich küssen.
Acht Monat' alt; 's ist wahrlich schwer,
Daß ich von Dir soll lassen müssen.
Sieh an den Schlingel, wie er lacht —
Ich nehm' es mit als gutes Zeichen.
Wenn der Kanonendonner kracht,
Es soll mir aus dem Sinn nicht weichen.

Da bläst es wieder, nimm ihn hin!
Behüt' euch Gott, der Herr der Welten;
Die Stunde geht mir hart zu Sinn;
Franzos', du sollst sie mir entgelten!
Mein Junge, seh' ich dich nicht mehr,
So soll dir deine Mutter sagen:
Er blieb beim großen deutschen Heer,
Das sich für Haus und Herd geschlagen! —
Und sollt', wovor der Herr uns wahr',
Jetzt Deutschlands Banner unterliegen,
So wird dereinst der deutsche Aar
Zum großen Siege aufwärts fliegen.
Schluß (feierlich):
Dann soll auch er in Waffen sein:
Das, Mutter, mußt du mir versprechen;
Um seines Vaters Grab zu weih'n
Und Deutschlands Ehre mit zu rächen!

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

Eva warf den Kopf etwas zurück und betrachtete die Alte mit halbgeschlossenen Augen.

„Ein Atelier muß ich auch haben, und eine Galerie baue ich mir für meine Bilder. O, es wird ein himmliches Leben," und sie sprang von ihrer Kommode herunter und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. „Jetzt gibt es Etwas zu thun, zu arbeiten, die Stunden werden fliegen, statt zu schleichen, und die Tage vergehen wie der Wind."

Doch plötzlich hielt sie inne. „Die Glocke!" rief sie; „da ist er. Sage Mathias, er solle den Herrn in den großen Salon führen; ich komme gleich hinunter."

Walburga fand den Fremden im Vorsaal, mit ruhigem Interesse die Waffen besehend.

„Du siehst mir nicht aus wie ein Künstler," dachte Walburga, die sich diese Art Menschen nur mit langen, ungekämmten Locken, einer riesigen Mappe und einem weißen Schirm in der Hand vorstellen konnte.

„Wollen der Herr nicht eintreten," sagte sie, indem sie eine der nächsten Thüren aufwarf, „die gnädige Gräfin werden sogleich erscheinen."

Norbert nickte leicht und die rothdamastene Portière aufhebend, trat er in einen hohen, geräumigen Saal mit geschnitzter, reich verzierter Decke, alten Möbeln, alten Tapeten und alten Bildern. Alles war eigenthümlich schön und vom besten Geschmack; die herumstehenden Nippsachen hätten manchen Sammler zum höchsten Entzücken gebracht.

Nicht lange hätte er zu warten, da hörte er die Thür gehen und sich umwendend, gewahrte er eine weiße, schmale Hand, die Portière aufhebend. Eva's schlanke Gestalt folgte, und wie sie einen Augenblick dastand, ihre herrliche Figur hervorgehoben durch den rothen Vorhang, der auch ein wunderbares Licht auf ihr Gesicht warf, war Norbert so frappirt von ihrer edlen Schönheit, daß er sich unwillkürlich noch tiefer verbeugte, als es sonst seine Gewohnheit.

„Sie kommen, sich die Antwort zu holen," begann Eva gleich, „und es freut mich, Ihnen sagen zu können, daß Schloß und Garten zu Ihrer Disposition stehen."

„Sie sind wirklich sehr gütig," antwortete Norbert, „und ich werde so frei sein, von Ihrer Erlaubniß reichlichen Gebrauch zu machen. Der Blick, zum Beispiel, von der Terrasse muß ganz einzig schön sein und das Schloß ist so malerisch, daß ich kaum erwarten kann, bis ich es vor mir auf der Leinwand sehe. Empfangen Sie meinen besten Dank, gnädige Gräfin, für Ihre freundliche Vermittelung," fügte Herr Norbert hinzu, indem er einige Schritte gegen die Thür machte.

„Noch ein Wort," rief Eva, die Hand ausstreckend, wie um ihn zurückzuhalten, „ich habe eine große Bitte an Sie, Herr . . ."

„Norbert," fiel der Fremde ein.

Eva neigte dankend das Haupt. „Eine so große Bitte, daß ich kaum wage, sie zu stellen."

„Ihre Bitte ist schon gewährt", sagte Norbert lächelnd, „also brauchen Sie keinerlei Besorgniß zu hegen. Sagen Sie mir ganz offen, was Sie wünschen."

„Würden — würden Sie sich entschließen können, mir — Zeichenstunden zu geben?" Und Eva sah flehend zu ihm auf.

„Zeichenstunden! . . ." rief der Fremde aus, „famose Idee, Pardon, ich wollte sagen, ausgezeichneter Gedanke! Natürlich mit dem größten Vergnügen; wann wollen Sie beginnen, morgen oder noch heute? Je eher, je besser."

„Sie sind wirklich zu freundlich, sich mit mir plagen zu wollen," sagte Eva. „Ich bitte Sie, mir Ihre Bedingungen zu stellen, ich werde sie mit dem größten Vergnügen erfüllen."

Der Fremde sah das junge Mädchen einen Augenblick erstaunt an.

„Ja so, Bedingungen", sagte er dann gedehnt, „das heißt wohl Bezahlung. Nun, gnädige Gräfin," fuhr er dann in entschiedenem Tone fort, ich gebe nur Stunden pour l'honneur, nie für Geld; wenn Sie mich also nicht kränken wollen, sprechen Sie nicht mehr davon. Holen Sie Ihren Hut, Bleistift und Papier habe ich bei mir. — Haben Sie je gezeichnet?" frug er dann plötzlich; bis jetzt hatte er in seinem Eifer ganz vergessen, diese Frage zu thun.

„Gezeichnet?" entgegnete Eva halb verlegen, „ja, das schon, aber wie! Stunden habe ich nie gehabt; meine Berge sehen aus wie verkrüppelte Maulwurfshügel, meine Bäume wie zerzauste Wolle und neulich habe ich eine Kuhheerde gezeichnet, bei der Walburga mich fragte, warum ich meinen Schaafen Hörner gemacht hätte. Ich fürchte, Sie werden viel Geduld mit mir brauchen." Und Eva seufzte ganz nachdenklich.

„Nun, wer weiß," sagte Norbert lachend, „auf jeden Fall wollen wir gleich daran gehen. Aber zuerst, denke ich, versuchen wir es mit einigen kleinen Vorlagen, bis Sie den größeren gewachsen sind."

„Ja, das wird das Beste sein," rief Eva eifrig, „und während ich meine Uebungen versuche, malen Sie nach der Natur, um Ihre kostbare Zeit nicht ganz zu verlieren. Ich kann Ihnen einen reizenden Platz nicht weit von hier zeigen."

Ein paar Minuten später konnte man Lehrer und Schülerin über die Brücke wandeln sehen, dann in den Park eintreten, eine schattige Allee entlang gehen und an deren Ende sich vor einem kleinen Tempel auf den steinernen Stufen, die denselben umgaben, lagern.

(Fortsetzung folgt.)

Offizieller Bericht über die Schlacht bei Sedan.

Aus dem Hauptquartier der III. deutschen Armee wird dem preußischen Staatsanzeiger aus Doncherq, 2. Septbr. 1870 gemeldet: Die schlachtmäßige Aufstellung der Truppen konnte am Abend des 31. August als vollendet angesehen werden. Es war Anfangs der Plan, den entscheidenden Schlag erst am 2. Septbr. zu führen, weil es wünschenswerth schien, den Truppen der sächsischen Armee nach den Strapazen ihrer forcirten Märsche vom 30. und 31. einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer längeren Unterredung des Königs von Preußen, als derselbe am Nachmittag den 31. zwischen 5 und 6 Uhr, auf dem Wege nach Vendresse, durch Chémery passirte, mit dem Kronprinzen unter Hinzuziehung der Generale von Moltke und von Blumenthal, wurde beschlossen, daß der Sturm auf Sedan und die französischen Fronten zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sei. In der Nacht auf den 1. Septbr., gegen 1 Uhr, erreichten den Kronprinzen von Sachsen die nöthigen Ordres zum Vorrücken. Um 5 Uhr Morgens sollte das Feuer eröffnet werden. Unsere Schlachtlinie war in folgender Weise formirt. Den rechten Flügel hielt die Armee des Kronprinzen von Sachsen. Das 12. Corps bildete die Avantgarde, dahinter das 4. Corps, dann das Garde-Corps, endlich die 4. Cavalerie-Division mit dem Rücken nach Remilly. Soweit diese Truppentheile die Maas noch zu überschreiten hatten, wählten sie Douzay (auf dem linken Ufer) als Brückenkopf. Daran schloß sich linker Hand das I. bayerische Corps, vom zweiten gefolgt; es schlug seine Brücke in der Höhe des Dorfes Bazeilles; das 11. preußische Corps hatte während der Nacht seine Pontons 1000 Schritte unterhalb Doncherq aufgefahren und zog von hier aus über die Maas, in nächster Entfernung von ihm, auf einer zweiten Brücke, das 5. Corps; noch weiter links bei dem Dorfe Dom-le-Mesnil die Württemberger. Das 6. Corps stand zwischen Attigny und Le Chêne in Reserve. Diesen Truppen gegenüber standen von französischen Streitkräften: die Corps Mac Mahon, Failly, Conrobert, die Reste der ehemaligen Douay'schen Armee und das erst neuerdings gebildete XII. Corps. Mittelpunkt dieser Aufstellung war die Festung Sedan; ihre Flanken erstreckten sich von Givonne auf der Linken, an den Vorbergen der Ardennen, die im Rücken der Festung liegen, entlang gegen Mézières, das ihrer Rechten als Stützpunkt diente.

Der Kronprinz von Preußen verließ Chémery um 4 Uhr Morgens zu Wagen. Auf einer Bergkuppe, die über der Stadt Doncherq gegen das Maasthal vorspringt, in der Nähe eines kleinen Lustschlosses Château Doncherq, nahm das Obercommando seine Aufstellung. Dichter Nebel bedeckte Thal und Hügel; erst gegen ½8 Uhr brach die Sonne durch; es wurde ein schwüler, drückender Tag. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen hatte sich bald nach 5 Uhr in Bewegung gesetzt. Um 6½ Uhr ertönte auf der

Linie hinterwärts Sedan, wo der rechte Flügel der deutschen Truppen vorstieß, anhaltendes Geschützfeuer. Man hatte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen stand er in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf über eine Stunde lang zum Stehen kam, hatte sich der linke Flügel zur Umgehung der französischen Linien rangirt. Das 11. Corps zog sich an den Höhen inmitten der Ebenen entlang, das 5. Corps nahm die Wendung, um von den Hochbergen her, die das Thal umschließen, dem Feinde in den Rücken zu fallen. Der Schlachtplan basirte darauf, daß diese Corps sich schließlich mit denen des rechten Flügels (Bayern, Sachsen, Garde, 4. Corps) zur völligen Umschließung der Franzosen die Hand reichen sollten, so daß auch der Flucht gegen die Ardennen hin ein Riegel vorgeschoben war. Die Württemberger und die ihnen später zugetheilte 4. Cavallerie-Division hatten die Ebene zu schützen, wenn der Feind hierher einen Ausfall machen sollte, was jedoch bei einer für ihn glücklichen Wendung der Schlacht, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, da die Maasübergänge nicht in seiner Hand lagen, theilweise, wie z. B. die Eisenbahnbrücke zwischen Donchery und Sedan von ihm selbst zerstört worden waren.

Um 9¼ Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Corps so weit vollbracht, daß man Fühlung mit den Franzosen gewonnen hatte. Lebhaftes Batteriefeuer bezeichnete den Eintritt dieses Momentes. Es wurde auch für die Sachsen, die bisher absichtlich noch nicht die ganze Kraft des Angriffs entwickelt hatten, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attaque. An einigen Stellen seines rechten Flügels begann er schon jetzt sich gegen die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzuziehen; mit keinem andern Erfolg, als daß Alles, was sich auf diese Weise zu retten suchte, in die eiserne Umarmung der beiden flankirenden preußischen Corps gerieth. An der Stelle, wo das 11. Corps über den mittleren Bergrücken auf den überraschten Gegner herabdefilirte, ließ seit 10½ Uhr der Widerstand der Franzosen merklich nach. Doch entwickelte sich an einzelnen Stellen, besonders bei dem Dorfe Iges und auf dem Felde, das von den Höhenzügen gegen Sedan herabführt, ein verzweifelter Kampf. Da die Franzosen überwiegend Artilleriefeuer zu bestehen hatten, überließen sie die schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei, die den Geschützen von der Seite beikommen sollte. Die französische Cavalerie ging in zwei Attaquen mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter wie die Chasseurs d'Afrique mit der äußersten Bravour. Die Infanterie ermattete früher; schon vor 12 Uhr war die Zahl derer, die ohne Gegenwehr kapitulirten, nicht gering. Das 5. Corps hatte inzwischen den weiten Marsch bis zu den äußersten Höhenwaldungen zurückgelegt. Es kam auch hier zu einigen heftigen Kämpfen, mit denjenigen Truppentheilen der 5 französischen Corps, die den Rückzug gegen die Ardennen erstrebt hatten. Die Verhältnisse gestalteten sich aber auch hier vollständig zu unseren Gunsten. Es konnte schon um 12½ Uhr gemeldet werden, daß die französische Reserveartillerie, die der Kaiser gegen das 5. Corps hatte richten lassen, zurückgeschlagen sei und daß höchstens einige zerstreute Banden der Infanterie auf die belgische Grenze übergetreten sein könnten.

Nachdem auf diese Weise die Fluchtlinie rückwärts geschlossen, concentrirte sich die Entscheidung um so mehr auf den mittleren Theil des Schlachtfeldes: die Hügelkette, die sich durch die Ebene zieht, die Felder, die von hier gegen Sedan abfallen, und die Festung selbst, die jetzt für die von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit ¾1 Uhr näherten sich die Feuer der preußischen Batterien von dem rechten und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß man auch auf dieser Front jeden Augenblick den Zuschluß der Rückzugslinie erwarten konnte. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der sichere und unaufhaltbare Vormarsch des Garde-Corps dar, das sich theils hinter, theils zur Seite des 12., auf dem linken Flügel entfaltete. Seit 10¼ Uhr waren die Garden links von Sedan gegen den Wald gegangen, die Artillerie vorgezogen. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen konnte man bemerken, wie fast mit jeder Minute neues Terrain gewonnen wurde.

Sehr wirksam that sich dabei die Unterstützung von Seiten der Bayern hervor. Das 1. bayerische Corps hatte Bazeilles, das in Flammen aufging, nach zähem Widerhalt der Franzosen erstürmt, das Dorf Balan, südwestlich von Sedan, genommen. Eine Thalschlucht bereitete hier noch große Schwierigkeit. Gegen Mittag postirten die Bayern zwei Batterien auf einer Wiese links von der Straße nach Sedan. Von diesem Punkte aus wurde Villette beschossen, wo alsbald der Kirchthurm in Flammen aufging. Die Franzosen mußten auch hier mit ihrer Artillerie das Feld räumen, das 11. und 12. Corps fanden nun nirgend mehr ein Hinderniß ihres Vordringens gegen die Mauern von Sedan. In hellen Haufen sah man den Feind dieser Festung zueilen. Und während die Flucht noch in vollem Gange war, sah man schon aus dem Gehölze auf den Höhen Schaaren von Gefangenen, die am Saum des Waldes zu größeren Trupps geordnet und nach der Ebene transportirt wurden. Das Garde-Corps war inzwischen soweit vorwärts manövrirt, daß es kurz vor 2 Uhr mit dem 5. Corps an den äußersten Waldhöhen zusammentraf. In einer doppelten Parallele umschlossen jetzt, wie eine lebendige Mauer die deutschen Truppen den Rest der französischen Armee, der sich auf die enge Festung Sedan zurückgeworfen hatte. Der Kronprinz kehrte nach 9 Uhr in das Hauptquartier zurück. Laute Jubelrufe tönten demselben entgegen; die Musik begleitete sie mit der deutschen Volkshymne; dann folgte ein Trauermarsch geweiht den Tapferen, die auf dem Felde der Ehre gefallen. An den Fragen der Soldaten, die vom Schlachtfelde heimkamen und über den Ausgang bis in das Einzelnste unterrichtet sein wollten, konnte man merken, daß sie den tiefen Gedanken dieses weltgeschichtlichen Tages vollkommen er-

faßt hatten. Das eine Gefühl beseligt sie Alle — der Stolz, mitgewirkt zu haben an einem Siege, der durch seine tiefe Rückwirkung auf die Weltverhältnisse in der deutschen Geschichte kaum seines Gleichen hat.

Das Schicksal der „Hansa",
Begleitschiff der deutschen Nordpol-Expedition von 1869.

Am 15. Juni 1869 ging die „Germania" unter Capitän Koldewey in See, um nach Norden und wenn möglich, nach dem Nordpole vorzudringen. Ihr war als Begleitschiff, besonders für den Transport der Kohlen, der Schoner „Hansa" mitgegeben. Beide Schiffe sahen sich am 20. Juli 1869 zum letzten Male, und den Tag darauf wurde die „Hansa" von dem Dampfer „Bienenkorb" gesehen; dieß war die letzte Nachricht von jenem Schiffe und seitdem war es ganz verschollen. Schon galt die Mannschaft für verloren, als dieselbe am 1. September nach Kopenhagen kam und von dort sich nach Bremen, dem Ausgangspunkte der Expedition, begab. Kurze Zeit darauf kehrte auch die „Germania" mit werthvollen Sammlungen und reicher Ausbeute zurück.

Was die Mannschaft der „Hansa" in der Zwischenzeit erlebt, ist eine Reihe von zahllosen Gefahren, endlosen Schrecknissen, aber auch endlosem Muthe und beharrlicher Ausdauer. Hören wir die Schilderungen der Erlebnisse, wie sie die Officiere und Gelehrten der „Hansa" am 6. Sept. dem Comite der Expedition in Bremen machten.

Als die „Hansa" am 20. Juli 1869 das Hauptschiff der Expedition zum letztenmal gesprochen hatte, steuerte sie in Gemäßheit der Petermann'schen Instruction nach Norden. Der erste Versuch, ins Eis zu dringen, scheiterte. Am 10. August begann der zweite Versuch auf 74° 46 N. und 10° 28 W. Am 24. August war man der Küste bis auf ungefähr 24 Seemeilen nahe gekommen. Mit dem Boote drang die Mannschaft noch etwa 8 Seemeilen weiter vor. Obgleich jetzt nur 16 Seemeilen östlich von der Besbrow-Insel, konnte man doch von einem hohen Eisblock keine Spur eines Küstenwassers entdecken, in welchem eine Fahrt unter dem Land auszuführen gewesen wäre. Nun einmal so nahe der Küste, hoffte Capt. Hegemann auf einen Sturm, der das Eis auseinander treiben möchte; unverrichteter Sache wollte niemand den Rückweg antreten. Ein starker Nordwestwind erhob sich in den folgenden Tagen, aber er brachte das Schiff weit nach Südosten und machte jene Hoffnung zu Schanden.

Das Schiffsjournal sagt über die nächsten Tage das Folgende:

„Am 7. Sept. sahen wir im Westen viel freies Wasser mit hohem Wellenschlag, welches sich dem Anschein nach bis zur Küste erstreckte; getrennt waren wir von diesem nur durch ein großes Feld, welches jedoch im Norden und Süden von anderen nicht minder großen Eisfeldern begrenzt war. Wir hegten daher die Hoffnung, durch einen Canal das freie Wasser zu gewinnen und die Küste noch zu erreichen. Unter solchen Umständen konnten wir die Rückfahrt noch nicht antreten, warteten vielmehr auf eine günstige Gelegenheit, vorzudringen.

„Am 9. Sept. Morgens wehete ein voller Sturm aus Nordwesten, welcher das Eis in starke Bewegung brachte und vollständig dicht zusammenpreßte. Gegen Mittag ließ derselbe etwas nach, doch konnten wir weder nach Osten, noch nach Westen steuern. Das Eis blieb in starker Trift, so daß wir öfters Gefahr liefen, starke Pressungen davon zu erleiden. Wasser war nur selten zu sehen, und dann so wenig, daß das Schiff nicht hätte darin liegen können. Im Eise ging kaum eine Aenderung vor sich; jedoch wurde das Frostwetter strenger und anhaltender, so daß am 14. Sept. schon mehrere Zoll dickes Eis um unser Schiff gefroren war, und wir mehr und mehr befürchten mußten, aus diesem nicht mehr hinaus zu können; auch lag das Eis so dicht gepackt um uns, daß an eine Möglichkeit, zwischen den Schollen hindurchzukommen, nicht zu denken war.

„Am 19. Sept. waren wir vollständig eingefroren (73° 6, N. 19° 18 W.); es hatte sich eine dicke Eisdecke um unser Schiff gebildet. In dieser Lage verbrachten wir mehrere Wochen. Am 19. Oct. Morgens fing das Eis bei dichtem Schneegestöber und hartem Nordnordwestwinde, welcher bald zu Sturm ausartete, in unserer unmittelbarer Nähe stark an zu schieben, riß einen Theil des uns festhaltenden und schützenden Eises auf und setzte uns in große Gefahr.

„Zuweilen traten in dem Lärmen und Tosen des zusammenpressenden Eises Pausen ein; wir konnten dann nur sehen, wie sich das Eis durcheinander wirbelte, und große abgebrochene Stücke unseres Feldes fortgetrieben wurden. Kurz nach 12 Uhr Mittags, 19. Oct., hatten die herannahenden, schon hochaufgeschobenen Eismassen das junge Eis etwa 4' dick an der Steuerbordseite des Schiffes aufgebrochen, und drängten hart an das Außenbord an. Das Schiff hob sich vorn etwas, und würde sich noch mehr gehoben haben, wenn nicht die hohen Eisblöcke es daran gehindert hätten; es mußte daher die volle Kraft der Pressungen aushalten. Kurz vor 1 Uhr Nachmittags sprangen die Decksnähte mittschiffs; doch schien das Schiff noch dicht zu sein. Eine kurze Pause folgte dieser starken Pressung, die dann aufs neue und um so stärker begann. Die „Hansa" hob sich anfangs langsam, stieg dann aber schneller in die Höhe, bis sie etwa 14' aus ihrer alten Lage hoch auf das Eis geschoben war. Dann trat abermals eine Pause im Schieben des Eises ein, und das aufgeschobene Eis trat zurück, so daß nach Verlauf einer Stunde das Schiff, überliegend nach Steuerbord, vom Eise hinunter in das nunmehr freie Wasser gleiten konnte; es blieb aber auf einer Eiszunge unter Wasser in schiefer Lage liegen.

„Die Pumpen wurden gepeilt, im Schiffe befanden sich 11 Zoll Wasser, gleich darauf 12 Zoll. Die Pumpen wurden zugesetzt, und von 4 Uhr Nachmittags bis Abends 7 Uhr gearbeitet. Es mochten zehn Minuten verflossen sein, als abermals die Pumpen gepeilt wurden. Es befanden sich 2 Fuß 4 Zoll Wasser im Schiff. — Sturm und Schneegestöber ließen gegen 9 Uhr Abends nach, der Himmel wurde klar, und es stellte sich eine Kälte von — 20° R. ein. Das Wasser aus den Pumpen sammelte zwischen dem Proviant sich an, welchen wir am vorigen Tage bei der Ausräumung des Winterquartiers auf das Hinterdeck gestellt hatten; es lief theilweis durch die Cajütsklappe in den untern Raum zurück, während der andere Theil bei dieser 'niederen Temperatur auf dem Verdeck fror, die Speigossen verstopfte, so daß wir genöthigt waren, die Schanzungen einzuschlagen. Auch dieses half wenig, da das Eis auf dem Verdeck immer dicker wurde.

„Den 20. Oct., um 6 Uhr Vorm., als wir die ganze Nacht unaufhaltsam gepumpt hatten, die Pumpen aber durch das anfrierende Eis immer dichter wurden, und das Leck nicht ermittelt werden konnte, gaben wir das Schiff auf. Es drang das Wasser bereits von unten durch die Cajütsluke in die Cajüte hinein. Vorn war der Kabelraum von Wasser angefüllt. Das Schiff hatte allem Anschein nach den Kiel gebrochen, und war in allen Näthen leck geworden.

„Was uns auf dem Eise zu unserem Lebensunterhalt von Nutzen sein konnte, wurde gerettet; wir konnten jedoch nicht allen Proviant retten, geschweige denn andere Gegenstände, wie Kisten mit Sammlungen ꝛc. Am 22. Oct. kappten wir die Masten, bargen einen großen Theil des Tauwerks und suchten mittelst Leinen und Eisankern das Schiff zu halten.

„Abends vorher hatten wir Anker und Taue gekappt, um das Abbrechen des Eises, auf welchem unsere geretteten Güter lagen, zu verhindern; da unsere Befestigungen am Eisfelde angebracht waren, liefen wir Gefahr, daß die Wucht des Schiffes das Eis abbrechen werde. Am 23. October, 2 Uhr Morgens ist das Schiff gesunken. Das große Boot, welches frei auf Deck stand, blieb beim Sinken der „Hansa" auf der Oberfläche des Wassers liegen; die beiden andern Boote hatten wir schon früher aufs Eis gebracht.

„Der ungefähre Ort des Untergangs der „Hansa" ist 70° 50 N. und 21° W."

(Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 113. Speyer, Donnerstag, den 22. September 1870.

Zeitgedichte.

Gruß der Deutschen in Amerika.

Wenn Wünsche Kugeln wären mit Blitz und Donnerschlag,
Der längst Verbannten Wünsche, jetzt am Entscheidungstag
Wie würd' der Donner rollen gewaltig über's Meer
Für Deutschland eine Salve und für sein tapfres Heer!
Vergessen ist ja Alles, vergessen jede Noth,
Vergessen jedes Urtheil, ob es auch sprach: der Tod!
Für Dich, o Muttererde, Du Land der Herrlichkeit,
Auch Deine fernen Söhne, sie stehen mit im Streit!

Nicht Zeit ist's mehr für Worte; Gott grüße Dich mein Land!
Wie stehst Du stolz im Streite, der jetzt so jäh' entbrannt;
Ein Feigling, der verzweifelt nur einen Augenblick,
Hol' Deine alte Größe und Ehre Dir zurück!
Pflanz' auf des Wasgau's Höhen das deutsche Banner auf,
Laß' wehn die alten Farben von Straßburgs Domes Knauf!
Nun ist für Deine Kammern trotz des Jahrhunderts Hohn,
Endlich die Zeit gekommen, die Zeit der Reunion!

Der Würfel ist gefallen, der furchtbar eisern rollt;
Sie haben mit beschlossen, sie haben mit gewollt;
Sie küßten ihm begeistert den Reiterstiefel blank,
Der einst bis an die Knöchel in Bruderblut versank;
Hohläugig, ein Gespenste, betritt in blindem Wahn
Der letzte Bonaparte die letzte Schlachtenbahn;
Gerichtet von den Völkern, stürzt er im Blachgefild,
Denn seines stolzen Hauses Jahrhundert ist erfüllt.

Doch Du, der jetzt Du lenkest des Vaterlands Geschick,
O stehe fest! o wanke jetzt keinen Augenblick,
O sieh wie Klio's Auge so ernst jetzt blickt auf Dich;
O sei dem deutschen Volke kein zweiter Metternich!
Vermähle Du, Du kannst es, reich' nur dem Volk die Hand,
Die Freiheit mit der Größe im deutschen Vaterland!
Wir segnen den Befreier, wir fluchen dem Verrath!
Auf! und vollziehe endlich der Deutschen größte That!

Caspar Butz in Milwaukee.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

Wunderschön war hier die Aussicht. Links stand das Schloß, am Fuße des Hügels der kleine, tiefblaue See, dann die herrliche Kette der Alpen, deren höchste Spitzen mit dem glitzernden, silbernen Schmuck des ewigen Schnees gekrönt waren. Um den Tempel standen im Halbkreis mächtige Buchen und Eichen, aus denen die Vögel ihr süßes Lied ertönen ließen; sonst war die ganze Natur wie in feierliche Stille getaucht.

Nach minutenlangem Schauen breitete Norbert seiner lieblichen Schülerin ein Blatt Papier vor, auf welches er mit einigen Strichen ein paar massive Steine gezeichnet hatte, und ihr den Bleistift in die Hand gebend, bat er sie, zu beginnen. Auch er richtete sich ein, ein Aquarell von der Gegend aufzunehmen; doch immer und immer wieder mußte er den Kopf wenden und in das vom Eifer sanft geröthete Antlitz Eva's blicken, das in seiner Reinheit und Unschuld ihm unaussprechlich sympathisch däuchte. Sie zeichnete fleißig, mit sorgsamer Aengstlichkeit auf die Vorlage sehend, sprach jedoch kein Wort. Norbert wurde das Gefühl der Stille förmlich drückend; er wollte und mußte ihre Stimme wieder hören, die ihm klang wie die schönste Musik und er zerbrach sich den Kopf nach einer passenden Bemerkung.

„Bleiben Sie den Winter auch hier?“ frug er endlich, um doch etwas zu sagen.

Eva nickte, ohne aufzusehen.

„Zu der Zeit muß es doch ziemlich einsam sein,“ fuhr er weiter fort.

Da hob sie das Haupt.

„Ziemlich,“ rief sie, „das ist nicht das Wort! Schrecklich, entsetzlich einsam! Wenn Tag für Tag dieselbe weiße Decke auf der Erde liegt, kein Vogel singt, selbst der Brunnen friert und nicht mehr plätschert, wenn Alles still ist und gestorben, die Sonne so früh untergeht und die Abende endlos sind, da faßt mich oft eine wahre Verzweiflung.“ Sie ließ den Stift fallen und preßte die Hände zusammen. „Ich möchte hinaus, fort in die Welt; ich möchte reisen, Musik hören, Bilder sehen, Menschen kennen lernen, leben, einmal leben, bevor ich sterbe.“ Ihr Auge flammte und sie schien tief ergriffen.

„Sie waren wohl noch nie in der sogenannten Welt?“ fragte der Künstler, der ihr mit großer Theilnahme zugehört.

„Nie!“ und sie schüttelte den Kopf mit fast finsterm Blick. „Immer hier eingesperrt, immer einsam, ohne Bekannte, ohne Freunde. Ein paar Gutsnachbarn, langweilige Menschen mit einem Küchengarten als Herz und einem Kartoffelacker als Hirn, kommen ein oder zwei Mal jährlich; wir geben den

Besuch zurück, sonst Nichts und Niemand. Mein Großvater liebt die Welt nicht."

„Er hat Recht," unterbrach sie Norbert fast heftig.

„Recht?" frug Eva ganz erstaunt.

„Ja, Recht," wiederholte er, „die Welt betrügt und lügt; außen ist sie schön, glänzend, bezaubernd, aber innen voll moralischer Häßlichkeit, Heuchelei, Neid und Niedrigkeit."

„Auch Sie hassen die Menschen —," rief Eva, „aber warum denn?"

„Weil ich sie kennen gelernt habe," sagte Norbert kurz.

„Ich kann nicht glauben, daß sie so schlecht sind, wie ich immer höre," und Eva schüttelte ungläubig das Haupt. „Gewiß, gewiß, Sie täuschen sich. Ich kann es von meinem Großvater begreifen, den er hat bittere Erfahrungen gemacht; aber warum sollen alle Menschen schlecht sein, weil er sich in Einem getäuscht? Vielleicht geht es Ihnen auch so und später werden Sie einsehen, daß Sie ungerecht geurtheilt."

„Ich fürchte, das werde ich nie," sagte Norbert mit traurigem Lächeln.

„Und dann, welche Hülfsquellen stehen Ihnen zu Gebote! Sie sind Mann, Sie können schaffen und wirken; wir armen Mädchen dagegen, trotz allem oft fast peinlichen Thätigkeitsdrang, müssen zusehen und uns mit Kleinigkeiten abfinden lassen."

„Nun, wer weiß," sagte Norbert halb lachend; „es kann eine Zeit kommen, wo Sie die jetzt gehaßte Einsamkeit aufsuchen und lieben werden und glücklich sind, keinen Menschen zu sehen und von Niemandem Etwas zu hören."

„Ich hoffe, die Zeit wird nie kommen," sagte Eva sehr energisch, „denn dann müßte ich viel Enttäuschungen erfahren haben. Doch bitte, sehen Sie einmal meine Steine an, die schauen noch etwas unglücklich darein; finden Sie nicht?"

Der Maler corrigirte und belehrte bis die Sonne sich ihrem Untergange neigte; Eva mahnte, daß es Zeit sei, aufzubrechen.

Für den folgenden Tag wurde um zehn Uhr Morgens die nächste Lection festgesetzt; sie sollte wieder im kleinen Tempel stattfinden, wo der Künstler seine Schülerin erwarten würde.

An der Brücke trennten sie sich.

Eva ging zu Walburga, ihr von der Stunde zu erzählen, und dann in den Salon, wo ihr Großvater sie erwartete, dem sie einen kürzern Bericht abstattete. Als sie erwähnte, daß der Maler für seine Stunden keine Bezahlung annehmen wollte, zog der Baron seine Augenbrauen ungläubig in die Höhe.

„Das ist eine Finte, damit man zuletzt, von seiner Noblesse gerührt, ihm noch mehr gibt."

„Aber Großpapa, wie kannst Du nur so Etwas denken," rief das junge Mädchen: „Wenn Du ihn nur sehen wolltest . . ."

„Ich danke für seine Bekanntschaft," sagte der alte Herr kalt. „Hole das Schachbrett, das ist mir lieber."

Schweigend stand Eva auf, um seinem Wunsche Folge zu leisten; aber in ihren Augen glänzte es fast wie Thränen. Sie war an solche Reden ihres Großvaters schon gewöhnt und obwohl stets unangenehm davon berührt, hatten sie sie doch nie so gekränkt, ihr so weh gethan, wie eben heute. Daran dachte sie freilich nicht. Sie fühlte, ohne sich Rechenschaft über das Gefühl zu geben.

Der Abend verging wie gewöhnlich. Nach dem Schach kam der Thee, dann las Jedes für sich und mit dem Schlag Zehn wünschte Eva dem Baron gute Nacht und ging in ihr Zimmer.

Es war die Zeit, wo sie ihre Mutter am meisten vermißte. Keine theure Hand ruhte jetzt segnend auf ihrem Scheitel und die Lippen, die stets so zärtlich ihr sanfte Ruhe gewünscht, waren für immer kalt und stumm. Heute war Eva ganz besonders weich gestimmt. Kaum hatte Walburga sie verlassen, so öffnete sie das Fenster und mit beiden Armen sich auf die Brüstung lehnend, starrte sie hinaus in die Dunkelheit. Leise plätscherte der Springbrunnen, die Blumen sandten ihre süßen Düfte empor; Eva sah nach dem einsamen Licht, das unten im Dorf brannte und sich wiederspiegelte im See. Tiefer und tiefer sank ihr das Haupt, bis es zuletzt auf dem weißen Arm ruhte und als sie es nach einiger Zeit wieder erhob, waren ihre Wangen feucht und ihre Wimpern naß.

Die nächste Woche verschwand im Fluge. Täglich ging Eva mit erhöhtem Fleiß an das Zeichnen und freute sich über ihre Fortschritte mit unschuldigem Stolze. Die Stunden, die sie plaudernd und zeichnend auf den Stufen des kleinen Tempels zubrachte, waren die Lichtpunkte des ganzen Tages. Eine unaussprechliche Zufriedenheit, eine Heiterkeit und ein Frohsinn, wie sie noch nie gekannt, zogen in ihre Seele ein. Auch äußerlich konnte man einen Unterschied gegen ihr früheres Wesen bemerken. Ihre Wangen waren tiefer geröthet, ihre großen Augen blitzten frisch und fröhlich in die Welt hinein, und ihre Kleidung, immer geschmackvoll, war es jetzt doppelt, um, wie sie sich selbst entschuldigend sagte, dem Künstlerauge nicht wehe zu thun. Klar und hell ertönte ihre Stimme schon am frühen Morgen in jubelnden Weisen, ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren; sie war, wie Norbert einmal lächelnd bemerkte, Erato und Terpsichore zu gleicher Zeit.

Eines Nachmittags saß Norbert, sie erwartend, auf dem gewöhnlichen Platze. Drei Uhr, die Stunde, zu der sie sonst immer kam, war vorbei; jetzt schlug es halb vier, dann vier; — Norbert verging fast vor Ungeduld. Zwanzig Mal war er schon aufgesprungen und hatte die Allee entlang gespäht; zuletzt erging er sich in allerlei möglichen und unmöglichen Vermuthungen. War Eva krank, abgereist, hatte er sie beleidigt, war sie des Zeichnens müde oder hielt ihr Großvater sie zurück? So quälte er sich, bis endlich, da seine Blicke abermals die Allee hinunter flogen, ein weißes Kleid am Ende derselben erschien. Er eilte ihr entgegen.

„Um's Himmelswillen", rief er, „ist Etwas ge-

schehen? Waren Sie krank, oder haben Sie mich — ich wollte sagen, Ihre Zeichenstunde — ganz vergessen?"

„Weder das Eine, noch das Andere," erwiderte Eva, „aber wir haben Besuch gehabt."

„Besuch?" frug Norbert argwöhnisch; „von alten Damen mit ihren grämlichen Eheherren oder von ländlichen Fräulein?"

„Diesmal nicht," antwortete sie lachend. „Es war ein sehr netter junger Mann, der Herr von Möllern, mit dem ich als Kind manchmal gespielt habe."

Norbert pfiff leise vor sich hin.

„Ich habe ihn seit mehreren Jahren nicht gesehen," fuhr Eva arglos fort, er hat sich erstaunlich herausgemacht, ist viel gereist und kommt jetzt gerade aus Paris, von dem er uns viel Interessantes mittheilte. Es hat mich sehr gefreut, ihn wieder zu sehen. — Aber warum packen Sie denn Alles zusammen?" frug sie ganz erstaunt, als sie Norbert's Beschäftigung gewahrte.

„Es ist zu spät, um anzufangen," sagte dieser verstimmt.

„Zu spät? Wir können ja fast noch eine Stunde arbeiten. Möllern hat mir auch viel von den herrlichen Bildern in Rom erzählt und versprochen, er wolle mein Cicerone sein, sollte ich je hinkommen. — Sehen Sie einmal," unterbrach sie sich selbst, sich auf die Stufen lagernd und Norbert ihre Zeichnung hinhaltend, „mein Bauernhaus ist ganz respectabel ausgefallen, finden Sie nicht? In Tyrol soll es so malerische Bauernhäuser geben."

„Hat Ihnen das vielleicht auch Herr von Möllern erzählt?" frug Norbert, indem er eifrigst einen Bleistift spitzte.

Der Ton seiner Stimme machte Eva aufsehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bayern in der Schlacht bei Sedan.

München, 16. Sept. Ueber die Schlacht bei Sedan wurden schon eingehende Berichte veröffentlicht, und in denselben allenthalben der ruhmvolle Antheil hervorgehoben, welchen die bayerischen Truppen auch an der Schlacht genommen haben; dessenungeachtet dürfte auch die folgende aus zuverlässiger Quelle entnommene Mittheilung von Interesse sein, zumal sich aus derselben ergibt, daß die in einigen Berichten aufgestellte und auch im Publicum mehrfach verbreitete Anschauung, als hätte das bayerische 1. Armeecorps den Angriff zu früh begonnen, eine vollständig unbegründete ist. Am 28. Aug. marschirte das erste bayerische Armeecorps in engste Cantonirung und Bivouac um Varennes; die Avantgarde rückte nach Vaulny. An diesem Tag hatten die größtentheils bivouakirenden Truppen sehr viel von dem in Strömen niedergehenden Regen zu leiden, der Operationsbefehl des Obercommando's hatte für den 29. Aug. eine Vorrückung des Corps gegen Grand Pré angeordnet. Eingetroffene Meldungen veranlaßten jedoch das Obercommando, das erste bayerische Corps am 29. Aug. nach Sommerance zu dirigiren, woselbst es hinter dem bei Landres stehenden linken Flügel der Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen Stellung nehmen sollte. Durch persönliche Anordnung des Generals v. Moltke wurde jedoch die erste Division in St. Juvin an der großen Straße nach Grand-Pré belassen, so daß nur die zweite Division auf dem Plateau bei Sommerance im Bivouak stand. Man erwartete nämlich, daß andern Tags eine Bewegung in westlicher Richtung nothwendig würde. Mittags trafen jedoch bestimmte Nachrichten über die Stellung und Stärke der französischen Armee ein. Demgemäß wurde für den 30. Aug. ein allgemeiner Angriff der dritten Armee und der Armeeabtheilung des Kronprinzen von Sachsen auf die feindliche Stellung zwischen Le Chêne und Beaumont befohlen. Das erste Corps hatte Befehl, über Buzancy und Sommauthe gegen Beaumont vorzurücken, und diesen Punkt anzugreifen. Rechts vom 1. bayerischen Corps hatte der Kronprinz von Sachsen ebenfalls gegen Beaumont vorzurücken, während die Armeecorps des Kronprinzen von Preußen links vom ersten Corps vorgingen; das zweite bayerische Corps folgte unmittelbar dem ersten bis nach Sommauthe. Der Feind wurde in seinem Lager bei Beaumont vollständig überrascht. Die an der Tête marschirende vierte Brigade wurde durch General v. d. Tann sogleich gegen die Rückzugslinie des Gegners gerichtet; dieselbe Direction erhielt die dritte Brigade, welche zur Unterstützung links von der vierten ins Gefecht eingriff. Beide Brigaden gingen mit ausgezeichneter Bravour vor und drängten den weichenden Feind gegen Yoncq und Varimont. Das 1. Jägerbataillon nahm hiebei zwei bespannte Geschütze. Um den Gegner weiter nordwärts zu drängen, dirigirte General v. d. Tann die erste Division gleich bei ihrem Eintreffen durch den Wald von Beaumont in nordwestlicher Richtung gegen La Besace. Eine feindliche Arrieregarde, die sich nördlich dieses Ortes festgesetzt hatte, wurde durch die erste und zweite Brigade, welche den Feind in beiden Flanken umgingen, bis über Raucourt und weiter nördlich zurückgedrängt, woselbst die Dunkelheit dem Gefecht ein Ende machte. Von der zweiten Division hatte General v. d. Tann auf Ansuchen des Commandanten des vierten preußischen Corps 4 Bataillone und 2 Batterien diesem Corps zur Unterstützung überlassen. Dasselbe drängte den Gegner bei Villers devant Mouzon über die Maas, wobei besonders die beiden Batterien Gelegenheit hatten, wirksam einzugreifen. In der Nacht vom 30. auf den 31. Aug. stand das bayerische erste Corps mit dem Gros um Raucourt und La Besace; die an das vierte Corps abgegebenen 4 Bataillone und 2 Batterien bei Pouron. Für den 31. Aug. war vom Obercommando befohlen, daß der Tags vorher auf allen Punkten geschlagene Feind bis an die Maas verfolgt werden solle. Das erste bayerische Corps sollte deßhalb bis nach Remilly zur Mense, das zweite bayerische Corps dahinter bis Raucourt rücken, während die Armeecorps des Kronprinzen von

Sachsen von Mouzon aus längs des rechten Maasufers nachzudrängen befohlen waren. Das erste Corps hatte die erste Brigade mit einer 6=Pfünder= und einer 4=Pfünder=Batterie an der Spitze; hierauf folgte die zweite Brigade, dann die ganze Artillerie=Reserve, dieser endlich die zweite Division. Gegen 10 Uhr traf von der Avantgarde die Meldung ein, daß jenseits der Maas bei Bazeilles und Douzy sich starke feindliche Colonnen zeigten, welche theilweis in westlicher Richtung marschirten. Die Artillerie der Avantgarde war bereits auf den Höhen östlich und westlich des Dorfes Remilly sur Meuse in Action getreten. Der Feind entwickelte bedeutende Artillerie, welcher aber bald die Reserve=Artillerie des ersten Corps, die im Trab nachgerückt und in ausgezeichneten Positionen aufgefahren war, mit Erfolg antwortete. Die feindlichen Truppen waren dem ersten Corps an Infanterie bedeutend überlegen, hatten außerdem eine zur Vertheidigung des Maasübergangs vorzüglich geeignete Stellung auf den Höhen nördlich von Bazeilles inne, und bestrichen die sämmtlichen Ausgänge des Orts, sowie die Eisenbahnbrücke und das Maasufer mit mehreren Mitrailleusen=Batterien. Der Commandant des ersten Armeecorps beschloß daher, sich in den Besitz der Eisenbahnbrücke zu setzen, ein weiteres offensives Vorgehen über die Maas jedoch erst dann zu befehlen, wenn ein Eingreifen der Armeecorps des Kronprinzen von Sachsen, welcher längs des rechten Maasufers vorzugehen beordert war, bemerkbar würde. Deßhalb ließ General v. d. Tann auch zwei Jägerbataillone (4. und 9.), welche aus eigenem Antrieb über die Eisenbahnbrücke vor= und in Bazeilles eingedrungen waren, aber unmöglich weiter vordringen konnten, zurücknehmen und an der Eisenbahnbrücke eine Aufstellung suchen. Ein Versuch des Feindes, die Eisenbahnbrücke zu sprengen, wurde schon im Laufe des Vormittags von unserer Seite abgewiesen. Zugleich ließ General v. d. Tann zwei Pontonbrücken über die Maas schlagen, und in deren Nähe die erste Brigade verdeckt in Bereitschaftsstellung rücken, um, sobald die erwartete Flankenbewegung am rechten Maasufer eintrete, mit bedeutenden Kräften rasch vorbrechen zu können.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber die Flucht der Kaiserin aus Paris entnehmen wir der Times Folgendes: „Als die Kaiserin die Tuilerien durch das nach der Seine hinausgehende Thor verließ, waren der Fürst Metternich und noch zwei Herren bei ihr, welche sie indeß im Gedränge verlor. Von einem Straßenbuben wurde sie erkannt und der Pöbel rief: „à la Guillotine!“ Die Kaiserin entging der drohenden Gewaltthat, indem sie sich im Gedränge verlor und schließlich das Haus eines Freundes erreichte. Paris mit der Eisenbahn zu verlassen, schien zu gefährlich, und es war keine andere Fahrgelegenheit zu finden, als ein nach der Normandie zurückkehrender Marktkarren. Auf diesem Karren fuhr die Kaiserin drei Tage und zwei Nächte, ehe sie in der Nähe von Trouville die See erreichte, und hier von Sir John Burgoyne an Bord seiner Yacht aufgenommen wurde. Vor ihr kam ein Franzose an Bord mit der Bitte, sich einmal eine englische Yacht ansehen zu dürfen. Sir John, welcher ihn halbwegs für einen französischen Spion hielt, gestattete ihm die Besichtigung des Fahrzeuges, und bald nachdem er sich entfernt hatte, kamen zwei andere Herren mit der nämlichen Bitte. Nachdem sie die Yacht genau in Augenschein genommen und vielerlei Fragen über deren Fahrgeschwindigkeit 2c. gestellt hatten, baten sie, den Eigenthümer allein sprechen zu dürfen. Der Eine, welcher sich als Herr v. Lesseps vorstellte, sagte, sie seien gekommen, einen Gefallen zu erbitten, und verließen sich auf seine Ehre als englischer Gentleman, daß er, auch falls er die Bitte nicht zu erfüllen im Stande sei, von der ihm zu machenden Mittheilung keinen Gebrauch mache. Dann erzählten sie die Geschichte von der Flucht der Kaiserin, und baten ihn, dieselbe nach England zu bringen. Die Kaiserin kam ohne alles Gepäck an Bord, sie hatte nicht einmal Kamm und Bürste, noch auch das geringste von frischer Wäsche bei sich. Die Ueberfahrt nach der Insel Wight war sehr rauh, und äußerst erschöpft langte die entthronte Fürstin in Ryde an. Am Sonntag besuchte sie zwar in Hastings, wohin sie sich bekanntlich zu ihrem Sohne begeben, die katholische Kapelle, seither aber ist sie nicht sichtbar geworden, und angeblich ist sie von einer nicht unbedeutenden Unpäßlichkeit heimgesucht.“

Eine Anekdote, in der sich eine ganze Epoche spiegelt: Als sich am 11. September die Deputirten der Linken zum Pariser Stadthause begaben, um die zur Nothwendigkeit gewordene Republik zu proclamiren, traten sie zu diesem Zwecke in einen der Säle. Ein alter Huissier beeilte sich sofort, die Thüren zu einem anderen zu öffnen mit den Worten: „Pardon! meine Herren, hier werden immer die Berathungen der provisorischen Regierungen gehalten.“

Genf, 10. Sept. Das „Journal de Geneve“ bringt die traurige Nachricht, daß drei Reisende, ein Irländer und zwei Amerikaner, nebst zwei Führern und fünf Trägern, bei der Besteigung des Mont Blanc vergangenen Dienstag verunglückt sind in Folge eines heftigen Sturmes, der sie in eine Spalte des Gletschers du Miage geworfen haben soll. Trotz mehrtägiger Nachforschungen hat man noch keine Spur von ihnen gefunden.

Charade.

Im Mund des Berliners da hörest Du
Gar oft die Erste, er lächelt dazu,
Und meint, wir könnten zufrieden sein
Mit unserer Arbeit drüben am Rhein.

Die Zweite fließet, wo grünt und blüht
Ein herrliches Land, allein es glüht
Des Krieges Zunder nicht minder dort
Wohl bald aufflammend zu Kampf und Mord.

Die Dritte — jedem Franzosen bewußt —
Macht eine halbe Elle just;
Die Vierte ist auch französ'scher Natur,
Ist aber vom Onkel die Hälfte nur.

Das Ganze ist kaum eines Räthsels werth,
Und hat doch schon Millionen verzehrt,
Nur Eins hat's mit dem Räthsel gemein:
Es scheint der Auflösung nahe zu sein.

Auflösung der Homonyme in Nr. 111:

Anlagen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 114. Speyer, Samstag, den 24. September 1870.

Zeitgedichte.

Lied der deutschen Soldaten im Elsaß.

(Nach der Singweise „Ich hatt' einen Cameraden").

1.

Im Elsaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herzen mir pressen
Er hat es schier vergessen,
:,: Was wir einander sein! :,:

2.

Mein armer guter Bruder!
Hast du dich denn verwälscht?
Geraubt von dem Franzosen
Trägst du die rothen Hosen —
:,: Ist auch dein Herz verfälscht? :,:

3.

Horch auf! Sie ist nun kommen
Die lang ersehnte Zeit,
Wir haben nun ein Deutschland,
Ein einig starkes Vaterland,
:,: Vorbei ist Zank und Streit. :,:

4.

Dich auch nun haben wir wieder,
Komm Bruder, komm nun her,
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten,
:,: Wir trennen uns nimmermehr! :,:

*

Wer hat das Lied gemacht?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Cameradschaft haben
:,: In der Schlacht und auf der Wacht! :,:

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

„Was haben Sie — Ihnen ist nicht wohl —!" rief Eva, als sie seine Blässe bemerkte. „Was fehlt Ihnen, Herr Norbert? Sie leiden."

Ein finsterer Ausdruck überflog die Züge des Künstlers.

„Ja wohl, ich leide," sagte er mit gepreßter Stimme.

Nun ward Eva wirklich besorgt. Aengstlich fragte sie, ob er vielleicht eines Arztes bedürfe? Norbert suchte sie zu beruhigen. Aber das Zeichnen wollte heute Keinem glücken. Endlich klappte Eva ihr Buch zu. „Es geht nicht, es geht nicht, ich bin so zerstreut. Ich muß immer an alle Herrlichkeiten denken, von denen ich heute gehört, und wünsche mich hin, ach — wie vergebens!"

„Der junge Mann muß sehr anregend erzählt haben," bemerkte Norbert trocken.

„Ja, außerordentlich; möchten Sie ihn nicht kennen lernen? Er wird bald wieder kommen."

„Danke!" rief der Künstler hastig aus, „ich — ich liebe nicht, neue Bekanntschaften zu machen. Lassen Sie uns gehen; es fängt an kühl zu werden."

„Ihnen ist offenbar nicht wohl," sagte Eva ganz ernst. „Ich bitte Sie, schonen Sie sich und kommen Sie lieber morgen nicht."

„Wenn Sie es wünschen," sagte Norbert, sich etwas steif verneigend.

„Ich wünsche das Gegentheil, wenn es Ihnen zuträglich ist," antwortete das junge Mädchen einfach.

Sie waren indeß aufgebrochen und bis an die Brücke gelangt.

„Leben Sie wohl," sagte Eva, ihrem Lehrer freundlich die Hand bietend, „und morgen, wenn Sie können, kehren Sie gesund wieder."

Norbert ergriff ihre Hand und drückte sie einen Augenblick sanft; dann ließ er sie plötzlich fallen und ging, ohne ein Wort zu sagen, den Berg hinunter.

„Er ist krank oder hat einen Kummer," murmelte Eva, ihm besorgt nachschauend; „wenn ich ihm nur helfen könnte," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, indem sie sich nachdenklich dem Schlosse näherte.

„Höre, Walburga," sagte das junge Mädchen an demselben Abend, als die alte Frau ihr beim Auskleiden behülflich war, „Du hast mir früher immer allerlei Geschichten erzählt und jetzt habe ich seit Ewigkeiten keine mehr von Dir gehört."

„Das kommt weil Gräfin über dem Zeichnen und Malen für gar Nichts mehr Sinn haben," antwortete Walburga, ein wenig gekränkt.

„Ach, was Dir einfällt!" lachte ihre schöne Herrin; „da, setze Dich hierher." Sie rollte einen Lehnstuhl an das Fußende des Bettes und sprang dann mit einem leichten Satz hinein.

„So beginne," sagte sie, sich behaglich in die Kissen lehnend und die Alte anblinzelnd, „aber interessant muß es werden, sonst schlafe ich ein. Weißt Du keine Geistergeschichten? Alte Bilder, die um Mitternacht, „wenn Niemand wacht," lebendig werden; Gespenster, die in einem alten Schloß in den langen Gängen herumschlurfen — mit Kugeln rollen und mit Ketten rasseln; oder eine Räubergeschichte mit Einbruch, Diebstahl und Flucht; nun, nun, fällt Dir gar nichts ein, Du besinnst Dich so lange."

„Ich wüßte schon Etwas," sagte Walburga langsam; „aber eine Räuber- oder Gespenstergeschichte ist es nicht."

„Also erzähle, was Du weißt," rief Eva schon halb ungeduldig.

„Du hast vielleicht noch nie von Deiner Großtante Beate gehört?" frug Walburga. „Unten in der Bibliothek hängt ihr Bild."

„Das junge Mädchen mit den großen, schwarzen Augen und den braunen Locken? Ja, ich weiß; ich frug einmal Großpapa, wer sie sei; aber er sagte nur ganz kurz und kalt: meine verstorbene Schwester, und weiter zu forschen habe ich mich nicht getraut. Was ist mit ihr geschehen? — erzähle doch!"

„Es ist schon lange her," hub Walburga an, die Hände auf dem Schooß faltend, ich war ein junges Ding von vierzehn, fünfzehn Jahren, wie ich zuerst zu Baron Ebensee's kam, aber ich kann mich gar gut erinnern, wie schön Fräulein Beate war. Und dabei ebenso gut wie schön. Sie war wie ein Engel auf Erden; ihr Herz war nur zu weich und empfänglich. Sie verlor ihre Mutter, als sie noch Kind war, und hatte keine Schwestern, sondern nur Brüder. Als ihr Vater zum zweiten Mal heirathete, fand sie in ihrer Stiefmutter keine Stütze, und ihre Stiefschwester, die jetzige Baronin Halden, war noch ein kleines Kind, wohl zwanzig Jahre jünger, als Beate in die Welt geführt wurde. — Die Stiefmutter war eine geistreiche Frau und alle Leute, die einen Namen hatten, oder sich einen machen wollten, kamen in ihr Haus.

„Da ging es Abends oft bunt her. Musiker aller Art, Künstler und Dichter drängten sich in den Salons und bis spät Nachts dauerten meistens die Vorlesungen oder Concerte."

„Eines Abends, nach einem solchen Fest, ging ich wieder zu Fräulein Beate, um ihr beim Auskleiden zu helfen; denn ich war damals ihr Kammermädchen. Doch sie wollte mir nicht erlauben, auch nur eine Stecknadel herauszuziehen. „Ich muß lernen, Alles allein zu thun," sagte sie mir, und als sie bemerkte, daß ich sie erstaunt ansah, setzte sie ganz ruhig hinzu: „Ich werde einen armen Künstler heirathen." Ach — liebe Gräfin, ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir's da zu Muthe war; denn ich kannte den alten Herrn Baron und wußte, wie stolz und hart er sei. All' mein Flehen hat nichts genützt; denn so sanft Fräulein Beate auch aussah, den Willen hatte sie vom Vater geerbt und der war wie lauter Eisen. — Du kannst Dir denken, wie's dann gegangen ist. Der Baron und die Baronin waren ganz wüthend; sie wurde gequält, eingesperrt, enterbt, aber plötzlich, eines Morgens — war sie fort.

„Am nächsten Tage erhielt ich einen Brief, worin sie mir schrieb: sie sei verheirathet, ganz selig und ziehe mit ihrem lieben Gemahl nach Italien. Sonst Nichts, und manche Nacht bin ich wach gelegen und habe an Beate gedacht und gewünscht, sie nur noch einmal vor meinem Tode zu sehen; denn ich hatte sie gar innig lieb.

„Da, nach acht langen Jahren, bin ich noch immer bei Deinem Großvater gewesen, bringt mir eines Tages ein kleiner Knabe einen Brief. Wie ich die Handschrift sehe, bin ich gleich außer mir gewesen, ich reiße den Brief auf, da steht: „Liebe Wally, komme Abends sieben Uhr zu mir; sage aber keinem Menschen ein Wort darüber, Beate."

„Kein Tag ist mir so lange gewesen, wie dieser, und kaum war es halb Sieben, so habe ich mich auf den Weg gemacht. Wenn nicht die genaue Adresse auf dem Brief gestanden hätte, so würde ich mich nicht in das elende Haus getraut haben, das ich danach fand. Drei Treppen hoch stieg ich und als ich oben anlangte, zitterte ich so sehr, daß ich mich an die Mauer lehnen mußte, sonst wäre ich wahrlich niedergesunken. Ich klopfte, aber die Stimme, die mich eintreten hieß, war mir fremd. — Ach, es war wohl meine Beate, die so gerufen hatte; aber wie verändert, wie alt, wie hager und wie arm! Ihre Kleidung war geflickt und wieder geflickt und ihr ganzer Hausrath, ihre elende Stube so dürftig, daß es mir das Herz zusammenschnürte.

„Sie fiel mir um den Hals und lange konnten wir vor Weinen Nichts reden. Endlich faßte sie sich, sie hat immer viel Gewalt über sich gehabt, und fragte nach ihrem Vater, ihrer Stiefmutter und ihren Geschwistern. Mir verbot sie aber strenge, nur ein Wort von unserm Wiedersehen oder von ihrer Rückkehr zu sagen. „Ich will ruhig hier sterben," sagte sie dann, und als ich sie ganz erschrocken ansah, fuhr sie fort: „Ach, Du glaubst mir nicht? Aber ich weiß es, ich fühle, daß ich bald erlöst sein werde. Tröste mich nicht; der Tod ist mein Trost!" — „Aber Dein Mann?" stieß ich heraus. Sie wurde blaß bis an den Mund. — „Der ist todt," sagte sie. — „Armes Kind," rief ich, „wann, wo denn, an was?" — Da lachte sie, aber so ein Lachen zu hören, will ich Dir nicht wünschen. — „Er ist im Spital gestorben und weißt Du, an was, an was?" — Sie packte meinen Arm und flüsterte mir in's Ohr: „Am delirium tremens; weißt Du, was das heißt? Säuferwahnsinn!" — „Großer Gott, liebes Kind, was hast Du durchgemacht!" rief ich. — „Viel, furchtbar viel," schrie sie fast und rang die Hände; „aber laß mich nicht daran denken, sonst verliere ich den Verstand. O Gott, gib mir Geduld, gib mir Kraft, auszuhalten bis an's Ende, und laß das Ende kommen bald, o bald!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Bayern in der Schlacht bei Sedan.

(Schluß.)

Die Vorbereitung zum Vorstoß gegen Bazeilles war eben beendigt, die Artillerie noch durch vier Batterien des zweiten Corps verstärkt worden, als die Nachricht eintraf, daß die Armeecorps des Kronprinzen von Sachsen im Laufe des 31. nicht mehr zum Angriff kämen, sondern Bivouacs und enge Cantonnirungen bezogen hätten. In Folge dessen befahl der Commandant des ersten bayerischen Armeecorps, daß die erste Brigade mit einigen Bataillonen der zweiten Brigade unter Commando des Generalmajors Dietl, unterstützt von der über Nacht in Position bleibenden Reserve-Artillerie, die unter Tags eingenommene Stellung während der Nacht besetzt halten, während das Gros des Corps zwischen Angecourt und Remilly ins Bivouac rückte. Die Eisenbahnbrücke wurde verrammelt und gegen einen Ueberfall vollkommen gesichert. In der Nacht vom 31. Aug. auf den 1. Sept. erhielt General v. d. Tann vom Obercommando den Befehl, andern Tags nach Maßgabe des Vorrückens der Armeecorps des Kronprinzen von Sachsen in die Schlacht einzugreifen, jedoch mit dem Zusatz: daß es ihm unbenommen sei, noch während der Nacht eine Wegnahme von Bazeilles zu versuchen, um hiedurch den Feind bis zum Herkommen der übrigen Corps festzuhalten. Demgemäß befahl General v. d. Tann auch sogleich den Angriff auf Bazeilles. Um 4 Uhr früh, bei einem dichten, jeden Ueberblick hemmenden Nebel, rückte die Avantgarde unter Generalmajor Dietl, welcher die Brigade Orff nachgezogen wurde, zum Sturm auf Bazeilles vor; die zweite Division folgte bald nach und unterstützte die erste Division. Der Feind kämpfte mit großer Hartnäckigkeit; einer seiner besten Truppentheile, die Marine-Infanterie, hatte Bazeilles besetzt und vertheidigte den großen ganz aus steinernen Häusern bestehenden Ort Schritt für Schritt. Die hier fechtende französische Division gehörte dem noch intacten Corps des Generals Lebrun an, welches dann durch das erste französische Corps unterstützt wurde. Der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Marschall Mac Mahon, wurde an diesem Punkte gegen 8 Uhr Morgens schwer verwundet, und dessen Verwundung und der darauf eingetretene Wechsel im Commando war von wesentlichem Einfluß auf die Leitung der Schlacht. Der Kampf um den Besitz des Dorfes dauerte fast sechs Stunden, denn erst gegen 10 Uhr war es unbestritten im Besitz des bayerischen 1. Corps. Der Verlust war sehr bedeutend, besonders bei einigen Bataillonen, welche in einem großen Park fochten, den die Franzosen als ihren letzten Stützpunkt mit Zähigkeit festhielten, wobei sie von ihren Batterien und Mitrailleusen wirksam unterstützt wurden. Um halb 9 Uhr hatte das Corps Fühlung mit dem norddeutschen 12. Corps (Sachsen), welches auf dem rechten Flügel focht. Das ganze 1. Corps hatte sich nach und nach an diesem erbitterten Localgefechte betheiligt. Die Batterien der Divisionen waren seitwärts (nördlich) des Ortes Bazeilles aufgefahren und beschossen auf die nächste Distanz, häufig im feindlichen Infanteriefeuer, den zähe aushaltenden Gegner. Gegen 11 Uhr war die dem bayerischen 1. Armeecorps zugewiesene dritte Division über die Eisenbahnbrücke vorgerückt und auf Befehl des Generals v. d. Tann längs der Maas über Bazeilles hinaus gegen Balan vorgegangen. In diesem Dorf und auf den nächsten Höhen entspann sich nunmehr ein neues heftiges Gefecht. Die dritte Division hatte bedeutende Kräfte gegen sich und wurde auch von Sedan aus beschossen. Von der dem General v. d. Tann gleichfalls zur Disposition gestellten Avantgarde-Brigade des preußischen 4. Corps in der Stärke von vier Bataillonen war ein Bataillon zum Sturm auf Bazeilles verwendet worden, ein Bataillon aber später bei dem Gegenangriff auf Balan als Unterstützung nachgeschoben. In Voraussicht eines möglichen feindlichen Gegenstoßes in der Richtung auf Bazeilles hatte General v. d. Tann die erste und Theile der vierten Brigade, nachdem sie ihre Munition ergänzt, aus Bazeilles in eine Aufstellung östlich von Balan vorbeordert und ebenso die Reserve-Artillerie auf eine günstig gelegene Höhe östlich von Balan postirt. Gegen 4 Uhr machte der Feind wirklich den letzten heftigen Angriff gegen Balan, nach Aussagen von gefangenen Offizieren unter persönlicher Anwesenheit des Kaisers Napoleon. Die dritte Division, welcher General v. d. Tann bereits ein Bataillon des 1. Infanterie-Regiments zugewiesen, seit drei Stunden im heftigsten Gewehr- und Mitrailleusenfeuer, verlor einen Theil des Ortes, wurde jedoch sofort von der ersten Brigade unterstützt. Sobald sich die Têten der östlich vorrückenden feindlichen Abtheilungen zeigten, wurden sie durch die Reserve-Artillerie mit lebhaftem Feuer empfangen, dem sogleich ein vom besten Erfolg gekrönter lebhafter Angriff der gesammten Infanterie folgte. Der Feind wurde in die Festung Sedan zurückgeworfen. General v. d. Tann ritt nach eingetretener Dunkelheit bis unmittelbar vor die Thore Sedans, vor welchen bereits Truppen der ersten Brigade und zwei Bataillone des preußischen 4. Corps standen. Eine im Namen des Kronprinzen von Preußen erfolgte Aufforderung zur Uebergabe blieb noch ohne Resultat; die Capitulation erfolgte, wie bekannt, am nächsten Tag. Das Benehmen der Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften während der drei Schlachttage kann nicht genug gerühmt werden. Am folgenden Tage, 2. Sept., bivouakirte das erste bayerische Corps auf dem Schlachtfeld und am 3. Sept. Nachmittags marschirte es in eine Stellung westlich von Sedan zwischen Petit Torcy und Villette, um die dort auf einer Maasinsel concentrirten Gefangenen gegen Süden vollkommen abzuschließen. Am 4. Sept. erhielt das erste bayerische Armeecorps Befehl, im Wechsel mit dem elften preußischen Corps den Rücktransport der Gefangenen bis nach Pont-à-Mousson zu bethätigen. (A. Z.)

Das Schicksal der „Hansa",
Begleitschiff der deutschen Nordpol-Expedition von 1869.

(Fortsetzung.)

Die Liverpoolküste war kaum eine deutsche Meile entfernt; man sah deutlich ihre Klippen und Berge, die den Kalkalpen bei München auffallend gleichen; man erkannte die Halloway-Bay und die Glasgow-Insel; aber nirgends war ein Weg durch das Eislabyrinth zu entdecken.

So hat höhere Gewalt der Fahrt der „Hansa" ein vorzeitiges Ziel gesetzt; mit entschlossenem, unverdrossenem Sinn war gehandelt, wie es dem Plane des großen Unternehmens entsprach; der Rendezvous-Platz an der Ostküste Grönlands war aber nicht erreicht.

Am 20. October 1869 standen die 14 Mann, welche die Besatzung der „Hansa" gebildet hatten, neben den wenigen geretteten Sachen in weiter Eiswüste hilflos da. Aber sie verzagten nicht; sie rechneten darauf, daß das Eis nach Süden treiben, und sie nach etwa drei Vierteljahren in Regionen bringen werde, wo Rettung möglich sei.

Die Schiffbrüchigen legten ihre durch die Bergungsarbeiten ermüdeten Glieder in einem aus Steinkohlen gebauten Hause zur Ruhe, das auf einem gewaltigen Eisfelde von sieben Seemeilen Umfang, bereits Ende Sept. errichtet war, um Bootsproviant bergen zu können. Dieser Bau, in dem sie 87 Nächte beim Schein ihrer Petroleumlampe zubringen sollten, war verhältnißmäßig nicht klein; er war 20 Fuß lang, 14 Fuß breit und hatte eine Höhe von 4½ Fuß an den Wänden und von 6 Fuß in der Mitte des aus Spieren und Planken gemachten Daches. Proviant und Kleidung waren in hinreichender Menge gerettet; der Kochofen war geborgen; Brennmaterial lieferten die gekappten Masten und sonstigen Schiffstheile, die gerettet wurden; verloren gingen aber fast alle wissenschaftlichen Instrumente, die angelegten Sammlungen von Thieren, Zeichnungen, Photographieen x. x. Was sollten auch diese für die Fristung des Lebens entbehrlichen Dinge in dem engen Hause, das zum Stehen und Gehen nur einen Gang von 2½ Fuß Breite bot, was sollten sie später in den Booten, wo es auf jeden Quadratzoll Platz, auf jedes Pfund Gewicht ankam?

Das Leben in dem Hause glich, was Regelmäßigkeit, Wachtdienst, Vertheilung der Arbeiten anbelangte, ganz dem auf dem Schiffe; die Lagerstellen waren wie die Kojen mit einfachen Schlafsäcken ausgestattet, neben dem Hause wehte von hoher Stange die norddeutsche Flagge. Die Kälte betrug im Durchschnitt nur — 22° R.; allein einigemal fiel die Temperatur auf — 25° R.; die höchste bloß während kurzer Dauer bemerkte Kälte war 26° R.; die schweren Pelze wurden nur als Decken für die Pritschen benutzt. Die Küste war bei klarem Wetter fast immer deutlich zu erkennen. Eisbären und weiße Füchse besuchten die Einsiedler dann und wann, wer weiß woher sie verschlagen waren, und welche Irrfahrten jene schwimmend, diese von Scholle zu Scholle springend, vollführt hatten; sie mochten vom Lande kommen, allein die Menschen wären verloren gewesen, wenn sie das Land hätten erreichen wollen. Unter ungeheuren Anstrengungen und Gefahren wäre es vielleicht möglich gewesen, aber nur unter Zurücklassung der Lebensmittel und der Boote der Rettung! Die Trift nach Süden ging unausgesetzt vor sich. Ende Decembers befand man sich auf dem 68. Grad. Fast 3 Grade südlicher als der Schiffbruch stattgefunden hatte, ward das Weihnachtsfest gefeiert. Ueber dasselbe lesen wir in einem der Tagebücher wörtlich: „Am Weihnachtstage hatten wir Regen. Während wir Nachmittags spazieren gingen, richteten die Steuerleute den Christbaum auf, indem sie in einen Stab Besenreiser wie Tannenäste einfügten. Für die Lichter hatte ich einen Wachsstock gespart. Papierketten und selbstgebackene Lebkuchen zierten den Baum; die Leute hatten dem Capitän einen Knappsack und eine Revolvertasche gemacht; wir öffneten die Blechkiste von Professor Hochstätter und die andere von der Geologischen Reichsanstalt aus Wien, deren Inhalt uns viel Spaß machte, dann tranken wir ein Gläschen Portwein, fielen über die alten Zeitungen her, welche sich in der Kiste fanden, und verloosten die Geschenke von Hochstätter. In stiller Weihe ging das Fest vorüber; welche Gedanken an der Seele vorbeizogen — sie waren wohl bei allen gleich — schreibe ich nicht nieder. Wenn diese Weihnachten die letzten sind, die wir erleben, so waren sie immer noch schön genug. Ist uns aber eine glückliche Rückkehr beschieden, so werden die nächsten Weihnachten noch ein größeres Fest sein; das walte Gott!"

Das neue Jahr begrüßte die Eisfahrer sehr unfreundlich, der Januar 1870 brachte ihnen die schwersten Gefahren. Am 2. Januar waren sie auf 67° 47' N. B. und 34° 1' W. L., dicht unter der Küste in einer Bay, die sie die „Schreckensbucht" nannten. Von jenem Tag erzählt uns eines der Tagbücher: „Ein plötzliches starkes Dröhnen unserer Scholle jagte uns alle von unseren Lagern empor; wir hatten keine Ahnung, was dieses Getöse bedeuten könne; draußen wüthete das Wetter unaufhaltsam — wäre es hell und klar gewesen, so würden wir in noch größerer Unruhe gelebt haben. Obgleich unser Eingang völlig verschneit, ja das ganze Haus mehr als einen Fuß tief im Eise begraben war, liefen alle hinaus; aber natürlich konnte man keine 10 Schritte weit sehen, und kein anderes Lärmen vernehmen, als das Wüthen des Sturmes. Wir legten uns nun im Gange platt nieder, das Ohr gegen den Boden, und vernahmen ein Geräusch wie das Singen des Eises, wenn es stark gepreßt wird, und wie das Reiben des Eises, wenn es über Klippen hinweggeht. Es war kein Zweifel; wir befanden uns in sehr gefahrvoller Lage. Angekleidet legten wir uns um 2 Uhr Nachts auf unsere Schlafsäcke und erwarteten sehnsüchtig das Tageslicht. Das Wetter ward schlimmer und schlimmer. Etwa um 10 Uhr Morgens gingen einige von uns, als der Wind etwas abböhete und der Schnee nicht so stark gepeitscht wurde, durch tiefsten Schnee nach dem Platze, neben dem die „Hansa" gelegen hatte. Etwa 200 Schritt vom Hause entfernt, sahen wir zu unserem größten Entsetzen die aufgethürmte Grenze unseres Feldes dicht vor uns. Soweit wir sehen konnten war unser Feld zertrümmert. Dunkle Gegenstände, welche hin und wieder in dem dichten Schneegestöber sich erkennen ließen, waren die Eistrümmer unserer Scholle. Sie ist in zahlreiche Stücke zerbrochen, von welchen das, auf dem wir wohnen, freilich noch das größte ist, aber auch bei dem nächsten Schieben zertrümmern kann. Wir machten unsere Brodtaschen fertig, um bei der schnellsten Flucht wenigstens noch auf kurze Zeit das Leben fristen zu können; aber in diesem Unwetter sinkt man bei jedem Schritt bis über die Hüften in den Schnee und eilt vielleicht gerade in die größte Gefahr hinein."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Cuxhaven, 21. Sept. Ein neues Torpedounglück hat sich hier ereignet. Man schreibt darüber der „H. B. H.": „Der Dampfer „Neuenfelde" lag mit Torpedos beladen im hiesigen Hafen. Einige Officiere der hier einquartirten Landwehr kamen an Bord, um sich die Torpedos anzusehen. Beim Zeigen derselben scheint die nöthige Vorsicht nicht beobachtet worden zu sein, genug, dieselben explodirten und das Schiff flog in die Luft. Nur der Schornstein ragt noch aus dem Wasser empor. Leider wurden der Cap. St. Struve und vier Mann der Besatzung, deren Namen ich nicht erfahren habe, sowie die an Bord befindlichen vier Officiere: Hauptmann v. Schöler, 15. Reg., Lieutenants Goller, Wehler und Mirswa, 42. Reg., getödtet. Nur der Maschinist, Bootsmann und Junge sind gerettet.

London, 16. Sept. In Bunhill Fields, der Grabstätte von Daniel Defoe, wird heute dessen Standbild enthüllt, welches ihm „die Knaben und Mädchen von England", als dem Verfasser von Robinson Crusoe, gesetzt haben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 115. Speyer, Dienstag, den 27. September 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

Eva hatte sich halb aufgerichtet und sah, das Kinn in die Hand gestützt, der Alten starr in's Gesicht. „Weiter," sagte sie endlich leise.

„Jeden Abend bin ich dann zu Beate gegangen," fuhr Walburga fort; „am Tag war eine barmherzige Schwester bei ihr. Beate hat mir dann erzählt, wie glücklich sie zuerst war, aber welche schreckliche Zeiten gekommen sind, als sie den Fehler ihres Mannes entdeckte, der auch täglich roher und heftiger wurde und ihr das Leben zu einer fast unerträglichen Last machte. Sie litt schrecklich, besonders zuerst, wie sie ihren Mann noch liebte. — „Du weißt nicht," sagte sie mir einmal, „was das ist, Jemanden, den man liebt, sündigen zu sehen; das Herz bricht Einem dabei, es ist der größte Schmerz, den man auf der Welt empfinden kann. Alles Andere ist nichts dagegen." — Zuletzt wurde sie stumpf gegen Alles. Wenn ihr Mann im widerwärtigsten Zustande nach Hause kam, lärmte, tobte und fluchte, blieb sie ruhig und kalt. „Wie ein Stein lag es auf meinem Herzen," sagte sie mir, „und auf meinem Hirn. Ich konnte nicht mehr weinen, nicht mehr empfinden, ja nicht mehr denken. Erst als ich einige Zeit nach dem Tod meines Mannes hierher kam, löste sich die Eisrinde von meiner Seele und jetzt kann ich wieder fühlen und Gedanken fassen." — Eines Tages nahm mich die Schwester bei Seite und sagte mir, länger als ein bis zwei Tage könne Beate nicht mehr leben. — Da konnte ich nicht anders. Ich ließ mich zu Hause beim Herrn Baron melden, ich müßte ihn sprechen.

„Ich sehe ihn noch, wie er an seinem Schreibtisch stand, als ich eintrat. „Was willst Du?" fragt er. Ganz schwindelig ist mir da geworden, ich suche nach Worten, wie ich es am besten sagen kann, und finde keine. Dabei war es todtenstill im Zimmer, nur die Uhr hat laut getickt, als ob sie sagen wollte: Sprich schnell, sprich schnell, die Zeit ist kurz. „Herr Baron," sagte ich da ganz plötzlich, und meine eigene Stimme hat mich erschreckt, — „die Beate ist hier." — Als ob ihn ein Schuß in's Herz getroffen hätte, so ist er zusammengefahren. Nur einen Augenblick war er still, dann hat er ganz laut und fest gesagt: „Ich kenne keine Beate."

„Ich hab' gemeint, ich müßte sterben vor Verzweiflung, als ich das gehört. Ich kann mich nicht erinnern, was ich Alles dann gesagt habe. Ich bin vor ihm auf die Kniee gefallen und habe gebeten und gefleht: „Kommen Sie zu ihr, sie ist krank, sie stirbt, sie hat bereut, was sie gethan hat!" — Endlich bin ich aufgesprungen, habe ihm seinen Stock und seinen Hut gegeben und habe ihn an der Hand zur Thür hinausgezogen. Unten in der Straße habe ich einen Wagen gerufen, wir sind eingestiegen und fortgefahren. Das Treppensteigen ist dem armen alten Herrn schwer geworden; kaum aber sind wir an Beaten's Thür gekommen, so hören wir einen Schrei: „Vater!" ruft sie. „Ich komme," antwortete der Baron und wankte hinein. Was da drinnen vorgegangen ist, weiß Gott allein; aber nach zwei Stunden ist der Baron herausgekommen und Beate war todt."

„Die arme Beate!" — sagte Eva nachdenklich. „Wally?" fragte sie dann plötzlich, „nicht wahr, ihr Mann war Sänger?"

„Nein, er war Maler," antwortete Walburga fast scheu und sah zu Boden.

Eva warf sich unruhig auf die Seite. „Warum erzählst Du mir so traurige Geschichten? Warum, warum? — Gute Nacht . . ." Und sie drückte ihr Gesicht in die Kissen.

„Gute Nacht, gnädige Gräfin," antwortete Walburga ruhig und wollte das Zimmer verlassen. Kaum war sie an der Thür angelangt, so hob Eva den Kopf.

„Wally!" rief sie, „komm her!"

Die Alte ging zurück. — Da richtete sich das junge Mädchen in die Höhe, schlang beide Arme um den Hals ihrer treuen Pflegerin und küßte sie sanft auf die runzelige Wange. „Gute Nacht," wiederholte sie ganz weich, sank zurück und schloß die Augen.

Schon um neun Uhr wartete Eva den nächsten Morgen im Tempel und als sie Norbert's festen, elastischen Schritt hörte, schoß eine jähe Röthe über ihr feines Gesicht und sie beugte sich tiefer über ihre Zeichnung. Nach der ersten Begrüßung und befriedigendem Bulletin von Seiten des Malers rief dieser aus, indem er sich behaglich auf die Stufen setzte:

„Ah, hier ist Ruhe und Friede! Heute ging es in meinem „Hôtel“ schon stürmisch zu. Mir scheint, der Wirth handelt nach dem russischen Sprichwort: Liebe Deine Frau wie Deine Seele und klopfe sie wie Deinen Pelz. In aller Frühe ging das Schreien, Poltern und Fluchen los und die ganze Morgenruhe, mir sonst so heilig, wurde zerstört. Es liegt doch trotz aller Gutmüthigkeit eine furchtbare Rohheit im Volke!“

„Ja, die Männer . . .“, hub Eva an.

„Bitte, auch die Frauen,“ unterbrach sie Norbert, halb scherzend, halb im Ernst. „Wenn eine Frau wirklich gut ist, so ist sie besser als der beste Mann; ist sie aber schlecht, so ist sie ärger als sieben schlechte Männer, und ist sie gar roh, so gibt es auf der weiten Welt kein eckelhafteres Schauspiel.“

„Ganz richtig,“ gab Eva zu; „aber Sie müssen doch eingestehen, daß meistens die Männer die Anregung zum Streite geben und auch die Hauptstifter der unglücklichen Ehen sind. Ihr Eigensinn, Egoismus, ihre Härte und zornige Ungeduld muß die armen Frauen oft bis zur Verzweiflung bringen.“

„Was schieben Sie uns Alles in die Schuhe?“ rief Norbert, „das kann ich nicht auf meinem Geschlecht ruhen lassen! Glauben Sie ja nicht, daß wir die Ehen unglücklich machen; im Gegentheil, fast immer, ich möchte sagen, acht unter zehn Mal, sind die Frauen daran schuld. Ihre Eitelkeit, Launen, Mangel an klugem Nachgeben und Sanftmuth sind die Eigenschaften, die schon manches häusliche Glück untergraben, ja völlig zerstört haben. Eine gute und sanfte Frau hat immer Einfluß auf ihren Mann; sie leitet, ohne daß er es merkt, seine Herzenserziehung, und ich habe darin schon Wunder gesehen. Eine schlechte Frau aber kann auch den besten Mann zum Teufel machen.“ — Er erhob sich rasch und ging mit erregten Schritten auf und ab. Eva sah ihm erstaunt nach, doch in wenig Minuten schien er seine Fassung völlig wieder gewonnen zu haben.

„Unsere Conversation war nicht gerade höflich,“ bemerkte er, halb lachend, „aber wenn man in Eifer geräth, so denkt man an Nichts, außer daran, Recht zu behalten.“

Während er sprach, hatte er sein Skizzenbuch aufgeschlagen und zeigte Eva seine letzte Zeichnung.

„Sehen Sie, Gräfin, nur noch etwas Weiß muß aufgetragen werden, dann ist es fertig, und ich denke, wir könnten heute Nachmittag einen neuen Platz aufsuchen. Aber wie ungeschickt,“ fuhr er dann fort, sich selbst unterbrechend, „jetzt habe ich mein Malwasser vergessen; gewöhnlich trage ich es in dieser kleinen Feldflasche bei mir.“

„Dem ist leicht abgeholfen,“ sagte Eva; nur wenige Schritte von hier ist im Walde eine Quelle,“ und sie zeigte mit der Hand nach der Richtung, von wo man ein leises Plätschern und Murmeln hörte. Norbert legte sein Skizzenbuch nieder, nahm die Flasche und ging der bezeichneten Stelle zu, während das junge Mädchen das Kinn in die Hand stützte und vor sich hinstarrte. Das Zeichenbuch lag offen zu ihren Füßen, da begann der Wind sein Spiel. Ein Blatt wandte sich und Eva sah ihr Portrait, den Kopf leicht zurückgeworfen, die Augen wie begeistert geöffnet; schon zeigte sich ein anderes Blatt und wieder war sie es, wie sie unter dem Kreuze sitzend in die Weite schaute — noch ein neues Blatt und sie sah sich unter einem emporgehobenen Vorhang stehend. Jetzt warf der Wind rasch mehrere Zeichnungen nach einander über, im Flug sah sich Eva im Profil, ganze Figur, in altdeutscher Tracht, als Norma, als Engel im wallenden Gewand und großen Flügeln, auf dem Haupt einen leuchtenden Stern — da blieb das Buch offen. Norbert konnte jeden Augenblick zurückkehren, noch einmal beugte sie sich nieder und starrte sich an; dann streckte sie ihren kleinen Fuß aus, steckte ihn unter die eine Hälfte des Buches — es war zugeklappt und sie nahm hastig den Stift wieder auf. Der Künstler nahte sich, Eva schrack zusammen, denn als sie ihre Zeichnung betrachtete, stand mitten in der Landschaft — sein Name! Ohne sich zu besinnen, riß sie das Blatt in tausend Fetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsbilder.

Die Verwüstungen vor Paris.

Ueber den Zustand der Ortschaften vor Paris schreibt Hans Wachenhusen der K. Ztg. eine Schilderung, welche es erklärt, warum Sevres eine preußische Garnison verlangt hat. Das Gesindel plünderte, wo etwas zu finden war.

Wachenhusen schreibt hierüber: Soeben kehre ich von einer Excursion gegen Sivry in der Richtung auf St. Denis nach Meaux zurück. Dieselbe Todesstille auf dem ganzen Wege. Eine Feldwache der sächsischen „Ulans“ kurz vor der Stadt, war Alles, was die Friedhofsruhe unterbrach. Die Gehöfte am Wege verlassen, gähnende Thüren und Fenster, kein lebendes Wesen außer der Hauskatze, der treuen Hüterin, die nicht den Herd verläßt und mir bereits auf diesen einsamen Promenaden eine gewohnte Begegnung geworden ist. In dem ersten etwa 2½ Meilen vorwärts gegen das Weichbild von Paris gelegenen Flecken Claye war ein altes Weib, das unter den auf dem offenen Hofe des „Cheval blanc“ umhergestreuten Trümmern und Fetzen suchte, das einzige menschliche Geschöpf, das mir entgegenkam, eine Deutsche, die behauptete, aus Paris verwiesen zu sein. Alles Verwüstung und Zerstörung vom Dach bis in den Keller hinab. Die Locken und Chignons, die Crinolinen und Jupons, die Hemden und die geheimsten Gegenstände der Toilette, lagen in den Corridors umher, die Schüsseln und Teller, die Kasserolen und Bratpfannen, die ganze Wirthschaft lag pêle-mêle durcheinander, Alles war zerbrochen, zerrissen, zerfetzt, mit der scheußlichsten Brutalität vernichtet. Rechts und links lagen am Eingange des Städtchens die schönsten Landhäuser; in den Gärten die schönsten Blumenbeete, die

herrlichsten Bosquets. Ich trat durch die eisernen Gitterthore und schlenderte durch die Parkwege, schritt die kleinen Freitreppen hinauf in die Villen, die sich der Reichthum des von den Geschäften zurückgezogenen Parisers mit allem Comfort und Luxus ausgestattet. In dem Salon gedeckte Tische, schmutzig bis zum Ekel, mit Champagner- und Rothweinflaschen, zerbrochenen Gläsern, zerschlagenen Tellern beladen, die durch einander geworfen, von den wildesten Gelagen zeugten. Die Reste der Braten, der Omeletten, der Desserts, zerquetschte Früchte, zertretene Pasteten, Scherben und Brocken lagen auf dem Boden umhergestreut; die Vorhänge waren von den Fenstern gerissen, die Spiegel über den Kaminen durch hinein geschleuderte Flaschen zertrümmert; widerliche Zoten mit Kohle auf die kostbarsten Tapeten gezeichnet, allerlei hinterlassener Unflath, zerbrochene Stutzuhren, zerrissene Oelgemälde und Kupferstiche, — das war der Anblick, der sich mir in zwei, drei dieser reizenden Landhäuser in den unteren Räumen bot. Ich rede nicht von dem scheußlichen Zustande der oberen Gemächer, der Schlafgemächer der Hausfrau, der Boudoirs. Kein Schrank, keine Schublade war verschont, alle Schlösser waren erbrochen, der Inhalt über den Boden hingeworfen, bis in die Mansarden hinauf dieselbe Zerstörung! Wohl eine Stunde währte meine Promenade durch die todte Stadt, Niemand zu sehen. Endlich fand sich ein Mann, der mir mit einem Buche in der Hand entgegenkam und sich mir als den einzig zurückgebliebenen Bewohner des Städtchens, als Verwalter der Pariser Omnibus-Gesellschaft präsentirte. „All' diese Verwüstung", klagte er mir, „haben wir unseren eigenen Leuten zu danken! So haben vor einigen Tagen gerade diejenigen bei uns gehaust, von denen wir unsere Rettung erwarten sollten! Sie haben die letzten Bewohner der Stadt, die noch den Muth hatten, ihre Wohnungen zu hüten, durch die schändlichsten Rohheiten vertrieben, die Frauen beleidigt, die Männer mit ihren Säbeln und Bayonnetten gemißhandelt und sind erst abgezogen, als nichts mehr übrig war, was ihre Habsucht hätte versuchen können!" Und ähnlich ist es in allen verlassenen Ortschaften im Umkreise des Weichbildes von Paris. Noch ist kein deutscher Soldat in diese Ortschaften zwischen Meaux und Paris gedrungen; die sächsische Feldwache lag nur eine Meile vor Meaux, und der mir begegnende Lieutenant derselben warnte mich sogar, weiter zu gehen, da draußen keine Vorposten mehr stehen. Etwa eine halbe Meile hinter Claye aber fand ich schon eine Probe der Vertheidigungsmaßregeln von Paris, eine Barricade, welche den alten französischen Quaderdamm dieser Straße sperrte. In Gesellschaft zweier Feldjäger des großen Hauptquartiers, mit denen ich diese Excursion unternommen, ging ich etwa eine Viertelstunde über diese Barricade hinaus. Kein Garde mobile, kein Franctireur! Seitwärts blickte aus dem Waldesdunkel ein hübsches Schlößchen uns entgegen. Wir schlugen die direct dahin führende Allee ein. Alles mäuschenstill. Kein Hinterhalt, kein Schuß aus dem Dickicht, kein Ueberfall. Die eiserne Pforte des Schloßhofes gab nach. Niemand zu finden. Auf dem Rasenplatze hinter dem Hause lag noch die Wäsche ausgebreitet. Alles verrieth, daß die Bewohner erst gestern oder vorgestern in hastiger Flucht davon gegangen. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, diese verlassenen Villen und Schlösser zu durchwandern. In jedem Zimmer erwartet man noch lebende Wesen zu finden, aber nur die Bilder der Ahnen, die ehrwürdigen Großväter und Großmütter, blicken auf uns herab; die Betten mit den schweren Vorhängen stehen unberührt; die heiteren Genrebilder an den Wänden bilden einen grellen Contrast zu der Trauer der Umgebung, die Götter und Göttinnen in den alten Kupferstichen treiben Geschichten, die durchaus nicht in die Situation passen u. s. w."

Das Schicksal der „Hansa",

Begleitschiff der deutschen Nordpol-Expedition von 1869.

(Schluß.)

Nach diesem Tage wiederholten sich mehrfach ähnliche Scenen; die schlimmste Nacht war die vom 11. auf den 12. Januar, als die Boote in Gefahr waren, weggebrochen zu werden. Die Mannschaft theilte sich in zwei Partien und nahm von einander Abschied; jede Partie stand fertig zum Ausbruch neben einem der Boote — das Großboot war ganz aufgegeben; — bei dem furchtbaren Wetter zog sich eine Eiskruste über das Gesicht, die mit dem Messer entfernt werden mußte, wenn man etwas genießen wollte; der Schnee ging durch alle Kleider hindurch. Mehreren erfroren einzelne Gliedmaßen, und einige der Tagebücher konnten für längere Zeit nicht weiter geführt werden, da die Hände erfroren waren. „Nur durch ein Wunder der Vorsehung sind wir gerettet", heißt es im Journal des Capitäns.

Am 14. Januar war das Eisfeld bereits so weit abgebrochen, daß das Haus verlassen werden mußte; fünf Tage hatte man während der Nacht in den Booten zu campiren, die mit Verdecken versehen waren. Am 19. Januar wurde ein neues Haus fertig, das aus den Trümmern des alten in Schnee als Mörtel erbaut war. Aber es war nur 14' lang und 8' breit, nur 6 Personen konnten in ihm schlafen, die übrigen mußten in einem kleinen Kochhaus und in den Booten ihre Nachtruhe halten. So verbrachte man 108 Tage bis zum 7. Mai. Das große Eisfeld war nur noch ein Stück Treibeis; als es verlassen wurde, betrug sein Umfang kaum 200 Schritte. Die Kleinheit war in der Region der schwimmenden Eisberge ein unverkennbarer Vortheil; die Scholle wand sich oftmals zwischen die Kolosse hindurch, als werde sie von unsichtbarer Hand gesteuert; sie war bisweilen rings von gewaltigen Eisbergen umgeben, wie die Sohle eines tiefen Gebirgskessels; dann öffnete sich wieder die Trift. Manches ergreifende Schauspiel bot sich den Blicken, so z. B. am 19. März. In einem der Tagebücher lesen wir: „So eben hatten wir einen imposanten Anblick, das großartigste Schauspiel unserer ganzen Reise. Wie schon erwähnt, sahen wir in den letzten Tagen große Massen in der Linie unserer Trift liegender Eisberge. Wir waren gegen Mittag auf einen dieser Kolosse losgetrieben und befanden uns in seiner unmittelbaren Nähe. Er staute den Gang des Eises auf, somit auch unsere Scholle. Das Eis drängte hart gegen ihn an und bäumte sich empor. Der Eisberg hatte über Wasser eine Höhe von etwa 100 Fuß, eine Länge von etwa 3000, eine Breite von etwa 800 Fuß, seine Wände erhoben sich steil und senkrecht aus dem Wasser, jedoch waren auch Stellen vorhanden, wo das Besteigen möglich gewesen wäre. Wir verlangten nicht darnach, denn ohne Unterlaß polterte und rumorte es in der Eismasse. Wenn ein Stück absprang, war es ein Geräusch wie die Gewehrsalve eines ganzen Bataillons; dann grollte und murrte es geheimnißvoll in seinem Innern, als ob Geister darin ihr Wesen trieben. Das Aeußere war zerborsten und zerklüftet, und schwarze Höhlen öffneten ihren Schlund. Um

5 Uhr setzte die gewaltige Masse sich wieder in Bewegung, von der Sonne prachtvoll beleuchtet."

Am 7. Mai verließen die unverdrossenen Männer das Eisstück, das sie zweihundert Tage getragen hatte. Es war auf dem 61° 12' N. und c. 42 W. Die Südspitze Grönlands mit ihrer schweren der Eisscholle Gefahr bringenden Dünung, das Cap Farewell mit seinen Stürmen konnte nicht mehr fern sein; der Proviant war sehr zusammengeschmolzen; nach der Küste zu zeigte sich offenes Wasser. Die drei Boote, die stets segelfertig waren, lagen mit ihrem Zubehör nach Verlauf von vier Stunden in schiffbarem Wasser; die Mannschaft vertheilte sich in die Boote. Ein dreifaches Hurrah, und fort ging es unter Segel; aber nur zwei Tage sollte die Fahrt dauern. Bis auf etwa drei Seemeilen hatte man sich der Küste genähert, da verhinderten undurchdringliche Eisbarrieren jedes Vordringen. Man mußte sich entschließen, die Boote über das Eis zu ziehen und aufs neue auf dem Eise zu campiren. Jene Arbeit dauerte vom 10. Mai bis 4. Juni, und diese 25 Tage verlangten bei halben Rationen unerhörte Anstrengungen von der Mannschaft; kaum 500 Schritte waren die Boote in einem Tag aus der Stelle zu bringen; auf Spirituslampen mußte die Nahrung erwärmt werden; die Schneeblindheit brach aus, so daß die Blendgläser von den astronomischen Instrumenten die verloren gegangenen Schneebrillen ersetzen mußten. Am 4. Juni ward das Land erreicht, die öde Felseninsel Idluitlik auf 61° N. Auf dem Eise ward gerastet und Pfingsten gefeiert. Vom 6. bis 13. Juni fuhren die drei Boote der „Hansa" an der Küste herunter längs der steilabfallenden Klippen, die kaum die ersten Anfänge einer Vegetation zeigten. Trotz mancher Hindernisse und heftiger Stürme gelang die Fahrt; am 13. Juni öffnete sich eine breite Bucht, es zeigte sich Grün, rothe Häuser wurden sichtbar; Menschen standen auf den Klippen und schauten erstaunt der räthselhaften Fahrt der Boote zu; ein Kajak eilte, sich ängstlich an der Küste haltend, vorüber. „Das ist ja unsere norddeutsche Flagge", tönt es vom Lande her über das Wasser. Die Rettung war da; die ersten Menschen, denen die Geretteten die Hand drückten, waren deutsche Landsleute. Die Missionäre von Friedrichsthal nahmen sich der Schiffbrüchigen in freundlichster Weise an, speisten die Ausgehungerten und pflegten die Ermatteten bis zum 16. Juni. Unter den Eskimos verbreitete sich rasch die Kunde von der unerhörten Eisfahrt; sie eilten herbei, die Fremden zu begrüßen, und traten mit denselben in Verkehr.

So ward der Jahrestag der Nordpol-Expedition gefeiert. An diesem Tage (15. Juni) wußten die Geretteten bereits, daß sie die Heimkehr bald beginnen könnten; die dänische Handelsbrigg „Constance" hatte in kurzer Zeit eine ihrer gewöhnlichen Fahrten zwischen Grönland und Kopenhagen anzutreten; man mußte deshalb nach Julianshaab zu kommen suchen, dem Abgangsort jenes Paketboots. So begann denn der Schlußact des Unternehmens, die Heimkehr. Die Boote von der „Hansa" brachten ihre Insassen am 16. Juni nach Nennortalik, wo der dänische Beamte Rosing, am 17. nach Lichtenau, wo der Missionär Spindler sehr entgegenkommend war. Von Lichtenau ward ein Boot an den Colonie-Steuererheber Kursch in Julianshaab entsendet, um die Erlaubniß zur Fahrt mit der „Constance" zu erbitten. Fast sollte hier noch ein Mißgeschick eintreten, indem das Schiff ausgelaufen war; die Dichtigkeit des Eises zwang indeß zur Rückkehr, und Capitän Bang, ein Schleswiger von Geburt, lud freundlichst zur Mitfahrt ein. „Am 22. Juni verließ man die Boote der „Hansa" und am 1. Sept. landeten die kühnen Seefahrer in Kopenhagen."

An Bord der „Hansa" befanden sich: Capitän Hegemann, wohnhaft in Oldenburg; Dr. phil. Laube, Docent an der Universität und polytechnischen Schule zu Wien, aus Teplitz; Dr. med. Buchholz, Docent an der Universität zu Greifswalde; 1. Officier Richard Hildebrandt aus Magdeburg; 2. Officier Wilhelm Bade, wohnhaft in Rostock; 1 Zimmermann, 1 Koch, 6 Matrosen, 1 Leichtmatrose.

Miscellen.

Von der Unterelbe, 21. Sept. Ueber das Torpedounglück, welches in Nr. 114 der Palatina erwähnt ist, erfährt die Wes. Ztg. folgendes Nähere. Der von der Norddeutschen Marine gecharterte kleine Dampfer „Neuenfelde," an der Ostseite des Hafens liegend, hatte zwei Torpedos auf Deck. Der Hauptmann Schöler des 15. Landwehrregiments, der Adjutant Weber und zwei andere Offiziere des 62. Landwehrregiments befanden sich am 20. Sept. Abends ½9 Uhr besuchsweise am Bord. Der Capitän des Dampfers erklärte diesen Herren die Einrichtung dieser Vernichtungswerkzeuge und hat, wie anzunehmen ist, bei seinen Manipulationen wahrscheinlich die nothwendige Vorsicht außer Acht gelassen. Eine Feuersäule und ein fast gleichzeitig erfolgender Knall, der bis über Otterndorf und Midlum hinaus gehört worden ist, gab den dem Hafen näher Wohnenden die Gewißheit eines außergewöhnlichen Ereignisses. Sofortige mit Laternen ausgeführte Recognoscirung ergab das entsetzliche Resultat einer Anzahl zerrissener, theilweise bis zum Deich fortgeschleuderter Körpertheile. Außer den vier Infanterieoffizieren und dem Capitän der „Neuenfelde" sind vier der freiwilligen Seewehr angehörige Matrosen getödtet. Der kleine Dampfer ist gesunken. Gerettet ist der Maschinist, der in der Cajüte war und Zeit fand das Schiff, ehe es unterging, zu verlassen. Einige Mann der Schiffsbesatzung, die auf Urlaub am Lande waren, sowie der Schiffsjunge, den der Capitän wenige Augenblicke zuvor zur Erledigung einiger Besorgungen fortgeschickt hatte, verdanken diesen zufälligen Umständen ihre Erhaltung. Ueberreste der Verunglückten sind noch heute aufgefunden und nach dem zum Leichenhause eingerichteten Schuppen gebracht worden. Holz und Eisentheile des Schiffes sind nach beiden Seiten des Hafens hin geschleudert worden. Ein Stück Eisen unter andern ist nach der Westseite des Hafens über zwei Schuppen hinweg in die Parterreräumlichkeiten des Telegraphenamtes eingedrungen, ohne jedoch weiteres Unheil zu verursachen. Morgen um 10 Uhr Vormittags werden die Ueberreste der Verunglückten beerdigt. Von den Offizieren ist, wie man hört, keiner verheirathet.

Charade.

Die erste Silbe nennt ein Zeichen,
Ohn' welches rasch das Leben stirbt,
Um einem schalen Wort zu weichen,
Das nichts bezwecket, nichts verdirbt.

Jedoch das Uebel mahnt zur Tugend,
Wenn man vom Zeichen es befreit —
Ein wichtig Wörtlein für die Jugend,
Zu nützen ihre gold'ne Zeit.

Die Zweite that, wie noch zu sehen,
Zu Pferde einst der alte Fritz,
Freund Schubart auf des Asperg's Höhen,
Die Eule in dem Felsenritz.

Das Ganze war die erste Stufe
Von Deutschlands raschem Siegespfad;
Nur Schade, daß mit blut'gem Hufe
Man seine Perle ihm zertrat.

Auflösung der Charade in Nr. 113.

Napoleon.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 116. Speyer, Donnerstag, den 29. September 1870.

Zeitgedichte.

An Deutschlands Frauen.

Verlaſſ'ne Frau'n und Mütter
Im ganzen deutſchen Land,
Ob euer Loos auch bitter,
O haltet wacker Stand!
Zeigt, daß in euern Herzen
Rinnt echtes deutſches Blut,
Das trotz der tiefſten Schmerzen
Bewahret feſten Muth.

Zog auch mit blanker Wehre
Der Jüngling wie der Mann,
Dem Vaterland zur Ehre
Zum ein'gen Heeresbann:
Sie steh'n bei Gott in Gnaden,
Vertrauet ihm allein,
Er wird auf blut'gen Pfaden
Ihr Hort und Helfer ſein.

Wählt das Gebet als Waffe
Und betet Tag und Nacht,
Daß uns den Sieg verſchaffe
Der Herr mit ſeiner Macht;
Und tritt euch Noth entgegen,
Greift zu nach Gottes Rath!
Iſt doch ein treues Pflegen
Der Frauen ſchönſte That. —

Sind Kinder euch geblieben,
Führt ſie an feſter Hand,
Und lehrt ſie brünſtig lieben
Freiheit und Vaterland.
Und müßt ihr einſam weinen,
So lindert euren Schmerz
Und ſchenkt verwaiſten Kleinen
Ein treues Mutterherz.

Julius Sturm.

Die deutſche Reichs- und Nationalfarbe. *)

Die Beantwortung der in neueſter Zeit wieder aufgeworfenen Frage über die deutſche Nationalfarbe iſt, wenn man ſich an das Thatſächliche und Gewiſſe hält, und von den Phantaſtereien, die im Jahre 1848 ſich laut gemacht haben, abſieht, ziemlich einfach. Von einer Farbe des alten römiſchen Reiches deutſcher Nation, das im Jahre 1806 zu Grabe ging und gewöhnlich, wenn auch mißbräuchlich, das deutſche Reich genannt wird, kann gar nicht die Rede ſein. Buntſcheckig, wie ſeine Landkarte war, konnte auch in dieſer Hinſicht, die als Nebenſache betrachtet wurde, ja gar nicht zur Sprache kam, eine Uniformität, die ſich zunächſt beim Militär gezeigt haben müßte, gar nicht exiſtiren. Sich einem allgemeinen Begriff unterzuordnen, ſeine Eigenthümlichkeit gegen eine andere zurücktreten zu laſſen, wäre für die einzelnen Fürſten und Stände des Reichs eine durchaus unerfüllbare Forderung und Zumuthung geweſen. Der in neuerer Zeit wieder aufgekommene Begriff der deutſchen Nation beſtand blos in den erſten Jahrhunderten des Reiches und ging immer mehr verloren. Der Begriff einer Farbengemeinſchaft, der ſich in Fahnen und Flaggen zeigen ſollte, iſt damals gar nicht zur Sprache gekommen. Vor 1789 hat weder bei den Franzoſen noch ſonſt irgendwo eine Nationalfarbe exiſtirt. Die Abzeichen der alten Länder und Völker beſtanden nicht in Farben, ſondern in Bildern, und wo Farben vorkommen, ſind es — abgeſehen von der Vorliebe der Welſchen (Waliſer) für Blau und der Eſthen für Schwarz — die eines Adels- oder Fürſtengeſchlechts, nicht aber eines Landes. So hat Mahomed (Hammer-Purgſtall Lebensbeſchr. I. 133) eine grüne Fahne ſeinen Anhängern vorgetragen, wie noch jetzt der grüne Turban eine Auszeichnung der, ob echt oder unecht, vom Propheten abſtammenden Familien und die geheiligte Farbe der Korangläubigen iſt, die Abbaſſiden führten die ſchwarze, die Ommajaden die weiße Farbe, als Farbe ihres Hauſes, nicht ihres Landes. Fahnen im modernen Sinn, ein an eine Stange befeſtigtes Stück Zeug, Tuch oder Seide, ſcheinen bei dieſen Orientalen früher vorzukommen, als bei den Abendländern. Das alte Rom hatte ſeine Adler, deren jede Legion einen hatte, die Kohorten hatten Bilder beliebiger Art, Wölfe, Raben u. ſ. w. Die Vexillen oder Fähnlein der Reiterei waren ebenfalls leichte Standarten, anders geſtaltet als die unſern. Wie das Labarum Kaiſer Konſtantins des Großen ausgeſehen, iſt ein Gegenſtand gelehrter Unterſuchung, über den man in Gibbon oder ſonſt wo nachſehen möge. Das Zeichen, welches Kaiſer Heinrich I. den Ungarn bei Merſeburg und ſein Sohn Otto I. denſelben auf dem Lechfeld entgegenſtellte, war der Erzengel Michael. Hierauf kam der Adler in Gebrauch, weil er als Zeichen der höchſten,

*) Nürnb. Correſp.

der kaiserlichen Gewalt, auf die römischen Kaiser deutscher Nation übergegangen war. In der Niederlage Kaiser Otto's IV. bei Bovines (27. Juli 1214) wurde „der Reichsadler mit zerrissenen Schwingen eine Beute Frankreichs“ (Schirrmacher I. 95), es scheint aber keine Fahne, sondern ein Bild auf einer Stange gewesen zu sein. Die Oriflamme dagegen, die damals auch vorkommt, war ein mit Lilien gesticktes Fähnlein oder Wimpel (vexillum floribus lilii distinctum.)

In den Kreuzzügen, in deren Mitte die eben berührte Schlacht fällt, war natürlich das Kreuz das Zeichen der Christen, der Halbmond das der Saracenen, aber wenn auch im dritten großen Kreuzzuge die Franzosen rothe Kreuze, die Flamänder grüne, die Engländer weiße führten, so war dieß doch ganz und gar ohne alle Beziehung auf die Nationalität und diente bloß zur Unterscheidung. Wenn aber auch der Adler als Abzeichen des Reichsoberhauptes galt, und in der Schlacht am Hasenbühl 1298 die Wappenröcke der beiden Gegner, Albrechts von Oesterreich und Adolfs von Nassau, mit dem Adler verziert waren, so war doch die Reichsfahne hüben und drüben roth, in der Mitte ein weißes Kreuz (Geissel S. 46 ff.). Die erste Spur einer, um eine Genossenschaft kundzugeben, angenommenen Farbe findet sich in der französischen Geschichte unter dem König Johann, als während seiner Gefangenschaft in England 1357 der demokratische Stefan Marcel, Prévôt von Paris, den dritten Stand zu einem politischen Factor machen wollte, und die Stadtfarbe, roth und blau, zum Parteizeichen erhob. Doch war dieß nur von ganz kurzer Dauer, vielmehr blieben, wie schon bemerkt, Bilder die Zeichen der Nation oder des Reichs, die Lilien das Zeichen Frankreichs, der Leopard das Englands, Löwen und Burgen das der spanischen Reiche Leon und Castilien, der Adler aber das des Reichs, und es fiel Keinem bei, aus dem zufälligen Umstand, daß die Befiederung des Adlers schwarz ist, daß er eine rothe Zunge herausreckt und eine goldene Krone auf dem Haupte hat, eine schwarzrothgoldene Reichsfarbe ableiten zu wollen. Daneben hatten die einzelnen Geschlechter allerdings ihre Farben, die Hohenzollern schwarz und weiß, die Wittelsbacher blau und weiß, die babenbergischen Oesterreicher, in deren Stelle dann die Habsburger und später die Lothringer eintraten, roth und weiß, u. s. w., aber eine Landesfarbe wird man weder in Geschichten noch in Gedichten erwähnt finden, während die Hausfarben oft genug erwähnt werden, z. B. die österreichisch-babenbergische in Ennenchels Reimchronik.

Wenn es einen passenden Anlaß geben konnte, der verschiedenen Landes- oder Reichsfarben zu gedenken, so war es bei den im Jahre 1649 und 1650 begangenen Festlichkeiten zur Feier des westphälischen Friedensschlusses, aber man arbeite sich durch die poetischen Beschreibungen, welche die Stifter und ersten Meister des pegnesischen Blumenordens davon gegeben haben und welche wenigstens das Verdienst geschichtlicher Treue haben, mühsam hindurch und man wird zu seinem Verwundern sehen, daß, obgleich sie Alles und Jedes in ihren Reimen zur Sprache bringen, den Festesschmuck, in den sich die ganze Stadt begeben, beschreiben:

„Das Rathhaus wird geschmückt mit buntem Blumgepränge,
vom goldgewundnen Grün gebunden in Gehänge,
mit Früchten untermengt, die Bilder sind bekränzt,
auf ihrer Kronen Glanz die Blumenkrone glänzt.

Des Reiches Vestung auch, die Nero angefangen,
auf welcher Thor gericht viel schöne Lilien prangen,
die Gassen auf und auf mit Meyen sind besteckt,
die Strassen auß und auß mit Grasegrün bedeckt.

daß dennoch von einer Landes- oder Reichsfarbe nirgends eine Spur zu finden ist, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht vorhanden war. Dagegen vergessen sie nicht den Lilienprinzen (Frankreich), den Adlerprinzen (den Kaiser), und den nordischen Löwen (worunter die damals 25jährige Königin Christina verstanden wird). Schwerlich wird auch in den folgenden Kriegen, dem spanischen Erbfolge- und dem siebenjährigen Krieg, irgendwie von einer Nationalfarbe eine Spur zu finden sein, und wenn die neue 1774 jenseits des Oceans entstandene Staatenvereinigung das Sternenbanner sich erkor, so lag zunächst die Nothwendigkeit vor, sich zur See kenntlich zu machen, aber von einer amerikanischen Nationalfarbe hat nie etwas verlautet. Das Zeichen, das Bild, ist die Hauptsache, daß zur Einrahmung desselben — so zu sagen, heitere lebendige Farben genommen wurden, war natürlich. Man hatte die Wahl frei.

Die erste gemeinsame Farbe einer Partei, noch nicht eines Landes, wurde am 12. Juli 1789 ins Leben gerufen, als Camille Desmoulins an die im Palais-Royal um ihn versammelte Menge die Aufforderung richtete, ein Parteizeichen, eine Kokarde zu wählen, und auf die Frage: Wollt ihr Grün, die Farbe des amerikanischen Cincinnati Ordens, die Farbe der Hoffnung einer besseren Zukunft, oder Roth? die Anwesenden mit lautem Zuruf sich für Grün entschieden, Blätter von den Bäumen des Gartens herabrissen und sich damit decorirten. Aber schon am andern Tag trat die Stadtfarbe von Paris, Roth und Blau, an die Stelle des Grün, und hiemit verband man später noch das Weiß, womit die Trikolore, die Farbe der Revolution gegen die bourbonische Monarchie, fertig war. Diese Dreifarbigkeit führte dann die republikanischen Armeen zu ihren Schlachten, und als Napoleon Bonaparte, Sohn und Erbe der Revolution, sich vom ersten Consul zum Kaiser erhob, behielt er weislich die Trikolore bei, wenn er auch statt der Fahnen Adler einführte, und ließ sich nicht beifallen, die Farben seines Hauses, Grün und Gelb, an die Stelle der nun zur Landes- und Reichsfarbe gewordenen Trikolore zu setzen. Die wiedergekehrten Bourbons kränkten durch die Verdrängung der Trikolore, an welche sich für die ganze Generation so viele glorreiche Erinnerungen knüpften, das Nationalgefühl nicht weniger als durch ihre übrigen zeitwidrigen Maßnahmen, und als die Julirevolution 1830 den Sieg gewonnen hatte, war es am 1. August die erste Handlung der neuen, zunächst nur provisorischen Regierung, zu erklären, daß die französische Nation ihre alten Farben, die durch das Weiß der Bourbons verdrängt waren,

wieder annehme. Der nach 18jähriger Dauer erfolgte Sturz des Julikönigthums änderte in der Geltung der Trikolore nicht das Geringste, und so ist sie, obgleich anfangs unbestreitbar Parteifarbe gewesen, zuletzt Landes- und Nationalfarbe geworden. Seit ihrem Bestehen ist auch erst der vorher unbekannte Begriff einer Nationalfarbe und das Bedürfniß derselben auch bei andern Nationen entstanden.

Von ganz andern Anfängen ging die schwarz-roth-goldene oder gelbe Farbe aus, die gewöhnlich als die deutsche Nationalfarbe betrachtet wird. Sie hängt mit dem Studentenwesen der ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts innig zusammen, wie es sich aus dem früheren Ordenswesen der Amicisten, Montanisten ꝛc. insofern umgestaltet hatte, als an die Stelle der Orden landsmannschaftliche Verbindungen, später Corps genannt, getreten waren, die sich durch Farben, meistens drei, zuweilen auch zwei, von einander unterschieden und ohne die lächerliche, dem vorigen Jahrhundert eigene Geheimbündlerei nur auf trauliches Zusammenhalten und gegenseitigen Beistand zu Schutz und Trutz beschränkten. Daß es dabei je nach der Beschaffenheit der einzelnen Universitäten ebenso an großartigen Rohheiten nicht fehlte, wie der einseitigste Partikularismus cultivirt wurde, dafür liefern eine Menge Beispiele den Beweis, und in einer Zeitschrift sind vor nicht allzulanger Zeit aus dem Leben des Turnvaters Jahn, der sich als pseudonymer Fritz von einer Universität zur andern herumtrieb, interessante Belege hiezu gegeben worden.

In den Gemüthern derjenigen, die sich aus diesen wüsten Zuständen dennoch gerettet hatten, befestigten sich zwei Gesichtspunkte, die zur Umgestaltung des Studentenlebens in's Auge gefaßt werden müßten, einmal die Verpflichtung der Einzelnen zu einem sittlich geordneten Zusammenleben, jedoch ohne die alte Sitte der fröhlichen und gemüthlichen Trinkgelage ganz aufzuheben, aber sie in feste Ordnungen zu beschränken, und der Renommisterei der Raufbolde und Bramarbasse durch Ehrengerichte zu begegnen, zweitens die Aufhebung aller Landsmannschaften, und dagegen Einigung aller Studenten oder Burschen zu einer gemeinsamen Verbindung oder Burschenschaft, die ein Vorbild zur Einigung aller deutschen Stämme werden könne. Diese Ideen hatten sich in den Jahren 1813—15 bei Vielen, die in jenen Jahren die Feldzüge mitgemacht hatten und aus dem Felde zur Fortsetzung ihrer unterbrochenen Studien heimkehrten, ausgebildet und befestigt, und die Folge davon waren die zuerst in Gießen und Jena 1815 entstandenen und dann auch nach andern Orten verbreiteten Burschenschaften. Von diesen Gründern oder Veranlassern der Burschenschaft hatten Viele den Lützower Jägern angehört und trugen noch auf den Universitäten ihre schwarzen Soldatenröcke, die roth vorgestoßen (passepouillirt) waren, wie man aus Körner's Lied sehen kann: „Noch trauern wir Im schwarzen Rächerkleide Um den gesunkenen Muth, Und fragest Du, Was dieses Roth bedeute, So heißt es Frankenblut.“ Dabei hatte man aber an eine ehemalige deutsche Reichsfarbe, die dadurch kundgegeben werden sollte, nicht den entferntesten Gedanken, und die, welche sich solche Röcke, weil sie kleidsam und zweckmäßig waren, machen ließen, behielten bloß das Schwarz bei, ohne den rothen Vorstoß. Solche Kleider wurden dann auch auf andern Universitäten angenommen, je nach dem Geschmack und dem Vermögen der Einzelnen.

Es dauerte nicht lange, so wurde diese Tracht das Abzeichen der auf den meisten Universitäten entstehenden burschenschaftlichen Vereine, und zwar noch in den Jahren 1816 und 1817, ohne alle andere Auszeichnung, ohne ein Band oder sonst eine Verzierung, wenn auch Manche schwarzsammtne Puffen auf die Oberärmel setzen ließen und sonst kleine Ausschmückungen in Gestalt von Eichenblättern anbrachten. Die schwarze Farbe blieb aber ausschließlich, ebenso für die Beinkleider, die nur durch die sogenannten Turnhosen von ungebleichtem Zwillich nach Umständen und dem Bedürfniß der Jahreszeit ersetzt wurden. Ebenso war die Kopfbedeckung, das schwarze Barett, ohne Schirm, oft mit einem weißen Kreuz von Metall geziert. Eine am Reinsten nach dem ursprünglich von Gießen ausgegangenen Vorbild gehaltene Burschenschaft war die in Erlangen im August 1816, zunächst durch Sand, traurigen Gedächtnisses, und Frz. Wolfg. Ulrich, der von 1814—15 in Göttingen gewesen war, veranlaßte Verbindung, die im folgenden Jahr ziemlich aufblühte, doch ohne den dort noch bestehenden Verbindungen landsmannschaftlichen Characters, den Ansbachern, Bayreuthern, Franken, großen Eintrag zu thun, aber im Herbst 1817 durch den Weggang Vieler sehr zusammenschmolz.

In demselben Herbst wurde das bekannte Wartburgfest begangen, von dem hier nur zu sagen nöthig scheint, daß auf demselben die Jenenser Burschenschaftsfahne dem Zuge vorangetragen wurde, daß aber in der 1818 in Jena bei Fr. Fromman erschienenen Beschreibung des Festes von einer Farbe derselben oder einer Beziehung dieser Farbe auf das deutsche Volk ebensowenig als in den daselbst abgedruckten Reden etwas gesagt ist, und wenn die Farben schwarz-roth-gold waren, so kam das erst bei der späteren 50jährigen Jubelfeier zur Sprache. Wohl aber sagte Professor Oken damals in seiner Rede (ebend. p. 23): „Hütet euch, ein Abzeichen zu tragen und so zur Partei herabzusinken“ — und weiter: „Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll, nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staate handeln sollt, und daß ihr euch würdig dazu vorbereitet.“ Wäre diesen verständigen und wohlgemeinten Worten nachgelebt worden, so möchte manches Ungemach, das die kommende Zeit in rascher Folge über die Burschenschaft brachte, verhütet worden sein, aber wer hätte vermocht, den damals schon erregten Strom jugendlicher Unbesonnenheit in ein ruhigeres Fahrwasser abzuleiten? Die Parteiung war schon vorhanden, und die politische Wühlerei, wie unklug und unbesonnen sie auch betrieben wurde — man bedenke das Frankfurter Attentat von 1833! — blieb nicht aus. Doch das gehört in eine Geschichte der Burschenschaft.

(Schluß folgt.)

Die bayerische Feldpost.

Man hat über das Feldpostinstitut gelegentlich des jetzigen Krieges so viel gesprochen und geschrieben, daß es wohl Jemandem, der Gelegenheit hatte, das Institut gerade während des Krieges genau kennen zu lernen, gestattet sein mag, eine Lanze für die viel getadelte und geschmähte Feldpost zu brechen. Auf die Einrichtung derselben komme ich nur in soweit zurück, als Dieß durchaus nöthig, um die häufigen Anklagen zu entkräften.

In den ersten Tagen des Vormarsches nach Frankreich hinein ging Alles vortrefflich, vom Grenzort Weißenburg aus, wo sofort eine Hauptsammel- und Vertheilstelle für die bayerische Feldpost errichtet wurde, konnten die Briefe schnell nach Bayern und schnell zur Armee gelangen. Je weiter aber die Armee vorrückt, je schwieriger wird der Dienst. Man bedenke doch nur, daß die Feldpost ganz und gar mit der Armee vormarschirt, die einzelnen Feldpostexpeditionen mit den Stäben ihrer Divisionen, das Hauptfeldpostamt mit dem Stab des betreffenden ersten oder zweiten Armeecorps. Die Feldpost des zweiten Armeecorps hatte z. B. zwei Equipagen für ihre Beamten, einen großen gelben Wagen für die Briefschaften und einen Wagen für ihre Bureau-Utensilien. Diese Wagen bilden einen Theil des Stabstrains und marschiren mit diesem. Nun denke man sich doch nur, daß dieser Train zumeist schon früh ausbricht und von 6 oder 7 Uhr Morgens an marschirt bis Abends 5 oder 6 Uhr. Ist man nun Abends in's Quartier gekommen, so vergeht, bis man die betreffenden Häuser findet, bis man sich nothdürftig vom Staub und Schmutz gereinigt, doch gewiß wieder eine Stunde, essen muß der Mensch doch leider auch, und im Felde heißt es sich recht sehr selbst um seine Nahrung kümmern, sonst bekommt man nichts. Wenn also die Postbeamten warten wollten, bis ihnen das Essen servirt wird, so würden sie wohl nie etwas bekommen. Ich nehme aber an, sie haben wirklich mit Hilfe ihrer Bedienten sich eine Suppe gekocht und dieselbe gegessen, und es ist 8 Uhr Abends und sie wollen jetzt erst gerne frisch und flott an die Arbeit gehen und bis in die späte Nacht hinein noch recht viel wegarbeiten, wie ist nun das Local beschaffen, wo sie ihre verantwortliche Arbeit vornehmen sollen. Eine kleine Bauernstube, zumeist ohne Stühle und Tische, ohne Licht, ohne Alles. Aber das Postamt ist vorgesehen. Die Herren haben Stühle in ihren Vorrathswagen, Tische werden improvisirt, und es geht. Lange nach Mitternacht ist die ungeheure Arbeit überwältigt, die Post ist ausgesucht, die Geldbriefe sind eingetragen, die Briefe an die einzelnen Feldpostexpeditionen vertheilt und die Briefe für den Stab selbst und für die in der Nähe befindlichen Regimenter liegen zum Austragen fertig. Sie könnten vertheilt werden, aber soeben um Mitternacht ist der Rapport aus dem großen Hauptquartier eingetroffen, und danach heißt es, daß es um 6 Uhr früh weiter geht. Wie sollen da die Briefe ausgetragen werden! Und dennoch werden sie vertheilt, ich habe gesehen, wie die Herren Assistenten und Officialen, ja sogar der Feldpostmeister selbst, unterwegs auf dem Marsche selbst die Briefe vertheilt und ausgegeben haben, obwohl das wahrlich nicht ihr Amt ist.

Unter so schwierigen Umständen vollzieht sich der Postdienst, wenn Alles gut geht, und es war in der That eine Freude, zu sehen, wie allemal, sobald wir in irgend ein Quartier eingerückt waren, sofort das Fähnchen der Feldpostexpedition an irgend einem Hause lustig flatterte, und die Herren Essen und Trinken vergaßen, nur um ihren Dienst fertig zu machen. Nun wolle man aber bedenken, wie häufig wir das Unglück hatten, in Quartiere zu kommen, wo schon Alles mit Truppen belegt war und sich faktisch nicht mehr eine Scheune oder Remise fand, wo man noch eine Strohschütte zur Unterkunft finden konnte. Aber auch da wußten sich die Herren zu helfen, und ich erinnere mich noch gut, daß z. B. in Triancourt das Feldpostamt in den Wägen amtirte und die Herren die ganze Nacht hindurch in ihren Equipagen arbeiteten und dann in denselben bivouakirten. Ferner wolle man bedenken, wie zuweilen, namentlich in der letzten Woche des August, die Armee derartig forcirte Tag- und Nachtmärsche machte, daß an ein Arbeiten überhaupt gar nicht zu denken war.

Nun beschränkt sich aber die Arbeit des Feldpostamtes nicht nur auf das Austheilen der ankommenden Briefe, sondern die Hauptarbeit besteht gerade in der Annahme der Briefe von der gesammten Armee und ihrer Expedition nach Deutschland. Trotzdem nun unmittelbar unter dem Fähnchen sofort ein Briefkasten herausgehängt wird, in welchen die einfachen Feldpostbriefe hineingeworfen werden können, so betrachtet doch jeder Soldat den Brief, den er oft mit großer Mühe geschrieben, als ein Heiligthum, das er nur in die Hände des Postbeamten selbst niederlegen will, und so ist das Lokal beständig voll, und es entsteht schon durch die Annahme von einer Masse von Briefen, die einfach in den Briefkasten geworfen werden könnten, eine unendliche Arbeit. Dann gibt es aber eine große Masse von Briefen, die persönlich angenommen werden müssen. Das sind die recommandirten oder Geldbriefe, die in der französischen Scheune oder in dem französischen Bauernhaus gerade ebenso gut quittirt und eingetragen werden müssen, wie auf dem Hauptpostamt in München. Die Arbeit ist also eine doppelte, die Austheilung der ankommenden, die Expedition der abgehenden Briefe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aachen. (Auch ein Commando.) Unter dem kürzlich von Paris über Belgien via Aachen nach Köln und Frankfurt dirigirten Schub deutscher Flüchtlinge befanden sich auch 320 süddeutsche und rheinländische Kellner, eine Menschengattung, welche in Paris ihrer linguistischen Kenntnisse halber bisher sehr geschätzt war. Während der kurzen Rast, welche ihnen auf dem Bahnhofe gegönnt war, ergossen sie sich in die verschiedenen Restaurationslocalitäten, wo sie mit größter Suada all die Abenteuer zum Besten gaben, welche sie theils erlebt, theils erfunden hatten. Als selbst nach dem zweiten Glockenzeichen die geschwätzigen Passagiere nicht zu bewegen waren, einzusteigen, stellte sich der Bahnhofportier unter die Ausgangsthür, klopfte mit einem Messer an ein Trinkglas, welches er vom nächsten Tische nahm, und rief mit Stentorstimme dazu: „Garçon!" „Voilà monsieur!" riefen 320 Stimmen, eilten dem Rufer zu und wurden dann auf den Perron und in die Coupés expedirt.

* Trost.

Ein lieber Freund ward uns von Gott gegeben,
Wir kannten seines Herzens Edelmuth,
Wir schätzten ihn als ein erhab'nes Gut,
Wir wollten ihn besitzen für das Leben.

Saht ihr bei Wörth den Todesengel schweben,
Ein mächt'ger Fürst, im Auge wilde Gluth,
Der Gnade fremd, im Herzen Zorn und Wuth?
Ihm mußte unser Dölger sich ergeben.

Wir stehen seufzend ob der Trauerkunde,
Daß wir den jungen Helden schon verloren,
Der jüngst sich weihte unserm Freundschaftsbunde.

Doch oben, wo die goldnen Sterne blitzen,
Dort seh'n wir ihn gekrönt und auserkoren
Vor Gottes Thron in der „Walhalla" sitzen.

Karl Peppisch.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 117. Speyer, Samstag, den 1. October 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

„Was haben Sie vor?“ rief Norbert erstaunt, als er seine Schülerin so beschäftigt sah.

„Es war zu häßlich . . . so schlecht gezeichnet . . . ich war zerstreut,“ murmelte sie verwirrt.

Norbert sah sie scharf an. „Haben Sie auch Launen?“ sagte er dann langsam.

„Nein, gewiß nicht!“ rief Eva fast mit Thränen. „Ich mußte, ich konnte nicht anders!“

Der Künstler aber hob wenige Minuten später unbemerkt eines der Stückchen Papier auf, das größer war als die übrigen und ihm dadurch auffiel. Drei Buchstaben standen darauf — die Anfangsbuchstaben seines Namens.

Eva konnte sich das Benehmen ihres Lehrers während der nächsten Stunde nicht erklären. Bald war er ausgelassen lustig, lachte und pfiff den Vögeln ihr Lied nach, dann wurde er plötzlich wieder ernst, nachdenkend, lächelte vor sich hin und wenn er sich unbeobachtet glaubte, ruhten seine Blicke mit wonnigem Entzücken auf seiner lieblichen Nachbarin. Endlich war es Zeit heimzukehren. Doch der Maler blieb im Tempel, behauptete, keinen Hunger zu haben und hier auf Eva warten zu wollen.

Noch war es nicht ganz drei Uhr, da kam sie schon flüchtigen Schrittes die Allee entlang, ein kleines Körbchen in der Hand haltend. — „Der Mensch, der von Luft leben kann, ist noch nicht geboren,“ begann sie scherzend, „sehen Sie in mir Ihre Lebensretterin.“ Und sie fing an, Brod, etwas kalte Küche, eine kleine Flasche Wein und ein Besteck auszupacken. „Schweigen Sie,“ unterbrach sie Norbert's Dank, „und essen Sie und dann soll unsere Waldfahrt beginnen. Ich weiß einen Platz auf dem nächsten Hügel, dort ist die Aussicht fast noch schöner wie hier. — Nun, wie fühlen Sie sich jetzt?“ frug sie nach wenigen Minuten, als der Maler eben sein Glas auf ihre Gesundheit geleert hatte.

„Stark wie Goliath,“ rief dieser aufspringend, „und bereit, Ihnen, wunderthätige Waldfee, bis an's Ende der Welt zu folgen.“

„Avanti,“ lachte Eva fröhlich, „und hoffen wir auf eine glückliche Entdeckungsreise!“

Mit raschen Schritten gingen die Beiden durch den Wald, dann über eine große Wiese, inmitten welcher Norbert stehen blieb und bedenkliche Blicke zum Himmel sandte, der sich dicht zu umwölken begann.

„Fürchten Sie sich vor dem Donner?“ spottete Eva lächelnd.

Sie schritten weiter, kamen wieder in einen Wald, wo es bald begann, sehr steil zu werden. Eva aber brauchte nur selten Hülfe, leicht und gewandt sprang sie über das Felsengeröll hinweg, während Norbert's Blicke von ihrer raschen Anmuth unwiderstehlich gefesselt waren.

„Da sind wir endlich!“ rief sie frohlockend, nachdem sie die höchste Felsenspitze erklommen hatten und am Rande eines wilden Abgrundes standen, der steil in den See abfiel. „O, ist es nicht herrlich hier! Es donnert,“ setzte sie plötzlich hinzu und sah sich um, als ob man sie angerufen hätte.

Schwarz und groß stand ein furchtbares Gewitter am Himmel; je näher die Wolken kamen, je mehr schienen sie zu eilen.

„Wir müssen umkehren,“ sagte Norbert hastig, „vielleicht entrinnen wir noch dem Regen. Geschwind, kommen Sie, Gräfin!“

„Werfen Sie nur einen Blick auf die Gegend,“ bat diese, „damit Sie doch den Weg nicht umsonst gemacht haben. Sehen Sie den wundervollen Effect des Wetters!“

Norbert sah sich flüchtigen Blickes um.

Ein Theil der Berge war von der Sonne scharf und hell beleuchtet, während die andere Hälfte schon im düstern Grau des Regens verhüllt war, der wie ein dichter Vorhang sich über das Land zog. — Jetzt kam auf den Flügeln des Windes der Sturm einhergebraust. Heulend fuhr er dahin, vor seiner Gewalt bogen sich die Bäume wie Weidenruthen, im tollen Wirbel tanzten die dürren Blätter, er peitschte die Wellen des Sees, daß sie schäumten, brach krachend Aeste ab und warf sie bald hierhin, bald dorthin. Er erreichte Eva, riß ihr den Hut vom Kopfe und wehte ihn in den Abgrund, sie selbst wankte, so daß Norbert den Arm um sie warf, um sie aufrecht zu erhalten. Prasselnd fielen große Hagelkörner, ein blendender Blitz zerriß die Wolken und machte den Himmel secundenlang zu einem Feuermeer, dann ertönte mit furchtbarer Gewalt die Stimme des Himmels. Weit-

hin rollte der Donner, alle Echos erweckend. — Das junge Mädchen hatte sich halb betäubt an Norbert's Arm geklammert,

„Kommen Sie," rief dieser, und er war fast genöthigt, zu schreien, um sich vernehmlich zu machen; „Sie stehen auf einem dem Wetter zu sehr ausgesetzten Platz, folgen Sie mir."

Eva fest bei der Hand haltend, zog er sie nach sich und begann den Berg herabzuklimmen. Der Hagel hatte nur ein paar Minuten gedauert, es folgte weder Donner noch Blitz dem ersten Schlag, nur der Regen strömte in Bächen vom Himmel. Im Nu waren beide Wanderer gänzlich durchnäßt. Norbert blickte Eva besorgt an; doch diese hatte ihre Fassung wieder ganz gewonnen und nickte im lächelnd zu.

Das Hinabsteigen war schwierig; der Regen hatte den Boden schlüpfrig gemacht und die nassen Kleider hinderten jede freie Bewegung. Norbert war unermüdlich, stützte und führte Eva, räumte die hindernden Aeste aus dem Wege, bog die Zweige zurück, welche Eva drohten, ihre nassen Blätter in's Gesicht zu schlagen — kurz war auf Alles bedacht, um ihr das ermüdende und beschwerliche Gehen zu erleichtern. Sie kamen an mehreren entwurzelten und geknickten jungen Bäumen vorbei.

„Wie viel Unheil dieser eine Sturm angerichtet hat," sprach Norbert, und weiter fuhr es ihm durch den Sinn: „So verwüstet oft eine unglückliche That ein ganzes Menschenleben." — Seine Lippen preßten sich zusammen, dann schüttelte er heftig den Kopf — fort mit allen trüben Gedanken, nur jetzt keine traurige Vergangenheit, wo die Gegenwart ihn so reizend anlachte. Rüstig schritten sie über die Wiese.

„Sie können viel aushalten," sagte der Maler.

„Sie haben mir viel dabei geholfen," antwortete Eva und sah ihn so vertrauensvoll an, daß er unwillkürlich ihren Arm noch fester an sich drückte. Sie erröthete, ihr Auge irrte einen Moment unsicher umher, senkte sich dann zu Boden, und auf dem ganzen weitern Heimweg wurde fast kein Wort mehr gesprochen.

Auf Schloß Ebensee war mittlerweile gerade vor Anbruch des Gewitters Besuch gekommen. Herr von Möllern, ein großer, stark aussehender Mann mit breiter Figur, stark blondem Haar und Bart, war von seinem Gut herübergeritten, um einige Stunden bei seinen Nachbarn zu verplaudern. Er mochte sieben- bis achtundzwanzig Jahre alt sein, war viel gereist, gebildet, der Liebling der ganzen Umgegend; von den Höheren geehrt, von seinen Untergebenen angebetet.

Wer einmal seine kräftige, frische Stimme, sein herzliches, fröhliches Lachen gehört, wer seinen treuherzigen, offenen Blick und den guten, wahren Ausdruck seiner sonst durch keine besondere Schönheit ausgezeichneten Züge erblickt, der vergaß Felix Möllern nicht so schnell.

„Er kommt mir vor, frisch und kräftig wie ein Tannenwald, auf den die Sonne scheint," sagte einmal eine etwas sentimentale Dame seiner Bekanntschaft und hatte damit nicht so unrecht.

Er streckte seine großen Glieder auf den kleinsten Stuhl aus, den er im Zimmer finden konnte, und verbarg keineswegs die Enttäuschung, die er empfand, als er hörte, Eva sei ausgegangen. Das Gewitter beunruhigte ihn noch mehr als den Baron Ebensee, der seine Enkelin in irgend einer Hütte sicher wähnte. Zehnmal schlug Felix vor, auszureiten, um Eva zu suchen; doch da man nicht wußte, in welcher Richtung sie gegangen, mußte er sein Vorhaben immer wieder aufgeben. Die beiden Männer sprachen von Diesem und Jenem und endlich bat der alte Herr seinen Gast, ihm bei der Anlegung neuer Treibhäuser mit seinem Rath behülflich zu sein. Als dieser, gefällig wie immer, mit Vergnügen einwilligte, entfernte sich der Baron, um die Pläne zu holen. (Forts. folgt.)

Die deutsche Reichs- und Nationalfarbe.

(Schluß.)

So wenig war aber die Idee einer gemeinsamen Farbe der Burschenschaft damals noch vorhanden, daß die zu Erlangen am 1. December 1817, ohne allen unmittelbaren oder auch nur mittelbaren Zusammenhang mit jener früheren vom August 1816 entstandenen burschenschaftlichen Verbindung sich zwar in der innern Gestaltung ganz nach dem von Gießen und Jena ausgegangenen Vorbild richtete, aber, weil sich die Leiter derselben vermüssigt glaubten, dem zahlreichen jungen Zugang, den sogenannten Füchsen, einige Entschädigung für das Band zu geben, mit dem sie als Mitglieder einer Landsmannschaft früher oder später hoffen durften, sich zu schmücken und daheim vor ihren Freunden und Freundinnen zu zeigen, daß sie etwas geworden seien, und daß sie deßhalb eine Farbe, ein Abzeichen, wählten. Als solche wurde aber nicht schwarz und roth, nicht schwarz roth gold gewählt, sondern blau weiß grün, nach dem Vorgang einer Tübinger Teutonia, welcher Sand, der, ehe er 1815 nach Erlangen kam, dort gewesen war, angehört und diese Farbe, jedoch nicht als Band, sondern nur als Pfeifenquasten, mitgebracht hatte. Sand war zwar seit Herbst 1817 in Jena, aber er stand bei Vielen noch in gutem und freundlichem Andenken. Hätte man von einer andern Farbencombination etwas gewußt, oder hätten die noch in Erlangen vorhandenen Mitglieder der früheren Burschenschaft, die nur in die neuere ebenfalls eingetreten waren, etwas dagegen einzuwenden gehabt, oder hätten die auswärtigen Freunde in Jena und Heidelberg, welche mit großer Freude den Wechsel der Dinge vernahmen und nicht säumten, brieflich ihre alten Freunde zu beglückwünschen und ihnen guten Rath mitzutheilen, eine andere Farbe angedeutet, es möchte vielleicht angenommen worden sein, zumal die getroffene Wahl Einzelne veranlaßte, sich von der neuen Burschenschaft, die sich erst am 10. Januar 1818 förmlich konstituirte, wieder zu trennen und zu ihren früheren Freunden zurückzukehren, was man sich nun leider gefallen lassen mußte. Doch mag dieser Rücktritt wohl auch aus andern Gründen geschehen sein und die Wahl der Farbe nur in zweiter Reihe mitgewirkt haben.

So trug denn die Erlanger Burschenschaft von dieser Zeit an bis Ostern das blauweißgrüne Band und als Ende Februar eine übrigens folgenlose Spaltung zu entstehen drohte und man eine kleine Partei, aber mit Unrecht, im Verdacht hatte, abfallen und eine Franconia oder sonst etwas begründen zu wollen, dichtete Anselm Feuerbach, eifriger Anhänger der Burschenschaft, während sein Bruder Karl der bezeichneten Fraktion angehörte, ein am Abend des 1. März, ungeachtet vorhergegangener Reinigung der Angeschuldigten in öffentlicher Burschenversammlung, abgesungenes Lied, dessen eine Strophe lautet: „Mit grün gelb rothem Bande, Vertausch das Grünweißblau, Trag dich und deine Schande, Der Welt nur recht zur Schau." Die in Folge dieser Gegensätze entstandene Animosität hatte nun freilich einige Paukereien zur Folge, doch war bis Ostern 1818 Alles wieder ausgeglichen. Dieß wurde zum Theil durch den damals zu Jena abgehaltenen Burschentag bewirkt, der unter andern die innere Gestaltung betreffenden Ordnungen auch beschloß, daß alle vereinzelten Burschenschaften, um sich auch äußerlich als ein einiges Ganze kenntlich zu machen, schwarz und roth als Farbe, in Band, Pfeifenquasten 2c. annehmen sollten, und diesem Beschluß fügte sich auch Erlangen, obgleich es den Tag nicht beschickt hatte, sofort. Zu diesen beiden Farben gesellten dann die meisten, aus Verschönerungsgründen, Gelb oder Gold hinzu, entweder als Saum an beiden Seiten, oder als schmalen Streifen in der Mitte, oder als gleichbreiten Streifen mit den beiden andern Farben und so entstand rasch die schwarz=roth=goldne Farbe als die der Burschenschaft, und als die Jenenser Burschenschaft aufgelöst wurde, besang A. Binzer († 1868) dieß Geschick in dem bekannten Liede, dessen hierher bezügliche Strophe lautet: „Das Band war zerschnitten, Von Schwarz, Roth und Gold, Und Gott hat es gelitten, Wer weiß was er gewollt!"

Wenn die hier gegebenen Mittheilungen etwas zu sehr in's Specielle verlaufen, so möge zur Entschuldigung gereichen, daß nur auf diese Weise es möglich wurde, den Beweis zu liefern, daß an eine deutsche Nationalfarbe bei der Burschenschaftsfarbe ebenso wenig gedacht wurde, als überhaupt eine solche nicht vorhanden war, und wenn sie nachher und seitdem als solche angesehen wurde, so trug das Schicksal dieser Farbe, weil sie von den Regierungen als Zeichen einer revolutionären Verbindung verfolgt wurde und weil man ihre Träger als Märtyrer ihrer die Einigung Deutschlands beabsichtigenden Gesinnung betrachtete, wesentlich dazu bei. Sie wurde dazu erst gemacht von außen her, ohne im Anfang es auch nur entfernt gewesen zu sein. Auch hielten unsere Historiker es unter ihrer Würde, in eine solche in's Kleinliche verlaufende Untersuchung einzugehen und begnügten sich mit dem fait accompli, so Rotteck, Menzel und Andere. Der einzige J. G. A. Wirth, bekannt als Verfasser einer deutschen Geschichte und als Mitglied des Parlamentes zu Frankfurt, während desselben er starb, hat die deutsche Reichsfarbe einigermaßen beanstandet. Nachdem er in seinem „Walderode" (p. 376) über das Hambacher Fest, daß er und Dr. Siebenpfeifer veranlaßt hatten, berichtet und erzählt hat, wie fast alle Anwesende mit dieser Farbe als Band oder irgendwie bezeichnet gewesen seien, bemerkt er: „Gelb und Roth war wohl die deutsche Reichsfarbe, aber wie das Schwarz dazu gekommen, kann ich nicht begreifen."

Ueber die Reichsfarbe hier zu polemisiren, dürfte nach dem bereits Gesagten, namentlich nach dem über die Schlacht von 1298 beigebrachten Zeugniß, ganz überflüssig sein, aber befremdend ist, daß Wirth, der von 1816 bis 1818 in Erlangen war, am 1. Dec. 1817 mit demselben Eifer, der alle seine Handlungen kennzeichnete, die Sache der Burschenschaft ergriffen hatte, und wenn er auch im Anfang 1818 dieselbe verließ, doch im Allgemeinen mit den Ereignissen des Studentenlebens nicht unbekannt sein konnte, diese Aeußerung that. Man hätte eher erwartet, er wundere sich, wie zu dem Schwarz das Roth und Gelb hinzugekommen sei. Wenn er auch noch des Wahnes lebte, seit unvordenklichen Zeiten habe ein und dieselbe Reichsfarbe existirt, so konnten ihm doch als einem Manne von Geist und Bildung die seit 1817 vorgekommenen Ereignisse, wenn sie ihn auch nicht persönlich berührten, nicht fremd und gleichgiltig geblieben sein, und man kann daher nicht umhin, diese Aeußerung als eine wunderliche und befremdende zu bezeichnen, die man jedoch, des Mannes wegen, der sie gethan hat, nicht mit gänzlichem Schweigen übergehen wollte.

Wenn nun weiter gefragt wird, wie es kam, daß diese Farbe von dem Parlament als deutsche Reichsfarbe anerkannt worden sei, so ergibt sich die Antwort hierauf ganz von selbst. Seit ungefähr dreißig Jahren hatte man sich gewöhnt, in dieser von den Regierungen verfolgten Farbenzusammenstellung die Farbe des deutschen Reichs — der Vergangenheit und der Zukunft — zu erblicken, ohne darüber besondere Untersuchung anzustellen; ein großer Theil der Mitglieder, und zwar der wortführendsten, z. B. Soiron, waren Mitglieder der Burschenschaft gewesen, die Andern aber waren dieser Verbindung zugethan, denn sie betrachteten dieselben als eine Vorläuferin des Parlaments, das zunächst eine Opposition gegen den Partikularismus bildete und was die Burschenschaft in jugendlicher Unklarheit und Mangelhaftigkeit angestrebt hatte, die Einheit des deutschen Vaterlands, nun mit besserem Erfolg zu erreichen gedachte. An den Präcedentien derselben haftet keine Schmach, vielmehr waren es nicht gerade die Schlechtesten der deutschen Jugend gewesen, die in Köpenik und Spandau, auf dem Asperg und auf Kronach, schöne Jahre hinter Schloß und Riegel gesessen, oder auch flüchtig geworden das Brod des Exils bei den Fremden gegessen hatten, und an eine Untersuchung der Berechtigung der Farbe auf das, was sie im Laufe fast eines Menschenalters zu sein gegolten hatte, zu denken, sie vor ein historisches Forum zu ziehen, das wäre damals eine kolossale Lächerlichkeit gewesen, zu deren Ausführung sich schwerlich die gelehrten Berühmtheiten, welche das Parlament in seinen Reihen zählte, hergegeben hätten. Endlich

wollte auch das Parlament eben so, wie die Pariser von 1789 eines Gegensatzes bedurften gegen die weiße Farbe der Bourbons, so ein Gleiches, das sie den Partikularfarben, dem Schwarzgelb, dem Schwarzweiß, dem Blauweiß u. s. w. als die Farbe des deutschen Volkes und Reiches entgegenstellen konnten. So kam es, daß die Burschenschaftsfarbe vom Parlament zur deutschen Reichsfarbe erhoben wurde und diese Geltung noch jetzt, allerdings nur in einer zwar nicht mehr bestrittenen Weise und ohne verfolgt zu werden, doch immer noch ohne von einem höchsten Regiment anerkannt zu sein, genießt. Wenn der erst vor wenig Jahren entstandene norddeutsche Bund zugleich mit seiner Entstehung auch seine eigene Farbe und Flagge bekommen hat, die bereits geachtet auf allen Meeren weht, so darf man hoffen, daß über kurz oder lang auch die schwarz-roth-goldene Fahne nicht mehr blos geduldet, als eine dem deutschen Nationalgefühl stillschweigend gemachte Bewilligung, sondern mit voller und unbedingter Berechtigung, als Zeichen der Einigung Deutschlands von Thürmen und Mauern zu schauen sein werde.

Die bayerische Feldpost.

(Fortsetzung.)

„Wenn Alles ordentlich ginge, so sollte jeden Tag ein Conducteur mit einer Feldpost nach Deutschland abgehen und einer mit einer Feldpost aus Deutschland ankommen. Ja, wenn das so ginge, so würden alle Herren von der Feldpost mit Freuden ihren Dienst machen. Das Abgehen der Briefe, d. h. die Expedition der Briefe der Armee nach Deutschland ist eine ziemlich geregelte, und es wird, wenn keine besondern Zwischenfälle, wie z. B. plötzlicher Generalmarsch, oder Nachtmärsche dazwischen kommen, fast regelmäßig jeden Tag ein Conducteur nach Deutschland abgeschickt, der zuerst bis Weißenburg und dann bis Nancy zu gehen hatte. Aber das Zurückkommen dieser Conducteure, von denen an jedem Tag einer wieder im Hauptquartier eintreffen sollte, das ist es, was das Feldpostamt zur Verzweiflung bringt, denn darauf ist nie zu rechnen. Wir haben wohl eine ganze Woche lang im Hauptquartier keine Post aus Deutschland gehabt, und dann kommen oft zwei, drei und vier Conducteure mit einander und bringen dann eine so riesige Post, daß sie kaum zu überwältigen ist. Wie das kommt, werden wir gleich sehen, wenn wir zu den geplagtesten Beamten, den armen Conducteuren, kommen. Wir glauben hiemit aber gezeigt zu haben, daß der Dienst eines Feldpostamtsofficialen und Assistenten wahrlich keine Sinecure ist und tüchtige Leute in jeder Beziehung verlangt. Glücklicherweise sind diese da, und Schreiber dieser Zeilen, der die Feldpostmeister, Officiale und Assistenten bei der Arbeit gesehen hat, weiß, was sie unter den schwierigsten und unangenehmsten Verhältnissen geleistet haben.

Einen nicht weniger mühseligen und nicht minder verantwortlichen Dienst als die höhern Beamten der Feldpost haben die niedern Beamten derselben, die Conducteure. Wir haben schon oben bemerkt, daß jeden Tag vom Hauptquartier aus ein Conducteur abgeschickt wird, der die eingelaufene Post nach Deutschland, nach dem Grenzort Weißenburg zu bringen hat, wo er seine Post abliefert und die Briefe, die inzwischen dort für sein Armeecorps eingelaufen sind, empfängt, um sie wieder nach dem Hauptquartier zurückzubringen. Er ist dabei auf die Etappenstraße angewiesen, die er genau einzuhalten hat. Sobald nämlich eine Armee mobilisirt ist und sich auf dem Marsch befindet, läßt sie von Tagemarsch zu Tagemarsch kleine Commandos hinter sich, welche die Aufgabe haben, die Verbindung der Armee mit der Heimath zu erhalten. Diese Aufgabe ist zumal in Feindes Hand eine viel umfassende. Der Etappencommandant sorgt für die Sicherheit des von ihm befehligten Ortes und der Verbindung desselben nach vor- und rückwärts. Er dirigirt die Feldposten, die Transporte von und zur Armee, er sorgt für die Einquartierung, die Verpflegung und das Fortkommen der Verwundeten und Maroden, die von der Armee kommen, der Ersatzmannschaften, der Brod- und Viehcolonnen, der Munitionstransporte rc., die zur Armee gehen. Die Hauptquartiere der mobilen Armee sind nämlich nie bekannt, sie ändern sich auch meist von Tag zu Tag, und aus leicht begreiflichen Gründen wird über den jeweiligen Aufenthaltsort derselben nach rückwärts das strengste Geheimniß bewahrt. Nur das letzte Etappencommando, das die Armee im Vorrücken zurückgelassen, weiß, wo das Hauptquartier sich zur Zeit befindet, aber auch dieß weiß es nur 24 Stunden lang, denn inzwischen ist die Armee wieder weiter marschirt, und da, wo das Hauptquartier die letzte Nacht war, befindet sich eine Etappe, die wieder weiß, wo das Hauptquartier heute sein wird. Durch diese sinnreiche Einrichtung bleibt das Geheimniß des Marsches der Armee bewahrt, während ihre Verbindungen nach rückwärts doch gesichert sind. Der aus dem Hauptquartier fortgehende Conducteur fährt also von Etappe zu Etappe, bis er Weißenburg erreicht, und von Weißenburg aus fährt er wieder zurück von Etappe zu Etappe, bis er sein Hauptquartier erreicht.

Das wäre nun allerdings unsäglich einfach, wenn nur nicht so gar viele Wenn und Aber dazwischen lägen. Man höre nur z. B. folgende Schilderung, die aus dem Leben gegriffen ist. Unser zweites bayerisches Armeecorps lag in Vienne le Chateau. Am 29. August, früh 6 Uhr, erschien ein Wägelchen, von einem dicken französischen Omnibus-Conducteur geleitet, mit einem Gaul bespannt. Der Wagen war requirirt, um bis Clermont zu fahren, dort sollte er von einem andern abgelöst werden. Auf den offenen Wagen wurden nebst vier ungeheuern Briefsäcken 7 Beutel geladen, von denen jeder 1000 fl. enthielt. Dieß Aufladen geschah vor den Augen des französischen Kutschers. Der Conducteur, ein sehr entschlossener Mann und nur mit seinem Säbel bewaffnet, verstand natürlich kein Wort französisch und hatte unbegreiflicherweise auch keine Karte (!). Bedeckung der Feldpost mitzugeben, hatte man für sehr überflüssig gefunden, die Straßen seien vollkommen sicher, hatte der Adjutant lachend gesagt. Daß aber am selben Tage unweit von Clermont auf unserer Straße ein preußischer Cabinetskurier überfallen, ausgeplündert und mit fortgeschleppt wurde, daß in der nämlichen Zeit zwischen Bar le Duc und Nancy auf der großen Straße auf Marodetransporte geschossen, ja sogar in Vaucouleur ein ganzes bayerisches Commando aufgehoben wurde, das wußte und ahnte man freilich nicht. Ich hatte nun zufällig eine gute Karte bei mir, besaß überdieß Schußwaffen und war der französischen Sprache mächtig; aber daß ich mit der Feldpost fuhr war ja nur ein Zufall, und der Conducteur wäre sonst allen nachfolgend geschilderten unangenehmen Situationen allein ausgesetzt gewesen.

Durch den Wald der Argonnen ging Alles gut, vor Clermont erreichten wir die große Straße wieder, in Clermont aber erklärte unser Kutscher, nicht weiter fahren zu wollen, er sei nur bis Clermont requirirt worden und sein Pferd könne keine größere Tour machen. Was hätte nun der Conducteur, der kein Wort französisch verstand, einer derartigen Widersetzlichkeit gegenüber thun sollen? Den Kutscher einfach vom Bock herunterwerfen und selber die ihm vollständig unbekannte Straße weiter fahren. Das alles ging in einem Ort, wo von unserem Militär Besatzung lag, überall anderswo hätte es dem Conducteur schlecht bekommen können. Glücklicherweise war unser Franzose vernünftigem Zureden nicht abgeneigt, auch hatte er schon vorher den Revolver, der natürlich die ganze Zeit hindurch geladen neben uns lag, sehr aufmerksam betrachtet. Er erklärte freiwillig, bis Bar le Duc uns fahren zu wollen, wenn ich ihm mein Ehrenwort verpfände, ihn nicht weiter von da aus mitnehmen zu wollen. Das that ich denn auch, und wir rollten jetzt wohlgemuth nach Bar le Duc und brachten die 60 Kilometer auch glücklich bis fünf Uhr Abends hinter uns. (Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 118. Speyer, Dienstag, den 4. October 1870.

Zeitgedichte.

Straßburg.

Willkommen, Schwester, zürne nicht,
Wir reichen Lorbeern Dir, nicht Ketten.
Sieh' g'rad und hold uns in's Gesicht,
Fort mit den trotzigen Lünetten.

Willkommen Elsaß, dorr' nicht ab,
Bleib freundlich grün uns nach dem Siege,
Du Ermin's und Sabina's Grab,
Du Göthe's Schule, Balde's Wiege.

Willkommen alter, deutscher Dom,
Zähl' wieder nun zu Deinen Brüdern,
Schick' einen Gruß hinab den Strom,
Köln wird und Speyer ihn erwidern.

Willkommen all' ihr trauten „heim",
Laßt Euch in hellem Deutsch betonen,
Mit solchem welsch getrübten Reim,
Soll uns und Euch man nun verschonen.

Schickt Wein und Bier von Zoll befreit,
Laßt was ihr könnt und schafft erproben.
Ist wieder Wandel in der Zeit
Wird Elsaß Gott und Deutschland loben.

(Bunsch.)

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

„Er ist ein guter Mensch," murmelte er vor sich hin, während er durch den langen Corridor schritt, „ein braver Mensch, glaube ich. Eva gefällt ihm, lieber Dieser, als irgend ein Anderer . . . da ist sie ja," unterbrach er sich und eilte an das nächste Fenster, von wo aus er die Brücke und den Weg bis zur Hausthür sehen konnte. — Aber was war das? Das junge Mädchen hatte den Arm des Malers gefaßt, sie schien befangen und doch zutraulich, nachdenklich und doch heiter; jetzt hatten sie die Pforte erreicht . . . konnte der Baron seinen Augen trauen? . . . Der Maler — und mit welchem Hohn, mit welcher Verachtung dachte sich der Baron Ebensee das Wort! — der Maler erfaßte ihre Hand, er streifte den nassen Handschuh zurück und . . . o Himmel . . . seine Lippen berührten sie! . . .

Der alte Herr erstarrte. Zuerst erwartete er, Eva würde den frechen Menschen entrüstet und mit scharfen Worten zurückweisen, doch nein, — sie schien nicht sehr böse, sie lächelte sogar erröthend.

Dem Baron schwindelte es; er hielt sich am Fenstersims — und schloß die Augen.

Seine Enkelin, die Gräfin Waldenau, im geheimen Einverständniß mit einem wildfremden Maler — das mußte er erleben! Er stöhnte laut, öffnete die Augen — der Künstler war fort, Eva hatte geläutet.

Festen, schweren Schrittes ging Baron Ebensee die Treppe hinunter und begegnete seiner Enkelin in der Vorhalle.

„Sehe ich nicht aus wie eine gebadete Maus?" rief sie ihm lachend entgegen. Hast Du Dich recht gesorgt, lieber Großvater? Doch es wird mir nichts schaden, hoffe ich."

„Gehe nur und kleide Dich um," antwortete der Baron möglichst ruhig, „und komme dann in den Salon, der junge Möllern ist da."

Jetzt kam auch Walburga gelaufen, schleppte Eva schnell auf ihr Zimmer, jammernd und klagend über den schrecklichen Zustand ihrer jungen Herrin.

„Nun, beruhige Dich," sagte diese endlich fast ungeduldig, „ich bin ja weder ertrunken, noch verbraunt und nun geschwind, mich friert."

„Im Salon ist es wärmer," sagte Walburga und warf ihr noch einen Shawl um die Schultern.

Eva lief hinab, ohne sich einen Augenblick Zeit zum Nachdenken zu gönnen. Möllern eilte ihr entgegen mit so viel Fragen und Bedauern, daß sie ihm kaum auf Alles antworten konnte. Er ließ nicht nach, bis sie etwas heißen Wein getrunken hatte, schlug ein Feuer im Kamin vor und häufte alle Sophakissen auf und um Eva, bis sie lachend um Gnade bat und versicherte, sie sei dem Ersticken nahe. — Felix blieb bis neun Uhr und der Abend verging rasch und angenehm.

Eva war schöner als je; eine wunderbare, innere Freudigkeit verklärte ihr feines Gesicht und jede ihrer Bewegungen war von bezaubernder Anmuth. Sie sang einige Lieder ohne Kunst, aber mit feinem Geschmack und glockenreiner Stimme. — Alles schien ihr neu und schön. Sie sah sich um, als ob sie zum ersten Male die Pracht und den Comfort des alten

Saales gewahr würde, und wunderte sich fast, als es dunkel wurde, daß heute die Sonne untergehen konnte.

Als sie sich später auf ihr Zimmer begeben und die Dienerin verabschiedet hatte, fand sie lange keine Ruhe. Sie wußte jetzt, was mit ihr vorgegangen, warum ihr das Leben so herrlich, die Welt so schön däuchte. Und bei den seligen Gedanken, die sie überflutheten, verbarg sie tieferröthend ihr strahlendes Gesicht in ihren Händen.

Eva war nicht die einzige Wachende. — Ihr Großvater ging unruhig durch das lange, düstere Zimmer, das er bewohnte. Endlich nach vielem Sinnen setzte er sich und schrieb:

„An die Frau Baronin Halden."

„Liebe Schwester!

„Dieses Mal komme ich mit einer Bitte zu Dir, die Du mir hoffentlich nicht abschlagen wirst. — Ich wünsche nämlich, meine Enkelin Eva Etwas von der Welt sehen zu lassen und würde sie gern für ein paar Monate zu Dir schicken.

„Ich weiß, daß in Deinem kleinen Haushalt eine Person mehr immer einige Depensen verursachen würde und biete Dir also für jeden Monat dreihundert Thaler, damit Du auch kleine Soiréen geben und überhaupt ihr den Aufenthalt angenehm machen kannst. Für eine Loge im Theater, Concerte und Toiletten bin ich auch mit Freuden bereit, zu sorgen.

„Es wäre mir aber besonders lieb, könntest Du sie gleich aufnehmen.

„Morgen, Mittwoch Abend, erhältst Du meinen Brief, telegraphire mir umgehend die Antwort, die ich Donnerstag früh erhalten werde, und wenn dieselbe bejahend ist, so kann Eva Freitag Morgen nach B. fahren, von dort die Bahn benutzen und um vier Uhr ist sie bei Dir.

„Walburga wird sie natürlich begleiten und bei Dir bedienen.

„Es grüßt Dich Dein Wolfgang."

„Sie braucht immer Geld und macht gern ein Haus, darauf baue ich," murmelte der Baron vor sich hin, als er sein Siegel auf den Brief drückte.

In aller Frühe wurde ein reitender Bote damit nach B. geschickt, der dort auf die Antwort warten und dieselbe gleich zurückbringen sollte. — Doch Eva erfuhr nichts von alledem.

Beim Frühstück, als dieselbe über den immer noch strömenden Regen klagte, sagte der Baron: „Ich habe dem Zeichenlehrer absagen lassen; man kann nicht verlangen, daß er bei diesem Wetter heraufkommt. Ich denke, er hat an seiner gestrigen Wasserpartie genug gehabt."

Eva erblaßte und verstummte. Sie hatte gehofft, ihre Stunde zu Hause zu nehmen, sie hatte die Minuten gezählt bis zu dem Wiedersehen und jetzt . . . wer weiß, wann das Unwetter aufhören würde!

Der Tag verging langsam, das junge Mädchen irrte unruhig im Hause umher, bald in der Bibliothek ein Buch aufschlagend, bald eine Zeichnung beginnend, dann setzte sie sich wieder zu Walburga oder sah träumerisch zum Fenster hinaus und versuchte die Tropfen zu zählen, die auf einen bestimmten Stein im Hofe fielen.

Da, es mochte sechs Uhr sein, ertönte die Hausglocke. Im Nu war Eva aufgefahren; ihr Auge funkelte, ihre Wangen rötheten sich, sie strich die Haare hinter das kleine Ohr und horchte zur Thür hinaus. Aber kaum hatte sie die Stimme des Ankömmlings gehört, so zog sie sich zurück, schlug die Thür unwillig zu und ging mit raschen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab. Nur langsam leistete sie nach einiger Zeit dem Wunsche ihres Großvaters Gehorsam, der sie hatte rufen lassen. Auf dem Gange hörte sie schon Möllern's kräftige Stimme.

„Er hat kommen können trotz allen Regens!" dachte sie mit einem vorwurfsvollen Blick in die Gegend des Dorfes und zögernd betrat sie den Salon.

Doch Herrn von Möllern's frischer Fröhlichkeit vermochte Niemand zu widerstehen.

Unwillkürlich wich Eva's gedrückte Stimmung einer heitern und nach kurzer Zeit rief Felix: „Jetzt sehen Sie doch wieder vergnügter aus, Gräfin, und das ist mir eine wahre Last vom Herzen. Ich kann nicht sagen, wie es mich drückt, Jemanden traurig zu sehen."

„Man kann doch nicht immer lachen," wandte Eva ein.

„Gewiß nicht," rief Felix ganz eifrig; „aber eine gewisse innere Fröhlichkeit kann man doch meistens trotz allem Ernst bewahren. Natürlich, ich weiß, es gibt Kummer und Sorgen im Leben; aber wozu Alles so schwer als möglich, statt so leicht als möglich zu nehmen? Man braucht deswegen nicht leichtsinnig zu sein. — Es gibt aber Leute, die eine förmliche Passion für traurige Gefühle haben, die in Melancholie schwelgen, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, darin wahre Gourmands sind. Wenn sie keine wirkliche Ursache haben, was eigentlich bei diesen Leuten selten der Fall ist, so schaffen sie sich einen Weltschmerz an, machen aus der Mücke einen Elephanten — Puh," sagte Felix und schüttelte sich, „solche Menschen können mich wahrhaft empören mit ihrem melancholischen Augenaufschlag, mit ihrem geheimnißvollen Geseufze, ihrem Mondgestarr, ihrem matten Lächeln und ihrer romantischen Appetitlosigkeit. Es ist etwas Ungesundes, Schwaches in diesen Geschöpfen," und er athmete tief auf und hielt einen schweren Eichenstuhl mit ausgestrecktem Arm in die Luft, wie um sich von seiner gesunden Kraft zu überzeugen.

„Es scheint, Sie würden gegen diese Gefühle gymnastische Uebungen anempfehlen," sagte Eva mit etwas malitiösem Lächeln.

Felix wurde roth und setzte hastig den Stuhl nieder.

„Pardon," sagte er; „ich weiß, es war nicht Salonmanier; aber ich mußte mir ein bischen Luft machen. Uebrigens glauben Sie mir, Gräfin, wenn diese Unglückshelden und -Heldinnen täglich zwei Stunden turnen und zwei Stunden spazieren gehen würden, Appetit- und Schlaflosigkeit wenigstens wären bald curirt."

„Sie scheinen noch nicht viel Kummer gehabt zu

haben," sagte der Baron, der, im Zimmer umhergehend, Felixen's Auseinandersetzungen mit halbem Ohr gelauscht hatte.

„Was nicht ist, kann werden," antwortete dieser, mit einem Seitenblick auf Eva, indem er einen leichten Seufzer ausstieß. „Wenn es kommt, so hoffe ich es richtig ertragen zu können."

Und wie werden Sie das anstellen?" sagte die Gräfin, ihn neugierig ansehend.

„Ich werde leiden, ohne Andern zur Last zu fallen. Getheilten Schmerz finde ich nicht halben, sondern doppelten Schmerz. Man leidet nicht nur allein, sondern zieht auch Andere in Mitleidenschaft. Sie werden spöttisch sagen, das sind Grundsätze; doch ich hoffe, sie halten Stich, sollte ich, was der Himmel verhüten wolle, einmal geprüft werden. — Doch jetzt genug von Kummer, Unglück und Elend. Erheben Sie Ihre Stimme, Gräfin Eva, und singen Sie uns ein fröhliches Lied."

Viel hätte Eva darum gegeben, diesen Wunsch nicht erfüllen zu müssen; allein sie schämte sich, vor diesem mit so gleichmäßigem Humor gesegneten Mann launenhaft zu erscheinen. Also setzte sie sich an's Clavier und sang ein Lied nach dem andern — was Felix ihr eben vorlegte. (Fortsetzung folgt.)

Das Bombardement und die Einnahme der Festung Toul.

Von **Julius v. Wickede.**

Die Festung Toul besitzt eine wichtige strategische Bedeutung, da sie die beiden Linien Weißenburg-Straßburg-Paris und Metz-Paris vollständig versperrt. Anfänglich hatte man Toul bloß cernirt und mit preußischen und bayerischen Feldgeschützen beschossen, dann aber, da dies nicht half, wiederholt durch bei Marsal erbeutete glatte französische Zwölfpfünder beschießen lassen, ohne damit einen sonderlichen Erfolg zu erzielen. Je weiter unsere Truppen aber gegen Paris vorrückten, desto wichtiger war für uns der Besitz von Toul.

So zog denn der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit einer Division, bestehend aus den Infanterieregimentern Nr. 75, 76, 89, 90, 14. Jäger-Bataillon, 11. Uhlanen-, 18. Dragonerregiment und 4 gezogenen Feldbatterien, vor Toul; es wurden ferner 16 gezogene 24-Pfünder aus Köln dahin geschafft und jetzt endlich begann die Belagerung auf eine sehr energische Weise. Am 23. begann zuerst das Bombardement der 24-Pfünder und ward dann am 24. Sept. noch kräftiger fortgesetzt. Ungefähr 2000 Schritte vor dem Fuße des Glacis von Toul entfernt erhebt sich plötzlich aus der grünen Ebene ein ungefähr 1000 Fuß hoher Berg, Mont St. Michel genannt, von dessen Kuppe man einen freien, ungehinderten Ueberblick über die ganze Gegend und speciell auch über das zu den Füßen liegende Toul genießt. Mit unendlicher Mühe waren unsere schweren Geschütze den sehr steilen Bergweg hinauf auf die Kuppe dieses Berges gebracht worden, wo man die Hauptbatterie errichtet hatte. Es war ein schöner, klarer Septembermorgen, als ich dort in der Batterie meinen Platz nahm. Mit dem Glase konnte man sehr gut Toul überblicken, ja sogar die einzelnen Posten auf den Wällen mit ihren rothen Hosen genau erkennen. Bald begann nun rings von allen Seiten der Donner der Kanonen gegen die Stadt zu brüllen. Unsere Geschosse trafen vortrefflich, und man konnte mit dem Glase recht bemerklich die weiten Erdlücken in dem grünen Rasen des Walles erkennen, wenn so eine Kugel aus einem 24-Pfünder eingeschlagen hatte. Von allen Seiten krachte es gegen die Stadt, überall dröhnte der Kanonendonner, zuckten die Blitze aus den Geschützen, sah man die Granaten in weiten, hohen Bogen durch die Luft sausen, bis sie dann prasselnd in das bestimmte Ziel einschlugen. Es übt wirklich eine dämonische Wirkung, wenn man sich in einer Batterie mit schwerem Geschütz befindet, die gegen eine Festung in voller Thätigkeit ist; unwillkürlich wird man dann mit ganzer Seele ein Artillerist, verfolgt die Wirkung jedes Schusses mit dem Glase, freut sich lebhaft, wenn er gut getroffen hat, ist aber verdrießlich, wenn die Kugeln fehlgegangen oder sonst aus irgend einer Ursache erfolglos geblieben sind. Die Bedienungsmannschaft der Geschütze in der Batterie arbeitete mit unerschütterlicher Ruhe an ihren Kanonen und sandte dabei fast jeder Kugel kurze und kernige, oft ungemein witzige und charakteristische Bemerkungen nach, und so habe ich mitten in all diesem Kanonendonner oft recht herzhaft lachen müssen. Die Franzosen antworteten anfänglich ziemlich lebhaft, und die französischen Granaten platzten häufig genug dicht neben und über uns, ohne gerade sonderlich vielen Schaden zuzufügen. In einer Batterie dicht neben der, in welcher ich stand, wurden jedoch 3 Artilleristen getödtet und 3—6 verwundet; von weiteren Verlusten an dem Tage und vielen bedeutenden Verwundeten vernahm ich nichts.

Fast noch gefährlicher wie die Granaten und Kanonenkugeln der Franzosen waren die Schüsse aus ihren langen Wallbüchsen, mit denen sie auf 15—1800 Schritt schossen und mitunter auch trafen. So wie man nur aus der Brüstung der Batterie hervortrat, pfiffen einem gewöhnlich einige Kugeln aus diesen Wallbüchsen um die Ohren. Daß unsere Geschosse gut treffen mußten, erkannte man aus den Rauchsäulen, die bald an verschiedenen Stellen der Stadt aufstiegen. Es war vom Großherzoge von Mecklenburg der ausdrückliche Befehl ertheilt worden, die hohen Zwillingsthürme der Kathedrale von Toul, eines der berühmtesten Bauwerke des gothischen Baustyls aus dem 15. Jahrhundert, möglichst zu schonen; doch konnten wir mit dem Glase erkennen, daß eine Kugel den Spitzbogen eines großen Kirchenfensters auseinander gerissen, eine andere aber ein Stück von der Galerie des Thurmes herabgeschmettert hatte. Auch auf das Hospital, das durch eine weiße Fahne mit rothem Kreuze weithin erkennbar war, wurde nicht geschossen, obgleich die Franzosen eine schwere Batterie davor angelegt hatten, die uns manchen Schaden zufügte und nun ganz geschützt feuern konnte.

(Schluß folgt.)

Die bayerische Feldpost.

(Fortsetzung und Schluß.)

In Bar le Duc wurde unser Geld einstweilen in die General-Feldpostinspection abgeladen, und wir ließen unsern Kutscher, unter gegebenes Ehrenwort sehr bereuend, wieder zurückfahren. Ich requirirte am selben Abend noch im Auftrag des Feldpostdirektors auf der Mairie ein Fuhrwerk mit zwei Gäulen, und man versprach mir, bis 6 Uhr auch das Fuhrwerk zu stellen. Wir wären dann am Abend noch bis zur nächsten Etappe nach Ligny gefahren und hätten von dort aus vielleicht am nächsten Tage die Strecke nach Nancy in Einem Tag überwinden können. Ich war um 6 Uhr, um 7, um 8 auf der Mairie — kein Fuhrwerk zu bekommen, in ganz Bar le Duc kein Pferd, kein Wagen mehr. Am andern Morgen um 5 Uhr früh dieselbe Geschichte. Bis 8 Uhr wartete ich geduldig, dann stellte ich mich mit dem Herrn Feldpostdirektor Schlägel auf die große Landstraße, fest entschlossen, das erste Fuhrwerk, das uns entgegenkäme, mit Beschlag zu belegen. Es kam auch richtig ein Wagen mit Quartiermachern, die, obwohl sie heute in Bar le Duc blieben, doch ihren Wagen bei sich behalten wollten. Auf unser Zureden und die Versicherung, daß morgen in Bar le Duc genug Fuhrwerk zu finden sein würde, ließ uns der Offizier schweren Herzens seinen Wagen, und so war unser Weiterkommen vorläufig gesichert, nur waren wir vom Pferd auf den Esel, von unserer Equipage, die doch immerhin gepolsterte, in Federn hängende Sitze hatte, auf einen Leiterwagen gekommen. Aber à la guerre, comme à la guerre.

Wir luden unsere Post auf und fuhren wohlgemuth die Straße nach Ligny. Es war schönes Wetter, was wollten wir mehr. Vor Ligny fing aber unser Gaul an zu hinken, wir mußten in Ligny auf neuen Ersatz denken, da der Eigenthümer, ein ohnedieß trotziger, zu Gewaltthätigkeit nicht übel aufgelegter Mensch, erklärte, er werde auf keinen Fall weiter fahren. Er schickte sich sogar an, uns Eingang des Ortes ausspannen zu wollen, ich zwang ihn aber, indem ich ihm den Revolver unter die Nase hielt, während unser Conducteur ihn zugleich durch einige wohl applizirte Rippenstöße zu überwinden suchte, uns noch bis zum Etappenkommando zu fahren. Dort gestattete ich ihm, den Gaul nur auszuspannen, wenn zuvor ein anderer herbeigebracht werde. Der Mensch schrie so laut über unsere Gewaltthätigkeit, daß man auf der Etappe eine Ordonnanz absandte, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen, und der Bauer hatte wirklich die Frechheit, mich beim Commando zu verklagen, ich hätte ihn mit dem Revolver bedroht. Er kam aber schlecht weg, denn natürlich hörte man auch uns und entschied, daß wir ganz Recht gehabt hätten. Ich hatte aber wirklich keine Lust, mit dem rabbiaten Kerl, der uns möglicherweise doch einmal in einem Dorfe alle Bauern auf den Hals gehetzt hätte, weiter zu fahren und bat um ein anderes Pferd und einen anderen Fuhrman.

Beides erhielten wir auch, und ein junger netter Franzose übernahm unsere weitere Führung. Kaum waren wir aber einige zwanzig Kilometer gefahren, da hatte unser Gaul ein Eisen verloren, und als wir nach Pagny fur Meuse kamen, verlor er das zweite. Da war guter Rath theuer, der Franzose meinte, es müsse jedenfalls sein Gaul beschlagen werden, und ich sah die Nothwendigkeit auch ein, aber es war mir fatal, nicht Einen Mann Besatzung im Städtchen zu sehen. Der Hufschmied sollte am andern Ende des Ortes wohnen, und während wir dort hielten, um uns näher zu erkundigen, bemerkten wir nicht gerade zu unserer Freude, daß hier eine Menge von Bauern bei einander standen, die uns mit wenig freundlichen Blicken betrachteten. „Hier bleiben wir keinesfalls", sagte der Conducteur. „Sehen Sie nur die Kerle an, wenn wir jetzt noch unsern alten Kutscher von Ligny hätten, die schlügen uns alle todt." „Ja was ist aber zu thun, der Gaul kann ohne Eisen nicht weiter gehen?" „Der Gaul muß weiter gehen, besser, der Gaul wird hin, als daß wir den Bauern in die Hände fallen, ich lasse den Kerl gewiß nicht ausspannen", sagte der Conducteur. Ich konnte ihm im Ganzen nur Recht geben; der Haufen der Bauern wurde immer größer und als ich einen Augenblick den Revolver in die Hand nahm und sagte, daß man vom Wagen vorn weggehen möge, gehorchte man mir, aber ich hörte so etwas wie „Bougre allemand" und „à la mort". Jetzt neigte ich mich auch des Conducteurs Ansicht zu, dieser aber handelte kurz entschlossen, riß dem jungen Franzosen das Leitseil und die Peitsche aus den Händen und schlug aus allen Kräften auf den Gaul los, so daß dieser mit uns im Galopp den Berg jenseits des Dorfes hinaufraste. Es wollten uns zwar die Bauern folgen, aber das Drohen mit dem Revolver veranlaßte sie, umzukehren, wirkte aber auch zweckmäßig auf unsern jungen französischen Kutscher, der seinen Jammer über sein pauvre cheval sofort einstellte. Oben auf dem Berge erschien jetzt ein preußischer Feldpostwagen, der bei uns hielt. Wir erzählten was vorgefallen, die Preußen fanden das sehr begreiflich und meinten, es sei ein Leichtsinn, als Feldpost ohne Bedeckung zu fahren; sie hatten freilich gut reden, sie hatten einen geschlossenen Postwagen, treffliche Gäule, eigene Postillone und drei Mann Bedeckung. Um nun aber unsere Abenteuer schnell zu Ende zu bringen, requirirte ich im nächsten Dorfe, wo ich von einem früheren Quartier her den Maire kannte — es war in Lay St. Rémis — den dritten Gaul auf dieser Strecke, mit ihm bekamen wir den Besitzer, einen alten Herrn, der beständig weinte und sich vor jedem Baum und vor jeden Menschen fürchtete und während wir um die Festung Toul herum mußten, vor lauter Angst fieberte. Sein Gaul taugte auch nichts, denn ich mußte am nächsten Tage in Gondreville noch einen requiriren, und so zogen wir denn am vierten Tage von unserer Abreise von dem Hauptquartier mit zwei Pferden und zwei Kutschern in Nancy ein. Auf der Strecke zwischen Gondreville und Nancy trafen wir vier von unsern Conducteuren, die mit ihren vier Posten einen ordentlichen Wagenzug bildeten und in Nancy sahen wir zu unserem größten Vergnügen, daß soeben (am 31. August, also sechs volle Wochen nach dem Ausmarsch) auch für die bayerische Feldpost gelbe Wägen, Postillone und Pferde angekommen waren und die große Noth somit ein Ende hatte.

Aus diesem wahrheitsgetreuen Bilde einer Reise in Feindesland mit der Feldpost, möge man Folgendes ersehen: In erster Linie, welche enorme Aufgabe die wackern Conducteure zu lösen hatten und noch immer haben, die durch diese ungeheuren Strecken Feindesland ohne Kenntniß der Sprache, unbewaffnet, der Führung und dem Fuhrwerk von Feinden sich anvertrauen mußten. In zweiter Linie, wie sehr man in München mit der Organisation noch zurück war, da es erst Ende August gelang, der bayerischen Feldpost das nöthige Material an Pferden, Wagen und Postillonen nach Nancy zu bringen. Wahrlich unsere Beamten, vom Feldpostdirector angefangen bis zum letzten Conducteur herunter, leisten Tüchtiges und verdienen das beste Lob, wenn sich aber der Feldpostdirector in Bar le Duc selbst mit mir auf die Straße stellen mußte, um einen Leiterwagen abzufangen, nur damit die Post nicht 24 Stunden unnütz dort liegen blieb, so kann man nicht in München die Briefe aus dem Hauptquartier schon in acht Tagen erwarten. C. A. Dempwolff. (Nürnb. C.)

Miscellen.

Ein Schriftchen: „Französische Thronfolger", von A. Ellisen (Göttingen, Hofer) erinnert an die in der Weltgeschichte fast beispiellos dastehende Eigenthümlichkeit der französischen Geschichte, nach welcher seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts die meisten unter den designirten französischen Thronfolgern theils durch ihren verfrühten Tod, theils durch den Sturz des Vaters oder Vorfahren, dem sie zu folgen bestimmt gewesen, ihrer Anwartschaft verlustig gegangen sind. Die 14 Nummern zählende Reihe beginnt mit Ludwig, dem einzigen ehelichen Sohne Ludwig XIV., der als Dauphin am 13. April 1711 starb, und schließt mit dem kaiserlichen Prinzen, der soeben nach der Gefangennahme seines Vaters Napoleon's III. in's Exil gewandert ist. Der Ertrag dieses Schriftchens ist zum Besten der Hinterbliebenen deutscher Krieger bestimmt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 119. Speyer, Donnerstag, den 6. October 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. A. Lenze.

(Fortsetzung.)

Hätte sie hinausgesehen, hätte ihr Auge die eingebrochene Dunkelheit durchdringen können, gewiß, ihre Stimme hätte den matten, gleichgiltigen Klang, ihre Augen den traurigen Blick verloren. Draußen im strömenden Regen stand ein Mann und lauschte den Tönen, die zu ihm drangen, wie ein Verdammter dem Gesang der Engel lauschen mag. Dicht vor dem Fenster stand er und von dem Ephen, welcher dasselbe überwucherte, vor aller Entdeckung geschützt, sah er mit unaussprechlichen Gefühlen Felix sich über Eva beugen, zu ihr sprechen, ihr neue Lieder bringen, ihr mit strahlendem Gesicht zuhören, sah sie lächeln und zu ihm aufblicken.

Seine Hände ballten sich. „Ich verdiene sie nicht, ich verdiene sie nicht," murmelte er, „und doch — sie muß mich lieben, sie muß sich mir beugen; ich schwöre es, sie muß mein werden! . . ."

In diesem Augenblick trat Mathias ein und meldete das Abendessen. Möllern bot Eva den Arm und führte sie hinaus, der Baron folgte. — Norbert starrte noch einen Augenblin in das verlassene Zimmer. Das Feuer flackerte, die Lichter brannten und doch schien es ihm, als sei es da drinnen dunkel und kalt geworden.

„Der Herr Baron haben heute früh ein Telegramm erhalten," bemerkte den nächsten Morgen Walburga, als sie eben Eva's lange, schöne Flechten aufsteckte.

„Ein Telegramm!" rief diese ganz erstaunt. „Woher denn? Ist am Ende Tante Halden krank, oder ist sonst Etwas geschehen?" Und sie eilte schneller als gewöhnlich hinab, um ihren Großvater am Frühstückstisch zu finden. Er sah angegriffen aus und vor ihm lag die erbrochene Botschaft.

„Ist Etwas geschehen, Großvater?" rief Eva, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Nein und ja," entgegnete dieser; „doch nimm Platz, ich muß Dir Etwas erklären."

Und er setzte ihr mit ruhigen Worten, aber doch bewegter Stimme auseinander, wie er es für gut, ja nothwendig finde, jungen Mädchen die Welt zu zeigen, sie das Leben kennen lernen zu lassen, wie er ihrer Tante geschrieben und daß er heute die Antwort erhalten habe.

Eva hatte wie versteinert dagesessen. Ihre Augen waren groß und starr auf sein Gesicht geheftet.

„Und die Antwort?" stieß sie hervor.

„Lautet bejahend," sagte Baron Ebensee.

„Wann muß ich fort? Doch nicht bald, doch nicht bald?" frug sie klagend.

„Morgen Abend erwartet Dich Tante Halden."

Eva wurde blaß und sich in den Sessel zurücklehnend, schloß sie die Augen. Doch nur einen Moment. Dann sprang sie auf und warf sich neben ihrem Großvater auf den Boden.

„Warum so schnell?" flüsterte sie, ihr Haupt an seine Knie lehnend.

„Weil ich es wünsche, weil ich es für gut, für nothwendig halte," sagte er mit herber Trauer.

„Wenn ich Dich aber bitte — nur noch eine Woche, nur noch drei Tage lasse mich hier," fuhr sie leise fort.

Er hob ihr schönes Haupt empor und hielt es einen Augenblick zwischen seinen Händen. „Bitte mich nicht," sagte er dann langsam, aber bestimmt; „es nützt nichts. Ich habe Dir früher nichts von meinem Plane gesagt, weil ich Dir alle peinliche Ungewißheit ersparen wollte. Nun ist er gefaßt und unabänderlich. Walburga wird Dich begleiten und auch dort bei Dir bleiben. Morgen früh um acht Uhr reist Ihr von hier ab." Er verließ das Zimmer, aber unter der Thür wandte er sich noch einmal um. „Apropos," sagte er in gleichgiltigem Ton, „ich werde Deinem Zeichenlehrer," und er betonte das Wort, „schreiben, ihm für seine Bemühungen danken und ihm sein Honorar schicken. Ich finde nicht, daß Du viel bei ihm gelernt hast." Und er schloß die Thür hinter sich.

Mit einem unterdrückten Schrei sprang Eva von ihren Knieen auf: „Deswegen . . . er weiß also Etwas, oder ahnt es . . ." Und sie ging mit fest verschränkten Armen und blitzenden Augen im Zimmer auf und ab. „Ich kann mir nicht helfen, Niemand kann mir helfen, außer Einem, der nicht will." Sie strich sich das Haar mit beiden Händen aus dem Gesicht. „Ich muß Norbert schreiben," flüsterte sie; noch einen Augenblick blieb sie in tiefes Nachdenken verloren stehen und ging dann langsam nach ihrem Zim-

mer. Dort angekommen setzte sie sich an ihren Schreibtisch und nach ein paar Minuten lagen folgende Zeilen vor ihr:

„Auf Befehl meines Großvaters muß ich morgen nach M. reisen, um dort bei seiner Schwester, der Baronin Halden, ein paar Monate zuzubringen. Um acht Uhr fahre ich von hier fort."

Als sie die Adresse schreiben wollte, fiel es ihr eigentlich erst auf, daß sie sich nie nach seinem Taufnamen erkundigt hatte. Oft hatte sie ihn fragen wollen, doch nie den geeigneten Moment gefunden. So adressirte sie denn einfach: „An Herrn Norbert Maler" — und das Fenster öffnend, spähte sie nach einem sicheren Boten. Der Zufall wollte, das der zwölfjährige Sohn des Gärtners die Blumenbeete jätete; den rief sie herauf und ihm eine nagelneue Münze in die Hand legend, trug sie ihm auf, den Brief dem Herrn Maler in das Wirthshaus des Dorfes zu bringen. Der Kleine ging, das Schreiben sorgsam haltend, die Treppe hinab; unten begegnete er dem Baron, der, als er den Brief in der Hand des Knaben sah, sogleich den Zusammenhang errieth.

„Ist das für den Maler?" frug er das Kind und auf dessen bejahende Antwort nahm er ihm das Schreiben ab, indem er hinzufügte, „Du brauchst nicht hinzugehen, ich will es besorgen."

„Hätte Eva ahnen können, das ihr Brief, allerdings uneröffnet, im Kamin ihres Großvaters ein Häufchen Asche war, während sie ihn längst in Norberts Händen wähnte, die fieberhafte Spannung, die sie den ganzen Tag über peinigte, hätte gewiß einer energischen Empörung Platz gemacht. So aber wußte sie von nichts und lief vergebens nach jedem Stück, das sie in den Koffer gelegt, an das Fenster, um von Hoffnung in Verzweiflung zu gerathen.

Der Tag, der Abend und eine schlaflose Nacht waren vergangen und Eva hatte nichts von Norbert gehört, der seinerseits zehn Uhr kaum erwarten konnte, um den gewohnten Weg zum Schloß anzutreten.

Gegen acht Uhr kam die junge Gräfin herunter, um ihrem Großvater Lebewohl zu sagen. Er erschrack, als sie vor ihm stand, blaß, mit schwerem Blick und müder Haltung.

„Es ist höchste Zeit, daß sie geht," dachte er sich und schloß sie fest an seine Brust. „Mein Herzenskind," murmelte er ihre kalten Lippen küßend, „Gott segne und erhalte Dich und führe Dich glücklich zu mir zurück."

Da brach Eva in ein krampfhaftes Schluchzen aus, sie schlang die Arme fest um seinen Hals, doch nur einen Augenblick, dann riß sie sich los, sprang in den Wagen und lehnte sich in die Ecke zurück. Walburga folgte, Mathias stieg auf den Bock, der Kutscher ließ die Peitsche auf den Rücken der Pferde fallen, fort rollte der Wagen und der Baron kehrte schwermüthig in das stille, einsame Schloß zurück.

Als unsere Reisenden durch das Dorf fuhren sah Eva gespannt zum Fenster hinaus, doch von Norbert war keine Spur zu erblicken.

Die Reise war eine traurige. Der starke Sturm hatte die letzten Spuren des Sommers hinweggefegt, der Regen hatte die laue Luft in naßkalte Octoberatmosphäre verwandelt. Unter jedem Baum lagen Haufen von modernden gelben Blättern, der Himmel war grau, die Straßen aufgeweicht, die Berge hinter dichtem grauen Nebel versteckt. Fröstelnd hüllte sich Eva in ihren Mantel und die Augen schließend, erging sie sich in trüben Gedanken und Vermuthungen, warum wohl Norbert auf ihre Zeilen weder gekommen sei, noch sonst habe von sich hören lassen.

Um dieselbe Zeit aber erstieg der Maler den Schloßberg. Auf sein Läuten wurde ihm wohl die Thür geöffnet, doch zugleich gemeldet, Gräfin Waldenau sei abgereist und der Herr Baron sende diesen Brief. Als Norbert heftig die Enveloppe aufriß, fand er einen Fünfzigthalerschein. Und sonst kein Wort. —

Noch am selben Tage verließ der Maler das Dorf und Mathias erfuhr Abends im Wirthshaus und mag es wohl seinem Herrn erzählt haben, wie freigebig der Fremde gewesen sei, denn er habe dem Pfarrer fünfzig Thaler für die Armen des Dorfes gesandt.

In einer der elegantesten Straßen M.'s stand das von der Baronin Halden bewohnte Haus. Machte schon die hohe Außenseite, die breite steinerne Stiege einen stattlichen Eindruck, so wurde derselbe noch erhöht, wenn man das Innere der Wohnung betrat. Die Zimmer, wenn auch nicht zahlreich, waren geräumig und auf's Geschmackvollste ausgestattet. Besonders reizend war ein grau und kirschroth eingerichtetes Boudoir, das die Schlafzimmer von den Salons trennte. Unzählige Familienportraits und Miniaturen bedeckten die Wände, grüne, frische Pflanzen standen im Fenster, bequeme Fauteuils luden zum angenehmsten Nichtsthun ein, ein weicher, dicker Teppich mit rothen Korallenzweigen auf hellgrauem Grund bedeckte den Boden.

Vor dem offenen Kamin saßen zwei Personen, ein Herr und eine Dame, im eifrigsten Gespräch vertieft. Die Dame: Baronin Halden, eine schön gewesene Dame mit etwas zu starker Figur und dem sichtlichen Bemühen, jünger zu erscheinen, als sie war; der Herr: ein ältlicher Mann, etwas gebückt, etwas grau, sehr süß und folglich sehr langweilig.

„Also Ihre Nièce ist eine Gräfin Waldenau," frug er eben.

„Jawohl, Hoheit," bestätigte die Baronin. „Ich nehme sie aus Erbarmen zu mir, um ihr etwas Manier, etwas von Bildung zu geben. Natürlich . . . auf dem Lande aufgewachsen, was kann man da erwarten?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Bombardement und die Einnahme der Festung Toul.

Von **Julius v. Wickede.**

(Schluß.)

Bis gegen 4 Uhr Nachmittags donnerte und krachte es von allen Seiten hüben und drüben, und

aberall schwebten Rauchwolken in der Luft — da ward plötzlich auf dem Thurme der Kathedrale eine große weiße Fahne aufgezogen. Auf Befehl des Großherzogs schwiegen sogleich alle unsere Batterien und ein preußischer Parlamentär ritt in die Stadt, der bald darauf mit dem Commandanten von Toul Oberst Hueck, zurückkam. Nach längeren Unterhandlungen ward die Capitulation festgesetzt und von dem Commandanten und dem Generalstabschef des Großherzogs beim trüben Lichte einer Stalllaterne, da es inzwischen dunkel geworden war, unterzeichnet. Die gesammte Besatzung von ungefähr 2500 Mann, darunter an 500 Infanteristen und Artilleristen, die übrigen Mobilgardisten, ergaben sich kriegsgefangen; die Offiziere konnten jedoch nach Wahl entweder gegen Abgeben des Ehrenwortes, in diesem Kriege nicht wieder die Waffen gegen uns zu führen, mit ihrem Privateigenthume freien Abzug nach Frankreich, wohin sie wollten, erhalten, oder wurden mit Beibehaltung der Waffen in die Kriegsgefangenschaft nach Preußen geführt. Einige 80 französische Offiziere, darunter alle, die der Mobilgarde angehörten, wählten das Erstere und blieben in Frankreich; 17 höhere Offiziere, darunter der Commandant Hueck selbst, zogen aber die preußische Kriegsgefangenschaft vor. Als Grund seiner Capitulation gab der Commandant an, er habe nur noch für 3—4 Tage Munition für seine Geschütze gehabt, sich also denn doch nicht lange mehr halten können; in dieser Zeit hätte dann ganz Toul leicht zerstört werden können, und deßhalb habe er die Capitulation schon jetzt unterzeichnet; auch sei die Mobilgarde zu undisciplinirt und nicht genug in den Waffen geübt gewesen, um lange sich damit vertheidigen und besonders einen Sturm abschlagen zu können. Noch an demselben Abende marschirte die französische Besatzung von Toul aus und bivouakirte unter Bewachung auf einer Wiese, um schon am andern Tage mit der Eisenbahn nach Preußen abgeführt zu werden, und mecklenburgische Truppen besetzten die Stadt, worauf am nächsten Morgen der Großherzog von Mecklenburg, von einem glänzenden Stabe umgeben, an der Spitze einiger Regimenter seinen Einzug hielt.

Eine längere Wanderung am anderen Morgen in der eroberten Stadt war ungemein interessant und bot viele neue Eindrücke dar. Sogleich in der Vorstadt sah man 6—7 ganz und 4—5 halb niedergebrannte Häuser; die Brücke über den Marne-Canal war von den Franzosen gesprengt worden, und man mußte auf Steinen und Holzstücken halb durch den Canal klettern und halb waten. In den Straßen von Toul sah man überall die Spuren der Kugeln und Bomben an den Häusern: Fensterkreuze waren ausgerissen, große Lücken klafften in den Dächern und Mauern, Thüren lagen zersplittert umher, jedoch waren gänzlich zerstört oder abgebrannt nur 2—3 Häuser in der inneren Stadt.

Sehr schlimm schienen unsere Geschosse in dem stattlichen Gebäude der Maire gewüthet zu haben, wo die Wände durchlöchert, der Kalkputz abgeschleudert, die Fensterkreuze ausgerissen waren. Die Kathedrale hatte im Innern glücklicher Weise gar nicht gelitten; an den Außenmauern waren jedoch manche wieder herzustellende Beschädigungen durch unsere Kugeln sichtbar. Das eine große Kirchenfenster war ganz zusammengeschossen, die eine Nebenthür halb zersplittert und oben an der Brüstung der Thürme zeigten sich viele Lücken.

Am heftigsten hatten unsere Geschosse auf dem Walle gewüthet. Hier standen die großen gezogenen Festungskanonen und Mörser, mit denen Toul armirt gewesen, hinter den hohen Schanzkörben oder den mit dicken Bohlen gedeckten Batterieen; doch hatten unsere Kugeln überall arge Verwüstungen angerichtet und mehrfach waren die Artilleristen neben ihren Geschützen zerschmettert worden. Ueberall lagen noch Bomben und Granaten umher, von denen die meisten schon geplatzt, einige aber noch gefüllt waren; auch Wallbüchsen, Chassepotsgewehre und sonstige Waffen waren allenthalben zerstreut. Die Wälle selbst waren noch ziemlich wohl erhalten und die Wallgräben tief mit Wasser gefüllt, so daß eine Erstürmung, die 3 Tage später durch die beiden mecklenburgischen Regimenter 89 und 90 hatte erfolgen sollen, jedenfalls viele blutige Opfer gekostet haben würde. Toul selbst ist ganz nach dem Vauban'schen System sehr regelmäßig befestigt, hat sehr treffliche Wälle, 5—6 Bastionen und sehr tiefe, mit Wasser gefüllte Gräben. Es galt früher für eine sehr starke Festung; da es jedoch gar keine Außenwerke und detachirten Forts besitzt, so ist es den neueren gezogenen Geschützen mit ihrer weiten Wirkung gegenüber auf die Länge nicht haltbar und kann mit gezogenen 24-Pfündern vom Mont St. Michel ganz in Grund geschossen werden. Von den Einwohnern sind 6—8 während der Belagerung getödtet und 12—16 verwundet worden, wie uns erzählt wurde. Die geängstigten Familien haben die letzten Tage größtentheils in ihren Kellern, deren Luken dicht mit Misthaufen bedeckt waren, zugebracht. Jetzt kamen Alle wieder hervorgekrochen, sonnten sich in dem warmen Sonnenschein und breiteten überall ihre Betten, die wohl in den dumpfen Kellern moderig geworden sein mochten, zum Trocknen und Lüften aus. Man sah wohl viele abgehärmte, bleiche Gesichter und hörte laute Klagen. Doch machte sich die angeborene französische Elasticität und Heiterkeit auch jetzt wieder so recht bemerklich, und viele Bewohner waren schon ganz munter und sichtlich erfreut, daß die Capitulation erfolgt, die Belagerung beendet und das Leben und die Gesundheit Aller nicht mehr gefährdet war. Ueber die gute Mannszucht der preußischen und mecklenburgischen Truppen, welche auch nicht den allermindesten Exceß verübt hatten, hörte ich allgemeines Lob, zumal viele französische Officiere den Bürgern früher gesagt hatten, daß die Stadt in Folge einer Capitulation unfehlbar geplündert würde. Schreckenswochen hat Toul gewiß überstanden, und besonders auch die Tage vom 23. und 24. September, wo unsere Beschießung am heftigsten war, werden sicherlich niemals aus dem Gedächtniß der jetzigen Generation verschwinden. Im Ganzen ist die Stadt aber doch noch so ziemlich gut abgekommen und hätte jedenfalls un-

endlich viel mehr leiden müssen, wenn die Capitulation erst einige Tage später erfolgt wäre und unser Bombardement so lange angehalten hätte. (Köln. Ztg.)

Kriegstrophäen der deutschen Heere.

Der preußische „Staatsanzeiger" schreibt hierüber: Die Recognoscirungs- und Vorpostengefechte, welche das Vorspiel des Krieges bildeten, waren naturgemäß für beide Theile von nur geringen Opfern begleitet. So bei Gersweiler, Ludweiler, Stürzelbrunn, den Rencontres in der Gegend um Saarbrücken und bei Niederbronn.

Der 2. August, an welchem die Stadt Saarbrücken preußischerseits vorläufig aufgegeben wurde, kostete den Franzosen 6 Officiere und 67 Mann.

Der Tag von Weißenburg ließ als Gefangene allein 30 Officiere und 1000 Mann in die Hände des Siegers fallen, außerdem 4 Mitrailleusen, 15 vierpfündige, 7 achtpfündige Kanonen, 31 Munitions-, 13 Hinterwagen und 14 Infanteriepatronenkarren.

In der Schlacht bei Wörth verloren die Franzosen 6000 Gefangene mit 100 Officieren, 2 Adler, 6 Mitrailleusen, 35 Kanonen, 42 Wagen, 200 Pferde, die Bagage und das Zeltlager von zwei Divisionen, sowie 2 Eisenbahnzüge mit Proviant.

An demselben Tage verloren sie bei Spicheren und als Folge dieser beiden Gefechte in den nächsten Tagen bei Reichshofen und Saargemünd 2500 Gefangene, 4 Geschütze, 40 Pontons, ein Zeltlager, verschiedene Magazine, 10,000 wollene Decken, 40,000 Centner Reis, Kaffee, Zucker, Rum, Wein, Zwieback, sowie Schuhe, Käppis, Gamaschen und Tabaksvorräthe; diese letzteren allein im Werthe von einer Million.

Die festen Plätze, welche in der ersten Hälfte des Monats August an deutsche Truppen sich ergaben, führten uns in Hagenau 6 Officiere und 103 Mann nebst 80 Pferden und großen Vorräthen an Waffen zu; in Lichtenberg fielen 3 Officiere, 280 Mann, 7 Geschütze, 200 Gewehre, 30,000 Patronen, Pulver u. s. w., in Lützelstein Gewehre und Munition, mit Marsal 60 Geschütze in unsere Hand.

Die drei Schlachttage bei Metz haben im Verhältniß zu den großen Opfern, welche sie auch unsererseits gefordert, nicht so bedeutende materielle Erfolge, wie die Kämpfe zwei Wochen vor und nach ihnen für uns gehabt, da der Feind stets in der Lage war, in den Schutz der starken Festung sein Material bergen zu können; dennoch hat der Tag von Vionville den Franzosen 36 Officiere und 2000 Mann, der von Gravelotte 54 Officiere und 3000 Mann Gefangene gekostet und wird ihr Gesammtverlust an allen 3 Tagen mit 25,000 Mann keineswegs zu hoch veranschlagt sein.

Auf dem weiteren Vormarsche fiel die Festung Vitry mit 17 Officieren, 850 Mann und 16 Kanonen in unsere Hand.

Die Gefechte und Schlachten bei Nouart, Beaumont und Sedan führten vor der Capitulation bei Letztgenanntem Orte etwa 30,000 Gefangene, sowie eine große Zahl von Adlern und Geschützen uns zu; der Tag von Beaumont brachte dem Feinde den Verlust von 7000 Gefangenen, 2 Adlern, 11 Mitrailleusen, 23 Kanonen und seines Zeltlagers, der von Sedan vor der Kapitulation schon einen solchen von 25 Geschützen, 2 Adlern und 25,000 Mann.

Die Capitulation von Sedan überlieferte uns 1 Marschall, 39 Generale, 230 Stabs-, 2095 andere Officiere, 84,450 Mann, außerdem noch 14,000 Verwundete, die sämmtlichen Adler dieser Regimenter, 70 Mitrailleusen, 330 Feld- und 150 Festungsgeschütze und 10,000 Pferde. (Der Rest des Heeres — etwa 14,500 Mann mit 12,000 Pferden, Kanonen und Artilleriefahrzeugen — wurde auf belgischem Gebiet entwaffnet.)

Die Verluste der Franzosen innerhalb der belagerten oder cernirten Festungen sind noch nicht festzustellen, und nur das ist bekannt, daß die Garnison von Straßburg bei einem Ausfall am 16. August 3 Kanonen, bei einem eben solchen am 2. Sept. 1 Officier und 4 Mann als Gefangene eingebüßt hat. Die durch die Capitulation von Laon in unseren Besitz übergegangenen Trophäen und Vorräthe sind zur Zeit von Seiten des Hauptquartiers noch nicht veröffentlicht worden, doch befinden sich 23 Geschütze und viele Gewehre dabei.

Fassen wir die bis hier chronologisch aneinandergereihten Erfolge kurz zusammen, so ergeben dieselben als Verlust des Feindes und Gewinn der deutschen Heere in dem bis jetzt geführten, noch nicht zweimonatlichen Feldzuge, außer Todten und Verwundeten annähernd: 1 Marschall, 39 Generale, 3250 Officiere, 160,750 Mann (und 14,000 Verwundete in Sedan), 10,280 Pferde, mindestens 56 Adler, 102 Mitrailleusen, 690 Feld- und Festungsgeschütze, über 400 Fahrzeuge, mehrere Pontonkolonnen, Magazine, Eisenbahnzüge, sowie eine fast unberechenbare Menge von Vorräthen an Waffen, Munition, Bekleidungs-, Ausrüstungsgegenständen, Fourage und Proviant.

Miscellen.

Ueber das Torpedounglück zu Curhaven wird noch ferner geschrieben: Die Entzündung ist wahrscheinlich auf folgende Weise entstanden: Die fünf Herren besahen sich den sonst — so lange er ruhig an Deck liegt — ganz ungefährlichen Torpedo und hierbei muß die über den Zündern sitzende Messing-Sicherheitskapsel abgenommen und die Zünderröhre gebrochen sein. Diese besteht aus einer Bleiröhre, welcher chlorsaures Kali zu gleichen Theilen mit gestoßenem Zucker gemengt und außerdem eine dünne Glasröhre mit Schwefelsäure enthält. Bei der geringsten Biegung der Bleiröhre bricht die Glasröhre, die Schwefelsäure fließt in das Kali, entzündet dieses und eine lange Flamme schlägt in den eisernen, mit circa 70 bis 75 Pfund Pulver geladenen Torpedo. Die Sicherheitskapsel würde die Zünder selbst gegen eine matte Flintenkugel schützen, also sind die Torpedos, so lange nicht mit ihnen gespielt wird, ganz sicher. Wenn aber die Kapsel abgenommen ist, kann die geringste Unvorsichtigkeit, schon ein ganz unbedeutendes seitliches Stoßen gegen die Röhre, gefährlich werden. Die Gewalt dieser Explosion ist, wie jetzt leider erprobt, furchtbar.

Charade.

Es war einmal ein kranker Mann,
Der saß auf einem Throne,
Da trat die Angst zu ihm heran
Zu ihm und seinem Sohne.

Die Erste Beider ahnet er,
Bestellet rasch die Zweite
Von Blut, ob es wohl möglich wär,
Zu restauriren Beide.

Wenn sehr das Blut zu Kopfe steigt,
Verordnen die Doctoren
Das Ganze, denn sonst gehet leicht
Gesunder Sinn verloren.

D'ran litt der Franzmann lange Zeit,
Herr Moltke hält deßwegen
Das Ganze schon für ihn bereit —
Gott gebe seinen Segen!

Auflösung der Charade in Nr. 115.

Wehre — Ehre — Wehe.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 120. Speyer, Samstag, den 8. October 1870.

Zeitgedichte.

* An Elsaß und Lothringen.

Zwei Jahrhundert sind vergangen, seit geschah die Diebes-That,
Daß uns Frankreich, tief im Frieden Elsaß raubte durch Verrath,
Ja, der Räuber ist noch lüstern, — nicht gesättigt sein Begehr,
Will den Rhein — den freien deutschen, will der deutschen Lande mehr.

Ha! dem Frevel folgt die Rache! Eine Löwin, wuthentbrannt,
Einig, groß und riesenmächtig hält die Wacht das Vaterland,
Abertausende von Helden zieh'n zum heil'gen Kampf hinaus:
„Falsches Frankreich! falsches Frankreich, gib die Brüder uns heraus!"

Vater Rhein die Helden schauend, ohne Furcht und ohne Zahl,
Stolzer rauscht in Silberwogen durch sein rebumranktes Thal,
Und von Straßburgs hohem Münster schallen Glocken über'm Rhein,
Feierlich in vollen Tönen läuten die Befreiung ein!

Hoch die schwarz-roth-goldnen Banner wehen im Befreiungskrieg,
Deutschlands hochgerechte Sache krönet Gott mit goldnem Sieg,
Und die todesmuth'gen Streiter führen heim zum Mutterland
Elsaß und Deutsch-Lotharingen, bietend ihnen Gruß und Hand.

„Brüder, lang von uns geschieden, kennt Ihr noch der Heimath Laut?
Kennt Ihr noch die deutschen Sitten, wie sie bieder, wahr und traut?
O, gewiß! — nicht Trug der Franken hat bethöret Euren Sinn!
Freudig Eurer Herzen Stimmen ziehn zur deutschen Heimath hin!"

„Deutsche, stammverwandte Brüder! seht die Zeiten schön und groß
Kehren wieder und voll Liebe nimmt Euch auf der Mutter-Schoos,
Deutschland hat Euch nicht vergessen, — trauernd hat es stets gedacht
An den Raub der theuren Söhne in der unheilvollen Nacht!

„Machtlos mußt es Deutschland dulden! fühlt in unnennbarem Schmerz
Jenen unerhörten Frevel! Rache schwur es himmelwärts!
Sind auch Jahre längst vergangen, — Mutterliebe stirbet nicht:
Heut mit gottgeweihtem Schwerte Deutschland naht und hält Gericht!"

Viele — Viele in dem Kampfe starben schon den Heldentod
Und ihr warmes Herzblut rinnend färbt der Franken Boden roth.
Und der Brüder Blut, das edle, — soll umsonst vergossen sein?
„Nein, bei Allem, was uns theuer! Nein, bei Gott im Himmel, nein!"

Deutschland einig auferstanden! Deutschland siegreich, groß und hehr!
Sammelt alle seine Söhne, die verlornen um sich her,
Elsaß auch und Lotharingen! neu erkauft mit Brüder Blut:
„Deutschland, Deutschland läßt Euch nimmer! hält Euch fest und schirmt Euch gut!"

Fürth, im September 1870. **Friedrich Friedreich.**

* Ein Besuch in Straßburg.

Eine wahre Völkerwanderung zieht gegenwärtig mit Dampf, zu Wagen und zu Fuß nach der alten, nach 189 Jahren wieder an Deutschland gekommenen Stadt. Von allen Seiten wälzen sich die Menschenmassen herein, drängen und drücken sich in den Straßen und verkleinern und vertheuern die Portionen in den Wirthshäusern, so daß Suppe von Pferdefleisch immer noch nicht zu den Seltenheiten gehört. Handel und Wandel haben wieder begonnen, die meisten Läden sind geöffnet und besonders finden die noch vorräthigen Seidenwaaren, wenn auch die Farben nicht immer ganz modern sind, starken Absatz. Bereits wird an manchen Orten mit dem Aufräumen des Schuttes und dem Ausbessern der Verwüstungen begonnen, aber an vielen Häusern sind noch die Kellerlöcher verstopft, als wenn sich die geängstigten Bewohner immer noch gegen das Eindringen von platzenden Granaten zu sichern hätten.

Die Verheerungen des Bombardements sind natürlich sehr mannichfaltig und in der verschiedensten Weise abgestuft, so daß Diejenigen, welche sie nicht für übermäßig erklären, fast eben so recht haben, wie die Andern, welche nicht Worte genug finden können, um Alles zu schildern. Wenn man die große Ausdehnung der meist eng und nach Art unserer alten Reichsstädte aus Holz gebauten Stadt betrachtet, so ist es doch nur ein kleiner Theil derselben, bei dem man von einer Zerstörung im eigentlichen Sinne des Wortes reden kann. Allerdings gibt es fast kein Haus, das nicht mehr oder weniger Beschädigungen erlitten hat. Allein was will ein herabgeworfener Schornstein oder ein zerbrochener Dachbalken, was wollen selbst noch schlimmere Schäden sagen gegenüber den grauenhaften Zerstörungen in der Gegend des Steinthores. Hier haben Brand- und andere Geschosse zusammengewirkt, um Bilder zu schaffen, wie man sie unmöglich nach der bloßen Schilderung sich vorstellen kann. Die Schutthaufen auf der Straße sind zwar hinweggeräumt, aber rechts und links stehen noch die hohläugigen Mauern, 3, 4 und 5 Stockwerk hoch, und im Innern ist Alles ausgebrannt und das suchende Auge findet kaum noch, wenn es hinaufblickt, eine Spur von den ehemaligen Wohnungen; nur die nackten Umfassungsmauern ragen klagend in die Luft,

sonst ist nichts mehr zu sehen als die Steinhaufen, die in den eingeschlagenen Kellern liegen. Wie manche noch nicht gesprungene Bombe mag in diesem tiefen Schutt begraben liegen und beim Aufräumen Unglück bringend sich entladen!

Haus an Haus reihen sich so in den nach Norden und Westen gelegenen Stadttheilen die langen ausgebrannten Mauern, bald mehr, bald weniger häufig unterbrochen von wohlerhaltenen Wohnungen, die manchmal blos ganz unbedeutende Beschädigungen davongetragen haben. Hie und da, aber doch seltener sind auch die Umfassungsmauern verschwunden und haben eine breite Lücke hinterlassen, welche beiderseitig von Holzhäusern begrenzt ist, bei deren Betrachtung man es für unmöglich halten sollte, daß nicht auch sie in Flammen aufgegangen sind. Die Straßburger Bürgerschaft muß wacker und unerschrocken in dem Feuerregen des Bombardements gelöscht haben.

Sehr schlimm sieht es in dem Faubourg national aus, dessen Häuser fast alle zusammengeschossen wurden. Sie waren meist von ärmeren Leuten bewohnt und wer möchte es ihnen verargen, wenn sie jammernd und fluchend von den Eroberern sprechen!

Wenn uns schon für die Darstellung der Verwüstungen in den beschossenen Theilen der Stadt die Worte mangeln, so gebricht es unserer Sprache vollends an Ausdrücken, um den Lesern eine Schilderung der Zerstörungen zu geben, die an den Festungswerken rechts und links vom Steinthore sowie an der Citadelle verursacht wurden. Diese Theile sind dem Publikum noch nicht unbeschränkt zugänglich, sondern gegen Lösung einer Karte, die einen Thaler kostet; das sicher nicht unbedeutende Erträgniß wird den Verwundeten und Abgebrannten zufließen. Das Steinthor ist eine ganz wunderlich und unförmlich zusammengeschossene Steinmasse, bei der Citadelle aber erreichen die Verwüstungen den höchsten Grad. Alles, was sich vernichten ließ, ist vernichtet, in den oberirdischen Räumen liegt kaum noch ein Stein auf dem andern und dort ist auch die reichste Ausbeute für Curiositätensammler, die nach zerschmetterten Waffen und nach den als Briefbeschwerer so beliebten Sprengstücken von Geschossen suchen. Da gibt es Leute, die sich die Mühe nicht verdrießen lassen, einen halben Centner Eisen in Kartätschen, Shrapnels und Sprengstücken von Bomben und Granaten Tagreisen weit mit heimzuschleppen. Ein besonders Glücklicher, den ich traf, hatte wohl das schönste Stück erhascht, den kreisrund abgesprungenen Kopf einer Granate, die oben an der Spitze noch den Kanal für die Sprengung enthielt.

Von ganz besonderem Interesse ist ein Besuch der vor dem Steinthor liegenden Laufgräben. Sie beginnen hart unter dem vielfach zerschossenen Schiltigheim und führen von dort bis auf das Glacis der beiden noch kurz vor der Uebergabe der Festung erstürmten Lunetten. Man staunt über den Fleiß, der diese Gräben etwa 4 Fuß tief und 8 Fuß breit zickzackförmig in so kurzer Zeit in das Erdreich gearbeitet hat. Ihre Gesammtausdehnung mag etwa 1 1/2 Stunden betragen. Hie und da, wo Batterien standen, sind sie etwas erweitert, aber gleich nach der Uebergabe der Festung hat man die Geschütze wieder entfernt, um sie anderswo von Neuem ihre traurige Zerstörungsarbeit beginnen zu lassen. Wahrlich, unser neunzehntes Jahrhundert hat es weit gebracht in der Kunst der Zerstörung und wenn uns schon die großen Werke des Friedens mit Bewunderung erfüllen, so staunen wir fast noch mehr über die Leistungsfähigkeit unserer so exact gearbeiteten und gehandhabten Vernichtungswerkzeuge. Sie können in ihrer Vollendung auch als ein Höhenmesser unserer so viel gepriesenen Civilisation gelten, wenn uns auch die Nothwendigkeit ihrer Anwendung manchmal einige Zweifel an der Echtheit dieser Civilisation aufkommen läßt. Wäre unser Jahrhundert wirklich auf der stolzen Höhe der Gesittung und Bildung, auf der es sich wähnt, wie wäre dann ein solcher Krieg mit solchen Verwüstungen möglich? Es muß also doch etwas Bedeutendes faul sein an der Civilisation Europas im neunzehnten Jahrhundert.

Aus den Laufgräben gelangt man endlich vor eine der Lunetten und über den Damm, der im feindlichen Feuer durch den nassen Graben geschlagen werden mußte, hinüber an die Bresche und steigt in derselben auf die Höhe des Erdwalles. Auch dort ist Alles verwüstet, die ehemals grün bewachsenen Böschungen sind zerstampft und zertreten, die geraden Linien der Erdwälle tief eingekämmt und gefurcht. Von der Höhe dieser Werke aus, die mit den Hauptwerken blos durch einen breiten, im Wasser angelegten Damm zusammenhängen, übersieht man am Besten die Lage der einzelnen Befestigungen und die ungeheuren Schwierigkeiten einer Belagerung. Hier erst lernt man ganz den Heldenmuth kennen, den eine Belagerung erfordert und der weit zäher und nachhaltender sein muß, als der ungestüme Schwung und die Alles mit fortreißende Begeisterung in einer Feldschlacht.

Von hier aus gelangt man entweder durch das zerschossene Steinthor oder durch das Kronenburger Thor wieder in die Stadt. Auf dem letzteren Wege kreuzt man den außerhalb des Thores befindlichen Theil des Bahnhofes; dort stehen noch eine Menge Locomotiven und sonstiges Eisenbahnmaterial, die theilweise jämmerlich zerschossen sind. Ihre Holztheile sind sammt dem Schuppen, in dem sie hier standen, spurlos durch Feuer vertilgt.

Die öffentlichen Gebäude in der Stadt, vor Allem die militärischen, aber auch das Theater und manche andere sind natürlich größtentheils zerstört und zum Mindesten bis auf die Außenmauern abgebrannt. Wirklich betrübend aber ist der Anblick der Neukirche, des Temple neuf, der noch vor wenigen Wochen die berühmte Bibliothek enthielt, die in den Flammen unterging. Hoch ragen die Mauern in die Lüfte, in den weiten spitzbogigen Fenstern

wohnt das Grauen
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Die Kirche gehörte einst den Dominikanern und trägt auch ganz den einfachen Charakter einer Predigerkirche, die in ihren Backsteinpfeilern und den hoch auf-

strebenden einfachen Fenstern blos das Gerippe gothischer Constructionsweise ohne alle schmückende Zuthat aufweist. Hier wurde die reiche Bibliothek aufbewahrt, aber von all den wissenschaftlichen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Nur die innen und außen noch umherliegenden keltischen, römischen und mittelalterlichen Steine und Denkmäler weisen noch auf die ehemalige Bedeutung des Gebäudes hin und die Löcher in den hohen Wänden des Innern zeigen die Spuren der Balkenlagen und Böden, die man in das gen Himmel strebende Chor gespannt hat, um die literarischen Denkwürdigkeiten und Schätze aufzubewahren. Unten auf dem Boden liegen die Steintrümmer durcheinander und der Kalk der Decken und Wände ist durch die Gluth des Brandes mit den Backsteinbrocken zu glasiger Schlacke zusammengeschmolzen. Tiefer Schmerz ergreift den Eintretenden ob dieser Verwüstung und im Andenken an die verbrannten Gegenstände; zwei protestantische Prediger in weißen Halsbinden erklärten laut das hier angerichtete Unheil für einen Schandfleck, der noch auf Jahrhunderte hinaus auf Deutschland ruhen werde.

Gegenüber diesen Verwüstungen ist das Münster fast vollständig erhalten und Berthold Auerbach, der fest behauptete, von der Mundolsheimer Höhe mit seinem Fernrohre in das Innere des Münsters hineingeblickt zu haben, hat Deutschland unnöthigerweise in Schrecken versetzt und mit der Darlegung seiner augenblicklichen Gefühle behelligt. Nur der Dachstuhl ist abgebrannt und selbst dieß fällt dem flüchtigen Beschauer nicht besonders auf, da der ganze Bau schon sehr hoch ist und das Dach nur wenig über die Gesimse und Strebepfeiler hervorragte. Die Kuppel, die früher ganz im Dache versunken war, tritt jetzt etwas deutlicher hervor. Im Innern und auch an den Außenwänden sind wohl mancherlei Beschädigungen zu bemerken, aber nur die wenigsten sind von Bedeutung. Die Kugeln haben Steine herausgeschlagen, die Glasmalereien durchbohrt — die Rose über dem Portal zeigt in ihrer Farbengluth vier runde Löcher, zu denen das weiße Tageslicht hereinschimmert — aber wenn man den ganzen kolossalen Bau betrachtet, so erweisen sich diese Beschädigungen doch als geringfügig und sind mit verhältnißmäßig geringen Mitteln wiederherzustellen. Nur die Orgel, die aus der Wand zwischen den Fenstern sich erhebt, hat bedeutende Verletzungen davon getragen und die obersten Pfeifen sind ganz zerschmettert und neigen traurig die Häupter. In der Capelle, die rechts neben dem Altare etwas in der Tiefe liegt, hausen noch Abgebrannte und waren gerade beschäftigt, auf einem gedruckten französischen Formular ihren Verlust anzugeben. Eine Frau bat mich, ihr zu helfen, da sie natürlich nicht im Stande war, aus sich selbst diese französischen Angaben zu machen.

Mit dem Uebergang aus einer französischen in eine deutsche Stadt scheint es, wie schon dieses Beispiel mit den französisch abzufassenden Erklärungen beweist, den Straßburgern nicht sehr zu eilen. Man hält noch mit großer Zähigkeit an dem welschen Firniß fest und wie man sich vor 189 Jahren gegen die räuberische Besitzergreifung von Seiten Frankreichs sträubte, so will man jetzt ebenso wenig von einer Rückkehr der Stadt unter die deutsche Herrschaft wissen. Allerdings wäre es thöricht, von den Straßburgern zu erwarten, daß sie jetzt, nachdem man ihnen die Stadt theilweise zusammengeschossen hat und sie ein ganz und gar unnützes Bombardement ausstehen ließ, auf einmal uns mit offenen Armen empfangen sollten. Ein solcher Umschlag der Stimmung würde kein gutes Licht auf den Character der Bürgerschaft werfen.

Wenn man den Elsässern und Straßburgern zumuthen will, daß sie jetzt nach der Eroberung und nach den schlimmen Erfahrungen des Krieges mit einemmale den Siegern zujauchzen und das Land, dem sie früher mit Ehren und Treue angehört haben, schmähen sollten, so würde man bei ihnen eine Charakterlosigkeit voraussetzen, die sie glücklicherweise nicht haben. Ein Volk, das sich willenlos dem Sieger unterwirft und der Gewalt zujubelt, ist für Deutschland weniger werth und wäre in der Stunde der Gefahr, besonders auf einem so wichtigen Posten, eher ein Nachtheil als ein Gewinn; wohl aber wird die Perle des Elsasses, wenn sie allmählig wieder an Deutschland anwächst, dann eben so muthig und treu wieder zum alten Vaterlande stehen, wie sie jetzt in einer ihren Charakter ehrenden Weise auf Seiten der Gegner ausgehalten hat. Gerade an einem solchen Punkte kann man keine Stadt brauchen, deren Bürgerschaft einer Windfahne gleicht und so wollen wir wünschen, daß die Zeit nicht ferne sei, wo Straßburg neu aufblühend sich nicht mehr mit Schmerz, wohl aber mit ernstem Stolze der Zeit erinnern möge, in welcher ein schweres aber nicht unfreundliches Geschick es wieder in das lange verlassene Vaterhaus zurückgeführt hat.

Schon Kaiser Max I. rühmte an den Straßburgern die Standhaftigkeit und diese Eigenschaft haben sie, wie das ganze Elsaß, sich immer noch bewahrt. Gerade dieses zähe Festhalten an dem Alten soll uns ein gutes Zeichen sein, daß diese Stadt und diese herrliche, mit allen Gaben des milden rheinischen Klimas tausendfach gesegnete Landschaft, wenn sie einmal wieder von Herzen deutsch geworden sind, dann ebenso von Herzen deutsch bleiben. Möge Deutschland dem geraubten und mit so großen beiderseitigen Opfern wieder erkauften „verlorenem Gute" mit warmer Liebe entgegen kommen, dann wird es hoffentlich bald den Elsässern wie Schuppen von den Augen fallen, wo ihre wahre Heimath sich befindet. Die Regierung, welcher das Elsaß zufallen wird, übernimmt eine der schönsten, aber auch der verantwortungsvollsten Pflichten; sie soll ein widerspenstiges Kind dem Schooße der Mutter in Liebe wieder zuführen. Schone man zu diesem Zwecke vor Allem die Gefühle des Volkes und hüte man sich vor Experimenten, die im badischen Nachbarlande so schlechte Früchte getragen haben. Nun und nimmer darf der Elsässer sagen können, es sei früher besser mit seinem Lande bestellt gewesen.

Dr. E. J.

Miscellen.

Aus einem englischen Brief. In London, wo ich mich kürzlich vier Wochen aufhielt, war es zuerst fast nicht zum Aushalten; man muß dort gewesen sein, um eine Idee zu haben, wie die Engländer es treiben, um durch diesen Krieg sich zu bereichern und wo möglich noch reicher zu werden. Von ihrem Gewehrhandel mit Frankreich und ihren Lieferungen dorthin will ich gar nicht reden, das ist zu schmutzig; aber die Zeitungsschreiber und -Drucker, die Photo-, Litho- und alle möglichen -graphen werden Millionäre in diesem Sommer. So oft ich ausging, mußte ich mich durch einen wahren Wald von Affichen durcharbeiten, mit denen alle Mauern beklebt, die Trottoirs unter meinen Füßen besät, die von Hunderten kleiner zerlumpter Jungen herumgetragen und einem unter die Nase gesteckt wurden. Die Annoncen darauf sind so groß und dick gedruckt, daß sie auch dem nicht entgehen können, der mit Kurzsichtigkeit behaftet ist, und wahrscheinlich damit etwaige Blinde ja nicht leer ausgehen, konnte man die kleinen Schurken schreien hören z. B.: „zehntausend Preußen getödtet", schreckliches Gemetzel, für einen Pfennig!" Dies Alles in Einem Athem als Inhalt und Preis ihrer Affichen. Unter solchen Umständen war es keine Freude auszugehen für Jemand, der nicht gerade ein englisches, sondern ein deutsches Herz im Leibe hatte. Wenn ich mir aber die Mühe nehme, diese ihre Fehler aufzuzählen, muß ich auch nicht vergessen zu sagen, daß Viele von ihnen viel geben und thun für unsere verwundeten Brüder, Freunde und Feinde. Es bildeten sich eigene Vereine und die Gaben floßen und fließen noch so reichlich, daß sie für den Augenblick nicht wissen, wohin damit. Miß L. sagte mir, es liegen gegen 150,000 Pfd. Sterling in der Bank (d. i. 1 Million 800,000 Gulden!) und die verschiedenen Artikel für die Kranken und Verwundeten haben sich so angehäuft, daß Päcke davon zu Tausenden mehrere Häuser ganz füllen; mit der Zeit werden sie hoffentlich schon an die rechten Orte gelangen und das Geld auch, aber es muß doch dieser ungeheuern Anhäufung von Gaben ein Mangel der Organisation zu Grunde liegen und es scheint ewig schade, daß diese Dinge, die so manchem Leidenden Erleichterung bringen könnten, jetzt sollen aufgespeichert und müßig daliegen. Ein großer Pack der verschiedensten Artikel, die von mehreren Frauen der Gemeinde C. angefertigt wurden, ist am 20. Sept. an seine Adresse abgegangen; ebenso die Collekte in der dortigen Kirche am Erntedankfeste.*) — Nie habe ich mir ein Gottesgericht so lebendig vergegenwärtigen können, als wenn ich an das Schicksal der armen Stadt Paris denke, und nun kann ich mir erklären, warum ich bei meinem Aufenthalte dort vorige Weihnachten von einem beständigen unbestimmten bangen Gefühle verfolgt wurde. Solch eine Frivolität, solchen Leichtsinnstaumel, wie er mir in den Straßen von Paris unter die Augen kam, hatte ich nie gesehen, in keiner andern Stadt, und ich mußte mich unwillkürlich fragen, wie lange kann das so dauern? In den Gesellschaften, die wir nicht besuchten, mag es wohl nicht nüchterner hergegangen sein, und was ich in einem der schönsten und größten Theater sah und hörte, übertraf an Frivolität Alles, was ich mir je hätte denken können; es war wirklich ganz raffinirt frivol. Die erste Scene stellte die Hölle vor und die beiden Acteurs waren der Teufel und die seine Frau, die Teufelin; beide wollten eine Reise nach Paris machen. Dort angekommen, geht die Teufelin mit einem Secretär durch, der Kassereceß gemacht hatte, der Teufel aber läßt sich in ganz Paris herumführen und sieht sich das Pariser Leben an. Dieses Stück nannte sich Revue Paris, aber es bot durchaus nichts Zusammenhängendes, sondern eine Reihe der absurdesten Dummheiten und Scherze, über die auch nur zu lachen Einem ganz unmöglich war. Nichts wurde verschont vom Heiligsten bis herunter zum Gemeinsten, Alles mußte in den Koth. Das Publikum aber war nicht etwa der gemeine Pöbel, sondern das gebildete Paris zu Tausenden, das, je dummer und frivoler die Scherze und Grimassen waren, um so toller applaudirte. Ich habe zuweilen die Theater in Petersburg und London besucht, aber so etwas hatte ich auch nicht annähernd gesehen, noch gehört, ich konnte gar nicht aus dem Staunen herauskommen über das Stück selbst und noch mehr über das entzückte amüsirte Publikum. Möge das schwere Gericht, das Gott so plötzlich über diese Stadt hereinbrechen ließ, ihr zuletzt doch zum Heile dienen!

*) Anm. des Einsenders. Wäre es, in Anbetracht der in England aufgehäuften Vorräthe, nicht rathsam, daß deutsche Hilfsvereine einen Delegirten dahin sendeten, der versuchte, diese Schätze flüssig zu machen und wenigstens einen Theil derselben persönlich nach Deutschland zu verbringen, damit dieselben nicht post festum da ankommen, wo sie rechtzeitig so vielen Segen hätten stiften können?

(Reise der „City of Ragusa".) Im „Newyork Herald" finden sich einige interessante Notizen über die atlantische Reise des kleinen Zwei-Tonnen-Bootes „City of Ragusa", welches am 2. Juni von Liverpool absegelte und nach einer Reise von 99 Tagen am 8. Sept. in Boston anlangte. John Charles Buckley, welcher den Plan zur Reise faßte und dieselbe leitete, ist ein intelligenter Irländer in mittlerem Alter, in Dublin ortsangehörig; sein einziger Reisegefährte war ein Oesterreicher, Namens Nicolas Primoraz, beide erprobte Seeleute. Ihr Boot hat eine Länge von nur 20 Fuß, eine Breite von nicht 6 Fuß, einen Tiefgang von 2 Fuß und kann 70 bis 80 Ellen Segel ausbreiten. Sie steuerten zuerst auf Newyork, aber unterwegs änderte Capitän Buckley seine Absicht und nahm seinen Cours auf Boston. Ein heftiger Westwind wehte vom Anfang bis zum Ende der Reise, und die Schiffer hatten mit zwei oder drei schweren Stürmen zu kämpfen. Während der ersten 35 Tage war das Wetter gleichförmig rauh, und nicht ein einzigesmal während dieser langen Zeit wurde den Beiden der Luxus eines trockenen Fadens auf dem Leibe zu Theil. Nicht nur stürzte das Wasser beständig über das Deck herein, sondern die Barke begann auch leck zu werden, und fortwährend mußte ein Mann die kleine Handpumpe, welche sie glücklicherweise mitgenommen, in Bewegung halten. Drei Wochen hindurch und länger mußten sie sich mit rohem Fleisch und hartem Brode begnügen. Ihre stärkste Tagereise betrug 153, ihre schwächste 11 Meilen; durchschnittlich machten sie 4 Knoten die Stunde. Am 4. Juli befiel sie ein schwerer Sturm; trotzdem feierten sie den Tag und tranken die Gesundheit des Generals Grant und aller seiner Verwandten. Sie sprachen verschiedene Schiffe an, gehende und kommende, aber nur zweimal begehrten sie Beistand oder Proviant. Nach kurzer Ruhe will Capitän Buckley sein Schiff nach Newyork hinüberführen. Er ist froh, die Reise hinter sich zu haben, und obwohl er von Anfang an keinen Zweifel über ihr Gelingen hegte, denkt er doch nicht daran, das Experiment zu wiederholen.

Zur „Desinfectionsfrage im Felde" veröffentlicht Professor Dr. Schultz-Schultzenstein in Berliner Blättern eine Erklärung, in welcher er sich gegen das Unzureichende der bisher angewendeten Desinfectionsmittel ausspricht. Er sagt: „Die Luftverpestung auf Schlachtfeldern hat in der unvollkommenen und übereilten zu flachen Beerdigung der Leichen und der Abwurfsstoffe in Lazarethen ihren Grund. Dagegen gibt es kein anderes augenblickliches sicheres Mittel, als das tiefere mindestens 4—6 Fuß tiefe Eingraben der Leichen und Leichenstoffe. Zu diesem Ende müssen dicht neben den flacheren Gräbern tiefere Gruben gemacht und die nebenliegenden Leichen in diese versenkt werden. Das Zuhilfenehmen von den bisher empfohlenen Desinfectionsmitteln ist unnütz, weil diese Mittel (wie Eisenvitriol, Chlorkalk) in so großen Mengen, als erforderlich wären, gar nicht beschafft werden können, und Chlorkalk den erstickenden Geruch der Luft nur noch vermehrt. Das einzige in größeren Massen zu beschaffende Desinfectionsmittel ist das bisher hierbei ganz übersehene Küchensalz, und es wäre daher das starke Einsalzen des Gräberinhaltes so weit als irgend thunlich in Anwendung zu bringen. Das Küchensalz steht an fäulnißwidriger Kraft allen übrigen Desinfectionsmitteln, namentlich den empfohlenen Metallsalzen weit vor, und besonders ist das Chlormagnesium enthaltende Meersalz als das sicherste und wohlfeilste Desinfectionsmittel neben dem tieferen Eingraben der Leichenstoffe zu empfehlen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 121. Speyer, Dienstag, den 11. October 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von C. A. Lenze.

(Fortsetzung.)

„Ich zweifle nicht, daß die junge Dame unter Ihrer Leitung, Baronin, ein vollkommenes Muster werden wird," erwiderte Prinz August mit einer verbindlichen Verbeugung. „Quand on parle du soleil..." fügte er gleich hinzu, als ein Diener im Nebenzimmer die Thür aufriß und unter der Portière des Boudoirs erscheinend pianissimo meldete: „Comtesse Waldenau!"

Die Baronin erhob sich: „Mein kleines Landconfect," sagte sie mit einem Lächeln, welches gütig sein sollte; doch erstaunt blieb sie stehen, als statt des ländlichen Backfisches eine elegante junge Dame auf sie zueilte und ihr die Hand küssend ausrief: „Guten Abend, liebe Großtante, ich bringe Dir die besten Grüße von Großpapa!"

Das Wort „Großtante," brachte die Herrin des Hauses wieder zu sich: „Laß mich Dich erst vorstellen. Hoheit erlauben gnädigst, daß ich Ihnen meine Nichte, die Gräfin Eva Waldenau präsentire."

Die Hoheit richtete einige schmeichelhafte Worte an Eva und verabschiedete sich entzückt von der jungen, frischen Schönheit, die er erblickt.

„Wer ist denn der alte Mann?" frug Eva, als ihre Tante wieder in das Boudoir trat, nachdem sie den Prinzen bis an die Treppe geleitet hatte.

Die Baronin blickte sie mit Erhabenheit an:

„Es ist Prinz August, Onkel des regierenden Herrn," sagte sie mit Würde.

„Wirklich, das sieht man ihm nicht an," bemerkte mit großem Gleichmuth das junge Mädchen. „Doch nun liebe Großtante . . ."

„Ich wünsche, daß Du mich Tante nennst," unterbrach sie hastig die Baronin. „Großtante klingt mir doch etwas zu vorsündfluthlich. Aber laß Dich einmal betrachten," fuhr sie fort und zog ihre Nichte an das Fenster. „Ich habe gar nicht gewußt, daß Du so groß bist. Du bist größer als ich; eigentlich etwas zu groß für eine Frau. Und wie kommt es nur, Du bist ja ganz modern gekleidet? Habt Ihr denn Modeläden in Eurem Dorf?"

„Das gerade nicht," antwortete Eva lächelnd, „aber meine gute alte Gouvernante wohnt jetzt in Paris und schickt mir direct Alles, was ich brauche."

„Ah," machte die Baronin, „Du mußt mir ihre Adresse geben, ich liebe nur pariser Quellen. Und was hast Du noch bei ihr gelernt? Sie war Französin, also sprichst Du wenigstens das gut?"

„Nun ja, es geht," gab Eva zu; „auch habe ich Clavierspielen und etwas Singen bei ihr gelernt, dann Englisch und Großpapa gab mir bis letztes Jahr deutsche und lateinische Stunden, dann noch Geschichte und Literatur, Botanik, etwas Astronomie . . . ."

„Höre auf, höre auf," rief die Baronin entsetzt. „Du kannst zu viel für ein Mädchen. Lateinisch, Botanik und Astronomie . . . wie willst Du je heirathen! Männer hassen gelehrte Frauen! Ich bitte Dich, erzähle nur Niemanden davon; es ist gut, daß wir allein sind!"

„Aber Tante," fiel Eva etwas entrüstet ein, „ich bin nicht hierher gekommen, um zu heirathen!"

Die Baronin blickte sie ungläubig an: „Ah, zu welchem Zwecke sollte Dich sonst Dein Großvater geschickt haben? — Doch nun komme, ich zeige Dir Dein Zimmer, ruhe Dich etwas aus, um sechs Uhr diniren wir und um halb acht fahren wir in die Oper, wenn Du nicht zu müde bist."

Schweigend folgte Eva ihrer Tante, die sie durch einen breiten, schön gehaltenen Gang in ein wunderhübsches Zimmer führte: „Dies ist Dein kleiner Salon und dies," sie öffnete eine Tapetenthür, „Dein Schlafzimmer. Richte Dich ein und laß es Dir bei mir gefallen." Sie bot ihrer Nichte die Wange zum Kuß und ließ sie dann allein.

Eva stand einige Augenblicke wie betäubt von den vielen verschiedenen Eindrücken, die sie den Tag über empfangen. Die Reise, die neuen Gegenden, das Gewühl in den Straßen der Stadt, die fremde Umgebung — Alles schwirrte ihr durch den Kopf und todtmüde warf sie sich auf das Sopha, die Augen schließend, um doch ein wenig Ruhe zu genießen. Bevor sie sich's versah, war sie eingeschlafen.

Es mochte fast eine Stunde vergangen sein, da kam Walburga leise hereingeschlichen und Eva fuhr in die Höhe.

„Was gibt es, wo bin ich?" sagte sie hastig, wie verwirrt in dem fremden Gemach herumblickend, „ach — ich habe geschlafen," fuhr sie fort, „und geträumt, so herrlich geträumt." Sie sah wehmüthig vor sich nieder. — Sie war wieder in Ebensee ge-

wesen, Norbert ging an ihrer Seite, sie hatte den Druck seiner Hand gefühlt, — es war ein Traum!

„Gute Wally," sagte sie endlich, ihr Haupt an die Brust der treuen Dienerin legend, „wie gefällt es Dir hier? Ich bin so egoistisch, ich habe noch gar nicht gefragt, wie es Dir geht und wo Du wohnst. Weißt Du, meine Tante hat mich sehr enttäuscht, sie ist so kalt, so unsympathisch."

„Nur Geduld, mein Herzenskind," tröstete Walburga, „man muß sich an Alles gewöhnen. Heute wird Dir Vieles trüber vorkommen als morgen, wenn Du wieder frisch und ausgeruht bist."

„Ich bin ausgeruht," sagte Eva sich erhebend, „und nun an die Toilette. Gehe und frage die Jungfer der Tante, was man in's Theater anzieht; ich weiß nicht einmal, ob ich etwas Passendes habe."

Da erschien die Baronin. „Was willst Du heute tragen? Zeige mir ein wenig Deine Garderobe — Alles schön und gut," entschied sie dann nach der Inspection, „aber Mangel an Abendtoiletten. Kleider machen Leute," fügte sie hinzu, einen Blick in den Spiegel werfend und den Effect ihres maisgelben Kleides musternd. „Nimm für heute dieses blauseidene, morgen besorgen wir das Nöthige."

Viel wurde im Theater diesen Abend von der neuen reizenden Erscheinung gesprochen, die mit verklärtem Angesicht und großen, strahlenden Augen der wunderbaren Musik der „Armide" lauschte. — Eva vergaß sich selbst, die Menschenmenge, die sie zuerst fast ängstlich betrachtet, die glänzende Beleuchtung, die sie überrascht hatte, nur in der Musik lebte sie noch.

Als der Vorhang fiel, athmete sie tief auf. „Gehen wir jetzt," sagte sie sich erhebend und glücklich war es, daß die Baronin eben durch den Höflichkeitsschwall eines Bekannten in Anspruch genommen war, Eva wäre sonst einem Sermon über ihr sonderbares Benehmen nicht entgangen. Zu Hause angekommen, lief sie in ihr Zimmer, wo sie Walburga fand. „Wally," sagte sie, ihre Arme um den Hals der alten Frau werfend, „ich weiß jetzt, wie die Musik im Paradies klingt."

Die nächsten vier Wochen vergingen, wie ebenso viele Tage. Die Morgenstunden waren bei Eva durch Zeichnen und Musikstunden ausgefüllt. Besonders im Singen machte sie rasche Fortschritte. Von Natur war sie mit einer selten schönen und biegsamen Stimme ausgestattet, ihr Gehör war fein und ihr Fleiß unermüdlich. — Nachmittags wurden Visiten und Einkäufe gemacht und der Abend war dem Theater und der Gesellschaft gewidmet. Eva schwindelte es manchmal vor der Menge fremder Namen und Gesichter, die sie, so an die Einsamkeit gewöhnt, sich alle merken sollte.

Die Baronin war entzückt über den Erfolg, den sie überall mit ihrer Nichte errang, indem sie sich fest einbildete, nur durch ihre Ermahnungen und durch ihr Beispiel sei Eva so anmuthig ruhig in ihren Bewegungen, so höflich und zuvorkommend, so anregend in ihrer Conversation.

Durch alle die wechselnden Eindrücke, die fast jeder Tag mit sich brachte, bewahrte Eva Eines fest und unerschütterlich: den Glauben an Norbert. Ueberall begleitete sie der Gedanke an ihn, nie schlich ein Zweifel an seine Liebe in ihr Herz. Wie wäre es auch nur möglich, daß er sie betrügen könnte, er — der ihr als Ideal des Mannes erschien! — Sie ahnte, daß ihrem Briefe ein Unglück zugestoßen sei, vielleicht hatte ihn der Bote verloren oder zu spät hingetragen; trotzdem hoffte sie zuversichtlich auf ein Wiedersehen. Sie erinnerte sich, ihn einst von M. wie von einer wohlbekannten, oft besuchten Stadt sprechen gehört zu haben. Sie konnte ihm ja jeden Tag begegnen, in der Straße, im Concert, im Theater. Seit ihr dieser Gedanke gekommen war, verfehlte sie keine Vorstellung. Einmal wurde in einer Gesellschaft ihre Passion dafür erwähnt und eine Dame sagte scherzend zu ihr: „Kinder lieben meistens das Theater über Alles." Da sah Eva sie mit einem so eigenthümlichen Lächeln an, daß die Dame ganz verlegen wurde. „O, Du gute Seele," dachte sich die junge Gräfin, „Du weißt freilich nicht, warum ich in's Theater gehe und auf wen ich warte!" — Wenn von Künstlern oder Bildern gesprochen wurde, lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit, immer hoffend, doch einmal seinen Namen zu vernehmen; aber nie wurde ihr dieser Trost. „Ist er so wenig berühmt?" dachte sie schmerzlich; „und doch verdient er von Allen gekannt, um von Allen bewundert zu werden."

Jeden Mittwoch Abend hatte die Baronin Halden offenes Haus und seit Eva's Ankunft fanden sich die Salons gefüllt wie sonst nie. — Es waren in der That auch angenehme Stunden, die man dort verbrachte. Man kam und ging, wenn man wollte, es wurde geplaudert, gelacht, musicirt, Karten gespielt, kurz, alles Mögliche getrieben.

An einem dieser Abende hielt vor einem der größten Hôtels der Stadt ein elegantes kleines Coupé, auf seinen Eigenthümer wartend, der eben in Begleitung einiger guten Kameraden das Rauchzimmer verlassen, und nun die Thür des Wagens öffnend, sich anschickte einzusteigen.

„He, Harold," sagte er dann plötzlich innehaltend, „hast Du nicht Lust mitzufahren; ich verbringe den Rest des Abends bei der alten Halden."

„Ich bin dabei," entgegnete der Angesprochene, „nur fürchte ich, der Rauch wird noch etwas in unseren Kleidern stecken."

(Fortsetzung folgt.)

Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser.

Unter diesem Titel ist in den letzten Tagen eine Brochüre von Wolfgang Wenzel erschienen, deren Inhalt wir hier wiedergeben:

Wir Deutsche nehmen Elsaß und Lothringen wieder in Besitz nach dem Recht des Stärkeren, nach dem

Eroberungsrecht, nach dem Wiedervergeltungsrecht. Die Franzosen raubten uns einst Elsaß und Lothringen auf die ungerechteste Weise. Sie waren nicht von uns Deutschen bedroht, nicht herausgefordert, sie überfielen uns unversehens. Nun wir die Stärkeren geworden sind, hätten wir das Recht, den Franzosen nicht blos das deutsche Elsaß und Lothringen wieder abzunehmen, sondern ihnen auch echt französische Provinzen zu rauben. Wir brauchten nur zu sagen: Wie du mir, so ich dir. Aber wir haben ein wirkliches Recht auf die beiden Grenzlande. Die Elsäßer und Lothringer sind Deutsche, Stammgenossen ihrer alemannischen und rheinfränkischen Nachbarn, sie sprechen heute noch deutsch und sind, wie in der Sprache, so in ihrem ganzen Wesen als echte Deutsche von den Wälschen drüben verschieden. „Die Wälschen", das ist heute noch in elsäßischem Munde der Ausdruck für „die Franzosen"; und diesen Wälschen werden allerhand unangenehme Characterzüge, z. B. Geiz, Falschheit u. s. w. zugeschrieben. Der Franzose gibt seinerseits den Elsässern diese Complimente zurück, behandelt sie gelegentlich als têtes-carrées u. dgl. und läßt sie häufig fühlen, daß sie nur Halbfranzosen sind. — Das niedere französische Volk sagt noch heute, wenn es in ein benachbartes elsäßisches Dorf geht: Ich gehe nach Deutschland. Trotz der äußeren politischen Vereinigung ist die tiefere nationale Scheidung noch stark vorhanden.

Ist es nun nicht eine Schande und ein Spott, daß der Deutsche in Straßburg Schildwache stehen mußte gegen Deutschland, daß Deutsche den Franzosen behilflich waren, ihre wackeren deutschen Stammgenossen auszuplündern und zu morden, unter französischen Generalen Reiterdienste gegen ihr deutsches Vaterland zu thun, der französischen Armee die tüchtigsten Soldaten zu liefern und zum Ruhm der französischen Waffen beizutragen? Haben viele unter ihnen ihre deutsche Abstammung vergessen, so haben wir das Recht, sie wieder daran zu erinnern. Nimmermehr werden wir länger dulden, daß sie mit ihren ehrlichen deutschen Gesichtern sich länger für Franzosen halten, sie sind, eine Zeit lang verloren und vergessen, doch echte Kinder Deutschlands.

Die Franzosen sagen, der Rhein sei die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Genau mit demselben Rechte könnten wir ins französische Sprachgebiet hinübergreifen und etwa die Rhone oder die Seine für die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich ausgeben. Der Rhein fließt ganz und ausschließlich durch deutsches Land, hat zur Rechten und Linken nur deutsche Bewohner und sein ganzes weites Flußgebiet gehörte über tausend Jahre lang zum deutschen Reiche. Im Wasgau (Vogesen) jagten die alten Helden unseres Nibelungenliedes, wurde Siegfried meuchlerisch erschlagen, als er an einem frischen Quell sich laben wollte. Zu Weißenburg im Elsaß lebte der berühmte Otfried, dessen Evangelienharmonie das älteste Denkmal deutscher Reimpoesie ist. Zu Hagenau im Elsaß war unseres großen Kaisers Friedrich Barbarossa prächtige Hofhaltung. Hier oder nirgends ist Deutschland.

Görres schreibt am 6. August 1814: „Es ist so grundfalsch, zu behaupten, der Elsaß und sein Volk sei undeutsch geworden, und gar französisch, daß, wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche, heimathliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz allen angeklebten französischen Aufschriften und der umherlaufenden französischen Garnison. Was von der Hauptstadt gilt, das gilt aber noch mehr vom Land und dem herrlichen Gebirgsstrich, wo man die ganze gründliche deutsche Art und unser stilles dauerndes Wesen wiederfindet. Es ist ja überhaupt gewiß und im Zweifel nicht zu vergessen: was unsre Sprache redet, ist unsres Leibs und Bluts und kann undeutsch heißen, allein nicht undeutsch werden, so lange ihm dieser Lebensathem aus- und eingeht."

Die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bilden die Vogesen. (Dieses Gebirge gehört uns, so gut wie das gegenüberliegende Gebirgsland des Schwarzwalds und des Odenwalds.) Indem wir diese unsre natürlichen Grenzen wieder nehmen, sichern wir uns gegen neue, muthwillige Uebergriffe unseres Nachbars, da wir zugleich die Bollwerke ihm entreißen, die er gegen uns gerichtet hatte, Metz in Lothringen und Straßburg im Elsaß. Mit diesen Festungen deckten die Franzosen nicht nur ihr eignes Land, sondern sie brauchten sie auch stets als Operationsbasis bei ihren wiederholten räuberischen Einfällen ins deutsche Reich, sie waren ein Pfahl im Fleisch für uns, denn von hier aus konnten sie uns beständig bedrohen.

Wie sind die deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen uns verloren gegangen?

Im Jahre 1552 beging das damalige Haupt der Protestanten in Deutschland, Kurfürst Moriz von Sachsen, den bekannten Verrath am Kaiser und verkaufte dem französischen König Heinrich II. die Lothringer Bisthümer, Metz, Tull und Verdun, damit er ihm gegen den Kaiser Karl V. helfe. Er dachte: hat der Kaiser die Italiener und Spanier ins deutsche Reich gerufen, so darf ich auch die Franzosen herbeirufen. Aber kein Verrath eines Andern berechtigt, einen gleichen Verrath an der Nation zu begehen. Das übrige Lothringen blieb deutsch (mit Ausnahme einiger westlicher Gegenden heute noch) und hatte seine eigenen deutschen Herzöge. Diese Herzöge zeichneten sich durch treues Festhalten an Kaiser und Reich besonders im dreißigjährigen Kriege aus. Mercy, der größte Feldherr der Bayern im dreißigjährigen Kriege, der die Franzosen unter Turenne und dem großen Condé in glänzenden Schlachten aufs Haupt schlug, war ein Lothringer. Im Jahre 1736 heirathete der Herzog Franz von Lothringen des deutschen Kaisers Karls VI. einziges Kind, die habsburgische Erbtochter Maria Theresia. Um das habsburgische Familiengut abzurunden, wurde damals das deutsche Lothringen gegen das französische Parma und Toscana ausgetauscht, und dadurch das deutsche Reichsland vom Reich abgerissen und zu Frankreich gebracht.

(Schluß folgt.)

** Glossen zum Zeitungswesen.

Wenn wir beliebige deutsche Zeitungen durchblättern, so bemerken wir bei weitaus den meisten derselben in den Inseratenspalten stets eine Sorte von Anzeigen, die man einfach als Schwindelanzeigen bezeichnen kann. Die Redacteure und Verleger wissen dieß sehr gut, öffnen aber trotzdem diesen Anzeigen ihre Spalten, denn sie werden in der Regel gut dafür bezahlt und haben an ihnen eine regelmäßige Kundschaft. Mundus vult decipi, ergo decipiatur. Die Welt will betrogen sein, betrügt sie also! denken die gewissenlosen Urheber solcher Anzeigen und sie finden auch ihre Rechnung dabei, unterstützt von ebenso gewissenlosen Aerzten, welche sich dazu hergeben, in öffentlichen Attesten die Geheimmittel zu empfehlen, oder ganz werthlose Präparate zu dem Rufe unbezahlbarer Arzneien emporzuschwindeln. Außer den Geheimmitteln gehören hierher die Anzeigen von Promessen und sonstigen verbotenen Lotterien, ganz besonders aber die Anzeigen von dem mehrfach in der letzten Zeit genannten S. Cohn in Hamburg nebst seinen Collegen. Wie weit dieser Geschäftszweig geht und wie lohnend er ist, vermag blos derjenige zu ermessen, der in den verschiedensten Zeitungen immer denselben Anzeigen begegnet. So trafen wir den Hamburger Cohn mit „Gottes Segen" ausgerüstet schon zu wiederholten Malen sogar in italienischen Zeitungen, deren Inseratenpreise bedeutend höher sind als in Deutschland. Bekanntlich vergißt Cohn in der Regel auf das übersandte Geld hin die Loose zu übersenden! Ein italienisches Blatt, der in Bologna erscheinende Monitore vinicolo, machte es kürzlich dem Hamburger Schwindler nach und versprach allen seinen Abonnenten gegen die 12 Frs. Abonnementsgebühr noch überdieß die Uebersendung von 6 Flaschen seinen Weines und 4 Flaschen ausgewählten Liqueurs; natürlich hatten die leichtgläubigen Abonnenten ebenfalls das Nachsehen, können jedoch den Verleger in Bologna leichter belangen, als andere Betrogene den Hamburger Cohn. Denn Lotterien, wie dieser sie anzeigt, sind in den meisten Ländern, auch in Preußen, noch überdieß verboten und wer somit klagend bei den Gerichten auftritt, setzt sich zu dem Verlust des Geldes noch der Gefahr der Bestrafung aus; überdieß braucht bekanntlich derjenige, der den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen.

Noch weit mehr als in den deutschen Blättern finden sich die in Rede stehenden Anzeigen in den italienischen und französischen Zeitungen, besonders aber den ersteren; manche Blätter leisten hierin ganz Staunenswerthes und nach diesen Anzeigen kann sich der unbefangene Leser einen schönen Begriff von der geistigen Bildung des verehrungswürdigen Publikums machen. So finden wir, wenn wir eine ganz beliebige Nummer herausgreifen, in der vornehmen Florentiner „Opinione" unter den 22 Anzeigen, welche diese Nummer enthält, 13, welche cosmetischen, sanitätischen, cabalistischen und anderen Schwindel anpreisen; darunter gleich zwei, welche die Welt gegen die körperlichen Folgen gewisser Ausschweifungen schützen sollen. Das Verhältniß solcher Anzeigen zur Gesammtzahl derselben ist fast 60% und kaum ist uns noch eine Nummer jenes Blattes zu Gesicht gekommen, welche weniger enthalten hätte, wohl aber wissen wir Nummern, deren letzte Seite ganz im Dienste des Humbugs und des Schwindels stand. Es scheint, daß die „neue Aera" in Italien doch nicht so „aufklärende" Wirkungen gehabt hat, als sie vorgibt, denn bereits 10 Jahre herrscht sie in jenem Lande.

Wir wissen wohl, daß es für eine Zeitungsredaction nicht möglich ist, allen derartigen Anzeigen den Weg in die Inseratenspalten abzuschneiden; denn der Humbug und die Sucht, das Publikum auszubeuten, stehlen sich manchmal in einer Form und auf derartigen Umwegen auf die letzte Seite eines Blattes, daß selbst der gewissenhafteste Redacteur und Verleger unmöglich für Alles verantwortlich gemacht werden kann. Allein man sollte doch erwarten, daß wenigstens die gröbsten Mißstände hier abgestellt würden und daß man nicht zu Ausflüchten und Entschuldigungen greife, welche dem gesunden Menschenverstand unbegreiflich wären, wenn nicht der zu Anfang genannte Grund sie begreiflich machte.

Als der oben erwähnte Fall von den 6 Flaschen Wein der Redaction der „Opinione" geklagt wurde, weil sie jene Ankündigung des Bologneser Blattes enthalten hatte, da verwahrte sie sich (Blatt vom 1. Mai) gegen jedweden Vorwurf: ihre Anzeigenspalten stünden allen Producten offen und sie trage keine Schuld, wenn dabei Betrug oder Unwahrheit im Spiele sei. Noch viel geistreicher hatte sich vor einiger Zeit ein uns wohlbekanntes deutsches Blatt von dem Vorwurfe der Mitschuld an den Wirkungen seiner Anzeigen zu reinigen gesucht; dieses Blatt — ein pfälzisches Lokalblatt — äußerte nämlich bei dieser Gelegenheit die unglaublich naive Ansicht, daß es keine Verantwortung zu tragen habe für seine Anzeigen, weil ihm dieselben ja bezahlt würden. Dabei muß noch bemerkt werden, daß bei jenem Blatte Redacteur und Verleger eine und dieselbe Person sind, so daß nicht, wie es sonst wohl üblich, der erstere die ganze Verantwortung auf den letzteren schieben kann.

Es kann ferner nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß gerade diejenigen Blätter, die sich mit Stolz ihrer „Freisinnigkeit" rühmen, die den Kampf für „Aufklärung" als erste Aufgabe der Presse hinstellen, es vielfach sind, welche in ihren Inseratenspalten nicht blos offenbare Schwindel-Anzeigen aufnehmen, sondern selbst den schmutzigsten und unsittlichsten Quark nicht zurückweisen, wenn er nur bezahlt wird. Ein solches Verfahren steht diesen Vertretern der „Volkssache", wie sie sich selbst manchmal nennen, wahrlich schlecht an. Auf der vordern Seite solcher Zeitungen wird für „Aufklärung, Fortschritt, Freiheit" gegen „Finsterniß, Verdummung, Rückschritt und Knechtschaft" gekämpft, da tummeln sich „sittlich ernst" die „Parakleten der Wahrheit" und klären den Leser auf über das wahre Heil der Welt, während auf den letzten Seiten Anzeigen stehen, welche demselben Leser das Geld aus der Tasche stehlen, seine Gesundheit aufs Spiel setzen, oder das Gift der unsittlichsten Leidenschaften in die Familien tragen sollen.

Die Aufgabe der Presse ist eine doppelte: einerseits die einfache Publikation und Verbreitung von Nachrichten, andererseits die Belehrung und wahre Aufklärung. Auf diesen beiden Aufgaben fußt die Bedeutung und der Einfluß der Presse. Beide Aufgaben der Presse können aber nicht von einander getrennt werden und nie und nimmer kann man in dem referirenden und aufklärenden Theil eines Blattes anderen Grundsätzen huldigen, als in dem Theile, welcher blos der Publikation gewidmet ist. Das Abweichen von dieser Regel bringt die Presse selbst in Mißachtung, zuerst bei den Gebildeten und Urtheilsfähigen, allmählig aber auch in immer weiteren Kreisen. Dann würde endlich eine Zeit kommen, wo, wie Lasalle es wünschte, man den politischen Blättern einfach von Staatswegen die Aufnahme von Anzeigen untersagen würde, im Interesse der Würde der Presse selbst und der öffentlichen Moralität.

Derselbe Lasalle hat mit seiner radicalen Vorurtheilslosigkeit noch einen anderen Ausspruch über die Presse gethan; in seiner famosen Streitschrift gegen Schultze-Delitzsch beklagt er sich, daß die ihm feindlichen Blätter mit geflissentlicher Absicht seine Bestrebungen und Ansichten entstellten und sich allen seinen Reclamationen verschlössen, ferner gibt er als geistige Physiognomie unserer gegenwärtigen „Bourgeoisieperiode" an, daß dieselbe nicht mehr denken wolle, sondern das fertige Gedankenfabrikat aus den Händen der elendesten Handlanger beziehe. Zornig ruft er aus: „Das Denken ist zu einem besonderen Handwerk geworden und in die elendesten Hände ist dieses Handwerk gefallen — in die unserer Zeitungen".

Wir sind weit entfernt, diesen Ausspruch zu unterschreiben. Aber wenn man einen Einblick thut in das heutige Zeitungswesen, in das fanatische Treiben der Parteien, in die Art und Weise, wie besonders die kleinen Blätter „gemacht" werden, deren ganze Redactionskunst manchmal blos im Handhaben des Rothstiftes zu bestehen scheint, da darf man sich nicht verhehlen, daß manche Erscheinungen geeignet sind, Lasalle'sche Gedanken in uns wachzurufen. Aufgabe der deutschen Presse ist, es nicht so weit kommen zu lassen. Ob sie der Aufgabe gewachsen ist? **Dr. E. J.**

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 122. Speyer, Donnerstag, den 13. October 1870.

Zeitgedichte.

Die Trompete von Gravelotte. *)

Von Ferdinand Freiligrath.

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Cuirassiere wir und Uhlanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein:
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub' sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten!

*) Aus dem Neuen Blatt. Nach einem Schreiben des Majors im magdeburgischen Cuirassier-Regiment, Grafen Schmettow, ist das im Gedicht Mitgetheilte eine Thatsache.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

„Nun," entgegnete Graf Amrau, „wir öffnen alle Fenster und fahren zuerst noch ein Viertelstündchen spazieren, das wird wohl helfen." Er rief dem Kutscher die nöthigen Befehle zu, die beiden Freunde stiegen ein und der Wagen rollte fort. Zuerst war Graf Amrau beschäftigt, die Fenster herunterzulassen, dann warf er sich in die Ecke zurück und räusperte sich.

„Nun?" fragte Herr von Harold, der mit Graf Amrau im selben Regiment diente, sein Busenfreund war und mit ihm als Löwe in allen Salons umging.

„Ich will Dir etwas mittheilen . . . Aber zuerst eine Frage. Wie findest Du die Nichte der Baronin Halden?"

„Die göttliche Gräfin Eva? Wie sollte ich die nicht entzückend, hinreißend, bezaubernd finden!"

„Nur langsam," rief Amrau, „Du sprichst von meiner — Braut!"

„Von Deiner . . . . . . Braut?" gab der Andere im höchsten Erstaunen zurück. „Bist Du verlobt . . . mit ihr . . . seit wann?"

„Eigentlich noch nicht," gestand der Graf, „ich habe auch noch nicht um sie angehalten, aber — ich werde es thun."

„Wenn sie Dich aber ausschlägt?" frug sein Freund gespannt.

„Dazu ist sie zu wohl erzogen," sagte Graf Amrau hochmüthig.

„Jetzt warf Harold sich in die Ecke zurück. „Nun," sagte er ruhig, „wenn sie noch frei ist, dann halte ich um sie an."

„Was?" rief der Graf, „das geht nicht; dazu habe ich Dir die Idee gegeben!"

„Verzeih', ich hatte sie auch ohne Dich. Doch weil Du mir zuerst davon gesprochen, sollst Du den ersten Versuch machen. Kann man edler handeln?"

„Großmüthiger Freund," sagte Amrau halb im Scherz, „zur Belohnung schicke ich Dir gleich nach meiner Verlobung zwölf Flaschen Champagner."

„Gut, und habe ich mehr Glück, so erhältst Du das Gleiche von mir.“

„Halt!“ schrie plötzlich Amrau seinem Kutscher zu, als sie eben an einem glänzend beleuchteten Parfümerieladen vorbeifuhren. Er sprang aus dem Wagen und kehrte in einigen Minuten mit einem Flacon voll Eau-de-Cologne zurück, das er im Wagen ausgoß.

„So,“ rief er, indem er das leere Fläschchen auf die Straße warf, als sie wieder fortfuhren; „jetzt hoffe ich, ist auch der mindeste Rauchverdacht erstickt und wir duften wie die Götter.“

„Um Himmelswillen, was machst Du —!“, rief Harold, dem der starke Geruch zu gewaltig in die Nase drang. „Man erstickt ja und kriegt feuerrothe Augen.“ Er hielt sich ein Tuch vor's Gesicht, während sein Freund lachte. In dem Augenblicke waren sie am Haus der Baronin angelangt und die Equipage hielt mit einem Ruck, welcher die Kunst des Kutschers und die Dressur der Pferde in ihrer Vollendung zeigte.

Nun gibt es eine Art Menschen, welche unter Herren angenehme und gemüthliche Gesellschafter sind, den Damen aber zu imponiren glauben, wenn sie vor ihnen nur in superlativen Ausdrücken reden und dabei ihrem ganzen Benehmen etwas möglichst Geschraubtes und Geziertes geben. So finden sie sich unwiderstehlich und ahnen in ihrem Selbstbewußtsein nicht, wie lächerlich und affectirt sie erscheinen. Amrau und Harold gehörten zu dieser Classe und wenn sie auch gemächlich aus dem Wagen stiegen, so begann doch schon auf der Treppe die Metamorphose. — Die Taille wurde etwas in Façon gedrückt, dem Haare mittelst eines Taschenkamms der richtige Schwung gegeben, noch ein liebender Blick in den Spiegel des Vorzimmers geworfen, und dann mit ein wenig erhobenen Achseln der Eintritt in die Salons gemacht.

Im ersten Zimmer fanden die Beiden einen jungen Offizier ihres Regiments ziemlich vereinsamt dastehend, der, als er ihrer ansichtig wurde, freudig auf sie zuging.

„Guten Abend, Golter,“ rief Amrau, ihm nachlässig zunickend, und etwas leiser frug er: „Wo ist die schöne Comtesse?“

„Dort sitzt sie im Boudoir; aber es stehen so viele Menschen in der Thür, daß ich nicht durchgekommen bin.“

„Nun, folge uns nach, wir machen Platz,“ sagte Harold.

Herr von Golter, ein langer, linkischer Mensch, gänzlich unbegabt, aber unendlich gutmüthig, hatte das Unglück, an einer ganz entsetzlichen Schüchternheit zu leiden. Amrau und Harold waren seine Vorbilder, denn ihr sicheres Benehmen und siegesgewisses Auftreten flößte ihm eine solche Ehrerbietung ein, daß er jede ihrer Bewegungen mit wahrer Andacht studirte. So sich verbeugen zu können — und, o Himmel, mit welcher Grazie sie es eben jetzt vor der Baronin thaten! — so den Kopf zu tragen, so unübertrefflich das Lorgnon zu gebrauchen, mit solchem Muth den Damen ins Gesicht zu schauen . . . die Glücklichen! Golter sah mit Wehmuth auf seine langen Beine nieder und knirschte fast vor Zorn, als die Baronin einige freundliche Worte an ihn richtete und er fühlte, wie ihm die Röthe in's Gesicht stieg. Aber warum Gesellschaften besuchen und sich dieser Qual aussetzen? — Armer Golter! Seitdem er Eva zum ersten Mal gesehen, war seine Ruhe dahin, seitdem war er doppelt linkisch und doppelt verzweifelt darüber, seitdem aber auch verfehlte er keine Gesellschaft, wo er nur die mindeste Chance hatte, die schöne Gräfin Waldenau zu treffen.

Sorgfältig wand er sich jetzt durch die verschiedenen Gruppen, die ihm im Wege standen, trat hier einer Dame einige Falten ihrer Schleppe ab, oder blieb mit seinen Sporen in einem kostbaren Spitzenvolant hängen, stieß dort unsanft einen Herrn mit seinen spitzen Ellenbogen in die Rippen und gelangte endlich, zerknirscht und angegriffen von den vielen Entschuldigungen, die er vorbringen mußte, in einer Ecke des Boudoirs an, wo er sich mit einem Seufzer der Erleichterung in einen Fauteuil versenkte, natürlich nicht, ohne zuerst einen Cylinder gänzlich unter seiner Wucht erdrückt zu haben.

Wie reizend schien ihm Eva heute! Angethan mit kirschroth und weiß gestreiftem Seidenkleid saß sie inmitten einer Gruppe von Herren und Damen, lebhaft plaudernd und mit dem Fächer spielend. Man sprach eben von einer bekannten Dame.

„Sie ist überspannt,“ hörte Golter den Baron Gebenberg, einen ältern lustigen Herrn, sagen.

„Verzeihen Sie,“ entgegnete Eva, „ich kann das nicht finden.“

„Doch, doch,“ rief Gebenberg, „sie strebt nur nach Idealen, spricht nur von Idealen . . .“

„Einen Augenblick, Baron,“ fiel Gräfin Waldenau ihm in's Wort, „jeder Mensch muß doch ein Ideal haben, nicht wahr?“

„Oh — Romantik der Jugend! Das ist gar nicht nothwendig; wozu braucht man denn ein Ideal, was thut man damit?“

„Aber Baron Gebenberg,“ rief Eva fast ungeduldig, „Sie werden doch zugeben, daß jeder Mensch trachten muß, sich zu modeln, zu vervollkommnen?“ Der Baron nickte. „Wie kann er das aber thun,“ fuhr sie fort, „wenn er nicht ein Vorbild hat, dem er nachstreben kann, dem er ähnlicher werden will! Ein Jeder, der sich über das Niveau des Gewöhnlichen heben möchte, muß Großes *wollen*, selbst wenn er nie die Gelegenheit hat, es zu vollbringen. Ein Jeder, der ein Ziel erreichen will, muß sich zuerst das Ziel bestimmen. Unsere Vervollkommnung und Vollendung, die großen Thaten, das Ziel sind dann unsere Ideale, und der Wunsch, das Bestreben, sie zu erreichen, erheben und veredeln uns. Freilich gibt es noch viel höhere und schönere Ideale, doch die sind überirdischer Natur und damit will ich Sie nicht belästigen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

8 Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser.

(Schluß.)

Im dreißigjährigen Kriege verlor Deutschland das Elsaß an Frankreich mit Ausnahme der Städte Straßburg und Mühlhausen und der zehn freien deutschen Reichsstädte. Die Stadt Straßburg behauptete lange und wacker ihre Deutschheit. Vom deutschen Reich ohne Schutz gelassen, versäumten die muthigen Bürger nichts, um sich dennoch bei demselben zu erhalten. Aber sie konnten zuletzt den Andrang des Erbfeindes von Außen nicht mehr bemeistern, weil Verrath im Innern ihm die Thore öffnete. Ein Dr. Obrecht gab sich dazu her, den edlen Bürgermeister Dominikus Dietrich in anonymen Schriften zu verleumden, als ob dieser heimlich mit Frankreich unterhandle, um die Stadt auszuliefern. Es sollte dadurch Zwietracht in der Stadt gestiftet und der Kern der deutschen Partei, die Häupter der Stadt, sollten beseitigt werden. Obrecht wurde durch einen französischen Brief, den er geschrieben und zufällig verloren hatte, seines schändlichen Verfahrens überwiesen, vor Gericht gezogen und enthauptet.

Im Jahre 1672 kam ein Haufen Franzosen von Breisach her den Rhein herabgefahren. Sie hielten mitten unter der Rheinbrücke, befestigten einige Brandschiffe, welche mit dürrem Holz, Stroh, Pech und Harz angefüllt waren, und zündeten also die Brücke an, wodurch acht Joch abbrannten. Die Soldaten fuhren den Rhein hinunter bis in die Wanzenau, hier stiegen sie ans Land mit lautem Trommelschlag, zechten ruhig, rühmten sich ihrer Heldenthat und gingen zu Fuß auf Breisach zurück. Die Straßburger mußten sich diesen Frevel gefallen lassen, denn sie durften dem mächtigen Könige keine Veranlassung zu einer offenen Kriegserklärung geben und fanden im ganzen deutschen Reiche keine Hilfe.

Im Jahre 1673 überfiel Ludwig XIV. die Reichsstadt Colmar plötzlich mit 5000 Mann, plünderte und besetzte dieselbe. Ebenso ging es den Städten Schlettstadt, Kaisersberg, Hagenau, Weißenburg, Landau, überhaupt allen zehn Reichsstädten im Elsaß. Straßburg würde schon damals ein ähnliches Geschick erfahren haben, wenn es weniger fest und wachsam gewesen wäre. Im Jahre 1680 kam aber auch Straßburg an die Reihe. Man erstaunt, wenn man liest, wie viele Vorsicht der übermüthige König der Franzosen doch gebrauchte, ehe er diese vom deutschen Reiche nicht im Geringsten unterstützte Stadt angriff. Sie hatte eben tapfere und deutsch gesinnte Bewohner. Der König nahm Verrätherei zu Hilfe. Ulrich Obrecht, der Sohn des hingerichteten Obrecht, nahm Geld von Frankreich. Ihm half der Stadtschreiber Günzer, und mit dreimalhunderttausend Thalern, die ihnen der König gab, warben sie eine Anzahl schlechter Bürger, um die Franzosen heimlich herbeikommen zu lassen. Man wählte die Zeit des September 1680, in welchem viele Straßburger Bürger die Frankfurter Messe besuchten. Die Franzosen rückten heran, zwangen unter fürchterlichen Drohungen die Stadt, zu capituliren. Ludwig XIV. hielt einen prächtigen Einzug in Straßburg, legte eine starke Besatzung hinein, befahl die französische Tracht anzunehmen, verbot den Männern bei Strafe die spitzen deutschen Hüte, verstärkte die Festungswerke, machte aus Straßburg ein Hauptbollwerk französischer Macht auf deutschem Boden.

Mühlhausen ist von den alten freien deutschen Reichsstädten im Elsaß am spätesten zu Frankreich gekommen. Das hat es zum Theil der Verbindung mit der Schweiz verdankt, von welcher es als zugewandter Ort beschützt wurde. Erst als die französische Revolution ausbrach, konnte auch Mühlhausen seine alte Freiheit nicht mehr behaupten, sondern entsagte ihr freiwillig im Jahre 1798 und ward eine französische Provincialstadt. Man sagt, diese gewerbreiche Stadt würde in ihrem Wohlstand außerordentlich leiden, wenn sie zu Deutschland kommen müßte. Thörichte Furcht! Wo Geldkräfte, Dampfkräfte, Arbeitskräfte zusammenwirken, können sie im deutschen Staatsgebiet, so gut wie im französischen die nöthigen Handelsverbindungen und den großen Markt finden, welche das Gedeihen der Industrie bedingen. Der Zollverein, der deutsche Seehandel stehen ihnen offen. Selbst die Beziehungen der Mühlhäuser Industrie zu Frankreich werden nicht nothwendiger Weise durch die politische Grenze durchschnitten. Deutschland besitzt die Macht, der Industrie in Mühlhausen gerecht zu werden, und unter Fürsorge der deutschen Centralgewalt wird die Industrie am Ober-Rhein so sicher blühen, wie am Nieder-Rhein. Was war Köln unter französischer Herrschaft, und was ist es jetzt? Im Wohlstand der Rheinpreußen mögen die Elsässer sich ihre Zukunft abspiegeln.

Es gibt kein ander Mittel, Deutschland vor Frankreich zu schützen, als Frankreich muß verkleinert werden. Die Kanonen von Metz und Straßburg müssen gegen Paris gekehrt werden, wie es die Patrioten schon 1814 so eindringlich verlangten. Napoleon III. hat nur deßhalb den Krieg von 1870 improvisirt, um das linke Rheinufer zu erobern und dadurch seine Dynastie in Frankreich zu befestigen. Das würde er nicht haben wagen können, wenn man schon 1814 Straßburg und Metz, die uns gehörten, zu Bollwerken gegen Frankreich gemacht hätte. Sollten die Ströme edelsten Bluts diesmal wieder umsonst geflossen sein? Nein, man muß Frankreich das Instrument, womit es gesündigt, vom Leibe schneiden. Die Grenzländer, die es widerrechtlich an sich gerissen, muß man ihm wieder nehmen.

Von England aus ist der Vorschlag gemacht worden, aus Elsaß und Lothringen einen selbstständigen neutralen Staat zu formiren, ein oberländisches Belgien. Unsere Pflicht aber ist, keine Kleinstaaten aus ihnen zu machen, sondern sie für das künftige deutsche Reich zu Handen zu nehmen; ferner für das materielle Wohl der zu Deutschland zurückgenommenen Länder auf jede Weise besorgt zu sein, und ebenso ihrem geistigen Wohl und Gedeihen zu Hilfe zu kommen. Wir zählen unter den Elsässern noch treffliche Dichter und Gelehrte, deren Werke in deutscher Sprache geschrieben sind. Ein schönes Feld geistiger Thätigkeit ist denen nunmehr eröffnet.

Mit wem aber sollen wir den Frieden schließen?

Bis jetzt hat sich noch keine Regierungsgewalt in der Hauptstadt consolidirt, mit der man einen politischen Act abschließen könnte. Der Sieger muß daher den Frieden dictiren und den Besiegten zur Erfüllung der Friedensbedingungen zwingen. Darum müssen wir stark gerüstet sein und dürfen einen reichlichen Nachschub von Ersatzmannschaften ins feindliche Land nicht versäumen, um den Gegner bis zur gänzlichen Ohnmacht zu schwächen. Eine starke Besetzung Frankreichs auf Jahre hinaus, bis es die Kriegskosten bezahlt hat, ist unumgänglich nöthig. Wir Deutschen sind besser als die Franzosen, wir sind auch stärker. Wir könnten es vor Gott und Welt nicht verantworten, wenn wir diese ewigen Störenfriede nicht endlich demüthigten, daß sie sich nicht mehr vor uns rühren können. Die Franzosen aber können nichts besseres thun, als sich mit uns Deutschen ehrlich versöhnen und einmal etwas von uns lernen. Mehr Sinn für Sittlichkeit, Recht und wahre Ehre würde ihnen sehr zu Gute kommen und sie von der Prahlerei, Unzucht und Lüge heilen, durch die sie in so großes Unglück gerathen sind.

A. W.

≃ Ein Ritt zu den bayerischen Vorposten vor Paris am 2. October.

Seit einigen Tagen in Langjumeau in Cantonnement, lud heute ein prächtiger Octoberhimmel zu einem Ritt nach unseren Vorposten ein. Langjumeau ist ein langes Städtchen und liegt 16 Kilometer von Paris entfernt in einem Thale, so daß man es, von Süden wie Norden kommend, nicht eher sehen kann, bis man fast die ersten Häuser erreicht. Gegenwärtig von Soldaten in ihrem Feldanzuge gefüllt, entspricht es nicht den Erwartungen, die man in Erinnerung an die hübsche Arie aus dem Postillon bei Annäherung an dasselbe hegt. Wie alle Ortschaften in der Nähe von Paris ist es fast ganz von den Bewohnern verlassen, und wenn man je eine hübsche Dame auf der Straße sieht, hat sie gewiß das rothe Kreuz im weißen Felde — den allgemeinen Talisman — am Arm. Wir ritten also in stetem Trabe gen Norden, passirten das nördlich von Langjumeau gelegene Plateau, das Thal des Bièvre, das Dorf Port d'Antony mit seinen Barrikaden und mit seinen sehr practisch zu unserer Vertheidigung eingerichteten Gartenmauern, passirten ferner die Ortschaften Croix de Bernis und Bourg la Reine, dessen Nordseite von unsern Vorposten besetzt ist, und in dessen Nähe wir einen Stundenzeiger mit der Aufschrift: 8 Kilomètres de Notre Dame, fanden. Port d'Antony, Croix de Bernis und Bourg la Reine sind von Truppen des II. bayer. Armeecorps stark besetzt und liegen unter den Kanonen der französischen Forts. Die gepflasterte Straße hat von Antony an links und rechts einen bequemen Reitweg und ist mit einer schönen Allee versehen; gute Pferde unter uns, hatten wir also die verschiedenen Herbstvögel, die in Gestalt von Granaten manchmal über uns sangen, nicht zu fürchten und trabten in heiterster Laune, den Blick nach den Rauchwolken der Granaten gerichtet, die Straße entlang.

Bald erreichten wir das von den Bewohnern ganz verlassene Bourg la Reine, in dem eine ganz besonders feierliche Stille, trotzdem das Dorf von Soldaten besetzt war, herrschte. Man hätte dies dem Sonntag zuschreiben können, allein ich glaube eher, daß diese Stille bei der Mannschaft durch den Gedanken erzeugt wurde, jeden Augenblick von den ganz nahe liegenden Forts aus mit Granaten überschüttet zu werden. Daß dieses häufig geschieht, beweist das Nordende von Bourg la Reine; dort haben die Granaten tüchtige Löcher in's Pflaster gerissen und die Mauern zeigen die Spuren der Gewehrkugeln. Der nördliche Ausgang des Dorfes ist mit Barrikaden, die einen Durchgang gestatten, versehen, und vor diesen schauten Vedetten vom 2. und 9. bayer. Inf.-Reg. etwas geduckt, aber sonst sehr gemüthlich, hinaus nach den Forts.

Die zunächst liegenden Forts Montrouge und Bicêtre sind etwa 2000 Schritt entfernt, können aber von dem Nordende von Bourg la Reine nicht gesehen werden, obwohl schon viele eiserne Boten von den genannten Forts aus es begrüßten. Montrouge liegt gerade nördlich, Bicêtre nordöstlich von Bourg la Reine, letzteres Forts wurde durch ein weiter südlich vorgeschobenes Erdwerk bedeutend verstärkt. Es liegt 1000 Schritte von Villjuif, ebenso weit nord-nordöstlich von l'Hay und ist schon auf Stunden weit sichtbar. So wichtig es ist, so wenig kann es von uns gehalten werden — es war ja schon einmal genommen — weil es als offenes Werk unter den schweren Geschützen von Bicêtre liegt, die seinen innern Raum beherrschen.

Auf den Barricaden vor dem Dorfe liegend, besahen wir uns die Gegend genau. Etwa 1600—1800 Schritte vor uns, schön beleuchtet durch die October-Abendsonne, arbeiteten nun die Herren Franzosen in Hemdärmeln am Glacis und schufen Annäherungshindernisse vor jenem Erdwerk. Auf der Brustwehr standen mehrere Officiere, einen blitzenden Tubus nach allen Richtungen handhabend. Ueber dem Kamm des Walles schauten in regelmäßigen Zwischenräumen die Czakos der Infanterie hervor, die hier offenbar zum Schutz der Arbeiten aufgestellt war. In den Scharten sah man zahlreiche Kanonen mit großen Mündungen.

Es war eine reizende Scene an dem herrlichen Abend, die noch an Reiz gewann durch das Pfeifen und Krachen einzelner Granaten, deren einige sehr in unserer Nähe einschlugen, und durch das Schwirren der Flintenkugeln, welche von den ganz nahe stehenden französischen Vedetten ausgingen. Als ich einen Kameraden fragte, warum wir denn da oben die Franzosen so ruhig arbeiten lassen, sagte er: Wenn wir, was wir schon gethan, eine einzige Granate aus unseren Feldgeschützen unter jene Arbeiter werfen, haben wir dafür in den nächsten 10 Minuten ein Gegengeschenk von 200 andern, und sie schießen uns dann die Häuser zusammen, die wir als Obdach bedürfen.

In dieser Gegend war auch das heiße Gefecht vom 30., in dem die Franzosen mit ungeheurer Bravour vorgegangen, aber energisch mit Hinterlassung von vielen Todten und Gefangenen zurückgeschlagen wurden. Der den Ausfall befehligende französische General wurde von einem preußischen Jäger mit einer Kugel vom Pferde geschossen. In seiner Tasche fand man die Ordre, die Straße nach Lyon zu gewinnen und zu sichern, vielleicht um den Weg in dieser Richtung zu öffnen.

Heimwärts machten wir auf einer Höhe abermals Halt und besahen uns mit dem Fernglas das prächtig daliegende Paris, dessen Pantheon besonders unsern Blick anzog.

Logogryph.

Ich bin aus Steinen aufgebaut.
Von wem? — kann ich Dir selber sagen,
Wenn Du dem Stein mich angetraut,
Von denen Viele beigetragen,
Bis man mich fertig hat erschaut.
Was Jene einst für mich gethan,
Wollt eines Einz'gen kühnes Wagen
Zerstören in des Krieges Tagen
Nach seinem wohlgefaßten Plan:
Doch weil's so rasch nicht ward vollbracht,
So stahl man meinem ersten Zeichen
Ein Drittel, und dann ward gemacht
Mit mir ein Fischzug sonder Gleichen.

Auflösung der Charade in Nr. 119.

Sturzbad.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 123. Speyer, Samstag, den 15. October 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. A. Lenze.

(Fortsetzung.)

„Süblim gesprochen, Gräfin haben wirklich einen fabelhaften Geist,“ murmelte Amrau, der in einer Position, die schon längst den Neid Golters erregt hatte, am Kamin lehnte. Wie gern hätte er auch etwas Schmeichelhaftes gesagt; er hatte zwar kein Wort von Dem verstanden, was Eva auseinander gelegt, wie hübsch wäre es aber gewesen, wenn ihm eine elegante Höflichkeit eingefallen wäre! Nein, er konnte nichts sagen; aber er konnte fühlen, er konnte Eva lieben, treu und ausdauernd, nach Jahren würde sie doch vielleicht ahnen . . . seine Gedanken spannen sich weiter und weiter. Er saß da, die Augen mit schwärmerischem Ausdruck nach dem Plafond gerichtet, während die Anderen über Ideale weiter disputirten. Helene v. Beeren, ein lustiges junges Mädchen, kam auf den Einfall, Jeder müsse eins seiner Ideale nennen. „Gräfin Eva, Sie müssen beginnen,“ rief sie; „ich bin nicht so indiscret, nach Ihrem persönlichen Ideal zu fragen, nur sagen Sie uns irgend ein Ideal im Gebiete der Kunst, oder der Literatur, oder was Sie die idealste Beschäftigung finden.“

„Oder, oder, oder,“ gab Eva scherzend zurück, während ihr doch ein helles Roth über das Gesicht geflogen war. „Wie viele Ideale glauben Sie denn, daß ich habe? Nun, wenn Sie sich damit zufrieden geben wollen, so erkläre ich hiermit, daß ich in einem vollkommenen Gesang den idealsten Genuß finde.“

„Gut, jetzt kommen Sie an die Reihe, Graf Amrau,“ fuhr Helene fort; „doch nein, bemühen Sie sich nicht, ich weiß, was ihr Ideal ist.“

„Wirklich!“ rief Amrau aus, einen feurigen Blick auf Eva werfend.

„Ja wohl, in einer gut passenden Uniform auf einem schönen Pferd durch belebte Straßen zu reiten.“ Alles lachte, während Amrau etwas verlegen aussah. „Ihr Ideal, Baron Gebenberg,“ plapperte Helene weiter, „ist ein gutes Diner — ohne Damen,“ fügte sie halblaut hinzu, „und Herrn von Golters Ideal wirkt in dem Augenblicke sehr begeisternd, denn ich glaube, oder fürchte, er macht — ein Gedicht.“ Armer Golter! Als ob ihm eine Bombe in den Schooß gefallen wäre, so fuhr er zusammen; er wurde dunkelroth bis an die Haarwurzeln und während er mit unverständlichen Worten den Verdacht von sich abwälzen wollte, sah er, wie Eva's weiße Zähne zwischen ihren frischen Lippen blitzten. — Sie lachte — ja, und lachte über ihn! — Er erfaßte seinen Helm und verließ schleunigst das Zimmer, ohne auf die Wehrufe von verschiedenen Gestoßenen und Getretenen zu achten, um mit den grimmigsten Gefühlen bis spät Nachts in den Straßen herum zu irren.

„Helene,“ sagte die junge Gräfin Waldenau, als dieselbe später Abschied von ihr nahm, ich fürchte, Sie haben den armen Golter gekränkt.“

„Weil er so schnell davongelaufen ist?“ lachte Helene. „Warum sieht er so verzückt aus! Solche Gesichtsausdrücke sollte man für die Einsamkeit versparen und nicht en publique zum Besten geben. Uebrigens, gute Gräfin Eva, ist es ihm ganz gesund, ein wenig geneckt zu werden. Nichts reibt die Schüchternheit so schnell ab.“

Eva zuckte die Achseln und schwieg, nicht ahnend, daß sie selbst den Dolch in Golters weiches Herz gestoßen habe.

„Ich führe Dich heute zur Fürstin Werdenfels,“ sagte die Baronin, als sie mit ihrer Nichte beim Frühstück saß. „Dort wirst Du mit Deiner Kunstmanie ein kleines Vergnügen haben. Der Fürst ist nämlich ein Kunstfreund, Kenner und Gönner und hat eine sehr hübsche Bildergalerie. Ich denke, es wird Dir Spaß machen, sie zu sehen und dann gehört es zum guten Ton, dort gewesen zu sein, da man in Gesellschaft oft davon spricht. — Die Werdenfels sind sonderbare Menschen,“ fuhr sie nach einigen Minuten fort, „Du wirst sehen, wie schön die Fürstin ist, aber doch ist es eine sehr unglückliche Ehe. Sie ist kokett und verschwenderisch, er überspannt und heftig. Er ist auch nur selten hier, bewohnt dann ganz allein einen Pavillon im Garten und erscheint nur hie und da bei den Festen seiner Frau; auch eine eigenthümliche Idee, denn, ich glaube, sonst sehen sie sich nie. Uebrigens ist ihr Ruf nicht gerade brillant.“

„Aber warum gehen wir denn hin?“ frug Eva erstaunt.

„Ma chère, ich kann sie nicht fallen lassen, denn Alles geht hin. Sie ist von sehr guter Familie und

gibt die schönsten Bälle und Gesellschaften in der Stadt."

Einige Stunden später hielt der Wagen der Baronin vor einem großen, schöngebauten Haus, welches, mitten im Garten gelegen, sich fast schloßartig ausnahm. Die beiden Damen wurden durch mehrere prachtvolle Zimmer und Säle geführt, zuletzt gelangten sie durch einen langen, reizenden Wintergarten in ein rosa behangenes und meublirtes Boudoir, an dessen Schwelle ein Diener ihre Namen flüsterte und verschwand. Die Fürstin, in dunkelbraunen Sammet gekleidet, erhob sich halb aus der Ecke der Chaise-longue, auf welcher sie lag und begrüßte die Baronin freundlich, Eva aber etwas kühl. Während der höchst uninteressanten Conversation, welche folgte, hatte das junge Mädchen Zeit, die gepriesene Schönheit zu betrachten. — Sie war nicht mehr in der ersten Jugend, aber von einem so eigenthümlichen, interessanten Aussehen, daß Eva kaum die Augen von ihr wenden konnte. Ihre Züge waren fein und regelmäßig, ihr Teint durchsichtig blaß, selbst ihre Lippen ohne Farbe, ihr Haar kohlschwarz und ihre Augen groß und dunkel, bald feurig blitzend, dann wieder sanft und schmachtend.

Doch sonderbar, — trotz des gewinnenden Aeußern, fühlte Eva sich eher abgestoßen als angezogen und auch die Fürstin betrachtete Gräfin Waldenau von Zeit zu Zeit mit mißtrauischen Blicken.

„Sie sind erst seit kurzer Zeit hier?" frug Fürstin Werdenfels plötzlich das junge Mädchen; aber ebenso schnell, ohne nur auf eine Antwort zu warten, erhob sie sich und schlug der Baronin vor, sie in die Bildergalerie zu geleiten. Dort angekommen entschuldigte sie sich mit wenig Worten, die Damen schon zu verlassen; aber sie habe Audienz und müsse dazu Toilette machen.

„Nun, höflich ist sie nicht," bemerkte Eva, als sie nach Besichtigung der Galerie, die von gebildetem Kunstgeschmacke zeugte, wieder nach Hause fuhren.

„Eine verwöhnte Schönheit," sagte die Baronin; „ja ja, nicht Alle können Weihrauch gleich gut vertragen, das hat mein Mann oft gesagt."

Eva war kaum in ihr Zimmer gelangt und hatte Hut und Mantel abgelegt, als ihre Tante hastig herein stürzte.

„Endlich, endlich," rief sie mit strahlendem Gesicht und frohlockender Stimme; „Du liebes Kind! lasse Dich umarmen," und sie drückte das erstaunte Mädchen an ihr Herz. „Ich gratulire Dir, Du wirst reich, Du wirst angesehen, Du wirst glücklich!"

Und sie gab Eva einen erbrochenen Brief, den diese rasch durchflog.

„Dein ganzes Trousseau lassen wir aus Paris kommen," fuhr die Baronin aufgeregt fort, „und was wird Dein Großvater zu dieser Neuigkeit sagen!"

„Liebe Tante," fing Eva an, „beruhige Dich; mein Großvater wird Nichts sagen, und um das Trousseau brauchst Du Dich auch nicht zu bemühen, — denn ich heirathe den Grafen Amrau nicht!"

Die Baronin fiel in einen Stuhl. „Kind, bist Du wahnsinnig ... die beste Partie im ganzen Königreich, bedenke doch, was kannst Du dagegen haben?"

„Zwei ganz einfache Gründe," entgegnete Eva; „erstens kenne ich den Grafen nicht ..."

„Unsinn, Du hast ihn wenigstens zwölfmal gesehen und er hat ja hier öfters den Abend zugebracht!" schaltete die Tante ein.

„Und zweitens liebe ich ihn nicht."

„Sentimentale Schwärmerei," rief Baronin Halden; „er liebt aber Dich!"

„Das ist mir nicht genügend; bitte, liebe Tante," fuhr Eva bestimmt fort, als dieselbe sie wieder unterbrechen wollte, „lassen wir die Sache ruhen und sprechen wir nicht weiter davon. Du bist gewiß so gut, dem Grafen Amrau einige Zeilen zukommen zu lassen, die ihm alle und jede Hoffnung nehmen."

„Undankbares Geschöpf!" rief die Tante fast mit Thränen, brach aber dann kurz ab und fuhr zum Zimmer hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cernirungsarmee vor Metz.

Von **Dr. Georg Horn.**

Die starke Festung Metz wird von den Franzosen Metz la Pucelle genannt, weil sie noch kein Feind zum Falle hat bringen können. Prinz Friedrich Karl liegt davor, vielleicht mit denselben Empfindungen der Ungeduld und vielleicht mit demselben Gefühle der Hochachtung vor der Haltung des belagerten Feldherrn, wie Karl V. dasselbe dem Herzoge Franz von Guise zollen mußte, als er nach dem Verrath Moritzens von Sachsen vor Metz zog und vergeblich mit seinen Landsknechten die Festung berannte.

Die Umzirkelung der Festung und die stete, wachsame Aufmerksamkeit auf alle Bewegungen des Feindes, nimmt die geistigen und materiellen Kräfte der Armee ungeheuer in Anspruch. Die Befestigungen im Kleinen sind sehr störend und zeitraubend. Da kommt eine Dame, da kommen zwei, drei, die zu ihren Männern nach Metz hindurch wollen, und merkwürdiger Weise scheinen die französischen Offiziere, auch die höheren und älteren, lauter junge und sehr hübsche Frauen zu haben. Die allgemeine Meinung ist dafür, daß diese reizenden Verführerinnen Spioninen sind. Gewöhnlich sieht man sie bald darauf mit einem Offizier, der ihnen zur Escorte beigegeben ist, in einem Wagen davonfahren, aber nicht nach Metz, sondern dahin zurück, woher sie gekommen sind. Ferner kommen wieder französische Soldaten, die beim Kartoffelsuchen von unsern Feldwachen aufgegriffen worden sind. In der Regel werden diese wieder zurückgeschickt, natürlich mit verbundenen Augen. Was sollte man auch sonst mit ihnen machen? Soll man sie auch noch mit unserer Erbswurst füttern? Und dann die Luftpost! In einem Ballon, den man aus der belagerten Festung aufsteigen läßt, befinden sich stets

einige tausend kleine Zettel von Seidenpapier, die in Pakete zusammengebunden sind. Dieselben enthalten auf der Vorderseite die Adresse, auf der Rückseite kurze persönliche Notizen über Angehörige in der Heimath, oder Freunde und Bekannte. Jedem Ballon ist ein amtliches Certificat des Platzcommandanten von Metz beigefügt, nach welchem Jedermann, der den Ballon findet, aufgefordert wird, die Zettelpakete bei den nächsten Postanstalten aufzugeben und für diesen Dienst bei dem Maire des Ortes 100 Fr. in Empfang zu nehmen. Schade, daß unsere Soldaten sich diese Belohnung nicht verschaffen können! Sie fangen gewöhnlich die Ballons auf, aber die nächste Postanstalt war für sie das betreffende Commando, welches die Correspondenz in Empfang nimmt und weiter befördert. Durch einen Zufall bekam ich mehrere solcher Zettel in die Hand. In einem derselben stand wörtlich: Chers parents. Je suis sain et sauf. Nous avons éte victorieux dans quatre batailles le 14, 16, 18, 31 août u. s. w.

Vorgestern war ich 2000 Schritt vor dem Bahnhofe von Metz. Ich nahm meinen Weg durch Jouy, einen Ort, wie es am Rhein etwa Eltville oder Geisenheim ist, eine kleine Mittelstadt. Ein großartiges, schloßähnliches Gebäude mit einem prächtigen Garten erregte meine Aufmerksamkeit. Ein flüchtiger Blick in das Vestibule, in die hohen Spiegelfenster hinauf, in welchen sammtne und seidene Gardinen sichtbar wurden, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich fragte nach dem Besitzer. Antwort: Mr. Dreyfuss. Vous ne connaissez pas Mr. Dreyfuss? — Non, Madame. — Ah, vous ne connaissez pas Mr. Dreyfuss! — Non, Madame! — C'est drôle ça! Il a les grandes forges à Ars sur Moselle. — Tant mieux pour lui. — Il occupait autrefois 3000 ouvriers. — Tant pire pour eux. — Il est de la dynastie de Rothschild. — A oui, c'est à présent que je le connais. Merci bien. Jouy ist berühmt wegen der Bogen der alten römischen Wasserleitung, welche einst zu der gallisch-römischen Zeit, wo Metz, das alte Divodurum, bereits eine sehr bedeutende und luxuriöse Stadt war, das Wasser von Gorze 24 Kilometer weit in die Thermen und die Naumachie von Metz führte. Die gewaltigen Schwibbogen, welche über die Straßen und Häuser des Ortes Jouy hinweggehen, erregen sowohl durch die Kühnheit ihrer Anlage, als durch das vorzügliche Material, welches mehr als zwei Jahrtausenden Trotz geboten hat, die Bewunderung des Beschauers. Sie zogen sich durch das Moselthal 1091 Meter lang; auf dem linken Moselufer stehen noch fünf derselben, auf dem rechten jedoch siebenzehn, die noch ganz gut erhalten sind.

Ueber Jouy hinaus wurden die Wege einsamer, es wurde Abend und bei den Vorposten still. Die Sonne war hinter die Berge niedergesunken und warf ihr flüssiges Gold in die stille Fluth der Mosel; die Berge waren mit violett-goldenem Duft überhaucht, aus den an ihre grünen Gelände sich anschmiegenden Dörfern stiegen leichte, bläuliche Rauchwolken empor, von dem rechten Ufer herüber kamen die Töne der Abendglocken und, indem man sich dem herzerquickenden Eindruck dieses herrlichen Septemberabends mit voller Seele hingab, stand man plötzlich vor zwei Bajonetten. „Halt! Wo wollen Sie hin?" — „Nach den äußersten Vorposten." — „Was wollen Sie dort?" — Ich legitimirte mich als Einer, der nicht nach Metz hineinschleichen wollte; ich habe wenig Lust, Beefsteaks von Pferdefleisch zu essen.

Als ich über die ersten Vorposten hinaus war, kam ein mir persönlich bekannter Officier nach, dessen Specialvergnügen es ist, jeden Abend die Vorposten zu recognosciren. Unter seiner Aegide hatte ich nun ein derartiges Examen nicht mehr zu bestehen. In der Ferne sanken über Metz bereits die Nebel des Abends hernieder, doch sah man die massigen Umrisse des Altvaters der Stadt, des Domes, noch ganz deutlich; aber bald verhüllte eine Rauchwolke denselben unseren Blicken. Dieselbe stieg aus der Werkstätte auf, in der man in Metz das Wasser der Mosel filtrirt und die nach der Auffindung der Wasserleitung in Gorze und dem Abschneiden derselben von ihrer Verbindung mit Metz dort erbaut worden war. Plötzlich wurden in der Ferne einige Schüsse laut. Was ist das? Ein Schuß in diesem Zustande gegenseitiger stiller, scharfer Beobachtung, in der sich jetzt die Preußen und Franzosen befinden, ruft stets die höchste Spannung — namentlich eines Laien hervor. Mein Begleiter lachte nur, deutete auf eine Stellung und bemerkte: „Dort drüben geben sich die Unseren und die Franzosen ihren Abendgruß — ihr Gutnacht mit Pulver und Blei." Auf Vorposten treten die Charaktereigenthümlichkeiten einer Nation so recht zu Tage. Unsere Leute sind immer ruhig, gelassen, Augen und Sinne auf ihre Pflicht richtend, und reizen niemals. Die Franzosen dagegen sind immer herausfordernd. Zwischen den Officieren der gegenseitigen Positionen besteht schon ein besseres Verhältniß. An irgend einer Stelle ist auf unserer Seite ein Observatorium errichtet, gegenüber auf französischer ebenfalls. An beiden Stellen sind die Officiere, die dort ihre Beobachtungen machen, seit längerer Zeit commandirt und kennen sich vermöge des Fernrohres bereits sehr gut. Sie machen durch Gesten und Geberden gegenseitig Conversation, sie sagen sich in der Frühe: Guten Morgen! und des Abends: Bon soir! Sie vertrauen sich gegenseitig, daß es dort oben manchmal sehr einsam und langweilig sei, daß Paris und Berlin viel amusantere Orte und sie sich freuen würden, wenn sie, sobald der Krieg zu Ende sei, sich gegenseitig in Paris oder Berlin die Honneurs machen könnten, wie sie es hier als intime Feinde auf den Observatorien gethan.

Wir kamen zu den Soutiens; sie lagen in einem Gehöfte, das von seinen Bewohnern verlassen worden war, das keine Thüren, keine Fenster mehr hatte; überall, wohin man sah, nur Gräben und Umwallungen — die umfassendsten Vorbereitungen gegen einen unvorhergesehenen Angriff, gegen eine Ueberraschung von Seiten des Feindes. Dies alles ist in verhältnißmäßig so kurzer Zeit geschehen, daß man staunen, bewundern muß. Es kamen uns einige Soldaten mit

Kochgeschirren entgegen; sie waren von der Feldwache und holten Wasser, das in der Nähe floß. Sie warnten den Officier davor, auf den Damm zu gehen; am Morgen desselben Tages sei auf mehrere Officiere zu Pferde von drüben geschossen worden, eben so auf einen Unterofficier, der eine Patrouille führte und todt auf dem Platze blieb. Der Officier lachte und wir gingen weiter bis an den Fuß einer etwa zwölf Fuß hohen Umwallung; innerhalb derselben war die Feldwache mit dem Officier, oben in einem Graben lag der Posten, in der Schießscharte das Gewehr mit der Mündung nach außen gerichtet. Mein Begleiter stieg die Erhöhung hinauf, ich folgte ihm, durch den Laufgraben gedeckt, bis an eine Stelle, die einen freien Ausblick auf die Gegend vor uns gewährte. Unten, etwa 400 Fuß von unserem Standpunkte, zeigte mir mein Begleiter den französischen Vorposten, dessen rothe Mütze ab und zu hinter dem Laufgraben, in dem er lag, zum Vorschein kam. In der Ferne sah man Rothhosen auf dem Felde Kartoffeln suchen; sie lagen noch im Schußbereiche unserer Gewehre, aber die Vorposten lassen die hungrigen Schelme gewähren, während die Franzosen keinen ähnlichen Edelmuth an den Tag legen. Drüben, 2000 Schritt von uns, lag Metz; mein Begleiter kannte die Stadt wie seine Tasche, obwohl er niemals dort gewesen war. Er zeigte mir den Bahnhof, die Thore der Citadelle, das Thor Improvisé, die Genie- und Artillerieschule, die Inseln innerhalb der Stadt und die Gebäude, die auf derselben liegen. Ich folgte mit großem Interesse seiner sachkundigen Orientirung, bis er plötzlich sagte: „Da unten schleicht eine französische Patrouille heran, die uns bemerkt hat; ziehen wir uns zurück! Sie hat Lust, sich durch einige wohlgemeinte Schüsse uns bemerklich zu machen.“ So etwas läßt sich ein Mensch, dessen Metier das Todtschießen nicht ist und der jüngst an einem englischen Collegen ein abschreckendes Beispiel hatte, nicht zweimal sagen. Im Abenddunkel ging ich mit meinem Begleiter von der Vorposten-Excursion nach Hause. (Köln. Ztg.)

Die Torpedos

haben ihren Namen von einem in den Flüssen und Lagunen des nördlich Theiles von Südamerika (in Neu-Granada und Venezuela) sich aufhaltenden, zur Familie der Rochen gehörigen Fische, „Torpedo“ geheißen, welche zwischen Brustflossen, Kopf und Kiemen einen eigenthümlichen electrischen Apparat besitzen. Mittels dieses (aus vielen zelligen, mit Feuchtigkeit erfüllten und von zahlreichen Nerven durchzogenen Röhren bestehenden) Apparates vermag der im Uebrigen träge und furchtsame, kaum zwei Fuß lange Fisch trefflich sich seiner Angreifer zu entledigen, indem er damit kleinere Thiere geradezu tödtet, größere aber, die ihn bedrohen, betäubt und momentan lähmt, sobald sie mit ihm in Berührung kommen. Der Umstand, daß der gedachte Fisch in dieser Weise erheblich größere Gegner unschädlich zu machen vermag, brachte zuerst einen nordamerikanischen Ingenieur oder Mechaniker, Namens Francis, welcher das nördliche Südamerika bereist hatte, auf den Gedanken der Herstellung eines künstlichen submarinen Sprengapparates, den er nach jenem Fische „Torpedo“ nannte. Als echter Yankee ließ er sich angelegen sein, seine Erfindung möglichst gewinnbringend zu machen. So verkaufte er sein Geheimniß demzunächst (1805) der englischen Regierung, die es ihm sehr freigebig mit 10,000 Livre Sterling (66,000 Thlr.) bezahlte; bot es dann, aber vergeblich, dem französischen Marineministerium an, und überließ schließlich, in sein Vaterland zurückgekehrt, der Unionsregierung (1807) gegen ein Honorar von 5000 Dollars (etwas über 7000 Thlr.) sein Geheimniß. (Andere nennen Fulton als den Erfinder.) Die Erfindung des Sir Francis ist später in Nordamerika, England und Rußland (hier zur Zeit des Krimkrieges) und schließlich auch in Preußen — dessen Regierung in den letzten Jahren der Erfindung gleichfalls ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatte — wesentlich verändert und verbessert worden. Die Torpedos, durch welche im gegenwärtigen deutsch-französischen Kriege die Mündungen der Ems, Weser, Elbe, Oder, Weichsel, des Frischen und Kurischen Haffs und die Häfen der an oder unfern der Nordsee und Ostsee gelegenen deutschen Handelsplätze vor einer französischen Invasion geschützt wurden, haben die Größe und Gestalt der allergrößesten Waschkessel; nur mit dem Unterschiede, daß bei ihnen auch der bei jenen offene obere (breite) Theil durch einen flachen Boden geschlossen ist. Aus starkem verzinntem Eisenblech völlig wasserdicht gearbeitet, haben die preußischen Torpedos an den Seiten zwei eiserne Arme, welche nach dem untern Boden zu in eine Spitze auslaufen, an die ein Ring geschmiedet ist. Dieser dient zur Befestigung der Ankerkette, welche mit den schweren Ankersteinen in der Tiefe äußerst solid verbunden ist. Am obern Ende der Torpedos befinden sich ein paar Oeffnungen, mittelst derer das Laden geschieht. Ist der innere Raum durch hineingeschüttetes Pulver etwa zur Hälfte gefüllt, so werden die erwähnten Oeffnungen wasserdicht verschlossen, und zwar so, daß aus jeder einzelnen eine Glasröhre hervorragt, welche mit einer sehr explosiven Masse (deren Zusammensetzung ein Geheimniß ist) gefüllt worden. Nachdem die Versenkung geschehen, bedarf es nur des leisesten Anstoßes durch ein vorbeisegelndes Schiff, um diese Glasröhren zu zertrümmern. In demselben Augenblicke, wo dieß geschehen, sendet die Zündmasse einen Feuerstrahl in die Pulverladung und die nun entstehende Explosion schleudert das feindliche Fahrzeug, es zertrümmernd, in die Luft. So wirksam nun auch diese Art von Torpedos — man nennt sie „Contact“- oder „Berührungs“-Torpedos — ist, so walten bei ihnen doch zwei Uebelstände ob. Einmal, daß sie sich auch dann entladen, wenn Stücke Treibholzes oder andere ganz harmlose Gegenstände an sie stoßen, die Explosion also zur Unzeit erfolgt; und dann ihre große Gefährlichkeit befreundeten Schiffen gegenüber, welche ja durch einen unglücklichen Zufall leicht an eine Stelle gerathen können, wo ein solcher Torpedo versenkt liegt. Dieses Beides ließ die Anwendung einer zweiten Art, der „elektrischen“ oder „Kabel“-Torpedos, nothwendig und nützlich erscheinen. Diese haben im Wesentlichen dieselbe Form, wie die Contact-Torpedos, werden aber durch eine Kabelleitung mit dem Ufer in Verbindung erhalten und im Augenblick, wo ein feindliches Schiff über die versenkte Höllenmaschine wegfährt, mittelst eines elektrischen Stromes von einer vor feindlichen Kugeln gedeckten Stelle des Ufers aus (also von einer Schanze &c.) entzündet, so daß also befreundete Schiffe ohne Gefahr die Stelle passiren können. Dies ist allerdings ein Vorzug der elektrischen vor den Contact-Torpedos. Gleichwohl hält die Kostspieligkeit der ersteren und die große Schwierigkeit, genau den Augenblick festzustellen, in welchem ein heransegelndes oder herandampfendes feindliches Fahrzeug sich gerade über der versenkten Maschine befindet, von der allgemeinen Anwendung der Kabel-Torpedos zurück. Diese werden daher nur bei Hafeneingängen, welche für die Ein- oder Ausfahrt befreundeter Schiffe freibleiben sollen, angewendet. Feindliche Kriegsschiffe haben gemeinhin eine starke Scheu, sich Stellen zu nähern, an denen sie Torpedos versenkt wissen oder glauben. Auch die Franzosen haben im gegenwärtigen Kriege durch die Furcht vor den zahlreich an der deutschen Nord- und Ostseeküste versenkten Torpedos sich von Landungsversuchen zurückhalten lassen. Die Torpedos bilden also einen sehr wirksamen, wenn allerdings auch für sich allein noch nicht ausreichenden Küstenschutz.

G. Jaquet.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 124. Speyer, Dienstag, den 18. October 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Tage hatte Eva einen schweren Stand. Kaum daß die Baronin sie eines Blickes oder Wortes würdigte und so schob sie ihr eines Morgens stillschweigend eine Karte zu, in welcher Fürstin Werdenfels Baronin Halden mit ihrer Nichte zu einem musikalischen Abend gebeten hatte.

„Nimmst Du an?" fragte Eva und als ihre Tante blos nickte, ohne eine Silbe zu sagen, erhob sich das junge Mädchen und kniete neben der Zürnenden nieder. „Liebe Tante," sagte sie mit herzlichem Tone, „ich bitte Dich, sei mir nicht länger böse. Ich versichere Dich, ich habe nicht anders handeln können; also verzeihe mir, daß es mir nicht möglich war, Deinen Willen zu erfüllen!"

Die Baronin war eigentlich recht froh, auf so gute Weise von dem Stillschweigen erlöst zu werden, das sie ihrer gekränkten Würde schuldig zu sein glaubte, wiewohl es ihr schon lästig und langweilig zu werden begann. Sie konnte sich zwar nicht enthalten, der Sünderin eine kleine Predigt zu halten; doch die musterhafte Geduld und Ergebung, mit welcher ihre Ansprache entgegen genommen wurde, rührte ihr Herz und die Versöhnung wurde mit einer feierlichen Umarmung beschlossen.

Der Abend, der für die musikalische Soirée bestimmt war, war angebrochen. Eva stand im langen, duftigen, weißen Kleide, eine Lotosblume mit ein paar grünen Schilfblättern im Haar und einem antiken Smaragdschmuck, den sie von ihrer Mutter geerbt, um den blendenden Hals und die edel geformten Arme, in ihrem Zimmer und wartete auf ihre Tante, die wie gewöhnlich mit ihrer Toilette nicht fertig werden konnte.

„Ich kann nicht begreifen," sagte Eva zu Walburga, die in stummem Entzücken ihren Liebling von allen Seiten betrachtete, „ich kann nicht begreifen, warum die Fürstin mich hat bitten lassen, zu singen. Es ist wirklich grausam; ich werde wahrscheinlich stecken bleiben vor Angst, und dann die Tante . . ." sie zuckte die Schultern und machte eine leichte Grimasse.

„Ich sehe nicht ein, warum Du Dich fürchten sollst," entgegnete die Alte; „Du singst schöner als irgend Jemand, deß bin ich einmal ganz gewiß."

„O Du gute Wally," lachte Eva; „aber nicht bei Allen habe ich einen Stein im Brett wie bei Dir, also werde ich nicht mit gleicher Milde beurtheilt werden." Sie blätterte in ihrem Notenhefte. „Ich bin neugierig wie die Fürstin heute aussehen wird; vorgestern bei L. hättest Du sie sehen sollen, sie war prachtvoll. Ich muß sie immer bewundern, aber Sympathie habe ich nicht für sie."

Die Baronin trat ein. „Fertig?" frug sie. „Laß Dich sehen. Sehr gut, die Toilette sehr distinguirt, der Schmuck süperb, und jetzt komm."

Die junge Gräfin warf noch schnell einen großen scharlachrothen Mantel um die Schultern und folgte schleunigst der Baronin, die, in meergrünem Atlas, siegesbewußt die Treppe hinunterrauschte. —

Im Palais Werdenfels strahlte Alles von Licht und Glanz. Alle Säle waren geöffnet, der Wintergarten mit farbigen Lampen verziert, hie und da fand sich ein reizendes Boudoir mit bequemen Causeusen und weniger grellem Licht, zum stillern Besprechen und Ausruhen wie gemacht. Der größte Saal enthielt außer einem in der Mitte stehenden Flügel keine anderen Möbel als ein paar Reihen Fauteuils.

Baronin Halden kam, wie meistens, etwas spät. „Ich kann nicht leiden pünktlich zu sein," pflegte sie zu sagen, wenn sie nicht zur richtigen Zeit fertig wurde; „es ist so entsetzlich bürgerlich."

Fürstin Werdenfels empfing sie an der Thür mit liebenswürdigem Lächeln, indem sie ihre Freude ausdrückte, die beiden Damen bei sich zu sehen. Auch sie war ganz in Weiß gekleidet, nur trug sie um den Hals eine große rothe Korallenschnur, was ihre Blässe noch mehr hervorhob.

„Nehmen Sie meinen Arm, Gräfin," sagte Baron Gebenberg zu Eva, „ich führe Sie in den Appartements umher und suche Ihnen dann ein hübsches Plätzchen, wo sie ruhen können, bis Sie zum Singen gerufen werden. Sie sehen, ich weiß, welcher Genuß uns bevorsteht und kann mir auch denken, wie Sie sich darauf freuen."

„Ich versichere Sie," entgegnete Eva, „ich glaube, ich brenne durch! Vor dieser Menschenmenge zu singen — nein, das ist mir nicht möglich."

„Nur Muth, nur Muth, frisch gewagt ist halb gewonnen, — aber da ist ja Fürst Werdenfels! Er muß erst heute angekommen sein."

„Wo?" fragte Eva neugierig umherblickend.

„Dort — nein, jetzt ist er gerade in das andere Zimmer gegangen. Mein guter Freund, aber ein kurioser Kauz. Ich muß ihn Ihnen wirklich vorstellen."

Sie waren mittlerweile in's Nebenzimmer gelangt und blieben vor einem Tisch stehen, der voll von allerlei Nippsachen stand.

„Sehen Sie sich einmal diese Confusionssammlung an, Gräfin; sie wird Sie amüsiren. — Pardon, einen Moment," und er rief Jemanden zu: „Grüße Dich der Himmel, lieber Freund, seit wann bist Du wieder hereingeschneit? Apropos, ich muß Dich vorstellen ..." und Eva vernahm noch abgerissene Worte: „ganz reizende Erscheinung ... Schönheit der Stadt ... Alles ist entzückt."

„Namens?" sagte eine andere Stimme lachend.

„Hier steht sie," war die Antwort des Barons.

Was war es, das Eva's Herz plötzlich stocken ließ? Was nahm ihr die Röthe von den Wangen? Warum fühlte sie, als ob plötzlich eine eisige Luft sie angehaucht? —

Sie wandte sich: „Fürst Werdenfels — Gräfin Waldenau," hörte sie den Baron sagen.

„Verzeihen Sie, Gräfin, wenn ich Sie verlasse, aber ich sehe, Prinz Friedrich braucht mich zu seiner Partie." Und fort eilte er.

Einen Augenblick war Todtenstille; wie durch einen Schleier sah Eva — Norbert vor sich stehen. —

„Eva," stieß er hervor, „endlich!"

„Endlich!" wiederholte sie, aber zu gleicher Zeit streckte sie die Hand aus, wie um sich zu halten.

„Mir schwindelt," murmelte sie, und tiefe Blässe überzog ihr Gesicht.

Fürst Norbert Werdenfels nahm ihren Arm.

„Fassen Sie sich," flüsterte er, „hier sind zu viele Menschen, verrathen Sie uns nicht, folgen Sie mir!"

Und er führte sie rasch und entschlossen nach dem Wintergarten. Derselbe war gänzlich leer, Alles hatte sich dem Musiksaal zugewandt, wo die Vorträge bereits begonnen hatten. Eva warf sich in einen Stuhl, mit Mühe Athem holend, Norbert versuchte ein Fenster zu öffnen, als ihm dies nicht gleich gelang, schlug er ungeduldig mit der Faust eine Scheibe ein. Die frische Luft strömte auf die junge Gräfin, die nach wenig Minuten sich wieder erholt hatte. Fürst Werdenfels, der, sie ängstlich beobachtend, in einiger Entfernung von ihr gestanden hatte, näherte sich ihr.

„Eva!" begann er mit bewegter Stimme ...

Aber sie sprang von ihrem Sitze auf, ihre Augen blitzten und auf ihren Wangen flammte jetzt ein tiefes Roth. „Verlassen Sie mich, Fürst Werdenfels," rief sie, „Sie haben mich betrogen, ich muß Sie verachten!"

Und sie schleuderte ihm einen Blick zu, der ihn bis in's Herz traf.

„Das dürfen Sie nicht," entgegnete er in gewaltsamer Erregung, „hören Sie mich zuerst!"

„Ich habe genug gehört," unterbrach ihn Eva mit einem bittern Lachen und wandte sich ab.

Da fragte plötzlich eine Stimme: „Was haben Sie genug gehört?"

Eva sah auf. Unter der Thür stand die Fürstin.

„Man wartet auf Sie zum Singen, Gräfin Waldenau; ich suchte sie überall, endlich vernahm ich Ihre Stimme und finde Sie in dieser Einsamkeit."

Sie sah mit lauernden Blicken bald Eva, bald ihren Mann an.

„Mir ist nicht ganz wohl," murmelte Eva entschuldigend.

„Ah, wollen Sie vielleicht lieber nicht singen? Fühlen Sie sich nicht stark genug?"

Eva's Stolz erwachte. „Ich denke, ich bin wieder ganz hergestellt und bereit zum Singen."

Sie sah Norbert einen Moment fest und kalt in's Auge und verließ mit erhobenem Kopf und sicherem ruhigen Schritt das Glashaus.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Versailles,

7. Oct., wird der Köln. Z. geschrieben: Zum ersten Male seit Nancy befinde ich mich in einer Stadt, in der Handel und Wandel nicht ganz darniederliegen. Die Mehrzahl der Läden ist geöffnet. Salz, Butter, Milch, Fleisch, Luxusgegenstände in den Gegenden, welche ich eben durchstreift, sind, wenn auch nicht im Ueberfluß, so doch noch immer zur Genüge des Bedarfs vorhanden. Die Einwohner fangen an, möglichst gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und wenn sie uns auch innerlich zu allen Teufeln wünschen, so hat man den gallischen Löwentrotz doch schon in so weit gebändigt, daß sie selbst es für angemessen erachten, ihren patriotischen Special-Gefühlen den nothwendigen Zügel anzulegen. Freilich, da die Arbeiten vor Paris mit der bei uns üblichen Sorgfalt und Umsicht betrieben werden, so meinen die Bewohner von Versailles, es ginge mit unsern Sachen schlecht, und da die Fortschritte, die wir unaufhörlich vor Paris machen, sich nicht sofort in stylglänzende Bulletins übersetzen lassen, fängt man an zu glauben, General Trochu mit seinen Mobilgarden hätte uns schon am Kragen. Wie mit der Mobilmachung im Monat Juli geht es auch jetzt mit den Belagerungsarbeiten vor Paris. Der vorgezeichnete große Plan wird mit eiserner Consequenz durchgeführt, selbst auf die Gefahr hin, den Uebermuth der Franzosen aufs Neue emporwuchern zu sehen. Es ist strengster Befehl gegeben worden, jeden unnützen Kampf, jedes aussichtslose Blutvergießen zu vermeiden. Nach Ansicht aller competenten Fachmänner wäre es ein Leichtes gewesen, schon jetzt das eine oder das andere Fort mit Sturm zu nehmen, hätte man die nöthige Mannschaft für solche Zwecke opfern wollen. Aber darin liegt eben das — ich möchte sagen — humane Element in der deutschen Kriegsführung, daß

man lieber auf momentan lärmmachende Resultate verzichtet, wenn man die Gewißheit hat, dasselbe Endziel eben so sicher, wenn auch auf etwas langsamerem Wege, zu erreichen. Bis nicht die 400 für Paris bestimmten Belagerungsgeschütze an Ort und Stelle, d. h. in den ihnen strategisch angewiesenen Positionen stehen, wird etwas Ernstes nicht unternommen. Bis dahin läßt man den Franzosen das Vergnügen, bald vom Mont Valerien aus nach Maison Laffitte bei St. Germain einen kurzathmigen Ausfall zu wagen, bald vom Fort Bicetre aus auf einzelne Vorposten nutzlos Granaten zu verschleudern, bald von der Seine aus den sogenannten Forey'schen Kanonier-Schaluppen die Höhen von St. Cloud mit einigen Kugeln zu bestreichen. Unsere Truppen sind meist gut gedeckt und daher die Verluste wenig bedeutend. Freilich hin und wieder kommen bedauerliche Fälle vor, in denen Recognoscirungspatrouillen sich plötzlich einem ganzen Hagel von Granaten ausgesetzt sehen — aber auch da hindert das schlechte Material die Franzosen an der Erringung wirklich bedeutsamer Vortheile. In 3 bis 4 Tagen etwa dürfte die planmäßige Aufstellung des ganzen Belagerungstrains vollendet sein. Dann erst beginnt die wahre Belagerung der Hauptstadt. Schon jetzt müssen die Belagerten auf manchen gewohnten Genuß verzichten, und seitdem ihnen durch die gewandten Rathschläge eines deutschen Architekten das Wasser das Ourcq-Canals abgeschnitten, sind sie lediglich auf das trübe Seinewasser angewiesen. Von der Außenwelt ist Paris so ziemlich abgeschnitten. Seitdem man verschiedene Telegraphenleitungen entdeckt hat, ist man auf das Mittel der Nadar'schen Luftballonspost angewiesen, um Nachrichten aus der Stadt gelangen zu lassen. Neulich noch fielen aus einem solchen Ballon Hunderte von Proclamationen in deutscher und französischer Sprache in die Cantonnements unserer Truppen, in denen die Soldaten selbst direct angeredet wurden. Man erkannte ihren Heldenmuth an, ihre Disciplin, ihre Siege — aber man sprach auch von ihrer Sehnsucht nach baldigem Frieden, welche eben so groß und nachhaltig sei, als diejenige der Franzosen. Man beschuldigte König Wilhelm, aus eitlem Ergeiz und um der Gloire willen den Frieden in Paris dictiren zu wollen, den Krieg fortzusetzen. Man forderte die deutschen Soldaten auf, sich nicht zu solch frivolem Treiben fernerhin herzugeben, und ihrem Kriegsherrn lieber den Gehorsam zu weigern, als sich aufs Neue in Tod und Verderben, wie die Heerden zur Schlachtbank, führen zu lassen. Wenn aber, so schloß das Document, wenn aber diese Mahnung ungehört am Ohre des deutschen Heeres verhalle, so solle man gewahr werden, was es heiße, Frankreich aufs Aeußerste treiben. Dann werde jeder Bürger und Landmann zum Schwerte greifen; dann werde ein allgemeines Morden und Metzeln beginnen, und Keiner solle lebendig zurückkehren von denen, die jetzt den geheiligten Boden Frankreichs durch ihren Tritt besudelt. Dieses Machwerk ist von den Vorposten, in deren Hände es gefallen, mit dem gebührenden schallenden Gelächter aufgenommen worden, und damit war die Sache abgethan. Jeder Mann steckte sich eines der luftigen Documente als Andenken ein und die Pariser warten noch heute auf Antwort. Seit einigen Tagen hat man auch keinen der Nadar'schen Briefballons mehr bemerkt; die Sache muß denn doch wohl auch ihre bedenkliche Seite gehabt haben. Neuerdings versuchte General Trochu, der die Pariser ja um jeden Preis beschäftigen muß, sich durch Luft- und Lichtsignale mit der Außenwelt wenigstens einiger Maßen in Communication zu setzen, aber bis jetzt kann der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprochen haben, denn die Versuche, welche hier und da gemacht wurden, ihm auf gleichem Wege zu antworten, konnten schon im Keime erstickt werden.

Ferner schreibt die Kreuzzeitung vom 7. October: „Gestern hat Se. Majestät der König das im hiesigen Schlosse eingerichtete große Lazareth besucht, welches für 700 Verwundete, deutsche und französische Soldaten, eingerichtet worden ist. In den weiten, luftigen Sälen des Erdgeschosses und des ersten Stockwerkes genießen die Verwundeten jedes Comforts, der ihnen überhaupt zu verschaffen ist. Die mit den berühmten historischen Portraits und Bildern „de toutes les gloires de la France“ bedeckten Wände sind über Mannshöhe mit Brettern verschlagen, so daß denselben kein Schade geschehen kann und die Hauptbilder doch sichtbar bleiben. Bei dem überaus schönen sonnenwarmen Herbstwetter waren alle Thüren und Fenster nach der Gartenseite hinaus geöffnet, und ein großer Theil der Leichtverwundeten hatte sich im Freien gelagert, während die Reconvalescenten sich auf der obersten Terrasse ergingen. Mit dem Schlage zwei Uhr trat der König, nur von dem dienstthuenden Flügel-Adjutanten begleitet, aus dem Schlosse in den Garten und begab sich an den Rand der großen Terrasse nach der großen Treppe, wo nun in allen Theilen des so ausgedehnten Parkes die Fontainen angelassen wurden, was in dem hellen Sonnenscheine einen ungemein prächtigen Anblick gewährte. Der oberste Beamte des Gartens war gegenwärtig und erklärte auf Befragen die einzelnen Fontainen und Gruppen, begleitete auch Seine Majestät auf der Promenade durch die schattigen Bosquets, in denen, dem ersten Ueberblicke von der Haupt-Terrasse versteckt, die verschiedenen Wasserkünste in voller Thätigkeit waren. Die Verwunderung des französischen Publikums war groß, den König so ganz ungenirt mitten unter ihnen umhergehen zu sehen, und das Ganze mag Vielen wie ein Traum erschienen sein.“

Die Gatling-Mitrailleuse.

Ueber diese Mitrailleuse berichtet der Schwäbische Merkur:

Unter den in der neuesten Zeit gemachten Erfindungen zur schnellen Vertilgung der Feinde steht gewiß in technisch-mechanischer Beziehung obenan, die in Wien bei Paget verfertigte Mitrailleuse. Die Ehre, es in der Kunst, Andere umzubringen, am weitesten gebracht zu haben, gebührt einem Dr. med. in Amerika; er hat die Verfertigung seiner Maschine

genannter Fabrik gegen ein Honorar von 1200 fl. per Stück übergeben, und bereits sind dort, zum Preis von 5400 fl. für ede, 200 für die Türkei, 400 für Oesterreich und Rußland und 150 für Rumänien in Arbeit, was vermuthen läßt, daß die orientalische Frage wohl bald durch das kanonische Recht entschieden werden soll. Die Einrichtung der Maschine ist folgende: Auf einer Laffette von Eisen befindet sich die Kanone, bestehend aus einem massiven Kopfstück und 10 starken gezogenen Stahlläufen, welche durch zwei Messingfassungen festgehalten werden. Diese 10 Läufe mit ihren Fassungen bilden einen Cylinder, der um seine Axe drehbar ist, nicht aber das Kopfstück. Am hinteren Theile eines jeden Laufes befindet sich eine 10 Zoll lange Rinne von eingesetztem Eisen, in welche bei der obersten Lage des Laufes eine Patrone fällt, die dann durch die Umdrehung des Ganzen allmählich durch die Rinne bis in den Lauf vorgeschoben wird und dann abbrennt, wenn der Lauf seine tiefste Stelle eingenommen hat. Das Vorschieben der Patrone geschieht wie beim Zündnadelgewehr, nur wird der die Zündnadel tragende Cylinder nicht durch die Hand, sondern durch eine am massiven Kopfe der Kanone angebrachte schiefe Fläche, an welcher der Cylinder vorübergleitet, vorwärts geschoben, dabei wird die Zündnadel zurückgehalten, also allmählich gespannt, bis die tiefste Stelle erreicht ist, wo sie dann vorspringt und die Entzündung bewirkt. Die Patronen sind Messinghülsen von der Größe der gewöhnlichen Patronen; an ihrem hinteren Ende haben sie einen vorstehenden Rand, der von einem an dem Zündnadel-Cylinder angebrachten Häkchen gefaßt wird, so daß die Hülle der Patrone nach dem Schusse nicht verloren geht. Während nun bei der halben Drehung des Ganzen der Zündnadel-Cylinder von der Ladung an bis zum Entladen allmählich vorwärts geht, geht er während der zweiten Hälfte der Drehung, also beim Aufsteigen der Läufe, wieder zurück; der Cylinder zieht die Patronenhülle rückwärts und läßt sie in ein untenstehendes Gefäß fallen, von wo sie ins Laboratorium gebracht, noch etwa zehn Mal gefüllt werden kann, ehe sie ganz unbrauchbar wird. Das Zurückziehen geschieht gleichfalls durch eine am Kopf angebrachte schiefe Fläche. Den ganzen Körper der 10 Läufe umgibt am hinteren Ende ein konisches Zahnrad, in welches ein auf der rechten Seite angebrachtes konisches Getriebe mit Kurbel greift, durch das der Kanonier die Umdrehung bewirkt. Die ganze Kanone hat außer dieser Bewegung noch eine verticale und horizontale Drehung wie die französische Mitrailleuse. Die verticale geschieht durch eine Schraube, die horizontale durch den Kanonier während des Abfeuerns. Es befindet sich nämlich hinten am Kopf der Kanone ein gepolstertes Bogenstück, ähnlich dem einer Krücke, nur größer, gegen welches sich der Kanonier mit der Brust stützt und so mit seinem Körper kleine horizontale Drehungen hervorbringt, um das ganze Bataillon zu bestreichen. Der Patronen-Zubringer ist ein auf die Kanone aufgesetzter, aufrecht stehender Cylinder, der zehn radial angebrachte Abtheilungen enthält; in jeder derselben liegen 40 Patronen über einander und werden durch ein Gewicht nach unten gedrückt. Ist nach 40 Schuß eine Abtheilung leer, so wird der Cylinder mit der linken Hand um ein Zehntel gedreht. Jeder Kanone sind drei solcher Cylinder beigegeben, welche von der Bedienungsmannschaft rasch wieder gefüllt werden. Versuche, welche mit dieser Mitrailleuse angestellt wurden, haben gezeigt, daß in 38 Secunden 400 Schüsse abgegeben werden können, daß ihre Wirkung eine grauenerregende, furchtbare sei und daß die in einer Entfernung von 1500 Fuß in einen Erdwall geschossenen Kugeln so zerfetzt wurden, als hätte man flüssiges Blei in Wasser gegossen.

Miscellen.

Karlsruhe, 8. October. Nach den hier angestellten meteorologischen Beobachtungen fiel in den Tagen vom 9. bis 13. August am meisten Regen. Außerordentlich regenreich war der 11. An diesem Tage fielen z. B. in Karlsruhe 88.7mm, so daß die Regenmenge dieses Tages etwa 1/8 der jährlichen Regenmenge war. Diese 24stündige Regenmenge erreicht die äußerste Grenze der in Deutschland vorkommenden täglichen Regenbeträge; geben doch sehr starke Sommerregen höchstens nur 25mm Regenhöhe. Eine Durchmusterung der vieljährigen zusammengestellten Karlsruher Beobachtungen ergibt, daß seit 1779 kein August jemals eine so außerordentlich große Regenmenge geliefert hat, wie der diesjährige, daß überhaupt kein Monat seit dem genannten Jahre so regenreich war, wie der August 1870. Die Monate, die bezüglich der Regenmenge dem letzteren nahe kommen, sind der Juli von 1804 und 1844, und der August 1852; sie lieferten aber doch nur 2/3 der im vorigen August gefallenen Niederschläge.

In **Paris** trifft man einzelne Vorbereitungen gegen die Feindesmacht, von denen man sich ungewöhnliche Erfolge verspricht. So ist — wie der Times geschrieben wird — mit der neuesten Luftballonpost aus Paris in Tours die Kunde eingetroffen, daß in den Werkstätten der allbekannten Cail'schen Maschinenfabrik eine Locomotive nach neuestem Muster gebaut wird und ihrer Vollendung entgegengeht, welche 6000 Kilogramm wiegt, den Heizer und Maschinisten durch ein bombenfestes Schilderhaus schützt und hinter einer eisengepanzerten Brustwehr zwei furchtbare Mitrailleusen birgt. Diese neue Höllenmaschine soll die Brücke am Point-du-Jour auf- und abfahren und ihre Kugeln bis nach den Höhenzügen von Meudon hinausschleudern. Im Uebrigen sind, der nämlichen Quelle zufolge, die sämmtlichen Maschinenwerkstätten der belagerten Hauptstadt in Arsenale verwandelt worden. In dem Flaud'schen Etablissement, nahe beim Marsfelde, werden Kanonen und Mitrailleusen gegossen, während auf einem anliegenden Grundstücke Holzhütten errichtet worden sind, in welchen Hunderte von Frauenspersonen Patronen anfertigen.

Im Beisein des Kriegsministers Cardwell und des Oberbefehlshabers Herzogs von Cambridge fand in **Chatham** gestern eine Reihe von Torpedo-Experimenten statt. Die Hauptsache dabei war Abfeuerung eines Torpedos, der mit 432 Pfund Schießbaumwolle = 1290 Pfund Pulver geladen und von 7 anderen Torpedos umgeben, etwa 200 Yards von der Volta vor Anker gelegt war. An Bord der Volta befanden sich der Minister und der Herzog, sowie eine bedeutende Anzahl von Offizieren, die alle mehr oder weniger darüber uneinig waren, ob die Explosion des großen Torpedos auch die übrigen zum Crepiren bringen werde. Als man mittels einer electrischen Leitung die Explosion bewerkstelligte, war die Wirkung eine großartige. Hochauf spritzten mächtige Wassersäulen und die Volta wurde stark geschüttelt. Die übrigen Torpedos indessen wurden in keiner Weise beschädigt oder entzündet. Oberst Nougent vom Ingenieurcorps hielt darauf eine Vorlesung über Torpedos überhaupt, und die Gesellschaft ging alsdann ans Land an einen Ort in der Nähe, wo das Ingenieurcorps Erdwerke und Pallisaden hergestellt hatte, um auch dabei die Wirkungen der Schießbaumwolle zu erkunden. Die Verpalissadirung bestand aus 2—3 Fuß weit von einander entfernten Balken, die 14 Zoll im Quadrat hatten und mit einer Ladung von 80 Pfund Schießbaumwolle bearbeitet wurden. Die Explosion legte in die erste Balkenreihe eine vollständige Bresche, während in der zweiten Reihe, wo die Balken nur zerschmettert waren, mit der Axt nachgeholfen werden mußte. Es wäre übrigens ein Leichtes gewesen, die Bresche für eine Colonne von vier Mann hoch oder auch für ein Feldgeschütz passirbar zu machen. Die nächsten Experimente wurden mit einer Wegelocomotive gemacht, welche ein 61 Centner wiegenden 64-Pfünder unter der Führung eines jungen Menschen nach allen Richtungen, sowie auf- und abwärts, mit einer Leichtigkeit bewegte, daß den Artillerie-Offizieren das Herz im Leibe lachte. Schließlich producirten sich noch einige Sappeure mit einem kleinen Spaten, der aber doch hinreichte, um einem Infanteristen in drei Minuten nothdürftige Deckung zu verschaffen. Man geht mit dem Plane um, diesen Spaten der allgemeinen Ausrüstung der Infanterie beizufügen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 125. Speyer, Donnerstag, den 20. October 1870.

Schwarzwälders Gruß an den Elsaß. *)

O Elsaß, o Elsaß,
Du schönes grünes Land,
Nimm über'm blauen Strome
Die warme Bruderhand!

Jahrhundert, Jahrhundert
Stehst du in wälscher Pflicht; —
Und wären's tausend Jahre,
Bist doch ein Wälscher nicht!

O Straßburg, o Straßburg,
Du alte, edle Stadt,
D'rin freie deutsche Lehre
Man einst gelehret hat.

O Münster, o Münster,
Du herrlich Wundermal,
Der frommen deutschen Väter,
Erhabner Gottessaal!

O Wasgau, o Wasgau,
Ragst fern am Himmelsrand,
Bis dorthin deutsche Zunge,
Bis dorthin deutsches Land!

*) Aus „Deutsche Lieder" von Max Schneckenburger, dem Sänger der „Wacht am Rhein". Auswahl aus seinem Nachlaß. Stuttgart, Metzler 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. A. Lenze.

(Fortsetzung.)

Mechanisch nahm sie den Arm des Baron Gebenberg, der den beiden Damen im nächsten Zimmer begegnete, mechanisch folgte sie ihm an's Clavier, wo er sie begleiten sollte, und erst als sie ihr Notenblatt in der Hand hielt, begann sie plötzlich zu erbeben. In glücklicher Hoffnung hatte sie zum Vortrag „Die Widmung" von Schumann gewählt, dieses schwungvolle, hinreißende Lied, das die Seligkeit eines fest vertrauenden und glaubenden Herzens ausathmet! Bitterer Hohn erschien ihr jetzt jedes Wort, vor ihren Augen flimmerte es, sie fühlte, als ob die Stimme in ihr erstorben wäre.

„Nun, Gräfin," sagte der Baron aufmunternd, der ihr Zögern nur der Angst der Sängerin zuschrieb, „nur Courage, es wird schon gehen."

Eva raffte sich gewaltsam zusammen. Norbert war vielleicht in der Nähe, kein Zucken der Wimper, kein Zittern des Tons sollte ihm verrathen, was sie litt. Die Kraft ihres Willens siegte. — Fest und klar erhob sich ihre Stimme, mit Feuer und Innigkeit, mit seelenvoller Weichheit und jubelnder Freudigkeit sang sie das Lied bis zum Ende.

Lauter Beifall erscholl. Alles war entzückt von ihrem Vortrag, hingerissen von ihrer wunderbaren Schönheit, wie sie dastand, den Blick etwas erhoben, Begeisterung in den Zügen.

Norbert lehnte in einer Fensternische, hinter einem Vorhang halb verborgen; die Arme fest über die Brust gekreuzt, als wolle er die Gefühle ersticken, die da drinnen tobten. Er hätte stöhnen können vor Schmerz und mußte sie doch bewundern in ihrer edlen Kraft. — Sollte er sie verlieren — war er fähig, das zu ertragen? Nein — Alles, Alles würde er aufbieten, um sie zuletzt doch noch für sich zu gewinnen. Seine Blicke irrten einen Augenblick zu seiner Frau hinüber; er schauderte förmlich vor der kalten, bösen Schönheit, wie sie ihm jetzt erschien.

Fast geisterhaft lächelte Eva den Baron Gebenberg an, der sie mit Lobeserhebungen überschüttete. Alles, Baron Harold an der Spitze, drängte sich zu ihr; Jeder wollte wenigstens ein paar Worte des Dankes sagen, bis zuletzt Eva sich zur Baronin Halden flüchtete.

„Sehr gut gesungen," fing diese an . . ."

„Liebe Tante," unterbrach sie die Gräfin, „möchtest Du nicht nach Hause gehen? Man zwingt mich sonst noch einmal zu singen und ich kann nicht mehr." Wirklich zitterte sie auch am ganzen Körper wie im Fieber.

„Du bist aufgeregt und müde," sagte die Baronin sich erhebend, „übrigens ist es mir ganz recht, wenn wir aufbrechen. Du weißt, ich hasse die späten Stunden.

Kaum konnte Eva es erwarten, daß sie das Kammermädchen, denn sie erlaubte Walburga nie, so spät aufzubleiben, fortschicken konnte. Dann stürzte sie an die Thür und schob den Riegel vor. Endlich, endlich war sie allein! Die Kraft versagte ihr, langsam sank sie auf den Boden nieder, das Gesicht drückte sie in den Teppich, ihre Haare flossen in üppiger Fülle über den armen todtmüden Körper. Ein dumpfer entsetzlicher Schmerz überkam sie; sie hätte aufschreien mögen, aber ihre Lippen waren wie verschlossen, sie hätte weinen

mögen, aber ihre Thränen waren versiecht! . . . Das war also das Ende von ihrer Seligkeit! — Ihr Ideal war vernichtet, zu ihren Füßen lag das Götterbild zertrümmert, sie war getäuscht, betrogen worden; der arme Maler, dem sie Alles geopfert, weil sie ihn frei glaubte, er war ein reicher Fürst, mit Banden gefesselt, von denen ihn in ihren Augen nichts als der Tod erlösen konnte. — Alles war vorbei. — Wie Jemand, der in der Wüste schlafend vom Paradiese träumt, beim Erwachen Alles doppelt öde und leer findet, so konnte Eva nur mit innerm Grauen an die Zukunft denken. — Nicht mehr lange, das fühlte sie deutlich, konnte sie hier bleiben und dann — wohin? — Wieder zurück nach Ebensee, wo sie jetzt Alles an das höchste Glück und den tiefsten Schmerz erinnern mußte? . . .

Sie richtete sich auf, nicht wissend, wie lange sie schon dagelegen. Ihr Kopf brannte, sie hielt ihre beiden kalten Hände an die glühende Stirn und stöhnte leise. Halb besinnungslos warf sie sich auf's Bett und versank in einen schweren Schlaf.

Wer kennt nicht das erste Erwachen nach einem Unglück? — Zuerst das bange Ahnen, wie man sich dann besinnt — da plötzlich steht wieder das Gespenst vor uns, grell beleuchtet vom Lichte des Tages. Und dann die langen schleppenden Stunden, das müde Haupt, die bleischweren Glieder, all' die tausend peinigenden Kleinigkeiten, die an das verlorene Glück erinnern.

Auch Eva erging es so und über ihr verstörtes Aussehen, das sie vergebens zu verstecken suchte, befragt, schützte sie eine Migräne vor und zog sich in ihr Zimmer zurück. Dort stand sie am Fenster und starrte hinaus auf die Straße, ohne etwas zu sehen, oder ging langsam auf und ab. — Da hörte sie in der nahegelegenen Kirche das Mittagsgebet läuten. Fast ohne zu wissen was sie that, nahm sie Hut und Mantel, verließ das Haus und betrat nach wenigen Minuten die Kirche. Sie war leer, eine feierliche Stille herrschte in den halbdunkeln Räumen. Eva sank auf die Knie, ihre Hände falteten sich, das Haupt legte sie auf den Betstuhl; Worte kamen nicht aus ihrem Munde, aber ihr ganzes Herz erhob sich um Kraft flehend zu Gott und ein paar schwere Thränen rollten über ihre Wangen und fielen auf den staubigen Boden.

Am selben Morgen ließ Fürst Werdenfels bei seiner Frau fragen, wann er sie sprechen könnte und auf die Antwort, sie sei bereit ihn zu empfangen, begab er sich in den Wintergarten, wo sie eben beim Frühstück saß. Nach einer kühlen Begrüßung begann der Fürst eine kurze Auseinandersetzung über ihr getrenntes Leben, ihre Charaktere, die nicht zusammenpaßten, wie fühlbar ihm der Mangel eines Familienkreises sei, „kurz," schloß er, „ich glaube, es wäre am Besten, eine so unglückliche Ehe wie die unsere aufzulösen."

Die Fürstin erschrack heftig. „Scheiden!" rief sie mit bebender Stimme.

Norbert sah sie erstaunt an: „Ist Dir das unangenehm?" fragte er; „ich dachte fast einem Wunsch von Dir zuvorzukommen."

Die Fürstin schwieg zuerst, dann sagte sie, immer noch bewegt: „Die Stellung einer geschiedenen Frau ist eine sehr schwierige und peinliche. Ich denke, wenn möglich, setzten wir unser bisheriges Leben fort."

„Es ist mir aber nicht möglich," rief der Fürst aufstehend und hastig auf- und abgehend, „dies Leben tödtet mich. Auch habe ich noch besondere Gründe, die mir eine Scheidung erwünscht machen. Besinne Dich darüber und Du wirst Dich an den Gedanken gewöhnen. Du hast ja sonst Deine Freiheit so gern," und er verließ den Wintergarten, ehe sie ein Wort erwidern konnte.

In eigenthümlichem Zwiespalt der Gefühle blieb die Fürstin zurück. — Gänzliche Freiheit! — Doch hatte sie dieselbe nicht jetzt auch, konnte sie nicht thun und lassen was sie wollte, und war nicht eine geschiedene Frau viel mehr der Beobachtung und den Bemerkungen ausgesetzt? — Und was waren die Gründe, die ihrem Mann diesen Schritt eingegeben hatten? — Eine glühende Eifersucht flammte plötzlich in ihr auf. Sie erhob sich rasch, ihre Augen funkelten.

„So lange ich einen Finger rühren kann, willige ich nicht ein!" rief sie. „Hier soll Keine meine Nachfolgerin sein!"

„Du wirst heute Abend nicht mit mir ausgehen können," sagte Baronin Haldeck, als sie bei Tische bemerkte, daß Eva fast nichts genoß, „und es ist wirklich besser, Du bleibst allein, denn für Kopfschmerzen ist die größte Ruhe nöthig."

„Gewiß, liebe Tante," entgegnete Eva sanft, „lasse Dich nur ja nicht aufhalten."

Um acht Uhr rollte der Wagen der Baronin mit ihr fort und Eva ging in das kleine Boudoir. Sie schraubte die Lampe herunter und lagerte sich auf den dicken weichen Pelz, der vor dem Kamin lag. Ein lustiges Feuer flackerte darin und beleuchtete mit hellem Schein das schöne blasse Gesicht, das in die Flammen starrte. So vertieft war sie in ihren Gedanken, daß sie das leise Rauschen der Portière nicht hörte.

Den ganzen Abend hatte Fürst Werdenfels vor dem Hause der Baronin herumgespäht, endlich sie allein fortfahren sehen und war jetzt die Stiege heraufgeschlichen, fest entschlossen, Eva zu sprechen. Durch einen glücklichen Zufall fand er die Hausthür nur angelehnt und hatte sich in den Salon gewagt ohne Jemandem zu begegnen. Er kannte das Haus, da er früher öfters die Baronin besucht hatte; so war er in das Boudoir gerathen, wo er wie versteinert stehen blieb.

Eva rührte und regte sich nicht. Da, auf einmal bewegten sich ihre Lippen und den Blick starr auf das Feuer geheftet, begann sie halblaut ein kleines Gedicht zu recitiren, das sie erst vor Kurzem kennen gelernt:

„Ich sah das Paradies mir offen
Doch nur im Traume;

Denn wachend ist das nicht zu hoffen
Im Erdenraume.
Das Paradies wird nicht erworben,
Eh' man gestorben.
Drum Herz, wenn Du es willst erwerben,
So laß uns sterben." *)

Bei den letzten Worten zitterte ihre Stimme, ihre Wimpern erglänzten feucht, ihr Haupt senkte sich auf die Brust. (Fortsetzung folgt.)

*) Rückert.

Ueber den Zustand der Kunstschätze in Straßburg

schreibt der Kunsthistoriker A. Woltmann in der National-Zeitung:

Der Wunsch, zu erfahren, ob von Kunstschätzen der Sammlungen und der Bibliothek denn gar nichts gerettet sei, trieb mich in den letzten Tagen nach Straßburg. Auch die sehr schöne Gemäldesammlung, die dem größeren Theil der Reisenden leider fast ganz unbekannt geblieben, ist vollständig verbrannt. Noch immer hatte ich nicht daran glauben wollen, ich hatte sie noch in den prachtvollen drei Sälen des Erdgeschosses im Stadthause gesehen und wußte nicht, daß auch sie seitdem in das neu eingerichtete Sammlungsgebäude am Kleberplatze verlegt worden war. In ihrem früheren Lokal wäre sie verschont geblieben, denn hier hatte man mehrere Brände mit Umsicht und Entschiedenheit gelöscht. Das Hauptwerk der kleinen Galerie war eine Verlobung der heiligen Katharina mit dem Christuskinde, von Memling, in Straßburg irrig Lucas von Leyden genannt, für den Meister von ziemlich großen Verhältnissen und von hoher Schönheit und Vollendung. Hätte man nicht wenigstens eine Perle wie diese, bei Zeiten in Sicherheit bringen können? Auch ein Frauenbildniß von Miereveld, eine lebende Madonna von Pietro Perugino, so schön wie ein jugendlicher Raphael, mehrere große repräsentirende Kirchenbilder von Philipp de Champagne waren hoher Beachtung werth. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man in Straßburg zahlreiche Decorationen gerettet neben dem ausgebrannten Theater liegen sieht, während alle Gemälde verbrannt sind. Nur eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Verwaltung konnte es dahin kommen lassen. Bei Ausbruch des Krieges wurden in Karlsruhe die werthvollsten Gemälde und Kupferstiche der großherzoglichen Sammlungen in Sicherheit gebracht. Das Gleiche geschah in Bayern. Das badische Ministerium sandte bald nach der Uebergabe Straßburgs den Karlsruher Hofbibliothekar Herrn Dr. Holder dorthin, der, in Begleitung eines Dieners, den Schutt der Bibliothek durchsuchen sollte. Es fanden sich nur noch die verkohlten Blätter, auf welchen der Druck häufig noch lesbar war. Ein paar solcher Reliquien habe ich mir selbst mitgenommen. Einer der Straßburger Bibliothekare, Herr Piton, erzählte, während die Thränen ihm in den Augen standen, daß er bei Beginn der Belagerung den Antrag gestellt, wenigstens die werthvollsten Handschriften und seltenen Drucke in feuerfeste Räume zu bringen. Der Vorgesetzte antwortete ihm: „Lassen Sie mich mit den verfluchten Handschriften in Ruhe, ich habe andere Dinge im Kopfe!" Daß, im Gegensatz hiezu, das Münster ziemlich geschont und erhalten dasteht, hat das deutsche Publikum schon durch verschiedene Berichte erfahren, und Jedem, der Liebe zu deutscher Kunst und Vorzeit hat, ist dadurch ein Stein vom Herzen genommen. Wieder fühlte ich lebhaft, als ich die Facade vor mir aufragen sah und dann das Innere betrat, daß dieser Dom das Schönste ist, was deutsche Gothik geschaffen. Der Kölner Dom steht in seiner Harmonie der Verhältnisse weit gegen den Straßburger zurück. Die Verletzungen sind nur vereinzelte, die paar Säulchen der Baldachine oder die Ecken der Balustraden werden sich unter kundiger Leitung vollständig und schnell herstellen lassen. Das gilt auch von einigen hie und da beschädigten Glasmalereien. Die Bildwerke haben keine Verletzungen erfahren. Wie wenig reichen also die jetzigen Beschädigungen des Baues an die Verwüstungen heran, welche er während der französischen Revolution erfuhr, als eine große Anzahl der Reliefs und Statuen an den Portalen zertrümmert wurde! Daß die berühmte astronomische Uhr nicht mehr gelitten hat, thut mir vom künstlerischen Standpunkte eigentlich leid. Sie ist eine Spielerei, die das große Publikum amusirt, im Grunde aber ein recht zopfiger Einbau, welcher die Raumschönheit des südlichen Querarms, dieser edlen, noch im romanischen Uebergangsstyl errichteten Halle stört. Was besonders nöthig wäre, ist die schleunige Herstellung des abgebrannten Dachstuhls. Diese müßte, zur Schonung des Baues, sofort in Angriff genommen werden. Daß die Wölbung diesen Brand ausgehalten hat, ist bewunderungswerth; nicht jedes gothische Gewölbe wäre dazu im Stande. Die Sache liegt hier ganz anders, als bei einem massiven Tonnen- oder Kreuzgewölbe, denn diese gothische Wölbung besteht nur aus einem Gerüst einzelner Rippen, welche der Construction ihren Halt geben, während dazwischen nur Füllung eingefügt ist. Nur von Leistungen der frühen edlen Gothik, die sich nicht in Tändeleien aufzehrt, kann man erwarten, daß sie eine solche Probe bestehen. Das beweist, daß hier mit der größten Freiheit und Leichtigkeit der Construction noch immer die volle Solidität verbunden ist. Bei der Restauration wird man hoffentlich daran denken, eine sehr unglückliche moderne Zuthat zu entfernen: die sehr schlecht profilirten, in den Formen kahlen und trockenen, von Fenstern durchbrochenen Mauern, welche sich neben den Seitenschiffen des Langhauses hinziehen, um zwei schmale Höfe einzufrieden. Sie passen nicht zum Formencharacter der Haupttheile, waren vom Standpunkte eines mittelalterlichen Meisters aus eine sinnlose Coulisse und verdecken für das Auge das organische Aufwachsen des Baues von unten auf.

Nikodemus Frischlin über Straßburg.

Der schwäbische Dichter Frischlin, der am 29. Nov. 1590 bei seinem Fluchtversuche aus der Bergfestung

Hohenurach verunglückte, war sehr für Straßburg eingenommen. Die Stadt mit ihrem freien starken Gemeinwesen, ihrer wehrhaften Bürgerschaft und blühenden Akademie war sein Liebling unter den deutschen Städten; auf ihr Lob kommt er bei jeder Gelegenheit zurück. In seiner Comödie „Julius redivivus", die zu seinen besten gehört und trotz der lateinischen Sprache von deutschem Stolze getragen ist, läßt Frischlin Cäsar und Cicero das damalige Deutschland durchwandern; über Straßburg halten die beiden folgendes Zwiegespräch:

Cäsar. Doch sagtest du mir, Cicero, noch nicht,
Wie Straßburg dir gefallen, diese große
Und mächtige Stadt in den Triboker Marken,
In fruchtbarem Gefilde.
Cicero. Trefflich wohl!
Cäsar. Durch seine Lage, wie durch Werke, ist
Der Platz sehr fest.
Cicero. Das zeigt der Augenschein.
Cäsar. Sie ist die schönste von den deutschen Städten,
Ein Hort und eine Zier des Vaterlandes . .
Zahlreich ist ihr Geschütz und ihre Bürger
Von Altersher in Waffen wohlgeübt.
Cicero. Und in den Künsten auch. Denn daß geschickte
Handwerker, große Künstler in ihr wohnen,
Beweist der zierlich wundervolle Bau
Des schlanken Thurmes, der sich höher streckt
Als einst der babylonische.
Cäsar. So ist's.
Cicero. Und dann die Uhr, wie staunenswerth ist die!
Cäsar. Höchst staunenswerth.
Cicero. Wo Sonne, Mond und was
Am Himmel sonst noch wandelt, ihre Bahnen
Mit Lauf und Rücklauf so genau vollenden,
Daß es die wirklichen dort oben kaum
Genauer können.
Cäsar. Ja, ein so gelehrter
Sosigenes wie dieser Künstler ist,
Hat mir gefehlt, da ich das Jahr herstellte.

Diese künstliche, astronomische Uhr mit einer Menge beweglicher, allegorischer Figuren hatte unseren Poeten schon die nächsten Jahre nach seinem Besuche in Straßburg zu einem beschreibenden Gedicht in mehreren Hundert lateinischen Hexametern begeistert, dessen schwungvollen Schluß wir aber als Gruß und Wunsch einer gedeihlichen Zukunft nach so schwerer Prüfung der wiedergewonnenen Stadt gern zurufen:

Straßburg, köstlichste Zier des gemeinsamen Landes, der Tugend
Heiliges Haus, der Gerechtigkeit Port und Anker des Glaubens,
Sei mir gegrüßt, und das Lied, das ich hier am Neckar dir singe,
Nimm' es, Erhabene, an und hör' es mit gütiger Miene.
Nie denn mög' ein grausamer Feind dir die Mauern umstürmen,
Nie sie von innen die Pest noch schrecklicher Hunger veröden;
Sondern an Korn sei fruchtbar dein Land und lieblichem Weine,
Deine Häuser durchwehe vom heiteren Aether gesunde
Luft und über dir breite die silbernen Schwingen der Friede!

Miscellen.

Vitznau, 8. Oct. Heute wurden in Gegenwart des Verwaltungsrathes die ersten Versuche über den Personentransport auf der Rigibahn angestellt. Ein eleganter Personenwagen mit bequemen Sitzen wurde vor die bekannte Berglokomotive placirt; der so formirte Train füllte sich sofort mit Herren und Damen und vorwärts ging's die steile Bahn hinauf an den gewaltigen Felsen vorbei, durch den Tunnel und über den malerischen Schurtobel bis nach Freiberg, 2000' vertikale Höhe über dem Vierwaldstätter See. In weniger als einer halben Stunde wurde dieser Punkt erreicht und es bewegte sich der Zug mit einer überraschenden Genauigkeit und Sicherheit. In der gleichen Zeit und mit der gleichen Sicherheit fuhr der Zug wieder zu Thal. Nach einigen Stunden ging sodann ein fernerer Train mit 80 Personen ab, erreichte Freiberg in 30 Minuten, ließ die erfreuten Touristen die herrliche Aussicht genießen und brachte sie wiederum in gleicher Zeit zur Station Vitznau zurück. Allen Theilnehmern dieser interessanten Fahrt drängte sich die Ueberzeugung auf, daß hier ein wichtiges und viel bezweifeltes Problem unserer Eisenbahnkunde als gelöste und vollendete Thatsache vorliege, welche in ihren Folgen weiter zu greifen berufen sein dürfte. Leider hat der unglückselige Krieg auch auf dieses Friedenswerk seine nachtheiligen Wirkungen ausgeübt. Während nämlich der Unterbau der Bahn bis auf die Höhe des Berges längst vollendet ist, wurde die Lieferung der Schienen, welche aus der Nähe von Metz erhältlich waren, durch die Kriegsereignisse plötzlich unterbrochen und so ist es trotz allen Anstrengungen nicht möglich gewesen, die bereits avisirten letzten Sendungen zu erhalten. In Folge dessen kann auch die Bahn nicht, wie beabsichtigt war, noch im Laufe dieses Spätjahres dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Wie man hört, sind nun alle Einleitungen getroffen, die ganze Bahn im Frühjahr 1871 zu eröffnen.

Es dürfte Vielen unbekannt sein, daß die Strohhüte, die bei uns getragen werden, zum großen Theil in Bayern selbst verfertigt sind. Der Hauptsitz der Strohwaarenfabrikation ist im Bezirksamt Lindau, in den Ortschaften Lindenberg, Goßholz, Heimenkirch, Simmerberg, Röthenbach, Mayerhofen und Scheidegg. In Lindenberg allein sind 13 Handlungshäuser, welche im Jahr 5- bis 600,000 Strohhüte im Werth von etwa 200,000 fl. verkaufen; den Absatz der um Lindenberg herum wohnenden Händler kann man auf etwa die Hälfte anschlagen. Außerdem werden dort auch Strohtaschen und Strohmatten verfertigt. Das erforderliche Stroh wird, theilweise schon geflochten, aus der Schweiz und Italien eingeführt, und in den genannten Ortschaften zu den Hüten, insbesondere zu den feineren Gattungen, den sog. Florentinern, verarbeitet. Die Fabrikate werden zum Theil in Bayern, Baden und Württemberg abgesetzt, der größte Theil geht aber nach Norddeutschland, Einiges sogar nach Nordamerika.

Charade.

„Wenn Sie auf meine Letzten sehen,
Dann gehen Sie auf's Ganze ein,
Ich kann nicht länger mehr bestehen,
Ihr Herz wird nicht die Erste sein."

So spricht an einem schönen Morgen
Die Primadonna vom Ballet
Zu dem Direktor, der voll Sorgen
Vor einer leeren Kasse steht.

„„Mein Kind, wenn Sie Austritte meiden,
So gehen Sie die Erste heut,
Ich bin nicht in den letzten Beiden"" —
Spricht er — „„vielleicht zu and'rer Zeit.""

Am Abend tanzt vor vollem Hause
Minette so mit Kunst und Zier,
Daß man gleich einem Sturmgebrause
Den Beifall ruft die Erste ihr.

Da kommt ein Brief am andern Morgen:
„Mein starrer Sinn hat sich bekehrt,
Es sei, weil Sie verscheucht mein Sorgen,
Das Ganze Ihnen doch gewährt."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 127. Speyer, Dienstag, den 25. October 1870.

Gräfin Eva.

Novelle von E. K. Lenze.

(Fortsetzung.)

Eva suchte ihre Ruhe wieder zu erringen. „Herr v. Möllern,“ sagte sie dann, „verzeihen Sie mir mein kindisches Benehmen. Aber ich habe solches Heimweh! Wenn Sie wüßten, wie ich darunter leide; ich muß wieder nach Ebensee zurück — wie kann ich aber? Mein Großvater will mich für den ganzen Winter hier lassen und wie soll ich das aushalten?“ Sie rang die Hände.

Möllern sann einen Augenblick nach. Er sah mit Besorgniß, wie angegriffen Eva war.

„Baron Ebensee hat mich eigentlich hierher geschickt, um zu sehen, wie es Ihnen geht,“ begann er nachdenklich. „Wenn Sie wünschen nach Hause zurückzukehren, so könnte ich . . . hm . . . was könnte ich eigentlich“ — widerholte er, indem er ganz zerstreut über Eva's Anblick ward.

„Sie könnten ihm sagen . . .“

„Richtig,“ fuhr er lebhafter fort, „ich könnte ihm sagen, daß . . . daß die Luft Ihnen hier nicht bekommt oder daß das unruhige Leben Sie zu sehr angreift. Ich weiß aber nicht einmal, ob dies wahr ist. — Gräfin Eva, gestatten Sie mir, mit Ihrem Großvater zu reden, wie ich will, so denke ich, Sie werden auch ohne Unwahrheit die Erlaubniß zu Ihrer Rückkehr erhalten.“

Sie bewilligte Alles, was er verlangte, und bat nur noch, Baron Ebensee möchte selbst seiner Schwester über Eva's beschleunigte Abreise schreiben.

Felix verabschiedete sich bald nachher. Er ahnte, daß es noch etwas Anderes als Heimweh sei, was Eva in so aufgeregten Zustand versetzte; doch er war natürlich zu discret zu fragen. Er setzte sich in den nächsten Nachtzug, der nach B. abging, und zermarterte sich während der schlaflosen Stunden den Kopf, was wohl geschehen sein möge.

Als Norbert mit schwerem Herzen das Haus der Baronin verlassen hatte, ging er in sein Palais zurück. Er ließ sich wieder bei seiner Frau melden und fand sie auf dem Sopha in ihrem Boudoir sitzend, in rosa Atlas gekleidet, strahlend von Schönheit und Pracht. Auf den Knieen hielt sie eine Cassette, aus welcher sie eben ihren Schmuck wählte. Sie bemerkte augenblicklich das verstörte Aussehen ihres Mannes und befahl den Kammerjungfern, die sie umgaben, sie allein zu lassen.

„Als ich Dir heute von einer Scheidung sprach,“ begann Norbert, kaum wartend bis die Thür geschlossen war, „schien Dir der Gedanke peinlich. Ich komme, Dir zu sagen, daß ich den Vorsatz aufgegeben habe, außer wenn Du es dennoch wünschen solltest.“

Die Fürstin schüttelte heftig den Kopf und beugte sich tiefer über die Cassette.

„Es soll sein, wie Du willst,“ fügte Norbert hinzu. „Lebe wohl, ich reise morgen wieder ab.“ Und er verließ das Zimmer.

Die Fürstin starrte auf das brillantne Armband, das sie eben herausgenommen; zwei große Thränen blitzten darauf.

„Thorheit!“ rief sie dann plötzlich und trocknete sie rasch mit ihrem Taschentuche; „will ich jetzt anfangen, die zärtliche Gattin zu spielen?“ —

Den nächsten Morgen erhielt Eva ein Telegramm von ihrem Großvater, das ihre Rückkunft in acht Tagen festsetzte. Die Baronin Halden war ganz bestürzt über die unbegreifliche Caprice ihres Bruders. „Gerade nun Du im besten Train bist! Und zu Neujahr solltest Du bei Hof vorgestellt werden — es ist wirklich unverzeihlich!“

Doch es half nichts; die Koffer wurden gepackt. Eva war in fieberhafter Unruhe, der Boden brannte ihr unter den Füßen, sie hätte am liebsten Niemanden mehr gesehen und doch schleifte die Baronin sie von Visite zu Visite. Ueberall wurde Ueberraschung und Bedauern ausgesprochen. Auch bei der Fürstin Werdenfels fuhren die beiden Damen vor; diese aber war nicht zu Hause.

Die acht Tage waren vorüber. Eva hatte M. verlassen, sie war in Schloß Ebensee angekommen, ihr Großvater hatte sie entzückt an sein Herz gedrückt und die Freude des Wiedersehens hatte ihr über die ersten Tage hinweggeholfen. — Ueberall lief sie herum, ging durch alle Stallungen, besuchte die Gärtnersleute und der Herr Pfarrer wurde zur Feier ihrer Rückkehr zu Tische gebeten, was sonst nur ein bis zwei Mal jährlich geschah. Möllern kam fast täglich, bald zu Tische, bald Abends, manchmal für den ganzen Nachmittag,

manchmal nur für ein halbes Stündchen. Sein belebender Humor, seine treue Herzensgüte, sein einfaches, sicheres Benehmen waren für Alle, die mit ihm umgingen, stets eine Erquickung. Auch Eva und Baron Ebensee fühlten sich wohlthätig von seinen Besuchen berührt. Mit Ungeduld erwarteten sie immer sein Kommen und nach wenig Wochen wurde er regelmäßig von der jungen Gräfin gescholten, wenn er zu spät eintraf oder zu kurz blieb. Auch ihr Großvater begann aufzuthauen, er ließ sich in allerlei Besprechungen mit Felix ein; Landwirthschaft, Politik, Literatur, Alles kam nach und nach an die Reihe, und so verflossen die Stunden rasch und angenehm. Selbst die Winterabende, die Eva sonst so fürchtete, waren verkürzt und wenn sie behaglich in einem Lehnstuhl vertieft den Gesprächen der beiden Männer lauschte, so kam oft ein so tiefer Friede, eine so vollständige Ruhe über sie, daß sie vermeinte, nichts mehr wünschen zu können. Sie fragte nicht nach dem Grund, der Herrn v. Möllern antrieb, so oft, selbst bei dem größten Unwetter, von seinem Gut herüberzureiten, und wenn je eine leise Ahnung in ihrer Seele aufsteigen wollte, so erstickte sie dieselbe im Keime. Sie glaubte mit dem Leben abgeschlossen zu haben, und war doch erst an dessen Anfang angelangt. — Da wurde dies zufriedene Leben unterbrochen. Felix mußte zu seinen Eltern reisen, die ihm das Gut ganz übergeben hatten und den Winter in Meran zubrachten; kurze Zeit danach, man war Anfang Februar, begann ein schwerer Schneefall, der mehrere Tage dauerte. — Die Wege wurden ungehbar, eine weiße Decke breitete sich über die ganze Landschaft, die Berge waren verhüllt, Alles war todt und still, nur einige hungrige Krähen hüpften schwerfällig und traurig auf dem Schnee und die armen Spatzen und Finken sammelten sich in Schaaren vor Walburga's Fenster, die sie täglich mehrmals fütterte.

Eva versank in Apathie und düstere Gleichgiltigkeit. Musik und Zeichnen waren ihr antipathisch geworden, sie las wenig, arbeitete wenig, und mit Besorgniß sah Walburga, wie blaß ihre Wangen und wie selten ein Lächeln war. Die treue Dienerin nahm sich einmal das Herz, ihr Leid dem Baron zu klagen. Der hörte sie schwermüthig an. „Sie muß sich selbst aus dieser Gemüthsstimmung herausarbeiten," sagte er dann, „wir können ihr nicht helfen."

Eines Tages saß Eva zusammengekauert in einem großen Lehnsessel, der am Fenster stand. Die Arbeit war ihren Händen entglitten; doch sie bemerkte es nicht, unverwandten Blickes sah sie hinaus auf die erstorbene Landschaft. Tiefe Wehmuth spiegelte sich in ihrem schönen Gesicht. Ein unbestimmtes, ihr noch unklares Gefühl regte sich in ihr. Sie glaubte, sie trauere um ihr verlorenes Glück, um die selige Vergangenheit, während die Empfindung der Gegenwart und der Zukunft angehörte.

Und doch wußte sie, daß sie Norbert nicht mehr liebte; ja, hätte er frei vor ihr gestanden, nie hätte sie sich entschließen können, ihre Hand in die eines Mannes zu legen, der ihr ihre Liebe unter falschen Vorwänden gestohlen hatte.

Da trat Walburga ein. „Liebe Gräfin," sagte sie bittend, „wenn Du nur ein wenig ausgehen wolltest. Du sitzest jetzt die ganze Woche zu Hause und hast wirklich schon die Zimmerfarbe. Mathias hat mir auch verrathen, daß Du fast gar nichts ißest. Luft und Bewegung thun Dir gewiß gut. Siehst Du, dort im Garten hat Dir der Gärtner einen Weg geschaufelt, gehe nur eine halbe Stunde auf und ab. — Gehorsam ließ Eva sich ankleiden und einwickeln. Zuletzt brachte Walburga noch den großen, scharlachrothen Mantel, warf ihn ihr um und zog dessen Kapuze sorgfältig über den Kopf des jungen Mädchens. Ein schwaches Lächeln flog über ihr Gesicht. „Erfrieren werde ich nicht. Adieu, liebe Alte; wenn ich nicht zurückkomme, so mußt Du mich im Schnee suchen lassen," und sie verließ das Haus.

Ein paar Mal ging sie den bezeichneten Weg auf und ab, doch bald wurde ihr der Raum zu beschränkt und sie wandte ihre Schritte nach dem Wald, mit Mühe den Weg suchend, der den Berg hinabführte. Eiskalt sauste der Nordwind, sie watete in tiefem Schnee, der unter ihren Füßen knirschte, zuletzt war sie vom Weg abgekommen und gerieth in eine falsche Richtung. — Sie war kalt, naß und müde. Ein eigenthümliches Gefühl der gänzlichen Entmuthigung überkam sie. — War es noch der Mühe werth, den Weg nach Hause zu finden? Was erwartete sie dort? Sollte das Leben immer so weiter gehen? Immer diese Zwecklosigkeit, immer diese Seeleneinsamkeit? — Am liebsten hätte sie sich hingelegt und wäre eingeschlafen. Alles war so ruhig um sie; wer hätte sie aufgeweckt? —

(Schluß folgt.)

Kriegsbilder.

Vor Paris.

Julius v. Wickede schreibt der K. Z.: Auf der höchsten Kuppe der Hügel unweit Sceaux ist von unserer Seite ein Observatorium errichtet, von dem aus man einen weiten, freien Ueberblick auf einen großen Theil der Umgebung von Paris genießt. Es ist daselbst ein treffliches Fernrohr mit großer Tragweite aufgestellt, und man kann dadurch sehr gut Vieles, was innerhalb der Ringmauer von Frankreichs Hauptstadt jetzt geschieht, erkennen. Wir sehen Soldaten, dem Anscheine nach Mobilgardisten, denn die rothen Hosen der Linie fehlten ihnen, exerciren, und Frauen ihre verschiedenen Geschäfte auf den Höfen und Straßen besorgen. So interessant dieser Aufenthalt in dem Observatorium auch ist, so bringt er dafür auch häufig Gefahr. Die Franzosen schießen häufig von dem Fort Montrouge hieher und die Granaten umsausen nicht selten das Häuslein, haben auch schon wiederholte Beschädigungen daran angerichtet. Auch mit den weittragenden Wallbüchsen, deren sich überhaupt die Franzosen jetzt vielfach bedienen, wird häufig auf die ein- und ausgehenden Personen geschossen und mehrere Tage vor meinem Besuch waren zwei Kugeln durch das Fenster des kleinen Gemachs geschlagen. Auf gleiche

Weise wird auch, besonders des Abends in der Dunkelheit, von den französischen Vorposten auf alle erleuchteten Fenster in allen Gebäuden, in welchen sie deutsche Truppen vermuthen, geschossen.

Es dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem 22. bis 24. October unsererseits mit keiner wirklich ernsthaften Beschießung der Pariser Forts begonnen werden, da man dann auch sogleich und mit vollem Ernst und auf das unausgesetzteste die Beschießung fortsetzen wird. Einmal angefangen und dann vielleicht über 2—3 Tage aus Mangel an Munition wieder aufhören zu müssen, liegt nicht in der Absicht des Obersten v. Rieff, des obersten Befehlshabers der gesammten Festungsartillerie, die vor Paris verwandt werden soll. Es macht aber ungemein große Schwierigkeiten, solche schwere Geschütze, von denen jedes mit 10—12 Pferden bespannt sein muß, die 12—14 Meilen Landstraße von Nogent, bis wohin die Eisenbahn benutzt werden kann, nach ihrem Aufstellungsplatz zu befördern. Und schwieriger als die Geschütze selbst, ist noch die ungeheure Masse von Munition, die ein nur einigermaßen lebhaftes Feuer erfordert, zu transportiren. Es geht gleich in die Tausende von Centnern Munition, die in wenigen Tagen mit diesen Festungsgeschützen gegen die Pariser Forts geschleudert wird, wenn das Bombardement einmal nachdrücklich begonnen hat, und an 1000 Karren sind nothwendig, um den Bedarf von 4—5 Tagen herbeizufahren. Die meisten dieser Pariser Forts sind jetzt sehr stark und mit schwerem und weittragendem Festungsgeschütz hinreichend armirt. Man rechnet im Ganzen, daß die sämmtlichen Forts um Paris mit ungefähr 1000 gezogenen schweren Geschützen armirt sein sollen.

Um aber den Franzosen den Zeitvertreib, des Abends nach unseren erleuchteten Fenstern zu schießen, nicht zu gewähren, ist der Befehl gegeben worden, daß alle Zimmer in den Gebäuden, deren Fenster von den Forts aus gesehen werden können, in der Dunkelheit entweder gar nicht von den Soldaten und Offizieren bewohnt werden dürfen, oder daß, wenn dies geschieht, die Fenster so dicht mit Läden und und Vorhängen verschlossen sein müssen, daß auch kein einziger Lichtstrahl hindurch scheinen kann. So besuchte ich kürzlich einige bekannte Offiziere, die in einem Landhause unweit Sevres, das noch so ziemlich unter dem Feuer der Kanonen des Forts Issy liegt, ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Wir tranken eine kräftige Kriegsbowle aus sehr gutem Glühwein, wozu der Bordeaux, den man in dem Keller des verlassenen Hauses gefunden hatte, das Material lieferte. Da die Fenster des großen Gartensaales, in welchem wir unser Banket hielten, nach dem Fort zu gerichtet waren, so unterließen wir es, Licht zu machen und begnügten uns mit dem ziemlich hellen Mondscheine, der das Gemach hinreichend beleuchtete, wie es zum Trinken einer Bowle und zum Singen allerlei Kriegslieder nöthig war. Wahrscheinlich aber mußte das Mondlicht unsere Fenster so hell beschienen haben, daß die Kanoniere in Fort Issy dadurch zu dem Glauben verleitet wurden, es sei Licht und somit Gesellschaft in dem Gemach, denn als wir gerade beim besten Singen und Trinken waren, krachten ein halbes Dutzend Granatschüsse gegen das Gebäude, von denen zwei unmittelbar über den Fenstern einschlugen. Wir verhängten nun schnell die verrätherischen Fensterscheiben von außen mit wollenen Pferdedecken, so daß das Mondlicht sich nicht mehr darin spiegeln konnte, und nachdem dies geschehen war, hörte das Feuern der Franzosen auch bald auf. Solche Vorfälle kommen alltäglich vielfach auf der ganzen Reihe unserer Cernirungsposten um Paris vor, und es befinden sich Posten darunter, auf denen die Wachmannschaft fast in stetem Kanonenfeuer lebt. Da die Schüsse nur selten treffen, so gewöhnen sich die Soldaten sehr daran und schlafen, essen und trinken ganz ruhig oft in der stärksten Kanonade. Solche exponirte Posten werden übrigens alle 4—5 Tage abgelöst und andere Bataillone ziehen auf Vorposten, während die abgelösten Truppen nach Versailles oder andern mehr rückwärts gelegenen Orten zur größeren Erholung kommen.

Anleitung zur Desinfection.

Im Anfange dieses Krieges fehlte es, wie an so manchem andern Zweige des Sanitätsdienstes, auch an ausreichenden Maßregeln hinsichtlich der Desinfection. Der Umfang des Krieges, die ungeheueren Massen von Verwundeten, mit denen bei den rasch aufeinanderfolgenden Schlachten die Lazarethe überfüllt wurden, machten eine umfassende Desinfection der Lokalitäten und Apparate fast zur Unmöglichkeit. Zudem fehlte es namentlich an Sachverständigen, welche die richtige Verwendung der Desinfectionsmittel überwachten. Beispielsweise wurden auf einem Verbandplatz die mit Blut getränkten Unterlagen (Strohsäcke) zur Desinfection mit einem Brei aus Chlorkalk bestrichen und neu angekommenen Verwundeten zugemuthet, sich in diesen Brei zu legen. Die theure reine Carbolsäure wurde unverdünnt zum Desinficiren der Abtritte, reines übermangansaures Kali unaufgelöst in gleicher Weise benutzt ꝛc. Den Herren Doctoren Martius und Wichelhaus, Secretäre der deutschen chemischen Gesellschaft, gebührt das Verdienst, im Vorstande der Gesellschaft die Anregung zur Beseitigung dieser Uebelstände gegeben zu haben. Mit großem Eifer erfaßte der Vorstand diese Sache. Es wurde eine Zusammenstellung der verschiedenen hier in Betracht kommenden Desinfectionsmittel und ihrer Anwendung auf die einzelnen Fälle bearbeitet. Mitglieder des Vereines übernahmen im Felde sowohl wie in den Städten die Sorge für diese wichtige Angelegenheit, und Fabrikanten, besonders englische, stellten ansehnliche Quantitäten von Carbolsäure und übermangansaurem Kali zur Verfügung.

Im Nachstehenden geben wir die oben erwähnte Zusammenstellung als Anleitung, die verschiedensten Gegenstände und Räume mit den beigesetzten Mitteln zu desinficiren.

I. Auswurfstoffe und Abfälle.

Steckbecken und Eiterbecken *) Lösung von übermangansaurem Kali oder Carbolsäurewasser.

Spucknäpfe: Carbolsäurepulver.

Nachttöpfe *): Ausspülung mit Carbolsäurewasser.

Nachtstühle: Carbolsäurepulver beim Stehen, Lösung von übermangansaurem Kali bei sofortiger Entleerung.

Closetts mit getrennten Auswurfsstoffen: Carbolsäurepulver oder Carbolsäurewasser.

Wasser-Closetts: Carbolsäurewasser.

Abtritte mit Senkgruben ohne Stallmist oder mit Tonnen (auf die Umgebung noch besonders zu achten): Carbolsäurepulver, Chlormanganlauge, Eisenvitriol und andere Metallsalze.

Abtritte mit Stallmist: Carbolsäurepulver oder Besprengen mit Carbolsäurewasser.

Röhrenleitungen an Abtritten: Carbolsäurewasser.

Latrinengruben an Etappenstraßen und Bivouaks: Kalk, Gyps oder mindestens Erde; häufiger Wechsel der Lage.

Düngerhaufen: Carbolsäurepulver.

Pissoirs mit Tonnen und deren Abflüsse (Urinwinkel): Carbolsäurewasser oder Chlorkalklösung.

Gebrauchte Charpie, Bandagen, Eiterlappen rc.: Zum Zwecke des Verbrennens oder Vergrabens in Blechgefäße zu sammeln, die übermangansaures Kali oder Carbolsäure enthalten. Findet sich dergleichen in Senkgruben vor, so ist Chlorkalk anzuwenden.

Lagerstroh, Heu und dergleichen von Verwundetentransporten, durchfeuchtete Matratzen: (Die wieder zu gebrauchenden Matratzen siehe Wäsche.) Chlorkalk; dann sobald als möglich zu verbrennen.

Thierische Abfälle von Schlächtereien und anderem Betriebe sind tief zu vergraben und mit Aetzkalk oder Chlorkalk zu verschütten.

II. Geschlossene Räume.

Krankenräume, Eisenbahnwaggons (ebenso zu behandeln sind Transportmittel aller Art), Viehställe (besonders zu berücksichtigen die Krippen), Arbeitssäle in Fabriken, Schulen, Gefängnißräume, Wachtlokale, Monturkammern, Waschräume, Kasernen, Appartements, Pissoirs, Operationszimmer, Speicher mit thierischen Vorräthen, Schlachthäuser, Zwischendecke von Schiffen: Die Fußböden sind mit Carbolsäurewasser oder Chlorkalklösung zu scheuern. Die Wände und Decken mit Carbolsäure und Kalk zu tünchen. Die Luft ist durch Lüften und Verdampfen von Holzessig oder Carbolsäure (aus Pulver) zu verbessern. Sind die Räume unbenutzt — und nur dann ist eine wirkliche Desinfection der Luft möglich — so werden die Böden mit Chlorkalklösung oder Bleichflüssigkeit (Eau de Javelle u. s. w.) oder Chlormanganlauge gescheuert. In Schalen aufgestellt wird: Chlorkalk mit Salzsäure oder mit Essigsäure oder concentrirte Salpetersäure oder Salpetersäure mit Stanniol. Verbrannt wird Schwefel (am besten Schwefelfäden) auf Thongeschirren. Nach diesen Räucherungen ist auszulüften und mit Carbolsäurewasser zu besprengen.

III. Offene Räume.

Hofräume, Marktplätze, Feldschlächtereien, Begräbnißplätze, Schlachtfelder, verlassene Verbandplätze: Vor Allem sind die Ursachen der Schädlichkeit (faulende Reste, Leichen rc.) zu entfernen, zu vergraben oder zu verschütten (mit Chlorkalk, Kalk oder Erde). Außerdem sind größere Flächen womöglich mit Sprengwagen, die Chlormanganlauge enthalten, zu befahren. Schnellwachsende Pflanzen einzusäen ist sehr zu empfehlen.

IV. Wasser.

1. Trinkwasser wird am sichersten unschädlich gemacht durch vorheriges Abkochen. Sonst geringer Zusatz von übermangansaurem Kali (so daß das Wasser kaum gefärbt erscheint).

Trübes oder beim Stehen sich trübendes Wasser kann durch etwas Alaun oder reine Soda geklärt werden.

*) Nach dem Ausspülen ist von der genannten Lösung in den Gefäßen zu belassen.

Die Kohlenfilter bleiben nur wirksam, wenn sie häufig bei Luftabschluß ausgeglüht werden.

2. Fließende oder stehende Wasser (Rinnsteine, Straßen-Kanäle, Abflüsse aller Art, Tümpel u. s. w.) sind mit möglichst viel Wasser im Fluß zu erhalten oder in Fluß zu bringen und werden mit Lösung eines der folgenden Mittel häufig versetzt: Carbolsäure — Aetzkalk, Chlormagnesium und Theer (Süvern'sche Masse) — Thonerdesalze, Chlormanganlauge oder andere Metallsalze.

V. Leib- und Bettwäsche, Bekleidungsstücke u. s. w.

Wäsche ist nach dem Gebrauche sofort mit Carbolsäurewasser zu besprengen; dann in kochendes Wasser zu bringen und einige Zeit darin zu belassen. Matratzen, Uniform- und Bekleidungsstücke werden am Besten auf 100—120 Grad C. (80—95 Grad R.) erhitzt (in Backöfen) und nachher ausgeklopft. Wo dies nicht thunlich, sind besonders inficirte Stücke zu verbrennen, die andern mit Carbolsäurewasser zu durchtränken und nachher in warmen Räumen zu trocknen.

VI. Lebendes Vieh und Menschen,

die persönliche Berührung mit kranken Stoffen gehabt haben.

Das Vieh ist mit Carbolsäurewasser überall und noch besonders an den Weichtheilen zu besprengen.

Menschen haben die Hände rc. mit Lösungen von übermangansaurem Kali zu waschen.

VII. Leichen,

die transportirt werden sollen, sind mit Carbolsäurewasser zu besprengen und in Tücher zu wickeln, welche mit Chlorkalk-Lösung (conc. 1:20) getränkt sind. Womöglich ist die Bauchhöhle, wenn auch nur wenig, zu öffnen, und fester Chlorkalk hineinzubringen.

VIII. Wunden.

Die Behandlung muß dem ärztlichen Ermessen überlassen bleiben. Es wird aber darauf aufmerksam gemacht, daß nur Lösungen von reinem übermangansaurem Kali und reine Carbolsäure benutzt werden dürfen.

IX. Vorschriften zur Herstellung der Mittel.

Die Lösung von übermangansaurem Kali soll enthalten: 1 Theil des reinen Salzes in 100 Theilen Wasser; wenn nur rohes Salz vorhanden, sind fünf bis zehn Theile zu nehmen; wirkt desinficirend auf Flüssigkeiten, bei festen Massen nur an der Oberfläche.

Carbolsäurewasser wird erhalten durch Lösen von 1 Theil reiner krystallisirter Carbolsäure (die durch Einstellen des Gefäßes in warmes Wasser flüssig wird) in 100 Theilen Wasser. Rohe Carbolsäure — deren Werth sehr unbestimmt — ist in mindestens doppelter Menge zu nehmen.

Carbolsäurepulver wird hergestellt durch Vermengen von 100 Theilen Torf, Gyps, Erde, Sand, Sägemehl, Kohlenpulver mit 1 Theil Carbolsäure, die vorher mit Wasser angerührt wurde. Hierfür rohe Carbolsäure (mindestens doppelte Menge) zu empfehlen.

Carbolsäuresalze sind in doppeltem Verhältniß der Säure anzuwenden.

Tünchen mit Carbolsäure: 1 Theil Carbolsäure mit 100 Theilen Kalkmilch zu mischen.

Chlorkalklösung soll 1 Theil in 100 Theilen Wasser enthalten.

Brom — das wegen seiner äußerst heftigen Wirkung nur in kleinen Mengen versickt zu werden braucht und daher Chlorkalk und dergl. ersetzen kann, wo solche Mittel nicht hingeschafft werden können — wird beim Schütteln mit Wasser von letzterem aufgenommen. Dieses Bromwasser soll nur von Sachverständigen hergestellt werden.

Lösungen von Eisenvitriol und anderen Metallsalzen werden durch Ansetzen von Wasser mit einem Ueberschuß des betreffenden Salzes und häufiges Umrühren gewonnen.

Süvern'sche Masse: 100 Theile gelöschter Kalk, 15 Theile Steinkohlentheer und 15 Theile Chlormagnesium mit Wasser.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 122:

Metz — Netz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 128. Speyer, Donnerstag, den 27. October 1870.

Zeitgedichte.

Zur einstigen Heimkehr unserer Soldaten.

Nun kommt der Herbst heran mit Macht,
Schon fängt es an zu reifen;
Der Tag wird kurz, und kalt die Nacht,
Bald wird zum Holz man greifen.

Und wen beherbergt Dorf und Stadt,
Daheim wie in den Schenken,
Wer noch ein Herz im Leibe hat —
Wer möcht' an Eins nicht denken?

Gar weit hinweg an freies Feld
Und unsere Soldaten,
Die ohne Haus wie ohne Zelt
Des Obdachs jetzt entrathen.

Und schicken wir auch warm Gewand
Für's frostige Campiren,
Trotz all der Lagerfeuer Brand,
Wie wird sie's dennoch frieren!

Doch daß nur ihre Herzen nicht
Zuletzt vor Frost sich härmen!
Mit unsrer eignen Herzen Licht
Will sie ja Jeder wärmen.

O daß sie doch zur Stunde schon
Allnächtlich all' es wüßten,
Welch reichen, warmen Dankeslohn
Wir ihnen jetzt schon rüsten!

Ja, kehrt ihr heim einst Mann für Mann,
Beschmutzt und abgerissen,
Wir schwören's euch, daß wir euch dann
Bei Gott! zu ehren wissen.

Jedwede Stadt im deutschen Land,
Soll Feiertag dann haben.
Wie wird im frohen Festgewand
Sie grüßen euch und laben!

Bei jedem neuen Bataillon,
An uns vorbeigeschritten,
Zeug' unser dankbar Herz davon,
Was ihr für uns durchlitten;

Vom höchstgestellten Offizier,
Bis zu dem Trommlerbuben,
Indeß gar warm und sicher wir
Gesessen in den Stuben;

Indeß wir Trinkspruch ausgebracht,
In Siegesrausch verloren,
Da ihr gekämpft in wilder Schlacht,
Gehungert und gefroren!

Indeß fürs Reich nach neuem Schnitt
Wir Jüngerschaft geworben,
Da ihr als deutscher Einheit Kitt
Geblutet und gestorben!

Ja zieht getrost einst bei uns ein,
In stolzgeschlossnen Flanken!
Wir wollen recht bescheiden sein,
Und danken, nichts als danken.

Denn, kommt bald unsere Zeit herbei,
Ein einig Volk zu werden,
Ein deutsches Reich, so groß wie frei,
Der Völker Volk auf Erden —

Wird dieses höchste Flehn erhört,
Dann, deutsches Volk in Waffen,
Bei Metz und Sedan wie bei Wörth,
Hast Du es uns geschaffen!

München, Ende September 1870.

Oscar v. Redwitz.

Gräfin Eva.

Novelle von **E. K. Fenze.**

(Schluß.)

Da erschallte plötzlich ein Pfiff, eine Stimme rief: „Cäsar, Cäsar!" ein großer Bernhardinerhund brach aus dem Gehölz und nicht weit von Eva erschien — Herr von Möllern zu Pferd.

„Gräfin!" rief er im höchsten Erstaunen. „Wie kommen Sie hierher? Sind Sie es denn wirklich? Aber Sie sind gar nicht auf dem richtigen Weg."

Er schwang sich vom Pferd und die Zügel über einen Ast werfend, eilte er, Eva zu Hülfe zu kommen, die ein dichtes Gestrüpp kaum durchdringen konnte.

„Warten Sie, nur langsam; jetzt hierher, treten Sie in meine Fußtapfen, jetzt ein Sprung — da sind Sie glücklich. Aber, um's Himmels willen, was haben Sie denn vor?"

„Ich bin spazieren gegangen," entgegnete Eva lächelnd, den Schnee von ihrem Mantel schüttelnd.

„Ein schöner Spaziergang!" brummte Möllern. „Wenn Sie nicht so naß wären, würde ich Sie auf mein Pferd setzen; so aber müssen Sie sich Bewegung machen, um sich warm zu erhalten."

Er führte sein Pferd und sie schritten weiter.

„Welches Glück, daß ich heute früh angekommen

bin! Ich glaube, Sie hätten sich gar nicht mehr nach Hause gefunden, denn der Nebel steigt und es wird bald dunkel sein. Was haben Sie getrieben, Gräfin Eva, seit ich fort war?"

„Horchen Sie," sagte Eva, plötzlich stehen bleibend und die Hand erhebend. — Alles war todtenstill. — „Diese Stille, diese Einsamkeit," fuhr sie fort. „Es erdrückt mich! Selbst die Luft scheint mir von Blei!" Sie schritt hastig fort. „Sie fragen, was ich getrieben? — Gar Nichts! Ich habe nicht gezeichnet, nicht gesungen, Nichts gelesen und Nichts gearbeitet. Alles ist für mich ohne Interesse, weil, was ich treibe, ohne Interesse für irgend Jemand ist."

„Gräfin, das können Sie nicht sagen!" rief Möllern.

„Früher, da war es besser," fuhr Eva traurig fort. „Zuerst, wie meine liebe Mutter lebte, und dann, wie meine Erzieherin bei mir war. Bedenken Sie, wie allein ich jetzt bin!" Sie hielt inne.

„Eva," sagte Möllern erregt, „nur ein Wort und es soll anders werden! Ich liebe Sie — werden Sie meine Frau."

Eva fuhr zusammen. Einen Moment war Alles in ihr verwirrt, dann faßte sie sich gewaltsam.

„Herr von Möllern," sagte sie sanft, „es kann nicht sein. Sie sind so gut, daß Sie eine Frau verdienen, die Ihnen mit ganzem Herzen zugethan ist. Ich achte und schätze Sie, aber lieben . . ." Und sie schüttelte das Haupt.

„Eva," sagte er und faßte ihren Arm, „Sie sind so verändert gegen früher . . . ist ein Anderer glücklicher als ich?"

„Nein," erwiderte sie, ihr tieferröthendes Gesicht abwendend, „das ist vorbei; mein Herz ist jetzt . . ." völlig frei, wollte sie sagen, aber sie brachte es nicht über die Lippen.

Felix athmete tief auf; dann gingen die Beiden schweigend weiter, Jedes in trübe Gedanken versunken.

„Da ist das Schloß," sagte endlich Felix, wie aus einem Traume erwachend. „Leben Sie wohl, Eva; wir werden uns jetzt länger nicht mehr sehen."

Er faßte ihre Hand zum Abschied, wandte sich und war schon einige Schritte weit entfernt, als er noch einmal umkehrte.

Eva stand unbeweglich an der Brücke.

„Ich bitte Sie, Gräfin," sagte er, „gehen Sie gleich hinein, „Sie werden krank, wenn Sie länger in den kalten, nassen Kleidern bleiben."

Seine selbstlose Sorgfalt traf sie bis in's Herz; ohne ihn, das fühlte sie plötzlich mit peinlicher Deutlichkeit, würde ihr das Leben unerträglich sein.

„Felix!" rief sie bewegt, „gehen Sie nicht fort! Sie sind mein einziger Freund, ich kann Sie nicht entbehren — haben Sie Geduld mit mir!"

Vier Jahre sind vergangen. Es ist Mai, Alles grünt und blüht, die frischen, hellgrünen Buchen und Birken stechen aus den dunkeln Tannenwäldern hervor, die Wiesen sind wie blumendurchwirkte Teppiche, die Luft wie Balsam und der Himmel tiefblau. Es ist ein Tag, wo das Herz, überwältigt von der neubelebten Herrlichkeit der Natur, zu zerspringen droht, wo man sich nicht satt sehen, nicht genug freuen kann!

Auf der Landstraße, die von B. nach Ebensee führt, rollt ein Postwagen und in dem Reisenden, der darin sitzt, erkennen wir, trotz tiefer Furchen und sogar einiger grauen Haare, Norbert Werdenfels wieder.

Nicht ohne Spuren waren die letzten Jahre an ihm vorübergegangen. Ein im Tiefinnersten unglücklicher Mann, war er von Welttheil zu Welttheil geflohen. In Indien erhielt er die Kunde vom plötzlichen Tod seiner Frau und wenn dieselbe ihn auch unwillkürlich zuerst erschütterte, so öffnete sich doch vor seinen Augen eine so selige Zukunft, daß er nach wenig Wochen die Heimreise antrat. Ein heftiges Fieber, das ihn ergriff, hielt ihn zwei Monate in Kairo fest. Endlich war er wieder fähig zu reisen. Er eilte nach M., wo er sich nur ein paar Tage aufhielt, Niemanden sprechend als seinen Rechtsanwalt, dem er die nöthigen Anweisungen bezüglich der Erbschaftsangelegenheiten seiner Frau gab. Die Fürstin hatte ihr ganzes bedeutendes Vermögen ihm zugesichert, so lange er sich nicht wieder verheirathen würde; in diesem Falle aber sollte es einer entfernten Verwandten zufallen. Er hatte vor, das Palais zu verkaufen, Nichts durfte an seine verstorbene Gemahlin erinnern — Eva's reiner Fuß sollte ein nur ihr geweihtes Heiligthum betreten.

An dem Tage, wo wir ihn wiedersehen, hatte er in aller Frühe M. verlassen; es war jetzt Nachmittag, er näherte sich mehr und mehr seinem Ziele.

Vier Jahre waren vergangen; er hatte nie etwas über Eva erfahren, der Muth hatte ihm gefehlt, zu schreiben oder nachzuforschen, er wollte selbst vor sie hintreten, sein eigener Anwalt sein, ihr sagen, was er gelitten, wie er gerungen und wie sein ganzes zukünftiges Leben nur ihrem Glück geweiht sein solle.

Einmal kam ihm der Gedanke, ob Eva wohl noch in Ebensee sei, und er hatte sich auf der Post in B. erkundigt, ob der Baron noch lebe.

„Ja wohl," erwiderte der Wirth, „er ist wohl und rüstig und haust noch immer auf seinem Schloß droben. Seine Enkelin wohnt auch bei ihm." —

Norbert hatte sich mit Diesem begnügt und war fortgefahren, ohne weiter zu fragen.

Jetzt kam er durch's Dorf, jetzt fuhr er am See entlang. Wie bekannt kam ihm Alles vor. „Halt!" rief er dem Postillon zu und stieg am Rande des Waldes aus. „Warte, bis ich zurückkomme oder Dir etwas sagen lasse," und raschen Schrittes stieg er den Berg hinan. Sein Herz klopfte gewaltig, als er am Gipfel ankam, seine Zunge klebte am Gaumen und die Kniee wankten. Die Krankheit hatte ihm ein gutes Stück Kraft genommen. Er verließ den Fußweg und warf sich unter einer schattigen Trauereschen nieder, um sich einen Augenblick zu sammeln und auszuruhen. Die Esche stand neben der Brücke, er lag, versteckt durch die herabhängenden Zweige, wie in einem grünen Zelte, konnte aber durch einzelne Aeste bequem in den Hof sehen.

Die Schloßpforte stand offen, der Baron trat heraus und spähte die Fahrstraße hinunter.

„Ich sehe noch nichts!“ rief er in's Haus zurück.

„Noch nichts?“ antwortete eine Stimme.

Norbert's Hand faßte krampfhaft das Gras, das neben ihm sproßte und keimte — das war Eva's Stimme! Und da kam sie selbst, ihren Arm in den ihres Großvaters legend, schritt sie langsam der Brücke zu.

Norbert's Auge ruhte mit fast wahnsinnigem Entzücken auf ihr. Sie war schöner als je, ihr Auge strahlte hell, um ihren Mund spielte ein glückliches Lächeln, sie schien Norbert größer geworden zu sein.

Da ertönte Hufschlag. Eva lief rasch über die Brücke und schwenkte ihr Taschentuch.

„Endlich! endlich!“ rief sie, als ein Reiter den Fahrweg entlang galoppirend kurz vor ihr anhielt, sich vom Pferde warf und den Arm um ihre schlanke Gestalt legte. „Kommst Du endlich, lieber Mann! Zehn ganze, lange Tage warst Du fort!“

Norbert hörte nichts mehr. Er war in die Höhe gefahren und hielt sich am Baume fest. Seine Sinne schwanden ihm fast, er starrte den glücklichen Menschen nach, die lachend und plaudernd in den Hof zurückschritten und dann sich mit großem Interesse über Etwas beugten, das Walburga, die mittlerweile herausgetreten war, sorgfältig im Arm hielt.

Plötzlich schlug der Verborgene sich mit der flachen Hand vor die Stirn und brach in ein kurzes, bitteres Lachen aus. „Ich Thor,“ murmelte er, „hätte ich mir das nicht denken können!“.

Er wandte sich rasch, verließ sein Versteck und eilte den Berg hinunter, so schnell seine Füße ihn trugen. „Postillon,“ sagte er, als derselbe ihm beim Einsteigen behülflich war, „wen hat die Gräfin Eva Waldenau geheirathet?“

„Den Herrn von Möllern, einen guten, ausgezeichneten —“

„Fahr zu,“ unterbrach ihn Norbert heftig und warf sich im Wagen zurück.

Die Peitsche knallte und Norbert verließ den Ort, der ihm zur Hölle geworden, nachdem er das Paradies dort gesucht.

Und Eva? — Sie war glücklich und die Glücklichen haben keine Geschichte.

König Jérôme im Arrest. *)

Eine Erinnerung an die lustigen Tage der Wilhelmshöhe.

Von **Ernst Eckstein.**

Es war im August des Jahres 1810.

Durch die weitgeöffneten Fenster des königlichen Schlosses wehte eine erquickende Abendkühle. In einem der oberen Eckzimmer saß Jérôme, der glückliche Beherrscher des Königreichs Westphalen, und blickte hinüber nach seiner guten Hauptstadt Kassel, deren Thürme sich im Golde des scheidenden Tages badeten.

Er war sonst kein Schwärmer, der kleine Bruder des großen Eroberers. Heute indeß schien das bezaubernde Landschaftsbild, das sich in leuchtender Pracht vor ihm entfaltete, in seiner königlichen Seele einen außergewöhnlichen Eindruck hervorzubringen.

Träumerisch neigte er das Haupt rückwärts wider die Lehne des üppigen Fauteuils. Die Hände an den Magen gefaltet, die Füße auf einem elastischen Tabouret ausgestreckt, so saß er da, ein personificirtes Dolce-far-niente, eine verkörperte Lebensregel Epikurs. Und doch lag ein leiser Schatten von Wehmuth auf diesem behäbigen Antlitz, eine dämmernde Nüance seelischer Verstimmung, ein Hauch von Trübsinn, der seltsam mit der herrlichen Scenerie der nächsten und fernsten Umgebung contrastirte.

Plötzlich rang sich aus dem Busen des Königs ein tiefer Seufzer los.

„Befehlen Ew. Majestät!“ erklang es im Hintergrunde des Gemaches.

Jérôme wandte unmerklich den Kopf.

„Nichts, mein lieber Pigault . . .“, stotterte er; „ich dachte nur . . .“

Pigault-Lebrun, der Bibliothekar und Vorleser des Königs, der sich bisher in bescheidener Verborgenheit gehalten hatte, um die Meditationen, beziehungsweise die Verdauung seines hohen Gebieters nicht zu stören, trat ein paar Schritte näher.

Er durfte dies wagen, denn Niemand bei Hofe genoß das Vertrauen Jérômes in gleichem Maße wie er. Eine Bibliothek existirte nicht; von Vorlesen war der König kein Freund: Pigault-Lebrun hatte also eine sehr leichte Amtsführung und er verwendete die vierundzwanzig Mußestunden, über die er täglich verfügte, nach Abzug eines sechsstündigen Schlafes, ausschließlich im Interesse des allerhöchsten Amüsements. Italienische Nächte, Feuerwerke, Bälle, Festessen, musikalische Unterhaltungen, Liebensabenteuer, kurz die gesammten Regierungssorgen des westphälischen Hofes standen unter seiner obersten Leitung, und da er ein unvergleichliches Vergnügungsgenie entwickelte, so schenkte ihm Jérôme den ganzen Schatz seiner fürstlichen Liebe.

Pigault-Lebrun trat also vor und sagte mit melodischer Stimme:

„Ah, Sire, Sie sind nachdenklich? Sollte Jemand so unglücklich gewesen sein, Dero Mißfallen zu erregen?“

Seine Majestät schüttelte das Haupt.

„Nein, Pigault“, entgegnete er langsam; „ich bin mit Dir und allen meinen Getreuen vollkommen zufrieden . . . allein, siehst Du . . .“

Er stockte.

Pigault-Lebrun näherte sich abermals um ein paar Schritte. Er konnte jetzt dem König voll ins Gesicht sehen. Der eigenthümliche Schleier von Melancholie, der auf diesen sonst so heiteren Zügen ruhte, berührte ihn im höchsten Grade peinlich.

„Eure Majestät ist verstimmt“, sagte er in sorglichem Tone . .; „Fanden Sie die heutige Tafel nicht ganz nach Dero Geschmack . . ? Ich werde sofort die Entlassung des Küchenmeisters anordnen“.

„Beileibe nicht“, flüsterte Jérôme. „Meine Köche sind Meister ihrer Kunst, und wenn die Etiquette

*) Aus dem „Neuen Blatte“.

nicht wäre, ich würde sie sämmtlich in den erblichen Grafenstand erheben . . ."

„So hat Ihnen die Königin eine Scene gemacht? Ah, Sire, ich bin sicher . . . die Königin. . . Ich kenne die Eifersucht Ihrer Majestät . . ."

„Du irrst Dich, mein Freund! . . . Seitdem der Kaiser, unser gestrenger Bruder, die kleine Helene mit Gewalt von dannen geführt hat, ist die Königin mit mir ausgesöhnt. Sie hegt nicht den geringsten Verdacht mehr . . . Ah, es war ein niederträchtiger Streich von meinem Bruder!"

„Ich wage nicht zu widersprechen, Sire. Indeß, bedenken Sie, die Etiquette! Sie sind König, Sie müssen wenigstens den Schein wahren. Die kleine Frau hatte ihre Majestät ja vollständig verdrängt. . . Der ganze Hof lag Helenen zu Füßen und Ihre legitime Gemahlin zog sich ganz und gar aus der Oeffentlichkeit zurück. . . . Der Kaiser ist ja auch kein Ausbund von Tugend, aber er hält doch darauf, daß die Welt nicht scandalisirt wird . . . verzeihen Sie den Ausdruck. . ."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Frage des Bombardements von Paris.

Da jetzt von vielen Seiten die Frage ventilirt wird, ob Paris bombardirt werden kann, bevor die Außenforts genommen sind, so glauben wir nachfolgende Daten über die Maximal-Wurfweiten schwerer Belagerungsgeschütze (nach der Neuen Militär-Ztg.) den Lesern mittheilen zu sollen: Napoleon I. hatte im Jahre 1811 den Auftrag ertheilt, Bombenkanonen schweren Kalibers herzustellen, für stärkste Pulverladungen construirt, welche Wurfweiten bis zu 10,000 Schritten und darüber (9850 Schritt = 1 geogr. Meile) gestatten sollten; es war beabsichtigt, mit solchen Geschützen die im Hafen des belagerten Cadix liegenden Schiffe zu bewerfen. Zu diesem Zwecke sind im Jahre 1811 zunächst zwei Bombenkanonen (Mortiers à la Villantroyes, nach dem Constructeur so benannt) in Douai gegossen und in La Fère erprobt worden. Beide Rohre hatten glatte Bohrung und Rundgeschosse als Projectile. Das eine dieser Rohre hatte 11 Zoll Bohrungsdurchmesser, ein Gewicht von 6174 Kilogrammen, warf eine Bombe von 82 Kilogrammen Gewicht und es war die größte erreichte Wurfweite — mit 50 Pfund Pulverladung und unter 40 Grad Elevation — 8940 Schritt (etwa $^{9}/_{10}$ Meilen). Das andere Rohr hatte 9 Zoll Bohrungsdurchmesser und ein Gewicht von 4079 Kilogrammen; es warf eine Bombe, 43 Kilogramme schwer, und mit 30 Pfund Pulverladung unter 40 Grad Erhöhung wurde eine Wurfweite von 7900 Schritt (etwa $^{8}/_{10}$ Meilen) erzielt. Die vom Kaiser verlangte Wurfweite von mindestens 10,000 Schritten hatte somit, trotz der angewendeten starken Pulverladung, keines der beiden Geschütze erreicht. Diese Geschütze, Trophäen aus dem Befreiungskriege, sind vor der westlichen Front des Berliner Zeughauses aufgestellt. Die in neuerer Zeit eingeführten gezogenen Kanonen mit ihren zur Ueberwindung des Luftwiderstandes weit günstiger (als die Kugel) geformten Langgeschossen gestatten nun, auch bei verhältnißmäßig namhaft geringerer Pulverladung die Erreichung viel größerer Tragweiten, als dieses mit den glatten Geschützen unter Anwendung von Kugeln ermöglicht war. So würden zum Beispiel die leichtesten gezogenen Geschütze, die Vierpfünder- und Sechspfünder-Feldkanonen nämlich, mit ihrer gewöhnlichen Pulverladung von nur 28, respective 35 Loth, unter Anwendung einer Elevation von circa 35 Grad ihre 8 Pfund, respective 12 Pfund schweren Granaten auf etwa 7600 Schritt (über $^{3}/_{4}$ Meilen) werfen. Welche Tragweiten nun mit den schweren gezogenen Belagerungskanonen, die auch für verhältnißmäßig starke Ladungen construirt sind, erreicht werden können, und zwar unter Anwendung von 30—40 Grad Elevation, darüber sei Folgendes aufgeführt: 1. Aus einem Berichte vom 7. Februar 1860 der in England um diese Zeit zur Untersuchung der Vertheidigungsmittel Großbritanniens niedergesetzten Commission ist zu entnehmen, daß mit schweren Armstrongkanonen, welche Geschosse von 300 Pfund werfen, eine Maximalwurfweite von 9175 Yards = 11,137 Schritten (fast $1^{1}/_{8}$ Meile) erzielt worden ist. 2. Bei Versuchen auf dem Schießplatze zu Shoeburyneß in England (im November 1868) wurden mit Whitworth-Kanonen unter Anwendung einer Pulverladung von 50 Pfund und einer Elevation von 35 Grad Granaten von über 300 Pfund Gewicht auf circa 11,000 Yards geworfen und eine größte Tragweite von 11,127 Yards = 13,506 Schritten ($1^{3}/_{8}$ geographische Meilen, also $2^{3}/_{4}$ Poststunden) erreicht. 3. Bei der Belagerung von Charleston im amerikanischen Kriege wurde aus 200pfündigen Parrotgeschützen unter Anwendung einer Elevation von 35—37 Grad eine Tragweite von 9240 Yards = 11,207 Schritten (über $1^{1}/_{8}$ Meile) erzielt. Die schweren gezogenen preußischen Belagerungsgeschütze, die 48-Pfünder, 72-Pfünder und 96-Pfünder mit ihren über 1, respective $1^{1}/_{2}$ und über 2 Centner schweren Granaten vermögen bei starker Pulverladung und einer Elevation von 30 bis 40° ebenfalls eine Tragweite von über einer geographische Meile zu erreichen. Aus vorstehenden Daten ergibt sich, den Plan von Paris zur Hand, daß dessen Außenforts, insbesondere die auf der Südseite gelegenen, welche nur circa 2000 bis 3000 Schritte vor der Hauptumfassung sich befinden, ein Bombardement der Stadt mit gezogenen Geschützen, selbst mit Feldgeschützen durchaus nicht zu hindern vermögen, und daß demnach Paris schon vor Einnahme eines der Forts bis fast gegen das Centrum reichend bombardirt werden könnte.

Miscellen.

Aus Chaville, 14. Oct., berichtet man dem Schw. M.: In der Sevres'schen Porzellanfabrik ist jetzt nichts Besonderes mehr zu sehen, da alle ihre Prachtstücke nach Paris geschafft sind; sie hat gleichfalls von den Beamten verlassen werden müssen und steht jetzt unter dem Schutz unserer Militärbehörde. Was aber ein deutsches Herz weit mehr in Wallung zu bringen vermag, als das Sevres'sche Porzellan, das ist das Erzeugniß der Bierbrauerei des Herrn Reinert, eines Elsässers, dem ein gütiges Geschick gleich im Anfang der Besetzung durch unsere Truppen einen dreimal gesegneten bayerischen Hauptmann zuführte, der sich nicht nur für die Erhaltung dieses nützlichen Instituts im Allgemeinen verwandte, sondern auch demselben zwölf tüchtige Brauknechte aus seiner Compagnie als Gehilfen stellte, die nunmehr zur Erquickung der Armee und eines Jeglichen, der das Reinert'sche Etablissement besucht, ein immerhin noch junges, dennoch aber recht trinkbares Bier brauen. Wenn man mit Rothwein so übersättigt ist, und des edlen Gerstensaftes so lange hat entbehren müssen, wie wir, so ist ein Glas Bier ein schätzbares Labsal.

Charade.

Wenn Du die Erste Dir nimmst, zu thun eine Zweite im Stillen,
Wie es die Liebe Dich heißt, trotz dem Urtheil der Welt.
Doch wenn die Erste Du hast, mit Zweiten Dein Zimmer zu füllen,
Sei es dem Wissen zu Lieb, nicht was dem Auge gefällt.
Sperret das Ganze den Weg und hindert den muthigen Willen,
Ruhen die Tapferen nicht, bis es im Sturme zerschellt.

Auflösung der Charade in Nr. 125.

Zulage.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 129. Speyer, Samstag, den 29. October 1870.

* Zwei Herbstbilder. *)

II.

Hinterm Walde, schweigsam, schaurig,
Geht die Sonne heut zur Ruh',
Macht das Herz mir weh' und traurig
Und ich schau ihr sinnend zu.

Grillchen zirpt von naher Ranke
Einsam noch sein Abendlied,
Einsam noch ein Schmerzgedanke
Schwer durch meine Seele zieht.

Hab so gerne sonst gelauschet
Milden Abends Feierklang,
Oft mit seinem Glanz berauschet
Hat mich Sonnenuntergang.

Wenn der Strahl aus fernen Welten
Durch des Waldes Dunkel bricht,
Will als holder Gruß er gelten,
Der zum Menschenherzen spricht.

Heute dünken mir die Gluthen
Feindlich an dem Himmelszelt,
Zürnen, ach, daß nun verbluten
Viele Tausend in dem Feld.

Flammend zieht die Purpurwolke,
Drohend wie zu Kampf und Streit,
Deutet sie vielleicht dem Volke,
Daß ihm nah' die Prüfungszeit?

Abendlüfte fühl' ich wehen,
Fern aus Westen, morgenwärts,
Todesseufzer hör' ich gehen
Ueber mir, das bringt mir Schmerz. —

In den Ocean zusammen
Sinkt das Abendgold nunmehr,
Kannst du nicht des Krieges Flammen
Löschen, wildes, tiefes Meer?

Johannes Hüll.

*) Siehe Palatina Nr. 126.

König Jérôme im Arrest.

Eine Erinnerung an die lustigen Tage der Wilhelmshöhe.

Von **Ernst Eckstein.**

(Fortsetzung.)

Das Antlitz des Königs war mit jedem Worte seines Vertrauten finsterer und erregter geworden. Er stützte den Kopf in die Hand und starrte eine Minute lang dumpf vor sich hin.

„Pigault", sagte er endlich, „seien wir aufrichtig! Was hältst Du von meinem Verhältniß zu meinem kaiserlichen Bruder?"

„Die Frage ist schwer zu beantworten, Sire", erwiderte der Bibliothekar.

„Keine Phrasen, mein Freund. . . . Laß jetzt einmal das langweilige Geschwätz von Sire und Majestät und steh mir ordentlich Rede. . . . Siehst Du, wie ich da so hinausschaute in das herrliche Land, das ich mein nennen könnte, wenn nicht . . wenn . . wenn es eben mein wäre . . ."

„Ich verstehe Sie nicht; sind Sie nicht König?" Ein bitteres Lächeln spielte um Jérômes Lippen.

„König!" wiederholte er in höhnischem Tone; „ja, König, wie der König im Schachspiel, eine Puppe, die durch die erste beste Laune einer höheren Macht matt gesetzt werden kann".

Wie meinen Sie das, Sire?" stotterte Pigault-Lebrun.

Jérôme machte eine Bewegung des Mißhagens.

„Pigault", sagte er, „ich bitte Dich, stelle Dich nicht dümmer als Du bist. Du willst mich schonen. Du fürchtest meine Eitelkeit zu verletzen. Das laß ich gelten, wenn wir im Kreise unserer Höflinge sind. Hier aber ist die Maske Luxus. Ich fordere Deine Meinung, und zwar ohne Rückhalt, verstehst Du?"

„Zu Befehl, Sire. Fragen Sie!"

„Du weißt," fuhr der König fort," daß ich trotz aller Herrlichkeit nur der elende Sclave meines Bruders bin . . ."

„O, Sire . . ."

„Aber ich gestehe Dirs offen . . . ich fange nachgerade an, des Possenspiels müde zu werden. Es ist weit gekommen, wenn dieser . . . dieser Tyrann sich erlauben darf, in meine Privatverhältnisse einzugreifen . . . Ich bin fest entschlossen, bei der ersten Gelegenheit ein eclatantes Exempel zu statuiren . . . Willst Du mich dabei unterstützen?"

„Ich stehe jederzeit zu Eurer Majestät Verfügung," lautete die diplomatische Antwort.

„Was hieltest Du zum Beispiel davon, wenn ich den Prinzen von Paderborn kurzer Hand zum Teufel jagte? Der Kerl langweilt mich so wie so mit seinem Geschwätz von Kirchenverfassung und Clerus mehr als

ich sagen kann, und die Geschichte würde stark nach Unabhängigkeit schmecken!"

„Aber die Folgen?"

Der König warf sich trotzig in die Brust.

„Pah," entgegnete er, „der Kaiser wird sich fügen, wenn er sieht, daß ich standhaft bin. Was kann er machen?"

„Sire," sagte Pigault in bedächtigem Tone, „ich glaube, Sie täuschen sich selbst . . . Sie wissen nur zu gut, daß Napoleon I. nicht mit sich spaßen läßt, und was ihre eigene Standhaftigkeit anbetrifft, so verzeihen Sie, wenn ich keine allzuhohe Meinung davon habe . . ."

„Du bist aufrichtig."

„Ich bitte Eure Majestät, mich nicht mißzuverstehen. Aber Ihre angeborene Herzensgüte, Ihre Friedensliebe . . ."

„Schon recht," murmelte Jérôme, „spare Deine Beredsamkeit! Ich glaube selbst, der Streich wäre als erster Schritt zur Emancipation ein wenig verwegen . . . Aber weißt Du nichts Besseres?"

In diesem Augenblick trat ein Kammerjäger in das Gemach und meldete in tiefster Devotion:

„Der pariser Courier!"

Instinctiv fuhr der König von seinem Sessel auf. Es hätte wenig gefehlt und er wäre selbst in das Vorzimmer geeilt, um die Briefschaften in Empfang zu nehmen. Er besann sich jedoch noch zur rechten Zeit und setzte sich wieder, während Pigault-Lebrun von dannen eilte, um nach einigen Secunden mit einer Menge von Papieren zurückzukehren.

„Da wir nichts Wichtigeres zu thun haben," sagte Jérôme mit schlecht erkünstelter Gleichgiltigkeit, „so kannst Du die Geschichte einmal durchsehen und mir das Amüsanteste vorlesen."

Pigault setzte sich und begann seine Musterung.

„Depesche des Cultusministeriums . . ."

Weg damit!"

„Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an die königliche . . ."

„Weiter, weiter!"

„An Ihre Majestät die Königin."

„Von wem?"

„Nicht zu errathen. Vermuthlich eine Busenfreundin . . ."

„Weiter . . ."

„Ein Brief des Kaisers an Eure Majestät."

„Schon wieder . . . Was kann er wollen? Gib her . . . Oder nein . . . Lies vor . . . Du weißt, ich finde mich in diesen Krähfüßen nicht zurecht . . ."

Pigault-Lebrun entfaltete das Schreiben und begann wie folgt:

„Mein Bruder Jérôme Napoleon,
König von Westphalen!"

„Wie?" fragte Jérôme, „mein Bruder," schreibt er? Nicht „mein lieber Bruder?" Das wird wieder eine saubere Epistel sein. Weiter!"

Der Bibliothekar fuhr fort.

„Alles, was ich von Ihnen erfahre, liefert mir den Beweis, daß meine Rathschläge, meine Anordnungen, meine Befehle nicht den geringsten Eindruck auf Sie machen. Die Geschäfte sind Ihnen lästig. Die Pflicht der Repräsentation ennuyirt Sie. Mein Bruder, bedenken Sie, daß das Metier eines Königs gelernt sein will! Ein Souverän ohne die gehörige Repräsentation ist ein Unding. Sie lieben die Freuden der Tafel. Sie lieben die Frauen. Beides wird Sie zu Grunde richten. Machen Sie's wie ich: bleiben Sie eine halbe Stunde bei Tische und lassen Sie die Weiber — Weiber sein!"

„Diese Unverschämtheit!" stammelte der König in höchster Aufregung. „Was hat Er sich darum zu kümmern, ob ich mein Leben genieße oder nicht! So was ist in der Geschichte noch nicht dagewesen! Ich möchte wissen, wozu ich König bin, wenn ich mich nicht amüsirren soll! Gib Acht, Pigault, es ist wieder auf eine von meinen . . . Freundinnen abgesehen"

„Kein Gedanke, Sire, in dieser Hinsicht sind wir sicher.

„Du siehst Alles im rosigsten Lichte. Leider weiß ich nur zu gut, daß jeder meiner Schritte überwacht wird. Wer zählt die Spione die mein liebenswürdiger Bruder besoldet? Nirgends sind wir sicher, nicht einmehr bei unseren intimen Soupers . . ."

„O, Sire, Sie sind Pessimist. Im Kreise Ihrer Vertrauten findet sich kein Verräther!"

„Ich wollte Du hättest Recht. Aber nun lies einmal weiter! Ich bin doch begierig, zu hören, wo das hinausläuft."

Pigault-Lebrun fuhr in der Lectüre fort.

„Der Prinz von Paderborn, den ich Ihnen zum Aumônier gegeben habe, schreibt meinem Cultusminister, Sie gingen nie darauf ein, wenn er mit Ihnen von kirchlichen Angelegenheiten sprechen wolle. Das ist nicht in der Ordnung. Man muß sich mit Allem befassen, sogar mit der Religion."

„Es ist zu stark! Ich soll mich von dem langweiligen Tropf anschwätzen lassen, blos weil mein Herr Bruder die Marotte hat, das gehöre zum Handwerk! Na, warte nur! Du sollst mich kennen lernen! Weiter! —"

„Sie haben Ihren Kammerherrn Merfeldt nach Hannover versetzt, weil er Ihnen, wie Sie sich ausdrückten, mit seinen beständigen Predigten über die Etikette lästig fiel. Ich möchte wissen, wie Sie Ihre Rolle als König spielen wollen, wenn Ihnen der Souffleur fehlt. Ich wünsche, daß Sie besagten Kammerherrn sofort zurückberufen und zwar so, als ob Sie dies aus freien Stücken thäten!"

„Sehr gut, sehr gut," sagte der König erbittert. „Ich sehe wohl, daß mein Entschluß, diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen, nicht zu früh kommt! — Weiter!"

„Sie vernachlässigen die Königin. Ist sie Ihnen etwa nicht vornehm genug? — Warum berücksichtigen Sie nicht meine Wünsche? Ich erwarte unter allen Umständen, daß ich demnächst von der bevorstehenden Geburt eines Prinzen höre . . . Meine weiteren Anordnungen übermittle ich dem Minister Siméon. Er

wird Sie davon in Kenntniß setzen. Ich verbleibe Ihr wohlgewogener Bruder Napoléon."

(Fortsetzung folgt.)

Krupp in Essen und seine Geschütze.

Alfred Krupp wurde den 11. April 1812 in Essen geboren, wo sein Vater Schlosser war. Dieser selbst bemühte sich vergebens, verbesserten Stahl für Schneidewerkzeuge herzustellen. Nach seines Vaters Tode begann Alfred Krupp mit nur zwei Arbeitern seine Thätigkeit in der hinterlassenen kleinen Werkstatt. Das war im Jahre 1827, und im Jahre 1866 schon betrug die Zahl seiner Arbeiter 8000; auf dem 700 Morgen großen Areal der Fabrik standen 75 Dampfmaschinen, mit zusammen 4000 Pferdekräften, täglich wurden 15,000 Centner Kohlen verbraucht. Seitdem sind die Verhältnisse der Fabrik noch bedeutend gewachsen. Außer einer großen geistigen Begabung und der Begünstigung des Glücks ist es der unverdrossene Fleiß, die unermüdliche Beharrlichkeit und beste Benutzung der Zeit, wodurch sich Krupp zu dieser Höhe erhoben hat. Nur nach und nach ist die Fabrik zu ihrem heutigen Umfange gelangt, und das bescheidene Haus, worin Krupp seine Laufbahn begann, steht noch inmitten der riesigen Gebäude, vor welchen es fast verschwindet. Die Glücksumstände, welche das Erblühen der Anstalt beförderten, bestanden zunächst darin, daß es Krupp gelang, ganz in der Nähe Steinkohlenbergwerke anzukaufen, welche die zum Betriebe von Eisenwerken besten und reinsten Kohlen Deutschlands liefern; sodann schloß er mit anderen Grubenbesitzern, deren Areal beinahe innerhalb des Krupp'schen Etablissements liegt, Verträge, wonach er ihr alleiniger Abnehmer ist. Die Eisenwerke zu Sayn und Neuwied erwarb er durch Ankauf und erlangte damit, außer dem Besitz von Gruben, Hochöfen und Gießereien, das beste Rohmaterial. Der letzte Glücksumstand war aber die Nähe von drei Eisenbahnen, deren Erbauung und Richtung wiederum durch das bereits blühende Etablissement mit bestimmt worden sein mag. Essen zählte 1842 erst 6000 Einwohner, gegenwärtig gegen 50,000, ein Wachsthum, welches sich sonst nur in Amerika findet und welches hauptsächlich durch die Krupp'schen Werkstätten hervorgerufen wurde.

Bei weitem mehr als diese Glücksumstände hat aber die Thatkraft Krupps bewirkt. So, beispielsweise erzählt man, daß er, nachdem er einen größeren Dampfhammer aufgestellt, neben diesem schlief, während die Arbeiter die zu behandelnde Eisenmasse vorbereiteten. Ein anderer derartiger Zug ist es, daß Krupp nie mit dem Erreichten sich begnügt, sondern immer weiter strebt, selbst dann, wenn er schon in einer Leistung alle Concurrenten besiegt hat. So stellte er 1851 in der Londoner Ausstellung einen Gußstahlblock (seine Hauptleistung) von 45 Centnern auf, die Engländer einen von nur 20 Centnern. Wie Mancher wäre mit diesem Ergebniß zufrieden gewesen! Auf der zweiten Londoner Ausstellung 1862 versuchten die englischen Fabrikanten ihn zu übertreffen, allein sie wurden abermals besiegt, denn Krupp brachte einen Block von 500 Centnern. Dieser wurde kalt zerschlagen, um die durchaus gleichmäßige Güte des Stahles zu zeigen. Nun erkannten seine englischen und französischen Mitbewerber willig seine Ueberlegenheit an, und Krupp war in seinem Fache der Einzige: aber zufrieden war er noch nicht. Im Jahre 1867 erschien er auf der Pariser Ausstellung mit einem Blocke von 800 Centnern Gewicht. Zur Fortschaffung dieses Ungethüms mußte ein eigner auf 6 Achsen ruhender Eisenbahnwagen von Krupp gebaut werden.

Unter den vielfachen Leistungen der Krupp'schen Werkstätte ziehen in der Jetztzeit die Kanonen unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Schon 1847 beschäftigte sich Krupp mit der Idee, seinen Gußstahl zu Kanonenläufen zu verarbeiten. Nach einigen kleineren Versuchen konnte er 1851 die Londoner Ausstellung mit einem Gußstahl-Sechspfünder beschicken. Die deutschen Mächte, denen Krupp seine Kanonen anbot, wiesen sie zurück, und erst 1854 wurden amtliche Versuche in Bezug auf Festigkeit der Geschützrohre angestellt. Eines der Rohre wurde mit 6 Pfund Pulver, 6 Kugeln (übereinander) und mit mehreren Pfropfen geladen und bis an die Mündung mit Sand gefüllt. So stellte man es senkrecht auf die Erde und feuerte es ab. Der Rückstoß war so stark, daß das Rohr bis zu seine Mündung in die Erde getrieben wurde. Die nachherige Untersuchung ergab jedoch keinerlei Beschädigung des Rohres. Wiederholte Versuche bestätigten bald, daß Gußstahlkanonen den Bronzegeschützen weit überlegen seien.

Der erste Besteller von Gußstahlkanonen war der Vicekönig von Egypten. Nun folgten rasch fast alle Länder, die eine Rolle spielen, selbst Japan, so daß 1866 bereits 2600 Gußstahlgeschütze von Krupp geliefert worden waren. Auch hierin zeigt sich wieder die Zähigkeit Krupp's. Von den 3- und 4-Pfündern an verstieg er sich 1862 bis zu 100-Pfündern; später erhielt Kronstadt in Rußland von ihm zwei Kanonen, jede von 540 Ctr. Gewicht, welche mit einer Ladung von 40 Pfund Pulver Kugeln von 540 Pfund werfen. Auf der Pariser Ausstellung erschien er aber mit einem Hinterlader von 1000 Ctr.; die Pulverladung beträgt 1 Ctr., das Geschoß wiegt 11 Ctr., der Preis dieser furchtbaren Waffe ist 100,000 Thlr. Der sechsachsige Wagen, welcher den großen Gußstahlblock nach Paris gebracht hatte, trug auch diese Kanone dahin, die dazu gehörige Laffette wurde auf einem besonderen Zuge fortgeschafft. Trotz dieser ungeheuern Schwere und Größe (die Kanone nimmt einen Raum von 40 Fuß Länge und 9 Fuß Breite in Anspruch) kann das Geschütz mit Leichtigkeit nach jeder Richtung gelenkt werden. In dem Feldzuge gegen Dänemark 1864 wurden die Gußstahlkanonen zuerst praktisch erprobt. Nach 3000 Schüssen aus einem Rohre zeigte sich keine merkliche Abnutzung, während Bronzegeschütze nach etwa 1000 Schüssen kaum mehr brauchbar sind.

Ein wesentliches Verdienst erwarb sich Krupp

durch die Herstellung eines neuen sicheren Verschlusses für Hinterladungsgeschütze, sowie gußstählerner Geschosse zur Durchbohrung von Panzerplatten. Während sonst Sprenggeschosse eine Zündvorrichtung haben, fehlt diese bei den genannten, sie sind vielmehr nur mit Pulver gefüllt und mit einer Schraube verschlossen. Die Durchbohrung einer Panzerplatte ist aber von so starkem Druck und so heftiger Reibung begleitet, daß das Geschoß sich bis zur Entzündung des Pulvers erhitzt. Ein Schuß aus einem solchen Geschütze kostet ungefähr 200 Thlr. Die Pulverladung beträgt 24—26 Pfd., das Gewicht des Geschosses 200 Pfund. Bei englischen Schießproben in Shonburyneß wurde ein 8zölliger Panzer auf 600 Fuß Entfernung von einem 150pfündigen Krupp'schen Gußstahlgeschoß glatt durchgeschlagen. Für diese Verdienste um Hebung des Geschützwesens sollte Krupp in den Adelstand erhoben werden; allein er lehnte es dankend ab.

Vor Paris.

† Speyer, 24. Octbr. Zur Schilderung der Lage unserer tapferen Armee vor Paris mag hier ein Auszug aus dem Briefe eines bayerischen Offiziers folgen.

Sceaux, 17. Oct. Es ist jetzt Abends sieben Uhr; wie man sagt, ist heute Montag. Wir kamen vergangene Nacht von Bagneux von Vorposten ab, und werden heute Nacht nach Chatillon marschiren, wo wir bis übermorgen früh in Bereitschaftsreserve (zweite Linie) verbleiben und an demselben Abend Vorposten in Bagneux beziehen werden. Wer noch nie eine Nacht in den Parallellen einer Belagerung verbracht hat, weiß nicht zu würdigen, was der Soldat zu leisten hat. Hinter durchbrochenen Mauern, Hecken, Erdwällen u. s. w. Tag und Nacht, meistens ohne Ablösung, in allen Witterungsverhältnissen zu verbringen, ohne jeden Schutz gegen Kälte, Regen, Wind ꝛc., während 24 Stunden keinen Tropfen Wasser, keinen Bissen Brod und keine Minute sicher vor Tod oder Verstümmelung, und das wochenlang fort ohne eine Aenderung zu ersehen! Der in meinem früheren Briefe angekündigte Ausfall fand nicht statt; wir kamen an demselben Abend aus unserer Bereitschaftsstellung nach Fontenay auf Vorposten; nach 24 Stunden abgelöst, marschirten wir wieder hierher; nach drei Tagen Dienst eine Nacht frei!

Am frühen Morgen (13. Oct.) wurde sofort abgekocht, doch die warme Suppe war uns nicht vergönnt; während des Kochens mischte sich in den stets andauernden Kanonendonner heftiges Gewehrfeuer und sofort kam der Befehl zum Vorrücken; die Franzosen waren in der Stärke von ca. 8000 Mann gegen Chatillon, Fontenay und Bagneux vorgerückt. Vor dem Rande dieser Orte (unserer ersten Linie) liegen die Forts Issy, Vanvres und Montrouge nebst einem starken Erdwerk. Welches Granatfeuer den Anmarsch des Feindes begleitete, könnt Ihr daraus entnehmen, daß unsere erste Linie nach schweren Verlusten sofort zurück mußte. Der Hauptkampf war in zweiter und dritter Linie in den Orten selbst, sowie in den davorliegenden Gemüse- und Weingärten. Der rechte Flügel meines Zuges, der eine Aufnahmsstellung bildete, war an einen Zug Artillerie angelehnt. Ich war daher dem Gewehrfeuer sehr wenig ausgesetzt, um so mehr aber den feindlichen Granaten jeden Kalibers. Das Gefecht währte von 9¼ früh bis gegen ½5 Nachmittags. Der Feind ward geworfen und zog sich unter dem Schutze seiner Forts in die Vorstädte von Paris zurück; die Kanonen allein brummten noch das Finale!

Es war wieder Nacht geworden, wie alle Abende; vor uns lag Paris im Glanze von vielen tausenden von Kerzen und Flammen; hier bei uns schwarze Nacht und in den öden Straßen Chatillons, das wir eben besetzt, da lagen sie wieder, wie wir sie schon so oft haben sehen müssen, kalt im eigenen Blute! Habt Ihr schon solche Nächte gesehen, liebe Geschwister, wo der Tod in den Schutthaufen der zusammengestürzten Mauern und in den vom Regen nassen Gärten und Weinbergen herumschleicht, um sie alle zu mustern, die hier gekämpft? Möge Euch der gnädige Gott behüten, daß Ihr solches nie mit anschauen müßt! Wir haben sie bei Tagesanbruch gesucht und zusammengetragen. Einem Landwehrlieutenant war buchstäblich der Körper entzwei gerissen; dort lag ein Tambour, den ich Euch nicht zu beschreiben wage. Dort lagen Andere; der Eine hatte sein Notizbuch angefangen mit den Worten: Alles mit Gott! Sein Kamerad lag neben ihm, den Rosenkranz in den starren Händen; man sah, sie hatten noch gelebt und ihr Ende war auch: mit Gott! Hier liegt ein Franzose, verkrochen unter Balken und Geröll; im Kalke sind seine Nägelspuren eingegraben und die geschlossene Hand hält Kalkstücke und Erde krampfhaft fest; er hat schwer geendet; daneben ein Anderer, der leicht verwundet war, aber ein Unbarmherziger hatte ihm den Yatagan in der Brust herumgedreht — nun ruht er in Frieden. Solche Ausfälle sind häufig; heute hatten wir uns wieder darauf vorbereitet. Mit Beginn des Bombardements werden sie's aber wohl bleiben lassen. — Ich werde mich jetzt auf mein Lager begeben; um ¾4 Uhr rücken wir nach Bagneux ab, daher um 3 Uhr wieder auf, um etwas Suppe zu wärmen, gegen die Morgenkälte. Meine Leute schnarchen auf den Böden der anstoßenden Zimmer bereits Alle. Es ist lautlose Stille, hie und da ein Kanonenschuß und ein wenig Pfeifen des Herbstwindes, oder ein Schuß in der Vorpostenkette, der den allzuvorwitzigen feindlichen Patrouillen bestimmt ist. Was werden die nächsten Tage bringen?

Miscellen.

Karlsruhe, 22. Oct. Die „Karlsr. Ztg." schreibt: Von Herrn Hofbibliothekar Dr. Holder geht uns folgende Erklärung zu: „Eine aus der „Nationalzeitung" in die „Karls. Z." übergegangene Stelle aus einem längeren Aufsatze des Herrn Prof. Woltmann über Straßburg enthält ein Mißverständniß von meiner Seite, welches ich dahin zu berichtigen bitte, daß die abschlägige Außerung dem Antrage gegenüber, die Bibliothek zu retten, nicht von einem Vorgesetzten des Herrn Piton, Akademie-Bibliothekars, sondern von dem competenten Magistratsbeamten ausgesprochen worden ist. Den Oberbibliothekar, Herrn August Saum, trifft um so weniger ein Vorwurf, als vielmehr er es gewesen ist, der wiederholt sich an den Maire wandte, um Mittel an die Hand zu bekommen, um die ihm anvertrauten Schätze zu beschützen oder zu retten. — Dr. Holder."

Was die Taufe des kaiserlichen Prinzen von Frankreich im Jahre 1856 gekostet hat, darüber geben die Rechnungen Aufschluß, die man nach der Flucht der Kaiserin in den Tuilerien fand. Es wurden ausgegeben: Für Medaillons von Diamanten 25,000 Frcs. Für die Aerzte 62,000 Frcs. Für die Hebamme 6000 Frcs. Der Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller 10,000 Frcs. Der Gesellschaft der Schriftsteller 10,000 Frcs. Der Gesellschaft der Schauspieler 10,000 Frcs. Der Gesellschaft der Musiker 10,000 Frcs. Der Gesellschaft der Maler, Bildhauer u. s. w. 10,000 Frcs. Der Gesellschaft der Erfinder 10,000 Frcs. Der Gesellschaft der Aerzte des Seine-Departements 10,000 Frcs. Den Wohlthätigkeitsanstalten der Seine 93,000 Frcs. Wiege und Zubehör 100,000 Frcs. Gratification der Gagen von 4 Monaten für Diener 11,000 Frcs. Gratis-Schauspiel vom 18. März 1856 44,000 Frcs. Unterstützung der Eltern von am 16. gebornen Kinder 50,000 Frcs. Medaillen für die Autoren der Cantaten 85,000 Frcs. Für die Pathenkinder Ihrer Majestät 20,000 Frcs. Cortège der Taufe, Stalldienst 172,000 Frcs. Gratifikationen der Dienerschaft 160,000 Frcs. Total 898,000 Frcs.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 130. Speyer, Dienstag, den 1. November 1870.

König Jérôme im Arrest.

Eine Erinnerung an die lustigen Tage der Wilhelmshöhe.

Von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Der König war bei den letzten Phrasen vom Fauteuil aufgesprungen. Sein Antlitz bedeckte sich mit einer brennenden Zornesröthe. Er ballte die beiden Fäuste und rang sichtlich nach Athem.

„Pigault!" rief er. „Du weißt, ich verstehe nicht viel von Stylistik und derartigem gelehrten Krame ... Aber Du ... Du bist ein Genie ... Du kennst alle Kniffe der Redekunst ... Du bist, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt ..."

„Eure Majestät haben eine sehr schmeichelhafte Meinung von mir," entgegnete der Bibliothekar mit einer artigen Verbeugung, indem er den Brief des französischen Imperators wieder zusammenfaltete.

„Pigault!" fuhr der König fort, „Du bist der Mann dazu: Du mußt mir auf dieses Schandgesudel eine Antwort verfassen, die sich gewaschen hat!"

„Aber Sire, bedenken Sie ..."

„Keine Ausrede; — ich gebe Dir mein königliches Wort darauf, daß ich Dich nicht verrathen werde. — Setze mir eine Epistel auf, die der Kaiser nicht hinter den Spiegel stecken wird! — Ich werde den Brief abschreiben, und Dir das Original zurückerstatten. Kein sterblicher Mensch erfährt, daß Du der Urheber bist!"

„Wenn Eure Majestät mir in der That versprechen ..."

„Mein Wort darauf, Pigault, mein königliches Ehrenwort, ich wiederhole Dir's; Niemand soll den wahren Zusammenhang ahnen."

„Gut denn, Sire. Allein ich wage nochmals einzuwenden ... Der Streich könnte doch seine üblen Folgen haben!"

„Unsinn; ich bin Souverän und brauche mir die Ungezogenheiten eines fremden Machthabers nicht gefallen zu lassen. Ich will unabhängig sein: eine bessere Gelegenheit, diesen Entschluß zu bethätigen, finde ich nicht wieder. Also an's Werk!"

„Morgen, Sire, wenn Sie nichts dagegen zu erinnern finden. Zu einer so wichtigen Arbeit bedarf man der Sammlung."

„Wie Du willst. Aber je eher, je besser. Eine prompte Antwort macht einen um so gewaltigern Eindruck. —"

„Morgen früh um elf sind Sie im Besitz des Brouillons."

„Vortrefflich. Und nun wollen wir uns die Grillen aus dem Kopfe schlagen. Was hast Du für heute Abend arrangirt?

„Eine glänzende Fête im Park ... Lampions, feu d'artifice, Ballet ..."

„Ah, sehr gut. Die Luft ist mild. Wir werden uns köstlich amüsiren."

„Um welche Zeit werden Eure Majestät herunterkommen?"

„Gegen zehn Uhr. Lassen Sie mir vorher ein Bad rüsten."

* * *

Des andern Tages in der Frühe, als der Beherrscher Westphalens noch tief in den Federn lag, setzte sich der gewiegte Bibliothekar an sein Büreau, breitete den kaiserlichen Mahn- und Warnungsbrief zu seiner Linken auf die Tischplatte aus, und studirte Phrase für Phrase, Wort für Wort, Silbe für Silbe.

Er wollte den Styl des gewaltigen Correspondenten an der Seine in seiner ganzen gedrungenen Ursprünglichkeit und Derbheit, in seiner ganzen hochfahrenden Naivetät und Frische nachahmen, und jede Zeile des kaiserlichen Schreibens mit gleicher Münze heimzahlen. Nachdem er etwa eine Viertelstunde hin und hergesonnen hatte, ergriff er die Feder und ließ sie hastig über das Papier gleiten. In weniger als zehn Minuten war die Arbeit vollendet. Pigault konnte sich nicht enthalten, über das wunderliche Product zu lächeln, und der Gedanke, daß er, der bescheidene Vorleser Seiner Westphälischen Majestät, dem gefürchteten Machthaber Napoleon Bonaparte so vermessene Dinge sagte, erfüllte ihn mit einem gewissen Stolze, dem indeß eine entsprechende Dosis von Sorge beigemischt war. Er hatte es selbst dem Könige vorgehalten: Napoleon ließ nicht mit sich spaßen. Wehe dem unglücklichen Bibliothekar, wenn es an's Tageslicht kam, wer der wahre Autor dieses unerhörten Actenstückes war! Der Cäsar, dessen vernichtendem Zorne der Buchhändler von Nürnberg zum Opfer gefallen, er konnte auch den Vertrauten Jérômes zermalmen, wenn er beim Empfange des Briefes beispielsweise schlecht geschlafen hatte oder sonst

mißlicher Laune war. Im besten Falle zog die Entdeckung eine mehr oder weniger empfindliche Freiheitsstrafe nach sich; und wahrlich, wenn man eine Zeit lang auf dem prächtigen Schloß der Wilhelms-, oder, wie sie jetzt hieß, der Napoleonshöhe in dulci jubilo gelebt hatte, dann spürte man wenig Lust, dieses Paradies mit einem Kerker zu vertauschen!"

Pigault-Lebrun wurde ordentlich trübsinnig, als diese Gedanken durch seine Seele zogen. Langsam klappte er die Schreibmappe zu, steckte das Manuscript sorgsam in seine Tasche und wandelte dann die Treppe hinunter in den Park, um ein wenig die frische Morgenluft zu genießen.

Er mochte so eine Stunde zwischen dem duftenden Strauchwerk der Anlagen auf- und abgeschritten sein, als es ihm einfiel, daß er vergessen hatte, den Brief des Kaisers zu sich zu nehmen. Rasch eilte er nach seinem Zimmer, zündete sich eine Cigarre an und legte sich langwegs auf das Sopha, in der Absicht die Zeit bis zum Erwachen seines Gebieters mit der Lieblingsbeschäftigung des westphälischen Hofes, mit Nichtsthun hinzubringen.

Pigault überließ sich während einer halben Stunde dem Spiele seiner Phantasie. Der Umstand, daß er den Brief in seinem Zimmer hatte liegen lassen, machte ihm peinliche Sorgen. Er durchmusterte im Geiste die ganze Hofgesellschaft und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf wie ein Mensch, der mit sich selbst nicht recht im Reinen ist.

Ein plötzliches Klopfen riß ihn aus seinen Träumen.

Ein königlicher Lakai trat in das Zimmer und meldete, daß Seine Majestät den Herrn Bibliothekar zu sprechen wünsche.

„Unser allerdurchlauchtigster König befinden sich noch im Bett," fügte der Mann hinzu.

Pigault-Lebrun beeilte sich, dem Befehle seines Gebieters Folge zu leisten. Er traf den König in bester Laune.

„Nimm hier auf diesem Sessel Platz," sagte Jérôme leutselig, indem er sich halb in den Kissen aufrichtete. „Hast Du Dein Versprechen erfüllt?"

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete der Angeredete in halblautem Tone. „Aber wenn Eure Majestät mir wohl will, so lassen Sie uns leise reden . . . Sie, als gekröntes Haupt, haben bei der Affaire verhältnißmäßig wenig zu riskiren, während ich . . ."

„Schon recht!" unterbrach ihn der König mit gedämpfter Stimme. „Wenn es Dich beruhigt, so können wir unsere Bässe moderiren; allein ich versichere Dich, Deine Besorgnisse sind unbegründet. Die Wände sagt man, haben Ohren. In meinem Schlafzimmer trifft das Sprichwort nicht zu. Die beiden Jäger im Vorgemach sind treu wie Gold, die Säle rechts und links stehen leer . . ."

„Man kann nie wissen, Sire," erwiderte Pigault, „durch welche Spalte der Teufel Einen beim Schopfe packt."

(Schluß folgt.)

Die französischen Gefangenen.

Das „Neue Blatt" schreibt über die gefangenen Franzosen in Magdeburg: Magdeburg macht jetzt ganz den Eindruck, als ob es eine französische Grenzstadt sei. Dort sind nicht weniger als 10,562 Franzosen untergebracht, unter welchen sich 516 Offiziere befinden. Die Offiziere wohnen in der Stadt und haben fast ohne Ausnahme die Uniform abgelegt. Die Kleiderhändler in Magdeburg haben in Folge dessen in den letzten Wochen ausnehmend gute Geschäfte gemacht. Geht man über den breiten Weg, die interessanteste und einzig schöne Straße der sonst ziemlich winklig und unheimlich gebauten Stadt, so hört man eben so viel französisch parliren wie deutsch sprechen. In den Conditoreien — die französischen Offiziere beklagen sich bitter über den gänzlichen Mangel an Cafés, welche die einzige Erheiterung des französischen Garnisonslebens zu bilden pflegen — stellen wiederum die Franzosen das weit größte Contingent der Consumenten. Die Auflage der „Independance" hat sich in Magdeburg in ganz ungewöhnlicher Weise vermehrt, der Consum von Absynth ist ebenfalls beträchtlich gestiegen; kurz und gut, die Industrie hat durch die Massengefangenschaft neue und ergiebige Absatzgebiete gefunden, um so ergiebiger, als sich einige Industrielle die günstige Conjunctur, daß die Franzosen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gezwungen sind, zahlreiche Anschaffungen zu machen, und daß ihnen deutsche Preise zum größten Theil unbekannt sind, in jeder Weise auszubeuten scheinen.

Uebrigens machen die in Magdeburg gefangenen französischen Offiziere äußerlich einen sehr vortheilhaften Eindruck; sie benehmen sich ruhig und tactvoll und kleiden sich möglichst elegant und sauber. Ueber die Art ihrer Kriegsgefangenschaft werden sie gewiß nicht Klage führen können. Die völlige Freiheit des Handelns ist ihnen gestattet, und, vorausgesetzt, daß sie über die nöthigen Mittel verfügen, können sie sich alle Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen, welche sie irgend verlangen. Es versteht sich von selbst, daß wir nicht reich genug sind, ein gefangenes Heer mit allen Freuden des Daseins zu umgeben. Von der Gage, die wir unseren „Gästen wider Willen" zahlen, können sie natürlich keine großen Sprünge machen. Irre ich nicht, so erhält ein gefangener Secondelieutenant täglich zwölf Silbergroschen; und diese Summe ist natürlich nicht ausreichend, um die hübschen Wohnungen, welche manche Offiziere gemiethet haben, das gute und opulente Essen, welches sie verzehren, das Bier, den Wein, Absynth und Kaffee, welchen sie genießen, und alle sonstigen Ausgaben zu decken.

Das Gros der französischen Gefangenen, welche keinen Grad bekleiden, ist einstweilen in einem Zeltlager untergebracht. Sie hoffen indessen, daß die strenge Jahreszeit ihre Umsiedelung unter Dach und Fach in geheizte Zimmer zur Folge haben werde. Unser rauheres Klima ist überhaupt dasjenige, was dem größten Theil der Gefangenen den meisten Kummer bereitet.

Das Zeltlager macht, von der Entfernung aus betrachtet, durch die Regelmäßigkeit des Aufbaues der leichten Häuschen von gefälliger Form einen sehr freundlichen Anblick. In jedem Zelte liegen achtzehn bis neunzehn Mann. Die Möbel beschränken sich auf das Nothwendigste, nämlich auf verschiedene Bündel Stroh, die strahlenförmig so gelegt sind, daß sie im Mittelpunkt des Zeltes zusammentreffen. Außerdem sind den Gefangenen von unserer Armeeverwaltung noch wollene Decken geliefert worden. Alle Truppentheile sind vertreten, Infanterie, Jäger, Cavalerie, Artillerie, europäische Truppen und afrikanische, kurz Alles, in buntem Gemisch und natürlich in nicht sehr sorgfältiger Ausstattung. Die meisten sehen recht ungefährlich, schwächlich und zum Theil sogar sehr erbärmlich aus — indessen wäre es falsch, einen Schluß auf die Beschaffenheit des französischen Heeres selbst zu ziehen, denn die nothgedrungene Vernachlässigung in der Pflege der Toilette, welche das Leben im Felde mit sich bringt, die unendlichen Strapazen, welche die Soldaten zu bestehen haben, ändern selbstredend die Physiognomie des Heeres vollkommen.

Außer der Witterung haben die Franzosen in Deutschland noch einen sehr gefährlichen Feind, der die Soldaten wie die Officiere in gleichem Maße peinigt, die Langeweile. Für die nöthige Unterhaltung sucht die Militärverwaltung insofern zu sorgen, als sie die Soldaten täglich einige Stunden an den Schanzen arbeiten und Sand karren läßt. Im Uebrigen überläßt man es ihnen ganz und gar, die freie Zeit auszufüllen. Einige machen kleine Windmühlchen und freuen sich, wenn sie die Flügel vom Winde drehen sehen, Andere spielen, Einige schlendern mit der ihnen Allen eigenthümlichen Haltung, die beiden Hände in den Hosentaschen, auf und ab, rauchen, speien und denken an nichts. Einige spielen au bouchon, d. h. sie suchen einen auf einem Pfropfen liegenden Sou aus einer Entfernung von vielleicht sechs bis acht Schritt mit einem andern Sou zu treffen, Andere spielen Karte, Andere Dame. Das Damenspiel ist auf ebenso einfache wie scharfsinnige Weise hergestellt, es ist ein einfaches Blatt Papier, das in die vierundsechzig Felder eingetheilt ist; die schwarzen Steine sind Knöpfe, die weißen Holz-Stückchen. Einige amüsiren sich auch mit Kunstleistungen; ich sah verschiedene ganz gelungene Carricaturen an den Zelten, unter anderen eine vortreffliche des Kaisers mit einem kleinen Jungen hinter sich her, der unendlich komisch aussah und fürchterlich schrie, und darunter die Worte: „j'emmène mon fils avec moi, Proclamation de l'empereur.“ Auch hörte ich wohlgeübte Stimmen Soli und Ensembles vortragen. Einer sang mit wohlklingendem Tenor die bekannte Arie aus der Halevyschen Oper „Karl VI.“ mit dem Refrain:

„Jamais en France l'Anglais ne regnera“,

jedoch mit der kleinen Textvariante, daß an die Stelle des Engländers, der nicht in Frankreich herrschen soll, der Preuße (le Prussien) treten mußte.

Unter den Qualen der Langeweile haben auch die Officiere viel zu dulden; namentlich beklagen sie sich über den gänzlichen Mangel an Lecture. Die „Independance“, das einzige in französischer Sprache und jetzt auch in französischem Geiste geschriebene Blatt hier, wird von ihnen förmlich verschlungen.

In Betreff des Kaisers verhielten sich die Officiere, mit denen ich sprach, ziemlich zurückhaltend; von Mac Mahon sprachen sie respectloser, als ich erwartet hätte, und über Leboeuf schimpften sie, wie sich's gebührte. Einer von ihnen sagte: „Kein Galgen ist für diesen Verbrecher hoch genug; könnte man ihn fünfzehnmal um's Leben bringen, die Strafe wäre zu gering für das Verbrechen, was dieser Marschall Troppmann begangen hat.“ Als ich mich darüber wunderte, daß ein so unfähiger Mensch bis zur höchsten Würde emporsteigen könne, zog Einer der Franzosen die Schulter in die Höhe und meinte, das ganze Geheimniß bestehe in der Kunst, den Damen zu gefallen. Armes Frankreich! —

Zur Capitulation von Metz.

Einem Feldbriefe aus Corny vom 26. Oct. entnimmt die „Köln. Ztg.“: Vorgestern Abend kam ein Brief Bazaine's im Hauptquartier an, mit der Bitte, anderen Tages dem General Changarnier eine Audienz zu bewilligen. Prinz Friedrich Karl gewährte diese Audienz und bestimmte, daß der General von zwei Ordonnanz-Officieren gestern um 11 Uhr bei den Vorposten abgeholt werden sollte. Diese trafen den General noch nicht dort. Das zwischen unseren Vorposten und dem Feinde liegende, etwa 2000 Schritt breite Terrain wimmelte von unbewaffneten Franzosen, die sich bis auf 100 Schritt den Unsrigen näherten, um Kartoffeln, Trauben und Pferdefutter zu suchen, eine Scene, die sich alle Morgen wiederholte. Die Franzosen nehmen vor unseren Doppelposten die Mütze ab, zeigen auf den Leib und machen die Geberde, daß sie großen Hunger haben. Unsere Soldaten winken dann, die Franzosen beginnen mit ihrer Arbeit und kehren zurück, so bald sie einen Sack voll haben. Hiedurch sind die Rothhosen bereits so dreist geworden, daß wir sie gestern aus einem Orte, den sie besetzt hatten und durchaus nicht räumen wollten, mit Stöcken vertreiben mußten. Als der General nicht kam, nahmen unsere Ordonnanz-Officiere eine Parlamentärflagge und gingen, von Hunderten unbewaffneter Feinde umschwärmt, bis zum französischen Verhau, wo die Wache sie mit Gewehr bei Fuß empfing. Als sie sagten, daß sie den General erwarteten, zeigte der Wachthabende auf einen eben sich heranbewegenden Wagen. Changarnier, ein Greis von circa 80 Jahren, noch ziemlich rüstig, bat, so weit als möglich fahren zu dürfen, da er nicht lange gehen könne. Unsere Officiere schickten nach ihrem Wagen und ließen denselben so nahe herankommen, daß der General nur über einen kleinen Graben zu klettern brauchte. Changarnier ist Republikaner(?), lebte seit dem Staatsstreiche im Exil zu Brüssel, stellte sich nach der Schlacht bei Wörth dem Kaiser zur Disposition und befindet sich seit dem 8. August in Metz, wo er Adlatus von Bazaine ist, ohne

ein eigenes Commando zu haben. Die Augen wurden ihm verbunden, und hier angekommen, wurde er vom General von Stiehle empfangen und zum Prinzen geführt. Die Conferenz dauerte 1 1/2 Stunden, worauf er wieder bis zum Wagen begleitet wurde. Der General Changarnier war gebrochen, und das Letzte, was er sagte, war: „Wir werden fallen, aber mit Ehren. Ich wünsche Ihnen, meine Herren, daß Sie und kein braver Soldat so etwas erleben mögen." Damit brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Mit verbundenen Augen führte man ihn bis über die Vorposten zurück. Hier, nachdem ihm die Binde abgenommen, sah er die Kartoffelsucher und hielt eine Lobrede auf unsere Soldaten. Schließlich sagte er, daß er wünsche, die am Abend stattfindenden Unterhandlungen möchten zum Resultate führen. Das mit dem Prinzen Karl verabredete Rendezvous fand auf dem Schlosse Frascaty statt. Ein französischer Divisions-General und General v. Stiehle fanden sich dort ein. Wir stellten unsere Bedingungen auf Grundlage der Capitulation von Sedan und Straßburg. Der Franzose soll darüber zuerst wüthend gewesen sein, schließlich nahm er die Bedingungen aber doch mit nach Metz. (Am Tage darauf erfolgte dann wirklich die Capitulation.)

Ein Schatz deutscher Literatur in Paris.

Hierüber wird der A. A. Z. aus Darmstadt geschrieben: Aus den Zeiten der höchsten Blüthe deutscher Kunst, dem 12. bis 14. Jahrhundert, existirt ein Werk, welches die Gedichte der bedeutenden Dichter jener Zeit enthält. Von ein hundert vierzig Dichtern, Königen, Grafen, Rittern und ranglosen Sängern, alle unter dem Namen der „Minne-Singer" vereinigt, sind die Erzeugnisse hierin gesammelt — ein Zeugniß germanischen Geistes, wie wir, außer unsern Domen aus jener Zeit, kein größeres haben. Wir nennen hier nur: Kaiser Heinrich VII., König Konrad den Jungen (Conradino), König Wenzel von Böheim, Markgraf Heinrich von Meißen, Herr Heinrich von Veldeke, den von Kürenberg, Herr Walter von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eschenbach, Klingesor von Ungerlant, den Tanhuser, den Schulmeister von Esselingen, den tugenthaften Schriber, Herr Reinmar den Zweter, Meister Gotfrit von Straßburg, Rumeland von Schwaben, Meister Konrad von Würzburg, Meister Heinrich Frauenlob, den Regenbogen, Herr Heinrich von Ofterdingen, Biterolf u. s. w. Viele von diesen Männern sind in neuer Zeit wieder dem Gedächtniß eingeprägt worden durch die Bearbeitungen und Uebersetzungen v. d. Hagens, Simrocks u. a., durch Wagners „Tanhäuser", durch M. v. Schwinds „Sängerkrieg auf der Wartburg", durch Scheffels „Frau Aventiure" und viele andere.

Das Werk, welches die meisten Gedichte jener Minne-Singer in einer Sammlung umfaßt, soll von Rüdiger Manesse, „weiland des Rathes der uralten Zürich", herrühren. Neuere Forschungen weisen aber auf einen andern deutschen Sammler hin. Es ist eine sauber geschriebene Handschrift auf Pergament mit feinen Verzierungen und Gemälden der Dichter, sowie einzelnen von ihnen besungenen Scenen, deren Schönheit und Farbenpracht heute noch alle Kenner entzückt. Unter allem, was uns in dieser Hinsicht von unsern Vorfahren überliefert worden ist, besitzen wir nichts Aehnliches, was an Großartigkeit und Schönheit mit diesem Kunstwerk zu vergleichen wäre. Kein Nachbarvolk kann sich überhaupt eines ähnlichen Werks rühmen, keines aber hat nur Trümmer von einem solchen Werk aufzuweisen, wie dieses von der deutschen Nation noch vollständig erhaltene.

Dieses Werk kam in die Hände der Schweizer Dichter-Familie v. Sax, die im obern Rhein-Thal (St. Gallen), links am Rhein, zwischen Appenzell und Feldkirch wohnte. Ein Johann Philipp v. Sax war um 1580 Doctor und Geheimer Rath, sowie Feldherr des Kurfürsten von der Pfalz. Von dessen Wittwe kam das Werk an den Kurfürsten nach Heidelberg. Dort ward es in der Bibliothek aufgestellt.

Im Jahr 1623 bei der Einnahme von Heidelberg entführte Tilly die ganze Bibliothek, und dabei auch dieses unschätzbare Werk. Aus Tilly's Händen kam die Bibliothek durch die Spanier nach Rom und später durch Napoleon I. nach Paris. Im Jahr 1815 kam ein großer Theil dieser Bibliothek nach Heidelberg zurück, jenes Werk aber blieb in französischen Händen.

Das Werk wurde zuerst wieder entdeckt durch den Schweizer Gelehrten Bodmer im Jahr 1748. Damals nahm er sich theilweise Abschrift und im Jahr 1758 eine ziemlich vollständige. Diese ließ er durch den Druck verbreiten. Daher rührt unsere Kenntniß von jenen Gedichten.

Nachher hat sich Friedrich Heinrich von der Hagen ein großes Verdienst erworben durch einen vollständigen correcten Abdruck des ganzen Werks und eine Copie vieler darin enthaltenen Bilder. Mit unsäglicher Mühe hat dieser Gelehrte viele Jahre seines Lebens an die Herausgabe dieses in vier großen Quartbänden erschienenen Werkes verwendet. Im Jahr 1823 und später noch mehrmals bis 1838 verbrachte Hagen viele Monate in Paris, um eine Abbildung der Handschrift auszuführen und einzelne Bilder durchzuzeichnen.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte selber ein großes Interesse an diesem Werk. Er hatte aber beim Friedensschluß (1815) — so wenig wie die Herausgabe von Elsaß und Lothringen — die Herausgabe dieses Werkes zu erzwingen vermocht. Er konnte nur die Erlaubniß zum ungehinderten Gebrauch durch deutsche Gelehrte erwirken. Die Stadt Breslau, von deren Herzogen auch einer (Heinrich von Pressela) zu jenen Dichtern zählte, ließ ebenfalls der französischen Regierung einen Tausch gegen altfranzösische Werke u. a. anbieten; aber vergeblich. So ist das Werk bis auf diesen Tag noch in französischen Händen.

Miscellen.

Schwetzingen. In der Nacht vom 26. auf den 27. wüthete in unserem weltberühmten Schloßgarten ein furchtbarer Orkan. Die größten und herrlichsten Bäume (darunter von 80—120 Fuß Länge und 3—5 Fuß Durchmesser) sind mitsammt der Wurzel aus der Erde gerissen und haben in ihrem wuchtigen Falle zahlreiche kleinere Bäume niedergeschmettert. Leider wurden auch einige Sandstein-Statuen von niederstürzenden Aesten von den Postamenten gestürzt und erheblich beschädigt, darunter die Statue der Flora, links an den zwei Löwen am Eingange zum Apollotempel; die Treppe, welche zu letzterem führt, ist von Baumstämmen vollständig verbarrikadirt; fast kein größerer Weg, der nicht durch quer darüber liegende Stämme vom collossalsten Umfange versperrt ist. Der schöne, mit wilden Reben umrankte Laubgang in der Nähe der wasserspeienden Hirsche ist durch einen Riesenbaum im Falle theilweis zerstört.

Der mythische Soldatenpoet Füsilier Kutschke hat als neuestes poetisches Product ein Räthsel vom Stapel gelassen, welches wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Dasselbe lautet:

Die Erst', von Feind und Freund begehrt,
Acht Groschen ist nach preuß'schem Werth.
Die Zweite liefert Fleisch und Brüh',
Bald fehlet den Parisern sie.
Des Schneiders Nadel hat die Dritt',
Die Zündnadel nur braucht sie nit.
Das Ganze kraucht im Busch herum,
Ist dennoch nicht Napolium.

Die Auflösung ist: Franc-tireur (Franc—Thier—Oehr).

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 131. Speyer, Donnerstag, den 3. November 1870.

Zeitgedichte.

Allerseelen.

So hat denn Gottes Wetterschlag
Den heil'gen Krieg entzündet;
Doch welcher Tag ihn löschen mag,
Noch Keiner hat's verkündet.
Noch ist der Kampf beendet nicht,
Noch streiten unsre Brüder,
Bis niederbricht im Hochgericht
Das letzte Haupt der Hyder.

Drei Monde sind's, daß wir dem Feind
Den ersten Strauß geboten;
Nun steht vereint das Volk und weint
Und klagt um seine Todten.
Am Allerseelentage hebt
Zum Himmel sich die Klage;
Doch neubelebt hernieder schwebt
Als Trost die große Sage:

Aus tiefstem Frieden aufgeschreckt
Griff unser Volk zum Eisen,
Um blutbefleckt und schmachbedeckt
Den Erbfeind heimzuweisen.
Nun kommen wird und muß der Tag,
Da wird der Krieg entschieden;
Der Wetterschlag, der zünden mag,
Er gibt uns auch den Frieden.

Hermann Grieben.

König Jérôme im Arrest.

Eine Erinnerung an die lustigen Tage der Wilhelmshöhe.

Von **Ernst Eckstein.**

(Fortsetzung, nicht Schluß.)

„Du bist heute ein wahrer Philosoph, ganz gegen Deine sonstige Gewohnheit. Doch zur Sache. Du hast das Manuscript bei Dir?"

„Ja wohl, Sire."

„Deutlich geschrieben? Du weißt, unleserliche Handschriften sind meine schwache Seite."

„Ich glaube, Eure Majestät werden zufrieden sein."

„Zeig' einmal her."

Der Bibliothekar zog das Papier aus der Tasche und reichte es dem König dar.

„Hm, hm," sagte Jérôme, „das könnte etwas deutlicher sein . . . hm, hm . . . da unten kommen ja schmähliche Schnörkel und Kratzfüße . . ."

„Das Manuscript ist allerdings sehr schnell hingeworfen, Sire," bemerkte Pigault lächelnd.

„Weißt Du was, Du kannst mir das Ding einmal vorlesen, dann werde ich wohl damit zu Stande kommen."

„Wenn Eure Majestät befehlen. Allein Sie erlauben, daß ich mich etwas näher zu Ihnen heransetze, um nicht genöthigt zu sein, allzusehr die Stimme zu erheben."

„Gott, bist Du heute ängstlich," lachte der König. „Du hast wohl etwas Katzenjammer von gestern? Apropos, das Ballet war famos, ganz magnifique, auf Ehre. Ich hätte fast vergessen, Dir mein Compliment zu machen."

„Eure Majestät sind zu gütig. Wenn Sie gestatten, werde ich jetzt beginnen."

„Nun denn, leg los, alter Junge!"

Pigault-Lebrun setzte sich dicht an das Kopfende des königlichen Bettes, entfaltete sein Manuscript und las mit flüsternder Stimme wie folgt:

„Mein Bruder Napoléon, Kaiser der Franzosen!"

„Mein Bruder?" fragte der König. „Nicht mein erhabner Bruder? Das ist zu stark!"

„Sire," entgegnete Pigault, „Ihre deutschen Unterthanen haben ein Sprüchwort, das zwar nicht hoffähig, aber sehr tiefsinnig und kernig ist. Das Sprüchwort heißt: „Wurst wider Wurst." Verstehen Sie, was das sagen will?"

„So ziemlich. Aber ich finde . . ."

„Hören Sie weiter. — Wenn Sie an meiner Fassung etwas auszusetzen haben, so werden wir nachher die erforderlichen Aenderungen vornehmen. — Also:

„Mein Bruder Napoléon, Kaiser der Franzosen! Ich habe Ihre Rathschläge empfangen. — Ich achte sie. — Was Ihre Befehle betrifft, so bin ich König. Ich gebe Befehle, aber ich erhalte keine . . ."

„Stark, sehr stark murmelte der König, „aber gut, sehr gut!" setzte er im Tone einer tiefinnerlichen Befriedigung hinzu.

Der Bibliothekar las weiter:

„Sie werfen mir vor, ich sei ein Freund von langem Tafeln. Ich gestehe, daß ich die substantielleren Genüsse eines wohlassortirten Tisches dem eitlen Jagen nach Gloire vorziehe. — Ich bin Gourmand, ohne ein Vielfraß zu sein: ich glaube nicht, daß ich hierdurch meiner königlichen Würde etwas vergebe. Was

die Weiber anlangt, so weiß ich in der That nicht, was gerade Sie mir in diesem Puncte vorwerfen können. Sie beklagen sich über mein Verhalten gegen die Königin: Eure Majestät konnte mich zwingen, sie zu heirathen, aber nicht, sie zu lieben. — Sie fragen, ob die Königin mir nicht vornehm genug ist. Eure Majestät hat mir hundert Mal wiederholt, nichts sei für den Bruder eines Napoléon zu groß und zu vornehm: ich dagegen habe mich nie mit einer großen Dame vermählen wollen. — Sie werfen mir vor, ich halte nicht genug auf eine meiner Stellung entsprechende Repräsentation. Wissen Sie, das Repräsentiren ist erstens langweilig, und zweitens verträgt es sich nicht recht mit meiner Figur und meiner Tournüre — zwei Dinge, die in unserer Familie nicht besonders imposant genannt werden können . . ."

„Das ist ein malitiöser Hieb, der ihn schwer ärgern wird," sagte Jérôme mit hämischem Lächeln. „Du bist in der That ein beißender Satyriker, Pigault. — Ich sehe, ich darf mich in Acht nehmen, daß ich nicht bei Dir in Ungnade falle."

Der Bibliothekar mußte laut auflachen.

„Hören Sie nur weiter, Sire — „Uebrigens habe ich meine Hofhaltung ganz nach dem Vorbilde der Ihrigen eingerichtet. Ich kleide mich, wie Sie: was wollen Sie mehr? — Der Prinz von Paderborn bringt mich mit seinen ewigen Predigten und endlosen Messen zum Gähnen. Ich werde ihn behalten, da Eure Majestät mir ihn gegeben; aber nichts verpflichtet mich dazu, mit ihm über Kirchenangelegenheiten und andere Dinge zu sprechen, von denen ich nichts verstehe und nichts verstehen will. — Ich überlasse das dem Herrn Cultusminister. — Was Merfeldt anlangt, so habe ich ihn zum Präfecten von Hannover ernannt, denn er ist ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter, ohne ein angenehmer Höfling zu sein. Im Uebrigen liebe ich es, die für meinen persönlichen Dienst bestimmten Personen ganz nach meinen augenblicklichen Bedürfnissen auszuwählen. Gezeichnet: Jérôme Napoléon."

„Gezeichnet . . .?" rief der König. „Aber das ist ja der brutalste Kanzleistyl."

„So schreiben wir: Genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung."

„Mit dieser Formel begrüßt man seine Untergebenen."

„Ihr treuverbundner Bruder . . . Was halten Sie davon?"

„Sehr gut. Das sagt eigentlich gar nichts. Schreiben wir: Ihr treuverbundner Bruder."

Der König ließ sich nunmehr das Manuscript in's Bett reichen, und studirte es mit vielem Eifer durch. — Hierauf legte er es unter das Kopfkissen und bedeutete dem Bibliothekar, sich zu entfernen.

Jérôme ließ sich alsbald ankleiden und hatte nach eingenommenem Dejeuner nichts Eiligeres zu thun, als den Brief Pigaults zu copiren. — Er zerriß zwei, drei Bogen, bis der vierte zu seiner Zufriedenheit ausfiel. Als er das kühne Schriftstück siegelte, spielte ein schadenfrohes Lächeln um seine Lippen.

„Kein Zweifel," murmelte er vor sich hin, „dieser Schröpfkopf wird ziehen! Ich gäbe etwas darum, wenn ich sein verblüfftes Gesicht, seinen brennenden Aerger genießen könnte! — Früher oder später mußte die Sache ja doch einmal zum Brechen kommen! — Ich will dem erstaunten Europa zeigen, daß ich nicht bin, was ich scheine. Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Würde, — das sind ja doch wohl die unerläßlichen Bedingungen der Achtung, deren sich ein Thron zu erfreuen wünscht. Zum Schleppenträger meines Herrn Bruders halte ich mich zu gut. Entweder oder! Der Würfel ist gefallen!"

In dieser selbstbewußten Stimmung überreichte er den Brief einem seiner Kammerjäger zur sofortigen Uebermittelung an den Courier.

Wenige Stunden später war das verhängnißvolle Actenstück unterwegs.

Jérôme! Jérôme!

(Schluß folgt.)

Die Capitulation von Metz.

Das Actenstück, welches die Capitulation der Festung Metz und der darin liegenden französischen Armee festsetzt, lautet nach dem „Independant de la Moselle":

Protokoll.

Zwischen den Unterzeichneten, dem Generalstabs-Chef der französischen Armee von Metz und dem preußischen Generalstabs-Chef vor Metz, beide versehen mit den Vollmachten Sr. Excellenz des Marschalls Bazaine, Chef-Commandant, und des Ober-Generals, Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, ist folgende Convention abgeschlossen worden:

Art. 1. Die französische Armee, welche unter dem Oberbefehl des Marschalls steht, ist kriegsgefangen.

Art. 2. Die Festung und die Stadt mit allen Forts, ihrem Kriegsmaterial, Vorräthen aller Art und mit allem, was Eigenthum des Staates ist, werden der preußischen Armee in dem Zustande, in welchem sie sich im Augenblicke der Unterzeichnung der Convention befinden, übergeben. Samstag am 29. October, um 12 Uhr Nachmittags, werden die Forts von Saint Quentin, Plapeville, Saint Julien, Quelen und Saint Privat, sowie das Thor Mazelle (Straßburger Landstraße) den preußischen Truppen übergeben. Um 10 Uhr Morgens des nämlichen Tages werden Artillerie- und Genie-Offiziere in die genannten Forts zugelassen, um die Pulverkammern zu besetzen und die Minen aufzusuchen.

Art. 3. Die Waffen, sowie das ganze Material der Armee, bestehend aus Fahnen, Adlern, Kanonen, Mitrailleusen, Pferden, Kriegswagen, Munition xc. werden in Metz und den Forts preußischen Commissarien übergeben. Die Truppen werden nach ihren Regimentern oder Corps aufgestellt, ohne Waffen und in militärischer Ordnung an die Orte geführt, welche für jedes Corps vorher festgesetzt worden sind. Die Offiziere werden sich alsdann in das Innere des verschanzten Lagers oder nach Metz zurückbegeben unter der Bedingung, sich auf Ehrenwort zu verpflichten, den Platz ohne Befehl des preußischen Commandanten nicht zu verlassen. Die Truppen werden alsdann von ihren Unteroffizieren nach den Stellen geführt, wo die Bivouacs errichtet werden. Die Soldaten behalten ihre Tornister, ihre Effecten und ihre Lagergegenstände, wie Zelte, Decken, Kochtöpfe xc.

Art. 4. Alle Generale und Offiziere so wie die militärischen Beamten mit Offiziersrang, die ihr schriftliches Ehrenwort geben, bis nach beendigtem Kriege die Waffen nicht mehr gegen Deutschland zu tragen und auf keine andere Weise gegen dessen Interesse zu handeln, werden nicht zu Kriegsgefangenen gemacht; die Offiziere und Beamten, welche

diese Bedingung annehmen, behalten ihre Waffen und die Gegenstände, welche ihnen persönlich angehören. Um den Muth anzuerkennen, von welchem die Truppen der Armee und der Garnison während der Dauer des Feldzuges Beweise abgelegt, ist es außerdem den Offizieren, welche die Gefangenschaft wählen, gestattet, ihre Degen und Säbel sowie alles, was ihnen persönlich angehört, mitzunehmen.

Art. 5. Die Militärärzte bleiben ohne Ausnahme zurück, um für die Verwundeten zu sorgen; sie werden nach den Bedingungen der Genfer Convention behandelt; das nämliche ist mit dem Personale der Hospitäler der Fall.

Art. 6. Detailfragen, welche hauptsächlich die Interessen der Stadt betreffen, werden in einem Anhange behandelt, welcher dieselbe Kraft haben wird wie die Convention.

Art. 7. Jeder Artikel, welcher Zweifel erregen könnte, wird immer zu Gunsten der französischen Armee ausgelegt.

So geschehen im Schlosse Frescaty am 27. Oct. 1870.

L. Jarras. Stiehle.

Gleichzeitig erließ Marschall Bazaine folgenden Befehl an seine Soldaten:

Generalbefehl Nr. 12.

An die Rhein-Armee. Besiegt durch Hungersnoth sind wir gezwungen. den Kriegsgesetzen uns zu unterwerfen und uns gefangen zu geben. Zu verschiedenen Zeiten unserer militärischen Geschichte haben tapfere Truppen, befehligt von Massena, Kleber, Gouvion St. Cyr, das nämliche Schicksal erlitten, das in nichts die militärische Ehre befleckt, wenn man, wie Ihr, seine Pflicht bis zur äußersten menschlichen Grenze glorreich erfüllt hat. Alles, was auf loyale Weise möglich war, um diesen Ausgang zu vermeiden, ist geschehen und ohne Resultat geblieben. Was die Erneuerung einer letzten Anstrengung betrifft, um die befestigten Linien des Feindes zu durchbrechen, so wäre dieselbe ungeachtet Eurer Tapferkeit und des Opfers von Tausenden von Leben, welche dem Vaterlande noch nützlich sein können, in Folge der Bewaffnung und der niederschmetternden Streitkräfte, welche diese Linien bewachen und unterstützen, fruchtlos gewesen; ein ungeheuerer Unglücksfall wäre die Folge gewesen. Seien wir würdig im Unglück; achten wir die ehrenhafte Convention, welche stipulirt wurde, wenn wir selbst geachtet sein wollen, wie wir es verdienen. Vermeiden wir vor Allem, um den Ruf dieser Armee zu wahren, die Handlung der Undisciplin, wie die Zerstörung der Waffen und des Materials, weil dem Kriegsgebrauch gemäß Festungen und ihre Bewaffnung an Frankreich zurückkommen, wenn der Friede unterzeichnet werden wird. Bei Niederlegung des Oberbefehls halte ich darauf, den Generalen, Offizieren und Soldaten meine ganze Erkenntlichkeit für die loyale Mithilfe, ihre glänzende Tapferkeit in den Kämpfen, ihre Resignation bei den Entbehrungen auszudrücken; mit gebrochenem Herzen trenne ich mich von Euch.

Der Marschall von Frankreich und Oberbefehlshaber Bazaine.

Ueber die Vorgänge bei der Uebergabe der Festung schreibt Wachenhusen der K. Z.: Die Capitulation war am 27. Oct., Abends abgeschlossen worden. Der Einzug unserer Truppen sollte bereits am 29. stattfinden, doch ward er noch verschoben; nur die Uebernahme der Forts, der Cassen ꝛc. geschah am 29. durch die Commission, und seit dieser Zeit weht auch bereits die schwarz-weiße Fahne auf dem Mont St. Quentin.

Etwa nach 1 Uhr gestern Mittag begann der Ausmarsch der gefangenen Armee aus allen Thoren. Der Prinz Friedrich Karl hatte sich mit seinem Stabe und sämmtlichen Officieren mit Schärpen in großer Uniform hinter Jouy an der Chaussee von Frescaty aufgestellt; jedes unserer Corps blieb in seiner Stellung, die hessische Division war zur Uebernahme der Gefangenen commandirt. Bazaine erschien zuerst, Allen voran, ritt an der Spitze seiner Officiere auf den Prinzen los und redete diesen mit den Worten an: „Monseigneur, j'ai l'honneur de me présenter!“ Der Prinz winkte ihn an seine Seite, und danach begann der Vormarsch der gefangenen Officiere und der Armee selbst, zum Theil nach den Waffen geordnet, zum Theil pêle-mêle. Die Officiere, welche ein Commando hatten, waren zu Pferde, die übrigen hatten ihre Waffen, da ihnen gestattet war, erst später in der Stadt dieselben abzulegen.

Mann und Pferd sahen in der That nicht aus, als habe die äußerste Noth in der Festung geherrscht. Die Uniform der Mannschaften, namentlich der Garde, erschien fast neu, besonders das Schuhzeug; die Pferde waren größtentheils in gutem Zustande.

Sämmtliche Gefangenen wurden auf die Wiesen nächst der von Jouy nach Metz führenden Chaussee gebracht und durch Commandos alle Waffen in Empfang genommen und bewacht. Ihre Haltung war im Ganzen eine würdige, wenn auch manchmal Einer der Gefangenen seinem Unmuthe Luft machte. Die Uebernahme der Gefangenen dauerte von 1 Uhr bis 9 Uhr Abends.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß mit der Festung ein riesiges Material in unsere Hände gefallen ist. Das Fort St. Quentin wurde von der Landwehrdivision Kummer, das Fort St. Privat von der hessischen Brigade besetzt, St. Julien, wie ich vermuthe, von der 2. Armee. Heute werden unsere Pioniere erst den Zustand der Forts untersuchen, um unsere Mannschaften vor möglichen unangenehmen Ueberraschungen, Explosionen ꝛc. zu sichern.

Kriegsbilder.

Aus **Versailles**, 25. Oct., schreibt die Köln. Ztg.: Gestern fand in dem sonst so übermüthig lustigen Dorfe Bougival eine sehr traurige Cermonie statt. Zwei Bauern wurden nach Verurtheilung durch ein Kriegsgericht von einem Detachement des 46. Linien-Infanterie-Regiments erschossen. Als die Fahnen-Section dieses Regiments mit der Fahne selbst am Beginn des Ausfalls vom 21. d. M. Bougival verließ, um sich mit dem Gros der Feldwache zu vereinigen und dann vereint mit dem Soutien die Offensive zu ergreifen, glaubten die Bauern des Orts, die Preußen befänden sich auf vollem Rückzuge. Man weiß, daß man innerhalb wie außerhalb der französischen Hauptstadt auf diesen Ausfall die größten Hoffnungen gesetzt hatte, und die Versailler nahmen dringende Miene an, blos als sie die Alarmsignale und das Ausrücken der Truppen auf den Kampfplatz bemerkten; so waren auch die Bewohner von Bougival, als ihnen die Preußen eine rückgängige Bewegung zu machen schienen, der festen Ueberzeugung, daß sie es mit einer endgültig geschlagenen Armee zu thun hätten. Vorher kriechend-freundlich und zuvorkommend, kehrten sie urplötzlich ihre wahre Natur, den immensen Ingrimm, den Haß und den Groll hervor, welche sie gegen die fremden Eroberer empfanden. Ein Theil der Bauern ging

sogar soweit, auf jenes sich zurückziehende Fahnen-Detachement von hinten zu schießen. Die feuernden Landleute hatten sich dazu in zwei einander gegenüber liegende Häuser versteckt. Die Truppen hörten keinen Knall, sahen aber plötzlich zwei der Ihren verwundet. Man hatte ersichtlich Windbüchsen zu dem Attentat verwendet. Kehrt machen und mit stürmender Hand in die beiden Häuser eindringen, aus denen nothwendig die Schüsse gefallen sein mußten, war das Werk eines Augenblicks. Man fand hier 19 verschiedene Individuen, welche gefänglich eingezogen und am anderen Morgen schon vor ein Kriegsgericht gestellt wurden. Zwei der Verhafteten verurtheilte man zum Tode. Gestern ward das Urtheil in Bougival selbst vollstreckt. Die Häuser, aus denen gefeuert worden, sollen dem Erdboden gleich gemacht werden; der Gemeinde Bougival aber wurde eine Extra-Contribution von 50,000 Francs auferlegt. Da nun diese Commune meist nur aus sommerwohnenden Parisern besteht, die natürlich in diesem Augenblicke sich nicht im Dorfe befinden und mithin auch zur Zahlung nicht herangezogen werden können, so war es beim besten Willen nicht möglich, mehr als etwa 1700 und einige Thaler aufzutreiben, die dann auch an Zahlungsstatt für die ausgeschriebene Summe angenommen worden sind. — So weit die Erzählung meines militärischen Gewährmannes vom 47. Regiment. Für uns Büchermenschen bleibt nach dieser Erzählung nur die Frage übrig, ob die betreffenden Windbüchsen auch bei den Bauern, resp. in jenen Häusern mit aufgefunden wurden. Die Phantasie des gemeinen Soldaten ist, namentlich in der Hitze des Gefechtes, nicht selten überreizt. Schon vielmal ist behauptet worden, daß aus Häusern auf marschirende Truppen gefeuert sei, ohne daß es möglich gewesen, die entsprechenden Beweise für solche Angaben beizubringen. Selbst bei Wörth kamen Verhaftungen wegen dieses angeblich begangenen Verbrechens vor. Ich erinnere nur an die mit Andern verhafteten Kriegscorrespondenten des „Figaro" und des „Gaulois", die Herren Chabrillat und Cardon, die man, da sie factisch waffenlos gewesen, trotz der Aussagen der Soldaten, die sie arretirt, wieder laufen ließ. In Bougival mag das, bei der Sinnesart der Bewohner, welche nur mit schlecht verhaltenem Grolle die Occupation erträgt, anders gewesen sein. Dennoch aber hört man Stimmen, welche, die erregte Phantasie der Soldaten in Rechnung ziehend, ein allzu summarisches Verfahren nicht gut heißen mögen. Gleichwohl aber hört man auf der anderen Seite so viele Beispiele erzählen von der Böswilligkeit der Franzosen in den von uns besetzten Landestheilen, daß unser Regiment nicht ernst und streng genug gehandhabt werden kann, da man französischerseits übereingekommen zu sein scheint, in der Nachsicht und Güte, welche wir walten lassen, nichts als den Ausfluß unserer Schwäche oder der Furcht zu erblicken. — Morgen geht ein Transport von Gefangenen ab, die wegen Vergehen gegen preußische Offiziere, Behörden oder Einrichtungen für einige Zeit nach Deutschland gesandt werden sollen, um sich dort mit dem Studium unserer Verhältnisse in mehr oder minder trauriger Abgeschiedenheit zu befreunden. — Gestern Abend bemerkte man hier, über Paris, ein prachtvolles, tiefrothes Nordlicht, das man Anfangs für eine in Argenteuil ausgebrochene Feuersbrunst gehalten. Und so hängt denn auch jetzt noch „vom Himmel blutigroth der Herrgott seinen Kriegsmantel runter".

Miscellen.

Rottweil. Von den fünf Linden im Haingarten vor der Realschule, unter welchen das ehemalige kaiserliche Hofgericht seine Urtheile verkündete, wurden durch den Sturm am 26. Oct. drei vollständig niedergerissen, die weiteren zwei so erschüttert, daß sie der Sicherheit wegen werden gefällt werden. Von der alten Größe bleibt nichts mehr übrig, als der steinerne Stuhl, auf welchem 1781 letztmals der deutsche Kaiser zu Gericht saß.

(Reinhard Graf von Solms zu Laubach), der seitherige Delegirte der freiwilligen Krankenpflege bei der Hauptetappenstation Mannheim, ist am 30. Oct. dort, 69 Jahre alt, gestorben. Der Verlebte war vordem k. preuß. Generalmajor und Flügeladjutant des Königs von Preußen. Seine militärische Laufbahn begann derselbe in Rußland, wo er bis zur Charge des Majors aufrückte. Nach seinem Uebertritt in preußische Dienste wurde er Oberst und Commandeur des Uhlanenregiments Herzog von Nassau, sodann Brigade-General und zuletzt in unmittelbarer Nähe des Königs bedienstet. Der Verstorbene, obwohl schon länger leidend, fand seinen Tod in Ausübung seiner Johanniterpflicht. Die Leiche wird nach dem Stammschlosse Laubach in Oberhessen überführt.

Aus Saarbrücken, 18. Oct., schreibt Corvin der „N. Fr. Pr.": Bei meinem Hiersein hörte ich noch einige interessante Details in Bezug auf die Schlacht bei Spicheren (6. August). Die Quelle ist durchaus zuverlässig. General Frossard wohnte in Forbach bei dem Maire Herrn Adt. Der General saß auf dem Balcon beim Frühstück, als ihm gemeldet wurde, daß die Preußen anrückten. Er nahm davon nicht die geringste Notiz. Das Gefecht wurde wärmer, und der General hörte jeden Schuß. Adjutanten machten ihm wiederholt Meldungen, allein er fand es nicht für nöthig, irgend einen Befehl zu geben. Einer derselben meldete, daß die Franzosen sich zurückzögen; er antwortete: „Mögen sie sich zurückziehen". Etwa eine Stunde hinter Spicheren standen beiläufig 20,000 Mann in Reserve, welche den Donner der Schlacht hörten und begierig waren, ihren Kameraden zu Hilfe zu eilen, es aber ohne Befehl nicht zu thun wagten. Als eine Hiobspost nach der andern einlangte, setzte sich Frossard mit seinem Sohne zu Pferde, und nicht lange darauf kam ein Oberst der Reservetruppen auf schaumbedeckten Pferde an. Er fragte nach dem General und erhielt zur Antwort, derselbe sei fortgeritten. Auf die Frage, wohin, antwortete ein Gendarm: „Le général a f— le camp!" So war es!

Logogryph.

Wenn Du bist, was ich Dir künde,
Brauchst Du keine breite Thür,
Daß den Weg in's Freie finde
Deines Fußes feine Zier.

Reiß' die dreigezackte Krone,
Mir vom Haupte, siehe — dann
Ist's der Herrscher auf dem Throne,
Der dem Volk vertrauen kann.

Auflösung der Charade in Nr. 128.
Vorwerk.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 132. Speyer, Samstag, den 5. November 1870.

Zeitgedichte.

*** Ein Traum.**

Im Kaiserschlosse von Saint Cloud
Erwacht aus fieberhaften Träumen
Napoleon. Ihn floh die Ruh;
Der Krieg begann, und ohne Säumen
Ergoß das Heer sich an den Rhein,
Dort wollte auch der Kaiser sein.

Und zu ihm traten zum Rapport
Des Reiches stolze Generale,
Da sprach er: „Weit im fernen Nord'
Sah beim Novembersonnenstrahle
Ich Frankreichs Söhne heut im Traume,
Mein ganzes Heer in Deutschlands Raume.

Denn an der Donau, Elbe Spree,
Der Oder, lagerten Zuaven,
In festen Städten, an der See,
In Danzigs weit entlegnem Hafen
Sah Rothhos' ich und Silberschnur,
Von Preußens Kriegern keine Spur.

Mich selbst und dich, mein Held Bazaine,
Schaut' ich in schönem deutschen Schlosse,
Nur schienst du blasser auszuseh'n,
Auch fehlten, mein' ich, die Geschosse.
Ja! sicherlich bedeutet's Sieg,
Wohlan denn, auf zum kurzen Krieg!"

Das war nur Spiel der Phantasie;
Es hat den Hochmuth Gott verlassen.
Daß Er uns solchen Sieg verlieh,
Wer hätte sich es träumen lassen?
Bewache Frankreich, deutsches Schwert,
Bis heim sein Heer aus Deutschland kehrt!
2. November 1870.

König Jérôme im Arrest.

Eine Erinnerung an die lustigen Tage der Wilhelmshöhe.

Von Ernst Eckstein.

(Schluß.)

Vierzehn Tage waren verflossen.

Von den Thürmen der Stadt Kassel schlug es Mitternacht. Die braven Unterthanen des westphälischen Gewalthabers schliefen den Schlaf der Gerechten. Melancholisch wandelte der Wächter durch die menschenleeren Gassen und entlockte seiner kurzen Weichselrohrpfeife eine qualmende Wolke nach der andern.

Nicht ganz so lautlos ging es in dem sogenannten blauen Salon der Napoleonshöhe zu. Hier saß eine kleine, aber gewählte Gesellschaft um eine reichgedeckte Tafel. Man war beim Dessert. Prächtige Früchte, hochfeines Gebäck, perlender Champagner und andere unerläßliche Ingredienzien eines üppigen Mahles verbreiteten einen berauschenden Duft. Die Gläser klirrten in fast verwegener Ungezwungenheit wider einander. Das lärmende Chaos der Stimmen wurde nur durch die Salven eines schallenden Gelächters oder durch die Klänge eines lustigen Refrains unterbrochen. Mit einem Worte, der blaue Salon war wieder einmal Zeuge eines jener intimen Soupers, die gegen elf Uhr begannen, gewöhnlich bis drei, vier Uhr Morgens dauerten.

Während so Jérôme mit seinen Vertrauten, Männlein und Weiblein, schwelgte und die Geister der Gesellschaft immer erregter, die Stimmen immer lauter wurden, ertönte plötzlich im Vorzimmer ein lebhafter Wortwechsel.

Befremdet horchte man auf.

„Ich habe die gemessensten Befehle . . .," sagte einer der königlichen Hofjäger.

„Und ich habe noch gemessenere," entgegnete eine rauhe Stimme. „Machen Sie keine Umstände! Im Namen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, lassen Sie mich vor!"

Jérôme erbleichte. Pigault-Lebrun griff nach dem Glase, um seine Verwirrung zu verbergen.

„So erlauben Sie wenigstens, daß ich Seine Westphälische Majestät zuvor benachrichtige," stotterte der Kammerjäger. „Wen darf ich anmelden?"

„Den Gouverneur von Danzig!" lautete die Antwort.

Eine halbe Minute später öffnete sich die Thür des blauen Salons und der Gouverneur, begleitet von einem königlichen Gardeofficier, betrat das Allerheiligste.

Alles war sprachlos.

Der Botschafter des Imperators verneigte sich voll ritterlicher Anmuth und wandte sich dann an den König.

„Sire," sagte er, „ich habe mich eines höchst unangenehmen Auftrags zu entledigen."

Jérôme ward wie der Kalk an der Wand. Pigault-Lebrun saß da wie ein armer Sünder und nestelte an seinen Manschetten.

„Ich habe diesen Auftrag," fuhr der Gouverneur fort, „von Ihrem erhabenen Bruder, dem Kaiser der Franzosen. Ich verließ Seine Majestät in einem Zustande der Erregtheit und des Zornes, den ich nicht zu schildern vermag . . ."

„Aber ich bitte, mein Herr," rief Fürstenberg, einer der Höflinge und Genossen der königlichen Freuden, indem er die Arme vor der Brust kreuzte, „dies ist weder die Zeit noch der Ort, solche Aufträge auszurichten."

„Ich bedaure," entgegnete der Angeredete kalt, „daß ich so unglücklich bin, Ihre geselligen Freuden zu unterbrechen; allein ich handle nach dem ausdrücklichen Befehl meines hohen Gebieters."

Der König war so vollständig außer Fassung gerathen, daß er vergaß dem Gouverneur einen Stuhl, geschweige denn ein Glas Wein anzubieten. Statt dessen hatte er selbst seinen Becher ergriffen und einen kräftigen Schluck der Verzweiflung gewagt — vermuthlich um seinem gesunkenen Muth wieder aufzuhelfen.

„Sire," fuhr der Gesandte fort, „ich hoffe, Sie werden den Botschafter nicht die Unannehmlichkeiten der Botschaft entgelten lassen . . . und mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier, laut den gestrengen Instructionen, die ich empfangen habe, folgenden eigenhändig geschriebenen Cabinetsbefehl des Kaisers vorlese . . ."

„O, durchaus nicht," stammelte Jérôme in höchster Seelenangst; „das heißt . . . Sie wissen . . . Könnten wir nicht dort in das Zimmer treten?"

„Ich bedaure, Sire . . . die Anordnungen Seiner Majestät sind sehr formell. Sie müssen schon gestatten, daß diese Herrschaften unfreiwillige Zeugen einer Scene sind, die mir ebenso fatal ist, als Ihnen selbst, Sire."

Der König senkte das Haupt, wie Einer, der entschlossen ist, Alles ohne Widerstand über sich ergehen zu lassen.

„Aber das ist unerhört," sagte Fürstenberg.

Der Gouverneur zuckte die Achseln. „Ich wiederhole Ihnen, es ist nicht meine Schuld," entgegnete er. „Das Decret lautet wie folgt:

„Cabinetsbefehl des Kaisers. Unser Adjutant, der General Rapp, Gouverneur von Danzig, wird sofort nach Cassel abreisen und daselbst den Obersten Müller, Commandanten der königlichen Garden, zu sich citiren. Er wird mit besagtem Müller unverzüglich zum König gehen und Seine Majestät diesem Offizier zur Bewachung übergeben. Der König wird achtundvierzig Stunden im Arrest bleiben. Pigault-Lebrun, der Verfasser des flegelhaften Briefes, den unser Bruder uns geschrieben hat, wird zwei Monate lang in's Gefängniß gesteckt und dann unter sicherer Bedeckung nach Frankreich transportirt werden. Wir ertheilen unserm Adjutant Generalvollmacht, die westphälischen Truppen in Anspruch zu nehmen, falls man sich in wahnwitziger Verblendung der Ausführung unserer Befehle widersetzen solle. Gezeichnet: Napoléon."

Jérôme sank vernichtet in seinen Fauteuil zurück. Pigault-Lebrun runzelte die Brauen und ballte die Fäuste. Winzingerode und die anderen Herren sperrten Mund und Nase auf. Einige der Damen weinten; nur eine, die von Jérôme bisher besonders ausgezeichnet worden war, warf einen Blick der grenzenlosesten Verachtung auf diesen ihren Liebhaber und erhob sich stolz aus ihrem Sessel.

„So haben wir hier weiter nichts zu suchen!" sagte sie kalt. „Herr Commandant, thun Sie Ihre Pflicht."

Der Adjutant des Kaisers verabschiedete sich und Jérôme schwankte in Begleitung des Obersten Müller nach seinen Gemächern, um sie erst nach abgebüßter Strafe wieder zu verlassen. Die Ermächtigung, die der Kaiser dem General Rapp ertheilt hatte, im Nothfalle Truppen zu requiriren, war eine überflüssige Maßregel. Der gute Jérôme parirte wie ein wohlerzogenes Kind; seine friedliche Seele war himmelweit entfernt von jener „wahnwitzigen Verblendung," die das allerhöchste Decret vorsehen zu müssen glaubte. Ach, hätten die ehrfurchtsvollen Unterthanen des Königs von dem unerhörten Schauspiele, dessen Theater der königliche Palast, dessen leidender Held ihr vielgeliebter Jérôme war, eine dämmernde Ahnung gehabt! Es ist doch gut, daß der Pöbel nicht in alle Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht wird!

Pigault-Lebrun wurde in den Kerker geworfen. Eine nachträgliche Ordre des Kaisers verbot dem gesammten Hofpersonal, den Gefangenen zu besuchen. Der König schrieb seinem gestrengen Bruder einen demüthigen Brief, in welchem er hundertmal um Verzeihung bat und um die Freilassung seines Vertrauten flehte. Umsonst. Der Kaiser ließ ihm antworten, Pigault werde seine zwei Monate absitzen und alsdann unverzüglich das Land verlassen. Nach langem Betteln gestattete er dem König, den Bibliothekar bei sich zu behalten, falls derselbe gesonnen sei, einen weitern Monat hindurch im Gefängniß zu schmachten. Pigault war natürlich mit Freuden bereit. Das Leben am westphälischen Hofe bedünkte ihn jedes Opfers werth. Am 22. November 1810 war seine Marterzeit vorüber. Blaß und abgemagert trat er vor seinen Gebieter und lächelte ein schmerzliches Lächeln.

„Eh bien, Sire," sagte er, „künftighin besinnen wir uns zweimal, ehe wir einen Brief zur Post geben?"

Jérôme seufzte.

„Du hast schwer gebüßt, mein Freund," flüsterte er niedergeschlagen; „aber auch mich traf ein trübes Verhängniß . . ."

„Ah, Sire, die achtundvierzig Stunden . . .?"

Der König machte ein wehmüthiges Gesicht und sprach: „Es läßt sich halt nicht gegen den Strom schwimmen! Dein Sprüchwort: „Wurst wider Wurst", mag für unsere hessischen Bauern passen, aber nicht für die Familie Bonaparte."

Sprachs, ging hin und blieb ein gehorsamer Bruder.

Kriegsbilder.

Der 29. October vor Metz.

Unter diesem Titel schreibt Georg Horn der K. Ztg.: Nach den anfänglichen Bestimmungen, wie sie in

der am 27. abgeschlossenen Capitulation festgesetzt wurden, sollten die Forts, die Festung und Stadt am 28. übergeben werden, allein die Wucht des Ereignisses mit allen seinen Consequenzen, Vorbereitungen, Dispositionen war so gewaltig, daß die Stunden eines einzigen Tages jedenfalls nicht ausreichend waren, dieselben zu bewältigen, und dann war der Aufschub, wie man mir mittheilt, auch durch Dispositionen von französischer Seite bedingt.

Am zweitfolgenden Tage nach der Capitulation hatten sich Morgens 10 Uhr vom 1., 2., 3., 7., 8., 9. Armeecorps je ein Artillerie- und Ingenieurofficier mit mehreren Unterofficieren in die betreffenden Forts begeben, um die Pulvermagazine zu übernehmen und etwaige Minenleitungen von rückwärts aufzusuchen und zu zerstören. Es sollen derartige existirt haben und ein Officier unserer Artillerie wollte sie wissen. Die Forts wurden um 12 Uhr besetzt; jedes mit 2 Bataillonen, einem Zug einer schweren Batterie, 100 Mann Artillerie mit zahlreichen Officieren und einem Pionierdetachement, und zwar das Fort St. Quentin von der Infanteriedivision von Wrangel (9. Corps), Plappeville vom 3. Armeecorps, St. Julien vom 1. Corps, Queleu vom 8. Armeecorps, und St. Privat von der großherzoglich hessischen Division. Das 7. Armeecorps besetzte die Porte Serpenoise, das nach Süden führende Thor, durch welches die kaiserliche Garde ihren Abzug aus der Festung nehmen sollte. Welcher geschichtliche Moment, diese Ablösung Frankreichs durch Deutschland! Drei Jahrhunderte hatten hier an dieser Stelle französische Posten gestanden. Nachdem die Stadt 1552 verrätherisch von Heinrich II. von Frankreich überfallen worden war, wollte Kaiser Karl V. die Franzosen wieder vertreiben, aber ungeachtet er das größte Heer seiner Zeit, an 40,000 Mann befehligte und trotz seiner 114 Feldstücke konnte er gegen „die Metz" nichts ausrichten und mußte die Festung in den Händen des französischen Herzogs Franz von Guise zurücklassen; am 29. October 1870, Mittags 12 Uhr, war der denkwürdige Augenblick, wo an der Porte Serpenoise drei Jahrhunderte abgelöst wurden und eine neue Zeit die Wachen besetzte.

Um 1 Uhr sollte die Armee Bazaine's und die Garnison von Metz aus den Thoren der Festung ausmarschiren, nach verschiedenen Richtungen, und die betreffenden Armeecorps waren nach ihren Stellungen beordert, den Ausmarsch zu überwachen; auch die Bivouacsplätze, eine halbe Stunde etwa vor den Festungsthoren, waren abgesteckt und mit Holz und Lebensmitteln für die Kriegsgefangenen versehen worden. Schon Tags zuvor hatte, wie man sich erzählt, der Maire von Metz im Hauptquartiere seine Aufwartung gemacht und auf seine Schilderung der unter der Civilbevölkerung herrschenden Noth war ihm eine Million Portionen überwiesen worden. Die Wägen mit diesem Proviant standen bereits seit 8 Tagen in der Nähe von Courcelles.

Um 1 Uhr sollte die Kaisergarde ankommen, aber der Ausmarsch hatte sich verzögert, veranlaßt durch die Ablegung der Waffen, Instrumente, Adler und Fahnen innerhalb der Festungswerke. Sie kam erst gegen 3 Uhr, geführt von General Jurien, welcher dem General-Feldmarschall den Rapport überreichte; der Prinz wies den französischen General damit an den commandirenden General v. Fransecky, und ihm übergaben auch die folgenden Stabsofficiere die Rapporte. Die Leute können sich nun und nimmer denken, daß sie besiegt, überwunden sind — vendus et trahis, waren die Worte, die sie im Vorbeigehen ganz hörbar vor sich hinsagten, mit finsteren Blicken und bebenden Lippen. Sonst waren so im Vorbeigehen noch allerhand hübsche Bezeichnungen aller derer zu hören, die am Wege standen und ihnen für Preußen gelten konnten. Finsterer Haß lag auf den Mienen der Meisten, Einige suchten ihre Thränen zu verwinden, und nur selten kam ein Blick herüber zu den Infanterie-, Cavalerie- und Artillerie-Colonnen, die an beiden Seiten des Weges aufgestellt waren, zu den Zuschauern, die sich eingefunden hatten und die zu dem Civildienst der Armee gehörten. Es kamen die Carabiniers, die Chasseurs à Cheval, die Guiden, die Chasseurs, die Artillerie und zuletzt die Infanterie, alle die Truppen, welche in den letzten zwanzig Jahren die Bewunderung und die Furcht nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt waren — die Soldaten hatten all ihr Eigenthum, ihre Ausrüstung behalten, nur die Waffen nicht. Die meisten der Officiere hatten schon innerhalb der Festung von ihren Mannschaften Abschied genommen, viele begleiteten dieselben aber noch bis zu ihrem Bestimmungsorte, den letzten, schwersten Gang mit ihnen machend und dann nach Metz zurückkehrend. Es kamen immer neue Massen den erhöhten Eisenbahndamm herab, neue Waffengattungen, neue Regimenter. Der Regen goß in Strömen, der Wind heulte furchtbar über das Moselthal hin — das war die Musik zu dem ungeheuren Leichenzuge von 22,000 Mann.

Julius v. Wickede schreibt über die Lage vor und in Metz kurz nach der Uebergabe der französischen Armee: Mein Weg von Ars nach Metz führte mich durch das Lager, wo an dem Ufer der Mosel ca. 20,000 Mann gefangene französische Gardisten aller Waffengattungen in den kleinen Zelten, die sie sich mitgebracht hatten, campirten. Die Nacht hatte es wieder nur zu stark geregnet, der Schmutz war fast unergründlich und die Verpflegung, die wir den armen, ausgehungerten Gefangenen geben konnten, nur sehr dürftig und bestand aus etwas Reis, Kaffee und einem Schiffszwieback für den Mann. Trotzdem war die Mannschaft leidlich bei Laune und suchte es sich so bequem als möglich zu machen. Viele Gefangene wuschen ihre sehr schmutzige Wäsche in der Mosel, Andere schöpften Wasser in die Kochkessel, um eine Suppe zu kochen, noch Andere fällten Holz für die kleinen Bivouacfeuer; kurz, Leben und Thätigkeit herrschten überall. In dieser Kunst, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und sich sehr schnell kleine Bequemlichkeiten für das Feldleben zu bereiten, sind die Franzosen unübertrefflich; und hierin können sie uns als nachahmungswerthe Muster dienen. Das Lager an

der Mosel in der wunderschönen Umgegend, die Metz so sehr auszeichnet, bot einen ungemein malerischen Anblick, und die scharlachrothen Reitermäntel der Garde-Cuirassiere, die weißen Mäntel der Dragoner, die blauen, mit gelben oder weißen Litzen auf der Brust verbrämten Röcke der Grenadiere und Voltigeurs, die Zuaven der Garde in ihrer bunten orientalischen Uniform — alles dieses war voll blendenden Farbenglanzes und äußerster Mannichfaltigkeit. Mehrere Transporte von je 2000 Mann Stärke waren übrigens schon abmarschirt und es sollen täglich 8—10 Transporte von je 2000 Mann unter der Escorte einer Compagnie jetzt den Marsch nach Deutschland antreten. Der Transport von ca. 140,000 unverwundeten Gefangenen und besonders ihre auch nur nothdürftige Verpflegung auf dem Marsche ist eine sehr schwierige Sache.

Die Chaussee nach Metz war sehr belebt. Ganze Schaaren ziemlich ausgehungerter Menschen, fast lauter Flüchtlinge aus der Umgegend, die so thöricht gewesen waren, bei dem Anmarsche der Preußen ihre Häuser zu verlassen, um in diese Festung zu flüchten, eilten jetzt in ihre Heimath, die sie theilweise wohl sehr verwüstet wieder finden werden, während umgekehrt Bauern und Marktleute der Umgegend mit Lebensmitteln in die über drei Monate dem freien Verkehr entzogene Stadt fuhren, um solche dort zu hohen Preisen zu verkaufen, häufig auch wohl, Verwandte oder Freunde damit zu erfreuen. Man sah, wie Alle ohne Ausnahme im höchsten Grade erfreut waren, daß die gänzliche Sperrung, die Metz von der Außenwelt trennte, nun endlich aufgehört hatte. Auch kleinen und größeren Trupps französischer Soldaten, die ohne Wache einherzogen, um sich selbst bei dem nächsten Lager der Gefangenen zu melden, begegnete ich häufig. Alte Soldaten sagten mir, sie hätten seit vierzehn Tagen kein Salz und kaum noch etwas Brod gehabt und lediglich von Pferdefleisch gelebt, im Uebrigen aber noch sehr gern sich gegen die Preußen geschlagen.

Ein unbeschreibliches Gewühl erfüllte die etwas engen Hauptstraßen von Metz. Viele Tausende von französischen Soldaten und Hunderte von französischen Offizieren aller Waffengattungen dazwischen, als wären sie die besten Kameraden, preußische Infanteristen und Dragoner unbefangen in den dichtesten Gruppen der Franzosen stehend und mit ihnen plaudernd, Armeefuhrwerke, Lieferanten und jüdische Pferdehändler, die verhungerte und aus Haut und Knochen bestehende Pferde, die sonst ganz edel und brauchbar waren, zu Spottpreisen kauften, erfüllten alle Straßen und Plätze mit einem Jahrmarktsgewühl, daß man sich oft fast gewaltsam durchdrängen mußte, dazwischen ertönte der preußische Armeemarsch, mit Trommeln und Pfeifen, unserer einrückender Regimenter, die Räder der Batterieen rasselten dumpf auf dem Pflaster, das Schmettern der Cavalerietrompeten erscholl. An 25,000 Mann preußischer Soldaten sollen fortan die Garnison von Metz bilden. Alle Läden in der Stadt waren geöffnet, in den Fleischhallen hingen nur geschlachtete Pferde und die Bäcker verkauften schwarzes Kleienbrod, das ich übrigens sehr wohlschmeckend fand. In den glänzenden Speisesälen des Hotel de l'Europe saßen Hunderte von preußischen und oft mitten unter ihnen an denselben Tischen Dutzende von gefangenen französischen Offizieren. Man konnte recht gut in allen vornehmen metzer Hotels speisen und noch besser trinken, freilich zu sehr theuren Preisen; denn für eine Portion Suppe, ein Stück Hammelsbraten mit Compot und dann Schinken mit Eiern, dazu eine halbe Flasche Wein, bezahlte ich an 3 Thaler. Salz, Kaffee und Zucker waren sehr theuer, dagegen konnte man, für 2 Fr. die Flasche, ganz trinkbaren Landwein bekommen, und Champagner kostete die Flasche 7—8 Fr. Das Brod, auch in den vornehmen Hotels, war Kleienbrod, und mit Salz ward wie mit der kostbarsten Delicatesse umgegangen. Fast verhungerte Pferde konnte man für 10—20 Fr. kaufen, auch lagen vor Hunger und Entkräftung gefallene Pferde überall todt umher. Die Einwohner waren durchweg höflich und freundlich und erklärten laut ihre Freude, daß die Capitulation endlich abgeschlossen und der freie Verkehr wieder hergestellt sei. Da in Metz, im Gegensatze zu Nancy, Mancher nothdürftig Deutsch versteht, da die Landbevölkerung zwei Meilen ostwärts von der Stadt sich der deutschen Sprache bedient, so erleichterte dies ersichtlich sehr den Verkehr unserer Soldaten mit den Einwohnern. Ueberhaupt macht das Ganze einen ungemein harmlosen, fast friedlichen Eindruck und hätte man nicht überall Hunderte von Kanonen und viele Tausende von den Franzosen in Pyramiden zusammengestellte Chassepotsgewehre, dann zahllose Waffen aller Art erblickt, so wäre man schwerlich auf den Gedanken gekommen, sich jetzt in der einst weitaus stärksten Festung und dem großen Arsenal Frankreichs zu befinden, die uns erst wenige Stunden vorher ihre Thore durch eine Capitulation geöffnet hatte.

Miscellen.

Die Gas-Fontäne zu Erie in Nord-Amerika. Die Feuer-Anbeter am kaspischen Meere, welchen durch russische Industrielle die Quelle ihres ewigen Feuers, das der Erde entströmende Gas, abgeleitet wurde, können ihren Götzendienst mit ungeschwächten Kräften fortsetzen, wenn sie sich die Mühe nehmen, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. — Vor mehreren Monaten machte ein Einwohner von Erie die Beobachtung, daß dem Boden brennbares Gas entströmt, welche Entdeckung von den praktischen Yankees sofort für industrielle Zwecke benützt wurde. Der Erie Republikan schreibt hierüber: Wir haben jetzt bereits über ein Dutzend Fabrik-Etablissements, deren Kessel mit natürlichem Gas geheizt werden, und Erfolg und die dadurch erzielte Ersparniß sind außerordentlich. Ein solches Bohrloch, ist 528 Fuß tief und mit 6zölligen Eisenröhren ausgefüttert. Das Gas hat vor der Entzündung einen Druck von 200 Pfd. auf den Quadratzoll (circa 14 Atmosphären) und nach einstündiger Feuerung 100 Pfd. per Quadratzoll. Es werden jetzt Vorbereitungen getroffen, um die nahen Eisenwerke damit zu betreiben, und werden auch bereits von vielen Privaten Bohrungen veranlaßt, unentgeltliches Feuerungsmaterial zum Heizen der Wohnungen und zum Kochen zu erhalten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 133. Speyer, Dienstag, den 8. November 1870.

Zeitgedichte.

An Deutschland! *)

Von Ferdinand Freiligrath.

Nun grüß' dich Gott, du wunde,
Du bleiche Siegerin!
Ich tret' in ernster Stunde,
Du Herrliche, vor dich hin.
Wohl seh ich freudig glänzen
Das Schwert in deiner Hand;
Wohl gehst du einher in Kränzen, —
Doch schwarz ist dein Gewand.

Und zorn'ge Thränen springen
Durch deine Wimpern heiß;
Obsiegtest du im Ringen, —
Doch theuer war der Preis.
Umsonst mit eisernen Tritten
Für den frech bedrohten Herd
Bist du westwärts nicht geschritten,
Hast ein Reich du nicht zerstört.

Vieltausend Männer und Knaben,
Vieltausend, Schaar bei Schaar,
Begraben, begraben, begraben
An Mosel, Maas und Saar!
O, der Wittwen und der Waisen,
O, der armen Eltern nun!
Und immer noch darf das Eisen,
Das blutige, nicht ruhn.

Noch muß es leuchten und klingen
Durch Feindesland weithin;
Muß noch zum Frieden zwingen
Die trotzige Nachbarin:
Zum Frieden, dem echten, rechten,
Dem dauernden fortan,
Daß die Welt nach allem Fechten
Aufathmen endlich kann.

Daß auf's Geklirr der Waffen
Ein langer goldner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag;
Daß, thronend in aller Mitte,
Du walten magst in Ruh'
Des Rechts, des Lichts, der Sitte,
Freieiniges Deutschland du!

Gescheh' es bald, du Hohe!
Heut hältst du noch Gericht;
Heut röthet noch die Lohe
Des Krieges dein Gesicht;
Heut noch um Babel's Zinnen
Rüstest du kalt das Erz, —
Kalt außen, doch tief innen
Den heil'gen großen Schmerz.

Den Schmerz um deine Kinder,
Die gefordert schon der Sieg;
Den Schmerz um sie nicht minder,
Die dich zwingen noch zum Krieg;
Den Schmerz um jede Wunde,
Die du schlägst auf deiner Bahn, —
Deutschland und in der Stunde
Tret' ich an dich heran!

Du trägst, du wägst in Händen,
Eine Welt und ihr Geschick, —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und, deß zum armen Zeichen,
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen, —
Meines Lebens Liederbuch;
Manch rund', manch rauh gestammelt,
Manch still', manch wild' Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt, —
Da ist's! Verschmäh' es nicht!

Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut:
O, lange träumt ich und sann ich,
Doch däucht mir kurz die Zeit!
Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee, —
O, könnt' ich dir Bess'res geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner werth,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die alten „Liederkerzen"
Wie eigen heut ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren, —
Mehr, als ich danken kann!

---

*) Mit diesem Widmungsgedicht leitet Ferdinand Freiligrath die eben erscheinende Gesammt-Ausgabe seiner Dichtungen ein.

So laß dir denn angehören
Dies Werk, — es ist für dich!
Nimm's an im Jahr der Ehren,
Im Jahre Siebenzig!
Rasch nun, — fliegt aus ihr Blätter!
Schon tönt heran im West
Trompeten- und Horngeschmetter!
Fliegt aus, — zum Friedensfest!

Kriegsbilder.

Orleans. *)

Der Tag von Orleans bildet eine der schönsten Episoden des gegenwärtigen Krieges. Wohl hat die Erstürmung der berühmten alten Stadt deutsches Blut genug gekostet — zählte doch allein das I. bayerische Armeecorps wieder über 1000 Todte und Verwundete, darunter 45 Officiere — aber Jeder, sei er Officier oder Soldat, den ich noch von diesem Tage reden gehört, spricht von ihm mit Begeisterung und nennt den Einzug in die Stadt einen der erhabensten Momente des ganzen Feldzugs. Von 10 Uhr früh standen unsere Soldaten im Feuer. Auf drei Straßen rückten sie kämpfend gegen die Stadt vor. Den rechten Flügel bildete die zum XI. Armeecorps gehörende 22. preußische Division, die unter dem Commando des Generals Wittich über Ormes vordrang. Das Centrum und den linken Flügel hatten die Bayern inne, die sich früh Morgens von Gidy und Chevilly aus in Bewegung setzten. Der erste bedeutendere Kampf fand um Saran, das auf dem Weg von Gidy am Ausgang eines Waldes liegt, statt. Den hartnäckigsten Widerstand leisteten die Franzosen jedoch an der Kreuzung mehrerer Eisenbahnlinien, etwa eine Stunde nördlich von Orleans. Die Hecken und Drahtgeflechte, die sich hier zum Schutze der Schienen längs des Eisenbahndammes hinziehen, erschwerten den Bayern das Vordringen, der Eisenbahndamm selbst diente den Franzosen als Schanze; die vielen Weinberge aber, die rechts und links von den Chausseen liegen, machten die Anwendung von Cavalerie und Artillerie fast unmöglich. Doch die Infanterie, die bayerische wie die preußische, that auch ohne das ihre Schuldigkeit. Umsonst versuchten die Franzosen Stand zu halten; langsam, aber unvermeidlich war ihr Rückzug. Die Sonne neigte sich bereits tief dem Westen zu, als der Kampf um die Vorstädte von Orleans begann. Haus um Haus mußte erobert werden. Dunkelheit trat ein. Unter dem Schein der brennenden Dörfer zogen neue Truppen den ermattenden Deutschen zu Hülfe. Auch die Vorstädte brannten an allen Ecken, trotzdem war die Finsterniß oft so groß, daß sich Freund und Feind nicht unterscheiden konnten. Hie Preußen, hie Bayern! und mit Hurrah gings vor. Um 7 Uhr etwa verstummte das feindliche Feuer! Vorsichtig rückten die Unseren in der Dunkelheit vor. Verschlossene Thore sperrten den Weg, aber die Pioniere sprengten die Riegel. — Orleans lag offen da.

Das erste bayerische Regiment war auch das erste, welches die Stadt betrat. Mit voller Regimentsmusik rückte es in den finsteren Straßen vor. Trompetengeschmetter und Trommelwirbel verkündeten den Sieg der deutschen Waffen. Von der anderen Seite erschollen dieselben Klänge; es war das Leibregiment, das von der Eisenbahn her in die Stadt eindrang. Bald auch folgten die Preußen, das 95. und 32. Regiment nahmen Theil an dem Triumph der Bayern. Bis zur Loire drangen die Deutschen vor; auf der Brücke machten sie Halt, den Feind seinem Schicksal überlassend. Kriegslieder erschollen von allen Seiten: „Die Wacht am Rhein" und „Des Deutschen Vaterland" und dazwischen vernahm man lustige Schnaderhüpfln. Allmälig ward es hell in den Straßen — die Gaslaternen wurden angezündet, doch Quartier ward in der Nacht nicht mehr bezogen. Die Sieger bivouacirten auf den Boulevards und der Place du Martroy. Es war das Leibregiment und ein Bataillon Preußen, die hier zu den Füßen des Denkmals der Jeanne d'Arc den Sieg von Orleans feierten.

So die neueste Geschichte des alten Aurelianum. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß deutsche Truppen als Sieger in der Stadt der Pucelle weilen. Schon 1815 nach der Schlacht bei Waterloo ward Orleans von den Preußen besetzt, freilich ohne daß vorher ein Kampf stattgefunden hätte. Die Orleanesen lassen sich selbstverständlich nicht gern an diese Tage erinnern. Desto lieber reden sie von der ruhmvollen Zeit, wo sich an den Mauern ihrer Stadt die Macht der Engländer brach. Auf Schritt und Tritt wird man an die Jungfrau erinnert. Außer dem großen Denkmal auf der Place du Martroy sind der Nationalheldin noch zwei andere öffentliche Statuen errichtet, vor der Brücke auf der Place dauphine und im Hofe des Hotel de ville. Der Meister der großen Reiterstatue auf dem Hauptplatze der Stadt ist Foyatier. So wenig mir die vergüldete Heldin und ihr sonderbar gebautes Pferd gefallen, so hübsch finde ich die Reliefs am Postamente, welche die Hauptmomente aus dem Leben der Jeanne d'Arc darstellen. Der Einfluß Schillers bei einzelnen dieser Darstellungen ist unverkennbar. Das Monument vor der Brücke — Gois fils ist sein Meister — zeigt die Heldin im Augenblick des Kampfes; mit Fahne und Schwert stürmt sie vor. Die Haltung ist gezwungen und kokett; das Gesichtchen ist hübsch, zeigt auch Ausdruck, aber man glaubt nicht so recht an die Begeisterung. Unwillkürlich wird man an Offenbach erinnert; man erwartet jeden Augenblick die kleine Kokette werde von dem Postament herabspringen und Cancan zu tanzen beginnen. Den Gegensatz zu diesem echten Kind des modernen Frankreichs bildet das fromme Mädchen mit glatt gekämmten Haaren im Hofe des Stadthauses. Das Schwert gesenkt und die Arme gekreuzt steht sie da. Marie von Orleans, die Tochter Ludwig Philipps, ist die Meisterin dieses Monuments. Von ihr rührt auch die Reiterstatue her, von der ein Bronceabguß im Saale der Mairie aufgestellt ist. Die Jungfrau hält hoch zu Roß sinnend über einen tödtlich verwundeten Engländer. Von allen Darstellungen der Heroine hat mir diese am besten gefallen.

*) Frankf. Ztg.

Im Museum ist ein Saal ausschließlich dem Andenken an Jeanne d'Arc geweiht. Man findet dort wohl über zweihundert verschiedene Darstellungen des Heldenmädchens. Gobelins, Tassen, Krüge, die ihr Bildniß schmückt und auf denen ihre Thaten verherrlicht werden, Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographien, Oelgemälde und Statuen aus alter und neuer Zeit. Interessant wäre eine Vergleichung der verschiedenen Auffassung des Characters der Heldin. Die fromme Schäferin überwiegt die streitbare Jungfrau bei weitem. Neuere Künstler lassen das Amazonenhafte mehr hervortreten, ein moderner Maler hat ihre Züge sogar weltschmerzlich angehaucht. In dem Eifer, Alles auf die Nationalheldin Bezügliche hier zu vereinigen, hat man der Sammlung auch einen St. Georg, den man für die Pucelle gehalten, einverleibt.

Es wird auch noch das Haus gezeigt, in dem Jeanne d'Arc bei ihrer Anwesenheit gewohnt hat. Ich machte demselben einen Besuch und fand in dem niedrigen gewölbten Zimmer, welches als Schlafgemach der Jungfrau bezeichnet wird, den Schüler eines Collegs eingemiethet. Im Hause der Agnes Sorel, das sich nicht weit davon befindet, ist augenblicklich eine Handlung von Sieben, Schaufeln ꝛc. etablirt. Sic transit gloria mundi! Auch das Haus Franz I. hat seinem Schicksal nicht entgehen können. Unter der schönen Galerie des Hofraums hat jetzt ein Gewürzhändler seinen Kram ausgebreitet. Eine bessere Bestimmung hat das Haus der Diana von Poitiers gefunden. Dieses Gebäude, eines der schönsten Denkmäler der Renaissance, ist gegenwärtig zu einem historischen Museum eingerichtet und enthält eine Sammlung nicht uninteressanter Localalterthümer.

In den Hauptstraßen von Orleans, der Rue Royale, der Rue de Jeanne d'Arc und der Place du Martroy erinnert überhaupt kaum noch ein Gebäude an die alte Zeit. Moderne Häuser mit großen Läden und Cafés suchen den Schein einer Großstadt zu erwecken. Augenblicklich freilich merkt man wenig davon, denn alle großen Cafés und die meisten Läden sind geschlossen. Die Cafés sind fast sämmtlich zu Lazarethen für die verwundeten Franzosen hergerichtet. — Die verwundeten Deutschen waren größtentheils im Bahnhof untergebracht. Professor Nußbaum, dessen Verdienste auf Aller Lippen, hat alle hier befindlichen Spitäler unter seiner Oberaufsicht. Ich habe während des Krieges wiederholt Gelegenheit gehabt, dem berühmten Chirurgen in der Ausübung seines Berufes zuzuschauen und jedes Mal war ich erstaunt von der Art und Weise der Ausführung. Der sonst so bewegliche Mann wird plötzlich ruhig — das Auge blickt wie verklärt; leicht, ja ich möchte sagen, graziös bewegt sich die Hand und die Operation geht mit einer Sicherheit vor sich, als müßte Alles so und könnte um keine Linie breit anders vollzogen werden.

Bei dem Kampf um Orleans und in den Tagen nach demselben hat sich das Hamburger freiwillige Sanitätscorps besonders hervorgethan, sowohl durch den Muth als die Ausdauer seiner Mitglieder. Das Corps ist vollständig militärisch organisirt und führt auf eigenen Wagen Tragbahren, Verbandgegenstände und Erfrischungen für die Verwundeten mit. Die Ueberführung der bei Orleans Blessirten nach weiter rückwärts gelegenen Lazarethen wurde großentheils fast ausschließlich durch die Hamburger bewirkt. Dieselben haben sich hier im Hause der Schwester Mac Mahons, einer Madame de Laselle, einquartirt. Da ihre Uniformen, mit denen sie vor bald drei Monaten ausmarschirten, allmälig gänzlich abgetragen sind, haben sie aus den in einem hiesigen Magazine vorgefundenen Nationalgarde-Uniformen neue Kleider machen lassen. Außer den Hamburgern sind hier anglo-amerikanische und eine belgische Sanitätscompagnie im Dienst der internationalen Krankenpflege thätig. Belgier und Schweizer, Engländer und Amerikaner sind mit den Deutschen und Franzosen unter dem Genfer Kreuze vereint zu demselben Werk der Liebe, alle unter dem internationalen Banner bestrebt, die Wunden zu heilen, die der Nationalhaß den Einzelnen geschlagen hat. Gewiß, wenn wir dieser und ähnlicher Erscheinungen gedenken, haben wir ein Recht von fortschreitender Entwicklung der Humanitätsidee zu reden und doch wie klein erscheint dieser Fortschritt, wenn wir nur einen flüchtigen Blick werfen auf das Elend, das überall im Gefolge des Krieges auftritt, auf die Leidenschaften, den derselbe entfesselt. So lange wir noch Krieg führen, stecken wir tief im Barbarismus. Jeder Tag liefert dafür neue Beweise, jeder Tag überzeugt mich leider auch mehr und mehr, daß wir keine Aussicht haben, sobald aus diesem Barbarismus herauszukommen. Wir sind in eine neue Periode der Kriege eingetreten, an der viele schöne Hoffnungen zu Grunde gehen müssen. Je länger ich in Frankreich lebe, je mehr und je eingehender ich mich mit Franzosen über die gegenwärtige Lage ihres Staates und über die Zukunft desselben unterhalte, um so mehr wird es mir zur Gewißheit, daß, wenn Frankreich jetzt auch Frieden schließt, es die erste Gelegenheit ergreifen wird, den Krieg gegen Deutschland zu erneuern. Ob der Krieg gerecht oder ungerecht, darnach wird es erst in zweiter Linie fragen. Gilt doch den meisten Franzosen der Schein mehr als das Wesen. Wenn sie durch freiheitliche Ideen in Europa glänzen, über Europa herrschen können, werden sie der Freiheit begeistert zujauchzen; glauben sie dagegen, daß ihnen der Despotismus die Herrschaft verbürgt, werden Sie ihren Nacken willig beugen und gehorsame Sclaven sein, so lange das Joch, das auf ihnen lastet, nur eine Spur von Vergoldung zeigt. Es gibt Ausnahmen, unzweifelhaft — und auf diesen Ausnahmen beruht die Hoffnung einer Wiedergeburt Frankreichs — aber bis die Ausnahmen zur Regel geworden, wird die französische Nation noch eine harte Schule durchzumachen haben. Wir, die Nachbarn Frankreichs, haben alle Ursache, während dieser seiner Lehrzeit auf unserer Hut zu sein. Wir dürfen uns durch die Katastrophen, welche in der Entwicklung unseres Nachbarvolkes eintreten werden, nicht in unserer eigenen Entwicklung stören lassen. Noch schlimmer freilich als solch eine doch immer nur momentane Störung wäre es, wenn wir in die Krankheit verfielen, welche eine Hauptur-

sache an dem Unglück Frankreichs ist, wenn wir — es so kurz wie möglich zu sagen — den französischen durch einen deutschen Chauvinismus abzulösen suchten.

Hermann Vogt.

≃ Nachtseiten des Sieges.

Nachdem wir am 12. October vor Orleans bereits 22 Stunden beschäftigt waren, Verwundete aufzusuchen, zu verbinden und nach rückwärts schaffen zu lassen, kamen wir auch an das etwa ³/₄ Stunden nordwestlich von dieser Stadt gelegene Schlößchen Les Bordes, welches einem reichen Kaufmann in Orleans gehört; dort sollten verwundete Franzosen liegen.

Bei Annäherung an den Park sahen wir massenhaft französische Tornister, Mäntel, Decken, Käppis, Gewehre u. s. w. liegen; auch schaute hie und da durch das Grün des Parkzaunes eine rothe Hose oder ein todtblasses verzerrtes Antlitz hervor oder schwarze Blutlachen gaben Zeugniß von den stattgehabten Kämpfen.

Beim Eintritt in den Park hörten wir Stimmen und trafen bald auf einen Artilleriehauptmann, der aus seinem Bivouac herübergekommen, um sich das Schloß anzusehen, das ihm am Abend zuvor für 3 Geschütze als Scheibe gedient hatte. In der That hätte die Artillerie beim Scheibenschießen auf dem Lechfeld nicht besser treffen können als hier. Loch an Loch zeigte sich in der hübschen Façade, und Vorder- und Rückwand des Schlosses waren nicht selten von einer und derselben Granate durchbohrt. Im Inneren lagen zertrümmerte Möbel neben einander, ein schöner vergoldeter Spiegel hing noch an der Wand neben einem mächtigen Loch in der Mauer, dessen zerrissene Ränder strahlenförmige Blutspuren zeigten. Hier hatte das Geschoß offenbar erst einen Menschen zerschmettert und dann die Mauer durchbohrt. Dort lagen Mörtelstücke, Blutlachen, abgeschossene Glieder, Weinflaschen — und der rothe Wein mischte sich mit dem umherschwimmenden Blute!

Der Artillerieofficier erzählte uns, daß dieses Schloß am Abend vorher stark mit französischer Infanterie besetzt gewesen sei, welche seiner Batterie vielen Schaden mit ihren Chassepots zugefügt, ohne daß man wußte, woher die vielen Infanteriegeschosse kamen, weil die Bäume des Parks das Schloß verdeckten. Endlich sah ein Artillerist, der sich weit vorbegeben hatte, die weißen Mauern durch die Bäume blitzen, machte Meldung und es begannen nun sofort 3 gezogene 6-Pfünder darauf zu spielen, worauf in kurzer Zeit dort Ruhe eintrat.

Nachdem wir vier französische Schwerverwundete in einer Scheune gefunden, ihren Verband vervollkommnet, sie gelabt und in die Wägen hatten einladen lassen — Einer davon starb uns unter den Händen — durchsuchten wir den Park weiter und fanden noch viele französische Todte, dagegen sehr wenig Bayern. In allen Stellungen lagen sie da, meist auf dem Rücken, die häufig jungen Gesichter mit den starren Augen nach Oben gerichtet.

Ein hübscher Franzose, der halb auf dem Grase eines Bosquets, halb auf dem vorüberführenden Sandweg lag, die Füße gegen einen Feigenbaum gestemmt, hatte eine Kugel in das linke Ohr erhalten, die ohne den Kopf zu durchdringen sich durch ihre Schwärze unter dem rechten Augendeckel bemerklich machte. Dieses Auge war geschlossen, das andere offen; der Gesichtsausdruck war indessen nicht schmerzlich, sondern wie der eines Menschen, den man plötzlich durch das Kitzeln mit einem Federbarte aus dem Schlafe geweckt hat.

Auf der Nordseite des Parkes diente eine Mauer als Einfriedigung und hinter derselben befand sich, um in die wunderhübsche Landschaft sehen zu können, ein kleiner Hügel mit einem Geländer. Diesen guten Platz hatte sich ein junger Franzose ausgesucht und von hier aus der Batterie jedenfalls vielen Schaden zugefügt. Allein eine der bayerischen Granaten traf einen vor dem Franzosen befindlichen Baum, explodirte, und ein Granatsplitter nahm ihm den obern Theil des Kopfes bis zur Stirne glatt weg. Merkwürdigerweise war er nicht umgefallen, sondern lehnte wie lebend am Geländer, im Begriff, den abgeschossenen Chassepot zu laden, so daß wir, von rückwärts kommend, ihn noch für lebendig hielten. —

Einer der traurigsten Fälle jedoch, die ich während des ganzen Kampfes erlebte, spielte am Abend des 11. Gegen 6¹/₂ Uhr Abends hatten wir unter Anderen einen Einjährig-Freiwilligen vom 3. Infanterieregiment Namens Seeger aus Kempten geholt, der durch das rechte Auge, die Nase und durch das linke Auge geschossen war. Er war sehr ungehalten, zurück zumüssen, sprach mit Begeisterung von dem herrlichen Erfolg unserer Waffen und meinte nebenbei: „Der Backenschuß thut mir nichts, wenn es nur den Augen nichts thut." — Der Arme! Sie waren beide schon für immer verloren. Die Aerzte glaubten, er werde sicher mit dem Leben davon kommen, aber drei Tage später war der Tapfere — man darf in diesem Falle wohl sagen Gott sei Dank — todt.

Auf dem besagten Terrain kämpften der Hauptsache nach das 7. Jägerbataillon, das 10. und 13. Infanterieregiment, sowie die Batterie Mehn. Das 13. Regiment verlor bei der heldenmüthigen Erstürmung eines Eisenbahndammes besonders viel Leute. Es mußte, um an denselben heranzukommen, eine ganz offene Terrainstrecke von 500 Schritt Länge im schnellsten Chassepotfeuer durchlaufen.

Diese Chassepots tragen ungeheuer weit, und um Ihnen den Beweis zu geben, wie wenig die rothen Kreuze auf weißem Felde selbst gegen die Absicht der Franzosen, vor Chassepotkugeln, geschweige vor Granaten schützen, will ich Ihnen Folgendes erzählen. Kurz nach Beginn der Schlacht vor Orleans hielten wir zu Pferde neben den Ambulancen, die ungefähr 500 Schritte hinter den Plänklern des 13. Regiments standen. 800 Schritt links vor uns feuerte eine unserer Batterien und wurde wieder durch feindliche Infanterie beschossen. Plötzlich stürzte ein Pferd einer Ambulance dicht neben mir zusammen, ohne aber auch nur zu zucken und war todt. Eine Chassepotkugel, die die Batterie gefehlt, hatte, noch 800 Schritte weiter fliegend, den dicken Knochen am Pferdskopf durchschlagen. Zischen hört man diese Geschosse übrigens während des Gefechtes sehr häufig und es klingt dieß um so unheimlicher, als man oft gar keinen Knall voraus hört.

Hier in Orleans kann man jetzt noch immer täglich den Trauermarsch hören und sehen, wie die Bewohner, sonst störrig, wie alle Franzosen, unsern Leichenzügen mit Achtung begegnen.

Miscellen.

Aus dem Oberamt Freudenstadt (im württembergischen Schwarzwald), 29. Oct., berichtet man dem „Schw. M.:" Ueber die Verwüstungen welche der Orkan vom 26. d. M. in unsern Nadelwaldungen angerichtet hat, gehen von allen Seiten die betrübensten Berichte ein. Durch die anhaltenden Regengüsse aufgeweicht, hatte der Waldboden alle Widerstandskraft gegen die rasenden Elemente verloren, und so berechnet sich denn auf einzelnen Markungen die Zahl der entwurzelten oder abgeknickten Stämme auf 8- bis 10,000. Die ohnehin flauen Aussichten für den Holzhandel aufs künftige Frühjahr sind dadurch natürlich noch viel trüber geworden; eine enorme Masse von Hölzern ist der Aufbereitung verfallen, und muß wohl zu jedem Preise losgeschlagen werden, abgesehen davon daß der vor der Thür stehende Winter für die Lagerung des jetzt gefällten Nadelholzes die ungünstigsten Aussichten darbietet. Aber nicht allein die Hoch- und Mittelwaldungen haben entsetzlich gelitten, sondern selbst ganz niedrige Bestände sind morgenweise wie mit der Walze niedergelegt. Im Walde Hagenschieß bei Pforzheim sind an 24,000 Klafter gefallen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 134. Speyer, Donnerstag, den 10. November 1870.

Der Marketender von der siebenten Division.*)

Eine Erinnerung aus 1866 von H. van Dewall.

Es war am 28. Juni des Jahres 1866.

In einer wahrhaft unerträglichen Hitze waren wir von dem 27. an schon seit vier Uhr Morgens auf den Beinen gewesen. Wir hatten auf weiten Umwegen über Felsen und Sumpf die steilen Musky-Berge erklommen, waren dem Feinde in die Flanke gefallen, hatten ihn aus seiner Stellung bei Przihnaz zurückgeworfen und dann bergauf, bergab vor uns hergetrieben. — Bei einer Ruine dicht vor dem Dorfe Boßin angelangt, sahen wir die Oesterreicher in langen Linien, mit starker Artillerie, im Kampfe gegen die Elbarmee und die Divisionen Horn und Fransecky im Thale dicht unter uns; noch ein kurzer aber heftiger Kampf unsrerseits fast Mann gegen Mann, ein jubelndes Hurrah, und Boßin war genommen, 600 Gefangene waren gemacht. Der Feind zog gegen Fürstenbrück und Sobolta in langen Colonnen ab, — die Schlacht bei Münchengrätz war gewonnen.

Hier im Dorfe in einer Obstallee bezogen wir halbtodt vor Erschöpfung die Bivouaks. Der Kanonendonner verstummte, die Division rückte neben und hinter uns ein, während ganze Schaaren von Gefangenen und Verwundeten immerfort noch eingebracht und nach der Kirche abgeführt wurden.

Einige Todte lagen in der Gasse zwischen den Obstbäumen umher, und dicht neben uns wälzte sich ein schwerverwundeter Ungar in den letzten Zuckungen des Todes qualvoll in einer Blutlache, ein Gehöft brannte in der Nähe und in dem kleinen Pfarrhause drüben wurde bereits amputirt; dazu rollte der Donner, zuckten die Blitze und nach einer Viertelstunde waren wir alle von einem tüchtigen Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt.

Zum Glück verzog sich das Unwetter ebenso schnell als es gekommen war, aber erst nachdem wir sämmtlich bis auf die Haut naß und der Erdboden total aufgeweicht war. Zu essen und zu trinken gab es auch nur wenig, kurzum, es war ein ziemlich ungemüthliches Bivouakiren da in der Dorfgasse von Boßin.

Ich hatte meine dünne Hammelbrühe ohne Salz und Schmalz verzehrt, mein Gewehr so gut es gehen wollte getrocknet und mich dann in den Schatten eines Birnbaums dicht am Wege todtmüde auf den halbtrockenen Erdboden geworfen, um ein wenig zu schlafen. Eben begann ich sanft hinüberzudämmern in das Reich der Träume, ein wohlthuender Schlummer breitete freundlich seine Schatten über meine Sinne, als mit einem Male dicht neben mir das laute Knallen einer schweren Fuhrmannspeitsche, das Rasseln eines Wagens und das Klingeln von Schellen mich unsanft wieder zum Bewußtsein brachten.

Wer je in einer ähnlichen Lage war, der wird begreifen wie verdrießlich ich emporschaute nach dem unzeitigen Ruhestörer, — aber ein Blick und mein Zorn verwandelte sich schnell in frohes Entzücken.

Ein großer Frachtwagen kam schwerfällig herangerollt, mit zwei starken und einem magern Pferde bespannt und nebenher ging, den Strohhut im Nacken, ein kleiner, sonnverbrannter Gesell, der so unausgesetzt und mit solcher Virtuosität die wuchtige Peitsche handhabte, daß rings herum alle die Schläfer und Schnarcher aus ihrem Schlummer emporfuhren und die Offiziersgäule unter den Obstbäumen die Ohren anlegten und hinten ausschlugen.

Weiter aber wollte der Fuhrmann gar nichts, als Aufmerksamkeit erregen; das Knallen gehörte zu seinem Geschäft, es sagte laut und deutlich: „Hier, — seht, wer hier kommt," und lockte die Kunden heran.

Und der hier kam war kein Geringerer, als:

Rosenfeld und Co.

Marketender der 7. Division.

So stand es mit fußlangen Buchstaben auf der Wagenplane, so konnte man es auf den vielen Zetteln lesen, welche dieselbe schmückten. Da stand es blau, grün, roth und schwarz:

Rosenfeld und Co., Divisions-Marketender aus Magdeburg, geben sich die Ehre anzuzeigen, daß sie soeben eine ganz frische Sendung aus der Heimath per Bahn erhalten haben und offeriren zu den reellsten und billigsten Preisen: Gothaer und Braunschweiger Wurst, Westphälische Schinken, Schweizer und Limburger Käse, Sardinen à l'huile, Hamburger Rauchfleisch. 2c.

Besonders aber machen dieselben noch auf ihr Lager von Roth- und Rheinweinen, sowie Portwein und Madeira aufmerksam, ebenso wie auf ein reichhaltig sortirtes Lager echter Havannahs von 15—60 Thlr."

Ihr, die Ihr daheim in Wohlleben schwelgt, könnt

*) „Salon."

Euch wohl schwer eine Idee von der Wirkung dieser Annonce machen. — Alle Welt wurde wie durch einen Zauberschlag munter, beim Knall der Peitsche und Klingeln der Glöckchen schüttelte Jeder den Rest von Müdigkeit noch ab und sprang auf die Füße.

„Hurrah! Rosenfeld ist da!" — „Nach ewigem Kuhfleisch- und Hammelbrühe einmal wieder eine ordentliche Käsestulle und eine Flasche Rothwein — Nectar und Ambrosia!"

Jeder griff nach der Börse, nach der leeren Feldflasche, dem Cigarrenetui, Einer rief es dem Andern zu: „Heda — Rosenfeld ist angekommen!" Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die frohe Nachricht durch die weitläufigen Bivouaks und eine wahre Völkerwanderung begann.

An der Ecke eines kleinen Platzes vor der Kirche, da, wo die Straße nach Fürstenbrück hinausgeht, unter den schattigen Linden vor einem ausgeplünderten „Specerei-Verschleiß" machte das Fuhrwerk Halt, die Wagenplane schob sich vorn auseinander und herunter sprang ein kleiner Mann in leichter Sommerkleidung und kam dicht neben einem Generalstabs-Offizier, der hier draußen über seinen Karten und Ordres saß, auf den Erdboden.

„'Horsamster Diener, Herr Major," redete er diesen an und zog ehrerbietig seinen Hut, — „hier sind wir. — Befehlen Euer Hochwohlgeboren vielleicht 'n bischen was Gutes? — 'S ist 'ne schauderhafte Hitze heute. — Vielleicht 'n bischen Portwein und Rothwein, — sehr schönen Schinken, — frische Butter gefällig? — und einen echten Münchengrätzer Sieges-Kümmel?"

„Danke, danke," lachte Jener, „jetzt nicht, jetzt lassen Sie mich gefälligst ungeschoren, ich habe mehr zu thun" und guckte wieder in seine Karten und Meldungszettel.

„Na 's schadt nichts, ein andres Mal," erwiderte der kleine Mann mit einer neuen Reverenz.

„Joseph, spann' die Pferde aus, wir bleiben hier," sprach er dann zu dem mit der Peitsche, sprang behende wieder hinauf auf den Wagen und verschwand hinter dem Vorhang desselben.

Während nun Rosenfeld u. Co. sich zum Geschäfte vorbereiten, gestatte mir, lieber Leser, Dir die Firma in Kürze vorzustellen. Das Haupt derselben, der eigentliche Principal, ist der ältere der beiden Brüder Rosenfeld: Samuel, ein industrieller Kopf, wie schon sein seliger Vater von ihm zu sagen pflegte: „Der Samuel ist ein Kind wie Oleum, was sich überall durchfrißt!" —

Und Samuel machte das Lob seines braven Alten nicht zu Schanden, wenn ihm auch der Segen desselben bisher noch keine Häuser gebaut oder sonst irgendwie in die Augen springendes Glück gebracht hatte.

Samuel Rosenfeld hatte sich nämlich zuerst, als er sich nach seines Vaters Tode etablirte, mit einem Andern associirt. Die Firma Schabbich u. Rosenfeld hatte in Halle an der Saale ein schwunghaftes Fell- und Ledergeschäft betrieben, als aber einstmals Samuel zur Leipziger Ostermesse gereist war, hatte sich sein Compagnon mit der Kasse und bedeutenden Wechselschulden heimlich entfernt und Samuel war ein ruinirter Mann.

„Es war ein Compagnie-Geschäft," pflegte er später zu sagen, „wie ein Pferd und ein Esel an einem Wagen — nu, ich war der Esel!" — damit hatte er sich schnell getröstet. Mit den paar Hundert Thalern, die ihm übrig blieben, hatte er dann in Magdeburg auf dem Breiten Wege ein Mantelgeschäft begonnen unter der Firma Cohn u. Rosenfeld; aber die unruhigen Zeiten kamen, das Geschäft ging schlecht, Handel und Verkehr stockten und über das Vermögen der Firma wurde der kaufmännische Concurs eröffnet.

Als sich Samuel mit seinen Gläubigern gesetzt hatte, war er so gut wie ein Bettler, aber ein ehrlicher Mann.

Gerade als er vom Gericht kam, wo seine Sachen geordnet waren, hörte er von der Mobilmachung der Armee, von dem bevorstehenden Kriege. Samuel stutzt, ihm kommt ein heller Gedanke.

„'S wird Krieg," murmelte er — „Gut! — Hat mir mein Vater selig nicht erzählt von dem Geheimen-Commerzien-Rath Ezechiel, der gewesen ist ein ganz kleiner Mann und hat bekommen die Lieferungen und ist gefahren anno 15 in Paris in einer Chaise mit vier Pferden, und hat gehabt einen Orden vom russischen Kaiser! — 'S wird Krieg, — gut, — mußt Du machen ein Geschäft mit dem Krieg!"

Und gedacht, gethan; — er geht hin zum General und bewirbt sich um die Stellung eines Marketenders, noch an demselben Tage erwirbt er sich Stellung und Titel, — sein Auge strahlt vor Freude und Hoffnung — Samuel ist Divisions-Marketender. Was kümmert es ihn, daß seine Bekannten ihn auslachen, — „wer zuletzt lacht, lacht am besten," denkt er und sieht sich vor Allem nach einem passenden Compagnon um. Und diesen konnte er gar nicht besser und zweckmäßiger finden, als in der Person seines jüngsten Bruders. — Joseph befand sich damals in einem großen Pferdegeschäft zu Halle an der Saale, war ein guter, fügsamer Junge von zweiundzwanzig Jahren und besaß noch dazu ein ganz besonderes Auge für Pferdefleisch, — nichts konnte günstiger sein. Joseph Rosenfeld willigte denn auch mit Freuden ein in den Vorschlag seines älteren Bruders, sein Compagnon zu werden und langte wenige Tage darauf aus Halle mit etwas Geld und zwei starken, dauerhaften Gäulen an. Samuel verschaffte sich sodann Wagen und Geschirr, nebst den nöthigen Waaren und so erschienen beide Brüder als Divisions-Marketender zuerst in Görlitz bei der Truppe, um sofort ihre verführischen Placate unter ihre 15,000 Kunden zu schleudern, jene Zettel, die dort überall die Wagenplane verzierten und uns den Mund so wässrig machten.

(Schluß folgt.)

Laon und General Theremin.

Von dem nun verstorbenen General Theremin d'Hame, dessen Name bei dem schrecklichen Vorfalle in Laon vielfach auf wenig ehrenvolle Weise genannt

worden, ist der Kreuzztg. ein Brief an seine in Lüttich wohnende Frau mitgetheilt worden. Derselbe ist unmittelbar nach dem gedachten Vorfalle geschrieben und lautet in Uebersetzung, wie folgt:

„Du wirst meinetwegen in großen Sorgen sein, geliebte Frau. Heute wird mir erlaubt, Dich zu beruhigen, was ich wegen Kopfschmerzen und dumpfen Kopfempfindungen, welche heute etwas nachgelassen haben, kaum früher hätte thun können. Mir ist eine harte Prüfung beschieden worden! Du weißt, daß mir vor sechszehn Tagen, am 22. August, das Commando im Aisne-Departement übertragen worden ist — ohne Adjutanten, ohne einen Offizier der Armee, ohne einen Mann, ohne einen einzigen Artilleristen von der Armee, mit Einem Worte, ich war einziger Offizier mit einem Bataillon Mobilgarde, das am 8. August am Hauptorte einberufen worden war, und wir waren am 8. September, also gerade einen Monat nach seiner Einberufung! Die Mannschaft, mit dem Gebrauche der Waffen unbekannt, überdies von Verwandten der Umgegend und von der erschreckten Bevölkerung aufgefordert, desertirte in Haufen und war auf die Hälfte reducirt. Ich hatte keine widerstandsfähige Macht mehr. Ich erhielt ein Telegramm des Ministers, worin er mir anheimstellte, falls ich mich in Laon nicht halten könnte, mich auf Soissons zurückzuziehen. Unglücklicher Weise kam mir das Telegramm zu spät zu. Einige Stunden darauf langte schon ein preußischer Parlamentär an mit der Aufforderung zur Uebergabe der Citadelle. Von dem Augenblicke ab war ich überwacht und konnte daher nicht mehr abziehen. Ich mußte daher, nach zweitägigen Verhandlungen und in Gegenwart eines Armeecorps unter den Befehlen des Herzogs von Mecklenburg, die Citadelle übergeben! Als der Herzog in die Citadelle kam, erstaunte er über die Truppe, die sie hätte vertheidigen sollen — lauter Bauern in Blousen, meistens ohne Patrontaschen. Als der Prinz und der Brigade-Commandeur, Graf Alvensleben, meinen Namen hörten, fragten sie mich, ob ich etwa verwandt sei mit Franz Theremin, der, wie Dir bekannt ist, eine hervorragende Stellung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete und im vorigen Jahre gestorben ist; ob ich mit dem General-Consul Sr. Majestät in Kairo, Leo Theremin, bekannt sei, welcher, wie Du mir schriebst, seine liebenswürdige Frau vor Kurzem verloren hat. Sie fragten mich ferner, ob ich Protestant sei, und kaum hatte ich diese Fragen bejaht, als eine fürchterliche Explosion des Pulvermagazins das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckte. Das Ereigniß war so überraschend, daß wir nicht vermuthen konnten, wer das Feuer hatte anlegen und eine so verbrecherische Handlung hatte verüben können. Heute ist es Allen klar, daß die Artillerie-Schildwache (Garde d'Artillerie) allein die Verantwortung vor Gott und Menschen trägt. Mich aber wird mein Leben lang der Kummer quälen, daß eine so ruchlose That sich ereignen konnte, während ich commandirte! Glücklicher Weise ist der Herzog von Mecklenburg nur leicht verwundet, desgleichen auch der Brigade-Commandeur Graf Alvensleben. Hoffentlich werden sie im Stande sein, den richtigen Sachverhalt zu erkennen. Was aus mir werden wird, weiß ich nicht. Der Herzog von Mecklenburg hatte uns die Freiheit gelassen und mir auf's huldvollste meinen Degen zurückgegeben unter der Bedingung, daß ich während des Krieges nicht wieder dienen sollte. Die Katastrophe hat Alles geändert — ich bin im Hospital und Gefangener. Ich weiß daher nicht, wann ich frei und geheilt sein werde. Aber, sobald als möglich, werde ich um einen Geleitschein bitten, um zu Dir und zu meiner Tochter zu eilen, die in ihrem festen christlichen Glauben hoffentlich Kraft schöpfen wird, um die uns beschiedene Prüfung zu ertragen".

Bekanntlich ist der General Theremin d'Hame noch vor seinem Tode rehabilitirt und seine völlige Schuldlosigkeit an dem schweren Verbrechen öffentlich anerkannt worden.

Dr. Adolph Welsch †.

* Am 2. November starb zu Obernheim im elterlichen Hause Dr. Adolph Welsch, Pfarrer in Haardt. Er stammt aus einer angesehenen Pfarrersfamilie, welche durch Generationen dem Staats- und hauptsächlich dem Kirchendienste eine Reihe tüchtiger Männer geliefert hat. Auch der Verstorbene, welcher nur ein Alter von 32 Jahren erreichte, war eine begabte Natur und ein strebsamer Geist. Insbesondere besaß er eine scharfe Beobachtungs- und eine sehr gewandte Darstellungsgabe. Schon als Universitäts-Student schrieb er in diese Blätter Reiseschilderungen aus dem bayerischen Hochlande, welche durch ihre Frische und Lebendigkeit ansprachen. In neuester Zeit war er ein fleißiger Correspondent der Pfälzer Zeitung und auch der Artikel: „Elsaß und Lothringen bleiben unser", in No. 121 und 122 der Palatina, war aus seiner Feder.

Wenn wir aber einem schmerzlichen Bedauern über den frühen Hintritt eines talentvollen Mitarbeiters Ausdruck geben, so gilt dasselbe eben sowohl und noch mehr dem allgemeinen Verluste, welchen das Vaterland erleidet durch den Tod einer jeden jugendlichen, von edler Sittlichkeit und festen Grundsätzen getragenen Kraft, wie sie mit Adolph Welsch zu Grabe ging. Leicht sei dem Frühvollendeten die Erde!

Miscellen.

* „Der Türkn-Hans" nennt sich eine kleine Erzählung, die Franz v. Kobell zum Besten der Verwundeten geschrieben hat. Wenn auch nur klein und auf wenige Seiten zusammengedrängt, so wird sie doch allen Liebhabern der Dialect-Muse, besonders der oberbayerischen Mundart und ihres gemüthvollen Vertreters gefallen. Der Preis ist von der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart in Anbetracht, daß der gesammte Ertrag den Verwundeten zufließt, auf 18 kr. festgesetzt.

Berlin, 31. Oct. Fortgesetzt bringen die Tagesblätter zahlreiche Anzeigen von dem Dahinscheiden verwundeter Officiere und Soldaten. Einen überaus beklagenswerthen Fall berichtet heut in der „Kreuzztg." eine Wittwe, die ihrem einzigen Sohn folgenden Nachruf widmet: „Bei Beaumont durch einen Granatsplitter am linken Bein schwer verwundet, war, nachdem ich zu ihm geeilt, seine Heilung so weit vorgeschritten, daß ich es wagen durfte, ihn transportiren zu lassen. Nach einer langen mühseligen Reise gestern, an seinem 23. Geburtstag, glücklich hier vor der heimathlichen Wohnung angelangt,

endete ein unglücklicher Sturz aus dem Wagen sein junges Leben. Durch den Wiederaufbruch der Wunde starb er unter namenlosen Qualen im Beisein seiner tief erschütterten Braut, jedoch mit rührender Standhaftigkeit bei vollem Bewußtsein bis zu seinem letzten Athemzug! Er war so recht mein Stolz und meine Herzensfreude."

Hannoversche Petroleumquellen. Es scheint, daß die Petroleum-Gewinnung in Deutschland größeren Umfang annimmt. In Betreff der Fundstätten im Hannoverschen schreibt man der D. B. Z.: Die Bohrungen bei Heide bezweckten, zu untersuchen, in wie großem Umfange sich eine auf 120 bis 130 Fuß tief liegende, fette Petroleumkreidelage erstreckt. Man hat bereits früher über 400 Fuß tief in die Kreide gebohrt, wo die ersten 140 bis 150 Fuß sehr reichhaltig an Petroleum waren, während dasselbe in anderen Schichten abwechselnd vorgefunden wurde. Auf 400 Fuß in der Kreide (die Unternehmer konnten mit den ungenügenden Bohrapparaten nicht tiefer kommen) hat man wieder fast reines Petroleum herausgebohrt. Nachdem nun diese Vorarbeiten unter Leitung des Herrn Nissen und Volkens, zum Zwecke der demnächst zu gründenden Aktiengesellschaft ausgeführt, über alle Erwartungen glänzend ausgefallen sind, wurde vor kurzer Zeit mit der projectirten 100füßigen Bohrung begonnen. Zu diesem großartigen Unternehmen haben die Entrepreneure einen sehr weiten ca. 52 Fuß hohen Bohrthurm mit einer vollständigen maschinenmäßigen Einrichtung gebaut. Das Bohrloch, welches mit dickem Eisenblech verrohrt wird, hat eine Weite von 16½ Zoll. Heute wurde bereits die Petroleumkreide mit dem Meißel geschlagen, welche dermaßen von Petroleum durchdrungen war, daß dieselbe mehr Aehnlichkeit mit Pech als mit Kreide hatte. Das Feuer in der anliegenden Schmiede überzeugte uns jedoch bald, nachdem das Petroleum ausgebrannt, daß der Rückstand reine, weiße und weiche Kreide war. Die Petroleumkreide, welche mittelst eines Schachtes oder durch offenen Tagebau gewonnen werden soll, und die mindestens doppelt so reichhaltig ist, als der bisher verarbeitete Petroleumsand, beabsichtigt man, nachdem das Petroleum aus derselben gewonnen, für Cement zu verarbeiten.

Nach Berichten der „Newyork Times" aus Santa Fe hat Gouverneur Urny, der indianische Specialagent für jenes Territorium, den Cannon de Chelly gefunden und auf zwanzig Meilen erforscht. Man fand Cannons, deren Uferwände eine senkrechte Höhe von 1000 bis 2000 Fuß hatten und deren Felsenschichten eine Regelmäßigkeit zeigten, als ob die geschickten Hände von Bauhandwerkern das Werk vollbracht hätten. Auch fand man verlassene Ruinen alterthümlicher Azteken-Städte, von denen manche augenscheinlich ihrer Zeit Tausende von Einwohnern gehabt haben mußten. An jedem Orte entdeckte man ein gut erhaltenes Steingebäude von ungefähr 20 Quadratfuß, nur ein leeres dunkles Zimmer enthaltend, mit einem einzigen menschlichen Gerippe darin. Deutliche Spuren zeigten, daß die Mitte des Raumes seiner Zeit als Feuerplatz gedient hatte, und man glaubt, daß diese isolirten Räume Altarplätze für das Azteken-Feuer gebildet haben und daß aus irgend welchem Grunde die früheren Bewohner dieser Regionen zum Verlassen ihrer Heimath gezwungen waren, aber in jedem Falle einen treuen Wächter zur Unterhaltung der Flamme zurückließen, die nach den indianischen Traditionen in dortiger Gegend dem künftigen Messias den Weg zu seinem Volke zu erleuchten bestimmt war. Eine genauere Prüfung der Ruinen erwies, daß den Erbauern die Anfertigung und der Gebrauch scharfer Werkzeuge, sowie die Baukunst und andere mechanische Künste nicht fremd gewesen. Einige der Ruinen zeigen Steingebäude von sieben und acht Stockwerken, die auf gegen die Mauern gestellten Leitern erstiegen wurden. In ausgezeichnetem Zustande fand man auch runde Häuser in der Größe von 20 Fuß Durchmesser, die aus behauenen Steinen kunstgerecht erbaut waren. Reiche Gold- und Silberlager sollen gleichfalls in dortiger Gegend gefunden sein, sowie Minen, die den Beweis liefern, daß sie vor Menschenaltern bebaut worden.

(Ermordung eines Geographen.) Sir Roderick Murchison, der Präsident der geographischen Gesellschaft in London, macht die Anzeige, daß der bekannte Geograph George Hayward Anfangs August von dem Gefolge des Häuptlings Meer Wale Khan von Yassim geplündert und ermordet worden ist. Der Ermordete, welcher sich auf dem Wege nach der Pamirsteppe befand, um dieselbe zu erforschen und zu beschreiben, erhielt wegen seiner hervorragenden Leistungen auf der letzten Jahresversammlung der geographischen Gesellschaft die goldene Preismedaille (sogenannte Gründermedaille).

Aufbewahrung angesteckter Kartoffeln. M. Hausherr theilt darüber in Niendorfs Landw. Ztg. Folgendes mit. Nach gemachter Erfahrung kann das Trocknen (und zwar nicht blos das Trocknen an der Luft, das Trockeneinernten und Trockenlagern, wie das allgemein bekannt und von Wichtigkeit, jedoch nicht hinreichend ist, sondern —) das eigentliche Dörren der Kartoffeln in sogenannten Dörröfen (auch in Backöfen) als durchaus probates, wenn auch etwas umständliches Mittel empfohlen werden. Zu dem Ende werden die Kartoffeln, wenn sie als Viehfutter aufbewahrt werden sollen, eben nur gereinigt resp. gewaschen, dann gesotten oder abgekocht und sofort mit oder ohne Schale, selbst ohne Entfernung der angesteckten Theile, auf Hürden in den Dörr- oder Trockenofen geschoben, gerade wie man Aepfel- oder Birnschnitzel zu trocknen pflegt. Das Trocknen geht sehr rasch vor sich. Die gedörrten Kartoffeln lassen sich aber auch geröstet oder sonst zubereitet, ganz gut als Nahrung für Menschen gebrauchen, in welchem Falle sie selbstverständlich, nachdem sie gekocht sind, erst geschält und gereinigt und dann auf Hürden in den Ofen gebracht zu werden pflegen. So zubereitet sind sie nicht nur vor dem Weiterfaulen geschützt, sondern auch der üble Geruch der bereits angesteckten verschwindet, nachdem die faulen Stellen entfernt, vollständig. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß, je rascher mit dem Dörren vorangegangen wird, eine desto größere Quantität vor dem Verderben bewahrt bleibt. Rohe Kartoffeln zu dörren wurde zwar versucht und auch ohne Schwierigkeit fertig gebracht, allein das Wiederaufkochen oder Aufweichen derselben wollte nach mehrfachen Versuchen nicht gelingen. Vielleicht werden geschicktere Manipulationen es doch zu Stande bringen.

Logogryph.

Dem Volk, das Deinen hoffnungsvollen Saaten
Verderben droht, bin ich ein arger Feind,
Und was man spricht von meinen dunklen Thaten,
Ist nicht so schlimm, als es die Fabel meint.
Wird mir ein frecher Diebstahl aufgedrungen,
Sagt' ich ein großes Unglück Dir voraus, —
In's Fäustchen lacht der Dieb, der längst entsprungen,
Das Unglück zogst Du selber Dir in's Haus.

Da darf ich wohl viel Schlimm'res mir erlauben,
Wenn Du das Haupt zu Füßen mir gelegt:
Ich tret' an Deiner Kindheit frommen Glauben,
An manchen leisen Wunsch, den Du gehegt.
„Sie ist so jung — so schön — so liebenswürdig" —
Wenn ich nicht wär', Du nähmst sie Dir zur Braut,
Denn ich bin stets dem Zweifel ebenbürtig,
Mit mir wird nie ein ganzes Glück erbaut.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 131:

Schmächtig — mächtig.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 135. Speyer, Samstag, den 12. November 1870.

Zeitgedichte.

* Zur Capitulation von Metz.

(Am 27. October 1870.)

Gegrüßt seist du mein Vaterland,
Du Land der deutschen Treue,
Du, dem ich mich mit Herz und Hand
Mit Blut und Leben weihe,
Gegrüßt in dieser schönen Zeit
Der großen, deutschen Einigkeit!

Verwirklicht ist der Jugend Traum,
Des Herzens Wunsch erfüllet,
Was wir geglaubt, gehoffet kaum,
Das Sehnen ist gestillet,
Ein unauflöslich festes Band
Umschlingt das deutsche Vaterland!

Umsonst nicht gingt Ihr in den Tod,
Ist Euer Blut geflossen,
Im schönsten, gold'nen Morgenroth
Hat sich ein Tag erschlossen,
D'rum blicken dankend wir hinab
Auf Ihr geweihtes Heldengrab!

Die große That sie ist vollbracht,
Vereint ist sie gelungen,
Gebrochen ist der Wälschen Macht,
Die Riesenburg bezwungen,
Von Land zu Land, von Meer zu Meer
Klingt Deutschlands Name hoch und hehr!

Das deutsche Banner weht im Wind
Hoch von den Bastionen,
Daß sie in uns'ren Händen sind,
Wie können wir's Euch lohnen,
Nach langem, hartem Widerstand
Fiel endlich Metz in Eure Hand!

Ja, Deutschland hat sich aufgerafft,
Und gleicht jetzt einem Riesen
An Größe, Heldenmuth und Kraft,
Und hat der Welt bewiesen,
Daß es geachtet, groß und frei
Durch Einigkeit geworden sei!

D'rum sei gegrüßt mein Vaterland!
O könnt' ich es erflehen,
Daß zwischen Fürst und Volk das Band
Der Liebe möcht' bestehen,
Daß aller Hader wäre aus
Im Vaterland, im Gotteshaus! —

Aschaffenburg, im November 1870.

Franz Englert.

Der Marketender von der siebenten Division.

Eine Erinnerung aus 1866 von H. van Dewall.

(Schluß.)

Samuel war ein Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, untersetzter Statur und etwas zum Embonpoint geneigt. Sein dunkles, krauses Haar lockte sich üppig unter einem breiten Strohhute, der ein Paar schwarze Augen beschattete, die bald schlau und unternehmend, bald wieder gutmüthig und voll Laune blitzten.

Den untern Theil seines Gesichtes rahmte ein etwa vier Wochen alter Vollbart nicht allzu vortheilhaft ein. — Samuel „ließ stehn," er war ja jetzt bei der Armee.

Joseph, der Jüngere, war ein hübscher, lebenslustiger, schwarzbrauner Bursche mit einem kleinen koketten Schnurrbärtchen auf der Oberlippe und einer Rose am Hutbande, seinem ältern Bruder wie aus den Augen geschnitten.

Ihm lag die Aufsicht über Pferde und Wagen ob, während Samuel mehr die inneren, kaufmännischen Angelegenheiten übernommen hatte. — Samuel besorgte das Geschäft, und wie besorgte er es!

Schaut ihn nur an, wie schnell und geschickt er herum hantirt, wie er oben auf dem Wagen stehend Kisten und Kasten ordnet und öffnet, wie er die Waaren verlockend ausbreitet und seine Kunden überschaut, schon im Voraus reichen Gewinn berechnend.

„Gleich, gleich meine Herren!" ruft er herab, „noch einen Augenblick, nur nicht drängeln, — Sie bekommen Alle, — immer Einer nach dem Andern, nur einen Augenblick Geduld!" und hops springt er herunter und macht sich Bahn durch die murrende Menge, der bereits die Zeit anfängt zu lange zu werden.

Er geht hinein nach dem Hofe, wo sein Bruder eben die Pferde in den Stall gebracht hat.

„Joseph, ein Brett!" ruft er diesem zu, „was machst Du, wo bleibst Du? Hab' ich tausend Hände, daß ich Alles machen soll alleine?" — Dann eilt er wieder hinaus, drängt sich durch und springt auf den Wagen.

„Gott, meine Herren, nur noch einen Augenblick!" beschwichtigt er — „da kommt schon das Brett," während Joseph, von zwei Soldaten unterstützt, eine Tischplatte

und zwei leere Tonnen herausschafft, aus welchem er eine Art von Ladentisch improvisirt.

„Hier, meine Herren!" ruft nun Samuel den beiden hülfreichen Infanteristen zu, jedem derselben eine Hand voll Cigarren reichend. „Hier, — nehmen Sie, — 's sind echte Musky-Cigarren," was ein allgemeines Gelächter zur Folge hat.

Und nun beginnt der Verkauf, Joseph steht hinten und langt zu, Samuel vorn und verkauft.

„Womit kann ich dienen, Herr Oberstlieutenant?"

„Eine Flasche Rothwein und ein Dutzend Cigarren."

„Joseph, eine Margaux, Joseph, die Amarillas! So, — Eins — zwanzig, wenn ich bitten darf, — und Sie, Herr Hauptmann?"

„Eine Flasche Portwein und etwas Butter; aber schnell, wenn's gefällig ist. —"

„Gleich, gleich, — Joseph! — die Butter, eine Portwein! — Hier, Herr Hauptmann, der reine Zucker — zwei Thaler bekomme ich."

„Donner, lassen Sie sich dafür bezahlen, daß man hier stundenlang warten muß!" brummt Jener, aber Samuel überhört dies, hat auch nicht Zeit darauf zu antworten, denn von allen Seiten wird er bestürmt und gerufen, besäße er zehn Arme und zehn Köpfe, er könnte sie heute alle gebrauchen.

„Joseph, die Schlacke, — Joseph, den Schinken, die Casoba, Kiste Nr. 13," — Joseph dies und Joseph das, geht es ohne Unterlaß.

„Hier, Herr Lieutenant, Rüdesheimer Berg, — macht drei Thaler; ah, guten Tag, Herr Stabsarzt, — was steht zu Befehl?"

„Eine Flasche Rothwein und ein halbes Pfund Wurst."

„Schön, schön, Joseph, eine Larose und die Schlacke, — hier, Herr Doctor, zwei Thaler bekomme ich, — und Sie, Herr Fähnrich? — Limonade? — bedaure, kann nicht dienen, aber sehr schönen Niersteiner — ein Thaler die Flasche."

„Diener, Herr Sergeant, beehren Sie uns auch?"

„Ein Viertelpfund Tabak und etwas Rum."

„Joseph, — ein Packet Renter Nr. 3 und den Rum, — ausgezeichnete Waare, hier, macht sieben sechse."

So geht das Geschäft in Hast und Eile über eine Stunde lang mit Schwitzen und Schwatzen, bis Alles zu Ende ist, rein ausverkauft.

Was kümmert es Samuel, wenn die Herren fluchen und brummen, er wäre unverschämt theuer, — kommen nicht noch immer die Kunden und Käufer schaarenweise herzugeeilt, hätte er nicht reichlich noch doppelt so viel verkaufen können für denselben Preis und hatte er nicht Last und Mühe genug damit?

„Thut mir leid, meine Herrn — 's Geschäft ist geschlossen — Alles alle!" spricht er vergnügt zu Denen, die das Nachsehen haben und ärgerlich wieder ihrer Wege gehen, und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

„Warum soll man nicht machen ein Geschäft mit dem Krieg!" denkt er, steckt sich behaglich eine von seinen besten Cigarren an, setzt sich bequem auf den ausgeleerten Wagen und schlenkert mit den Beinen. — „Thut mir leid, Herr Einjähriger, kommen zu spät. — Alles reinweg alle, aber heute Abend noch fahr' ich zurück nach unserem Hauptdepot in Turnau und morgen, so Gott will, bin ich wieder hier," tröstet er den Nachzügler und streichelt mit Behagen seine strotzende Geldkatze.

Dann kommt Joseph von den Pferden, denen er zu saufen gegeben und setzt sich neben Samuel in den Schatten der Wagenplane, stopft sich ein Pfeifchen und beide Brüder beginnen ein halblautes trauliches Gespräch miteinander und genießen der Ruhe nach dem anstrengenden Tagewerke.

Aber plötzlich hält Samuel mitten inne im Sprechen, er schaut hinüber nach der Thür des ausgeplünderten und verwüsteten Specerei-Verschleißes, neben dem kaiserlichen Wappen mit der Aufschrift „Tabak-Trafic". Dort steht ein junges abgehärmtes Weib mit zwei kleinen Kindern.

Das eine derselben sitzt zu ihren Füßen und hält in seinen Händchen ein paar unreife Kirschen, das andere wimmert leise an dem Busen der Mutter, über deren blasse Wangen zwei große Thränen langsam herabrollen.

Samuel nimmt die Cigarre aus dem Munde und steigt vom Wagen.

„Warum weinen Sie Frauchen, was fehlt Ihnen?" fragt er theilnehmend und tritt näher.

„Ach, lieber Herr, meine armen Kinder hier und ich haben seit vorgestern Abend keinen Bissen gegessen," sprach die Frau mit Schluchzen und schaute trostlos auf den kleinen Knaben herab, der an ihrem Herzen lag, „die Ungarn haben uns die ganzen Vorräthe geplündert und Alles zerschlagen!"

„Was," ruft Samuel entrüstet — „'s ist ein Scandal, 's ist ein Malheur. So 'ne Aufführung im eignen Lande! — Warten Sie, Frauchen, weinen Sie nicht mehr," damit schritt er eilig zum Wagen.

„Joseph — die Kiste Nr. 12!" ruft er ganz aufgeregt, „schnell die Kiste!" Und als er diese geöffnet hatte (es war die Proviantkiste der Firma), nimmt er aus derselben ein großes Laib Brod und eine Wurst und reicht beides der Frau, und als dieser dann die hellen Thränen aus den Augen stürzen und das Kind am Erdboden laut aufjauchzt beim Anblicke des Brodes, nimmt er dasselbe freundlich auf seinen Arm, greift in die Tasche und schenkt ihm noch ein ganz neues preußisches Thalerstück.

„Hier, mein Lebenchen," spricht er zärtlich, „dafür kannst Du Dir was kaufen, — so."

Und wie nun die Mutter in überströmenden Gefühlen seine Hände erfaßt und ihren Dank stammelt, wehrt er derselben; „bedanken Sie sich nicht, Madamchen, bedanken Sie sich nicht, — ich kann Sie nicht sehen weinen" und damit steckt er die Cigarre wieder in den Mund, setzt das Kind hin und begibt sich schnell auf seine Wagen.

Als die beiden Brüder am selbigen Abende mit ihrem Wagen nach Turnau fuhren, zu dem angeblichen Haupt-Depot, stand die Frau im Specerei-Verschleiß, mit leisen Segenswünschen auf den Lippen, in der Hausthür und schaute ihnen nach.

Und ich glaube, daß dieser Segen aus dem Herzen einer dankbaren Mutter der Firma Rosenfeld u. Co. reichliche Zinsen trug; denn nach beendetem Feldzuge waren beide Brüder wohlhabende Männer und Besitzer eines anständigen Vermögens. Samuel lacht heute alle die aus, die damals den neugebackenen Divisions-Marketender verlachten — er hatte Recht; „warum soll man nicht machen auch ein Geschäft mit dem Krieg?" besonders, wenn man es so gemacht, daß man von Freund und Feind dafür gesegnet wird! —

Stadt und Festung Metz.

Metz, die Hauptstadt des Departements der Mosel der französischen Provinz Lothringen, an dem Einfluß der Seille in die hier schiffbare Mosel gelegen, gehört mit seinen fast 55,000 Einwohnern zu den bedeutenderen Städten des Landes, die Festung zu den stärksten die es überhaupt gibt, da sie ebenso durch die Ausdehnung und die Stärke ihrer Werke wie durch den Besitz aller militärisch-technischen Institute innerhalb derselben bis zu den letzten Wochen den noch nie eingenommenen befestigten Plätzen zugezählt werden mußte. Die Stadt liegt zu beiden Seiten der Mosel, welche hier durch mehrfache Theilung die Inseln St. Simphorien, Sauley und Chambière (von Süden nach Norden) bildet; östlich derselben dehnt sich der größere Theil von Metz bis an das linke Ufer der von Süden hier der Mosel zufließenden Seille aus, während ein nur unbedeutender Theil der Stadt auf dem linken Ufer jenes Hauptflusses gelegen ist, welcher in Metz selbst 14 Male überbrückt wird. Als Hauptstadt ist Metz der Sitz der Departementsbehörden, eines Bischofs, welcher dem Erzbisthum Besançon unterstellt ist, sowie einer großen Anzahl Civilverwaltungs-, Militär-, Gerichts-, Handels-, geistlicher und anderer Behörden. Die wesentliche Bedeutung von Metz in den letzten Monaten lag in seiner fortificatorischen Stärke wie in seiner strategischen Lage überhaupt; diese letztere als Schutz- und Trutzpunkt an der Mosellinie gestattete keinenfalls, es unbeachtet im Rücken der auf Paris zu operirenden Heere liegen zu lassen, sondern erforderte vielmehr, daß man ein dem dort eingeschlossenen Heere mindestens gleiches zurückließ. In engerer Linie seiner Werke ist Metz eine bedeutende Festung, in der weiteren seiner Außenforts ein äußerst starkes befestigtes Lager. Von diesen zwei Gesichtspunkten aus ist die Anlage der Fortificationen um Metz zu betrachten. Die um die Stadt selbst sich ziehenden Werke zerfallen in eine dieselbe rings umgebende Enceinte und in die an diese unmittelbar sich schließenden größeren und kleineren Forts. Erstere ist sehr unregelmäßig; sie hat seit der Belagerung von 1552 elf Bastionen, denen einzelne kleinere Werke vorgeschoben sind, welchen wiederum größere vorliegen. Zu jenen gehören die Redoute du Paté im Süden zur Deckung des Terrains zu beiden Seiten der Seille sowie der Eisenbahn nach Saarbrücken, die hiervon westlich liegende Lunette d'Arcon, um die Mosel und die hier um die Stadt sich nordwärts wendende Eisenbahn zu bestreichen, das kleine Fort Gisors an der Straße nach Straßburg. Zu diesen, den größeren, sind die beiden Forts Bellecroix und Moselle zu zählen: Fort Bellecroix liegt östlich der Stadtumwallung vor und besteht aus einer zusammenhängenden Reihe starker Werke, die von der Straße nach Saarbrücken und Saarlouis bis nördlich an die Insel Chambière reichen; Fort Moselle, wie das vorige von Cormontaigne errichtet, ist auf dem linken Mosel-Ufer gelegen und deckt demnach den nordwestlichen Theil der Stadt. Die äußeren Verschanzungen umschließen die bis hier erwähnten inneren in einem weiten Umkreise, innerhalb dessen eine große Anzahl von Ortschaften liegt. Diese Werke, welche allein den Aufenthalt eines so großen Heeres wie das des Marschalls Bazaine so lange um Metz ermöglicht haben, sind meist noch im Jahre 1868 verstärkt und erneuert worden; die hauptsächlichsten derselben sind: das Fort des Carrières, in der Nähe des Dorfes Plappeville zwischen dem Bois de Vigneulles und dem Mont St. Quentin, 1060 Fuß hoch, im Nordwesten der Stadt; das Fort du Mont St. Quentin, 1078 Fuß hoch, im Westen derselben; das Fort St. Julien auf den 770 Fuß sich erhebenden Höhen von Grimont im Nordosten der Festung, und das Fort Quelen, fast 700 Fuß hoch im Südosten an der Straße nach Straßburg gelegen. Von geringerer Bedeutung sind die theils nur provisorisch errichteten Werke von St. Eloy, St. Privat und les Bottes, welche zwischen den vorgenannten Forts liegen. Die Stadt selbst hat ziemlich krumme Straßen, 16 Kirchen, 27 Plätze, 14 Brücken, 7 Thore u. s. w. Zu den besonderen Sehenswürdigkeiten derselben gehört zunächst die Kathedrale, welche in den ersten Jahren nach 1100 von Bischof Thierry III. begonnen, dann umgebaut und 1546 vollendet worden ist; ferner sind bemerkenswerth die Kirchen St. Maximin, St. Eucaire, St. Ségolène, St. Martin und Notre-Dame. Sehr schön sind das 1766—71 erbaute Rathhaus, die Präfectur, der Gerichtspalast, die Markthallen, besonders interessant die alte Abtei von St. Arnould, welche jetzt für Zwecke der Artillerie- und Ingenieur-Schule eingerichtet ist. Die Bibliothek umfaßt 30,000 Bände und 964 Handschriften, von denen sich 268 auf die Geschichte der Stadt und Lothringens beziehen. (Pr. St. Anz.)

Das große Nordlicht vom 24. und 25. October 1870.*)

Beobachtet von Professor G. Hannimann in Engelsberg in österr. Schlesien.

In der Erscheinung der Nordlichter findet eine große Mannichfaltigkeit statt, aber dennoch lassen sich alle auf eine gewisse gemeinsame Grundlage zurückführen. Das letzte ausgezeichnete Polarlicht, welches man in Deutschland zu beobachten Gelegenheit hatte, erschien am 18. October 1836 und wurde von Bessel beschrieben. Das Nordlicht vom 24. und 25. Oct. d. J. zeigte mit diesem große Uebereinstimmung. Alle anderen seither gesehenen, selbst das vom 21. April 1859, können mit dem unsrigen nicht in die Schranken treten.

Da ich die Beobachtung des Nordlichtes am 24. October versäumt hatte und solche großartige Nordlichter sich manch-

*) „Neue Freie Presse".

mal die folgende Nacht wiederholen, so stellte ich mich daher am 25. bei guter Zeit auf einem freien Aussichtspunkte ein, damit mir im Falle einer Wiederholung auch nicht der erste Anfang entgehe. Und in der That zeigte sich schon eine Viertelstunde vor 6 Uhr im Norden eine in grünlichem Lichte glänzende Helligkeit in Gestalt eines Kreissegmentes, dessen Farbe und Lichtstärke derjenigen glich, welche an heiteren Tagen den aufgehenden Vollmond verkündigt, während der ganze übrige Himmel, selbst im Westen, schon ganz dunkel war.

Es ist dies also der erste Theil des Nordlichtes: das oben erwähnte hellgrüne Polarsegment, welches von vielen Beobachtern übersehen oder nicht beachtet wird, und doch ist es die eigentliche Basis, gewissermaßen die Quelle des Nordlichtes. Dieses Segment dehnte sich nach und nach aus, indem es zugleich an Lichtstärke zunahm, so daß es zuletzt sich bis über diejenigen zwei Punkte des Horizontes südwärts erstreckte, in denen während der längsten Tage bei uns die Sonne auf- und untergeht, also in einem Bogen von nahe 130 Grad. Die Höhe des Scheitelpunktes dieses Segmentes betrug 25 Grad und lag zugleich im magnetischen Meridian.

Nun trat ein neues Stadium ein, der zweite Theil des Polarlichtes begann sich zu entfalten; dieses leuchtende, hellgrüngelbe Segment wurde nach und nach an seinem oberen Umfange von einem der Höhe nach anfangs die Dimension von 2 bis 3 Vollmondsbreiten umfassenden Lichtbande eingefaßt, dessen Farbe sich mit nichts besser vergleichen läßt, als mit der des schwach rothglühenden Eisens. Im weiteren Verlaufe wurde dieser rothe Polargürtel höher, ohne jedoch an allen Stellen gleich hoch zu sein, und die Farbe desselben immer intensiver. Bis hieher ist die Erscheinung gewöhnlich und häufig.

Nun begann gegen 6¹/₂ Uhr das dritte Stadium, indem sowohl in Ostnordost als in Westsüdwest, also an entgegengesetzten Punkten des Horizontes, je ein dunkelrother Streif von 2 bis 3 Mondbreiten sich zu erheben begann; diese beiden Streifen erhoben sich säulenartig immer höher, bis sie sich oben 22 Grad südlich vom Zenithe vereinigten und solchergestalt einen großen geschlossenen dunkelrothen Kreisbogen bildeten, dessen Gipfel im magnetischen Zenithe lag; man nennt ihn daher den Zenithgürtel; seine Ränder waren verwaschen und gingen unmerklich in den dunklen Hintergrund über. Gleichzeitig mit dem Entstehen dieses Bogens erschien am Horizonte am Nordrande eines jeden seiner zuerst entstandenen Füße, von diesen nur durch einen schmalen Raum getrennt, je ein rother Lichtschein, der sich bis zu 30 Grad erhob, in einer Breite von etwa 5 Mondbreiten.

Um 7 Uhr begann nun die Glanzperiode: zuerst fing der untere Theil des schwefelgelben Segmentes hart am Horizonte sich zu verdunkeln an, etwa bis zu seiner halben Höhe; dieser Moment war das Signal zum Beginne der vierten Phase: des Strahlenschießens; kurz vorher hatte sich der ungleich hohe rothe Polargürtel in Nordwest rasch bis 40 Grad erhoben, es entstand eine Lichtfläche von bedeutendem Umfange, wie Tags zuvor; anfangs schwächer, aber immer entschiedener gestaltete sich eine Gruppirung senkrechter Streifen von hellerem und dunklerem Gluthroth. Nach und nach, aber etwas später als im Westen, stieg auch eine Gluthsäule am Ostrande des grünlich-gelben Segmentes in Zeit von wenigen Minuten empor, die an Farbe und Schönheit mit den vom Morgenroth erleuchteten Wolken wetteiferte. Bald verbanden sich beide Theile zu einem Ganzen und nun glich das Firmament über der ganzen Länge des grün-gelben Segmentes einem mit einem durchscheinenden purpurrothen faltigen Stoffe behängten Raume; anfangs sah man noch die helleren Sterne in reinweißem Lichte durchschimmern, sie erblaßten und endlich überstrahlte die Helligkeit und Dichte der Strahlen das Licht der Sterne hinter ihnen, man sah sie nicht mehr. Strahlen loderten von allen Seiten zwischen Ost, Nord und West auf. Dort breiter, hier schmäler waren die blaßrothen fast weißen Streifen, zwischen ihnen dunkle Purpurtinten, in allen Abstufungen der Zwischenfarben. Erst verbreiterten, dann verschmälerten sie sich rasch, um anderen, in mannichfaltigster Nuancenpracht wechselnden, immer sich erneuernden und wieder schwindenden Strahlen Platz zu machen. Dabei war eine langsam oscillirende Bewegung des ganzen Bildes und seiner Theile von Ost nach West und zurück deutlich zu erkennen. Dieses Schauspiel anschaulich zu beschreiben, wäre vergebliche Mühe; nur wer es gesehen hat, bei dem wird es ein unauslöschliches Bild im Gedächtnisse zurücklassen.

Nunmehr schossen einzelne Strahlen über den rothen Hintergrund hinaus weit hinauf in den dunklen Himmelsraum, bis fast an den Zenith, Keilen oder Pfeilen ähnlich, vorne zugespitzt, hinten wie ein gerader Kometenschweif sich verlierend, sehr hellgelb, mit schneeweißer Spitze, oft blitzschnell, dann oben verschwindend, anderen Platz machend. Nun, glaubte ich, sei der Moment zur Entstehung der Nordlichtskrone gekommen, aber ich erwartete sie vergeblich; das Phänomen hatte seinen Culminationspunkt noch nicht erreicht, dies sollte erst eine Stunde später erfolgen.

Das Schauspiel des Strahlenschießens dauerte ungefähr eine Stunde von 7 bis kurz vor 8 Uhr. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Strahlen nicht radial senkrecht auf dem Polarsegment standen, nicht etwa so wie die Strahlen der Sonne. Senkrecht standen sie nur im Norden, aber je mehr sie von Nord entfernt lagen, desto mehr wichen sie von der normalen Richtung ab, bis sie am Ost- und Westrande des Polarsegmentes mit dessen Peripherie einen Winkel von nahe 70 Grad nordwärts einschlossen, so daß sie alle in ihrer geradlinigen Verlängerung gegen den magnetischen Zenith convergirten. Ich habe diese Eigenthümlichkeit auf das genaueste verfolgt, und jeder sorgfältige Beobachter konnte sich davon überzeugen. Unter dem magnetischen Zenith versteht man nämlich jenen Punkt am Himmelsgewölbe, gegen welchen eine freibewegliche Inclinationsnadel mit ihrem Südpole hinweist.

Zur Zeit des größten Glanzes der Ausstrahlung war die Helligkeit fast so groß, als in einer Vollmondnacht. Alle Objecte, als Häuser, Felder, Waldungen, waren mit einem eigenthümlich magischen kupferrothen Widerschein übergossen; besonders schön aber war die Beleuchtung der Wolken, welche an ihrem oberen Rande mit einem prächtig rothen Saume eingefaßt waren. Nach 8 Uhr verminderte sich das Phänomen, der zenithische Gluthgürtel war indeß schon früher entschwunden.

Aber wenige Minuten vor 9 Uhr trat das fünfte Stadium ein, der Zenithgürtel begann sich wieder zu erheben, diesmal rasch, mit bedeutend hellerer Farbe, während er vordem durch eine Stunde nur in dunkler gleichmäßiger Gluth verblieben war. Wieder tauchten plötzlich lebhafte Strahlenbündel mit großer Schnelligkeit von verschiedenen Seiten des Nordens auf; diesmal schossen sie weit über den wahren Zenith hinaus, sie erschienen durch die Perspective verkürzt; nunmehr konnte man ihr Convergiren ausnehmend deutlich beobachten; selbst im Zenithgürtel loderte schnell, vom Horizont aus, jederseits ein helles Strahlenbündel empor, welches immer intensiver wurde, so daß der ganze Gürtel nunmehr in heller Gluth strahlte, während sein Gipfel sich zu einer glührothen kreisförmigen Scheibe von 10 Grad Durchmesser erweiterte. Alle diese von Ost, Nord und West ausgehenden Strahlen erreichten diesmal den magnetischen Zenith, um sich in diesem zu einem Gesammtbilde zu vereinigen, und plötzlich sah man die Nordlichtkrone in prachtvoller, mir nie vergeßlicher Schönheit strahlen, während ihr Mittelpunkt mit jenem der glührothen Scheibe zusammenfiel. Ihr Name ist von den Forschern sehr bezeichnend gewählt, denn sie gleicht in der That einer goldenen Zackenkrone. So schnell sich die Krone entwickelt hat, so schnell ist sie auch entschwunden; ihre Dauer ist nur wenige Minuten. Das Nordlicht hat sein Maximum erreicht und nimmt nun rasch ab. Lottin berichtet, daß in diesem Stadium bisweilen das ganze Himmelsgewölbe in Scandinavien eine ungeheuere, prächtige Lichtkuppel zu sein scheint.

Aus dem Umstande, daß das Nordlicht vom 24. noch um 1 Uhr Morgens leuchtete und jenes vom 25. schon mit eintretender Dämmerung sichtbar wurde, geht hervor, daß es nur Stadien eines einzigen über 24—30 Stunden andauernden Polarlichtes waren.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 136. Speyer, Dienstag, den 15. November 1870.

Auf dem Wasgenstein.

(Vor mehreren Jahren.)

Im wald'gen Wasgau, wo gewaltig
Und kühn manch' Berg sein Haupt erhebt,
Und mancher Fels, keck, sphinxgestaltig
Als Räthsel ob dem Abgrund schwebt,

Da ragt in düstrer Schlucht versteckt,
Doch lauernd weit in's Thal hinein,
Auf jähen Felsen hingestrecket —
Gleich einem Leu der Wasgenstein.

Wer mag verkündigen sein Alter,
Da Hagen saß hier auf dem Schild,
Als einst von Spanien Herr Walther
Der Freunde Blut goß auf's Gefild?

Ich ruh' im Moos. Sieh, wie die Mauern
Hoch ragen finstern, trotz'gen Blicks,
Als wollten sie die Schmach betrauern,
Den Fluch des schmäblichen Geschicks:

Daß sie und zwei der schönen Lande
Geopfert sind der Raubbegier
Der Wälschen durch der Feigheit Schande,
Daß hinsank Deutschlands Hort und Zier!

O rauhe Zeit der großen Todten,
Doch wahr und treu in Zorn und Lieb,
Wo rasch der Falschheit Netz und Knoten
Des deutschen Helden Schwert zerhieb!

O, daß der Geist der Heldenwächter,
Der deutschen Ehre, wiederkäm';
Und achtend nicht der Zungenfechter,
Was uns geraubt ward, wiedernähm'!

Die armen Brüder, die verfälschen
Als Wälschlands Knechte deutschen Laut,
Sie kehren wieder, wenn den wälschen
Der deutsche Adler niederhaut.

Ihr, deren Zunge deutsch geschaffen,
Wie stolz ihr wälscht auch fremden Ton,
Ihr seid doch deutsch, ob ihr die Affen
Auch spielt der großen Nation.

Ja, es zerschmilzt auch eure Bande
Der Strahl der deutschen Herrlichkeit,
Wenn auf dem Grab der feigen Schande
Im alten Glanz wird neu die Zeit! —

Die ihr des Reiches Ehr' saht glänzen,
Als fremde Faust noch nicht entweiht
Des deutschen Reiches heil'ge Grenzen,
Weil deutsches Schwert stets schlagbereit:

Ihr Mauern, trotzt dem Sturmeswehen,
Daß ihr die große Zeit erlebt;
Kein Traum ist's — herrlich wird erstehen,
Was tief im deutschen Herzen lebt.

Th. Böhmer.

Das Gefecht bei Artenay am 10. October.

Das bayerische I. Armeecorps stand seit dem 22. Sept. als allgemeine Reserve für die Paris auf der Südseite einschließenden deutschen Corps (III. preußisches, II. bayerisches und V. preußisches Corps) zwischen Longjumeau und Palisseau in engeren Cantonirungen, und hatte, außer der Aufgabe bei einem allfälligen besonders kräftigen Ausfall der Pariser Besatzung den Cernirungstruppen als Unterstützung zu dienen, noch die Bestimmung, ein Vorgehen der an der Loire und weiter südlich neu sich bildenden Armee zu verhindern. Behufs möglichster Aufklärung des Terrains gegen Süden und Erweiterung des Requisitionsraumes waren von Seite des Obercommando's der III. Armee 3 preußische Cavalerie-Divisionen auf 2—3 Tagmärsche in südlicher Richtung vorgeschoben. Die im Süden sich formirenden Mobilgarden, sowie Banden von Franc-Tireurs und die aufgeregte Bevölkerung erschwerten in dem vielfach durchschnittenen und bewaldeten Terrain der Cavalerie-Division ihren Dienst ungemein, und es erhielt in Folge dessen das I. bayerische Armeecorps am 29. Sept. den Befehl, 6 Bataillone zu den 4 gegen Süden vorgeschobenen preußischen Cavalerie-Divisionen zu detachiren, um ihnen als point de ralliement zu dienen. Von Seite des Commando's des I. bayerischen Armeecorps waren nach Arpajon (südlich von Longjumeau) als eventuelle Aufnahms- oder Unterstützungsposten die auf dieser Straße vorgeschobene 4. preußische Cavalerie-Division, 2 Bataillone, 1 Escadron und 1 Batterie detachirt worden.

Am 5. Oct. Nachmittags traf nun im Hauptquartier zu Versailles die Meldung ein, daß die 4. preußische Cavalerie-Division, bei welcher sich das 1. und 2. Bataillon des bayerischen Infanterie-Leibregiments detachirt befand, bei Toury und Angerville auf beträchtliche feindliche Streitkräfte gestoßen und sich langsam gegen Etampes zurückziehe. In Folge dieser

Nachricht erhielt das I. bayerische Armeecorps am 6. Oct. Mittags den Befehl, noch an diesem Tage nach Arpajon zu marschiren und dort eine Stellung hinter der Orges-Front gegen Süden zu nehmen. Dem General v. d. Tann waren von Seite des Obercommando's der III. Armee für die Dauer der Operation gegen Süden von preußischen Truppen die 22. Infanterie-Division in der Stärke von $8^1/_4$ Bataillonen, 4 Batterien und 1 Husaren-Regiment und die 4. Cavalerie-Division mit 3 Brigaden und 2 reitenden Batterien unterstellt. Das Corps des Generals v. d. Tann zählte in Folge dessen, nach Abzug der abcommandirten Bataillone und Compagnien, etwa 18 Bataillone in der ungefähren Stärke von 600 Mann per Bataillon, dann nach Einrücken von drei aus dem Vaterlande nachgesandten Batterien in Summe 19 Batterien und 16 Escadronen. Der ganze dem General unterstellte Armeetheil zählte demnach $26^1/_4$ Bataillone, 25 Batterien mit 150 Geschützen (darunter eine der neuen Kartätschen-Batterien) und 40 Escadronen. Außerdem waren die 2. preußische Cavalerie-Division in der Stärke von 5 Regimentern und 2 reitende Batterien von Seite des Obercommando's der III. Armee angewiesen worden, mit dem angeführten Armeetheil im Einverständniß zu operiren.

Die bedeutende Stärke an Artillerie im Verhältniß zu jener der Infanterie, sowie die große Ueberlegenheit an Cavalerie, bestimmte den General v. d. Tann den Plan festzuhalten: den im Anmarsch gedachten Gegner in der für Artillerie und Cavalerie besonders günstigen Stellung bei Arpajon zu erwarten, um ihn, wenn er durch Artillerie wesentlich gelitten, auf beiden Flügeln mit überlegener Cavalerie zu umfassen und aufzureiben. Im Laufe des 7. Oct. trafen Nachrichten ein, welche das Zurückgehen des Feindes gegen Toury meldeten. Dieß wurde telegraphisch nach Versailles berichtet, von wo am frühen Morgen des 8. Oct. die Weisung eintraf, nach Etampes vorzurücken; ein weiteres offensives Vorgehen gegen Orleans wurde dem Ermessen des General v. d. Tann anheimgestellt.

Der Armeetheil rückte demgemäß am Vormittag des 8. Octobers nach Etampes, woselbst engste Cantonnirungen, die Cavalerie-Divisionen auf den beiden Flügeln, bezogen wurden. Die in der Richtung gegen Monnerville vorgeschobene Avantgarde meldete Nachmittags, daß Angerville vom Feinde besetzt sei, ebenso gingen aus Marolles von der 2. Cavalerie-Division und von Patrouillen, die gegen Saclas gestreift hatten, Meldungen ein, welche das Vorhandensein des Gegners in den dortigen bewaldeten Schluchten anzeigten. Gemäß dieser Nachricht wurde vorausgesetzt, daß nicht unbeträchtliche feindliche Streitkräfte in dem für Cavalerie ungünstigen Terrain zu beiden Seiten der großen Straße vorgeschoben seien.

General v. d. Tann faßte nun den Entschluß, am andern Tage durch starke Infanterie-Colonnen die Waldschluchten vom Feinde säubern zu lassen, während die auf beiden Flügeln vorauseilende Cavalerie die zurückweichenden feindlichen Truppen auffangen und im Rücken fassen sollte. Dem entsprechend ward für den 9. Oct. der nöthige Befehl gegeben, und der Marsch am frühesten Morgen von allen Colonnen angetreten. Mit Ausnahme einiger 40 Franc-Tireurs, welche zunächst der Hauptstraße der Avantgarde des 3. Chevauleger-Regiments in die Hände fielen, und von diesen theils niedergemacht, theils gefangen wurden, sowie von Méréville, welches Dorf ebenfalls von Franc-Tireurs kurze Zeit vertheidigt wurde, ließ sich nichts vom Feinde sehen. Das Corps bezog am 9. Oct. enge Cantonnirungen um Angerville, die Avantgarde wurde bis Champilong vorgeschoben, und es trafen an diesem Tage Nachrichten ein, welche das Erscheinen feindlicher Linien-Truppen in der Stärke von 5- bis 8000 Mann bei Pithiviers signalisirten. Ueber das Vorhandensein des Gegners bei Toury und Artenay wurde nichts gemeldet. General v. d. Tann, dessen Ermessen, wie bereits oben erwähnt, ein weiteres Vordringen gegen Orleans anheimgestellt war, beschloß nun, mit dem ganzen ihm unterstellten Armeetheil in der Vorrückung zu bleiben, und dem Gegner, wenn er sich noch diesseits der Loire stellte, eine Schlacht zu liefern, und es wurde für den 10. Oct. der Vormarsch gegen Artenay in vier Colonnen angeordnet.

Vormittags gegen 10 Uhr an diesem Tage stieß die Vorhut — gebildet aus einem Bataillon des 1. Inf.-Regiments, zwei Escadronen des 3. Chevauleger-Regiments und zwei Geschützen — bei Artenay auf den Gegner. Derselbe hatte mit einigen tausend Mann Infanterie, mehreren Geschützen und ziemlich zahlreicher Cavalerie Artenay und die nächste Umgebung besetzt. Die Avantgarde (1. Brigade) entwickelte sich nördlich von Artenay à cheval der Straße. Ein Bataillon des 1. Inf.-Regiments wurde auf den linken Flügel an den Eisenbahndamm detachirt; die Batterien der Avantgarde, nämlich die Sechspfünder-Batterie Schleich und die Vierpfünder-Batterie Gruithuisen, eröffneten auf nahe Distanz ein lebhaftes Feuer gegen die feindliche Artillerie und die westlich des Ortes sich zeigende französische Cavalerie. Gegen diese letztere ritt eine Escadron des 3. Chev.-Regiments an, kam aber nicht zur Attaque, indem die feindliche Reiterei dem Angriff auswich und sich unter den Schutz ihrer Infanterie zurückzog. General v. d. Tann beschloß, seine Ueberlegenheit an Artillerie geltend zu machen und das Erscheinen der Cavalerie in den Flanken des Gegners abzuwarten, ehe die Infanterie zum Angriff vorrücken sollte, und befahl deßhalb der 1. Division, die zunächst engagirt war, das Gefecht insolange nur hinhaltend zu führen, bis der Gegner durch überlegenes Artilleriefeuer genügend erschüttert, und die Cavalerie eingetroffen sei. Demgemäß wurde die Division Gramich (2 Sechspfünder-Batterien) aus der Artillerie-Reserve, welche für diesen Tag der 1. Infanteriedivision zugetheilt war, auf den linken Flügel über den Eisenbahndamm dirigirt, um östlich von Artenay in Action zu treten.

Gleich bei Beginn des Gefechts war an die 4. Brigade Befehl gesandt worden, ihr Vorrücken zu beschleunigen und gegen den linken Flügel in das Ge-

fecht einzugreifen; ebenso wurde an die 3. Infanterie-Brigade die Weisung ertheilt, gegen den feindlichen rechten Flügel vorzugehen. Der Befehl traf diese Brigade, nachdem sie, querfeldein dem Geschützfeuer nachmarschirend, bereits bei Artenay angelangt war, und nun hier als Reserve zurückgehalten wurde. Ein gleicher Befehl zum Eingreifen in das Gefecht war auch an die 4. preußische Cavaleriedivision ergangen.

Der Feind hatte unterdessen Verstärkung an Infanterie und Artillerie erhalten und hielt in seiner Stellung Stand. Der Commandirende ließ nun noch zwei weitere Sechspfünder-Batterien in die Feuerlinie rücken, und dann gegen 4 Uhr das Dorf Artenay durch die 1. Brigade mit Sturm nehmen. Der Ort fiel im ersten Anlauf in den Besitz unserer Truppen; der Feind zog sich, lebhaft durch Infanterie- und Artilleriefeuer verfolgt, auf der Straße gegen Orleans zurück. Unterdessen waren aber auch die beiden preußischen Cavaleriedivisionen (2. und 4.) sowie die 4. Infanterie-Brigade auf eine für den Feind sehr empfindliche Weise in Thätigkeit getreten. Die 4. Infanterie-Brigade hatte, als sie während ihres Anmarsches das Geschützfeuer hörte, ihre Cavalerie, 3 Escadronen des 4. Chevauleger-Regiments, sowie ihre Brigade-Artillerie und zwei aus der Reserve-Artillerie der 2. Division zugetheilte Sechspfünder-Batterien, im Trab vorgesandt. Diese Artillerie vereinigte ihr Feuer mit großem Erfolge mit jenem der 4. Cavaleriedivision. Diese war auf die erhaltene Meldung von einem Gefechte bei Artenay über Beaugency gegen Creuzy und la Croix Briquet vorgerückt, und zwang den Feind zur eiligen Flucht gegen den Wald südlich von Chevilly. Bei dieser Gelegenheit wurden von einigen Escadronen der bayerischen Cuirassier-Brigade, welche an diesem Tage der 4. preußischen Cavaleriedivision unterstellt war, mehrere hundert Gefangene gemacht und von preußischen Dragonern ein feindliches Geschütz erobert.

Die zweite Cavaleriedivision hatte am Morgen des Tages eine Brigade gegen Pithiviers und Escrennes zur Recognoscirung vorgesandt, während der übrige Theil der Division bei Guigneville Stellung nahm. Als in Pithiviers nichts vom Feinde zu finden war, sondern im Gegentheil in Erfahrung gebracht wurde, daß derselbe während der Nacht gegen Orleans abmarschirt sei, rückte die Cavaleriedivision gegen das Gefechtsfeld bei Artenay ab, woselbst sie, nach Zurücklegung eines Weges von etwa 10 Stunden, gegen 4 Uhr eintraf und sogleich mit ihrer Artillerie gegen den feindlichen rechten Flügel sehr wirksam in das Gefecht eingriff. Die 2. Cavaleriedivision erschien in dem Moment auf dem Kampfplatze, in welchem auf der andern Seite westlich der Straße die 4. Cavaleriedivision sich dem Feinde fühlbar machte, und der Gegner eben aus Artenay zurückgeworfen wurde. So von zwei Seiten durch bedeutende Cavaleriemassen bedroht, flüchtete der Feind in Auflösung in den Wald. Die Uhlanen der zweiten Cavaleridivision nahmen bei dieser Gelegenheit ein Geschütz. General v. d. Tann befahl, daß längs der Straße, in der Front des Feindes, lebhaft nachgedrängt und Chevilly noch genommen werde, und bestimmte hiezu die 3. Infanterie-Brigade. Vom 2. Infanterie-Regiment (Ersatzmannschaft) wurden in La Croix Briquet ungefähr 600 Gefangene gemacht, während die bis Chevilly vorrückende 3. Brigade ein Geschütz nahm. Die eintretende Nacht und der Wald von Orleans, unter dessen Schutz der weichende Feind sich zurückzog, machte der Verfolgung an diesem Tag ein Ende. Es waren am 10. Oct. dem Feind gegen 1000 Gefangene und 3 Geschütze abgenommen worden, und unser Verlust — an Todten und Verwundeten — betrug 5 Officiere und 226 Mann vom ersten Unterofficier abwärts. (A. Z.)

⌂ Die „Ermordung Cäsar's" von Piloty

war bereits in diesem Sommer in dem Saale des Speyerer Kunstvereines ausgestellt und soll am kommenden 20. November, dem Tage der Generalversammlung des Vereines, wiederholt zur Ausstellung kommen. Wir machen deßhalb unsere Kunstfreunde in der Pfalz auf dieses hervorragende Werk der Historienmalerei aufmerksam, das in Auffassung und Darstellung zu den bedeutendsten Schöpfungen der modernen Kunst zu rechnen ist.

Die tief durchdachte Composition gliedert sich in vier leicht zu unterscheidende Gruppen. Vom Beschauer links in der Ecke ist eine Gruppe von Männern wahrnehmbar, die von dem in ihrer nächsten Nähe sich abspielenden furchtbaren Drama gar keine Ahnung zu haben scheinen. Einer von ihnen wird wie vom Zufall auf den über Cäsars Nacken gezückten Dolch aufmerksam und scheint im ersten Schrecken laut aufschreien zu wollen, wird aber daran gehindert durch den strengen, drohenden Blick, den ihm einer der Verschworenen zuwirft.

Die Gruppe der Verschworenen selbst nimmt den ganzen mittleren Theil des Bildes ein und bildet den eigentlichen Vordergrund der Composition. Ein helles Licht fällt auf die weißen Togen der mordgerüsteten Männer und auf den rothen Mantel des Cäsar, der im glatten Marmorboden widerstrahlt, was der tragischen Katastrophe eine noch lebendigere Energie gibt.

Cäsar sitzt am Fuße der Bildsäule des Pompejus und weist mit abwehrender Rechte und strenger Indignation und kaltem Antlitz den Zudringlichen von sich ab, der sich vor ihm niedergekniet hat und an seinem Kaisermantel zerrt. Sein Haupt hebt er stolz und befremdet zurück und so gerade dem Dolch entgegen, der über ihn herabzuckt und den er nicht ahnt.

Hinter dem im Rücken Cäsars stehenden Mörder und vor dem bedrohten Kaiser knien oder stehen die übrigen Verschworenen, Dolche unter ihren Mänteln bergend, das Auge auf den schon gezückten Dolch ihres Mitverschworenen geheftet. Die Einen bemessen mit entsetzlicher Gewißheit den Augenblick, wo der furchtbare Stoß sein Opfer trifft, Andere scheinen noch zu zweifeln, ob er auch gelingen werde, und wieder Andere zeigen sich fest entschlossen, augenblicklich selber zu-

zustoßen, Einige scheinen ein Grauen zu fühlen vor dem Moment, der Roma's ersten Mann vor ihnen niederstrecken wird. Alle heften ihren Blick mit einem Interesse auf den Dolch, das den Beschauer selbst in Aufregung versetzt. Nur Cäsar sieht nicht, was ihn bedroht und was alle rings um ihn sehen und merkt den Tod nicht, der ihn eben treffen wird. Und darin liegt gerade die tragische Pointe des Bildes, die unserem Maler so unübertrefflich gelungen ist.

Zwei weitere, im Mittelgrund des Bildes sichtbare Gruppen, die eine vom Beschauer rechts, die andere mehr in der Tiefe des Bildes, wiederholen im Ausdrucke der Gesichter und in den Bewegungen und Stellungen die Empfindungen der Figuren im Vordergrunde, in mehr oder weniger gesteigerter Lebendigkeit, wie das Thema eines Musikwerkes sich in vielfachen Variationen wiederholt und abspielt. Sämmtliche Gruppen des Mittelgrundes stehen in einem mehr gedämpften Lichte, wodurch sich die Hauptgruppe im Vordergrunde um so schärfer abhebt. Man hat es als die Aufgabe der Historienmalerei unserer Zeit bezeichnet, den ernstesten und höchsten Moment des Lebens darzustellen; unser Bild kommt der Lösung dieser Aufgabe so nah als möglich, und deßhalb empfehlen wir Allen, die für Kunst Interesse haben, die Ausstellung desselben nicht zu versäumen.

Die Nordpol-Expeditionen, das sagenhafte Gillis-Land, der Golfstrom im Polarmeere.

Gotha, 5. Nov. Nachdem soeben Hr. v. Heuglin von Ost-Spitzbergen zurückgekehrt ist, und neue Nachrichten von verschiedenen russischen und norwegischen Expeditionen in der östlichen Hälfte des Eismeeres eingegangen sind, lassen sich die Gesammtergebnisse aller diesjährigen nordpolaren Forschungen allmählich übersehen.

Um kurz das Ergebniß der deutschen Expedition nach Ost-Grönland zu recapituliren, sei erwähnt, daß der Dampfer „Germania" an dieser Küste bis zu 75°31', die Schlittenreisen bis 77°1' n. Br. vordrangen, daß ein tief ins Innere von Grönland sich erstreckender Fjord und arktische Montblancs entdeckt wurden; daß endlich die Zugänglichkeit Ost-Grönlands von neuem constatirt ist, nachdem schon Henry Hudson im Juni 1607 jene Küsten zuerst entdeckt und erreicht hatte und sie seitdem wiederholt angesegelt waren, besonders in den zwanziger Jahren von Scoresby, Clavering und Sabine.

Hr. v. Heuglin und Graf Zeil hielten sich vom 15. Juli bis 15. Sept. in und bei Ost-Spitzbergen auf, welches sie vom 77° bis zum 79° n. Br. meist in Ruderbooten erforschten und aufnahmen, und u. a. ein großes Land östlich von Spitzbergen entdeckten.

Mit Unrecht identificirt man die im Osten von Spitzbergen gelegenen Landmassen mit dem „sagenhaften" Gillis-Lande. Capitän Gillis entdeckte im Jahre 1707 ein Land in 80° n. Br. Die schwedische Expedition im Jahre 1864 sah vom Weißen Berge Spitzbergens aus 80 nautische Meilen im Osten Land, und legte es als eine im 79° n. Br. gelegene Landzunge auf der Karte nieder; ob dieselbe aber zusammenhängt mit einem Lande in 80° n. Br. und überhaupt mit Gillis-Land identisch ist, bleibt bis zu diesem Augenblick unentschieden.

Hr. v. Heuglin und Graf Zeil entdeckten nun 36 nautische Meilen östlich von Spitzbergen ein von 79° bis 78° n. Br. reichendes, also von Norden nach Süden wenigstens 60 Meilen ausgedehntes Festland mit zahlreichen scharfkantigen Gipfeln, „das, falls es wirklich mit Gillis-Land zusammenhängt, Spitzbergen an Größe mindestens gleichkommen dürfte." Heuglins Entdeckung eines zweiten Landes wie Spitzbergen aber würde die wichtigste nordpolare Entdeckung sein, die seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren gemacht worden ist.

Hr. v. Heuglin hat 14 Kisten voll reicher geologischer, zoologischer und botanischer Sammlungen aus Ost-Spitzbergen mitgebracht, darunter zahlreiche Pflanzen-Petrefacten und seltene Sachen, wie z. B. Anas Steleri; außerdem aber für seine sonstigen Jagdergebnisse über 600 Thlr. erlöst, so daß die Kosten des ganzen Unternehmens, ursprünglich auf 1800 Thlr. berechnet, nur etwa 1200 Thlr. betragen. Mit 1200 Thlr. hat also Heuglin zuerst diejenige Aufgabe bis zu einem Grade gelöst, für deren Lösung meine Freunde und ich seit fünf Jahren, seit dem Geographen-Congreß in Frankfurt im Juli 1865, gearbeitet haben.

Auch bis nach Spitzbergen war schon im September die Kunde des Kriegs gelangt, und Graf Zeil, Lieutenant im k. württembergischen zweiten Jägerbataillon, eilte von Hammerfest sofort nach Stuttgart, wo er am 20. Oct. Audienz bei Seiner Maj. dem König hatte und sich dann gleich zu seinem Regiment nach Frankreich begab.

Eine russische Expedition des Großfürsten Alexij Alexandrowitsch in der Corvette „Warjäg", begleitet u. a. von dem berühmten Akademiker v. Middendorff, hat diesen Sommer in dem weiten Polarmeere zwischen Nowaja Semlä und Island interessante wissenschaftliche Untersuchungen gemacht, und u. a. den Golfstrom bis Nowaja Semlä mit der sehr bedeutenden Temperatur von + 10° Réaumur nachgewiesen.

Endlich sind im vergangenen Sommer etwa 60 norwegische Fahrzeuge zur Jagd und zum Thranthierfang in der östlichen Hälfte des Nordmeeres, westlich, östlich und nördlich von Nowaja Semlä und im Karischen Meere gewesen. Von diesen Seefahrten liegen bereits drei interessante und werthvolle Beobachtungsjournale vor. Auch in diesem Jahr wurde das Karische Meer in der Höhe des Sommers völlig schiffbar befunden, und Capitän Johannesen hat in diesem Sommer ganz Nowaja Semlä umfahren und dabei gefunden, daß es sich im Norden viel weiter erstreckt als es auf den Karten gewöhnlich angegeben wird, nämlich bis 77° 8' n. Br. Er fand daselbst u. a. norwegische Glaskugeln, wodurch allein schon die Existenz des Golfstromes auch an diesen entfernten Küsten zum erstenmal festgestellt ist; denn diese Gebiete sind seit dem Holländer Barents im Jahre 1594 von keinem gebildeten Seemanne besucht gewesen.

Somit ist die Kenntniß der Polar-Regionen in diesem Jahre bedeutend gefördert worden, und ausgedehnte Küstenstriche von Ost-Grönland, Ost-Spitzbergen, Ost- und Nord-Nowaja Semlä zugänglich, weite Meerestheile schiffbar erwiesen, die man sich bisher mit ewigem und festem Eis erfüllt dachte.

Noch ist bis jetzt nicht zurückgekehrt die schwedische Expedition nach West-Grönland, und von denjenigen nach Spitzbergen, wie auch von den meisten norwegischen Nordfahrten liegen bis jetzt noch keine näheren Berichte vor.

A. Petermann.

Miscellen.

Die Ursache, warum künstliches Licht die Augen mehr angreift als Sonnenlicht, ist nach dem Scient. Amer. darin zu suchen, daß bei dem Sonnenlicht die Hälfte der Strahlen zugleich beleuchtend und erwärmend wirkt, während bei dem künstlichen Licht dies Verhältniß ein ganz anderes ist. Bei Oelbeleuchtung betragen die nichtleuchtenden aber erwärmenden Strahlen 90 Proz., bei Gasbeleuchtung ebenfalls 90 Proz., bei electrischem Licht 80 Proz., bei weißglühendem Platinum 98 Proz. und bei Petroleum- und Paraffinölbeleuchtung 84 Proz. Es ist dieses große Quantum Wärme ohne Licht, das für die Augen sehr lästig wirkt, und das theilweise durch Einfassung der Flamme durch Glas oder noch besser durch Marienglas aufgehoben wird.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 137. Speyer, Donnerstag, den 17. November 1870.

Zeitgedichte.

* Paris.

Spiegelbild aus 1870.

In Fesseln hält der Eisenreif vom deutschen Siegesheer
Umschlossen rings der Franken Stadt, ein riesig Häusermeer, —
Paris, — das neue Babylon der sinnbethörten Welt,
Draus raget hoch das Pantheon vom Sonnenglanz erhellt.

Doch nur Ein Wort! — Ein einzig Wort aus deutschem Fürstenmund
Und tausend Feuerschlünde spei'n in meilenweiter Rund'
Verderben auf Paris herab, das der „gloire" jetzt baar
Sich eitel rühmt, daß es die Stadt der Nationen war!

Wohl hat Paris Jahrhundert lang die Welt durch Krieg erregt,
Wohl war, wenn dort ein Mißton klang, Europa stets bewegt,—
Dem sei ein End'! und Deutschland schafft sich vor den Frevlern Ruh', —
D'rum schlägt sein Schwert, — ein Gottes-Schwert, jetzt furchtbar strafend zu.

Der Cäsar sprach's, — und ganz Paris schrie's nach mit trunknem Sinn:
„Auf zum Spaziergang übern Rhein! Nach Deutschland! Nach Berlin!"
Drei Monde sind nun kaum vorbei! Hochmuth kam tief zum Fall,
Wo weilt der Cäsar und sein Heer? Wo sind die Schreier all?

Gefangen sitzt auf Wilhelmshöh' Kaiser Napoleon
Bei Sedan bat vor deutscher Macht er kläglich um Pardon!
Der Kaiser und sein Kriegesheer! General und Feldmarschall!
Mit Roß und Troß und Waffenschmuck! gefangen sind sie all!

Wer zählt der Deutschen Siege auf? Wie strahlt ihr Ruhmesglanz?
Wörth! Sedan! Straßburg! Toul und Metz, da war's nach blut'gem Tanz,
Daß Dreimalhunderttausende, Frankreichs glorreiches Heer
In Schlacht um Schlacht besiegt! zermalmt! sie streckten das Gewehr!

Ja Dreimalhunderttausend sind's, und mehr noch! Ist's ein Traum?
Kein zweites Beispiel kennt die Welt! Die Sinne fassen's kaum!
Nicht gings wie die Franzosen schrien! Viel anders es geschah,
Nach Deutschland wollten Alle hin! — Gefangen sind sie da!—

Pariser seht: Mars hilft Euch nicht, der alte Schlachtengott,
Ein Volk, das nicht im Bund mit Recht, macht schmählich stets Bankrott,
Auch schafft der Straßenpöbel Euch kein Staaten-Ideal,
Denn „Mannheit" braucht die Republik! — Charakter und Moral! —
Doch macht die Staatsform wie Ihr wollt! Deutschland wünscht Euch nur Glück! —
Und schenkt Euch selbst, wenn Ihr ihn wollt, den Kaiser gern zurück, —
Nur Eines merkt, ihr wälschen Hähn'! ruft nicht zum Kampf heraus
Den deutschen Aar, der rupft Euch arg die Federn alle aus!

Fürth. Friedrich Friedreich.

Die Schwestern.

Von J. M. Hutterus.

Unweit der Eisenbahnlinie, welche den Osten Deutschlands mit dem Westen verbindet, liegt inmitten üppiger Wiesengründe an einem namhaften Fluße ein sauberes Städtchen, welches ehemals der Herrschaft eines jetzt mediatisirten und gefürsteten Reichsgrafen angehörte, und auch gegenwärtig noch diesem alten Geschlechte zur Residenz dient. Etwa einen Büchsenschuß von ihm entfernt, erhebt sich auf einem mäßigen Hügel das alte Stammschloß mit seinen stumpfen, ziegelgedeckten Thürmen, zu welchem verschiedene Jahrhunderte, an Ungeschmack sich überbietend, ihre Beiträge geliefert haben. Zu den mehreren Ehrenrechten, welche dem Fürsten in der Mediatisirungsacte vorbehalten waren, und von welchen er in vollem Umfange Gebrauch machte, gehörte auch das, eine eigene Hofkammer zu halten, sowie die Ausübung der Civilgerichtsbarkeit unter Oberaufsicht desjenigen Staates, welchem die Herrschaft einverleibt war. So geschah es denn, daß das Städtchen unter seinen wenigen, meist wohlhabenden Einwohnern sehr viele Beamte zählte und ein Leben in ihm heimisch war, wie es an Orten von solchem Umfange nur selten angetroffen wird. Wenngleich in einem Umkreise von einigen Meilen mehrere, nicht unansehnliche Städte gelegen waren, so machte dennoch keine dieser Residenz in Bezug auf geistige Rührigkeit und Annehmlichkeit des geselligen Verkehrs den Rang streitig. Zu seinen Bällen und Concerten fanden sich die Honoratioren der Nachbarschaft allemal zahlreich ein und sein Liebhabertheater lieferte jährlich eine hübsche Summe an die Ortsarmen-Kasse ab.

An dem Tage, womit unsere Erzählung beginnt, herrschte unter der Tischgesellschaft der Fürstlichen Hofapotheke, zugleich dem einzigen Gasthofe des Ortes,

eine ungewöhnliche Heiterkeit. Der Hofkammer-Actuar Piepmeier, welcher als ältester Stammgast das obere Ende der Tafel einnahm, ließ sich heute ausnahmsweise die Neckereien seiner jüngeren Tischgenossen gefallen, und verlor auch selbst da seinen Humor nicht, als der Referendar Unruh ihn aufforderte, eines seiner Liebesabenteuer zum Besten zu geben. Der alte Hofapotheker, von den Gästen nicht anders als Papa genannt, hatte längst sowohl die Apotheke wie die Gastwirthschaft an seinen Eidam abgetreten, sich jedoch neben der eigenhändigen Bereitung der Arzneien für Serenissimus die Verwaltung des Weinkellers, insbesondere die Dispensirung der feinern Weinsorten vorbehalten. Er hatte während der heutigen Tafel den Weg zum Keller wohl schon ein halbes Dutzendmal hin und zurückgemessen, und es erging jetzt abermals an ihn die Aufforderung, noch einige Flaschen Erbacher zur Stelle zu schaffen. Nun aber muß man wissen, daß selbiger Erbacher gar hoch in seiner Achtung stand, und er es für eine Entwürdigung des edlen Getränkes hielt, wenn solches nach seiner Meinung im Uebermaße genossen wurde, und also von den Trinkern nicht mehr gewürdigt werden konnte. Als daher jene Aufforderung geschah, schien der Papa, welcher sich bereits in seinen Lehnstuhl zurückgezogen hatte, solche Anfangs zu überhören; als sie jedoch dringender wiederholt wurde, schob er sein grünes Sammetkäppchen von der Linken zur Rechten und sprach:

„Der Wein erquicket den Menschen das Leben, sofern man ihn mäßig trinket, aber so man seiner zu viel trinkt, bringt er das Herzeleid, sagt Jesus Sirach. Ich denke, Ihr habt des Guten heute genug gethan, auch ist es auf den Schlag drei Uhr und dem Herrn Bürgermeister wird die Zeit hinter den leeren Kaffeetassen schon lang geworden sein."

Der Actuar zog seine doppelhäusige silberne Uhr unter der Weste hervor, und nachdem er sie kopfschüttelnd wieder eingesteckt hatte, griff er hastig zu seinem baumwollenen Regenschirme, seinem steten Begleiter bei gutem und schlechtem Wetter, und gleich darauf sah man seine lange hagere Gestalt sich gemessenen Schrittes dem gegenüberliegenden Hofkammer- und Gerichtslocale zu bewegen.

„Da hast du gleich ein Pröbchen unserer hiesigen patriarchalischen Zustände," wandte sich der Referendar Unruh an seinen Nachbar zur Rechten, indem er seine Serviette aufrollte und durch einen Perlenreif zog. „Wer da glauben möchte, daß er hier nach zurückgelegtem Schwabenalter für mündig erklärt werde, der wird sich bald eines andern belehrt sehen. Hast du je erlebt, daß ein Wirth der Trinklust seiner Gäste ein veto entgegengesetzt hätte, zumal wenn diese Gäste noch sämmtlich auf dem Nullpunkte der Nüchternheit sich befinden?"

Der also Angeredete war der Assessor Bünau, ein Freund und Studiengenosse Unruh's, aber diesem in der Carriere um ein Stadium voraus, weil er von seinem Eintritt in den Staatsdienst ab beharrlich auf sein Ziel losgegangen war, während jener, eine excentrische Natur, sich manche Abschweifung nach Rechts und Links erlaubt hatte. Bünau hatte sich auf den Wunsch seines Freundes als unbesoldeter Assessor an das Fürstliche Gericht versetzen lassen. Er war erst vor einigen Stunden eingetroffen, und die Tischgesellschaft in der Hofapotheke, welche, meist aus Referendaren bestehend, sich nicht leicht eine Gelegenheit zur Ueberschreitung des gewöhnlichen Weinmaßes entgehen ließ, hatte den Eintritt eines neuen Stammgastes und Collegen mit einigen Flaschen Erbacher gefeiert. Der Papa rückte während der Rede Unruh's abermals an seinem Käppchen und bewegte schalkhaft lächelnd seine Lippen, als ob er ein Wort zwischen ihnen hin und wiederwälzte, um es im geeigneten Momente, gehörig zugespitzt, wider seinen Angreifer zu schleudern. Unruh kannte das und wußte, daß, wenn der Alte seinen Pfeil abdrückte, er immer die Lacher auf seiner Seite hatte. Er fuhr deshalb einlenkend fort:

„Darin hat der Papa allerdings Recht, daß der Bürgermeister längst mit dem Kaffee auf uns warten wird, und in Erwägung dessen, heben wir, denk ich, unsere heutige Sitzung auf."

Der vormalige Bürgermeister Gottlob Daniel Schwengler gehörte einem alten Patriziergeschlecht an. Von sechs erwachsenen Kindern war ihm nur ein einziger Sohn geblieben, und auch dieser war schon seit längeren Jahren kränklich. Theobald, so hieß der junge Schwengler, hatte sich auf den Wunsch seines um Nachkommenschaft besorgten Vaters früh verheirathet, sein Weib aber schon im ersten Jahre der Ehe verloren, nachdem er von ihr mit einem Töchterchen beschenkt war. Als ob sie es im Voraus gewußt, welch' harte Schläge das Schicksal dem Alten zugedacht habe, hatte die Natur ihm ein tüchtiges Rüstzeug mitgegeben in den Kampf des Lebens, eine unverwüstliche Heiterkeit. Weder die Gebrechen des Alters, noch der Verlust seiner Kinder, welchem stets ein langes Siechthum vorangegangen war, hatten seinen Lebensmuth brechen, seinen Frohsinn dauernd trüben können. In hohem Grade lebhaft und gesellig, war ihm nichts unerträglicher, als Einsamkeit, wiewohl er selten zu bewegen war, die Marken seines Besitzthums ohne einen dringenden Anlaß zu überschreiten. Als daher sein Haus, sonst der Tummelplatz fröhlichsten Lebens, immer mehr zu veröden begann, und auch die Hoffnungen, welche sich an die Ehe seines Sohnes knüpften, dahin geschwunden waren, da glaubte er seine Pforten nicht weit genug öffnen zu können, um fröhliche Gäste von Nah und Fern an seinem Herd zu bewirthen. Nicht allein, daß er an manchen Winterabenden einen Kreis jugendlicher Gäste um sich versammelte, wo er denn nichts lieber sah, als wenn sie seinen Weinen tüchtig zusprachen; es hatte sich auch zu seiner nicht geringen Befriedigung unter den jungen Beamten, die ja Muße genug dazu hatten, allmälig die Gewohnheit gebildet, daß sie an jedem Nachmittage den Kaffee bei ihm einnahmen.

Der Hofapotheker hatte allerdings richtig vermuthet, als er die Tischgesellschaft an den harrenden Bürgermeister mahnte. Das Schwenglersche Haus, welches sich sowohl durch seine Größe, wie durch seinen statt-

lichen Bau von der Mehrzahl der übrigen Häuser auszeichnete, lag an einem der äußersten Enden der Stadt, von zwei Seiten von parkartigen Anlagen umgeben. Eine kurze Allee von rothblühenden Kastanien führte bis zu seinem Eingange, über welchem das Familienwappen prangte. Der Bürgermeister war an diesem Nachmittage schon mehrmals von seiner Kanapee-Ecke aus an's Fenster getreten und hatte die Allee hinab geschaut, ob nicht endlich seine Kaffeegäste sichtbar werden möchten, ja er hatte schon einmal, von seinem Gesichte getäuscht, die große Kaffeekanne, ein Geburtstagsgeschenk der Gesellschaft, herein- und wieder hinaustragen lassen, und eben die schon zum öftern durchgelesene Zeitung abermals zur Hand genommen, als die bekannten Stimmen immer vernehmlicher in sein Ohr drangen. Seine Geduld sollte indeß noch länger auf die Probe gestellt werden. Der Assessor Bünau hatte seine Genossen bis an die Schwelle des Hauses begleitet, weigerte sich jedoch entschieden, dieselbe zu überschreiten, bevor er der Familie einen förmlichen Besuch abgestattet habe. Während die Uebrigen einen Kreis um ihn schlossen, um ihm den Rückzug abzuschneiden, suchte Unruh unter Berufung auf die Sitte des Hauses und die jeglichen Förmlichkeiten abholde Persönlichkeit des Bürgermeisters seine Bedenken zu beseitigen und führte dabei seine Rede absichtlich so laut, daß der letztere sie drinnen nothwendig vernehmen mußte. Nachdem der Alte eine Weile hinter den Gardinen gelauscht hatte, öffnete er denn auch das Fenster und rief hinaus:

„Was schwatzt ihr da von Sitte? Ist das etwa Sitte, daß Ihr einen alten Mann stundenlang auf Euch warten laßt?“ Als Unruh etwas erwidern wollte, fuhr der Bürgermeister fort, „Ihr wißt, wo ich meine Audienzen ertheile; dort mögt ihr mich auch mit eurem scrupulösen Freunde bekannt machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsbilder.

Das 5. bayerische Jägerbataillon
am 13. October vor Paris.

Das Zweibrücker Wochenblatt entnimmt hierüber einem Privatbriefe aus Bagneux Folgendes:

Die vielen Berichte sowohl über die Katastrophe in Sedan, als auch über die Ereignisse am 19. Sept. und 13. Oct. thaten nie des 5. Jägerbataillons Erwähnung, als ob es gar nie existirte, so daß es den Anschein gewinnen könnte, als hätten wir an den glorreichen Ereignissen keinen Antheil gehabt.

Erlauben Sie mir, Ihnen in Kürze Einiges von uns zu erzählen, damit das Bataillon einigermaßen aus der Vergessenheit gerissen wird. Ich möchte zunächst Ihnen die letzten Tage schildern, so weit es meine schwache Feder erlaubt und binde zugleich an einen Artikel der „Pfälz. Ztg.“ über den Ausfall der Franzosen am 13. Oct. gegen Chatillon und Bagneux an, aus dem nur ersichtlich ist, daß das 3. Bataillon des 1. und des 5. Regiments in Chatillon kämpften, aber nicht gesagt wird, daß die weit schwierigere Stellung in Bagneux vom 5. Jägerbataillon besetzt war.

Lassen Sie sich nun den ganzen Verlauf des für uns unvergeßlichen Kampfes erzählen: Das Dorf Bagneux liegt auf 1800 Schritte vom Fort Montrouge, vollkommen von dessen Röhren beherrscht, so wie von Westen aus Fort Vanvres, aus Nordosten von Bicetre und der Schanze von Villejuif bestrichen.

Der Vorpostendienst in diesem Dorfe gehört bei der liebenswürdigen Gewohnheit der Franzosen, auf jeden einzelnen Mann mit Granaten zu feuern, nicht gerade zu dem angenehmsten, zumal die feindlichen Vorposten bei der uns anbefohlenen Ruhe, ganz frech sich oft auf 80—100 Schritte nähern und neben den groben Geschossen uns auch mit den kleinen Bohnen überschütten. —

Kurz, diese von uns Allen sehr respectirte Stellung hatten wir am 12. Abends 7 Uhr bezogen und standen aufmerksam lauschend in den verschiedenen Gärten und hinter den Barrikaden ꝛc. Die Nacht war kalt, aber auffallend ruhig. Kein Schuß fiel, gegen sonst eine ganz unheimliche Stille.

Vor dem rechten Flügel meiner Compagnie lag ein am Tage vorher gefallener Franzose, der sich etwas gar zu vorwitzig auf 80 Schritte genähert und unsere Vedetten verhöhnt hatte; wir erwarteten eine größere Patrouille, welche die Leiche abholen könnte, wie das so gewöhnlich Nachts geschah. — Es sollte uns aber etwas mehr als eine Patrouille auf den Hals kommen. Morgens 7 Uhr priesen wir uns glücklich, die Hälfte unseres Dienstes vorüber zu wissen, und wünschten einen ebenso ruhigen Tag, als die Nacht war.

Doch kaum war unser Wunsch ausgesprochen, als eine Vedette meldete, daß eine auffallend bedeutende Truppenmasse aus der Stadt marschire, und zwar gegen das Dorf Bourg la Reine — östlich von unserer Stellung. — Bataillon auf Bataillon trat aus der Stadtumwallung und entwickelte sich auf der Ostseite von Montrouge hinter einer Fabrik, die uns schon längst ein Dorn im Auge. Eine Feldbatterie fuhr auf und wir waren bald nicht mehr im Zweifel, daß uns die ganze Bewegung gelte. Still und ernst stand jeder Mann an seinem Platze, seinen guten Werder zum Schuß bereit. Dichte Plänklerketten schwärmten schon auf 800 Schritte gegen uns heran. Da wird plötzlich die unheimliche Stille von einem Gekrache, Gebrause und donnerähnlichen Getöse unterbrochen, daß Einem beinahe der Athem benommen war; es war aber auch zu grob, von Montrouge, der Feldbatterie, von Vanvres, von Bicetre — Schuß auf Schuß, die Mauer, hinter der ich mit meiner Compagnie stand, wurde von Meter zu Meter umgelegt und mit schwerem Herzen sah ich, wie meine Leute schwer getroffen fielen, ohne nur einen Schuß thun, ohne sich wehren zu können. So erwarteten wir den Angriff der feindlichen Infanterie.

Zwischen mir und einem Officier meiner Compagnie stand ein Corporal, der mir eben eine Meldung machen wollte, als eine Granate durch die Gartenmauer flog, hinter der ich mich befand, dem armen

Corporal den Kopf wegriß, ihn um uns beide Officiere herumwirbelte und uns zu Boden warf, doch ohne uns erheblich zu beschädigen.

So dauerte es fort beinahe eine halbe Stunde. Da ertönte vom Bataillonscommando in Würdigung, daß diese vorderste Linie in so heftigem Geschützfeuer nicht zu halten sei, das Sammlungszeichen und meine Compagnie trat mit Verlust von 5 Todten und ungefähr 30 Verwundeten den von Granaten begleiteten schwierigen Weg nach den Knotenpunkten des Ortes an, um dortselbst die Kreuzungen zu besetzen und uns so lange als möglich gegen die bereits mit ungeheurer Uebermacht in den Ort eindringenden Franzosen, die uns schon in der rechten Flanke umflügelt hatten, zu halten.

Viele unserer Leute, denen man keine Kunde mehr geben konnte und die in dem Tumult das Signal überhörten, wurden bald von den Rothhosen umringt und zu Gefangenen gemacht, glücklicherweise aber bei unserem späteren Wiedervordringen befreit. — Alle die Scenen, die bei diesem Concentriren vorfielen, zu erzählen, würde mich zu weit führen, so interessant und theilweise amüsant sie auch wären. Genug, wir schaarten uns um unseren Commandanten, der ruhig an einer Straßenkreuzung hielt und die Abtheilungen an die Plätze dirigirte, die er zu besetzen für nöthig erachtete. Der feindliche Andrang war aber zu überlegen. Unser einziges Bataillon stand gegen 7—9 Bataillone und gegen diese Uebermacht hielten wir an 2½ Stunden, bis endlich Hilfe kam. Noch erlag Mancher von uns den Kugeln aus den Häusern. —

Landwehrlieutenant Wild wird neben seinem Compagnie-Commandanten durch den Kopf geschossen. Lieutenant Fuchs von einem Granatsplitter getroffen; da und dort sinkt Einer lautlos zusammen. Wir postirten uns hinter dem Dorfe, rückwärts. Zwischen Bagneux und Fontenay hatte das 3. Bataillon des 14. Regiments Aufnahmsstellung genommen und bald rückten die Zehnerjäger im Laufschritt an. Das gab wieder neue Kraft, und nachdem der Franzose, der schon ein Paar Feldgeschütze im Dorfe bis nach Fontenay spielen ließ, durch ein kräftiges Schnellfeuer erschüttert, die Verbindung mit Chatillon, wo es auch heiß herging, gewonnen und an der Ostseite von Bagneux eine Abtheilung der 7. Infanterie-Brigade eine kleine Diversion in des Feindes linke Flanke unternommen hatte, ging es wieder vorwärts hinein nach Bagneux, das uns um 4½ Uhr wieder ganz gehörte. Freilich büßten wir 17 Mann Todte, 52 Mann Verwundete und 27 Mann an Vermißten ein, aber der Platz war wieder zurückerobert. Seit 3 Tagen stehen wir wieder auf derselben Stelle, den feindlichen Vorposten fast in das Weiße des Auges sehend. Zum Stolze unserer guten Pfälzer kann ich Ihnen aber auch mittheilen, daß unsere Leute trotz eines Feuers, wie ich es noch nie erlebt hatte, wacker und ruhig aushielten, ja häufig in der ernstesten Situation nicht an dem bekannten Pfälzer Humor es fehlen ließen und somit auch das Lob vollkommen verdienten, das dem Bataillone von dem Corpscommando über diesen Tag ertheilt wurde.

Miscellen.

Berlin, 12. Nov. Ein Doppelmord ist in der Nacht vom 10. zum 11. d. in unserer Stadt, Klosterstraße Nr. 2, verübt worden. Wir entnehmen darüber hiesigen Blättern was folgt: Der mit seiner 62 Jahre alten Ehefrau eine Hofwohnung innehabende jüdische Zehngeboteschreiber Lippfeldt traf vor einigen Tagen auf der Straße drei fremde Männer, die ihn in russischer Sprache anredeten und ihm im Laufe des Gesprächs mittheilten, daß sie als russische Handelsleute eben in Berlin angekommen wären und ein passendes Logis suchten. Lippfeldt, der Fremde zu beherbergen pflegt, bot ihnen ein solches in seiner Wohnung an, womit die Russen einverstanden waren. Sie folgten ihrem neuen Wirth und bezogen bei demselben das Quartier. Gestern (11.) früh kurz vor 7 Uhr vernahm eine Nachbarin in der Wohnung der Lippfeld'schen Eheleute mehrere dumpfe Schläge, die sie weiter nicht beachtete; nachdem von Lippfeldt's, gegen deren sonstige Gewohnheit, sich jedoch längere Zeit in den Morgenstunden Niemand sehen ließ, machte die Nachbarin aus ihrer Wahrnehmung anderen Personen Mittheilung, in deren Folge die Polizei requirirt wurde. Einige Beamte derselben erschienen sofort und drangen, da ihnen nach wiederholtem Pochen die Thür nicht geöffnet wurde, mit Gewalt in die Wohnung, in welcher die beiden Eheleute todt in ihren Betten liegend vorgefunden wurden. Die Schädel waren ihnen mit einem Hammer eingeschlagen, der sich noch im Zimmer vorfand; die drei Russen waren verschwunden; auf telegraphische Anzeige erschienen die Untersuchungsrichter Stadtgerichtsrath Blümel und der Staatsanwalt Ziegler auf dem Schauplatz des Verbrechens, auch ein Enkel der Ermordeten wurde zugezogen. In der Wohnung wurden nur 7 Thlr. Geld vorgefunden, obgleich die Lippfeldt'schen Eheleute nicht unbemittelt waren und einige Tausend Thaler besessen hatten. Diese sind jedenfalls den Mördern zur Beute gefallen, die außerdem noch zwei Paletots mitgenommen hatten. Der vorgefundene Hammer soll dem am Montbijouplatz wohnhaften Böttchermeister H. aus der Werkstatt am Dienstag von Fremden entwendet worden sein, deren Personalbeschreibung auf die drei Lippfeldt'schen Quartiergäste paßt. Das Signalement derselben ist sofort nach allen Richtungen versendet worden.

Ueber den Einfluß des Leuchtgases auf die Vegetation hat kürzlich Professor Freytag in Bonn in Veranlassung einer Entschädigungsklage der Stadt Aachen gegen die dortige Gasgesellschaft, Versuche angestellt. Es handelt sich zunächst darum, festzustellen, in welchem Bestandtheil des sehr zusammengesetzten Leuchtgases das Schädliche zu suchen sei und wurde deßhalb mit verschiedenen Gasarten experimentirt. Es wurden zu diesem Ende Bleiröhren mit kleinen Oeffnungen zur Ausströmung des Gases in ein Grundstück gelegt und in letzteres Weizen, Reps und Gerste gesät. Nachdem die Frucht gut aufgezogen, wurden nacheinander je 100 Litres reines Wasserstoffgas, sowie leicht und stark carbonisirter Wasserstoff während sechs Tagen in das Erdreich einströmen lassen, ohne daß der geringste Effect auf das Wachsthum des Getreides ersichtlich war — eben so wenig schädlich wirkte vollkommen gut gereinigtes Leuchtgas von der städtischen Gasanstalt, sobald aber Gas zugelassen wurde von weniger sorgfältiger Reinigung, das noch theerige Bestandtheile und besonders Carbolsäure enthielt, war der verderbliche Einfluß augenblicklich ersichtlich, und fand man condensirte Theertheilchen in der Erde und an den Wurzeln, die letzteren überziehend und zerstörend. Da es nun praktisch unmöglich ist, Gas vollkommen von Theer und Carbolsäure zu befreien, so ist beim Legen der Gasröhren hierauf Rücksicht zu nehmen, auch sollten zum Vertilgen der Insecten an Pflanzen andere Mittel als Carbolsäure angewandt werden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 138. Speyer, Samstag, den 19. November 1870.

Die Schwestern.

Von J. M. Hutterus.

(Fortsetzung.)

Damit schloß der Bürgermeister das Fenster und nahm wieder von seiner Sopha-Ecke Besitz, um sich gleich darauf von Unruh den Assessor vorstellen zu lassen und die Gründe des verspäteten Besuches entgegen zu nehmen. Während dessen ließ er seine Blicke mit sichtbarem Wohlgefallen auf der Gestalt und den Zügen Bünau's ruhen, und es war keine leere Höflichkeitsformel, als er ihm demnächst die Hand reichte und ihn herzlich in seinem Hause willkommen hieß.

„Zugleich hoffe ich, fügte er scherzend hinzu, daß Sie sich mit mir in die Curatel über diese zu Ausschweifungen jeder Art geneigten Gesellen theilen werden."

Hier kam die fünfjährige Enkelin des Bürgermeisters, ein zierliches Geschöpfchen, in's Zimmer gesprungen, umging, als ob sie gewohnt sei, daß ein haschender Arm sich nach ihr ausstrecke, mit einer graziösen Bewegung den Kreis der um einen runden Tisch versammelten, mächtige Rauchwolken versendenden Herrn und ließ sich dann auf den Schoos des Großvaters nieder.

„Bemerkst Du denn den fremden Herrn nicht, Elischen?" redete dieser sie an. „Geh, und gib ihm schön eine Hand!"

Das Kind ließ sich nicht lange mahnen und saß bald auf dem Schooße des Assessors.

Unruh erhob drohend seinen Finger und rief:

„Ei, ei, Elischen! bist Du mir untreu geworden?" und der Großvater legte seine Freude darüber, daß das Enkelchen sich so freundlich gegen den neuen Gast benahm, dadurch an den Tag, daß er dessen neuesten Einfälle zum Besten gab. Während die Uebrigen solche belachten und das von Schoos zu Schoos wandernde Kind mit allerlei Schmeichelnamen überhäuften, war auf dem Gesichte Bünau's deutlich zu lesen, daß er die Art und Weise, wie man mit demselben verfuhr, mit seinen pädagogischen Begriffen nicht in Einklang zu bringen wußte, sie vielmehr für höchst verkehrt, ja verderblich halte. In der That hegte er auch derartige Gedanken, und er sann eben darüber nach, weshalb man die Erziehung des mutterlosen Mädchens nicht einer weiblichen Hand anvertraue, als die Thüre sich öffnete und eine schlanke Mädchengestalt in einer Tracht, welche man ihres Schnittes und ihrer dunkeln Farben wegen nonnenhaft hätte nennen können, eintrat, mit würdevollem Anstande, jedoch nicht ohne Anmuth, die Gesellschaft begrüßte, und das Kind zu sich winkte, welches auch nicht allein ohne Widerstand Folge leistete, sondern mit ausgestreckten Armen der Dame entgegeneilte.

Bünau hatte sich von seinem Stuhle erhoben und war ihr in der Erwartung, daß der Hausherr ihn dem Fräulein vorstellen werde, einen Schritt entgegengetreten. Als dies aber nicht geschah und Beide sich einen Augenblick schweigend gegenüber gestanden hatten, schlug sie verlegen die Augen nieder, verneigte sich abermals vor der Gesellschaft und verließ dann mit Elischen das Zimmer. Der Alte schüttelte unmuthig sein Haupt und bemerkte:

„Ich sag es ja, sie kann es nicht leiden, daß das Kind uns aufsucht, und wenn es nach ihrem Willen ginge, würde sie es gar nicht von sich lassen."

„Ist diese Dame vielleicht seine Erzieherin?" fragte Bünau.

„Und zugleich eine entfernte Verwandte," erwiderte der Bürgermeister; „ich bedauere es aber fast mit jedem Tage mehr, daß ich sie herberufen habe. So achtungswerth auch ihr Charakter, ist er doch für ein weibliches Wesen beinahe zu selbstständig und ernst, und ich fürchte, daß das Kind unter ihrem Einflusse seinen ganzen Frohsinn einbüßen wird."

Mit Ausnahme Bünau's schien Alles die Meinung des Bürgermeisters zu theilen, und die alte wie die junge Weisheit darin übereinzukommen, daß die Wahl des Fräuleins Buttler zur Erzieherin keine ganz glückliche gewesen sei. Bünau, dem es nicht entgangen, daß die Kleine mit einer Bereitwilligkeit, welche auf eine herzliche Zuneigung schließen ließ, der Dame gefolgt war, hatte seine eigenen Gedanken darüber, hielt es jedoch nicht an der Zeit, sie laut werden zu lassen.

Die Pfeifen waren ausgeraucht, die Kaffeekanne bis auf den Grund geleert und die Gesellschaft überließ für heute den Alten wieder seiner Einsamkeit, nachdem dieser zuvor Bünau noch daran erinnert hatte, daß er das Wiederkommen nicht vergessen möge.

Am andern Morgen war es Bünau's erste Sorge, sich nach einem wohnlichen Quartier umzusehen. Man

hatte ihm bereits gesagt, daß ein Ueberfluß an Miethswohnungen nicht vorhanden sei. Seine desfallsigen, von Unruh unterstützten Bemühungen sollten denn auch in der That einstweilen völlig erfolglos bleiben. Wollte er sich auch dazu entschließen, seiner ziemlich ansehnlichen Büchersammlung, in Kisten verpackt, einen Platz auf dem Speicher anweisen zu lassen, so konnte er sich doch zu einer Trennung von seinem Flügel unmöglich verstehen; es fand sich aber kein Zimmer, welches zu seiner Aufstellung einen hinlänglichen Raum geboten hätte, und eben so wenig hatte man ihm auf das Freiwerden eines solchen eine nahe Aussicht eröffnen können. In seinem Unmuthe darüber machte er es Unruh zum Vorwurf, daß dieser ihn zu einer Uebersiedelung nach einem Orte veranlaßt habe, welcher nicht einmal das nächste Bedürfniß eines Garçons zu befriedigen vermöge. Unruh, dessen Sache es überhaupt nicht war, Momente, welche in der Vergangenheit oder in der Zukunft lagen, einer Beachtung zu würdigen, hatte allerdings an nichts weniger, als daran gedacht, ob und wo sein, wie er doch wußte, etwas verwöhnter Freund ein Unterkommen finden werde, geschweige denn, daß er in dieser Beziehung irgend eine Vorsorge getroffen hätte. Wiewohl um Entschuldigungen sonst nicht verlegen, wußte er doch jenem Vorwurfe nichts entgegen zu setzen. Die Freunde hatten eben einen letzten fruchtlosen Versuch gemacht und wandelten jetzt, es war bald Mittagszeit, still und nachdenklich der Hofapotheke zu.

„Dumme Geschichte!“ unterbrach endlich Unruh das Schweigen, „ich will Dir einen Vorschlag machen, den Du mir nicht zurückweisen darfst. Du weißt, daß ich mit Büchern nie Luxus getrieben habe, ja so recht eigentlich nur eine Taschenbibliothek besitze, einen Flügel oder etwas Derartiges wirst Du bei mir ebenfalls noch nicht bemerkt haben, kurz, Du weißt, daß ein Pfändungsversuch eben so fruchtlos bei mir ausfallen würde, wie unsere heutigen Bemühungen um eine Wohnung.“

„Und da, meinst Du, soll ich von der Deinigen Besitz nehmen,“ unterbrach ihn Bünau, „und Du willst Dir irgend eine Mansarde suchen? Im Ernste gesprochen, sagt mir auch Deine Wohnung nicht zu; denn ein Klempner zur Seite und ein Grobschmied gegenüber sind keine Nachbarn, wie sie ein Musikliebhaber sich wünschen kann; ihr nie rastendes Gehämmer würde höchstens zu einigen Spontinischen Opern eine passende Begleitung bilden.“

Wiewohl es Unruh mit seinem Anerbieten ernst gewesen war, so empfand er doch eine geheime Freude darüber, daß Bünau solches abgelehnt hatte, denn was diesem die Wohnung verleidete, die Nachbarschaft, machte sie jenem erst recht werth. Freilich nicht die Nachbarschaft des Klempners und des Schmiedes, wohl aber die eines blonden, hellwangigen Mädchens, der Tochter des Tabaksfabrikanten Höpfner, welcher neben der Schmiede ein Haus bewohnte, dessen unscheinbares Äußere weder den Reichthum des Besitzers, noch die hinter seinen grauen Fachwänden verborgene Geselligkeit ahnen ließ.

„Das ist freilich ein Anderes,“ erwiderte Unruh; „ich zweifle aber, daß Du bei Deinen empfindlichen Sinnen in unserm Städtchen jemals ein Quartier finden werdest, welches Deinen Ansprüchen ein Genüge thäte. Denn wenn Du hier dem Dunstkreise einer Lohgerberei oder Seifensiederei entgehst, so geräthst Du dort in den Schallbereich eines Küfers oder Tischlers, eines Tuchwalkers oder Schusters, das Handwerk rumort überall.“

Sie waren inmittelst vor der Hofapotheke angelangt. Der Papa saß, wie gewöhnlich, seine Pfeife rauchend, auf der hölzernen Bank vor seiner Thür und besprach mit einigen Tischgästen die neueste Politik. Während Bünau sich zu ihnen gesellte, ging Unruh weiter die Straße hinauf und kehrte erst zurück, als bereits der Braten zerlegt wurde.

Gerne hätte die Gesellschaft nach den Gründen seines Ausbleibens geforscht, allein er wies Alle ab und suchte geschäftig das bei Tisch Versäumte durch eine vermehrte Anstrengung nachzuholen.

Die Tafel war zu Ende und der größere Theil der Gesellschaft begab sich zur gewohnten Stunde zum Hause des Bürgermeisters. Letzterer hatte am Vormittage von seinem Anwalte die Nachricht erhalten, daß ein Prozeß, bei dem er stark betheiligt war, aus einem in der Sache ergangenen Vorbescheide zu schließen, einen günstigen Ausgang zu nehmen verspreche, und er war deßhalb heute über alle Maaßen aufgeräumt und redselig. Er zog Bünau in eine Fensternische und setzte, indem er ihm die Geschichte seines Prozesses mit allen Haupt- und Nebenumständen vortrug, dessen Geduld auf eine harte Probe.

Der Assessor, welcher dem Vortrage mit ungetheilter Aufmerksamkeit gefolgt war, wurde aber gegen Ende desselben unaufmerksam und schaute wie Jemand, der seinen Augen nicht traut, die Allee hinab. Der Bürgermeister sah gleichfalls hinaus und gab, sich umwendend, Unruh einen bedeutsamen Wink. Man vernahm das Rollen einer Schiebkarre.

„Was ist?“ fragte der Bürgermeister.

„Da kommt Jemand mit meinem Koffer und meinem Reisesacke angeschoben.“

Mit diesen Worten wollte er zur Thür hinaus eilen, der Alte vertrat ihm aber den Weg und versetzte:

„Lassen Sie ihn nur ruhig herankommen, Ihre Effecten werden in meinem Hause mindestens eben so gut aufgehoben sein, als in der Hofapotheke, auch wird sich, denk ich, selbst für einen Wiener Flügel und eine nicht allzu bändereiche Bibliothek so viel Raum finden, daß auch der Besitzer noch neben ihnen Platz hat.“

Jetzt wurde Bünau der Zusammenhang klar. Er warf einen mißbilligenden Blick auf Unruh und wollte mit den Worten: „Aber Herr Bürgermeister —“ seine Gegenvorstellungen einleiten. Dieser fiel ihm indeß in die Rede und sprach:

„Nur keine Bescheidenheit, wo sie nicht hingehört! Als Unruh mir ihre Verlegenheit mittheilte und mich bat, Ihnen eine Wohnung einzuräumen, da bin ich ihm mit keinem „Wenn“ entgegengetreten, so bleiben

Sie denn auch mit Ihrem „Aber“ daheim. Mein ganze Beletage steht leer, und wenn nicht dann und wann ein lieber Gast aus der Ferne es sich bei mir gefallen ließe, oder die alte Dore nicht mitunter auf einen Vertilgungskrieg wider die Spinnen auszöge, so würde in Jahr und Tag kein menschlicher Fuß diese Gemächer betreten. Auch sollen Sie ja keineswegs um einen Gotteslohn bei mir wohnen, vielmehr denke ich Ihnen allmonatlich den ortsüblichen Miethszins nebst etwaigem Verzehr an Frühstück ꝛc. zu notiren, und einen eben so pünktlichen Zahler, als einen der Hausordnung sich anbequemenden Miethsmann an Ihnen zu finden.“

„Wo sollen die Sachen hin?“ fragte, ihren Kopf durch die Thür steckend, die eben genannte Dore, die alte, ebenso mürrische, als treue Haushälterin des Bürgermeisters.

„Laß sie einstweilen auf den Salon bringen,“ erwiderte dieser, „und wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Assessor, so folgen Sie der Alten, um Ihre Zimmer in Augenschein zu nehmen;“ und damit schob er den also gewaltsam jeder Widerrede Beraubten unter dem Beifallklatschen der Gesellschaft zur Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines bayerischen Chevaulegers-Trompeters.

Unter diesem Titel wird der Augsb. Postztg. geschrieben:

„Mang H., lern' etwas, du weißt nicht, wie du es brauchen kannst“. So sprach vor Jahren der Berichterstatter zu einem braven, jungen Burschen. Mang besann sich einige Zeit und an obige Worte erinnert, erklärte er: „Ich trau' mir's bereits nicht z'sagen, was ich lernen möchte.“ — „Nur r'aus damit!“ — „'s Trompeten möcht' ich lernen!“ Der Berichterstatter lächelte, er hatte etwas Anderes erwartet; — allein des Menschen Wille ist sein Himmelreich, Mang erhielt eine Trompete. Manches Jahr blies er schlecht und recht zu Gottes Ehre und der Menschen Lust bei Scheibenschießen, Hochzeiten, Veteranenfesten und andern feierlichen Gelegenheiten, und wurde nach und nach wie andere Menschenkinder 21 Jahre alt.

Als Conscribirter hatte Mang Glück, — er zog eine der höchsten Loosnummern. 1860 mußte er nach München. Freudig ging er dorthin, er hatte ja die Residenz noch nie gesehen, und gehört, daß man dort gar schön Trompete blase. Jedermann tröstete ihn, daß er seines hohen Looses wegen frei werde, aber trotzdem kam es anders; ein schöner, kräftiger Bursche — wie er war, wurde er Cuirassier. In der Orangerie zu Nymphenburg verlebte er die Recrutentage. Eines Abends nahm er von einem Signaltrompeter das Instrument und blies ernste und traurige Weisen, denn sein Herz war ja drüben in der Heimath, droben in den schönen Bergen und bei all' den Lieben, die dort wohnten, drüben bei den Träumen seiner Jugend. Ein Offizier hörte den fremden Bläser, erkundigte sich nach ihm und so wurde Mang Trompeter.

Aus jener Zeit schrieb er mir: „O wie oft denke ich an die Worte: Mang — lern' was, du weißt nicht, wie du es brauchen kannst!“

1866 war er dabei, und 1870 Chevaulegers-Trompeter geworden, marschirte er mit nach Frankreich. Wie es ihm dort erging, mag ein Auszug aus seinem letzten Briefe selbst erzählen:

— — — Ich habe, wie Sie wissen, nicht blos trompeten, ich habe auch reiten gelernt, und wurde beim Ausmarsche dem Stabe des Generallieutenants und Divisionärs v. St. als Trompeter zugetheilt. Mein General hält etwas auf mich und so ritt ich — ein einfacher Trompeter — unlängst auf einem Generalspferde in Ferrieres spazieren. Herr Gott, ist's da schön! Bereits so schön, wie daheim in Schwangau.

Ferrieres gehört aber auch dem Rothschild, und unwillkürlich griff ich bei diesem Namen an meine magere Börse; aber stolz war ich doch, denn es reitet nicht Jeder in Ferrieres spazieren. Ich hörte wohl Pferdegetrappel, allein ich kümmerte mich nicht darum, und ritt weiter. Plötzlich sah ich mich, an einer Ecke angekommen, einer Anzahl hoher Offiziere gegenüber. Ich ritt zur Seite, hielt an und in meinem Innern commandirte es: „Achtung!“ denn an der Spitze der Reiter ritt der greise König. Er sah mich an, stutzte, und etwas nach rechts gewendet, hielt er sein Pferd, und mit ihm hielten Alle stille. Der Reiter rechts eilte vor und stellte mich dem Könige schnurgerade gegenüber. „Majestät“, sprach er, „dieß ist der bayerische Chevaulegerstrompeter Magnus Höß vom dritten Regiment (er nannte, ohne mich vorher gefragt zu haben, meinen Vor- und Zunamen), das Verdienstkreuz gab ihm sein König, das eiserne Kreuz, das er trägt, holte er sich bei Wörth-Fröschweiler, es ist dies der tapfere Trompeter, der unter einem mörderischen Feuer zum Sturme, immer vorwärts, trotzdem bereits sein Pferd verwundet war, auf Mac Mahons Lager geblasen.“

Der König reichte mir — einem armen Tompeter — die Hand und alle von der ganzen Suite eilten her zu mir, Alle — bis auf Zwei — trugen das eiserne Kreuz, und Alle drückten mir meine Rechte. Mir rollten die Thränen über meine Wangen und meinen Schnurrbart, ich war keines Wortes mächtig, als ich mich dem edlen Reiter, der mich dem Könige vorgestellt, allein gegenüber befand — ich kannte ihn ja, es war Niemand Geringerer, als der Kronprinz von Preußen.

„Höß“, sprach er, „Sie haben vorher, als wir Ihnen nahten, eine brennende Cigarre in den Garten geworfen, sind Sie froh, daß es Krieg ist, denn sonst dürfte man nicht ungestraft brennende Stumpen in Rothschild's Gärten werfen“, und lächelnd reichte er mir sein Etui mit den Worten: „Lassen Sie sich den Inhalt wohl schmecken“, und auf Paris deutend, „dort drinnen sehen wir uns hoffentlich bald wieder!“

Ich ritt langsam weiter, wusch mir die Thränen aus dem Auge und gut war's, daß ich meine Trompete nicht bei mir hatte, ich glaube, — ich hätte zum Sturme auf Paris geblasen.

— — — Den einen Inhalt des Etuis, der zu verrauchen war, habe ich mir wohl schmecken lassen, es waren die ersten und höchst wahrscheinlich auch die letzten königlichen Cigarren, die ich rauchte. Die Thalerscheine, die es weiter enthielt, mag ich nicht verbrauchen, ich übersende Ihnen dieselben zur beliebigen Verwendung für meine armen, verwundeten Kameraden.

Das Etui selbst will ich mein Leben lang führen zur Erinnerung an einen meiner schönsten Tage, und sterbe ich vor Ihnen — und ich glaube, trotz der jungen Jahre so was zu fühlen, ich habe des Elendes zu viel gesehen — dann nehmen Sie es hin als ein Angebinde für ihre mir stets bewiesene Theilnahme. Trösten Sie gegeben Falles meinen lieben alten Vater und meine Geschwister. Droben sehen wir uns Alle wieder!

Diese Todesahnung ging leider nur zu frühe in Erfüllung. Verschont in fünf Schlachten, tödtete ihn wenige Tage später der Typhus in Corbeil.

Dort liegt Magnus Hötz, Inhaber des eisernen Kreuzes, des bayerischen Militär-Verdienstkreuzes und des Feldzeichens für 1866, begraben, wieder ein Opfer mehr für's deutsche Vaterland.

Wie Viele mögen ihm noch folgen?

Oct. 1870 K.....

Chronik des deutsch-französischen Krieges von 1870.

Juli.

19. Juli. Frankreich übergibt in Berlin die Kriegs-Erklärung.

22. Juli. Der Papst bietet dem König von Preußen seine Vermittlung zur Herstellung des Friedens an.

26. Juli. Prinz Friedrich Karl von Preußen begibt sich von Berlin zur II. Armee nach Mainz. — Verkündigung des Kriegszustandes im Großherzogthum Hessen südlich vom Main. — Neutralitätserklärung des Regenten von Spanien.

27. Juli. 3 Compagnien französischer Infanterie und 80 Mann Cavalerie greifen bei Völklingen (westlich von Saarbrücken) einen Zug des 7. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 69 an, werden jedoch mit Verlust von 1 Officier und 8 Mann abgewiesen.

28. Juli. Ankunft des Kronprinzen von Preußen in Stuttgart, Abends in Karlsruhe. — Der Kaiser der Franzosen begibt sich zur Armee nach Metz. — Preußische Recognoscirungen bei Saarbrücken.

29. Juli. Der Kaiser von Frankreich übernimmt den Oberbefehl über die französische Armee. — Plänkeleien zwischen bayerischen Jägern und französischen Reitern bei Schweigen, und nächst Neuhornbach, südlich von Zweibrücken. — Eine französische Panzerflotte passirt Helsingör und geht theilweise bei Kopenhagen vor Anker.

30. Juli. Der Kronprinz von Preußen verläßt Karlsruhe und begibt sich nach Speyer, wo das Hauptquartier einstweilen seinen Sitz hat. — Prinz Friedrich Karl von Preußen verlegt sein Hauptquartier von Mainz westwärts. — Eine französische Infanteriecolonne, welcher Artillerie beigegeben ist, greift Saarbrücken an, wird aber zurückgeschlagen. — Antwortschreiben des Königs von Preußen an den Papst.

31. Juli. Proclamation des Königs von Preußen „An mein Volk". Ankündigung einer Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen. — Der König und Prinz Karl von Preußen gehen Nachmittags zur Armee ab, in Begleitung des Königs auch der Bundeskanzler Graf Bismarck-Schönhausen und die Generale v. Roon und Frhr. v. Moltke. — Armeebefehl des Kronprinzen von Preußen.

Miscellen.

Professor Dr. v. Nußbaum, der Chef der Sanitäts-Colonne des v. d. Tann'schen Corps, welcher seine in den Kämpfen vor und bei Orleans am 9. und 10. Oct. gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen schildert, schreibt u. A.: Einen erschreckenden Eindruck haben mir dießmal die vielen Scheintodten gemacht. Wir kamen wiederholt zu Verwundeten, welche bereits von 4 und 5 Blessirtenträgern untersucht und als todt liegen gelassen worden waren, während sie beim Behorchen des Herzens noch deutlichen Herzschlag hören ließen, und, nachdem sie aufgenommen, erwärmt und erquickt waren, wieder zum Leben kamen. Blutverlust, Erschöpfung, Hunger, Kälte und Schrecken halte ich für die Factoren, welche solchen Scheintodt hervorbringen, und wenn man nun auch das Einstechen von langen Nadeln in die Herzspitze, das sicherste Mittel, den Scheintod zu erkennen, auf dem Schlachtfelde nicht fordern kann, so dürfte doch das Behorchen der Brust, das in allen diesen Fällen den Scheintod herausfand, von jedem Blessirtenträger zu lernen sein, denn es ist doch gar zu schrecklich, wenn diese armen tapfern Menschen die ganze Nacht sterbend in den Straßengräben herumliegen, und jeder Träger an ihnen vorbeigeht. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß dieser Scheintod in den wahren Tod übergeht, wenn Stunden lang Erquickung und Erwärmung mangelt."

Der neu projectirte Plan, Straßburg gegen Kehl zu vergrößern, findet allgemeinen Beifall. Aus guter Quelle verlautet, daß die Ingenieure einen Plan ausgearbeitet haben, der sowohl den militärischen als städtischen Verhältnissen in ausgiebigster Weise Rechnung trägt. Nach dem Rhein hin wird die Stadt offen gelegt oder vielmehr erweitert. Straßburg liegt nämlich 2 Kilometer (²/₇ Meilen) vom Rhein, das ganze dazwischenliegende Territorium wird nun derselben einverleibt, indem die Festungswerke von beiden Seiten in fast gerader Linie zum Rhein fortgeführt und Kehl in das Festungssystem hineingezogen wird. Straßburg kann sich dann auf 400,000 Seelen vermehren und behält doch noch seinen prächtigen Park innerhalb seiner Mauern. Der Strom wird ihm in jeder Hinsicht dienstbar, größere Hafenanlagen und eine regelmäßige Dampfschiffverbindung werden den Handel bedeutend fördern. Auf der Landseite wird Straßburg mit großen, weit vorgeschobenen Außenwerken umgeben, die alle Gefahr des Bombardements beseitigen, während der Schifffahrt aller mögliche Vorschub geleistet wird. Kurz, Straßburg-Kehl soll und wird das große Emporium, der Stapelplatz des Oberrheins werden, wie es Köln-Deutz bereits für den Unterrhein geworden.

Charade.

„Geliebter! halt' in Deiner Zweiten
Die Erste noch, es läßt nicht fein
Die Zärtlichkeit vor fremden Leuten,
Gedulde Dich, bis wir allein,
Bis mit der Myrthe in den Locken
Mich bräutlich mahnt der Ruf der Glocken."

„„Du süßes Zweite! weil genommen
Die Erste ein Gewisser Dir,
So bring' ich selig und beklommen
Das buntgestickte Brautkleid hier!
Du zürnest nicht, daß ich im Kranze
Auch wählte das bescheid'ne Ganze.""

Auflösung des Logogryphs in Nr. 184:

Rabe — aber.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 139. Speyer, Dienstag, den 22. November 1870.

Die Schwestern.

Von J. M. Sutterus.

(Fortsetzung.)

Bünau war als der Sohn eines höhern und begüterten Staatsbeamten in Verhältnissen aufgewachsen, in welchen ihm ein gewisser gemüthlicher Luxus, mit Bequemlichkeiten jeder Art gepaart, zum Bedürfniß geworden war. Als er daher der mit einem Schlüsselbunde voraufschreitenden Haushälterin folgend, die breiten, mit Tepichen belegten Treppenstufen, welche in den obern Stock führten, hinaufstieg, als eine hohe Flügelthür sich vor ihm öffnete, und nun er in ein geräumiges, schön meublirtes Gemach trat, da fühlte er sich von eben dem Geiste angemuthet, welcher ihn in den heitern luftigen Räumen seines Vaterhauses angewehet hatte, und er drückte seine Freude darüber in einer Weise aus, welche die alte Dore mit dem Gedanken, daß ihre Prachtzimmer, welche sie selbst nie anders, als mit einer gewissen Ehrfurcht betrat, von einem fremden Miethsmanne entweiht werden sollten, fast aussöhnte. Als Bünau jedoch andeutete, daß er in der Stellung der Meubel eine Aenderung vorzunehmen beabsichtige, nahm ihr faltenreiches Gesicht wieder seinen gewöhnlichen mürrischen Ausdruck an und sie versetzte:

„Es steht hier noch Alles, wie zur Zeit, als unsere junge Frau selig in's Haus zog, und der Herr Bürgermeister wird es nicht gerne sehen, wenn Sie daran Etwas verrücken."

„Nun gut," erwiderte Bünau, „so lassen wir's beim Alten."

Die kleine Elise, welche auf Alles aufmerksam war, was im Hause sich Ungewöhnliches begab, hatte den Assessor die Treppe hinaufgehen sehen und war ihm sachte nachgeschlichen. Sie lehnte während seines Gespräches mit Dore, den Zeigefinger im Munde, an einem Thürpfosten und als Bünau sie anredete, versetzte sie nach einer Pause, ohne ihn anzublicken:

„Die Tante hat gesagt, es wäre ihr gar nicht lieb, daß du hier wohnen wolltest."

Bünau wechselte die Farbe und Dore fuhr mit der Schürze über ihr Gesicht.

„Wer ist deine Tante?" fragte Bünau.

Das Kind sah ihn groß an.

„Es meint seine Erzieherin, Fräulein Buttler," nahm Dore das Wort. „Aber glauben Sie vor Allem nicht, lieber Herr Assessor, was das Kind da schwatzt, unser Fräulein ist viel zu gescheit, als daß sie so Etwas in seiner Gegenwart äußern sollte. Wahrscheinlich haben Sie dem verwöhnten Dinge nicht Aufmerksamkeit genug geschenkt, und es spricht nur seine eigenen thörichten Gedanken aus.

„Elischen!" tönte eine weibliche Stimme von Unten herauf, und die Kleine sprang davon.

„Ich muß darüber in's Klare kommen," sagte Bünau für sich. Dann wandte er sich an Dore mit der Bitte, ihn zu dem Fräulein zu führen. Diese erklärte sich dazu bereit. Sie löste einen Schlüssel aus ihrem Bunde und reichte in Bünau dar; derselbe verweigerte aber die Annahme und sie stiegen wieder in den untern Stock hinab.

Das Wohnzimmer der Dame lag im Erdgeschosse, der Treppe gegenüber. Dore pochte an seine Thür einmal, zweimal, aber Niemand antwortete drinnen. Bünau's Herz bewegte sich währenddeß in rascheren Schlägen und er suchte vergebens einer gewissen Beklommenheit Meister zu werden. Eine ihm unbekannte Dame auf die Aussage eines Kindes hin gewissermaßen zur Rede zu stellen, schien ihm ein thörichtes, ja albernes Beginnen. Schon wollte er von seinem Vorhaben abstehen, als Fräulein Buttler, Elischen an der Hand, mit einem Glase Wasser aus der Küche trat. Ihre Erscheinung beschwichtigte keineswegs seine Unruhe. Um Doren jedes Wort abzuschneiden, ging er ihr rasch entgegen und stellte sich ihr selber vor. Sie nöthigte ihn mit unbefangener Freundlichkeit in ihr Zimmer, setzte sich dann, eine angefangene Stickerei zur Hand nehmend, hinter ihren Nähtisch und winkte ihm, sich ihr gegenüber auf einem Sessel niederzulassen. Elischen, welches Miene machte, zur Thür hinauszuschlüpfen, mußte auf einem Schemel ihr zu Füßen Platz nehmen.

„Wie ich höre," nahm sie das Wort, „darf ich Sie als einen Mitbewohner unseres Hauses begrüßen!"

Bünau heftete einen forschenden Blick auf sie. Es lag so viel Innigkeit, nicht in ihren Worten, wohl aber in dem Klange ihrer Stimme, aus ihren Augen leuchtete ein solches Wohlwollen, alle ihre Züge trugen eine so edle Offenheit zur Schau, daß Bünau sich gedrungen fühlte, jene Aeußerung des Kindes für das zu nehmen, wofür Dore sie ausgegeben. War ihm

demungeachtet noch ein leiser Zweifel geblieben, oder wollte er die Unwahrheit des Kindes zur Kenntniß seiner Erzieherin bringen! — genug, er erwiderte:

„Der Herr Bürgermeister hat allerdings die Freundlichkeit gehabt, mir eine Wohnung in seinem Hause anzubieten; bevor ich jedoch davon Gebrauch mache, muß ich versichert sein, daß auch der weibliche Theil der Hausgenossen kein Aergerniß daran nimmt."

„Wie kommen Sie zu solchem Bedenken?"

„Was hast du mir erzählt, Elischen, daß die Tante über meinen Einzug gesagt habe?"

Das Kind verbarg sein Gesicht in den Schoos des Fräuleins.

„Nun, was hast du dem Herrn erzählt?" fragte diese.

Das Kind drückte sein Köpfchen tiefer in ihren Schoos, und als sie dasselbe zwang, aufzublicken, schwammen seine Aeuglein in Thränen und es brach in ein heftiges Schluchzen aus. Bünau bereuete jetzt fast das Gesagte; da er es aber nicht mehr zurücknehmen konnte, theilte er dem Fräulein jene Aeußerung Elischens mit, suchte jedoch die darin liegende Anklage dadurch zu mildern, daß er sie in einem leichten scherzenden Tone vortrug. Die Dame versetzte:

„Das Kind ist vielleicht nicht ganz so schuldig, wie es den Anschein hat. Hätte der Herr Bürgermeister, ehe er sich entschloß, Sie bei sich aufzunehmen, meinen Rath verlangt, so würde ich ihm im Interesse aller Theile vielleicht das Eine oder Andere zu bedenken gegeben haben; er hat dieß aber nicht für gut befunden, und so hab' ich denn zu seiner Mittheilung blos geschwiegen, die Kleine hat aber mein Schweigen wohl für eine Mißbilligung angesehen."

„Und zwar, wie Sie selbst einräumen, nicht ganz mit Unrecht."

„Von einer Mißbilligung meinerseits kann wohl nicht die Rede sein. Sie werden mir aber zugeben, daß es immerhin etwas Bedenkliches hat, in einen kleinen, in sich abgeschlossenen Familienkreis ein ihm gänzlich fremdes Mitglied aufzunehmen, und man sich daher nicht ohne reifliche Ueberlegung zu einem solchen Schritte entschließen sollte. Sie könnten mir entgegnen, daß es sich hier ja nicht um die Aufnahme in einen Familienkreis handle; — allein, wie die Verhältnisse in diesem Hause sich einmal gestaltet haben, handelt es sich, wie Sie später selbst erfahren werden, allerdings darum. Ist in unserm Städtchen schon jeder Bürger gewohnt, denjenigen, welchen er in sein Haus aufgenommen, sofern Stand und Bildung nicht eine gar zu große Scheidewand zwischen beiden bilden, als zu seiner Familie gehörig zu betrachten, so wird dies bei unserm Hausherrn in noch viel höherem Maaße der Fall sein."

Das Fräulein machte Bünau jetzt mit den früheren Schicksalen der Schwengler'schen Familie bekannt und fuhr dann fort:

„Wenngleich der Herr Bürgermeister an seinem einzigen Sohne mit all der Liebe hängt, deren sein Herz fähig sein mag, so kann es einem nur etwas aufmerksamen Beobachter doch nicht entgehen, daß das Siechthum und die Reizbarkeit des letztern einen heitern Verkehr zwischen Beiden nicht aufkommen läßt. Zudem tritt noch, daß der Vater dem Sohne in Bezug auf die Theilnahme an der Vermögensverwaltung nicht diejenige Selbstständigkeit einräumt, wie dieser sie wünscht und seinem Alter gemäß auch beanspruchen zu können scheint. So wird der Alte, dessen Geselligkeitstrieb schwer zu befriedigen ist, Sie allmälig mehr und mehr an seine Person zu fesseln, Sie für seine Interessen zu gewinnen suchen, und unzufrieden sein, wenn Sie seinen Absichten nicht so entgegenkommen möchten, wie er sich gedacht hat, und wie, seiner Meinung nach, die Pflicht der Dankbarkeit es von Ihnen erheischte. Es ist dies nur eine Möglichkeit —"

„Für mich schon mehr als genug," unterbrach sie Bünau, „sein Anerbieten abzulehnen. Allein wo eine Ausflucht finden, die er nicht als solche erkennt! —"

„Um Gotteswillen, nur das nicht," fuhr sie erschreckt auf, ihre Hand unwillkürlich auf die seine legend, „ich habe ja nur mein Stillschweigen vor Ihnen rechtfertigen, nicht aber Sie zu einer Sinnesänderung bewegen wollen. Lassen Sie mich meine Offenherzigkeit nicht bereuen."

Sie wollte noch Mehreres hinzusetzen, allein die Anwesenheit des Kindes, welches sich eben von seinem Schemel erhob und seine Thränen längst getrocknet hatte, verschloß ihr den Mund.

Bünau sah sie mit einem Blicke an, vor welchem sie den ihrigen niederschlug.

Sie stand rasch auf und versetzte:

„Nun gehen Sie hinüber und sagen dem Bürgermeister, was ihm zu vernehmen angenehm sein wird."

Bünau verließ wie ein Träumender das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Behandlung der Wunden.

Professor Dr. v. Nußbaum schreibt aus Orleans unterm 24. v. M.: Wenn ich gefragt werde, wie ich Schußfrakturen und übel aussehende Schußwunden überhaupt verbunden wissen möchte, so lasse ich gar keine Wahl, sondern empfehle auf das Dringendste den Carbolsäure-Verband. Man taucht ein Stückchen Lint in die mit einigen Tropfen Wasser verflüssigten Carbolsäure-Crystalle, stopft diesen Lint, nachdem die Wunde von fremden Körpern und ganz losen Knochensplittern gereinigt ist, in die Wunde, läßt ihn 1 bis 2 Minuten liegen, zieht ihn dann heraus und breitet ihn über die Wunde aus. Das Blut der Wunde hat den Lint klebrig gemacht, so daß er ganz gut hält. Ueber diesen Lint legt man sodann Staniol oder das englische Oiled Silk, eine Art Wachstaffet; dann bringt man die passenden Schienen oder Streckapparate an, die eben zu Gebote stehen. Bei starker Eiterung kann das ausgebreitete Lintstückchen nicht liegen bleiben, sondern es muß jetzt täglich, während sanft extendirt und contraextendirt wird, die Wunde mit einer ganz leichten wässerigen Carbolsäure-Lösung (1:50) ausgespritzt und mit Lint wieder verbunden werden, welcher in eine Lösung

getaucht ward von einen Theil crystallinischer Carbolsäure und sechs Theilen Leinöl. Diese ölige Lösung ist das Mittel, welches in der That für Spitäler nicht hoch genug zu schätzen ist. Die Wunde ist bedeckt, wird nicht trocken, wird nicht zu stark geätzt, kann granuliren, und die Desinfection ist eine vortreffliche. Nachdem man weiß, daß Pilze und Infusorien es sind, welche unsern Blessirten das Leben rauben, nachdem man weiß, daß die Carbolsäure diese niederen Organisationen sicher tödtet, ohne der Wunde zu schaden, so nenne ich es geradezu unverantwortlich, wenn Carbolsäure erreichbar ist, dieselbe nicht anzuwenden. Leider war ich in diesem Feldzuge nicht immer im Stande, genügende Quantitäten Carbolsäure aufzutreiben, nachdem die große Zahl der Verwundeten meinen eigenen Vorrath schnell verbraucht hatte. Vor Allem aber ist die Charpie und wenn man eine Spritze bei der Hand hat, auch der Schwamm zu vermeiden. Es geht mir immer ein Stich durch das Herz, wenn ich Schußwunden oder gar Amputationswunden mit trockner Charpie bedeckt finde. Etwas Schlechteres, sagte mir Obermedicinalrath v. Pettenkofer vor 12 Jahre schon, kann nicht gefunden werden. Ich ließ mir diese Warnung auch gesagt sein und habe die Charpie seither sehr gemieden. Charpie wie Schwämme sind sehr poröse Körper, welche alles Schlechte rasch aufnehmen und Zersetzungsproducte vermöge ihrer enormen Oberfläche sehr begünstigen. Abgesehen von dieser gefährlichen Porosität ist die Charpie an und für sich etwas ganz Unreines und Eckelhaftes. Was waren diese Leinfäden nicht schon Alles, bevor sie Charpie wurden: Hemden, Leintücher, welche so und so viele Typhus-Stühle vielleicht aufnahmen, dann schnitt man endlich Compressen daraus, die oft und oft von Eiter beschmutzt waren und wieder gewaschen wurden, endlich zupften die Kranken mit ihren feuchten Händen im stinkenden Krankensaale Charpie daraus, welche kürzere oder längere Zeit im Krankenzimmer liegt, bis sie endlich durch und durch vergiftet auf die Wunden gelegt wird. Gibt es auch Charpie, deren Lebensgeschichte etwas besser ist, so wird man doch nicht leugnen können, daß Tausende von Kranken täglich Charpie zupfen und mein so eben gegebenes Bild ein wahres ist. Aber auch die schönste und reinste Charpie ist wegen ihrer großen Porosität gefährlich, namentlich, wenn dieselbe länger im Krankenzimmer aufbewahrt wurde. Und doch sieht man leider immer und immer wieder trockne Charpie auf den Wunden. Hat man keine Spritze zur Hand, so kann man Schwämme zum Uebergießen und Abschwemmen, nie aber zum Berühren der Wunde benützen. Jede Kanne versieht übrigens den gleichen Dienst. Ich bitte also als besten Verband Lint in eine ölige Carbolsäure-Lösung getaucht (1 Theil krystallisirte Carbolsäure, 6 Theile Leinöl) zu benützen und überzeugt zu sein, daß das Beste gewählt ist, was man bis zur Stunde kennt. Für ganz leichte Verwundungen möge man eine leinene Compresse in eine wässerige Carbolsäure-Lösung (1 : 40) getaucht anwenden und darüber Guttapercha-Papier wickeln, welchen Verband ich in diesem Feldzuge viele Hundertmale in Anwendung brachte. Unsere bisherigen Sterblichkeitsverhältnisse sind sehr glückliche gewesen, und ich zweifle nicht, daß die angewandte Carbolsäure viel dazu beitrug, obwohl ich das Hauptverdienst der fleißigen Evacuation zuschreiben möchte, denn ich sah wiederholt stark fiebernde Kranke mit schlecht aussehenden Wunden in den neuen Räumen rasch besser und ihre Wunden rein und schön roth werden. Das Verlassen eines 14 Tage lang überfüllten, bereits stinkenden Zimmers, wo Vorhänge, Bettwäsche und Alles bereits riecht, ist schon ein enormer Gewinn. Die gute Luft von Wiesen und Wäldern, durch welche der evacuirte Kranke gefahren wird, die neuen Räume, neue Bettwäsche — das sind große und mächtige Heilmittel, von welchen ich nie Schaden, aber sehr oft Nutzen beobachtete. Wird nun gar der Blessirte in sein Vaterland zurückgebracht und hat dort endlich noch die Freude, nur von Siegen und nie von Niederlagen erzählen zu können, wie unsere braven Soldaten, so wird eine Evacuation ein Wunder wirken, welches den Ungläubigsten belehren müßte. Kräftige gute Nahrung ist im Felde auch oft schwer erreichbar und wird in der Heimath ebenfalls nicht verfehlen, die Heilung zu fördern.

Chronik des deutsch-französischen Krieges von 1870.

August.

1. August. Recognoscirung bayerischer Chevauxlegers und preußischer Husaren gegen Sturzelbrunn, ein französisches Dorf östlich von Bitsch. — Bekanntmachung des Kriegsministeriums, die Bezeichnung der Generalgouvernements betreffend. — Der stellvertretende commandirende General des 9. Armeecorps, v. Etzel, setzt in den Kreisen Apenrade, Hadersleben, Tondern, Flensburg und Sonderburg die Artikel 5, 6, 27, 29 und 30 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1851 außer Kraft.

2. August. Ankunft des Königs von Preußen in der Nacht in Coblenz, am Morgen in Mainz (Hauptquartier daselbst). — Proclamation des Königs an die Armee. Der König übernimmt das Commando über die gesammten Armeen. — 3 französische Divisionen mit 23 Geschützen greifen Saarbrücken an; die preußischen Vorposten (3 Compagnien vom Hohenzollerischen Füsilierregiment Nr. 40) ziehen sich, dem im voraus erhaltenen Befehle zufolge, aus der Stadt zurück und nehmen nördlich, nahe derselben, eine neue Stellung ein. — Eine starke Colonne französischer Truppen überschreitet bei Reinheim östlich von Saargemünd die Grenze, zieht sich aber nach heftigem Feuern auf kleine Patrouillen wieder zurück. — Eine französische Flotte, in die Ostsee einlaufend, passirt Frederikshaven. — Prinz Albrecht von Preußen trifft im Hauptquartier der III. Armee in Speyer ein.

3. August. Das Hauptquartier der III. Armee verläßt Speyer. — Die am 1. August für einige schleswigsche Bezirke verfügte Suspension einzelner Artikel der preußischen Verfassung wird von dem stellvertretenden commandirenden General des 9. Armeecorps wieder aufgehoben.

4. August. Glänzender Sieg der III. Armee unter den Augen des Kronprinzen von Preußen bei Erstürmung von **Weißenburg** und des dahinter liegenden **Geisberges** durch Regimenter vom 5. und 11. preußischen und 2. bayerischen Armeecorps. Die französische Division Douay vom Corps Mac Mahon wird unter Zurücklassung ihres Zeltlagers in Auflösung zurückgeworfen, General Douay getödtet. — Die badische Division rückt auf dem linken Rheinufer von der Pfalz aus nach Süden vor und überschreitet die französische Grenze. Hauptquartier Lauterburg. Recognoscirung badischer Truppen auf dem linken Rheinufer bei Selz. — Die Fran-

zosen beschießen den von Burbach nach Trier fahrenden Eisenbahnzug bei Burbach mit Granaten.

5. August. Die bei Weißenburg (am 4.) siegreiche III. Armee des Kronprinzen von Preußen setzt den Vormarsch in Frankreich fort, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. — Gefecht badischer Truppen am linken Rheinufer bei Münchhausen (gegenüber Steinmauern). — Die Franzosen bewerfen das Stationsgebäude in St. Johann (bei Saarbrücken) mit Granaten. — Ein Geschwader der französischen Panzerflotte passirt Korsör (auf Seeland, am großen Belt) südwärts. — In Paris große Aufregung in Folge des Gerüchts von dem Sieg der Deutschen bei Weißenburg.

6. August. Großer Sieg der III. Armee unter Führung des Kronprinzen von Preußen bei **Wörth** (südwestlich von Weißenburg) über das (1.) Corps des Marschalls Mac Mahon, welches durch Divisionen des Corps Failly (5. Corps) und Canrobert (6. Corps) verstärkt war. Französischerseits wird General Colson, Generalstabschef Mac Mahon's, getödtet, General Ragout vermißt.

Nachdem sich die Spitzen der preußischen Colonnen der I. Armee am 5. der Saar genähert hatten, greift General v. Kamede mit der 14. Division das Corps Frossard und 2 Divisionen anderer französischer Corps westlich von Saarbrücken in deren verschanzter Stellung auf den Bergen von **Spicheren** an. Mit Unterstützung vou Abtheilungen der 16. Division und der 5. und 6. Division von der II. Armee wird unter dem Commando des Generals v. Goeben die feindliche Position erstürmt und der Feind zum Rückzug gezwungen. Der Commandeur der 27. Infanteriebrigade, General-Major v. François, fällt. General v. Steinmetz übernimmt gegen Abend den Oberbefehl.

In Folge der Siege der deutschen Truppen bei Wörth und Spicheren über beide Flügel der französischen Armee macht diese auf der ganzen Linie Kehrt und tritt den Rückzug nach dem Inneren Frankreichs an. — Die französische Flotte ist vor Bülk (Kieler Meerbusen) in Sicht. — In Paris fieberhafte Aufregung, gesteigert durch bald als falsch erwiesene Börsengerüchte über eine von den Franzosen gewonnene Schlacht. Proclamation des Ministerraths, welche zur Ruhe und Ordnung ermahnt. — Die französischen Truppen, welche den Kirchenstaat besetzt hielten, werden in Civita-Vecchia eingeschifft.

7. August. Königliches Hauptquartier in Homburg (Rheinpfalz). — Gefecht bayerischer Truppen bei Niederbronn (südlich von Bitsch) und württembergischer Cavalerie bei Reichshofen (zwischen Bitsch und Hagenau) gegen Truppentheile des zurückweichenden Mac Mahon'schen Corps. — Die I. Armee besetzt Saargemünd und Forbach, die III. Hagenau. — Prinz Friedrich Karl von Preußen (II. Armee) verlegt sein Hauptquartier nach Blieskastel. — Ein Theil der französischen Flotte vor Bülk steuert südlich Fehmarn. — In Paris werden die Telegramme des Kaisers, welche den Verlust der Schlachten eingestehen, publicirt. Die Kaiserin trifft in Paris ein und erläßt eine Proclamation, durch welche alle guten Bürger aufgefordert werden, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Das Seine-Departement wird in Belagerungszustand erklärt, der gesetzgebende Körper und der Senat werden zum 11. August berufen.

8. August. Die Cavalerie der badischen Division geht bis unter die Thore Straßburgs vor und zerstört die Eisenbahn und die Telegraphenlinien nach Lyon. — Proclamation der Minister in Paris, durch welche das Volk zur Erhebung aufgefordert wird. Der gesetzgebende Köper wird schon zum 9. d. M. berufen.

9. August. St. Avold (an der Eisenbahn von Saarbrücken nach Metz) wird von preußischen Truppen besetzt. Preußische Patrouillen streifen bis 2 Meilen vor Metz. — Die Feste Lützelstein (La petite pierre) wird von der III. Armee besetzt und das Fort Lichtenberg (nordwestlich von Hagenau) in Brand geschossen. — Der Commandant der Festung Straßburg wird von dem General v. Beyer zur Uebergabe aufgefordert; er weist die Aufforderung zurück. — Marschall Bazaine übernimmt den Oberbefehl über die französische Armee. — Ein zweites französisches Panzergeschwader passirt Dover, nach der Ostsee steuernd. — Die französischen Kammern werden eröffnet. Im Senat verliest der Minister Parieu, im gesetzgebenden Körper der Minister Ollivier eine Erklärung, nach welcher die Regierung eine allgemeine Organisation der Nationalgarde, die Einverleibung der Mobilgarde in die active Armee und die Einziehung der Altersclasse 1871 verlangt. Nach heftigen Scenen nimmt der gesetzgebende Körper eine motivirte Tagesordnung an, welche ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium ausspricht. Das Ministerium tritt in Folge dessen zurück und Marschall Graf Palikao wird mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Der gesetzgebende Körper beschließt, daß die unverheiratheten Soldaten der Altersclassen 1858—1863 zu den Fahnen einberufen werden sollen. Tumultuanten auf den Boulevards werden durch berittene Municipalgarden zerstreut. — Der Belagerungszustand wird in Frankreich über die Departements der 1., 3., 7. und Theile der 8. Militärdivision verhängt. — In London wird zwischen dem Grafen Bernstorff und Lord Granville ein neuer Vertrag bezüglich der Wahrung der Neutralität Belgiens unterzeichnet.

10. August. Die französische Armee setzt auf allen Puncten den Rückzug nach der Mosel fort, gefolgt von der deutschen Cavalerie. — Die Linie Saarunion, Groß-Tenquin, Faulquemont, Fouligny, les Etangs ist von der deutschen Cavalerie bereits überschritten. — Der Staatsanzeiger veröffentlicht ein Schreiben des Grafen Benedetti an den Präsidenten des Staatsministeriums Grafen Bismarck vom 5. August 1866 nebst dazu gehörigem Entwurf einer von Frankreich vorgeschlagenen geheimen Convention, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich betreffend.

11. August. Königliches Hauptquartier in St. Avold. — Proclamation des Königs von Preußen an das französische Volk. — In Frankreich wird das (am 10. von dem gesetzgebenden Körper angenommene) Gesetz, betreffend die Vermehrung der Streitkräfte, publicirt. — Der gesetzgebende Körper Frankreichs nimmt den Antrag, die Nationalgarde auf Grund des Gesetzes von 1831 zu reorganisiren, an, und genehmigt die Gesetzentwürfe, betreffend die Erhöhung des Kriegscredits auf 1000 Millionen Francs und Einführung des Zwangscourses für Bankbillets.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Kaffeebohnen-Fabrikation. Dieser Industriezweig wird neuerdings in Amerika wieder sehr schwunghaft betrieben und da die dortigen Fabrikanten das Exportgeschäft nach Europa nicht außer Acht lassen werden, kann es nicht schaden, die Aufmerksamkeit des Publikums hierauf zu lenken. Der Scientific American sagt darüber: Bisher glaubte man allgemein, daß, wenn man die rohen Kaffeebohnen kauft, dieselben selbst röstet und mahlt, es nicht fehlen könne, daß man den ächten Mokka oder Java genieße. Dieser Illusion darf man sich nicht mehr hingeben, indem jetzt käufliche Kaffeebohnen massenhaft, und zwar so täuschend fabricirt werden, daß man sie nur schwer von den wirklichen Bohnen unterscheiden kann. Dieselben werden aus einem gewöhnlichen Thon in Formen, 100 auf einen Druck, gepreßt, leicht gebrannt, so daß sie die Härte der Kaffeebohnen erhalten und dann unter den ächten Kaffee gemischt. Beim Brennen des Kaffee's nehmen sie die braune Farbe von den natürlichen Bohnen an, und sind auch dann nicht zu unterscheiden. Der Gesundheit schädlich wirkt diese Verfälschung nicht, da bei dem Kochen der gemahlene Thon zu Boden fällt und sich mit dem Kaffeesatz vermischt. Das beste Mittel, sich dieses nicht gerade appetitliche und zur Stärke des edlen braunen Trankes wenig beitragende Kunsterzeugniß aus dem Hause und dem Magen zu halten, dürfte sein, beim Einkauf von Kaffee verschiedene Bohnen zu zerbeißen und sie durch den Geschmack zu prüfen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 141. Speyer, Samstag, den 26. November 1870.

Die Schwestern.

Von J. M. Hutterus.

(Fortsetzung.)

Nach weitern acht Tagen hatte er seine Besuche bei den Honoratioren des Städtchens beendet und als er von dem letzten nach Hause zurückkehrte, war ihm so leicht um's Herz, als ob er sich einer schweren Verpflichtung entledigt habe und er schob den Gedanken, daß den Besuchen nun auch eben so viel Einladungen folgen würden, so weit wie möglich von sich. Aber warum denn das? — Hatte er sich doch sonst gern in traulichen Familienkreisen bewegt, hatte ihn doch eben die gerühmte Annehmlichkeit der gesellschaftlichen Zustände in diesem Städtchen bewogen, solches zu seinem Aufenthalte zu wählen! Fand er sich etwa getäuscht in seinen Erwartungen und waren ihm die Personen, deren flüchtige Bekanntschaft er gemacht hatte, so über alles Maaß uninteressant erschienen, daß der Gedanke an einen nähern Umgang mit ihnen ihn schon im Voraus alle Schauer der Langeweile empfinden ließ! — Ach, er wußte sich selbst keine Rechenschaft davon zu geben. Das nur wußte er, daß die Bedenken, welche das Fräulein gegen seinen Einzug in das Schwengler'sche Haus geäußert, sich bis jetzt nicht gerechtfertigt hatten, daß ihm vielmehr dies Haus so lieb und theuer geworden war, wie — ja, wie noch keines auf der Welt. Allerdings suchte ihn der Bürgermeister, wie sie vorausgesagt, immer mehr an seine Person zu fesseln. Er mußte fast jeden Abend eine Partie Karten oder Schach mit ihm spielen und dann verstand es sich von selbst, daß er auch zum Nachtessen blieb. Bünau hatte indeß darüber noch keinen Augenblick Etwas wie Unzufriedenheit empfunden, wiewohl weder das Spiel seine Liebhaberei war, noch auch die meist aus einer Suppe bestehende Abendmahlzeit ihn veranlassen konnte, sie dem wohl zubereiteten Beefsteak in der Hofapotheke vorzuziehen. Keiner war von seiner häuslichen Zurückgezogenheit weniger erbaut, Keiner wußte sie sich weniger zu erklären, als sein Freund Unruh, welcher ihn höchst ungern Abends im Wirthshause vermißte. Freilich pflegte auch er sich nicht selten zur Theestunde in dem Hause des Tabaksfabrikanten Höpfner einzufinden und der Hausfrau und Sophie eine neue Novelle vorzulesen, oder sich von der Tochter ein Lied auf dem Clavier begleiten zu lassen. Wenn jedoch die Uhr acht schlug, um welche Zeit sich die Genossen beim Nachtessen einfanden, so brach er die Lectüre ab und lenkte seine Schritte zur Hofapotheke. Dort sollte er seinen Freund aber nicht nur immer seltener, sondern auch, wenn dieser wirklich erschien, immer wortkarger und zerstreuter finden.

An dem Tage, welcher dem Besuche Bünau's beim Fürsten voraufging, war die Gerichtssitzung, welche sonst bis Ein Uhr und darüber zu dauern pflegte, ungewöhnlich früh beendet. Es war an einem jener herrlichen Morgen des Monats August. Bünau fühlte sich zu jeder Arbeit unaufgelegt; für einen Spaziergang, wozu ihn Unruh aufgefordert hatte, fand er die Luft zu heiß und er wußte sich die Zeit bis zum Mittage nicht besser als durch eine leichte Lectüre zu vertreiben. Er nahm deshalb ein belletristisches Journal zur Hand und lehnte sich in sein Fauteuil zurück. Bald fand er aber auch hier die Hitze unerträglich und er begab sich deshalb in den Garten, um in einer der schattigen Lauben seine Lectüre fortzusetzen. Eine derselben lag unmittelbar an dem Mühlbache, welcher die Südseite des Gartens begrenzte. Dorthin lenkte er seine Schritte. Bei seinem Eintritte in die Laube fuhr eine weibliche Gestalt aus einer halbliegenden Stellung mit einem leisen Schrei von ihrem Sitze empor. Es war Fräulein Buttler. Wenngleich sie sich zu einem Lächeln zwang, so bemerkte er dennoch auf den ersten Blick, daß sie geweint hatte; es hingen ja noch die hellen Thränen an ihren Wimpern. Bünau wollte sich mit einer verlegen vorgebrachten Entschuldigung zurückziehen, allein sie sagte, mit dem Taschentuche rasch über ihre Augen fahrend:

„Sie haben mich doch einmal in einer schwachen Stunde überrascht, nun mögen Sie auch bleiben und, wenn Sie wollen, den Grund meines Kleinmuthes erfahren, oder ich räume Ihnen das Feld, denn wie ich sehe, haben Sie beabsichtigt, hier zu lesen."

Sie sprach diese Worte so unbefangen, daß auch er seine Verlegenheit schwinden fühlte und sich ihr gegenüber niederließ.

„Freilich hat mich der Zufall zum Zeugen Ihrer Thränen gemacht, erwiderte er, allein das darf Sie nicht bewegen, mich zum Vertrauten Ihres Kummers zu machen."

„Was ist da viel anzuvertrauen? Ueber kurz oder lang würden Sie selber die Entdeckung gemacht haben, welcher Art der Kummer ist, welcher mir diese Thränen ausgepreßt hat. Ach, es sind eben die Thränen einer Erzieherin. Ich hätt' es im Voraus wissen können, daß sie mir nicht würden erspart werden und deshalb nannt' ich es Kleinmuth, daß ich sie weinte. Und nun lassen Sie uns von andern Dingen reden." —

„Setzen Sie bei mir eine so geringe Theilnahme an dem voraus, was Sie bewegt, daß Sie mir Ihre Gedanken darüber vorenthalten wollen? Es bedarf keines besondern Scharfblickes, um die nachtheilige Einwirkung des Großvaters auf die Erziehung seiner Enkelin wahrzunehmen; denn das ist es doch und nicht blos eine vorübergehende Unart des Kindes, was Sie bis zu Thränen —"

„Also auch Sie haben das bereits erkannt? Auch Sie halten seine Behandlung für eine verkehrte?"

„Allerdings und es will mich bedünken, als ob er ein an und für sich richtiges Prinzip in seiner Anwendung nur zu sehr auf die Spitze stellte."

„Sie denken zu weit, wenn Sie glauben, daß er nach einem Prinzip handle. Als ob ich nicht wüßte, daß man ein Kind, und zumal ein so zartes Kind wie Elischen, nicht auf Kosten des Körpers geistig anstrengen soll. Ihm aber ist es schon zu viel, wenn es überhaupt zu irgend einer nützlichen Beschäftigung, und wäre es die geringfügigste, angehalten wird. Ach, und wär' es nur das, wär' es nur, daß er wirklich das leibliche Wohl des Kindes allein im Auge hätte! jedoch ich weiß, er kann es nicht ertragen, daß dasselbe nicht mehr wie früher beständig um ihn herum tändeln mag, daß es auch einmal ein Verlangen nach mir äußert; es ist, kurz gesagt, eine thörichte Eifersucht, die ihn fürchten läßt, daß er sich mit mir in die Liebe des Kindes zu theilen haben werde; er will diese Liebe allein für sich besitzen, und um sich diesen Besitz zu sichern, verschmähet er selbst nicht, ihm eine Abneigung gegen mich einzuflößen. Ist ihm solches auch bis jetzt noch nicht gelungen, so sehe ich mich doch fast zu einer völligen Unthätigkeit verdammt und mich auf die Dienste eingeschränkt, welche eine sorgfältige Magd eben so wohl verrichten könnte."

„Aber hat denn der Vater des Kindes so wenig Einsicht, oder so wenig Kraft oder so wenig Vorsorge, daß er solches geschehen läßt?"

„Es mangelt ihm weder an dem einen noch an dem andern, allein er fürchtet wohl nicht mit Unrecht, sich durch ein kräftiges Einschreiten seinem Vater, der ihm seine Kränklichkeit nicht vergeben zu können scheint, vollends zu entfremden."

„So halten Sie den Bürgermeister für einen Egoisten?"

„Wenn Sie denjenigen, welcher Alles, was ihn in seinem Behagen stört, aus seiner Sphäre verbannen möchte, einen Egoisten nennen wollen, so ist er freilich einer. Das Mitleid ist ein ihm unbequemes Gefühl und es verwandelt sich daher leicht bei ihm in Groll."

„Diese Seite seines Charakters ist mir noch neu. Uebrigens kann ich nicht leugnen, daß auch ich mich von dem finstern verschlossenen Wesen des jungen Schwengler entschieden abgestoßen fühle."

„Und dennoch wäre er Ihrer Freundschaft vielleicht nicht unwerth."

„Darnach scheint ihn wenigstens seither noch nicht verlangt zu haben."

Hier erschien derjenige, von welchem eben die Rede war, am Eingang der Laube, und in dem Blicke, den er auf Bünau warf, lag für diesen allerdings keine Aufmunterung, ihm seine Freundschaft entgegen zu tragen, er drückte Ueberraschung und Zorn aus. Ohne Bünau, welcher sich bei seinem Eintritte erhoben hatte, irgend eine Beachtung zu schenken, nahm er neben dem Fräulein Platz und es begann nun eine Unterhaltung, die sich nur mühsam fortbewegte, und ohne die Dazwischenkunft Elischens, welches bald diese bald jene Frage that, wohl gänzlich ins Stocken gerathen wäre. Bünau blätterte in seinem Journal und nahm nur dann einen Antheil am Gespräch, wenn das Fräulein sich an ihn wandte. Die alte Dore, welche die Herrschaft zu Tische rief, machte dadurch einer Situation ein Ende, welche für alle Theile immer peinlicher wurde.

Johanna Buttler war die älteste Tochter eines vormals reichen Banquiers, welcher in Folge der Falliments einiger bedeutender Handlungshäuser selbst fallirt und aus dem unverschuldeten Bankerott nur ein kleines Kapital gerettet hatte. Während er selbst bei einer Actien-Gesellschaft ein Unterkommen als Buchhalter gefunden, hatte er seine wenigen Geldmittel dazu verwendet, seinen beiden Töchtern eine Ausbildung angedeihen zu lassen, welche sie in den Stand setzte, sich nöthigen Falles selbst ihren Lebensunterhalt zu verschaffen. Johanna hatte schon sieben Jahre hindurch bei einer adeligen Familie auf dem Lande eine Stelle als Gouvernante bekleidet, als sie in ihr gegenwärtiges Verhältniß trat. Durch ihre früh verstorbene Mutter mit dem Schwengler'schen Hause verwandt, hatte sie gehofft, daß man sie als ein Mitglied der Familie behandeln und ihr mehr oder weniger die Rechte einer Mutter über das ihrer Obhut anvertraute Kind einräumen werde. Der Vater desselben war ihr auch in der That mit großem Vertrauen entgegen gekommen, ja er hatte sogar nach einiger Zeit nicht undeutlich die Absicht verrathen, ihr seine Hand anzutragen, allein Johanna hatte ihn seither keineswegs zu einem solchen Schritte ermuthigt, vielmehr, sich ihm mit feinem Takte unterordnend, seinen dahin abzielenden Erklärungen stets auszuweichen gewußt, und so sah sie sich denn, als die Conflicte mit dem Großvater begannen, jedes Beistandes beraubt. Solcher Art waren die Verhältnisse im Schwengler'schen Hause, als Bünau in demselben Aufnahme fand. Als sie diesem ihre Bedenken gegen seine Uebersiedlung mittheilte, hatte sie ihr eigentliches Bedenken verschweigen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

* Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Eine Pfälzer Geschichte von Ch. Böhmer.

In jenem in der deutschen Geschichte ewig denkwürdigen Winter 1813/14, in welchem Marschall Vorwärts mit dem mitternächtlichen Glockenschlage der Neujahrsnacht seine kampfesfreudigen Truppen bei Kaub über den Rhein führte, waren alle in die große „Kaiserstraße" mündenden Straßen der linksrheinischen Pfalz mit den verschiedenartigsten Bauernwagen besät. Alle Trachten und Mundarten des beweglichen Vorderpfälzers und des langsamen Westrichers wogten bunt durcheinander. Sie waren von den deutschen Generälen requirirt, um Fourage und Munition bis in's Innere Lothringens den Truppen nachzufahren. Da kamen viele Bauern und Bauernsöhne zum ersten Male über die engen Grenzen ihres Kantons oder ihres „Unterpräfecturbezirkes" in die weite Welt hinaus und vielen mochte es, zumal mitten im rauhen Winter, unbehaglich und unheimlich genug um's Herz sein. Doch zogen auch viele „Buben" mit leichtem Pfälzersinn und Pfälzermuth unter lustigem Gesang und Geplauder und Peitschenknall die breite Straße dahin, und das der Jugend so eigene Verlangen, einmal „die Welt" zu sehen, ließ das Heimweh in ihren Herzen nicht aufkommen. Zu den letztern Burschen gehörte auch Jakob aus K. an der E. bei G., mehr noch Knabe als Jüngling. Freilich hatte die Mutter in banger Ahnung bitterlich geweint, als der noch so junge Sohn von ihr Abschied nahm und aus uns unbekannten Gründen die gefahrvolle Fahrt unternehmen mußte oder auch wollte; vielleicht war sie eine Wittwe, vielleicht hatte der Junge auch den Eltern mit seinen Bitten nicht Ruhe gelassen, bis sie ihn die Fahrt machen ließen. Wie er mit so frischem muntern Gesichte neben seinem großen prächtigen, gut gehaltenen Pferd, das vor allen anderen als Muster eines Fuhr- und Ackergauls gelten konnte, einherschritt und von Zeit zu Zeit mit fröhlichem „Hott, Har" die Peitsche schwang, war ihm nicht die geringste Spur von Heimweh oder Furcht anzusehen. So kam er mit seinem Geschirr in Gesellschaft seiner zahlreichen Fuhrgenossen glücklich und wohlbehalten bis in das Lager bei Metz. Auch auf dem Heimwege wurde er noch munter und fröhlich gesehen bis in die Gegend von Kaiserslautern — wo er mit Pferd und Wagen spurlos verschwand und der Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses sein Schicksal verhüllte. Resultatlos blieben alle, auch die sorgfältigsten Nachforschungen der Polizeibehörden, vergebens das in den Zeitungen öfter wiederholte Versprechen großer Belohnung desjenigen, der eine Spur des Verlorenen auffinden würde. Endlich war Jakob verschollen — nur die Mutter gedachte noch des verunglückten Sohnes mit stillen Thränen, jedoch ohne die leiseste Hoffnung, ihn je auf Erden wiederzusehen.

Das dunkle Geheimniß löste sich auf eine solche Weise, daß, wie in vielen Fällen, obiger Ausspruch der praktischen Volksweisheit grell illustrirt und der Finger des lebendigen Gottes für jeden Sehenden deutlich fühlbar war.

Wir erzählen die Thatsachen, welche die erschütternde Auflösung an's helle Tageslicht brachte, nach mündlicher Ueberlieferung, da uns andere actenmäßige Quellen verschlossen sind und müssen uns daher auf den Kern der Geschichte beschränken.

Zu Jakob hatte sich auf der Heimfahrt ein „redesprächiger" freundlicher Bauer gesellt, dessen Fuhrwerk schon seine Wohlhabenheit bezeugte. Mit entzückten, begeisterten Blicken betrachtete er das Pferd Jakobs und fragte diesen, ob es nicht feil und wo er daheim sei. Jakob fühlte sich zu dem fremden Manne, der sich so freundlich mit ihm unterhielt, um so mehr hingezogen, als derselbe seinen Liebling, auf den er so stolz war, seinen Gaul, nicht genug preisen konnte, und gab ihm auf alle Fragen offenherzige Antwort. Bei Kaiserslautern machte der Bauer dem schon ganz zutraulich gewordenen Burschen den Vorschlag, mit ihm einen Abstecher nach seinem 1½ Stunden entfernten Hof zu machen und dort einige Tage von den Strapazen auszuruhen und sich für den noch ziemlich langen weiten Heimweg zu stärken. Zugleich entwarf er ein so reizendes Bild von der Lage und Einrichtung seines Hofes, daß dadurch die Neugierde des jungen strebsamen Bauernburschen erregt werden mußte. Da Jakob ohnedies in der Winterzeit zu Haus nichts zu versäumen hatte und es ihn nicht so sehr heimzog, da er seinem Gaule auch wohl gerne einige Rasttage gönnte, so ließ er sich endlich überreden und fuhr noch bei angebrochener Nacht mit seinem neuen Bekannten an Kaiserslautern vorüber in's damals noch unwegsame Waldlauterthal hinein. Als Jakobs Wagen auf und nieder, hin und her geschleudert ward und in allen Fugen krachte und er jeden Augenblick befürchtete, derselbe werde in Stücke gehen, sintemal er nicht für den Westrich, sondern für eine ebene Gegend gemacht war, und die Nacht immer schwärzer sich in das düstere Waldthal legte und der Wind immer schneidender gerade von Norden her es durchblies — da reute es Jakob fast, der Einladung des Mannes gefolgt zu sein. Dieser aber ermunterte und ermuthigte ihn mit der nahen Aussicht auf die warme gemüthliche Stube in seinem Hause, auf ein leckeres Nachtessen und ein so gutes Federbett, wie er es vielleicht zu Haus nicht hätte. Nachdem sie endlich östlich in ein Seitenthälchen eingebogen, kamen sie durch das Städtchen O. hindurch glücklich auf dem L... hofe an. Da Jakob mit der größten Freundlichkeit von der Familie aufgenommen ward, und Alles so fand, wie der Bauer gesagt hatte, so vergaß er schnell die letzte schwerste Strapaze und fühlte sich so behaglich, als wäre er daheim.

Der L... hof lag und liegt noch gar einsam in einem Waldthälchen, um so einsamer damals, da die Wege nach allen Seiten hin, zumal im Winter, fast ungangbar und unfahrbar waren, so recht still, wie ein großer Leichenhof. Dieser Eindruck drängt sich mit doppelter Macht dem Wandrer auf, der da weiß, daß in dieser Gegend Tausende ihr Grab fanden, als die Preußen in der blutigen Schlacht bei Kaiserslautern

(20. Sept. 1794) unter dem Prinzen von Hohenlohe und dem neuen General Blücher, der schon hier die ihn auszeichnende blitzende, unwiderstehliche Energie zeigte, das wilde Republikanerheer der Franzosen von den Höhen warfen und in die Flucht schlugen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aus Gotha, 21. Nov., schreibt man der Köln. Ztg.: Petermann erhielt werthvolle Briefe und Karten von dem ausgezeichneten Afrika-Reisenden Dr. Schweinfurth und Nachrichten bis zum 29. Juli 1870. Derselbe hatte eine höchst wichtige Reise gegen den Aequator zurückgelegt und unsere bisherigen Vorstellungen über das Nilquellgebiet außerordentlich bereichert, das Quellgebiet des in den Tsad-See fließenden Schari entdeckt und gefunden, daß der Piaggias-See wahrscheinlich nicht existirt.

Die Spen. Ztg. veröffentlicht folgenden Feldpostbrief aus dem Lager der Garde, nach welchem gemüthliche Zwischenfälle, wie sie sich vor der Uebergabe von Metz zutrugen, sich auch vor Paris einzustellen beginnen: Granlay, 8. Nov. Heute bezogen wir ausnahmsweise die Vorposten in Stains und erlebten dort etwas, was uns Allen, die dort waren, unvergeßlich bleiben wird. Wenn wir jedesmal solche Vorposten hätten, so würde es uns sehr angenehm sein. Wir lagen zwar im Freien, es war auch hübsch kalt, aber es fiel nicht ein Schuß, und Vormittags bekamen wir Besuch, und zwar von den Franzosen. Wir trauten kaum unsern Augen, als dieselben herankamen. Zuerst sahen wir dieselben, wie sie auf der Chaussee standen, die Mützen abnahmen, schwenkten und uns die Branntweinflaschen zeigten und zutranken. Wir erwiderten ihre Grüße und winkten mit den Taschentüchern, daß sie zu uns kommen möchten. Wirklich nach einer viertel Stunde kamen zuerst drei Offiziere, der eine mit einer kleinen weißen Fahne und 14 Mann immer näher an uns heran, indem sie die Hände ausbreiteten und zeigten, daß sie keine Waffen hätten, nur die Offiziere hatten ihre Säbel umschnallt. Ungefähr noch 200 Schritt entfernt, blieben die 14 Mann stehen und die Offiziere kamen näher. Unsere Offiziere und wir gingen denselben 10 Schritt entgegen und begrüßten uns auf kameradschaftliche Weise. Sie sagten, sie sähen gar nicht ein, warum wir nicht gegenseitig correspondiren und Neuigkeiten mittheilen sollten, sie hätten den Krieg satt und wünschten sehnlichst den Frieden, und so versprachen wir, gegenseitig nicht zu schießen. Da die andern 14 Mann sahen, daß wir mit ihren Offizieren plauderten, kamen sie auch heran und drückten uns die Hände. Es wären noch mehrere gekommen, aber ihre Offiziere wünschten, daß sie dort bleiben sollten. Wir vertheilten nun Cigarren, Cognac &c., worüber sie sich sehr freuten. Auch ließen wir sie von der eben gekochten Erbsenwurst kosten, und es schmeckte ihnen dieselbe ausgezeichnet. Sie erzählten uns, daß die Vorposten noch keinen Mangel litten, drei Mal in der Woche bekommen sie noch Schweine- oder Eselsfleisch, aber in der Stadt soll es sehr schlimm aussehen, und sie wünschten, daß bald Friede würde, denn Paris könne sich nicht mehr lange halten. Als wir sie fragten, warum sie die erste Zeit so oft geschossen, ohne uns doch zu schaden, erwiderten sie, daß sie uns damit schrecken wollten. Nachdem sie ungefähr eine Stunde bei uns verweilten, gingen sie wieder zurück, gaben uns die Hände und bedankten sich vielmals. Auf dem Rückwege winkten sie noch oft mit den Mützen. Dies war ein angenehmer Act im Vorpostenleben.

(Das Grab des Dichters der Marseillaise.) Einem deutschen Blatte schreibt man aus dem Lager vor Paris: „Auf Vorposten in dem Kirchhofe von Choisy": Trotz aller Voraussagungen und trotz aller Berichte wird doch noch immer nicht bombardirt. Zum dritten Male sehe ich mich auf dem hiesigen Kirchhofe. Er ist nur insoweit verändert, als seine dem Feinde gegenüber liegende Seite durch Erdaufwürfe verschanzt ist. Seine Einwohnerzahl ist um das Grab eines Zehners bereichert. Bei dem Promeniren zwischen den prächtigen Grüften fiel mir heute eine Ruhestätte auf, die nur durch einen flachen grauen Stein gedeckt war. Ich ging näher und fand zu meiner größten Ueberraschung folgende Inschrift:

„Ici repose Claude Josephe **Rouget de l'Isle**, né à Lons-le-Saulnier 1760, mort à Choisy-le-Roi 1836. Quand la révolution française en 1792 eut à combattre les rois, il lui donna pour les vaincre le chant de la Marseillaise."

Unter dieser Inschrift ist eine umgestürzte Fackel, von zwei Eichenkränzen bedeckt, eingehauen. Die Grabstätte sticht, wie ich bemerkte, nur durch ihre Einfachheit von den anderen ab, der Stein ist erst im Jahre 1862 gefertigt.

Nach einer der Z. C. aus dem bekannten Badeorte Norderney zugegangenen Mittheilung hat die dortige Bevölkerung am 12. d. ein großes Unglück betroffen. Ein großer Theil derselben war zum Fischen auf die See gegangen und wurde dort von einem plötzlichen Sturm von so fürchterlicher Gewalt überfallen, daß die Schiffe nicht bloß von der Seite kenterten, sondern zum Theil von hinten nach vorn überschlugen. Mehrere Schaluppen sind untergegangen, 39 mehr oder minder beschädigt und selbstverständlich ein Theil der Bemannung ertrunken. Der Schlag trifft die arme Bevölkerung um so härter, als sie auch in diesem Sommer in Folge des Krieges wenig verdient hat. — Der Köln. Ztg. wird über diesen Vorfall geschrieben: In der frühesten Morgenstunde des 12. Nov. fuhr die ganze Norderneyer Flottille, im Ganzen 64 Schiffe, mit mehr als 200 Mann Besatzung, bei ruhigstem Wetter in See, um Fische zu fangen. Es war noch nicht Mittag, als sich das Wetter plötzlich schrecklich änderte: ein furchtbarer Sturm wühlte die See auf. Wehe Denen da draußen! Da bebte manches Herz auf Norderney und unzählige Augen waren naß von Thränen. Der Tag verging; die lange bange Nacht verstrich und keine Nachricht. Endlich brach der langersehnte Morgen an; geschlafen hatte fast Niemand. Das scharfe Auge der Insulaner entdeckte in weiter, weiter Ferne heransegelnde Fischerschaluppen; man eilt ihnen entgegen, so weit es eben geht, und bald liegen 80 Gerettete in den Armen ihrer Lieben. Sie wissen auch von den Uebrigen Nachricht zu geben, die theils auf dem Strand der benachbarten Inseln sitzen, theils ein Opfer ihres Berufes geworden sind. Zehn Menschenleben hat das Meer gefordert, darunter drei Familienväter.

Im November 1868 erkrankten in Wittenberg in Folge des Genusses von Schweinefleisch, welches von dem dortigen Fleischermeister Zeller bezogen worden war, mehrere Personen, von denen eine, die unverehelichte Marie Wirmann, Tochter eines Kastellans, am 30. November starb. Die gerichtlicherseits angeordnete Section stellte fest, daß ihr Tod an der Trichinosis erfolgt sei; denn mittels mikroskopischer Untersuchungen fand sich in den Muskeln des Kehlkopfes, Zwerchfells und linken Oberschenkels eine bedeutende Anzahl von Trichinen. Nachdem bei sämmtlichen Fleischern Wittenbergs Proben von Wurst und Schinken mit Beschlag belegt worden und nur diejenigen aus dem Geschäfte Zeller's sich trichinenhaltig erwiesen hatten, wurde gegen letzteren Anklage wegen fahrlässiger Tödtung erhoben. Zwar ließ sich nicht nachweisen, daß Zeller ein krankes Schwein gekauft und geschlachtet habe, denn sein Dienstmädchen wußte nur zu bekunden, daß ein Schwein beim Zerhacken einen fauligen Geruch von sich gegeben habe; dessen ungeachtet wurde Zeller mit Rücksicht darauf, daß er die polizeilich angeordneten mikroskopischen Untersuchungen nicht habe stattfinden lassen, auf Grund des §. 184 des Strafgesetzbuches zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Trotz seines Einwandes, daß mikroskopische Untersuchungen kein sicheres Resultat zu gewähren im Stande seien, wurde das erstinstanzliche Urtheil in appellatorio bestätigt. Die hiergegen eingelegte Nichtigkeitsbeschwerde hat, wie aus Berlin vom 17. berichtet wird, das Obertribunal zurückgewiesen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 142. | Speyer, Dienstag, den 29. November | 1870.

Zeitgedichte.

*** Der bayerische Trompeter vor Paris.**

Ein lustig Liedchen will ich euch singen
Vom list'gen Trompeter vor Paris;
Dann laßt ihm ein kräftiges Vivat erklingen,
Der keck in die Flucht die Feinde blies!

Der fand ein Notenheft wälscher Collegen,
Doch die Kam'raden lachten darob;
Er aber schmunzelt: lacht meinetwegen,
Vielleicht bringt wälsche Musik mir Lob.

Da seht, wie wogen die rothen Hosen
In Haufen aus ihren Höhlen heraus,
Die Forts spei'n Feuer, das Meer der Franzosen
Drängt aus dem Dorfe die Bayern hinaus.

Doch wer da meint, daß die ihre Stellen
Dem Feinde lassen, der kennt sie schlecht;
Bald stürmen sie vor — doch wie Meereswellen
Im Sturme wogt hin und her das Gefecht.

Na, wartet, Kam'raden, brummt der Trompeter,
Ich helf' — ich jag in den Leib ihnen Schreck,
Und keck und schlau die Feinde umgeht er
Und stellt sich hinten in ein Versteck.

Er schmettert mächtig in die Trompete
Des horchenden Feindes Fluchtsignal,
Und flugs als ob ihn der Sturm verwehte,
Nimmt Reißaus der Haufen überall.

Dahinter die Bayern mit Stechen und Knallen!
Fürwahr, das gab eine grausige Jagd!
Nun laßt dem Trompeter Vivat erschallen,
Der diesen herrlichen Spaß erdacht.

Ch. Böhmer.

Die Schwestern.

Von **J. M. Hullerus.**

(Fortsetzung.)

Blinau hatte ihr, wie ungern sie sich solches auch eingestehen mochte, schon bei ihrem ersten Zusammentreffen ein lebhaftes Interesse für seine Person eingeflößt, er hatte die Erinnerung an eine frühe Jugendliebe in der neunundzwanzigjährigen Jungfrau wieder wach gerufen. Ob auch in seinem Herzen sich Etwas für sie regte, wußte sie nicht, allein sie fürchtete, im Vertrauen auf ihre oft erprobte geistige Kraft, nicht sowohl für ihren eigenen Frieden, als vielmehr, mit dem richtigen Instinkte des Weibes, die Eifersucht des jungen Schwengler auf den neuen Hausgenossen, auch wenn ihm dieser gar keinen Anlaß dazu geben möchte. Diese Befürchtung sollte sich denn auch nur zu bald verwirklichen. Sie konnte sich nicht darüber täuschen, daß die vielfachen und zarten Aufmerksamkeiten, welche ihr Blinau seit dem Tage, wo er die Weinende in der Laube überrascht hatte, nicht blos Ausflüsse einer gewöhnlichen Theilnahme oder einer leeren Galanterie waren. Sie hatte einmal eine Vorliebe für wilde Blumen geäußert, und es war seitdem fast kein Tag vergangen, wo er sich nicht schon in aller Frühe hinausbegeben und ihr einen in Wald und Wiese zusammengelesenen Strauß heimgebracht hätte. Ein anderes Mal hatte er unvorsichtigerweise den Henkel ihrer Mundtasse abgestoßen. Nun war es zwar ganz in der Ordnung, daß er ihr eine neue und vielleicht auch werthvollere Tasse schenkte, allein er nahm, worüber sich selbst die alte Dore nicht genug wundern konnte, die also verstümmelte für sich selbst in Gebrauch. Ihm dagegen war es gleichfalls nicht entgangen, daß Johanna die welken Blumensträuße nicht wegwarf, sondern sie sorgfältig in der Schublade ihres Nähtisches aufbewahrte. Als sie einmal in seiner Gegenwart die Lade aufzog, um ihre Geldbörse herauszunehmen, war sie sichtlich darüber erschrocken und hatte rasch ihre Näharbeit über die welken Blumen geworfen. Von diesem Momente ab waren beide sich über ihre Gefühle klar geworden, aber es hatte damit zugleich für Johanna ein schwerer Kampf begonnen. Du bist drei Jahre älter, als er, hatte sie sich gesagt, du darfst dein verblühendes Leben nicht an seine Jugend fesseln. Ach, und dennoch thaten ihrem unverwöhnten Herzen die Zeichen seiner Liebe so wohl.

Noch hatte er ihr mit keinem Worte seine Neigung verrathen; was er ihr Liebes und Freundliches erzeigt, es konnte ja auch der Freundin gelten; welches Recht hatte sie oder die Welt, ihm eine andere Deutung unterzulegen! Das wäre ja aber von ihr selbst geschehen, wenn sie sich plötzlich ablehnend gegen seine Aufmerksamkeiten verhalten, oder ihnen gar aus dem Wege gegangen wäre! So half sie denn vor wie nach seinen mangelhaften Kenntnissen in der englischen Sprache dadurch nach, daß sie einen um den anderen

Tag Milton's verlorenes Paradies mit ihm las, und eben so wenig mochte sie ihn zurückweisen, wenn er sie bat, eine Beethoven'sche oder Mozart'sche Sonate mit ihm einzuüben. War doch Elischen die beständige Zeugin ihrer Sprach- und Musikübungen. Sie wachte mit einer Aengstlichkeit darüber, daß das Kind sich auch nicht einen Augenblick aus dem Zimmer entferne, daß Bünau mitunter seine Empfindlichkeit darüber kaum unterdrücken konnte. Auch war sie strenge auf ihrer Hut, daß sie das Geheimniß des Herzens dem Freunde mit keiner Miene verrathe, und dieser konnte sich nicht rühmen, daß sie ihm etwa mit größerer Freundlichkeit begegne, als dem jungen Schwengler, ja vielleicht genoß der letztere darin noch einen Vorzug vor jenem. Demungeachtet hatte sie nicht verhindern können, daß die Eifersucht des jungen Schwengler sich von Tag zu Tag steigerte. Theobald war trotz seiner Kränklichkeit und seiner sechsunddreißig Jahre ein Bild männlicher Schönheit. Sein reizbares Ehrgefühl ließ ihn den Gedanken nicht ertragen, daß Bünau sich, möglicher Weise mit größerem Glücke als er, um Johanna's Gunst bewerben möchte, und er begann, sich ihr wieder auf eine auffallende Art zu nähern. Dabei wußte er sich so wenig zu beherrschen, daß er seine Eifersucht offen zur Schau trug und sich zuletzt sogar von den Abendmahlzeiten, so oft Bünau auf die Einladung des Bürgermeisters daran Theil nahm, in ostensibler Weise ausschloß. Wenn letzterer eine Handlung seines Sohnes wahrnahm, zu welcher er nicht sogleich den Schlüssel finden konnte, so nannte er sie, ohne ihrem Grunde weiter nachzuforschen, eine Wunderlichkeit, und damit war die Sache für ihn abgethan. So war es auch in diesem Falle, und je störrischer sich sein Sohn gegen Bünau benahm, eine desto freundlichere Behandlung ließ er diesem angedeihen.

Der Assessor zerbrach sich Anfangs vergebens den Kopf darüber, wodurch er sich das Mißfallen Theobald's in solchem Maße zugezogen haben möchte. Er war sich bewußt, daß er gegen ihn nichts versäumt habe, was die Pflicht der Höflichkeit ihm irgend geboten; als er aber bemerkte, daß dieser seinerseits eine ähnliche Pflicht nicht anerkenne, hatte er den finstern schweigsamen Mann gleichfalls seine Wege gehen lassen. Erst, als sich ihm die Wahrnehmung aufdrang, daß Theobald sich mit jedem Tage mehr um Johanna zu schaffen machte, und daß er sie beide endlich sogar in ihren gemeinschaftlichen Uebungen zu stören suchte, glaubte er den eigentlichen Grund zu ahnen, und jetzt erst regten sich bei ihm ähnliche Gefühle, als sie Theobald beherrschten. Er wollte bemerkt haben, daß dieser mehrmals in seiner Gegenwart gegen Johanna eine Haltung angenommen, welche sie an ihr abhängiges Verhältniß zu ihm mahnen sollte, und er fühlte sich darüber so empört, daß er sich entschloß, ihr bei nächster Gelegenheit seine Hand anzutragen und sie alsdann, um sie so unwürdigen Verhältnissen zu entziehen, einstweilen seinen Eltern anzuvertrauen; denn daß Johanna ihm das Jawort geben werde, daran glaubte er kaum zweifeln zu dürfen. Eine solche Gelegenheit sollte sich indeß nicht so bald bieten.

Johanna's einzige Schwester, Emilie, hatte sich in einem Institute gleichfalls zur Erzieherin ausgebildet. Ihr Cursus war jetzt beendigt, und sie beabsichtigte, einstweilen zu ihrem Vater zurückzukehren, um bei ihm die Gelegenheit zu einem geeigneten Platze abzuwarten. Der nächste Weg in ihre Heimath führte nur wenige Meilen an dem Städtchen vorüber, und da sich die beiden Schwestern schon seit einigen Jahren nicht mehr gesehen, so war sie der, auch von einigen freundlichen Zeilen Theobald's begleiteten Einladung Johanna's, sie zu besuchen, gerne gefolgt. Fast gleichzeitig mit ihrer Ankunft traf ein anderes Ereigniß zusammen.

In dem Städtchen herrschte seit einiger Zeit das Scharlachfieber unter den Kindern. In seinem ersten Auftreten ungefährlicher Natur, hatte es zuletzt einen bösartigen Charakter angenommen und schon manches Opfer gefordert. Während die Krankheit fast von Thür zu Thür ging, schien es, als ob das Schwengler'sche Haus, vielleicht wegen seiner freien isolirten Lage, und weil man Elischen von jedem Verkehr mit andern Kindern gänzlich fern gehalten hatte, davon verschont bleiben solle. Allein sie fand endlich auch dorthin ihren Weg. Als Johanna eines Morgens das Kind ankleiden wollte, bemerkte sie zu ihrem nicht geringen Schrecken die untrüglichen Anzeichen der Krankheit auf Brust und Armen. Nach einigen Tagen hatte das Fieber einen solchen Grad erreicht, daß die Kleine in höchster Lebensgefahr schwebte. Der Vater und Johanna wichen weder Tag noch Nacht von seinem Bettchen. Der Alte, vielfach in seinem gewöhnlichen Behagen gestört, war unwirsch und verdrießlich. Er rannte ohne Unterlaß ab und zu, tadelte die Anordnungen der beiden Aerzte, wollte noch einen Dritten aus der Umgegend zugezogen wissen und sprach wiederholt mit einem Blicke auf Johanna den Verdacht aus, daß man das Kind zu spät der Abendluft müsse ausgesetzt haben. Johanna schwieg zu Allem, die Sorge und Angst um die Kranke ließ kein anderes Gefühl in ihr aufkommen, und auch Theobald setzte dem Gebaren seines Vaters die möglichste Ruhe entgegen. Als dieser aber endlich geradezu mit den ungerechtesten Vorwürfen gegen Johanna hervortrat, übermannte ihn der lange verhaltene Zorn, und es erfolgte eine Scene, welche damit endete, daß er, wenn auch in Form eines Wunsches, dem Alten den Eintritt in das Krankenzimmer untersagte, dieser wüthend von dannen stürmte und Theobald die ohnmächtig Zusammenbrechende in seinen Armen auffing.

(Fortsetzung folgt.)

Die bayerische Feld-Eisenbahnabtheilung bei Orleans.

Der Allg. Ztg. wird hierüber geschrieben:

Die bayerische Feld-Eisenbahnabtheilung hatte nach der Einnahme von Orleans die Bahn von da gegen Paris, bis zu den Punkten, wo unsere Etappenstraßen diese Bahn kreuzen, in betriebsfähigen Stand gesetzt. Schwieriger noch als diese Aufgabe war jedoch die

Instandsetzung des zum Betrieb nöthigen Wagenparks. Wagen, wenn auch nur Güterwagen, fanden sich zwar in genügender Zahl im Bahnhofe von Orleans, auch mehr als ein halbes Dutzend Locomotiven waren da, aber in welchem Zustand! Eine einzige war darunter, deren Wiederherstellung in nicht zu ferner Zeit in Aussicht genommen werden konnte, und auch von dieser hatten die Franzosen beim Abzug klüglich die Hauptconstructionstheile mit fortgenommen. Doch machte sich an die Wiederherstellung dieser Maschine ein Theil der Feld-Eisenbahnabtheilung, während der andere mit dem als Nothbehelf eingerichteten Betrieb der Bahn mittelst Pferdekraft beschäftigt war. Es war ein freudiger Moment, als man am Abend des 7. Nov. zum erstenmal wieder in Orleans das Pfeifen der nach vielen Hindernissen dienstfähig aus der Werkstatt hervorgegangenen Locomotive hörte, mit welcher folgenden Tags eine Probefahrt nach Corbeil unternommen werden sollte. Diese wurde in der That am 8. Nov. ausgeführt, erlitt aber durch kleine Anstände, welche sich an der zusammengeflickten Maschine bei der ersten Benützung zeigten, derartige Verzögerungen, daß der Zug nach einer halsbrecherischen Fahrt durch die dunkle Nacht auf ganz unbewachter Bahn erst nach 12 Uhr nach Orleans zurückkehrte. Hier war er unterdessen mit nicht geringer Ungeduld erwartet worden, denn in jener Nacht bereitete sich ja schon die Action vom 9. Nov. vor, und der mögliche Fall einer Räumung Orleans', bei der die schwer errungene Maschine ihre Rolle zu spielen hatte, mußte ins Auge gefaßt werden. Bereits bei Rückkunft der Maschine nach Orleans war General v. d. Tann mit seinem Stab zum blutigen Strauß aus der Stadt abgeritten, in endlosem Zuge folgte ihm, von den flackernden Wachtfeuern an den Boulevards malerisch beleuchtet, alles, was an Militär und Trains in Orleans gelegen war, bis auf das bayerische Leibregiment, welches als Besatzung der Stadt zurückgeblieben und unter anderm auch die Bahnhofwache zu versehen hatte. Gar bald ließ der gewaltige ununterbrochene Donner der Geschütze erkennen, wie heftig westlich von Orleans um den Sieg gerungen wurde. Noch hatte man in den uneingeweihten Kreisen keine Ahnung von der großen Uebermacht der entgegenstehenden französischen Armee, und Vormittags gegen 10 Uhr war noch nicht bestimmt entschieden, ob der Bahnhof gänzlich geräumt werden sollte, oder nicht. Da, nach 10 Uhr, kam Befehl, alles am Bahnhof befindliche Material, welches auf Wagen verladen war, und insbesondere diese selbst, nach Artenay (5 Stunden von Orleans) in Sicherheit zu bringen. Als die Maschine nach 10½ Uhr mit ihrer Bürde zum Bahnhof hinaus rückwärts gegen Artenay eilte, stieg wohl eine bange Ahnung auf, daß das Häuflein der deutschen Streiter auf ungeahnte Uebermacht gestoßen sein müsse, um solche Vorsichtsmaßregeln nöthig zu machen. Die Maschine hatte Befehl, von Artenay sofort zurückzukehren, um auch noch den Rest der Wagen, für welche alle zusammen ihre Kraft auf einmal nicht ausgereicht hätte, abzuholen. Aber die Ereignisse fingen an zu drängen. Um 11½ Uhr zog die Bahnhofwache mit dem Leibregiment ab, den Bahnhof seinem Schicksal überlassend, und es befand sich dort nur noch das Detaschement der bayerischen Feld-Eisenbahnabtheilung, welches die Rückkunft der Maschine erwartete, um mittelst dieser seinen Rückzug zu bewerkstelligen. Aber es war 12 Uhr vorüber, und von der Maschine, die nun längst wieder hätte da sein können, war nichts zu sehen. Wohl aber war zu sehen viel Gesindel, Blousenmänner, deren Orleans als Fabrikstadt viele Tausende zählt, die sich allmählich in Massen in den Bahnhof hereindrängten. Wie nun, wenn der Maschine, nothdürftig zusammengeflickt wie sie war, ein Unfall begegnet wäre? wenn sie gar nicht mehr zurückkehren könnte? Das Häuflein der Feldeisenbahnabtheilung in der vom Militär verlassenen Stadt mußte diese schlimme Eventualität in Erwägung ziehen, und sich, als nach 12½ Uhr noch die ersehnte Rauchsäule sich nicht von ferne zeigte, der Andrang des Pöbels aber stärker wurde, zum Rückzug entschließen, und das zurückgebliebene Gepäck auf kleinen Bahnwagen mit sich fortführen. Es waren neben einem Ingenieur, einem Maschinenmeister und Bahnmeister etwa 30 Geniesoldaten, einige Maschinenarbeiter und nahezu ein Dutzend von der Hoffnung auf Bahnbeförderung herbeigelockter reconvalescenter Soldaten aller Waffengattungen, welche als die letzten der Stadt Orleans den Rücken kehrten. Langsam ging der Zug rückwärts, noch war die Hoffnung nicht erloschen, daß die rettende Locomotive zurückkehre. Als aber der Bahnhof allmählich außer Sicht kam, schwand endlich alle Hoffnung, die im Stich gelassenen Schätze noch zu retten. Da, in Les Aubrais angekommen, dem wenige Kilometer von Orleans entfernten großen Güterbahnhof, welch liebliche Musik für das lauschende Ohr; kein Zweifel, das ist das Pfeifen der Locomotive, ein Jubelgeschrei verkündete es: der „v. d. Tann" — so war die französische Maschine aus ihrem frühern „Bucéphale" umgetauft worden — hatte die Zurückgebliebenen nicht im Stiche gelassen. Da dampfte er heran, und kaum hatte der das Commando führende Ingenieur Zeit, von der Geniemannschaft Freiwillige vorzurufen, um zur Rettung des preisgegebenen Zuges nach Orleans zurückzukehren, so waren deren schon mehr als 20, alle mit Chassepots wohlbewaffnet, mit ihm auf dem Tender und vorwärts ging's wieder gegen Orleans, was die Maschine laufen konnte. Unangetastet stand der Zug noch dort; einzelne verspätete Ankömmlinge von deutschen Soldaten, insbesondere mehrere Cuirassiere des preußischen Leib-Regiments, denen ein paar im Zuge befindliche mit Liebesgaben aus der Heimath beladene Wagen auf die Seele gebunden waren, hatten die andrängende unbewaffnete Menge noch im Schach gehalten, brachten aber schon die Nachricht, daß in der Stadt bereits auf die deutschen Offiziere geschossen werde. Neue Verlegenheit: der Maschine war das Wasser ausgegangen. Aber da stand ja noch eine Feuerspritze an einem benachbarten Weiher, welche schon früh Morgens dazu gedient hatte, mittelst langen Schlauches die Locomotive mit Wasser zu speisen, und wie auf einem lecken Schiff ertönte das Commando: alle Mann

an die Pumpe! Er waren peinliche Minuten, bis der Tender, das gefräßige Ungeheuer, die nöthigste Nahrung hatte; endlich, endlich sprang das Wasser am untersten Probirhahnen, nun ist's genug; schon will der Führer Dampf geben, da halt! es muß auch für den Fall vorgesorgt werden, daß unter Wegs abermals Wassernoth, die schrecklichste für eine Locomotive, eintritt; schnell noch die Feuerspritze beigefahren und in den Zug eingeladen, die Schläuche rasch aus einander geschraubt und stückweise in einen Wagen geworfen — keine Feuerwehr hat je prompter gearbeitet, und nun kann es fortgehen. Triumphirend dampft der „v. d. Tann", unter den Verwünschungen der angesammelten Volkshaufen, aus dem Bahnhofe hinaus, passirt glücklich vor denselben die über die Bahn führenden, stark von der hie und da schon bewaffneten Menge besetzten Brücken und gelangte mit seiner Bürde unbehelligt nach Artenay. Dort sollte der Ausgang des Kampfes abgewartet werden, und als gegen Abend beruhigende Nachrichten noch nicht einliefen, wurde einer der beiden in Artenay stehenden Züge noch bis Etampes gebracht, wo sodann die Locomotive übernachtete. Des andern Morgens mit Tagesanbruch brach die Maschine wieder auf, um gegen Artenay auf Kundschaft auszufahren. Widrige kleine Unfälle verzögerten die Fahrt, und bis die Maschine nach Toury (drei Stunden von Artenay) kam, wurde bereits von der Weiterfahrt lebhaft abgerathen, da Artenay von den deutschen Truppen schon geräumt sei. Aber der dort stehende Zug konnte nicht im Stich gelassen, der Versuch zur Rettung mußte gemacht werden. Zwischen Toury und Artenay zieht die Bahnlinie fortwährend in geringer Entfernung von der Landstraße hin, auf welch' letzterer die Truppenkörper gegen Toury her sich bewegten. Keine 1000 Schritte konnte die Locomotive fahren, ohne daß wieder ein Offizier von der Straße an die Bahn herüber gesprengt kam, mit der Warnung, Artenay sei geräumt, der Zug solle sich hüten, noch weiter zu fahren. In der Zeit, welche mit dem oftmaligen Halten verging, hätte die Maschine lange in Artenay sein können. Endlich aber, als halbwegs Artenay ein Hauptmann des Generalstabs dem Zugcommandanten bedeutet hatte, daß die Abholung des dort stehenden Zuges noch nicht unmöglich sei, war kein Halt mehr. Trotz alles Winkens von der Landstraße mit Taschentüchern und Gewehren, trotzdem daß ganze Truppenkörper Halt machten vor Entsetzen über das unsinnige Beginnen im tollen Jagen, wie sie glaubten, den Feinden gerade in den offenen Rachen hineinzusausen, verfolgte die Maschine mit Eilzuggeschwindigkeit ihren Weg; schon ist der Wagenzug in Artenay in Sicht, mit gemäßigter Geschwindigkeit fährt die Locomotive in den einsamen verlassenen Bahnhof ein, legt sich vor den Zug, dieser wird rasch angekuppelt — und zurück geht es an den erstaunten Augen der eben noch so besorgten Landstraßenwandler vorüber. Nach weniger als einer halben Stunde war auch dieser letzte Zug im Bahnhof Toury in Sicherheit.

* Von Paris nach Havanna.

Unter den vielen Deutschen, welche beim Beginn des gegenwärtigen Krieges aus Paris ausgewiesen wurden, befand sich auch ein talentvoller junger Mann aus der Pfalz, welcher sich schon seit mehreren Jahren behufs seiner wissenschaftlichen Ausbildung in einer chemischen Fabrik in Paris aufgehalten hatte, und der kurz vor seiner gewaltsamen Vertreibung aus der französischen Weltstadt so glücklich war, in einer bedeutenden Zuckerfabrik eines reichen Plantagenbesitzers zu Havanna (Cuba) als Chemiker eine äußerst lucrative Stelle zu erhalten.

Unser junger Landsmann reiste Ende August von Paris nach London und trat am 3. October von da aus seine Seereise nach Havanna an, woselbst er am 24. wohlbehalten ankam.

In Briefen an seine Angehörigen, die uns von freundlicher Hand mitgetheilt wurden, schilderte er nun seine Reiseerlebnisse, die wir in einem kurzen Auszuge nachstehend mittheilen, soweit sie von allgemeinem Interesse sind.

Unser junger Pfälzer schreibt: In den letzten Wochen habe ich in dem sonst so schönen Paris eine sehr unschöne Zeit erlebt. Ich war Zeuge des Uebermuths und der Einbildung, aber auch der entsetzlichen Niederlage der Franzosen. Deutschland siegte und freudig schlug mein Herz bei den Nachrichten von Weißenburg, Wörth und Metz. Meine letzten Wochen in Paris waren sehr bitter für mich, und ich litt mehr als mancher deutsche Soldat; doch wegen der Abschließung meines Contracts nach der Havanna konnte ich Paris nicht früher verlassen. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in der Weltstadt London trat ich am 3. October meine Seereise an. Das Billet I. Classe von London nach Havanna kostete 44 Pfd. Sterling oder 1200 Francs. An jenem Tage fuhren wir mit einem kleinen Dampfer auf unseren großen, den „Shannon". Um 4 Uhr segelten wir unter dem Gesange „Die Wacht am Rhein" von unserer Musik auf dem Dampfer begleitet, von Europa ab. Dieser Moment war für mich und meine deutsche Reisegesellschaft ein sehr erhabener, denn wir wurden in dem letzten Augenblicke der Abfahrt an alle unsere Lieben in Deutschland nochmals erinnert und ließen auch unsere letzten Gebete für unser theures Vaterland und namentlich für den glücklichen Ausgang des Krieges zurück.

Ich bekam eine prachtvolle Cajüte auf der Außenseite des Schiffes und war glücklicher Weise ganz allein. Es sind diese Cajüten nicht groß, aber sehr schön eingerichtet und ganz besonders reinlich. Der „Steamer" ist ein herrliches Schiff und kolossal; wir sind unsrer 200 Passagiere und haben alle möglichen Vergnügungen an Bord, jeden Abend Concert und Tanzmusik in den letzten Tagen auf dem Deck. Durch das Correspondenzhaus unsrer Zuckerplantage in London lernte ich gleich am ersten Tage an Bord sehr nette deutsche Herren kennen, die ihre Geschäfte theils in Havanna, theils in Mexico haben. Diese Herren, welche die Reise schon mehrmals machten, waren sehr gefällig gegen mich.

Die Tagesordnung auf dem Schiff ist folgende: Um 8 Uhr Morgens spielt die Musik eine halbe Stunde, wobei man sich gemüthlich anzieht; um 8½ Uhr sagt man seinen Reisegefährten guten Morgen auf dem Verdecke, und um 9 Uhr wird gefrühstückt mit Thee, kaltem Fleische, Eiern, Butter rc. Von 10—12 Uhr raucht und liest man auf dem Verdecke oder unterhält sich sonst auf andere Weise. Um 12 Uhr wird zu Morgen gegessen mit Bier oder Rothwein. Wein und Bier muß man extra bezahlen, doch zu sehr billigen Preisen. So gab ich seit dem 3. d. nur zwei Dollars aus und trank immer Rothwein, der sehr gut war. Von 1—4 Uhr spielen wir eine Whistpartie und um 4½ Uhr essen wir zu Mittag. Nach Tisch geht man spazieren bis 7½ Uhr, dann kommt der Thee in dem großen Salon, woselbst 200 Personen an einem Tische sind. Wir haben 30 Kellner. Nach dem Thee ist Concert und Tanz bis 10 Uhr, und um 11 Uhr geht man in seine Coje. Der Tisch war sehr gut, immer 5—6 verschiedene Gerichte.

(Fortsetzung folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 143. Speyer, Donnerstag, den 1. December 1870.

Die Schwestern.

Von J. M. Hutterus.

(Fortsetzung.)

Während solches im Schwengler'schen Hause vorging, war man im Städchen in heiterster Weise mit den Vorbereitungen zu einem Feste beschäftigt. Der Geburtstag des Fürsten fiel nämlich auf einen der ersten Tage des Monats October. Die Durchlaucht hatte mit ihm ihr siebenzigstes Lebensjahr vollendet, und der Tag sollte daher diesmal auf eine ganz besonders feierliche Art, durch Conzert und Ball am Vorabend und durch eine Comödie am Geburtsfeste selbst begangen werden. Unruh, welcher als Director des Liebhabertheaters die Seele des Ganzen war, nahm sich der Sache mit um so größerer Wärme an, als er daraus zugleich für sich einen Vortheil zu ziehen gedachte. Er hatte sowohl eine Gesangparthie, als auch in dem Lustspiele: „der Freier wider Willen" die Rolle des Liebhabers Selancourt übernommen, während Sophie Höpfner die Liebhaberin Babette spielen sollte. Und da reichten denn die gewöhnlichen Gesang- und Theaterproben, wiewohl solche schon häufiger, wie nöthig war, stattfanden, keineswegs aus, vielmehr mußte durch fleißige Privatübungen nachgeholfen werden. Sophien's Mutter, welche dem ewig heitern, von Witz und Laune übersprudelnden jungen Manne ohnehin sehr zugethan und seiner Neigung für ihr Töchterlein im Stillen ihren Beifall schenkte, legte seinem Eifer keine Hindernisse in den Weg. So verging denn im Höpfner'schen Hause fast kein Abend, wo man nicht gemeinschaftlich musizirt, gesungen und die Rollen probirt hätte. Die Bemühungen Unruh's, auch Bünau zur Theilnahme an dem Einen oder dem Andern zu bewegen, waren durchaus fruchtlos gewesen, und wie sehr dieser auch das Geheimniß seines Herzens vor dem zu Neckereien stets aufgelegten Freunde zu verbergen gesucht hatte, so glaubte Unruh solches doch errathen zu haben.

Wenngleich er auch aus Furcht, Bünau zu verletzen, in dessen Gegenwart Johanna's Charakter zu bemäkeln oder lächerlich zu machen nicht gewagt hatte, so hatte er doch auch nicht umhin gekonnt, gelegentlich Vermuthungen über ihr Alter anzustellen, und der unwillige Blick, welchen Bünau ihm dabei zugeworfen, hatte ihm den letzten Zweifel an dessen Neigung zu Johanna und an dem Grunde seiner Zurückgezogenheit benommen. Er traute daher kaum seinen Augen, als er eines Vormittags von der Apotheke aus wahrnahm, daß Bünau mit der Schwester Johanna's im Höpfner'schen Hause Besuch machte, und seine Verwunderung stieg auf's Höchste, als er demnächst von ihm selbst erfuhr, daß sie Beide sogar eine Einladung auf den Abend angenommen hatten. Er wußte freilich nicht, daß dies Alles auf Johanna's Antrieb geschehen war, welche ihre junge, kaum zwanzigjährige Schwester für die stillen Freuden traulichen Zusammenseins, welche sie bei den gestörten Verhältnissen im Schwengler'schen Hause entbehren mußte, außerhalb durch Genüsse anderer Art entschädigen wollte.

Als Unruh zur gewöhnlichen Theestunde das Zimmer der Frau Höpfner betrat, fand er dort Alles zum Empfange einer größern Gesellschaft vorbereitet, die beiden Damen aber anscheinend in einer Stimmung, wie man sie vor Gästen gern zu verbergen pflegt. Tabaksfabrikant Höpfner war ein Hypochonder und aller Geselligkeit abhold, zugleich aber seiner einzigen Tochter ein zu zärtlicher Vater, als daß er ihre jugendliche Heiterkeit durch seine Launen hätte trüben, oder ihren Wünschen und Neigungen die Mittel hätte versagen sollen, sie zu befriedigen. Diese Zärtlichkeit kam denn auch seiner Frau, welche noch mehr wie die Tochter einem heitern Verkehr zugethan war, zu Statten, und Höpfner ließ deshalb die Seinigen so ziemlich frei schalten und walten, ohne an sie weitere Anforderungen zu stellen, als daß sie auch ihn unangefochten ließen, und ihm insbesondere nicht zumutheten, an ihren geselligen Vergnügungen Theil zu nehmen. So konnte er denn Wochen lang auf seinem nach dem Hofe zu gelegenen Comptoirstübchen sitzen, ohne daß man von ihm im Hause etwas gewahr wurde, und es fiel den ein- und ausgehenden Gästen nie ein, nach dem Hausherrn zu fragen, sie kannten nur eine Frau Höpfner. Zu gewissen Zeiten aber sank seine Gemüthsstimmung unter Null herab, und der sonst so mäßige Mann suchte alsdann durch den Genuß geistiger Getränke seinen herabgestimmten Nerven die verlorene Spannung wiederzugeben. Dann gab es meistens schlimme Scenen im Höpfner'schen Hause, indem der Hausherr seiner Frau Verschwendung, Vergnügungssucht, Vernachlässigung seiner Person und Aehnliches vorwarf, und selbst Anordnungen mißbilligte, denen er früher seine Zustim-

mung gegeben hatte. Derartige Scenen waren durch die Vorsorge des Gesindes längst stadtkundig geworden. Ein solcher Auftritt hatte eben einmal wieder stattgefunden.

Als Unruh eintrat, merkte er sogleich sowohl an dem Aussehen von Mutter und Tochter, als an dem Tabaksgeruche im Zimmer, was vorgegangen war. Er wußte für's Erste nichts zu thun, als besorgt zu fragen:

„Befindet sich Herr Höpfner etwa wieder unwohl?"

Frau Höpfner lachte trotz Kummer und Herzeleid laut auf und erwiderte:

„Thun Sie sich vor allen Dingen keinen Zwang an, aber sehen Sie sich bei Zeiten nach einer andern Geliebten um, Herr Selancourt!"

Sophie bedeckte ihr tief erröthendes Gesicht mit dem Taschentuche und sagte:

„Der Vater hat mir verboten, die Rolle der Babette zu spielen."

„Und nicht das allein, sie soll überhaupt nicht mitspielen," bemerkte Frau Höpfner, der Wahrheit zuwider; denn das Verbot hatte sich nur auf die eine Rolle beschränkt.

„So trete ich auch zurück," brauste Unruh auf.

„Das werden Sie nicht," erwiderte sie ernst.

„Die ganze Sache wird darüber zerfallen," grollte er weiter; „denn wenn es ruchbar wird, wie Herr Höpfner es für unschicklich hält, daß seine Tochter Comödie spiele, so werden die Eltern der übrigen Damen ihre Töchter dafür ebenfalls zu gut halten und ihnen die Mitwirkung untersagen."

„Wer sagt Ihnen denn, daß von einer Unschicklichkeit die Rede gewesen? Sie wissen doch, wie ängstlich besorgt mein Mann um Sophien's Gesundheit ist, und er fürchtet, daß die Aufregung des Spieles ihr schaden könne."

„Und Sie theilen diese Befürchtung?"

„Ich bin wenigstens vom Gegentheil nicht überzeugt. Uebrigens kommt es ja hierbei auch auf meine Meinung nicht an."

„Wird sich jetzt noch eine Dame dazu verstehen, eine Rolle zu übernehmen, die eine andere wieder abgegeben hat?"

„Sie werden immer noch eine Liebhaberin finden."

„Wenn ich sie unter den alten Jungfern suche, vielleicht! Denn was von den übrigen jungen Mädchen sich etwa dazu eignen möchte, fühlt sich beleidigt, daß ihm nicht von Vornherein die Rolle angetragen worden. Ach! wer sich von den Freuden und Leiden eines Theaterdirektors eine blasse Vorstellung machen will, der muß nur einmal die Leitung eines Liebhabertheaters übernehmen."

Die Hausglocke ertönte jetzt mehrmals hintereinander und es fanden sich nach und nach die Geladenen ein, unter ihnen Bünau und Emilie. Letztere war das getreue Abbild ihrer Schwester, nur verklärt vom Glanze der Jugend, deren Reize sie in ihrer ganzen Frische und Fülle umstrahlten. Was ihrer ganzen Erscheinung einen ungemeinen Reiz verlieh, das war die harmonische Ruhe, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen war und gleichmäßig alle ihre Bewegungen beherrschte, so daß man sich von ihrer Gegenwart angemuthet fühlte, wie von den sanften Klängen eines Abendliedes.

Die Gesellschaft bestand zum größten Theile aus Mitgliedern des Liebhabertheaters und die Anfangs getheilte Unterhaltung wandte sich daher bald allgemein diesem Gegenstande zu. Frau Höpfner sprach darüber ihr Bedauern aus, daß ihre Tochter sich aus Gesundheitsrücksichten zurückziehen müsse und das bleiche Aussehen Sophien's ließ den vorgeschützten Entschuldigungsgrund glaubhaft erscheinen. Unruh, welcher sich noch mit der Hoffnung getragen, daß Herr Höpfner sein Verbot wieder vergessen werde, hielt jene Eröffnung für eine voreilige und legte seinen Unmuth darüber durch ein einsylbiges Verhalten an den Tag. Die Damen warfen sich bedeutsame Blicke zu, und wenn er nicht zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen wäre, würde er auf den Gesichtern der meisten ein schadenfrohes Lächeln bemerkt haben.

„Aber wo bleibt denn unser Genius?" fragte der Hofkammeractuar Piepmeier, welchem die Rolle eines alten Onkels zugefallen war.

„Ach, das hätt' ich beinahe vergessen", entgegnete Postmeisters Friederike, welche als eine bereits zu hohen Jahren gelangte Jungfrau den Proben als Anstandsdame beiwohnte und in dieser Eigenschaft strenge darüber wachte, daß man sich bei den Liebesscenen die Natur nicht gar zu sehr zum Muster nehme. „Auguste läßt sich entschuldigen, sie kann den Prolog nicht sprechen, wie sie versichert."

„Sie kann nicht?" fuhr Unruh, welcher den Prolog verfaßt hatte, auf, „das glaub ich nicht, Fräulein!"

Es entstand ein mißbilligendes Gemurmel in der Gesellschaft und Friederike erwiderte gereizt:

„Nun denn, damit Sie die Wahrheit wissen, sie will auch nicht und ich kann ihre Gründe nur billigen."

„Und worin bestehen diese? liebe Friederike!" nahm Frau Höpfner das Wort.

„Herr Unruh besteht darauf, daß Auguste als Genius in griechischem Costüm erscheinen soll, etwa wie man die Grazien abgebildet finde; es heißt aber einem jungen Mädchen viel zumuthen, sich in solchem Costüm zu produciren. Auguste ist ganz empört darüber."

„Ich weiß nicht, Fräulein, erwiderte Unruh, welche Mythologie Sie zu Rathe gezogen, in der meinigen sind die Grazien als ehrbare Jungfrauen mit langen Gewändern abgebildet und Fräulein Auguste würde allenfalls nur Gelegenheit gehabt haben, ihren schönen Arm bewundern zu lassen. Uebrigens habe ich gefunden, daß der Prolog seinem Inhalte nach geeigneter ist, von einem männlichen Individuum gesprochen zu werden, und aus diesem Grunde will ich diese Weigerung gelten lassen. Um indeß Angesichts so böser Beispiele Anarchie und Willkür nicht noch mehr einreißen zu lassen, sehe ich mich genöthigt, mein Dirigentenamt in eine Dictatur zu verwandeln und wie folgt zu verfügen: der Prolog wird statt einem Genius in griechischem Costüm von mir selbst in Frack und Glacéhandschuhen gesprochen, dagegen übernimmt Bünau statt meiner die Rolle des Selancourt und Fräulein Emilie Buttler die Rolle der Babette. (Forts. f.)

* Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Eine Pfälzer Geschichte von **Ch. Böhmer.**

(Schluß.)

Diese einsame Lage des L... hofes machte es erklärlich, wie die längere Anwesenheit eines fremden Jünglings auf demselben, besonders im Winter, ganz unbemerkt bleiben konnte. Denn aus Tagen, welche Jakob daselbst zubringen wollte, wurden Wochen, so gut gefiel es ihm, so sehr wußte der Besitzer ihn durch Ueberredung und gute Behandlung, zumal durch vertrauensvolle Verwendung in den Oekonomiegeschäften zu fesseln.

Der harmlose Bursche ahnte nicht, daß hinter dieser glatten, bestechenden Freundlichkeit die niedrigste Selbstsucht versteckt war, worauf es der Hofbauer von vornherein abgesehen hatte. Er hätte bei weniger Harmlosigkeit und mehr Menschenkenntniß es merken können, da dieser, anfangs wie halb im Scherz, dann immer zudringlicher ihn anging, ihm den Gaul zu verkaufen, wobei er immer höhern Preis bot, freilich weit unter dem Werthe. Jakob war bei aller Unerfahrenheit doch verständig genug, um den Antrag immer entschiedener mit der Versicherung abzulehnen, daß sie ja daheim den Gaul selbst zu ihrem Bauerngeschäfte nöthig hätten und derselbe ihm auch um keinen Preis feil wäre. — Endlich dachte unser Jakob doch ernstlich daran, die Heimreise anzutreten und alle Ueberredungskunst des Bauern scheiterte an seinem festen Entschluß. Denn es ward ihn doch recht heiß um's Herz, wenn es ihm immer öfter einfiel, in welch' großer Sorge und Unruhe sich die Seinen, besonders seine gute Mutter, seinetwegen befänden.

Da entschloß sich der Mann zu einer That, deren Beweggrund gewiß zu den dunkelsten Räthseln der sündigen Menschenseele gehört. Denn es handelte sich ja einzig und allein darum, sich in den Besitz eines schönen Pferdes zu setzen!

Es war ein schöner Vorfrühlingstag, der Tag vor Jakobs festgesetzter Abreise. Des Himmels blaues Auge war so feierlich und mild über der öden Welt aufgeschlagen; die ernsten Föhren rings standen so still und regungslos, als wollten sie ein Geheimniß erlauschen. Die Kinder waren auf dem Felde, die Mutter in der Küche, der Hofbauer war an dem Ziehbrunnen beschäftigt, der inmitten des Hofes, schräg gegenüber der Hausthüre sich befand. Er ließ den Eimer in die Tiefe fallen und schaute von Zeit zu Zeit sich vorneigend mit spähendem Blicke hinein. Jakob stand in der nahen Stallthüre und schaute dem Bauern zu. Da winkte ihm dieser, ohne zu rufen, indem er sich zugleich nach allen Seiten umsah. Jakob eilte dienstfertig herbei. Jakob, sagte der Mann mit gedämpfter Stimme, ich weiß nicht, woran es da unten im Brunnen fehlt, der Eimer bleibt immer stecken oder hängen, du hast noch jüngere Augen, guck' einmal hinunter. Rasch beugte sich Jakob über die Brüstung, um genau hinunter sehen zu können ... in diesem Augenblick faßte ihn der Heuchler mit blitzschnellem Griff an den Beinen und stürzte den unglücklichen Jüngling hinab. Ein furchtbarer Schrei, verzweiflungsvolles Plätschern in der Tiefe und jammerndes, halb ersticktes Flehen: Erbarmen, Erbarmen — ach Gott, was hab ich Euch zu Leid gethan? Helft mir wieder heraus — meine arme Mutter!

„Wart, ich will dir — bist du still" — knirschte todtenbleich der Bauer und schleuderte einige schwere Steine in den Brunnen. Noch einige Schreie — Stöhnen und Quirlen, und Todesstille war in der Tiefe. —

Wieder sah sich der Bauer um — mit angstvollen Blicken — wie vom Blitze getroffen, zuckte er zusammen, denn in der Hausthür stand sein Weib, vor Schrecken und Entsetzen bleich und zitternd.

„Stoffel, um Gotteswillen, was ist geschehen? Warum hat Jakob so fürchterlich geschrieen?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Jakob?" erwiderte ihr Mann, indem ihm das Blut in's Gesicht stieg und der Angstschweiß auf der Stirne stand. „Ich glaub, du bist nicht gescheidt, der ist ja vor einer Stunde fortgegangen. Er wollte nicht einmal mehr bis morgen warten. Ich glaub', der Bub' hat doch noch das Heimweh bekommen. Hat er dir denn nicht Adieu gesagt? Er hat endlich nachgegeben und mir das Pferd verkauft, weil er Reisegeld brauchte."

„Stoffel, Stoffel — du lügst", schrie die Frau. „Warum ist dein Auge so irr? — Der Hilfruf kam aus dem Brunnen. Stoffel, du bist ein Mörder!" Und schluchzend lehnte sie ihr Haupt an die Thür.

Stoffel war rasch entschlossen zu ihr hingetreten. Er griff sie krampfhaft am Arm und flüsterte: „Wenn du nicht still bist und das Maul hältst — so bist du und ich verloren! Und die Kinder — denk' an die Kinder! Niemand hat's gesehen. Der Bub' ist auf dem Heimweg verloren gegangen. Noch wenige Wochen und kein Hahn kräht mehr nach ihm."

„Niemand hat's gesehen?!" stöhnte sie. „Auch nicht der dort oben? Ich arme Frau, ich muß schweigen. Aber, ach Gott, ich weiß, wir werden nun keinen glücklichen Augenblick mehr haben und aus, aus ist's mit allem Segen!"

Und so war's. Langsam, aber unaufhaltsam keimte, wuchs und reifte die Fluchsaat dem Augenblick entgegen, wo obiger Volksspruch auf's Neue in's hellste Licht treten sollte. Bald erlosch des Bauers Freude an dem prächtigen allgemein bewunderten Ackergaul. Er mußte in ihm nur seinen täglichen Ankläger sehen und schon dessen fernes Wiehern in den Stunden der Nacht mußte sein Gewissen aufwecken und foltern. Da griff der Elende zu dem Mittel, mit welchem so Viele sich gegen die Stimme des Gewissens zu betäuben suchen, ähnlich, wie ein Vogel Strauß vor dem drohenden Feinde den Kopf in den Sand steckt, wodurch sie dann selbst die einzige noch mögliche Bedingung der Rettung, die Buße, unmöglich machen. Er gab sich dem Trunke hin, und wie er innerlich gequält war und wüthend gegen den Stachel im Gewissen ausschlug, so quälte er nun

mit verbissener Wuth, zumal im fast beständigen Rausche, seine Angehörigen, besonders seine Frau, von der er, als die Mitwisserin seiner grausigen That, sich mit Recht verabscheut glauben mußte. Diese Tyrannei wurde zuletzt — nach vielen Jahren — geradezu unerträglich. Da entschloß sich die Frau in Verzweiflung, um sich und ihre Kinder für immer aus dieser qualvollen Lage zu befreien, vielleicht auch, um die in dem Mitwissen liegende ihr Gewissen drückende Mitschuld von sich abzuwälzen und den Fluch von ihrem Hause abzuwenden, zu dem äußersten Schritte.

Eines Morgens begab sie sich, unter dem Vorgeben, ein Geschäft zu besorgen, in das nahe Städtchen und zeigte dem erstaunten Friedensrichter das Verbrechen an. In der folgenden Nacht wurde der Hof von Gensdarmerie umstellt und der Mörder in's Gefängniß abgeführt. Bei der amtlichen Untersuchung des Brunnens fand man die Gebeine des Ermordeten, die zum Theil noch deutliche Spuren der auf ihn geworfenen Steine an sich trugen. Der Verbrecher, der Alles eingestand, wurde zum Zuchthaus auf Lebenszeit verurtheilt. Er starb aber bald.

* Von Paris nach Havanna.

(Fortsetzung.)

Im Durchschnitte liefen wir per Stunde 10 englische Meilen. Sehr interessant ist die Reise, aber trotzdem auch langweilig. Den ersten Tag hatten wir prächtiges Wetter, aber die folgenden 6 Tage Sturm auf Sturm, und dennoch wurde ich nicht seekrank; ich begreife dieß nicht, besonders, da die Hälfte der Passagiere 6 Tage nicht zu Tische kam; namentlich litten die Damen sehr.... Vom 9. bis 10. October war es wieder schön, so daß wir jetzt herrliches Wetter haben, aber heiß: 22—25° R. in der Cajüte, trotzdem daß ich Thüre und Fenster offen habe.

Unser Schiffsarzt, ein junger englischer Arzt, ergab sich dem Trunke, trank jüngst an einem Sonntage zwei Flaschen Cognac und eine Flasche Wisky, starb noch in derselben Nacht am delirium tremens und wurde Montags in der Frühe um 10 Uhr den Wellen preisgegeben.

Im Ganzen begegneten wir nur **einem** französischen Steamer und **einem** englischen Segelschiffe.

Wir haben täglich frischgebackenes Brod, lebendige Hühner, Enten, Gänse, Ochsen, Schaafe, welche nach und nach aufgegessen werden. Unsere Maschine hat 800 Pferdekräfte.

Am 18. October gelangten wir an die Sombrero-Inseln und am folgenden Tage an die erste Station, die amerikanische Insel St. Thomas, woselbst wir einen anderen Dampfer bestiegen. Wir hatten bis dahin 3600 englische Meilen zurückgelegt. Bis Havanna blieben uns noch 1000 englische Meilen zu durchlaufen. In dem prächtigen Hafen lagen viele große Dampfer, die nach den verschiedenen westindischen Inseln laufen. Die Ansicht der Insel ist wunderschön. Nicht minder reizend nehmen sich hier die Berge aus, die mit Palmen bepflanzt sind. In St. Thomas sah ich die erste nichtsthuende schwarze Bevölkerung. Wir gingen an's Land und genoßen nach 16 Tagen zum ersten Male wieder das Vergnügen, sicher auf den Beinen zu stehen. Vorzügliche kühlende Getränke nahmen wir zu uns und kauften uns die ersten Havanna-Cigarren. Abends 6 Uhr schifften wir uns auf einem anderen Steamer („Corsika") ein, welcher Abends 8 Uhr nach Havanna abging. Wir verließen hier den größten Theil unserer Passagiere, welcher hauptsächlich aus Engländern bestand. Bei unserer Abfahrt spielte uns die Musik des „Shannon" noch einmal „Die Wacht am Rhein".

Die Cajüten auf der „Corsika" waren bedeutend schöner und größer als die auf dem „Shannon", und der Tisch viel besser. Im Ganzen waren wir jetzt noch unserer 40 Passagiere für Portoriko, Havanna und Mexiko, fast lauter Deutsche.

Am 20. October Morgens liefen wir in Portoriko ein, eine Einfahrt, dermaßen schön und erhaben, wie man sich solche kaum schöner denken kann. Denkt Euch eine von Palmen und allen möglichen tropischen Gewächsen eingerahmte schöne spanische Stadt mit flachen Dächern, und links und rechts mit wunderschön grünen Palmen besetzte Gebirgsketten! Wir hatten hier nur eine Stunde Landaufenthalt.

Am 21. und 22. Oct. fuhren wir längs der Küste von Haiti oder St. Domingo hin und am 23. Oct. bekamen wir die Küste, d. h. den südlichen Theil von Cuba zu sehen. Die Fahrt von St. Thomas an war tropisch heiß mit plötzlichen Regenschauern, die das Wasser in faustdicken Tropfen wie aus Kübeln herabgossen. Ich packte damals schon einige leichte Kleider aus, sonst wäre es nicht zum Aushalten gewesen. Wir hatten prächtigen Wind und machten bei demselben 300 englische Meilen, so daß wir am 24., Morgens 5 Uhr, in Havanna einliefen. Der Anblick Havanna's ist über alle Beschreibung schön. Der Hafen bildet eine weit in's Meer hineinlaufende starke Festung und ist mit 9—10 gut bewaffneten spanischen Dampfern ausgestattet. Ein kolossales Kriegsschiff hält die Wache vor dem Hafen. Rechts die Schiffswerfte und der Landungsplatz, links reizende Berge gewähren einen äußerst lieblichen Anblick.

Nach einem anderthalbstündigen Aufenthalte, während dessen unsere Pässe abverlangt wurden (ohne Paß darf Niemand landen), wurden wir gegen 9 Uhr durch Boote an's Land gesetzt. (Schluß folgt.)

Miscellen.

In der Sitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften vom 17. legte Professor Ferdinand v. Hochstetter eine Abhandlung vor „über den innern Bau der Vulkane und über Miniatur-Vulkane aus Schwefel" nach Versuchen, die er in der ersten österreichischen Sodafabrik angestellt hat, um vulkanische Eruptionen und vulkanische Kegelbildung im Kleinen nachzuahmen. Bekanntlich bindet der Schwefel, unter einem Dampfdrucke von 2 bis 3 Atmosphären in Wasser geschmolzen, eine gewisse Quantität Wasser. Bei den gedachten Versuchen wurden nun größere Massen von so geschmolzenem Schwefel, 1 bis 2 Centner, in entsprechend tiefe Holzformen gegossen. An der Oberfläche bildete sich in Folge der Abkühlung eine Kruste. In dieser wurde nun eine Oeffnung frei gehalten, durch welche bei der fortwährenden Erstarrung des Schwefels periodische, von kleinen Dampf-Exhalationen oder Dampf-Explosionen begleitete Eruptionen geschmolzenen Schwefels stattfanden, aus welchen sich im Laufe von anderthalb Stunden das vollkommene Miniaturbild eines vulkanischen Kegelberges ausbaute, das alle Eigenthümlichkeiten eines aus Lavaströmen allmählich aufsteigenden Vulkankegels zeigte. Die Beobachtungen bei diesem Versuche sind geeignet, mancherlei bei wirklichen Vulkanen bemerkte Thatsachen zu erklären und zu bestätigen, sagt Dr. Hochstetter. Wird nämlich der künstliche Eruptions-Prozeß durch die Oeffnung eines zweiten Loches in der Kruste unterbrochen, so erhält man inwendig hohle Kegel. Drückt man diese hohlen Kegel ein und läßt die Eruption von Neuem beginnen, so bekommt man die Modelle jener jüngeren Eruptionskegel, die von einem äußeren Ringgebirge umgeben sind, wie der Vesuv bei Somma oder der Pik von Teneriffa mit dem Cirkus, und man darf annehmen, daß die Ringgebirge eigentlich durch den Einsturz hohler Kegel entstanden sind. Läßt man den Eruptionsprozeß ohne Unterbrechung zu Ende gehen, so bekommt man massive Kegel mit geschlossenen Kanten. Dadurch erklären sich die homogenen Dom-Vulkane, wie sie v. Seebach nennt. Diese Versuche zeigen, daß man solche Dome, Kuppen und Kegel als die inneren massiven Kerne völlig erloschener Vulkane betrachten darf, deren aus Lava, Asche und Tuff geschichteter und daher leicht zerstörbarer äußerer Mäntel durch die zerstörenden Einflüsse der Atmosphäre wieder längst entschwunden ist.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 144. Speyer, Samstag, den 3. December 1870.

Die Schwestern.

Von J. M. Hutterus.

(Fortsetzung.)

„Wir sind nicht Mitglieder eurer Republik.“ — hub Bünau an, allein der allgemeine Beifall, welcher Unruh's Worten folgte, ließ ihn den Satz nicht beenden.

Emilie wandte sich in leiser Rede an ihre Nachbarn, die Frau Höpfner, und diese ergriff für sie das Wort und sprach:

„Fräulein Buttler macht darauf aufmerksam, daß hierbei ihr Wille allein nicht entscheidend sei, vielmehr ihre Theilnahme vor Allem von dem Verlaufe, den Elischens Krankheit nehmen werde, abhange.“

„Wenn ihre Genesung, fiel Emilie ein, ferner einen glücklichen Fortgang nimmt und meine Schwester beistimmt, so will ich gern zur Lückenbüßerin dienen, sofern ich der Rolle gewachsen sein möchte.“

„Nun denn,“ bemerkte Bünau, „so will ich auch meine Mitwirkung von denselben Bedingungen abhängig machen.“

Unruh nickte ihm Beifall zu und sprach:

„So sind wir Eurer gewiß, denn wie ich noch eben vom Hofrath vernommen, ist seit gestern jede Gefahr als beseitigt anzusehen.“

Der Rest des Abends wurde großentheils durch das Spiel Bünau's ausgefüllt; dieser war, wie immer, wenn die Musik ihn erst in ihren Zauberbann genommen hatte, unermüdlich im Spiele, aber noch unermüdlicher zeigte sich die Gesellschaft im Zuhören, denn als man ihm endlich die verdiente Rast gönnte, wollte trotz Unruh's Bemühungen keine rechte Unterhaltung mehr aufkommen. Alle fühlten sich mehr oder minder in eine ernste und gehobene Stimmung versetzt und Keiner schien sich darin gern stören lassen zu wollen. Und so ging man auseinander.

Das Fieber hatte Elischen verlassen und die Genesung des Kindes ging langsam, aber regelmäßig von Statten. Dagegen hatte die Gesundheit Johanna's unter den steten Aufregungen und häufigen Nachtwachen merklich gelitten und sie mußte sich dem Gebote des Arztes, sich zur Stärkung ihrer Kräfte täglich einige Stunden im Freien zu bewegen, um so mehr fügen, als der junge Schwengler ernstlich auf dessen gewissenhafte Befolgung drang. Bünau, welcher während der Krankheit des Kindes Johanna nur selten und flüchtig gesprochen, verdoppelte jetzt seine früheren Aufmerksamkeiten gegen diese. An die Wiederaufnahme der gemeinschaftlichen Clavier- und Sprachübungen war freilich einstweilen noch nicht zu denken, dagegen nahm er genau die Zeit wahr, da sie sich allein und ohne die Begleitung Theobald's im Freien erging und er schloß sich alsdann mit rührender Sorgfalt den Schritten der langsam Wandelnden an. Auch daheim im täglichen Verkehr gab er ihr seine fortdauernde Gunst durch die vielfältigsten Zeichen zu erkennen. Aber all sein Thun ihr gegenüber litt an einer gewissen Uebertreibung und Johanna nahm es für Zeichen eines erkaltenden Gefühles, welches seinen Mangel an Wärme und Innigkeit hinter äußeren Formen zu verbergen sucht. Vielleicht aber würde sie sich doch gesagt haben, daß diese Uebertreibungen gegen das Benehmen Theobald's gerichtet seien, wenn sie nicht zugleich eine andere Wahrnehmung gemacht hätte.

Bünau und Emilie hatten die ihnen angetragenen Rollen übernommen. Es war ihnen nur noch eine kurze Zeit zu deren Einübung vergönnt, denn der Geburtstag des Fürsten war nicht mehr fern und es fanden daher häufige Proben statt. Emilie pflegte ihre Rolle, im Garten auf- und abwandelnd, zu memoriren, während sich Bünau die Laube am Wasser dazu ausersehen hatte. Sie hatten als das Liebespaar des Stückes die meisten Scenen gemeinschaftlich, was wäre daher natürlicher gewesen, als daß Selancourt sich seiner Babette mitunter angeschlossen und daß sie ihre Rollen gemeinschaftlich eingeübt hätten! Johanna konnte von ihrem Fenster aus fast den ganzen Garten überschauen, aber niemals sah sie die Beiden miteinander verkehren, ja sie hatte schon einmal wahrgenommen, daß Bünau, offenbar um die Begegnung mit Emilien zu vermeiden, sich auf Umwegen durch das Gebüsch zu seiner Laube geschlichen hatte. Da zum erstenmale war jählings ein Gedanke an sie herangetreten, der einen düstern Schatten in ihre Seele warf und der immer mächtiger auf sie eindrang, je mehr sie sich bemühte, ihn zu verscheuchen. Jetzt fiel ihr die Befangenheit auf, mit welcher Bünau sich in Gegenwart ihrer Schwester bewegte, seine leidenschaftliche Unruhe, seine zitternde Hast, wenn die Stunde herannahete, die ihn und Emilie zur Probe rief und wozu er sie stets begleitete. War es das Spiel als solches, welches so sein Interesse in Anspruch

nahm? Hatte er ja doch, wie sie wußte, früher jede Theilnahme beharrlich abgelehnt! Und jetzt konnte er kaum seine Ungeduld verbergen, wenn der Augenblick zum Aufbruche da war und Emilie etwa noch mit ihrer Toilette zu schaffen hatte. Es trieb ihn dann so sehr, daß er vor ihr das Haus verließ und am Ende der Kastanien-Allee ihrer wartete. Es ward ihr klar und mit jedem Tage klarer, daß sie sein Herz an die jüngere Schwester verloren habe, daß er aber in dem Bewußtsein, ihr zu viele und zu unzweideutige Beweise seiner Liebe gegeben zu haben, als daß solche sie nicht zu Hoffnungen hätten berechtigen sollen, ihr wenigstens die Treue bewahren wolle und seine Neigung mit seinem Pflichtgefühl im Kampfe liege. Und so war es.

Das Theater befand sich in einem Nebengebäude des Schlosses und es führten vom Schwengler'schen Hause zwei Wege dorthin, ein näherer durch die Stadt und ein entfernterer an Gärten vorbei über Felder und Wiesen. Er pflegte meist den letzteren mit ihr einzuschlagen und diese Wanderung war es, worauf er sich vorzugsweise freute. Indem er sich vorspiegelte, daß er hier nur eine Pflicht der Galanterie ausübe, fühlte er sich von jener Befangenheit befreit, die er sonst und insbesondere in Johanna's Gegenwart Emilien gegenüber empfand. Die Proben selbst gewährten ihm keineswegs das Vergnügen, welches er sich von ihnen versprochen hatte. Wenn ihm schon seine gegenwärtige Situation den Zwang auferlegte, sich nach mehreren Seiten hin anders zu geben, als er war, so konnte ihm vollends die Rolle eines abgeschmackten Liebhabers einem Mädchen gegenüber, für welches sein Herz ganz andere Worte hatte, unmöglich zusagen. Die Phrasen, welche er sprechen mußte, kamen ihm wie eine Verhöhnung seiner Gefühle vor, und statt sich zu bemühen, Wahrheit in sein Spiel zu legen, machte er eine Carrikatur daraus, so daß dasselbe weder ihn noch Andere befriedigte. Es war Emilien nicht entgangen, daß er in denjenigen Scenen, welche er mit Andern zu spielen hatte, den Charakter seiner Rolle viel treuer wiedergab, aber sie hütete sich wohl, ihm darüber eine Bemerkung zu machen. Auch hatte ihr scharfer, ruhig beobachtender Blick die richtige Erklärung für sein Benehmen gefunden, denn es gelang ihm doch nicht immer, ganz Herr über sich selbst zu bleiben. Auch auf sie war dies Zusammenleben und die vielfachen Beziehungen, in denen sie mit Bünau stand, nicht ohne Einfluß geblieben und sie fühlte ebenfalls den Frieden ihres Gemüthes immer mehr entweichen. Von der Natur jedoch mit einem ruhigen Wesen ausgestattet, verleugnete sie solches auch in ihrer äußeren Haltung nicht und Bünau war darüber sehr im Ungewissen, ob und inwieweit er ihre Gegenliebe besitze. Johanna, die gleichgeartete Schwester, ließ sich aber dadurch nicht täuschen, sie durfte nur in ihrem eigenen Herzen lesen, um zu erfahren, was in dem Schwesterherzen vorging. Und als sie dieses hinlänglich erforscht hatte und nun die Lage eines Jeden klar übersah, da war sie auch rasch entschlossen, so verworrene Verhältnisse baldmöglichst ihrer Lösung entgegenzuführen und ebenso rasch war sie mit sich über die Mittel einig. Die Sicherheit, welche sie dadurch in ihrem äußern Auftreten gewann, gab ihr nicht allein ihre frühere Ruhe, sondern auch jene stille gleichmäßige Heiterkeit wieder, welche jede in sich klare Seele erfüllt. Ihre Stimmung war derjenigen ähnlich, in welcher sich eine Mutter befindet, welche mit mühsam zusammengedarbten Groschen eine Christbescherung angekauft und nun im Anschauen derselben sich im Voraus der Ueberraschungen freuet, die sie ihren Lieblingen zu bereiten gedenkt.

Bünau fühlte sich auf einmal wie in eine andere, ihm fremde Sphäre versetzt. Nicht allein, daß er sich Johanna's verändertes Wesen nicht zu deuten wußte, auch in dem Benehmen des Bürgermeisters und vor Allem Theobald's blieb ihm Manches unerklärt. Der Alte, welcher mit der fortschreitenden Genesung Elischen's auch die alte Hausordnung wiederkehren sah und sich wieder ungestört seinen früheren Gewohnheiten hingeben konnte, befand sich eine Zeitlang in der rosigsten Laune. Er konnte sich unmöglich der Erkenntniß verschließen, wie viel hier Johanna's treuer, aufopfernder Sorgfalt zu danken war und er erwies sich daher gegen diese überaus wohlwollend und gütig. Freilich glaubte er seine Gesinnung nicht besser, als durch reichliche Geschenke an den Tag legen zu können und Johanna wußte sich all des unnützen Schmuckes, womit er sie überhäufte, kaum zu erwehren. — Auch das Verhältniß zu seinem Sohne schien sich wieder freundlicher gestalten zu wollen. Man sah Beide wieder häufiger miteinander verkehren und Theobald ließ es sich auf jede Weise angelegen sein, sich seinen Vater geneigt zu machen. Auffallend war auch Bünau die Veränderung, welche in dem Benehmen Theobald's gegen ihn vorgegangen war. Von der gänzlichen Nichtbeachtung seiner Person war dieser ohne Bünau's Zuthun erst zur Höflichkeit und dann sogar zu einer freundlichen Begegnung übergegangen. So sah er sich denn von lauter heitern Gesichtern, aber auch von eben so viel Räthseln umgeben.

Der Bürgermeister hatte schon mehrmals davon gesprochen, daß der Tag, an welchem Elischen zum erstenmale das Zimmer wieder verlassen dürfe, in der Familie gefeiert werden solle. Außer den Hausgenossen sollten nur der Actuar und Unruh, welchen letztern man einmal nirgends entbehren zu können glaubte, wo man sich zu einem fröhlichen Zwecke vereinigte, zugezogen werden und außerdem, aus Rücksicht für Emilie, Sophie Höpfner. Die beiden Mädchen hatten nämlich bald Gefallen an einander gefunden. Jener Tag, es war der zweite vor dem Geburtstage des Fürsten, war jetzt gekommen und der Bürgermeister ließ schon in aller Frühe seine Anordnungen ergehen. Er zeigte sich heute ganz besonders rührig und aufgeweckt. Er pfiff und sang im Hause umher, stieg selbst in den Keller hinab, um aus dessen dunkelstem Winkel einige dort noch verborgen gehaltene Flaschen Elfer an's Licht zu ziehen und säuberte eigenhändig den großen mit verschiedenen Trinksprüchen versehenen Crystall-Pocal, welcher nur bei hohen Familienfesten in Gebrauch genommen wurde. Zugleich gab er in die Küche den

Befehl, daß Abends im blauen Saale gedeckt, auch eine Torte bereitet werden solle, so daß die alte Dore gar verwunderlich drein schaute und sich zur Vermeidung jeglichen Mißverständnisses den Befehl nochmals wiederholen ließ und ihn bedächtig nachsprach. Damit Elischen bei dem Feste, welches ihr zu Ehren gegeben wurde, nicht ganz leer ausgehe, versammelten sich die Hausgenossen schon frühzeitig um den Theetisch und das Kind, welchem mit seiner neuen Puppe der Ehrenplatz im Großvaterstuhle eingeräumt wurde, bildete hier den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Krankheit schien auf das Wesen der Kleinen einen sehr günstigen Einfluß geübt zu haben. Was sie an Altklugheit und mitunter knabenhafter Ausgelassenheit verloren, hatte sie an Sinnigkeit gewonnen und war sie schon früher ihrer Erzieherin herzlich zugethan gewesen, so hatte sich diese Zuneigung jetzt zu einem Gefühle gesteigert, welches von der Liebe eines Kindes zu seiner Mutter wohl nicht mehr weit entfernt war; Johanna aber kam diesem Gefühle mit einer mütterlichen Zärtlichkeit entgegen und der Bürgermeister ließ Angesichts dieses Verhältnisses, welches beide wie mit Banden der Natur aneinanderknüpfte, nicht allein seine frühere Eifersucht fahren, sondern er schien sogar die unverhohlene Freude seines Sohnes darüber zu theilen. Elischen trat ihren Ehrenplatz im Großvaterstuhle bald an seinen rechtmäßigen Besitzer ab und vertauschte ihn mit Johanna's Schooße. Nach einer Stunde aber wurde sie von Johanna zu Bette gebracht; gegen acht Uhr fand sich dann der Actuar mit Unruh und Sophie ein und die Gesellschaft begab sich, der Bürgermeister, Johanna mit Grandezza am Arme führend, voran, von dem Familienzimmer in den blauen Saal, wo ein freundlich gedeckter, und geschmückter Tisch sie gastlich begrüßte. Aber, war es die eigenthümliche Atmosphäre, welche den Eintretenden aus all' solchen Räumen anzuwehen pflegt, die nur bei seltenen feierlichen Gelegenheiten ihre Pforten öffnen, oder waren es die Gestalten der Schwengler'schen Ahnen und Urahnen, was dieselben Menschen, welche eben noch fröhlich mit einander gescherzt und gelacht hatten, plötzlich in eine so feierliche Stimmung versetzte, daß sich Alle schweigend um den Tisch niederließen und anfangs Keiner die Stille zu unterbrechen wagte! Der kühle October-Abend hatte ein Feuer im Kamin nicht überflüssig erscheinen lassen, allein dasselbe war fast dem Erlöschen nah und Alle verspürten mehr oder minder ein gelindes Frösteln. Der Alte raffte daher die verglimmenden Kohlen zusammen und warf einige Scheite dazu, so daß die Flamme wieder hoch aufschlug und lustig zu lodern und zu knistern begann. Und siehe da, es löste sich eine Zunge nach der andern und man plauderte mit der Flamme um die Wette. Nur Johanna war und blieb schweigsam und nachdenklich, wenngleich sie von Zeit zu Zeit den Versuch machte, in den heitern Ton der Unterhaltung miteinzustimmen. Unruh hatte alle seine Segel aufgespannt und brachte bald die Gesellschaft wieder in eine muntere Stimmung.

(Schluß folgt.)

Die Sutorina.

Triest, 19. Nov. Dem Statthalter von Dalmatien, FML. Frhrn. v. Rodich, ist unter anderm auch die wichtige Aufgabe zutheil geworden, im Einvernehmen mit dem türkischen Bevollmächtigten die Bedingungen der Abtretung der Sutorina von Seite der hohen Pforte an Oesterreich festzusetzen, nachdem die erstere bereits im Princip in diese Entäußerung eingewilligt hat. Das Besitzrecht der Pforte auf diesen Landstrich war heutzutag ohnehin ein ganz ungerechtfertigter Anachronismus.

Die Sutorina ist bekanntlich eine kleine schmale Landzunge, ein keilförmig von der Herzegowina in die Bucht von Castelnovo (im Canal von Cattaro) auslaufendes und zwischen das österreichische Ufergebiet eingekeiltes Thal. Diese Enclave durchschneidet das österreichische Littorale zwischen den Kreisen von Castelnovo und Ragusa derart, daß die Landverbindung zwischen denselben nur über jenes türkische Gebiet möglich ist, während andrerseits das diese Landzunge bespülende Meer in österreichischem Besitz sich befindet, so daß der Pforte weder das Recht zusteht, einen Hafen an derselben anzulegen, noch Schifffahrt oder Fischerei von Hier aus zu betreiben, noch — da der Canal von Cattaro zum österreichischen Kriegshafen erklärt worden ist — irgend ein Kriegsschiff hier anlaufen zu lassen. Wenn dieß dann und wann geschieht, wie es z. B. im Winter 1850—51 der Fall war, wo 3000 Mann türkische Soldaten in der Sutorina landeten, um in die Herzegowina einzumarschiren, wo Unruhen ausgebrochen waren, und auch in neuester Zeit, so geschah es nur mit vorausgegangener Zustimmung der österreichischen Regierung. Dagegen hatte die Pforte der letzteren, gewissermaßen als Gegenconcession, gestattet, quer durch die Sutorina eine Straße nach Ragusa anzulegen und auf derselben frei zu verkehren. Ja, es durften auf derselben auch kaiserliche Truppen in voller Rüstung passiren, ohne erst eine Anfrage bei den türkischen Behörden zu stellen.

Diese Enclave nun war, gleichwie eine andere im Nordwesten von Ragusa, am Küstenpunkte „Klek", im Frieden von Carlowitz aus dem Grund an die Pforte abgetreten worden, damit das Territorium von Ragusa ganz vom türkischen Gebiet umschlossen und dadurch von dem venetianischen getrennt sei, weil man Ragusa vor den Usurpationsgelüsten seiner gefährlichen Nebenbuhlerin, der Marcus-Republik, schützen wollte. Diese zwei bis ans Meer vorgeschobenen Streifen türkischen Landes sollten zu beiden Seiten von Ragusa schützende Dämme zur Abwehr der Venetianer bilden, und es wurde der Pforte dadurch gewissermaßen das Schutzrecht über Ragusa eingeräumt, welches, sich selbst überlassen, nicht stark genug war, um dem Andrängen der Venetianer, die bereits im Norden und Süden Nachbarn der Ragusaner geworden waren, zu widerstehen. Der englische Vertreter der Carlowitzer Friedensunterhandlungen war es insbesondere, der diese Regelung der venetianischen, ragusanischen und türkischen Grenzen

durchsetzte, um Ragusa's Unabhängigkeit zu wahren. Als Oesterreich auf dem Wiener Congreß als Erben Venedigs der Besitz von Ragusa zuerkannt wurde, versäumte es das Wiener Cabinet, jener Anomalie ein Ende zu machen und von der Pforte die Abtretung der erwähnten beiden Enclaven zu erwirken, die ihrem ursprünglichen Zweck nicht mehr entsprachen.

Für die Türkei hätte heute wohl nur der Landstrich bei Klek einige Wichtigkeit, nämlich die, daß er ihr eine unmittelbare Verbindung mit dem Adriatischen Meere sichert, während die Sutorina im Bereiche des österreichischen Kriegshafens der Bocche di Cattaro liegt. Die Sutorina wird von Stammesgenossen der Krivoscianer bewohnt, deren Gebiet die südliche Seite jener Landzunge begrenzt. Einst gehörte auch die Krivoscie selbst den Türken und war diesen tributpflichtig. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts empörten sich jedoch die Krivoscianer gegen ihre Unterdrücker, vertrieben sie, und wurden in ihrem Widerstande von den Venetianern unterstützt, welche bei dieser Gelegenheit ihr eigenes Oberhoheitsrecht auf dieses Gebiet geltend machten; doch behaupteten die Türken den Besitz der Sutorina.

Als im vorigen Herbste der Aufstand der Krivoscianer ausbrach und größere Dimensionen anzunehmen drohte, besorgte die Pforte, sie würden ihre Unternehmungen mit Hilfe der benachbarten Montenegriner auch auf die Sutorina ausdehnen und in der Herzegowina einen Aufstand zu erregen versuchen. Sie ließ daher die Sutorina durch Truppen besetzen, ein verschanztes Lager daselbst errichten und Befestigungen aufführen. Dieses verschanzte Lager ist aber den Krivoscianern ein Dorn im Auge, und dient nur dazu, die Aufregung unter ihnen wach zu erhalten. Sie haben schon einigemal gedroht, die Türken anzugreifen und sie aus der Sutorina zu vertreiben. Es mußten sogar einmal österreichische Truppen entsendet werden, um einem Conflict vorzubeugen. Die Bewachung und Behauptung dieses Landstrichs ist also für die Türken nur eine Last und mit keinem Vortheil verbunden, während es für sie nur von großem Nutzen sein kann, wenn Oesterreich in den Besitz der Sutorina gelangt, sie militärisch besetzt, dadurch jede nähere Berührung der rauflustigen Krivoscianer mit den Türken beseitigt, und selbst dafür sorgt, daß sie die benachbarte türkische Herzegowina respectiren und sich keine Grenzübertretungen in böswilliger Absicht zu Schulden kommen lassen.

Für Oesterreich ergibt sich aus der Besitznahme der Sutorina vor allem der Vortheil einer durch keine fremde Enclave unterbrochenen zusammenhängenden Landverbindung des Kreises von Cattaro mit jenem von Ragusa, dann der einer umfassenden Ueberwachung der Krivoscie und einer zweckmäßigen Operationsbasis in gewissen Eventualitäten. Wahrscheinlich wird die Abtretung der Sutorina in Bälde eine vollendete Thatsache sein, der hoffentlich auch mit der Zeit jene der andern Enclave bei Klek folgen wird, denn die Dalmatiner dringen immer lebhafter auf die Herstellung einer Eisenbahnverbindung mit den nördlichen österreichischen Provinzen, die aber immer auf Schwierigkeiten stoßen wird, so lange eine fremde Enclave das dalmatinische Gebiet durchschneidet. (Allg. Ztg.)

* Von Paris nach Havanna.

(Schluß.)

Nachdem wir im Besitze eines spanischen Passes und unser Gepäck besichtigt war, gingen wir in die Stadt, welche wegen der Aufstände der Creolen von Soldaten wimmelte. Hier existirt das schönste Café der Welt, das sog. Café de L'Europe. Seiner Lage wegen ist Havanna keine gesunde Stadt; doch ist die Cholera jetzt gänzlich verschwunden, worauf ich Euch deßhalb aufmerksam mache, damit Ihr Euch an etwaigen Zeitungsnachrichten nicht stoßt. Die 40 hier lebenden Deutschen, deren Bekanntschaft ich machte, haben einen schönen deutschen Verein. An demselben Tag noch wollte ich meinen künftigen Principal besuchen, der mich aber schon auf der 30 englische Meilen entfernten Pflanzung erwartete. Sein Intendant, welcher meinen Paß für das Innere der Insel besorgte, sprach glücklicher Weise ein wenig englisch, so daß ich mich verständigen konnte. Nun begann ich meine etwas komische Reise in das Innere, ohne ein Wort spanisch zu verstehen!

Einer meiner früheren Reisegefährten, Herr F. aus Elberfeld, begleitete mich früh 5 Uhr an den Bahnhof, woselbst ich für 10 Dollars ein Billet nach der Station Union auf der Linie nach Matanzas löste. Nach dreistündiger Fahrt kam ich an der Station an, mein Gepäck aber erst 1 Stunde später. Die Fahrt war wegen des Anblicks der schönen Zuckerfelder, Palmbäume und Plantagen sehr interessant. Während ich mich nun inmitten von Spaniern, Chinesen und Negern nach der Pflanzung Las-Cannas erkundigte, wurde ich von einem hiezu beauftragten Cubaner in Empfang genommen, der mich sofort in's Schlepptau nahm. Ich bestieg nun ein kleines spanisches Pferd und ritt an der Seite meines Begleiters auf Wegen, auf welchen mein Pferd bis an die Kniee einsank, durch 6—7 Plantagen, wobei mich mein Pferd wegen Mangels an guter Direction verschiedene Male in Negerhäuser führte, was ich ihm aber bald abgewöhnte. Nach zweistündigem Ritte kamen wir in Las-Cannas (Zuckerrohr) an, woselbst ich von meinem Principal in der liebenswürdigsten Weise empfangen wurde.

Der Administrator des Guts, ein Mann von etwa 30 Jahren, spricht sehr gut französisch und englisch. Die Gegend ist wunderschön, die Fabrik ist mit den besten englischen Maschinen versehen, das Laboratorium sehr gut eingerichtet und das Wohnhaus vortrefflich. Es befinden sich prächtige Douche- und andere Bäder im Hause, eine französische und englische Bibliothek, viele wissenschaftliche Werke, die besten franz. und engl. Classiker &c. Auf dem Gute sind im Ganzen 360 Neger, 100 Chinesen und 30—40 Amerikaner (Handwerker aller Art) beschäftigt.

Es ist sehr heiß hier: 25—30° R. Am 10. November ist die Zuckerernte. Die Zimmer unseres Wohnhauses sind 10 Meter hoch und ohne Fenster. Die durchbrochenen Läden werden Nachts offen gelassen. Die Betten sind sehr einfach: über die Bettrahmen werden sehr starke feine Tücher gespannt, welche die Stelle der Matrazen vertreten.

Die sehr schönen Gärten des Gutes werden von französischen Gärtnern gepflegt. Bei Tisch fungirt ein kleiner Neger, der Wind zufächelt. Meine Bedienung besteht aus einem Chinesen und einem Neger. . . .

Ich bitte um Nachrichten vom Kriegsschauplatz, da die mir zu Gebote stehenden französischen Berichte bekanntlich stark gefärbt sind. . . .

Die obenbezeichneten Stürme vom 8.—14. Oct. auf der Linie St. Thomas erklärten sich, indem die Insel Cuba von einem so starken Orkan heimgesucht wurde, daß über 1000 Menschen in Matanzas, einem Seehafen der Insel, 3 Eisenbahnstunden von Havanna, umkamen. Dieser Orkan richtete besonders auf den Zuckerfeldern großen Schaden an und deckte 3—4 Häuser unserer Plantage ab.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 145. Speyer, Dienstag, den 6. December 1870.

Die Schwestern.

Von J. M. Hutterus.

(Schluß.)

Als man so zum Braten gelangt war, erhob sich der Bürgermeister, schlug, seinen Mund in ernste Falten legend, an sein Glas, füllte darauf den vor ihm stehenden Crystallbecher mit einer Flasche Elfer und sprach:

„Es ist an diesem Pokal, der sich seit einem Jahrhundert und darüber im Besitze meiner Familie befindet und aus welchem sie Alle getrunken, die von jenen Wänden auf uns niederschauen, unter Andern der Spruch Salomos zu lesen: „Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen.“ Mein Sohn hat sich, dem Beispiele seiner Väter folgend, diesen Spruch zu Herzen genommen und sich einer Jungfrau verlobet, die ihn zuverlässig nicht wird zu Schanden werden lassen. Ich trinke auf sein Wohl und auf das Wohl seiner lieben Braut, Johanna Buttler. Das Brautpaar lebe hoch!“

Der Alte that einen tüchtigen Zug und reichte dann Johanna den Becher hin. Seinen Worten folgte ein Augenblick tiefster Stille. Dann aber nahm Unruh den Pokal der Braut aus der Hand und rief, ihn hoch empor haltend, mit lauter Stimme: „Das Brautpaar lebe hoch!“

Jetzt stimmten Alle mit ein, nur Emilie nicht; sie lag weinend am Halse ihrer Schwester, während Bünau und Theobald sich stumm, aber herzlich umarmten. Im Zimmer gegenüber lag Elischen schlummernd in ihrem Bettchen. Der Schimmer der Nachtlampe fiel auf ihr freundlich lächelndes Kindergesicht; ihr träumte, daß Tante Johanna ihre Mutter geworden sei.

Am folgenden Tage fand die letzte Theaterprobe statt. Als Bünau und Emilie zur gewöhnlichen Stunde das Haus verließen, um sich zum Theater zu begeben, hing der Himmel voll schwerer Wolken und der Sturm brauste mächtig in den alten Kastanienbäumen und beraubte sie ihres letzten Blätterschmuckes.

„Sollen wir nicht den Weg durch die Stadt nehmen?“ fragte Emilie ängstlich, als sie am Ende der Allee angekommen waren. Allein, ob das Rauschen der Zweige ihn ihre Worte überhören ließ, oder ob er sie absichtlich überhörte, er schlug rasch den entgegengesetzten Weg ein und Emilie folgte ihm, ohne ihre Frage zu wiederholen. Je heftiger der Sturm hinter ihnen drein brauste, desto mehr beschleunigte er seine Schritte, als ob er fürchte, daß sie auf die Umkehr dringen möge. Sie that das aber nicht, sondern schritt rüstig neben ihm weiter.

„Es wird regnen,“ sagte sie nach einer Weile, fast athemlos.

„So lange der Wind wehet, nicht,“ erwiderte er, ängstlich zu den tief niederhangenden Wolken blickend. Sie waren indeß kaum fünf Minuten von Hause entfernt, als der Sturm wirklich nachließ und einzelne dicke Regentropfen niederfielen. Er spannte ihren Regenschirm auf — den seinigen hatte er daheim gelassen — und bot ihr den Arm, indem er zugleich seine Schritte in etwas mäßigte. Der Schirm war nur klein und reichte zu Beider Schutz kaum aus. Sie hatten bereits die Gärten und Felder hinter sich und betraten jetzt die Wiesen unweit des Schlosses. Da erhob sich der Sturm von Neuem und ging in einen förmlichen Orkan mit donnerähnlichem Getöse über. Auf der Wiese stand eine frühere Bleicherhütte, jetzt halb zerfallen, ihrer Thür beraubt, aber noch mit einem stark bemoosten Strohdache versehen. Bünau eilte, Emilie nach sich ziehend, auf die Hütte zu und kaum hatten sie dieselbe erreicht, als der Regen in schweren Massen niederstürzte. Sie ließ sich bleich und zitternd auf einen dastehenden Holzblock nieder und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Er neigte sich zu ihr hinab und stammelte, kaum seiner Stimme mächtig, einige Worte der Entschuldigung, daß er sie in diese Lage gebracht habe. Sie hörte ihm schweigend zu und hielt ihr Gesicht bedeckt.

„Emilie!“ rief er, indem er vor ihr niederkniete und ihre beiden Hände faßte, so daß ihr Gesicht frei wurde. Ihr Auge schwamm in Thränen, aber durch die Thränen leuchtetete ein Strahl der innigsten Liebeshuld.

„Emilie!“ rief er nochmals und sie schlang ihre Arme um seinen Hals und wehrte nicht seinem Kusse. Der Regen hatte sich an einer Stelle durch das Strohdach Bahn gebrochen und fiel tropfenweise auf seinen Nacken. Da ließ der Regen nach und die Schloßuhr, die eben die vierte Stunde schlug, brachte die Liebenden wieder zu sich. Jetzt fühlte Bünau schaudernd

die Nässe in seinem Nacken. Sie reichte ihm ihr Taschentuch, daß er sich damit trocknen möge, nahm es ihm aber gleich wieder ab und unterzog sich selber dieser Verrichtung. Es war der erste Liebesdienst, den sie ihm erwies, das erste Zeichen, daß die Schranken der strengen Sitte zwischen ihnen gefallen waren und einer süßen Vertraulichkeit Raum gemacht hatten.

„Das ist Ihre Strafe dafür, daß Sie mich in dieses Unwetter hinausgeführt haben," sagte sie lächelnd.

„Mir war selbst nicht ganz wohl dabei," erwiderte er, „allein das Herz war mir zum Springen voll, es mußte sich entlasten gleich jenen Wolken, die jetzt still und friedlich dahin ziehen."

Sie traten jetzt Arm in Arm aus der Hütte und wandelten langsam dem Schlosse zu.

„Glauben Sie, daß Johanna mit Theobald glücklich werde?" fragte Emilie nach einer Weile.

„Ich zweifle nicht," entgegnete er. „Sie hat ihn von jeher geschätzt und geachtet und offenbar hat die gemeinsame Sorge um Elischen während dessen Krankheit und ihre beiderseitige Liebe zu dem Kinde ihn auch ihrem Herzen näher gebracht. Das Einzige, was ich bei seiner Kränklichkeit fürchte, ist, daß sie sich seines Besitzes vielleicht nicht lange erfreuen möge."

Daß Johanna ihnen ein Opfer gebracht, erkannten Beide in dankbarem Herzen an, aber keines wagte noch, es auszusprechen.

Bei ihrem Eintritt in den Theatersaal fanden sie das ganze Personal bereits versammelt. Auch die Erbprinzessin hatte sich mit ihrer Hofdame als Zuschauerin eingefunden. Die Damen gingen auf Emilie zu und beglückwünschten sie. Sie trat erröthend und verlegen einen Schritt zurück; dann aber besann sie sich, daß die Gratulation dem Verlöbniß ihrer Schwester gelte und dankte freundlich. Unruh war die Verlegenheit Emiliens nicht entgangen; er drückte Bünau unvermerkt die Hand und flüsterte ihm Etwas in's Ohr. Dieser schüttelte zwar verneinend das Haupt, erwiderte aber den Händedruck.

Die Probe nahm jetzt ihren Anfang, nachdem Unruh zuvor proclamirt hatte, daß heute Nichts blind durchgemacht werden dürfe, vielmehr Alles, wie bei der Aufführung dargestellt werden müsse und Fräulein Friederike nur darauf zu achten habe, daß Alles mit derjenigen Grazie geschehe, mit welcher sie sich selbst zu bewegen pflege. Bünau spielte seine Rolle heute mit einer Virtuosität, welche Alle in Staunen setzte und zu der Meinung veranlaßte, daß er sein Licht bisher absichtlich unter den Scheffel gestellt habe, um es später nur desto heller leuchten zu lassen. In der That kam ihm seine Rolle auch nicht mehr so abgeschmackt vor und er wollte sogar einige poetische Schönheiten in ihr entdeckt haben. Dagegen zeigten die übrigen Mitspielenden trotz der Gegenwart der Erbprinzessin bei Weitem nicht den Ernst und Eifer, den sie früher bewiesen, sondern trieben, im Bewußtsein ihrer Sicherheit, allerlei Kurzweil miteinander, nahmen die komischen Scenen ernst und umgekehrt und suchten sich insbesondere durch Improvisationen und das Auslassen der Stichwörter gegenseitig zu verwirren. Sie hatten der Proben zuviel gehabt und fühlten sich durch die häufigen Wiederholungen endlich gelangweilt. Gegen das Ende der Probe erschienen fürstliche Bediente, der eine eine silberne Punschbowle vor sich hertragend, die andern mit Armleuchtern, Gläsern und Confituren. Nun war es mit Zucht und Ordnung vollends aus. Die Bühne, einen Wald vorstellend, verwandelte sich rasch in einen Salon, die Tische wurden in der Mitte zusammen gerückt, Stühle herbeigetragen, für die Erbprinzessin ein Fauteuil, und im Nu saß Alles um die dampfende Bowle. Die Durchlaucht ließ sich Emilie vorstellen und diese mußte an ihrer Seite Platz nehmen. Das Gerücht von Johanna's Verlobung war bereits bis zum Schlosse gedrungen und sie gab Emilien ihre Theilnahme an diesem glücklichen Familienereignisse auf eine liebenswürdige Weise zu erkennen. Dann ließ sie ihre Augen im Kreise umherschweifen und indem sie auf Bünau, welcher am untern Ende der Tafel saß, haften blieben, rief sie hinüber:

„Ei, Herr Selancourt, wie haben Sie sich so weit von Ihrer Babette placirt! Fräulein von Timmich," so hieß ihre Hofdame, „wechseln Sie mit dem Herrn Assessor Ihren Platz!"

Und so geschah es. Bünau fühlte sich trotz der ihm erwiesenen Huld Anfangs etwas unsicher und befangen, weil er sich in den leichten ungezwungenen Ton, in welchem die Prinzessin die Conversation führte und in welchen einzustimmen er für etikettwidrig hielt, nicht so bald hinein finden konnte, und die Besorgniß, in Gegenwart seiner Braut vielleicht eine Taktlosigkeit zu begehen, mochte dies Gefühl noch steigern. Als er jedoch bemerkte, daß die übrige Gesellschaft sich nicht den mindesten Zwang anthat, vielmehr Jeder seiner Laune plaudernd und lachend den Zügel schießen ließ, und die Prinzessin an diesem fröhlichen Treiben nicht allein keinen Anstoß nahm, sondern im Gegentheil ihr Wohlgefallen daran lebhaft zu erkennen gab, indem sie bald die Herren zum Trinken aufmunterte, bald einer Dame, sie beim Vornamen rufend, freundlich zunickte, bald sich einen Scherz, den sie nur halb verstanden, wiederholen ließ, da glaubte auch er sich seiner Glacéhandschuhe entledigen und sich nicht minder zwanglos in Wort und Rede ergehen zu dürfen. Die Prinzessin deutete an, daß sie ihn den Winter über in ihren kleinen Abendzirkeln häufiger zu sehen denke. Mochte sie auch hierbei in etwas auf sein musikalisches Talent, von welchem sie viel Rühmens gehört, speculiren, so fühlte sich Bünau deshalb doch nicht weniger geschmeichelt und sie hatte an ihm einen Verehrer mehr gewonnen. Gegen Emilie sprach sie das Bedauern aus, daß ihre nahe Abreise sie des Vergnügens beraube, ihre Gesellschaft für längere Zeit zu genießen, „ich hoffe jedoch, setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, daß Ihr erster Besuch nicht auch Ihr letzter gewesen sei und, wenn mich nicht Alles trügt, so theilt noch ein Anderer diese Hoffnung mit mir."

Bünau und Emilie schlugen die Augen nieder. Draußen ließen sich die langgezogenen Töne einer Horntrompete vernehmen. Vor dem Wachthause des Schlosses wurde der Zapfenstreich geblasen.

Die Prinzessin winkte ihrer Hofdame zum Aufbruch und ging, nach allen Seiten hin freundlich grüßend, rasch von dannen.

Nach wenigen Minuten lagen Saal und Bühne in tiefer Dunkelheit und die Mäuslein kamen aus ihren Schlupfwinkeln und machten sich über die Brosamen her.

Eine Stunde darauf saßen Bünau und Unruh auf dem Zimmer des letztern in traulichem Zwiegespräch und tauschten gegenseitig die Geheimnisse ihres Herzens aus. Auch zwischen Unruh und Sophie war es inzwischen zu einer Erklärung gekommen und Frau Höpfner hatte ihm die Aussicht eröffnet, daß, wenn er sich eines solidern Lebenswandels befleißige und sich des Schuldenund Gedichtemachens enthalte, ihr Gemahl dem „Assessor" Unruh sein Töchterlein nicht versagen werde.

Die Mundarten Frankreichs. *)

Gegenüber der Behauptung der Spracheinheit in Frankreich ist die Existenz der verschiedenen „patois" unzweifelhaft. Daß dieselben keine Corruption des guten Französisch sind, möge in Folgendem erörtert werden, zumal es nicht uninteressant sein dürfte, gerade in der gegenwärtigen Zeit die sprachlichen Verhältnisse Frankreichs näher in's Auge zu fassen.

Ganz ausscheiden müssen wir zuvörderst alle diejenigen Bewohner des Landes, deren Muttersprache, weit entfernt, französisch zu sein, nicht einmal dem großen romanischen Sprachstamme angehört, nämlich die Basken, Bretonen, Flamingen und Deutschen. In den von diesen bewohnten Landestheilen hat das Französische zwar auch in den größern Städten einigermaßen Wurzel gefaßt, ist auch die Sprache der Regierungsorgane, des militärischen Commandos, theilweise sogar des Unterrichts; aber die überwältigende Masse des Volkes kennt und gebraucht nur die Muttersprache. Das Baskische nun wird im Departement der Niederpyrenäen (an dem Biskaischen Meerbusen) von etwa 150,000 Personen, das Bretonische (celtisch) von etwa drei Viertheilen der Einwohner der drei nordöstlichsten Departements der Bretagne (Finisterre, Morbihan und Côtes du Nord) d. h. etwa von einer Million Menschen gesprochen. Im nordöstlichen Theile des Departement du Nord sprechen etwa 140,000 Deutsche flämisch, in Lothringen und Elsaß etwa 1,200,000. Aber selbst nach Abzug dieser $2^1/_2$ Millionen Fremder bleibt doch noch eine kompakte Masse von nahezu 36 Millionen Romanen übrig, die, wenn sie die gleiche Sprache redeten, immerhin in dieser Beziehung eine imposante Einheit darbieten würden. Ein kurzer Rückblick auf den Entwicklungsgang und die Geschichte der Sprache wird aber sofort die Unmöglichkeit dieser Annahme klar machen.

Cäsar fand in Gallien drei durch Sprache, Sitten und Gesetze getrennte Völker, die Belgen im Nordosten, die Aquitanier im Südwesten und zwischen beiden die eigentlichen Gallier oder Celten. Unter diesen waren die Celten und Belgen, wie aus andern Berichten hervorgeht, gleichen (celtischen) Stammes, die Aquitanier sollen zum Theil iberischer Herkunft gewesen sein. An der Südküste war durch Massilia (das heutige Marseille,) eine um 600 vor Christus von den Phokäern gegründete Colonie, griechische Sprache und Bildung verbreitet worden. Nach der Unterwerfung durch die Römer wurden in ganz Gallien die einheimischen Sprachen möglichst vertilgt; denn während die Sprache der gebildeten Römer (sermo urbanus) durch die Schulen von Massilia, Lugdunum (Lyon), Burdigola (Bordeaux) und andere unter den Gebildeten eingeführt wurde, verbreiteten die Soldaten und Colonen die Sprache des gemeinen römischen Volkes (sermo rusticus) nicht weniger rasch unter der ungebildeten Bevölkerung. Dennoch gelang es nicht so schnell, die einheimischen Sprachen ganz zu vertreiben, die nach geschichtlichen Zeugnissen noch in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts stellenweise fortlebten. Seit dem 5. Jahrhundert begannen nun die Einfälle der Germanen, namentlich der Burgunden, Gothen, Franken, welche letzteren der römischen Herrschaft in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ein Ende machten. Zwar gelang es, Ausdrücke für Gegenstände des Kriegswesens und des neu geordneten Staatswesens (bîwacht — bivouac, bolwerk — boulevard, halsberc — haubergeon; herold — héraut, siniskalh — sénéchal, marahskalh — maréchal etc.), und nach der normannischen Einwanderung im 10. Jahrhundert auch für die Schifffahrt (mast — mât, hafen — havre etc.) in die Sprache einzuführen, aber der Charakter derselben blieb ungeändert römisch. Die Unterbrechung des Zusammenhangs mit Rom schuf neue Reichsmittelpunkte u. s. w. und trug immer mehr zur Absonderung der Volkssprache von der römischen bei. Die erstere erhielt den Namen lingua gallica und ihr öffentlicher Gebrauch ist seit dem 7. Jahrhundert bezeugt. Das erste Sprachdenkmal romanischer Zunge, das uns erhalten ist, sind die Eidschwüre, die Ludwig der Deutsche nach dem Vertrage von Verdun seinem Bruder Karl dem Kahlen zu Straßburg im Jahre 842 leistete, und die uns von dem deutschen Historiker Nithart († 853) erhalten sind.

In den darauf folgenden Jahrhunderten beginnt eine reiche Literatur sich in Frankreich zu entwickeln, und dabei macht sich ein scharf ausgeprägter Gegensatz zwischen der Sprache des Nordens und Südens bemerkbar: die letztere, die wohlklingende Sprache der provenzalischen Troubadours, die während dreier Jahrhunderte Europa durch ihre zarten Minnelieder entzückten, eine Sprache, welche außerdem auch in Nordspanien und Theilen von Norditalien geredet wurde, nannte man langue d'oc, die Sprache der Dichter des Nordens aber langue d'oui, nach der Art wie die Bejahung in den beiden Landeshälften ausgedrückt wurde. Die Bewohner des Südens sagten oc stat des nördlichen oui.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem „Preuß. Staatsanz."

Die Erbswurst-Fabrik.

Ueber die großartige Maschinerie, schreibt die Weser-Ztg., welche zur Verpflegung für die deutschen Armeen im Felde, zu ihrer Versorgung mit Lebensmitteln und Fourage eingerichtet ist, verlautet bisher noch wenig, und doch dürfte gerade sie einen in mancher Beziehung interessanten Abschnitt der Geschichte des diesjährigen Krieges bilden. Die Schwierigkeiten, mit welchen die in Frankreich errichteten drei Haupt-Verpflegungsdepots: Corbeil, Nanzig und Metz, trotz der Zufuhren aus den deutschen Militärverpflegungs-Magazinen, trotz der Liebesgaben, trotz der directen Transporte durch Lieferanten, trotz endlich der Requisitionen zu kämpfen haben, werden keine geringen sein. Große Erleichterung für die Verpflegung hat bekanntlich die Erfindung der „Erbswürste" gewährt. Die Erbswurst vereinigt alle Vorzüge, welche ein Verpflegungsmittel für Truppen im Felde besitzen muß, sie ist leicht transportabel, weil sie im Verhältniß zu dem in ihr enthaltenen Nahrungsstoff einen geringen Raum einnimmt; sie ist außerordentlich haltbar, indem sie den Unbilden der Witterung widersteht und nach mehreren Jahren, wie eine aus dem Jahre 1866 vorhanden gewesene Probe bewies, noch eben so genießbar ist, wie heute, und endlich bedarf es zur Fertigstellung der in ihr enthaltenen kräftigen Mahlzeit wenig Zeit und Vorbereitung. Diese nützliche Erfindung wird jedenfalls den Krieg weit überdauern, sie zeigt, daß auch dieses schrecklichste aller Uebel neben seinen verheerenden Wirkungen eine productive Seite hat. Bekanntlich verdankt man die Erbswurst dem Berliner Koch Grüneberg. Es bestehen gegenwärtig drei Fabriken für Erbswürste oder Armeepräserven: in Berlin, Frankfurt a. M. und Mainz. Vor wenigen Tagen hatten wir Gelegenheit, durch eine von freundlicher Seite erlangte Erlaubniß, die Berliner Fabrik, welche den Titel „Königl. preußische Fabrik für Armee-Präserven in Berlin" trägt, zu sehen, und der Leser wird einer kurzen Schilderung unseres Besuchs gern folgen. Es ist ein weiter Weg nach dem ganz draußen an den äußersten Grenzen von Berlin gelegenen Kilian'schen Villenplatz, der Stätte der in wenig Wochen erbauten und in Betrieb gesetzten Fabrik. Beim Eintritt in einen von einer Holzwand umfriedigten Platz passiren wir eine Militär- und eine Feuerwache und sehen uns bald im Hauptsaale der Fabrik. Ein bedeutender Lärm: Klopfen, Hämmern, Schlagen, Rollen, läßt uns mit Mühe die Worte verstehen, welche der zu unserer Begleitung und Belehrung bereite Inspector einleitend an uns richtet. Man denke sich einen ausgedehnten von einer Menge eiserner Säulchen getragenen Holzbau, in welchem über 1700 Personen, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, von früh bis spät beschäftigt sind, um nicht weniger als 150,000 Pfd. Erbswurst und 240,000 Portionen Fleisch- und Gemüsepräserven mit Verpackung fertig zur Lieferung an die Bahn herzustellen. Der größere Raum ist der Bereitung der Erbswurst gewidmet. In 12 großen Kesseln wird zunächst Schweinefleisch, besonders Speck und Schinken gekocht. Sie nehmen bei einem bestimmten Stadium des Garwerdens die übrige Füllmasse der Erbswurst: Erbsmehl, das in großen Fässern bereit, Salz und den sogenannten lupus, ein von dem Erfinder scherzhafter Weise erdachter Ausdruck für das geheime Ingredienz, welches der Wurst die Haltbarkeit und den angenehmen Geschmack verleiht, auf. Ist die Masse gar gekocht, so wandert sie in Eimern nach dem dicht daneben stehenden Spritztisch. Unter der gewandten Handhabung des Spritzenmeisters — zu diesem Geschäft sind 259 Schlächter berufen — erscheint die Erbswurst bald fix und fertig, und zwar in einer Hülle nicht von Darm, sondern von Pergamentpapier. Knaben und Mädchen fahren auf kleinen Wagen das Fabrikat nach dem in einer Ecke des Saales gelegenen Verpackungsraum. Dort sind 400 Frauen und Kinder emsig thätig, jede Wurst, nachdem sie von Fett gereinigt, mit einer Ettiquette und Gebrauchsanweisung zu versehen, die folgender Maßen lautet: „Zehn Loth oder den 3. Theil einer Erbswurst vom Darm befreien, in 3/4 Quart kalten Wassers legen, unter Umrühren auf- und dann noch fünf Minuten weiter kochen lassen." Zu zwei und zwei werden die Würste sorgfältig verpackt und wandern nun nach den Böttcherwerkstätten, wo sie in Kisten zu 150 Pfd. verstaut, vernagelt und überhaupt zum sofortigen Transport fertig gemacht werden. Mit der Zeit wird die Erbswurst steinhart. In den Handel gehen die echten Erbswürste nicht über und sind danach alle Verkaufsannoncen von Erbswurst zu beurtheilen. Unser Führer geleitete uns an langen Tafeln vorbei, wo Fleisch und Schwarte klein gehackt wurde, zu der Abtheilung für Gemüsezubereitung: Wurzeln, Rüben und Sellerie für die Conserven werden von etwa 120 Frauen geputzt und geschnitten. Die Blechdosen der Conserven werden in einer eigenen Klempnerwerkstatt von 100 Arbeitern angefertigt. Wie massenhaft der Consum der Fabrik ist, geht aus der Thatsache hervor, daß für die Fabrik von einem Fleischermeister täglich 100 Stück Ochsen in Strousberg's Schlachthof geschlachtet und 275 Ctr. Speck zum Kochen geliefert werden. Das zur Speisung der Kessel, zum Reinigen &c. erforderliche Wasser liefert eine Anzahl im Fabriklokal aufgestellter Abessinierbrunnen. Die Conserven werden in einem besonderen Flügel des Fabriksaals angefertigt und zwar werden die bereits zugelötheten Büchsen mit ihrem Inhalt noch einmal in den sogenannten bains marins durchgekocht. Auch die Büchsen erhalten jede ihre Etiquette und Gebrauchsanweisung. Die Arbeit geht mit solcher Behendigkeit, Uebung und Gewandtheit von Statten, als ob sie schon seit Jahren von den Leuten erlernt worden wäre; überall Ordnung, Organisation, Aufsicht. Herr Grüneberg, der vom Staate angestellte technische Dirigent, ist augenblicklich abwesend, an seiner Stelle führt der Inspector Simonson die Aufsicht und Leitung, welche nicht geringe Anforderungen stellen mögen. Mit der größten Sparsamkeit wird Alles benutzt; so werden die losgelösten Knochen noch besonders gekocht und liefern wohlschmeckende Bouillon. Zur Bereitung der bekannten und bei der Armee sehr beliebten Gullasch, Ochsenfleisch mit Mais, sind allein 18 Kessel in Betrieb. Noch besuchten wir das Mehllager, einen im Entstehen begriffenen Neubau, der als Speisesaal für die sämmtlichen Arbeiter und Arbeiterinnen dienen wird, und verlassen den etwa 6 Morgen großen, jetzt vom Staate angekauften Platz unter dem Ausdruck des Dankes an unseren gefälligen Führer und mit der Ueberzeugung, daß auch der Erfinder der Erbswurst, der thätige Herr Grüneberg, seinen Antheil an den großen Siegen unserer Armee dadurch erlangt hat, daß er sie zur rechten Zeit mit kräftigen Speisen versorgte. Sind doch schon manche Schlachten dadurch verloren, daß die Stimmung der ins Gefecht ziehenden Soldaten in Folge mangelhafter Nahrung eine gedrückte war.

Miscellen.

London, 26. Nov. Dem naturwissenschaftlichen Wochenblatte „Nature" zufolge wird die englische Expedition zur Beobachtung der nächsten Sonnenfinsterniß aus vier Abtheilungen bestehen. Zwei gehen nach Spanien, die eine unter Leitung von Mr. J. S. Perry, einem Geistlichen, nach Cadix, die andere unter Capitän Noble nach Gibraltar. Die englische Abtheilung der englisch-amerikanischen Expedition wird von Mr. Lokyer geführt, während eine vierte kleine Expedition unter Mr. Huggins nach Oran geht. Die beiden ersteren und die letztere Expedition werden am 5. December in dem von der Regierung zur Verfügung gestellten Truppentransportschiffe „Urgent" von Portsmouth in See gehen, während die sicilianische Expedition am 7. December von London über den Brenner nach Neapel reisen wird, woselbst ein Kriegsschiff sie erwarten soll. — Der bekannte Präsident der geographischen Gesellschaft, Sir Roderich Murchison, liegt gefährlich erkrankt darnieder und — dem „Echo" zufolge — haben die Aerzte bereits alle Hoffnung auf seine Wiederherstellung aufgegeben.

Auflösung der Charade in Nr. 138.

Maaslieb.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 146. Speyer, Donnerstag, den 8. December 1870.

Die bayerischen Feldspitäler in Orleans.

Als in der Nacht vom 8. auf 9. Nov. das bayerische I. Armeecorps die Stadt Orleans verließ, befanden sich daselbst noch die Aufnahmsfeldspitäler Nr. IX. und X., von welchen das erstere bereits seit einiger Zeit strenge Marschbereitschaft und zu diesem Zwecke auch die im Bahnhofe befindlichen Verwundeten auf Befehl des Corps-Commandos einer internationalen anglo-amerikanischen Gesellschaft übergeben, jedoch ebenso wie das Aufnahmsfeldspital Nr. X. im Verein mit mehreren Aerzten der Aufnahmsfeldspitäler II. und VI. noch eine Anzahl Internisten zu behandeln hatte. Auch einige verwundete und erkrankte Officiere, welche meist in Privatquartieren in der Stadt zerstreut lagen, wurden von verschiedenen Aerzten der genannten Spitäler behandelt.

Als am 9. Nov. Nachmittags die Nachricht von dem Rückzuge des Corps bekannt wurde, begaben sich die Aerzte ꝛc. in ihre betreffenden Spitäler. An einen Abmarsch derselben konnte nicht mehr gedacht werden, da die drohende Haltung des sich mehr und mehr anhäufenden Volkes einem solchen sich entgegen gesetzt haben würde. Was zunächst die nun folgenden Vorgänge betrifft, so erschienen noch an demselben Abend und in der Nacht zahlreiche bewaffnete Haufen von Gardes nationales, Gardes mobiles und Francstireurs, sowie einzelne Officiere dieser Körper; sie nahmen eine Untersuchung der Wägen der Spitäler vor, legten die gefundenen, zur Ausrüstung des Spitales gehörenden Waffen ꝛc. unter Beschlag und nahmen aus den zum Transporte des ärztlichen ꝛc. Personals dienenden Chaisen Gegenstände, meist Privateigenthum der Aerzte, hinweg. Thätlichkeiten oder Unbilden gegen das Personal der Spitäler oder gegen Kranke kamen hierbei nicht vor. Am nächsten Morgen wurden von den genannten Truppentheilen die Pferde der Spitäler weggeführt — angeblich lediglich zum Transporte von Verwundeten — dieselben wurden jedoch nicht mehr beigebracht und blieben verschwunden. Ebenso wurden den Officieren, Aerzten und Beamten der Spitäler die Säbel abgefordert mit der Bemerkung, daß dieses Vorgehen auch von deutscher Seite stattgefunden habe. Die gegen die Wegnahme der Pferde und Säbel eingelegten Proteste wurden nicht berücksichtigt. Der Commandant der Garde nationale von Orleans, ein humaner Mann, der jedoch nicht vollständige Gewalt über seine Leute besaß, ersuchte im persönlichen Interesse für die Aerzte ꝛc. dieselben, so wenig wie möglich sich den Blicken der erregten und im hohen Grade gereizten Menge auszusetzen und soviel als möglich den Verkehr mit derselben zu vermeiden, und innerhalb der Spital-Localitäten bleibend, den ärztlichen Dienst daselbst weiter zu führen. Eine vollständige Abschließung war für die Arzte nicht möglich, da die verwundeten Officiere derselben zum Verbande ꝛc. bedurften. Bei derartigen Besuchen waren die Betreffenden häufig Insulten, Verhöhnungen, Verspottungen ꝛc. des Volkes ausgesetzt, die sich sogar bis zum Angriffe mit der Schießwaffe steigerten.

Als in der nächsten Zeit die reguläre Militärmacht Orleans in Besitz genommen hatte und eine Platzcommandantschaft eingerichtet worden war, wurden vor Allem die Reconvalescenten, deren sich eine ziemliche Anzahl in den Militärspitälern befand, ferner die Leichtverwundeten und die Erkrankten — kurz alle nur irgend Transportablen mit den Gefangenen nach Pau in Südfrankreich mittelst Eisenbahn abgeführt. Man hielt, trotz der Versicherungen von dem gegentheiligen (?) Verfahren von Seiten der deutschen Armee, streng an dem Prinzipe fest, Verwundete und Kranke als Gefangene zu betrachten, und zwar nicht nur bei der Mannschaft, sondern auch bei den Offizieren, von welchen ebenfalls die zu Transportirenden nach Pau gebracht wurden. Als eine harte und ebenfalls trotz aller Gegensprache durchgeführte Maßregel erschien hiebei, daß man die Bedienten selbst schwer verwundeter und der Diener dringend bedürfender Offiziere ebenfalls in die Gefangenschaft brachte. Nächstdem wurden die Spitäler, welche bis jetzt von bayerischen Aerzten besorgt wurden, von französischen Aerzten besucht und die Ordination von denselben übernommen, die verwundeten und kranken Offiziere wurden von dem französischen Chefarzt genau notirt und die fernere Behandlung durch französische Aerzte (soweit die anglo-amerikanische internationale Gesellschaft dieselben nicht übernommen hatte) eingeleitet — theils durch die betreffenden Hausärzte der Quartiergeber, theils durch eine französische internationale Ambulance, an der Spitze Dr. Gayel, Chefchirurg im städtischen Krankenhause zu Lyon.

Nachdem auf diese Weise für die Uebernahme der

bayerischen Kranken und Verwundeten durch französische Aerzte Sorge getroffen war, wurde den bayerischen Militärärzten von Seite des Platzcommando's durch den Platzobersten mitgetheilt, daß das weitere Verweilen des ärztlichen Personals der bayerischen Feldspitäler in Orleans unstatthaft sei und unter keiner Bedingung mehr zugegeben werden könne. Zugleich wurde angekündigt, daß sich sämmtliche Aerzte ebenfalls nach Pau zu begeben und hier zur Behandlung der Kranken ꝛc. zu verbleiben hätten. Die Offiziere, Beamten und das übrige Personal sollten einstweilen in Orleans bis zur weiteren Entschließung zurückbehalten werden. Es wurde zwar erklärt, daß die Aerzte in Pau nicht als Gefangene zu betrachten seien, für das Weiterkommen derselben von Pau aber nur geringe Hoffnung gemacht.

Da gegen diese Weisung sich von verschiedenen Seiten, namentlich auch von Seite des Herrn Bischofs von Orleans, Gegenspruche erhob und auf die betreffenden Artikel der Genfer Convention ausdrücklich verwiesen wurde, so erfolgte unmittelbar vor Ausführung des Befehles, nach Pau zu gehen, Gegenordre, und es wurde der Befehl der Art modifizirt, daß nur zwei bayerische Militärärzte sich mit dem Transporte von Verwundeten und Kranken, theils zur Behandlung während der Reise, theils zur Pflege der Kranken in Pau, so lange, bis französische Aerzte den Dienst daselbst übernehmen könnten, zu begeben hätten. Zur Begleitung des Transportes wurden die Landwehr-Assistenzärzte Dr. Wilhelm Fischer und Dr. Max Buchner bestimmt. Zugleich wurde die Weisung ertheilt, Nachmittags — 15. Nov. — sich Behufs Empfanges einer weiteren Ordre auf dem Bureau der Commandantschaft einzufinden.

Von jetzt an zeigte sich eine genauere Bekanntschaft mit den Artikeln der Genfer Convention. Es wurde die Eröffnung gemacht, daß von Seite des französischen commandirenden Generals die Absicht bestehe, die Feldspitäler mit ihrem gesammten Personal und ihrem Materiale am nächsten Tage zu den deutschen Vorposten zu entlassen, und zwar mit der entsprechenden Sauvegarde, vorausgesetzt, daß an die Stelle der genommenen und nicht mehr zum Vorschein gekommenen Pferde der Spitäler andere von Seite der Mairie oder französischen Militärverwaltung zur Stelle geschafft werden könnten, und mit dem Vorbehalte, daß diese Pferde lediglich bis zu den äußersten deutschen Vorposten gebraucht werden dürften und hier andere von der deutschen Armee gestellt werden müßten. Während der Berathung, die von Seite der Commandanten und dirigirenden Aerzte der Feldspitäler über diese Proposition gepflogen wurde, erschien ein Offizier des französischen Platzcommando's mit der Mittheilung, daß sich trotz aller Mühe nicht die erforderliche Zahl von Pferden für eine, geschweige denn für beide Ambulancen finden ließe und daß die vom General gemachte Proposition zurückgezogen werden müsse. Abgesehen auch davon, daß die Pferde in hinreichender Menge vorhanden gewesen wären, so würde doch der Marsch zu den deutschen Vorposten aus dem Grunde nicht wohl möglich gewesen sein, weil der commandirende General der betreffenden Theile der Loire-Armee die Erklärung abgegeben hatte, unter keiner Bedingung ein Passiren der Vorposten von irgend Jemand zugeben zu wollen und daß in dieser Richtung die Bestimmungen des Generals in Orleans für ihn nicht maßgebend seien. (Auch der protestantische Feldgeistliche Kahl von der I. Infanterie-Division, welcher, mit einem Geleitschein des commandirenden Generals in Orleans versehen, bis zu den französischen Vorposten am 15. Nov. gelangte, wurde von diesen zurückgewiesen und unter verschiedenen Unannehmlichkeiten wieder nach Orleans gebracht.)

Unter diesen Umständen war der nächste und natürlichste Weg für die Feldspitäler, wieder zu dem Armeecorps zu gelangen, unmöglich gemacht. Noch an demselben Abende erfolgte von Seite des Commandirenden in Orleans, der sichtbar sich beeilte, das Personal der Feldspitäler aus der Stadt zu bringen, und auch die Versicherung gab, dasselbe nicht unter allen Umständen vor dem Pöbel schützen zu können, ein anderer Vorschlag zur Rückkehr zur Armee in der Weise, daß der Weg zu derselben mittelst Eisenbahn über Genf und die Schweiz zurückgelegt werden sollte, ein Vorschlag, der auch damit begründet wurde, daß französische Aerzte von Sedan aus einen ähnlichen Weg hätten einschlagen müssen, um zu den französischen Truppen zu gelangen. Nachdem die Annahme dieser Proposition mittelst einer schriftlichen Erklärung von Seite der Feldspitäler stattgefunden, als einzige Möglichkeit, wenn auch auf einem enormen Umweg, wieder zur Armee zu gelangen, so wurde noch das gleichzeitige Fortbringen des Materials, resp. der in den Wägen befindlichen Ausrüstungsgegenstände für das Spital sammt Wägen und den zum Transporte der Beamten nothwendigen Fuhrwerke erörtert. Die Möglichkeit, dieses Material mitzunehmen, mußte wegen des absoluten Mangels an Eisenbahnwägen für einen derartigen Transport aufgegeben werden, und es konnte nur ein Theil des Instrumentariums als des werthvollsten Bestandtheiles mitgenommen werden. Zugleich gelang es auch noch, und zwar beim Feldspital Nr. IX, unter den größten Schwierigkeiten den in 3155 fl. bestehenden Baarvorrath der betreffenden Kassen zu retten. Für das zurückgebliebene Material wurde jede mögliche Schonung und Garantie nach den Grundsätzen der Genfer Convention von der Militärbehörde versprochen und von Seite der Abziehenden durch ein Schriftstück das Material dem Schutze und der sichern Aufbewahrung unterstellt. Das Privateigenthum vollständig mitzunehmen, wurde keinem Anstande unterzogen, ebenso gestattete man, die Säbel wieder anzulegen, jedoch fanden sich dieselben auf der Mairie, woselbst sie deponirt sein sollten, bis auf zwei nicht mehr vor.

Am 16. Nov. um 1 Uhr wurde der Zug, mit welchem das Personal der Ambulancen von Orleans abging, expedirt und zwar im Beisein des Platzobersten, welcher die Identität des Personales feststellte und sich das Ehrenwort geben ließ, daß diese vorgeschriebene

Reisetour genau eingehalten und erst nach deren Vollendung der Marsch zur Armee wieder angetreten werden sollte. Der Weg wurde über Tours, Bordeaux, Toulouse, Carcassone, Cette, Montpellier, Valence, Grenoble, Chambery, Genf, Romanshorn und Lindau genommen, woselbst man am 20. Nachts 11 Uhr anlangte. Die Reise durch Frankreich war eine sehr unerquickliche, weil das an den verschiedenen Stationen in zahlreicher Menge versammelte Volk es an Insulten und Verhöhnungen nicht fehlen ließ. Thätlichkeiten fielen jedoch nicht vor, was vorzüglich dem äußerst maßvollen zurückhaltenden Benehmen unserer Soldaten zu verdanken ist.

Als Resumé läßt sich noch Folgendes erwähnen: 1. Die städtischen Behörden (Mairie), der Commandant der Garde nationale, der gebildete Theil der Einwohnerschaft thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um den zurückgebliebenen Hospitälern und deren Personal, sowie den Verwundeten überhaupt den nothwendigen Schutz angedeihen zu lassen, konnten jedoch namentlich Anfangs nicht immer durchdringen. 2. Die reguläre Militärbehörde zeigte namentlich, nachdem sie die Bedeutung der Genfer Convention erkannt, guten Willen, dieselbe vollständig zu erfüllen, was jedoch aus militärischen Rücksichten und wegen Mangels an Mitteln nur theilweise ausführbar war. Für sehr wichtig schien es der Militärbehörde, daß keinerlei Thätlichkeiten gegen das Sanitätspersonal stattfänden. 3. Irreguläre Truppen (Francstireurs, Mobil- und Nationalgarden) machten namentlich Anfangs aus Unbekanntschaft mit der Genfer Convention manche Mißgriffe, während die in hohem Grade aufgeregte Volksmenge es selbst an thätlichen Insulten nicht fehlen ließ. (N. C.)

* Die Expedition nach dem Südpol.

*Ein Vortrag von Professor Dr. **Neumayer**.*

Dürkheim, 29. November. Unser gelehrter Landsmann, Herr Dr. Georg Neumayer von Frankenthal, hielt am vergangenen Samstag den 26. Nov. zum Besten unserer verwundeten Krieger im hiesigen Stadthaussaale vor einem überaus zahlreichen Publicum einen Vortrag, die antarktische Expedition betitelt, der des Interessanten und Wissenswerthen zu viel enthielt, um nicht auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Der erste Theil des Vortrags hatte zum Gegenstande eine historische Entwicklung sämmtlicher Südpolar-Expeditionen, die mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts ihren Anfang nahmen, als nach Construction genauerer astronomischer Instrumente und Anlegung astronomischer Tabellen dem Seemann, der sich in früherer Zeit nur ängstlich an den Küsten bewegte, die Bahn gebrochen war über die weite Fläche des Oceans. Sämmtliche Expeditionen von dieser Zeit bis zum heutigen Tage theilte Redner in drei Epochen ein, hob die Namen der Männer hervor, die in den einzelnen Epochen Vorzügliches geleistet und machte die gewonnenen Resultate derselben auf einer in großem Maßstabe gezeichneten Karte der Südpolar-Gegend verständlich. Die erste Epoche fiel in die Zeit vom Jahre 1500 bis 1642. Dieselbe wird, was Redner mit großer nationaler Befriedigung hervorhob, durch einen deutschen Landsmann eröffnet, durch Martin Behaim aus Nürnberg. Er nämlich war es, der den Ocean fahrbar machte durch die Aufstellung seiner astronomischen Tafeln, die selbst Christoph Columbus nach seinem eigenen Geständniß bei seiner Fahrt über den atlantischen Ocean benützte, so daß auch Deutschland an den Verdiensten der Entdeckung eines neuen Welttheils seinen Antheil hat. Unter den übrigen Männern, die dieser Epoche angehören, hob Redner hervor Americus Vespucius (1502), den Entdecker Südamerikas, Ferd. Magellan, der mit Sebastian Cano und Joh. Schonerus die nach ihm benannte Straße entdeckte, und Francis Drake (1578). Als Resultat bezeichnet er die Feststellung der Grenze Südamerikas und Entdeckung einiger benachbarten Inseln.

Die zweite Epoche füllt die Zeit von 1642 bis 1800. Sie beginnt ihre Thätigkeit von einem andern Welttheile, von Australien, aus mit Abel J. Tasman (1642), dem Entdecker des nach ihm benannten Landes Tasmania, und unter den Seefahrern dieser Epoche wurden vor Allem Halley und Cook hervorgehoben. Ersterer war es, der bereits darauf hinwies, daß die Ursachen des Erdmagnetismus in terrestrischen und kosmischen Einwirkungen zu suchen sind, eine Ansicht, die 150 Jahre lang mit aller Entschiedenheit bekämpft wurde und erst heute zur Geltung gelangte, eine Erscheinung, die, wie Redner bemerkt, die Wissenschaft zur Demuth zu stimmen geeignet ist. Halley war es auch, der bereits im Jahre 1716 die Entfernung der Sonne von der Erde berechnete, indem er dieselbe auf 14'173,500 geogr. Meilen angab. Lange verweilte Redner bei dem Namen des Capitain Cook. Seine drei großen Weltreisen (1768—1780) brachte er durch eine äußerst interessante Karte zur Anschauung, auf der alle Entdeckungen des großen Seefahrers nebst den jedesmaligen Curslinien verzeichnet waren und nach dessen Durchsicht gewiß jeder mit dem Redner fragen mußte: Wo war Cook nicht? Er umsegelte Neu-Seeland, das vorher als der nördliche Punkt einer großen continentalen Masse der Südpolargegend galt, entdeckte die nach ihm benannte Straße und drang 1774 selbst über den Polarkreis vor. Hatte dadurch die Illusion, in der Polargegend ein großes Festland zu entdecken, schon einen gewaltigen Stoß erlitten, so verschwand dieselbe gänzlich in der dritten Epoche, zu welcher die Expeditionen von 1800—1870 gehören. Die Namen, die hier mit Auszeichnung genannt wurden, waren Bellinghausen (1819—21) und Weddell (1822), die beide über den Polarkreis vordrangen, Henri Taster (1828—1829), Wilkes (1839—1840), der ein zusammenhängendes Festland in der Nähe des Polarkreises entdeckt haben wollte, was jedoch nach Ansicht des Redners nur Inseln sein dürften, die durch Eisfelder miteinander in Verbindung stehen. Ihren Gipfelpunkt findet diese Epoche in der Person des

kühnen Seefahrers Sir James Clark Roß (1841 bis 1843), der unter allen seinen Vorgängern am weitesten vordrang, im Jahre 1842 das südlichste der bis jetzt bekannten Länder, Süd-Victoria-Land, entdeckte und bis zum 78° südlicher Breite gelangte. Deßhalb ward auch diesem in der Geschichte der Seefahrer unsterblichen Namen die Ehre zu Theil, mit Lorbeeren bekränzt auf der Rückwand der Tribüne zu glänzen.

Nach diesen historischen Bemerkungen, die mit großer Klarheit vorgetragen und mit gespannter Aufmerksamkeit angehört wurden, und die Ueberzeugung lieferten, daß an das Vorhandensein einer großen continentalen Masse in der Südpolarregion nicht mehr gedacht werden kann, ging Redner im zweiten Theile seines Vortrages auf den Zweck ein, den eine neue antarktische Expedition zu verfolgen habe. Dieser scheint ihm ein doppelter zu sein. Denn außer der Gewinnung geographischer Kenntnisse in einem Theile der Erde, wo noch das tiefste Dunkel herrscht, gilt es, wie Redner sich ausdrückte, eine Schmach zu entfernen, die seit Jahrhunderten auf der Wissenschaft lastet. Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als die Entfernung der Sonne von der Erde, d. h. den Halbmesser der Erdbahn mit der Genauigkeit zu bestimmen, die man mit Recht von einer Wissenschaft erwartete, die sich die exacte nennt. Wie steht es aber mit dieser Genauigkeit bis zum heutigen Tage? Schon oben wurde angedeutet, daß Halley im Jahre 1716 die Entfernung der Sonne von der Erde auf 14,173,500 geogr. Meilen angab, indem er hiebei die Sonnen-Parallaxe, d. h. den scheinbaren Halbmesser der Erde, von der Sonne aus gesehen, auf 12."5 annahm, während Enke im Jahre 1824 die Sonnenparallaxe auf 8."57 und die Entfernung der Sonne auf 20,682,000 geogr. Meilen berechnete. Selbst die neuesten Bestimmungen der Parallaxe schwanken zwischen 8."86 und 8."96 und die der Entfernung der Sonne zwischen 20,009,000 bis 19,770,000, so daß sich eine wahrscheinliche Unsicherheit in der Parallaxe auf 0."05 und in der Entfernung der Sonne auf 100,000 geogr. Meilen herausstellt. Bedenkt man nun, daß die Entfernung der Sonne von unserm Planeten die Basis bildet für jede astronomische Berechnung, so muß die Wissenschaft nach einem Mittel sinnen, um in die Berechnung dieser Basis Genauigkeit und Sicherheit zu bringen. Das Mittel hiezu bilden die genauen Beobachtungen der Durchgänge der Venus über die Sonnenscheibe, die am 8. December 1874 und am 6. December 1882 von unserem Planeten aus sichtbar sind. Um diesen Zweck vollkommen zu erreichen, sind zwei correspondirende Stationen erforderlich, die eine im Norden, die andere im Süden der Erde. Die Einrichtung dieser südlichen Station ist für den Redner die Hauptaufgabe der neuen antarktischen Expedition. Nach dem zu diesem Zwecke geeigneten Punkte der Polargegend ist um so leichter zu gelangen, als, wie Redner mit Gewißheit annehmen zu dürfen glaubt, ein warmer Strom von der Ostküste Afrikas in südöstlicher Richtung sich erstreckt, der zugleich den Zugang ins Südpolarmeer gestattet, ganz ähnlich, wie ein zweiter warmen Strom, der vom Süden Australiens aus, an Neuseeland vorüber nach dem Südpolarmeer sich erstreckt, nach der sicheren Ueberzeugung des Redenden James Roß das Vordringen nach dem Süden ermöglichte. Das Vorhandensein dieser Ströme suchte Redner unter Anderm durch das Vorkommen einer Wallfischart, des Makrokephalus, zu beweisen, der sich nur in wärmeren Gewässern aufhält. Durch die Benützung dieser Ströme hält Redner die Erreichung des Südpols weit weniger schwierig, als die Erreichung des Nordpols, eine Ansicht, der gegenwärtig selbst Petermann beistimme. —

Am Schlusse dieses höchst interessanten Vortrages hob Redner in begeisterten Worten hervor, wie die Geschichte lehre, daß jede mächtige Nation der Tüchtigkeit zur See ihre Größe verdankte, das beweise die Blüthenperiode Spaniens, das beweise heutzutage noch England und vor Allem Nordamerika. Deßhalb hätte er gerne gewünscht, daß die neue Expedition und damit die wissenschaftliche Lösung der Frage, die unserm Jahrhunderte vorbehalten ist, von unserm deutschen Vaterlande ausgehe. Er bedauerte, daß die Ungunst der Verhältnisse es nicht gestattete, freute sich aber, daß er in Oesterreich einen Bruderstamm gefunden, der sich dieser höchst wichtigen Frage angenommen und hofft, die Zeit werde nicht ferne sein, in der das Band, das bald die deutschen Lande umschlingt, auch diesen Bruderstamm mit einschließen wird.

Reicher Beifall belohnte den Redner am Schlusse seines Vortrages.

Miscellen.

Karl Braun veröffentlicht in der Nat.-Ztg. „Metzer Skizzen", in welchen er erzählt: Als ich am 26. October von Rezonville nach Gravelotte fuhr, in strömendem Regen und in einer nach Möglichkeit geschlossenen Kutsche, begegnete mir eine Heerde „schleppfüßiger Ochsen", getrieben von einem Soldaten, der eine Brille trug und auch sonst etwas gelehrt aussah. Um ihm meine Sympathie zu bezeugen und mich in Betreff seiner Gelehrsamkeit zu vergewissern, hob ich das Leder des Wagens und rief ihm zu: Saluto victorem! (Ich grüße den Sieger!) „Dic potius pastorem" (sag lieber: den Hirten) erscholl mit lustigem Lachen die Antwort. So kreuzten sich unsere Wege.

Seit einigen Tagen ist in Görlitz (Schlesien) eine Frau, anscheinend in den 40er Jahren, angekommen, welche ihre Sprache in Folge eines unglücklichen Ereignisses während des jetzigen Krieges in Frankreich verloren und in Folge dessen sich hierher verirrt zu haben scheint. Dieselbe ist in ländliche Tracht gekleidet, wie solche in der Gegend von Saarbrücken, Forbach und den anstoßenden Grenzbezirken angetroffen wird. Beim Anblick von Bildern, z. B. Napoleon's, Mac Mahon's oder Verwundeter, gibt sie durch Zeichen zu erkennen, als ob sie ihren Mann und ihr Kind durch den Krieg verloren hätte. Auch zeigte sie an, daß ihr Haus durch Feuer vernichtet und sie nun mittel- und obdachlos allein in der Welt sei. Die Frau ist bis auf Weiteres in der Herberge „Zur Heimath" aufgenommen worden. Da sie keinerlei Legitimation bei sich hat, wird es unter obwaltenden Verhältnissen nur sehr schwer gelingen, ihre Heimath zu ermitteln.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 147. Speyer, Samstag, den 10. December 1870.

Zeitgedichte.

Barbarossa.

„Auf!“ rief Barbarossa; „Auf!“
„Der Zeiger hat zu End den Lauf!“
„Auf, Schläfer! denn es ist die Zeit,
„Wo Deutschland groß wird und befreit
„Zu jenen Höhen muß erstehen,
„Die es zu meiner Zeit gesehen. —

Seh' hin zu dem Kyffhäuser dort,
Es öffnet sich des Berges Pfort',
Es steigt hervor ein tapfres Heer,
Das woget wie ein Wellenmeer.
Und voraus gar männiglich
Da reitet Rothbart Friederich;
Sein Auge strahlt voll Heldenmuth,
Die Wang' ist roth, voll Jünglingsgluth,
Sein Arm, so rüstig und so stark,
Ist sehnig und voll gutem Mark,
Es trägt der Arm ein riesig Schild,
In dem erstrahlt des Mondes Bild,
Er hängt's an einen dürren Baum
Und siehe — ja es ist kein Traum,
Der Baum treibt saftig neues Grün,
Und fängt im Lenzschmuck an zu blüh'n. —
Ja, Freund, davon bring ich die Kunde,
Es war des Nachts zur zwölften Stunde.

Darum Kämpfer, muth'ge Streiter
Deutscher Erde, vorwärts! weiter!
Hauet nieder, was ihr wehret,
Macht zu nichte, was sie störet:
Die Einigkeit vom deutschen Reich!
Rothbart ist mitten unter Euch.

C. S....l.

Eine Brautwerbung Blücher's. *)

Von Max Wenzel.

I.

Es ist ein ziemlich kleines in dem Dämmerlicht eines trüben Herbstnachmittags des Jahres 1774 fast unbehaglich aussehendes Gemach, in welches ich dich führe, geneigter Leser.

Nicht so unbehaglich jedoch scheinen es die drei jungen Offiziere in der Uniform des tapfern Regiments der Belling-Husaren zu finden, welche, in bequemster Haltung auf den einfachen Lehnstühlen sitzend, in lustigen Plaudereien sich ergehen. Vor jeder der jungen, kräftigen Gestalten steht ein ziemlich umfangreicher Humpen Rothwein, welchen der eine derselben, dessen große blaue Augen von Lebenskraft und Frohsinn blitzen, stets aus einer Anzahl Flaschen zu füllen sich beeifert, von denen nicht wenige bereits geleert vor ihnen stehen.

„Nun, wie schmeckt dir der Burgunder, lieber Rudorf?“ fragte der schon Erwähnte, welcher den Wirth zu machen schien, den neben ihm sitzenden Kameraden, welcher eben das gefüllte dunkelglühende Glas prüfend vor's Auge hielt. —

„Recht billig“, scherzte Jener, eine große, hagere Gestalt mit langem, dunklem Schnurrbart, „aber es war auch ein Leichtsinn von Treskow, gegen dich, den besten Reiter weit und breit, die Wette einzugehen.“

„Wenn ich es nicht gesehen hätte“, meinte der dritte, mit dem Namem Treskow Bezeichnete, eine kleine untersetzte Figur, mit listigen Augen, die fortwährend zu lächeln schienen; „ich würde es kaum für möglich halten; ein kapitaler Sprung! Gute fünf Fuß, feste Barrière, das macht unserm Blücher so leicht Keiner nach.“

„Und noch dazu auf dem beinahe fremden Pferde“, fuhr Rudorf fort. „Hätte ich das in meiner Fuchsstute geahnt, du hättest sie wahrhaftig nicht so billig bekommen.“ —

Während jene über die gewonnene Wette plaudern und dazu in dem durch das Zwielicht des Herbsttages nur noch spärlich erhellten Zimmer den erwetteten Wein schlürfen, haben wir Zeit, uns genauer darin umzusehen.

Dem dunklen und höchst einfach möblirten Raum sehen wir es an, daß seine Insassen nicht gerade sonderlich viel auf bequeme Häuslichkeit geben. Mehrere große Polsterstühle, ein derber Eichentisch, von dem die dunkle Decke entfernt ist, um dem theilweise schon geleerten Flaschenkorbe Platz zu machen, ein großer Schrank, der, halb geöffnet, verschiedene Uniformstücke als Inhalt zeigt, ein Schreibtisch mit unendlich vielen Fächern, bilden nebst den oben in eine künstliche Rose zusammengesteckten Gardinen die Ausstattung des Wohnzimmers des Lieutenants. Doch wir haben einen Hauptschmuck desselben vergessen. Die ganze den Fenstern gegenüberliegende Wand ist mit Reitzeug, mit neuen und auch älteren, kostbaren Sätteln, mit Waffen

*) Aus dem „Buch der Welt“.

aller Art bedckt. Neben dem Dienstpallasch hängt ein schön verzierter Damascener eines Pascha, zwischen zwei stark mit Silber beschlagenen Pistolen vom alten Meister Erneste aus Paris funkelt die graue Klinge eines damals so seltenen Yatagan, dessen Scheide verloren gegangen. Und wenn man die Insassen des Zimmers ansah, so mußte wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß sie in jenen Sätteln zu Hause waren, daß sie es wohl verstanden, jene prächtigen Waffen auch kräftig zu führen; namentlich mußte man das von dem Wirthe, dessen schlanke, kräftige Figur, durch die knappe Husarenuniform noch mehr hervorgehoben, dessen kühn und hell über der mächtigen Adlernase blitzendes Auge den muthigen vor nichts zurückschreckenden Soldaten anzeigten. —

Das Gespräch der drei Kameraden, welches nach jeder geleerten Flasche munterer geworden war, wurde plötzlich unterbrochen. Die Thüre öffnete sich, und in dienstlicher Haltung, den Hut mit Kolpak auf dem Kopfe, den Säbel dicht herangezogen, trat ein Unteroffizier der Schwadron in's Zimmer.

„Was bringen Sie, Werner?“ fragte Blücher den an ihn Herantretenden.

Der Unteroffizier, eine derbe, breite Gestalt, dessen trübselige Miene auf dem gebräunten, vollen Gesicht mit dem starken, blonden Schnurrbart eigenthümlich sich ausnahm, machte seine dienstliche Meldung. Eben war er im Begriff, mit kurzer Kehrtwendung zu gehen, als ihn ein Wink seines Vorgesetzten zurückrief, der ihm ein großes Glas Wein vollschenkte und dann hinreichte.

„Aber zum Teufel! was ist dir denn, Werner?“ unterbrach er sich plötzlich, als jener zögerte, das Glas zu nehmen. — „Wie siehst du aus, Teufelskerl, was ist dir passirt? Der flottste Junge in der Schwadron mit dieser Jammermiene!“ —

„Ach, Herr Lieutenant“, erwiderte dieser, nachdem er das dargebotene Glas genommen und hastig geleert hatte, „das ist eine schlimme Geschichte, die mir passirt ist und die mich wahrhaftig schon ganz elend gemacht hat.“ —

„Nun, nun“, versetzte Blücher tröstend, „so schlimm wird es wohl nicht gleich werden. Da, hier stärke dich, und dann erzähle, was dir fehlt, vielleicht kann ich dir helfen.“

Der Unteroffizier, dem offenbar das zweite ihm gereichte Glas, welches er, wie das erste, mit einem Schluck herunterkippte, Muth gemacht, begann:

„Es gibt Zeiten, Herr Lieutenant, wo auch 'mal eine alte Ratte gefangen wird, und — mit einem Wort — aber Sie dürfen mich nicht auslachen — ich bin verliebt!“

Trotz der schüchtern vorgebrachten Bitte brachen die drei Lieutenants, die mit Verwunderung der Einleitung zugehört hatten, in ein unbändiges Gelächter aus.

„Du verliebt!“ erwiderte endlich Blücher, der sich zuerst gefaßt hatte; „nun, ich meine, das bist du oft gewesen; wenn ich denke, auf unsern Märschen und in den Cantonnements, da war's ja ordentlich, als wenn dir die Mädel nachliefen; aber dazu macht man doch nicht eine solche trübselige Miene, wie du sie aufsetzest; oder bist du einmal, was ich kaum glauben mag, abgeblitzt?“

„Halten zu Gnaden, Herr Lieutenant, das ist es ja eben, was ich sagen wollte“, erwiderte Werner, indem er sich mit der Hand über das bei jenen Worten sich noch dunkler färbende Gesicht strich, so daß die sonst so martialisch emporgestrichenen Bartspitzen ordentlich melancholisch herabhingen; „diesmal bin ich ernstlich verliebt, auf eine Art, wie nie vorher. Ja früher, da lachte ich die Andern aus, mir machte blos meine flinke Stute, die Rezia, und das flotte Reiten und Fechten Plaisir, aber nun“, — fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, — „wenn ich mein Mädel, die Lina nicht kriege, dann ist's mit mir aus.“

„Nun“, versetzte Blücher begütigend, „nur nicht gleich den Muth verloren! Hat sich jemals ein Husar durch Hindernisse abschrecken lassen? — Doch erzähle nur weiter. — Wer ist denn deine Schöne, und warum will sie nichts von einem so flotten Kerl wie Du, der es nächstens zum Wachtmeister bringt, wissen?“

„Ach!“ erwiderte Jener, dem die Aussicht auf den Wachtmeister augenscheinlich schmeichelte, „Lina möchte mich schon nehmen, aber der Vater, der geizige alte Kerl, will nichts von der Sache wissen. — Doch ich muß Ihnen, wenn Sie mir helfen wollen, wohl die ganze Geschichte erzählen. —

„Vor einem Jahre war zur Feier des Geburtstages unsers allergnädigsten Königs, wie alle Jahre, Abends Tanzvergnügen für die Schwadron. Wir waren eben hieher in Garnison gekommen und ich kannte noch Niemand hier aus der Stadt. Da sah ich dort ein Mädchen, so hübsch und flink wie keine Andere im Saal, die mir ausnehmend gefiel; ich tanzte mit ihr fast den ganzen Abend, da sie auch wenig Bekannte hatte und als ich sie zuletzt mit ihrer Tante nach Hause brachte, — denn die Mutter ist schon todt, — da drückte sie mir zum Abschiede die Hand, und da wußte ich, daß ich ihr auch recht war. Fast täglich sah ich sie am Fenster sitzen, wenn ich zum Dienst ging; ich mußte jedesmal dort vorbei. — Immer war sie fleißig entweder mit Nähen oder bei ihren jüngern Geschwistern; da dachte ich zuerst daran, das würde eine prächtige Frau für mich abgeben. Doch es blieb immer beim Sehen; wie oft ich Abends dort vorbeikam, ich kriegte sie nie zu sprechen; ihr Vater, der alte Schmolke, paßt auf wie Gift.“

„Ei! Sieh 'mal“, unterbrach ihn der Lieutenant Treskow, „da hast du ja einen vortrefflichen Geschmack. Die Kleine ist ja ein wahres Prachtmädel! Also diese kleine Spröde hast du auf dem Korn?“ —

„Ist das nicht unser alter Regimentsschneider, der Schmolke?“ fragte Blücher; „na der Kerl ist ja lange genug selber Soldat gewesen; freilich solch' ein Jammerbursche, der immer heuchelte und die Augen verdrehte und dabei Wucher trieb und seine arme Frau zu Tode ärgerte.“

„Das ist es ja eben, Herr Lieutenant“, fuhr Werner fort, „als ich bei mir fühlte, es ginge nicht

länger so mit mir, da trat ich vor den Alten hin, erzählte ihm die Geschichte, und bat ihn, mir die Lina zur Frau zu geben; aber da kam ich schön an. — Hungerleider! nannte er uns, und arme Schlucker! Da werde er immer die Hand im Geldsack haben müssen, wenn er so dumm wäre, mir seine Tochter an den Hals zu schmeißen." —

„Das glaube ich wohl von dem alten Schuft", unterbrach ihn Rudorf; „der Schurke hat bei seiner Schneiderei das Geld zusammengegaunert, und nur mit Mühe entging er damals, als er vom Regimente abging, einer Untersuchung, die ihm gewiß an den Kragen gekommen wäre; das mußt Du ja wissen, Blücher." —

„Ich ging weg", fuhr der Unteroffizier fort, als der Angeredete mit nachdenklichem Nicken die Achseln zuckte — „und ich hätte ihm gewiß seine Schimpfworte gehörig eingetränkt; aber draußen traf ich Lina, die im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte; diese bat mich weinend um Verzeihung für ihren Vater und gestand mir, daß sie mich schon lange geliebt und daß sie nie einen Anderen heirathen werde. Wir versprachen uns ewige Treue und ich tröstete mich damit, vielleicht später den Alten noch herumkriegen zu können. Bis dahin war Alles ganz gut, aber vor einigen Wochen hat sich ein Krämer da herangemacht, den der Alte eingeladen hat, und auch der Vater hat Lina schon Andeutungen gemacht, was er für Absichten mit ihr habe. Da habe ich's nicht mehr aushalten können und bin gestern zu dem Alten hingegangen. Der war aber viel schlimmer als das erste Mal und jagte mich ein für alle Mal fort, indem er mir drohte, er werde es dem Rittmeister anzeigen, wenn ich noch einmal in sein Haus käme."

(Fortsetzung folgt.)

Wirkungen des Krieges auf Literatur und Kunst.

Dem Nürnb. Corresp. schreibt man — wenn auch nicht unter obigem Titel — so doch über diesen Gegenstand aus München:

Ich weiß nicht, ob man bei Ihnen auch so fühlt, wie bei uns. Jedermann ist des Krieges müde, Jedermann wirft mißmuthig die so hastig ergriffenen Zeitungen bei Seite, denn immer und immer nur von Krieg zu hören, immer nur die alten Geschichten: „Da zeigten sich Francstireurs" oder „der Präfekt von Dings da meldet, daß sich in der Gegend von Dings da Preußen gezeigt haben" ermüdet auf die Dauer schrecklich; sind wir doch schon — Gott verzeihe es uns, aber es ist wahr — für die Siegesnachrichten bereits abgestumpft. Wir sehen daher auch in der Presse, diesem untrüglichen Fühler der öffentlichen Meinung ganz deutlich, wie schüchtern zwar, aber doch immer mehr und mehr sich alle die Materien hervorwagen, die zu Friedenszeiten den Raum unter dem Strich bewohnten, sich aber vor „des rauhen Krieges wildem Brüllen" schleunigst flüchteten, hin und wieder spricht man vom Theater, da und dort wagt man von einer Ausstellung zu schreiben, ein Gemälde zu besprechen, ja sogar von einzelnen literarischen Erscheinungen Notiz zu nehmen, die nicht gerade, à 12 kr. die Lieferung, den Befreiungskrieg von 1870 verarbeiten.

Gott, was hat sich der deutsche Heldenkampf Alles gefallen lassen müssen, von welchen unsaubern Händen und Federn ist er nicht bereits be- und verarbeitet worden. Vor mir liegen einige dreißig verschiedene Ankündigungen über „gediegene Werke", die „alle aus den Quellen schöpften", alle „auf Autopsie beruhen", alle mit „Begeisterung" mitbauen an dem Ruhmestempel deutscher Ehre. Fragt man nun ein wenig näher nach, wer die Herren so eigentlich sind, die sich berufen fühlen, jetzt schon, wo noch nichts, noch gar nichts gereift und abgeschlossen ist, wo noch alle Ereignisse im Fluß sind, „auf Autopsie beruhende" Darstellungen der großen Ereignisse zu liefern, so treffen wir immer und immer wieder die bekannten Namen der Herren Bücherfabrikanten, die heute mit Barbara Ubryk, morgen mit dem Vatikan, diese Woche mit der Königin Isabella von Spanien und die nächste mit dem Freiheitskrieg von 1870 krebsen; — diesen traurigen Gesellen ist es vollständig einerlei, was sie machen, und es könnte uns im Ganzen auch sehr gleichgiltig sein, wenn eben nicht die Zahl dieser Eintagsfliegen zu den bedenklichsten Erwägungen Veranlassung gäbe. Alle diese sogenannten Werke sind auf den Absatz von ungeheuern Auflagen angewiesen, und sie wissen auch diesen Absatz durch die bekannten Mittel der Colportage, durch Vertheilung schlechter Prämien ꝛc. zu erreichen. Welche Masse von Unsinn, von Halbwissen, von Irrthümern, von Frivolität wird da nun ungerufen unter das Volk geschleudert, und der gutmüthige Straußenmagen verdaut Das alles.

Diesen Bücherfabrikanten nun stehen die Dilettanten in furchtbarer Anzahl gegenüber. Jeder anständige Mensch ist in den vergangenen Monaten in Frankreich gewesen. Unter was irgend für einem Titel, ob als Johanniter, ob als Krankenpfleger, ob als Diakon, als Materialverwalter eines Spitalzuges, das ist einerlei, wenn man nur hineinkam, und man kam hinein, denn man konnte faktisch schon im September keinen Schritt in Frankreich thun, ohne Bekannten zu begegnen, und das Café Stanislas in Nancy z. B. oder das Café aux oiseaux in Bar le duc war wie das Café Tambosi in München das Rendezvous aller Münchener. Jeder nun von diesen lieben Freunden und Bekannten, der seine Nase nach Frankreich hineingesteckt hatte, fühlte sich nicht nur berufen, sondern hielt sich sogar für verpflichtet, „Eindrücke aus Frankreich", „Erinnerungen aus Frankreich," oder „aus meinen Campagneerinnerungen" zu schreiben. Des Geschreibes war kein Ende! Dazu kamen noch die wirklichen Kämpfer selbst, die auch ihre Heldenthaten beschrieben und Dieß jedenfalls am besten konnten.

Es ist wahr, wir haben von Offizieren und Soldaten die gediegensten, anschaulichsten und farbenreichsten Schilderungen von allen Actionen gelesen, aber

welch unsäglichen Schund haben wir unter dem Titel „aus dem Felde“ und „vom Kriegsschauplatze“ verdauen müssen.

Das Allerschlimmste aber, was in diesem Kriege verbrochen worden ist, sind die Illustrationen. Wie viele Schlachtenbilder sind in Deutschland gemacht worden, deren Künstler es verschmähten, sich auch nur im Geringsten um die Wahrscheinlichkeit der Landschaft zu bekümmern. Einige kämpfende Haufen, etwas viel Pulverdampf, und das Schlachtenbild ist fertig. Spekulative Kunsthändler sind sogar noch weiter gegangen. Wozu die Sache neu zeichnen! Da ist die Schlacht von Königgrätz, da das Gefecht bei Kissingen, da die Beschießung von Würzburg, man ändert ein wenig an der Uniform der Oesterreicher, so daß Franzosen daraus werden, dann schreibt man „Schlacht von Sedan, Schlacht von Weißenburg, oder Beschießung von Toul“ darunter, und das Geschäft ist gemacht. Soviel von den Bildern der Kämpfe in Frankreich, die zu Hause in Deutschland gemacht werden und die allerdings zumeist nur als Lithographien auf den Jahrmärkten und bei den Buchbindern ihre Abnehmer suchen. Eine ganze Reihe von Illustrationen, die unsere Blätter zieren, ist nun allerdings auf dem Kriegsschauplatze entstanden. Wir zählen eine Menge von Namen der tüchtigsten Künstler, die sich den Hauptquartieren der verschiedenen Armeecorps angeschlossen und wacker an allen bedeutenden Affairen mit Antheil nahmen, ja sogar muthig selbst mit in's Feuer gingen, um echte und wahrhafte Darstellungen deutscher Heldenthaten der Nachwelt zu überliefern. Wie viel habe ich in Frankreich zeichnen sehen und in welchen Situationen! Auf dem Pferde, auf zerschossenen Laffeten, auf dem noch warmen Kanonenrohr, inMitten von Todten und Verwundeten, auf dem Marsche, wie im Bivouak. Und wie haben wir uns dieser Zeichnungen gefreut, die in wenig kecken, genialen Strichen hingeworfen das frischeste, wahrste Leben zeigten. Aber, wenn diese Zeichnungen später als Holzschnitte in unseren großen Journalen erschienen, wie waren die Künstler wüthend, wie waren wir betrübt, denn kaum war in den Zerrbildern noch ein Funken des Talentes zu entdecken, das die Originale athmeten. Die Herren, die in den Ateliers die genialen Skizzen auf Holz übertragen zuerst, die Holzschneider dann darauf, haben ärger gewüthet als die Barbaren und haben aus den herrlichsten Skizzen Zerrbilder gemacht, die jedes künstlerisch gebildete Auge mit Ekel und gerechtem Entsetzen erfüllen.

Bis jetzt hat der Krieg weder in Kunst noch in Literatur für uns freudige Resultate aufzuweisen gehabt; wir wollen an der Hoffnung festhalten, daß er nach so großen Opfern uns in anderer Hinsicht wenigstens entsprechende Früchte tragen werde.

Miscellen.

München, 4. Dec. Die Zahl der im Jahre 1869 im ganzen Königreich untersuchten Wehrpflichtigen betrug 37,296. Hievon waren 16,922 oder 45,4 Procent untauglich, und zwar 11,435 wegen Gebrechen, 3443 wegen Körperschwäche und 2044 wegen Mindermaß. Für die einzelnen Regierungsbezirke ergeben sich bezüglich der Untauglichkeit folgende Prozentverhältnisse: Oberfranken 55,4; Mittelfranken 52; Niederbayern 46,3; Unterfranken 45,1; Schwaben 43,4; Oberbayern 42,9; Oberpfalz 41,9; Pfalz 37,1 Prozent. In Bezug auf Untauglichkeit gestalten sich die nördlichen Bezirke von Oberfranken am Ungünstigsten, wo die meisten Bezirke mehr Untaugliche haben, als Taugliche. Groß ist die Untauglichkeit auch in den schwäbischen und mittelfränkischen Städten, wo große industrielle Thätigkeit herrscht, als in Augsburg, Kempten, Erlangen, Fürth und Nürnberg.

Das Cinc. Volksblatt erzählt: „Ein wackerer schwäbischer Reitersmann, von der 1. Schwadron des 1. Reiter-Regiments, Namens Johann Friedrich Heinrich, gebürtig aus Birkmannsweiler, Oberamts Waiblingen, hat in der Zeit vom 5. August bis zum 31. October d. J. eine der merkwürdigsten Irrfahrten der Neuzeit gemacht, und am Schlusse derselben zwar nicht das goldene Vließ, wohl aber das Paradies gefunden. Heinrich wurde am 5. August, Nachts um 2 Uhr, während einer Schleichpatrouille in der Nähe von Wörth von den Franzosen gefangen genommen, nach Marseille transportirt und dort in Fort St. Nikolaus internirt. Am 25. August gelang es ihm, aus dem Fort zu entkommen und sich auf ein spanisches Schiff zu begeben, welches nach der Insel Martinique bestimmt war. In Martinique mit seinem tropischen Klima und seiner menschenfresserischen Vergangenheit, seinen heißen Quellen und französischen Sympathieen gefiel es unserm Schwaben nicht. Er begab sich daher nach der Insel Cuba. Dort kam ihm jedoch Alles so spanisch vor, daß er sich nach Vera-Cruz einschiffte. Allein auch dort ließ es ihm nicht lange Ruhe, weßhalb er es in Mexiko versuchen wollte. Das Reich des alten Montezuma und die angenehmen Erinnerungen an den gemüthlichen Vitzlipützli hatten für unsern Helden nichts Anziehendes und weiter zog er mit Hilfe des dortigen Consuls des norddeutschen Bundes nach Mobile; von Mobile setzte er seine Reise per Eisenbahn nach Louisville fort und kam schließlich in Cincinati an, meldete sich beim Consul Seinecke und wurde vorläufig im „Eden“-Park als Arbeiter untergebracht“.

Etwa fünf englische Meilen vom Eddystone-Leuchtthurm, nahe bei Plymouth, ist ein Ballon gesehen worden, der offenbar in Gefahr schwebte und hernieder kam. Als sich jedoch ein plötzlicher Ostwind erhob, ging er wieder in die Höhe, ehe Hilfe zur Stelle war, und segelte mit ungeheuerer Geschwindigkeit westwärts. Wenn derselbe nicht auf den Scilly-Inseln landet und nicht unterwegs verunglückt, werden die Luftreisenden wohl in den Vereinigten Staaten wieder auftauchen.

Ein Londoner Correspondent der Köln. Z. schreibt: Ein edler Irländer, dessen Frau in Paris eingeschlossen ist, ohne daß es ihm gelungen wäre, ihr Nachrichten von Hause zukommen zu lassen, gerieth auf den naiv-irischen Gedanken, einen für seine Frau bestimmten Brief an den Grafen Bismarck nach Versailles einzuschicken, mit der Bitte, ihn nach Paris einzuschmuggeln. Paddy's Bitte ist erhört worden; vor einigen Tagen erhielt er richtig Antwort von der belagerten Gattin.

In Indien hat sich ein schreckliches Eisenbahnunglück zugetragen. Etwa 130 englische Meilen von Madras entfernt überschreitet die Eisenbahn den Fluß Cheyair auf einer eisernen Brücke mit 30 Bogen von je 60 Fuß Spannung. Das Eisenwerk ruht auf steinernen Pfeilern. In Folge großen Regenfalles war der Cheyair so angeschwollen und so reißend geworden, daß er mehrere Pfeiler unterwühlt hatte. Der Nachtzug von Madras fuhr auf die Brücke, die unter der Last zusammenstürzte und den Zug in den Wellen begrub. Die Zahl der umgekommenen Passagiere ist noch nicht ermittelt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 148. Speyer, Dienstag, den 13. December 1870.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

(Fortsetzung.)

„Nun wollte ich," fuhr Werner nach einer Pause mit kläglicher Stimme fort, die sich bei der kräftigen Statur des Erzählers fast komisch ausnahm, — „Lina entführen, aber ich weiß nicht, wohin wir gehen sollten, und dann würde ich auch gar als Deserteur verfolgt werden. — O! es ist gar zu traurig!" endete er jetzt, indem ein paar dicke Thränen über das braune Gesicht liefen und sich in dem langen Schnurrbart verloren. —

„Pfui! schäme dich!" fuhr ihn Blücher jetzt ziemlich derb an; „ein so tüchtiger Husar und flennt wie ein altes Weib? Da komm her!" und indem er ihm mit der einen Hand kräftig auf die Schulter schlug, reichte er ihm mit der andern das nochmals gefüllte Glas. „Da trink' noch einmal! Und nun nicht verzagt; ich helfe Dir; wir wollen dem alten Krummbein schon seine hübsche Beute abjagen."

Diese Trostworte, unterstützt durch den feurigen Schluck, verfehlten nicht ihre Wirkung.

„Aber . . ." wagte Jener noch einzuwenden.

„Laß mich nur machen," unterbrach ihn Blücher kurz. „ich wette, in achtundvierzig Stunden bist du der glücklichste Bräutigam, da du ja doch einmal, wie du sagst, von dem Weibsbild nicht lassen kannst. Das soll einen Capitalspaß geben." —

Nach einigem stillen Nachdenken, in welchem er hin und wieder für sich lächelte, fragte er plötzlich:

„Du meinst also, daß dich deine Lina gewiß liebt?"

„Gewiß und wahrhaftig," erwiderte dieser stolz, „was die einmal verspricht, das hält sie sicherlich."

„Du kennst die Räumlichkeiten im Hause des alten Schmolke genau? die Treppen und Thüren?"

„Wofür bin ich ein alter Husar? Herr Lieutenant — wie meine Tasche!" versetzte Jener.

„Und Lina würde Dir, wenn Du darum bätest, das Haus öffnen können? — — — Höre," fuhr Blücher fort, als Werner ihn bei der Frage zweifelhaft ansah; „Du sollst meinen Plan kennen lernen."

„Ich weiß, daß der alte Schmolke, wie alle scheinheiligen Sünder eine gute Portion Aberglauben und Gespensterfurcht besitzt. Nach dem Tode der armen, unglücklichen Frau, den er theilweise durch sein rohes, rücksichtsloses Betragen verschuldet, bekam er eine solche Angst vor ihrem Wiedererscheinen, daß er, sonst der geizigste Mensch in der Stadt, sich Abends eine Gesellschaft von wüsten Zechbrüdern einlud, die bei ihm oft bis nach Mitternacht kneipten; ja, daß er dabei auf den besten Weg gerieth, ein Trunkenbold zu werden, blos um die lächerliche Furcht loszuwerden. Die ganze Stadt erzählt ja Geschichtchen darüber. — Wie wäre es, wenn nun der Geist seiner Frau wirklich erschiene, um ihm das Versprechen abzufordern, daß kein Anderer als Du ihre Tochter heirathen soll?"

Alle schauten Blücher fragend an.

„Meint Ihr, ob Jener dann darauf eingehen wird?"

„Ja, aber der Geist, Herr Lieutenant, wo soll der herkommen?" wagte der Unteroffizier einzuwerfen.

„Das sei meine Sache," erwiderte Blücher lachend. „Sorge Du nur dafür, daß Deine Lina keine Schwierigkeiten macht; sage ihr, sie brauche keine Angst zu haben, und morgen Abend um halb Zwölf hole mich ab, dann wollen wir den Geist schon zur rechten Zeit citiren."

„O! Nun glaube ich an Alles," versetzte Werner freudig, indem er völlig die bis dahin beobachtete dienstliche Haltung vergaß und seines Vorgesetzten dargebotene Hand küßte. „Ja, wenn der Herr Lieutenant sich Etwas vornehmen, dann muß es ja gehen!"

„Schon gut! schon gut!" lächelte Blücher, indem er dem Unteroffizier gerührt die Hand entzog. „Thue nur Deine Schuldigkeit, und es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn wir dem alten Sünder nicht beikämen. Nun Adieu!"

Der Unteroffizier verschwand mit völlig verklärtem Gesicht, — zur großen Verwunderung seiner Husaren, die ihm auf der Straße nachsahen. — Beim Abendappell war er in seinem Beritt sogar so liebenswürdig, daß seine Untergebenen sich noch lange vergebens den Kopf zerbrachen, weßhalb der Alte, der sonst seinem innern Groll in kräftigen Flüchen und Donnerwettern über ihre unverbesserliche Faulheit und Dummheit Luft gemacht hatte, auf einmal so stillvergnügt und sanftmüthig geworden war. —

Die drei zurückgebliebenen Freunde lachten und scherzten noch eine Weile über die projectirte Geistererscheinung, doch — das Gute geht so schnell zu Ende — der Wein war auf der Neige, der Dienst rief, man schüttelte sich die Hand, und mit dem Versprechen,

sich Abends wieder zu treffen, trennte sich unter fröhlichem Lachen das lustige Kleeblatt.

II.

Das freundliche Stolp ist, wie alle im Mittelalter erbauten Städte, mit Mauern, Wall und Graben gar sorgsam gesichert. Allmälig blühte der Wohlstand empor, der Verkehr wuchs, und da den Bewohnern ihr sie beengender Gürtel lästig wurde, so verfielen nach und nach die Mauern, der Graben trocknete aus und aus den Wällen wurden hübsche Promenaden. Vor den Thoren entstanden neue Stadtheile, unregelmäßig in's Grüne hineingebaute Häuser, deren Bewohner wie auf dem Dorfe sich ländlicher Ungebundenheit erfreuten.

Ungefähr sechshundert Schritte hinter der einfachen Holzbrücke, welche über das hier ziemlich tiefe Stolpeflüßchen führt, liegt vor dem Thore, etwas zurückgebaut von der Straße, eins dieser von einem Gärtchen umgebenen kleinen Häuser. — Der saubere, helle Anstrich, die hellgrünen Fensterladen, das fast noch neue rothe Ziegeldach, die durch hübsch bepflanzte Blumenbeete führenden, mit hellem Kies bestreuten Stege machten einen ungemein freundlichen Eindruck. In diesem Hause wohnte der ehrsame Schneidermeister Schmolke, früher Regimentsschneider der dort garnisonirenden Belling-Husaren, doch schien er, da man jedes Schild oder Abzeichen seines Handwerks draußen vermißte, sein Geschäft aufgegeben zu haben und eigentlich in ruhigem Genusse seines, wie man erzählte, beträchtlichen Vermögens zu leben. Es war ein sonderbares Wesen mit dem alten, hagern Meister. Auf seinen wilden Gesellenfahrten war er mit den Bellingschen in der Pfalz zusammengetroffen, hatte sich, da ihm das lustige Kriegsleben behagte, anwerben lassen und war bald einer der gefürchtetsten Husaren geworden. Als der Krieg zu Ende war und es keine Beute mehr zu machen gab, behagte ihm der Reiterdienst nicht mehr so recht, und so trat er, indem er das alte Handwerk wieder hervorsuchte, als der Tod den frühern Regimentsschneider abgerufen, an dessen Stelle. Er war ein recht geschickter Arbeiter, so daß er dadurch das Sümmchen, welches, wie böse Zungen behaupteten, auf seinen Streifereien im Kriege auf nicht besonders rechtliche Weise erworben war, erheblich vermehrt hatte. — Vor längeren Jahren hatte er sich, nachdem er vorher die hinterlassene Tochter seines Vorgängers, ein stilles, frommes Mädchen, geheirathet, jenes hübsche Haus gebaut und sich gänzlich vom Dienste zurückgezogen. Seine Frau, deren sanftes Wesen er nicht verstand und die er durch seine Rohheiten oft tief verletzte, hatte ihm drei Kinder geschenkt und war dann still, wie sie gelebt, hinübergegangen. Jetzt führte die älteste Tochter, ein hübsches, blühendes Kind von achtzehn Jahren, die Wirthschaft mit Umsicht weiter, indem sie bei ihren jüngern Geschwistern, einem achtjährigen Mädchen und sechsjährigen Knaben, Mutterstelle vertrat. — Wenn sie auch äußerlich ganz der Mutter Ebenbild war, so hatte doch der frühe Tod derselben ihr Wesen zeitig gereift, und sie besaß eine Festigkeit des Charakters, die bei dem despotischen Sinne des Vaters wunderbar erschien und häufig schon zu heftigen Scenen geführt hatte. Dennoch blieb sie stets eine gute Tochter, und wer die Aufmerksamkeit beobachtete, mit der sie den Launen des Vaters begegnete, und die Sorgsamkeit sah, mit der sie die jüngern Geschwister leitete und erzog, der mußte dies reizende Wesen liebgewinnen.

Es war an dem Nachmittage, welcher jenem folgte, dessen Ereignisse wir oben geschildert haben. Der Himmel war klar, freundlich blickte die Sonne herab und ließ die in den Bäumen hängenden Sommerfäden wie Silberstreifen erglänzen. Der Herbst ist eigentlich in dem östlichen Theile unsers Vaterlandes die schönste Jahreszeit, die für den späten Eintritt des Frühjahrs und die drückende Hitze des Sommers reichlich entschädigt. Die glänzende Sonne wirkt nicht mehr ermattend, sondern erwärmt mild die noch reichgeschmückte Flur, indem sie noch bis spät in den October hinein den grünen Blätterschmuck erhält, der sich erst allmälig, wie eine alternde Schöne, kokett bunt färbt, gleichsam die mangelnde Frische durch farbenschillernden Putz ersetzend. An dem offenen Fenster des im klaren Sonnenschein besonders freundlich blickenden Hauses sitzt hinter den schneeigen Gardinen und einem frischen Strauß von Geranium und Astern halb verborgen Lina, das hübsche Töchterchen des alten Schmolke, im einfachen dunkeln Hauskleide, mit einer Handarbeit beschäftigt. Das kleine Brüderchen, welches eben aus der Schule zurückgekehrt scheint, beißt herzhaft auf ein mächtiges Butterbrod ein, während die Schwester auf einem Schemel vor ihr an einem Strickstrumpf fleißig die Nadeln klappern läßt und sich von Zeit zu Zeit bei der ältern Schwester Rath holt, wenn dem noch ungeübten Händchen eine Masche entschlüpft ist. — Gar still war es in dem nicht großen Wohnzimmer, worin die frisch gescheuerten, mit weißem Sande bestreuten Dielen, die glänzend gebohnten Möbel, die leise tickende Uhr im großen dunkeln Holzgehäuse den wohlthuendsten Eindruck der Ruhe und Wohnlichkeit machten.

Nachdenklich schauen unter Lina's klarer, von reichem, braunem Haar umrahmter Stirn die dunkeln Augen hervor; sie scheint nicht recht bei der Arbeit zu sein, denn gar häufig ruhen die Hände unthätig im Schooß, während der feingeformte Mund unmuthig und trotzig zuckt und zwischen den frischen rothen Lippen die kleinen Zähne hervorglänzen. Von Zeit zu Zeit blickt sie nach der nicht allzu fernen Straße, manchmal leise vor sich hinlächelnd und tief in Gedanken versunken. Ob sie an den schmucken Reiter denkt, der vorher dort vorüberkam! Wie fest und sicher seine kräftige Gestalt im Sattel saß, wie die hellen Augen über dem hübschen Schnurrbart so feurig und unternehmend blitzten! —

Die Vergangenheit zog an ihr vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Ausgrabungen auf dem palatinischen Hügel in Rom.

In Rom wurde am 2. Dec. zwischen dem Kaiser Napoleon und der italienischen Regierung ein Vertrag abgeschlossen, wornach die berühmten Farnesinischen Gärten aus dem Privatbesitz des ersteren in die Hände der letzteren übergingen. Napoleon hatte diese Gärten, die ungefähr 62,000 □-Meter umfassen, im Jahre 1860 von dem Könige Franz von Neapel, dessen Privaterbgut sie waren, erworben und jährlich etwa 50,000 Frcs., wie man sagte, die Einkünfte seiner sämmtlichen italienischen Besitzungen, für Ausgrabungen verwendet. Da der Exkaiser jetzt Geld braucht, so bot er diese Gärten seiner Schöpfung, dem Königreiche Italien, für die Summe von 650,000 Frs. an und unter der Bedingung, daß die Ausgrabungen unter der alten und erprobten Leitung des Archäologen Rosa fortgesetzt würden. Unter diesen Bedingungen wurde der Verkauf denn auch abgeschlossen.

Die Farnesinischen Gärten liegen auf der gegen das Forum zu gelegenen Seite des palatinischen Hügels und man hat dort schon seit vielen Jahren sehr erfolgreiche Ausgrabungen gemacht. Man fand unter dem Schutte der Jahrtausende eine Menge von Mauern, Gemächern und Ueberresten der Kunst. In der den Franzosen so eigenthümlichen eleganten und practischen Weise wurde Alles schön hergerichtet und überall wurden Tafeln mit den entsprechenden Inschriften aufgestellt. Da heißt es z. B. „Domus Ciceronis" (hier wohnte Cicero) und dabei steht dann die Belegstelle aus den Alten, um zu beweisen, daß man mit Recht gerade an dieser Stelle und nicht weiter oben oder unten das Haus des letzten großen Staatsmannes der Republik annimmt. Eine Straße, der Clivus victoriæ, wurde aufgedeckt, die sich von der Einsenkung zwischen dem palatinischen und capitolinischen Hügel hinaufzieht, und heute noch wie vor mehr als 2500 Jahren das alte Pflaster aus Basaltlava hat. Sogar die Mauern des ältesten Rom, der Urbs quadrata des Romulus, will man unter der Hülle gefunden haben, mit welcher die späteren reichen Zeiten sie überdeckten. Diese ältesten Mauern der Stadt sind fast in ihrer ganzen Ausdehnung zu verfolgen. Auch das Lupercal, die dem Hirtengotte geweihte Grotte und die Stätte uralter Feste, will man entdeckt haben, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß dergleichen Entdeckungen vielfach mehr auf geistreichen Combinationen als auf gegründeten Beweisen beruhen.

Hinter den Farnesinischen Gärten zieht sich der palatinische Hügel gegen das Thal des Circus Maximus hin und dort auf der Südseite des Berges befinden sich die gewaltigen Reste der Kaiserpaläste. Dort hatten zuerst Adel und reich gewordene Ritter das immer mehr verarmende Volk verdrängt und als dann so der sociale Riß vollständig und der Cäsarismus daher eine Nothwendigkeit geworden war, hatten die Cäsaren auch die aussterbenden Adelsgeschlechter aus jener Gegend vertrieben. Dort erbauten sie sich dann ihre stolzen Häuser, die auf der einen Seite nach dem Capitol und Jupitertempel schauten, auf der andern aber in den Circus Maximus hineinragten. Jeder folgende Kaiser zerstörte wieder in ächter Cäsarenweise das Werk seiner Vorgänger, um vorwiegend seinen Namen und seine Werke auf die Nachwelt zu vererben. Aber nur noch geborstene Gewölbe und gewaltige Mauerreste geben Zeugniß von den Despoten, die einst von hier aus eine auf Sclaverei gegründete und mit Blut zusammengehaltene Gesellschaft nach Laune beherrschten.

Auf diesem Theil des palatinischen Hügels ließ die päpstliche Regierung Ausgrabungen vornehmen und hier waren die Ergebnisse nicht weniger interessant als in den Farnesinischen Gärten. Während man dort die Ueberreste der Wohnungen vornehmer Römer aus der Spätzeit der Republik und die uralten halb sagenhaften Fundamente der frühesten Königszeit enthüllte, deckten die päpstlichen Ausgrabungen die machtvollen Trümmer auf, welche die Kaiserzeit mit absolutistischer Willkür übereinander gesetzt hatte. Gleichzeitig wird uns hier die gänzliche Entartung der weltbeherrschenden Roma klar. Ein Gang durch die Ausgrabungen des Palatin ist ein Gang durch die ganze römische Geschichte, von dem Anfange der Zeiten bis zu den verheerenden Zügen der Barbaren, die der Königin der alten Welt das Grablied sangen.

Auf dem palatinischen Hügel hat man im Ganzen wenig Kunstwerke gefunden. Eine Menge Trümmer von solchen sind allerdings an's Licht gebracht worden, allein nichts, was sich mit den Ergebnissen ähnlicher Ausgrabungen, besonders in den Bädern Roms vergleichen ließe. Die Ausbeute ist mehr eine archäologische und für die Topographen des alten Rom interessant, als für die Kunst bedeutungsvoll gewesen. Doch hat man in den Kaiserpalästen auch einige Wandmalereien enthüllt, welche den Gemälden Pompejis wenig nachgeben und ebenso wie diese die Kunst der Malerei in der damaligen höchsten Vollendung zeigen. Bekannt ist ferner eine in einem untergeordneten Gemache der Kaiserpaläste gefundene Wandzeichnung, eine Carricatur, welche einen gekreuzigten Mann mit einem Eselskopfe darstellt. Man will — und vielleicht nicht mit Unrecht — dieses Bild auf den Stifter der christlichen Religion deuten und meint, ein für die Götter seiner Vaterstadt noch begeisterter Römer habe hier seinem Hasse gegen den neuen Glauben und den neuen Gott dadurch Ausdruck gegeben, daß er den letzteren mit dem Kopfe jenes allgemein verachteten Thieres, am Kreuze hängend, abgebildet habe.

(Schluß folgt.)

Chronik des deutsch-französischen Krieges von 1870.

September.

1. Sept. Schlacht bei **Sedan.** Die Armeen der Kronprinzen von Preußen und Sachsen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen schlagen die Mac Mahon'sche Armee gänzlich. Die Bayern halten die Stellungen bei Balan und Bazeilles zur Umschließung Sedans und der französischen Armee.

30,000 Franzosen werden gefangen, mehrere Adler und viele Geschütze erobert. Marschall Mac Mahon wird schwer verwundet. Ein Theil der Mac Mahon'schen Armee wird über die belgische Grenze gedrängt und streckt dort die Waffen. Der Rest, 14 Infanterie-, 5½ Cavalerie-Divisionen nebst zugehöriger Artillerie und Train, mit mehr als 50 Generalen unter dem Oberbefehl des Generals v. Wimpffen, beantragt, nachdem am Nachmittag das Bombardement von Sedan begonnen hat, die Capitulation. Der Kaiser Napoleon, welcher sich ebenfalls in Sedan befindet, sendet dem Könige von Preußen ein Schreiben, in welchem er sich erbietet, dem Könige seinen Degen zu überreichen.

2. Sept. Die **Capitulation von Sedan** wird mit dem General v. Wimpffen Mittags abgeschlossen. Die ganze französische Armee in Sedan ergibt sich kriegsgefangen. Begegnung des Königs von Preußen mit dem Kaiser Napoleon in dem Schlößchen Frénois bei Sedan. Dem Kaiser wird Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt gegeben. Ein Ausfall der Straßburger Besatzung wird zurückgeschlagen.

4. Sept. Kaiser Napoleon trifft, von preußischen und belgischen Offizieren und seinem Gefolge begleitet, in Verviers ein. — In der Nacht zum 4. Sept. macht Marschall Palikao dem gesetzgebenden Körper in Paris die Mittheilung, daß die Armee in Sedan capitulirt habe und der Kaiser gefangen sei. Er bittet, die Discussion bis zum 5. zu verschieben. Jules Favre stellt den Antrag, den Kaiser und dessen Dynastie dem verfassungsmäßigen Rechte gemäß des Thrones für verlustig zu erklären, und aus dem gesetzgebenden Körper eine Commission zu ernennen, welche die Befugnisse der Regierung ausübe und die Mission habe, den Feind aus dem Lande zu treiben, auch den General Trochu als General-Gouverneur von Paris zu bestätigen. Der gesetzgebende Körper beschließt, am Mittag wieder zusammenzutreten. — Eine Proclamation der französischen Minister im Journal Officiell bringt die Capitulation von Sedan und die Gefangennahme des Kaisers zur Kenntniß des französischen Volkes, welches zur Energie ermahnt wird. In der Mittagssitzung des gesetzgebenden Körpers zu Paris bringt Palikao einen Gesetzentwurf, betreffend die Bildung eines Conseils, Thiers einen Antrag auf Einsetzung einer Commission für Regierung und Landesvertheidigung ein. Während die Deputirten in den Bureaux berathen, dringen in den Saal Volksmassen ein, welche die Absetzung der Dynastie und die Proclamirung der Republik verlangen. Die Ruhe ist nicht wieder herzustellen. Die meisten Deputirten verlassen den Saal. Die Linke erklärt hierauf den Kaiser für abgesetzt. Gambetta und andere Mitglieder der Linken begeben sich nach dem Hotel de Ville und proclamiren die Republik.

5. Sept. Das „Journal Offiel de la République Française" veröffentlicht einen Aufruf, in welchem die Proclamation der Republik bekannt gemacht wird. Das Ministerium ist gebildet durch Trochu, Präsident, zugleich bekleidet mit militärischen Vollmachten für die Nationalvertheidigung, Favre Auswärtiges, Gambetta Inneres, Leflo Krieg, Fourichon Marine, Crémieux Justiz, Simon Unterricht und Cultus, Dorian öffentliche Arbeiten, Magnin Ackerbau, Picard Finanzen. Die neue Regierung löst den gesetzgebenden Körper auf und schafft den Senat ab. — Auch in Lyon, Bordeaux, Grenoble und anderen großen Städten Frankreichs wird die Republik proclamirt. — Kaiser Napoleon passirt Nachmittags Köln und trifft Abends in Wilhelmshöhe ein. — Ein Erlaß des Polizei-Präfecten von Paris verfügt im Auftrage des dortigen Gouverneurs, daß jedes Individuum, welches den mit Frankreich Krieg führenden Staaten angehört und nicht mit einer besonderen Bewilligung versehen ist, angehalten werde, die Departements der Seine und Seine und Oise binnen 24 Stunden bei Vermeidung kriegsrechtlicher Bestrafung zu verlassen habe. — Einzug des Königs von Preußen in Reims.

6. Sept. Circular-Depesche des Ministers der provisorischen Regierung J. Favre, Inhalts welcher die neue franz. Regierung entschlossen sei, keinen Fuß breit Landes, auch keinen Stein der französischen Festungen abzutreten. — Der kaiserliche Prinz schifft sich in Ostende nach England ein.

7. Sept. Beginn des Bombardements von **Schlettstadt.** — Der kaiserliche Prinz trifft in England (Hastings) ein. Aufruf des Kronprinzen von Preußen, eine Invalidenstiftung für Deutschland zu begründen.

8. Sept. Patrouillenkampf bei Oberschöffelsheim am Rhein. — Ein Decret der französischen Regierung ruft die Wahlcollegien auf den 16. October ein, um eine constituirende Nationalversammlung zu wählen.

9. Sept. Die Festung **Laon** ergibt sich der preußischen 6. Cavalerie-Division. Nach abgeschlossener Capitulation sprengt ein Artillerieunteroffizier ohne Wissen des Commandanten und seiner Kameraden das Pulvermagazin in die Luft, wodurch 95 Jäger des 4. preußischen Jägerbataillons und viele Mobilgarden getödtet oder verwundet werden und Herzog Wilhelm von Mecklenburg contusionirt wird. — Beschießung von Toul. — Bombardement gegen das Fort St. Quentin bei Metz beginnt.

10. Sept. Ein Ausfall der Besatzung von Straßburg wird zurückgeschlagen.

11. Sept. Die letzten Schiffe des französischen Blocadegeschwaders in der Nordsee kehren nach den französischen Gewässern zurück.

12. Sept. Allerhöchster Präsidialerlaß, welcher genehmigt, daß das Postwesen in Elsaß und Deutsch-Lothringen sogleich definitiv von der norddeutschen Bundesverwaltung organisirt, und daß das Postwesen in den übrigen occupirten französischen Gebietstheilen administrirt wird.

13. Sept. Crémieux, von der Regierung der nationalen Vertheidigung beauftragt, die Regierung der nicht von deutschen Truppen besetzten franz. Departements zu leiten, erläßt von Tours aus einen Aufruf an die Franzosen.

14. Sept. In der Nacht zum 14. wird vor Straßburg die dritte Parallele vollendet.

15. Sept. Königliches Hauptquartier in Meaux.

17. Sept. Die ursprünglich auf den 16. Oct. festgesetzten Wahlen für die constituirende Versammlung in Frankreich werden auf den 2. Oct. anberaumt.

19. Sept. Königliches Hauptquartier in Ferrieres (und Lagny). — In Lothringen wird zur Aburtheilung über Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen, die gegen Angehörige der deutschen Armee begangen werden und nicht zur Competenz der Kriegsgerichte gehören, ein Specialgerichtshof eingesetzt.

19. und 20. Sept. Besprechung über einen Waffenstillstand zwischen dem Grafen v. Bismarck und dem Minister der Regierung der Nationalvertheidigung Jules Favre zu Ferrieres.

23. Sept. Nach achtstündiger Beschießung ergibt sich die Festung **Toul** dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf Grund der Bedingungen der Capitulation von Sedan. — Auch aus dem südlichen Frankreich wird die Ausweisung aller Deutschen durch die republikanischen Behörden gemeldet.

24. Sept. Proclamation der zu Tours befindlichen Abtheilung der französischen Regierung der Nationalvertheidigung, daß Frankreich auf die Friedens- und Waffenstillstands-Bedingungen Preußens, Abtretung von Elsaß und Deutsch-lothringen mit Metz, durch Fortsetzung des Kampfes bis zum Aeußersten antworte. — Die Municipalwahlen und die Wahlen für die constituirende Versammlung werden vertagt.

27. Sept. Die großbritannische Regierung macht bekannt, daß nach einer amtlichen Anzeige der französischen Regierung die Blokade der Ostsee vollständig aufgehoben ist. — Ausfallgefecht bei Metz (Mercy-le-Haut).

28. Sept. Morgens 2 Uhr wird die Capitulation von **Straßburg** abgeschlossen. 451 Officiere und 17,000 Mann strecken die Waffen.

29. Sept. Die Wahlen für die constituirende Versammlung in Frankreich werden durch die Delegation in Tours wieder auf den 16. Oct. anberaumt.

30. Sept. Allerhöchste Cabinets-Ordre, betreffend die Bildung des 14. Armee-Corps in Straßburg. Gefecht der 5. Cavalerie-Brigade (Generalmajor v. Bredow) und bayerischer Infanterie bei Maule und les Alluets.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 149. Speyer, Donnerstag, den 15. December 1870.

Zeitgedichte.

*** Vor Weihnachten.**

Weihnachten naht im Feuerglanz',
Das Aug' verklärt, das sel'ge, holde,
Im Haar den immergrünen Kranz
Und in der Hand den Korb von Golde,
Der Gaben Füll' zu streuen aus
In jedes deutsche Christenhaus.

Und wo die Gaben ausgestellt,
Da wogt die bunte Schaar der Käufer,
Da sucht ihr Auge, was gefällt
Den Lieben voller Lust und Eifer;
Da schmeckt das Herz im Voraus schon
Der Lieben Freud' als süßen Lohn.

Wohlan, wenn ihr nicht schont das Geld,
Um die Geliebten zu erfreuen, —
Vergeßt die Brüder nicht im Feld,
Die tapfern, bis zum Tode treuen!
Die, während ihr euch freut zu Haus,
Umsaust die Schlacht, des Winters Graus!

Wenn ihr ein warmes Kleid erwählt,
Daß Frost nicht euern Lieben schade, —
Bedenkt, daß solches Vielen fehlt,
Die fern auf schneebedecktem Pfade
Ziehn in den Kampf, getreu der Pflicht —
Vergeßt die fernen Brüder nicht.

Und kauft ihr Süßigkeiten ein,
Denkt an das Bitt're, das sie leiden;
Recht süß wird eure Freude sein,
Theilt ihr mit ihnen eure Freuden;
Auf Wen'ges leistet nur Verzicht:
Vergeßt die fernen Brüder nicht!

Kauft ihr den Weihnachtsbaum ihr Schaum,
Bedenkt, daß Viel' im Morgengrauen
Des Christtags Ficht' und Tannenbaum
Bedeckt mit Schnee voll Heimweh schauen,
Erstarrt die Hände, das Gesicht —
Vergeßt die fernen Brüder nicht!

Wie wär' doch euer Herz von Harm
Und Sorgen schwer am Freudenfeste,
Hielt' Gott nicht durch den tapfern Arm
Der Brüder fern die wilden Gäste!
Hört, was das Blut der Helden spricht:
Vergeßt die fernen Brüder nicht!

Und was ihr ihnen thun nicht könnt,
Das thut daheim an Weib und Kindern;
Denn was ihr diesen liebend gönnt,
Wird auch die Noth der Fernen lindern.
Die Liebe strahle warm und licht!
Vergeßt die fernen Brüder nicht!

O ihnen thut, was euch gethan
Der Herr, der Born der ew'gen Freude!
Sie ziehn mit Ihm auf rauher Bahn,
Zu wahren uns vor Schmach und Leide.
Er spricht zur Selbstsucht im Gericht:
Du liebtest Mich im Bruder nicht!

Ch. Böhmer.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

(Fortsetzung.)

Wie einsam und still lebte sie für sich hin, seit die gute Mutter todt war, ohne Freundin, fast unbekannt mit der Außenwelt. Das rohe Treiben des Vaters und der wenigen Bekannten desselben, die sie sah, flößten ihr nicht den Wunsch ein, diese näher kennen zu lernen. — Da kam der Geburtstag des Königs, zu dem der Vater eingeladen wurde und den er jedesmal besuchte: es schmeichelte ihm, in der alten Uniform wieder unter den Kameraden zu sitzen, wenn er sonst auch wenig mehr mit ihnen verkehrte. — Auch sie wurde diesmal mitgenommen; eine Tante, die Frau des alten Wachtmeisters, hatte versprochen, sich ihrer anzunehmen, und so war sie zum ersten Mal zum Tanze gekommen. — —

In diesen Gedanken wurde Lina plötzlich durch das Nennen ihres Namens erschreckt und blickte auf.

Aus der draußen im Gärtchen vor dem Hause liegenden Laube von wildem Wein, dessen dichter, durch den Herbst schon rothgefärbter Blätterschmuck die darin Sitzenden völlig verborgen hatte, traten zwei Personen lebhaft plaudernd hervor. Der Größere der Beiden, der Vater, die lange hagere Gestalt in einen dunkeln Hausrock geknöpft, eine alte Husarenmütze über dem verwitterten Gesicht, dessen stark markirte Züge einen hämischen Ausdruck hatten, eine lange Thonpfeife in der Hand, aus welcher er starke Wolken in die Luft blies, schien ziemlich heftig und erregt. —

„Ach was! Schwan, die Lina muß!" wandte er sich an seinen Begleiter, eine unansehnliche Figur, deren langer Oberkörper wunderlich gegen die kurzen, krummen

Beine abstach, die sich vergeblich anstrengten, mit dem Andern in den schmalen Gängen des Gartens gleichen Schritt zu halten.

„Meint Ihr denn," fuhr er fort, als Schwan die Achseln zuckte und in häßlichem Grinsen seine großen gelben Zähne zeigte, „das Mädel könnte im Ernst eignen Willen haben; das wäre noch schöner. Da heißt's: Marsch! und dann geschieht's. — Doch, wie gesagt," fuhr er in leiserem Tone fort, „das hängt freilich von Euch ab. — Ihr überlaßt mir das Geschäft mit dem Bäcker; lange kann der's ja mit seiner Dummheit nicht mehr treiben; und wenn ich das Haus habe, dann ist Euer Brod gebacken und Ihr habt blos zuzubeißen."

„Aber," sagte Jener, „wenn Ihr mir das doch als Aussteuer geben wollt, wie Ihr wenigstens sagtet, so kann es Euch ja egal sein, ob ich das Geschäft mache, oder Ihr."

„Das ist meine Sache," antwortete Schmolke kurz. „Macht nur lieber, daß Euch das Mädel mit günstigeren Augen ansieht!" fuhr er fort, indem er die unansehnliche Figur mit höhnischem Blicke ansah. „Ihr meint vielleicht, daß die Euch gleich um den Hals fallen soll? glaubt mir, es ist langweilig genug, wenn Einem das Frauenzeug immer stille und mit verweinten Augen im Hause herumschleicht, — viel schlimmer, als wenn es 'mal einen ordentlichen Sturm gibt. — Und ich habe das lange genug durchmachen müssen."

„Habt Ihr denn schon mit ihr gesprochen?" flüsterte Schwan leise, indem er mit lüsternem Auge nach dem offenen Fenster hinschielte, aus welchem Lina jetzt mit offenbar verächtlichen Blicken ihn musterte. „Kommt, ich könnte gleich mit dem Mädel reden; meint Ihr nicht?"

„Meinetwegen thut das! Aber macht Euch nur nicht gleich zu große Hoffnungen; die Lina hat Etwas von mir im Leibe; so schnell als Ihr denkt, wird das nicht gehen! Ich will mir, während Ihr Euer Heil versucht, eine frische Pfeife stopfen." —

Während Schwan seine Mütze lüftete, um mit der Hand durch das struppige, blonde Haar zu fahren, und seinem widerwärtigen Gesichte den angenehmsten Ausdruck zu geben versuchte, näherten sich Beide rasch dem Eingange; — Schwan trat in das uns schon bekannte Zimmer, während Schmolke mit einem kurzen „Gute Verrichtung!" in seinem, jenem gegenüberliegenden Gemache verschwand.

Lina hatte sich, als sie die Beiden kommen sah, eifrig auf ihre Arbeit gebückt und blickte erst auf, als Jener mit einem grinsenden Lächeln vor ihr stand.

„Guten Abend, Jüngferchen!" redete er die vor Widerwillen gegen den alten Schleicher Erröthende an; „Ihr habt gewaltig viel zu thun, daß Ihr Eure alten Freunde nicht einmal begrüßen könnt? Es ist wirklich Unrecht vom Vater, daß er nicht eine Haushälterin annimmt und es mit ansieht, wie Ihr Euch die schönen Händchen verderbt."

Lina sah einen Moment auf und erwiderte mit leichtem Kopfnicken ein kurzes „Guten Abend!", dann wandte sie sich, als ob sie die übrigen Worte des ihr Verhaßten gar nicht gehört, an die jüngere Schwester, die ihr das Strickzeug, um sich Rath zu holen, hinzeigte, und mit der sie leise plauderte.

„Ihr führt wohl hier ein gar trauriges Leben?" fuhr Jener nach einer Pause fort, ohne, wie es schien, durch die Gleichgiltigkeit der Angeredeten verletzt zu sein. „So den ganzen Tag Köchin und Kinderfrau zu spielen, ohne 'mal hinauszukommen in die Welt, das muß schrecklich sein. Habt Ihr denn nicht auch Lust, wie die anderen Mädchen spazieren oder zum Tanze zu gehen? — Und dieser einfache Anzug! — Ihr müßtet Euch ein wenig herausputzen! Glaubt mir, manche große Dame würde Euch um Eure zierliche Figur und Euer hübsches Gesichtchen beneiden."

Lina antwortete noch immer nicht, als Jener eine Pause machte, um zu sehen, welchen Eindruck seine Schmeicheleien hervorbrachten, und nur das verächtliche Zucken um den kleinen Mund, als sie wieder ihre Arbeit aufnahm, hätte dem aufmerksamen Beobachter verrathen, daß sie überhaupt jene Reden gehört.

„Ja, ja!" sprach er weiter, „der Vater ist gar zu geizig, als daß er Euch solche Wünsche erfüllte; Ihr müßtet Euch umsehen, in andere Verhältnisse zu kommen. — Habt Ihr noch nicht daran gedacht, Euch einen Mann auszusuchen, aber natürlich einen reichen; — der würde Euch Alles zu Gefallen thun und Ihr würdet ihn bald genug unter dem Pantoffel haben. Wie?" — und dabei verzerrte er wieder die harten Züge, was wohl ein Lachen vorstellen sollte.

„Hat der Vater schon mit Dir gesprochen?" setzte er hastig hinzu, als er ein flüchtiges Lächeln auf dem Gesichte des Mädchens leuchten sah, welches er zu seinen Gunsten auslegen zu müssen glaubte. — „Hast Du es Dir schon überlegt?"

Er hatte bei den letzten Worten sich noch mehr genähert, und indem er eine Hand Lina's zu ergreifen versuchte, flüsterte er:

„Willst Du meine hübsche Frau werden?„ — —

Die Erklärung kam Lina so unerwartet, daß sie einen Moment überrascht und sprachlos ihn anstarrte.

„Unverschämter!" rief sie endlich aufspringend, indem ihre Augen funkelten und ihr Gesicht vor Erregung bald roth, bald blaß wurde; dann eilte sie, die vorgestreckte Hand heftig zurückstoßend, die nach dem Flur führenden Stufen hinab nach der Küche hinaus, deren Thür sie hinter sich in's Schloß warf. —

Eben trat, aus der frischgestopften Pfeife lange Rauchwolken blasend, der alte Schmolke in's Zimmer, und lachend, als er seinen Genossen ganz verdutzt der Davoneilenden nachblicken sah, fragte er:

„Nun, wie weit sind wir denn gekommen?"

„Ich dachte mir wohl," fuhr er fort, ohne die Antwort des noch immer Bestürzten abzuwarten, indem sein Gesicht einen drohenden Ausdruck annahm, „daß da andere Flausen dahinterstecken; aber ich werde selber mit dem Mädel reden."

„Marsch hinaus, Kinder!" rief er die Kleinen an, welche theils neugierig, theils ängstlich die Scene

mit angesehen. „Ruft die Lina wieder herein; ich will sie sprechen.“

Die Kinder verschwanden eilig. —

Es trat eine Pause im Gespräch ein, in welcher Schmolke, indem er mit lebhaften Schritten das Zimmer durchmaß, nachdachte, was er seiner Tochter sagen wollte. —

Schwan hatte sich an das verlassene Fenster gestellt und blickte der zum Untergang sich rüstenden Sonne nach, deren Strahlen noch voll und licht das Wohnzimmer erfüllten. — Er war durch die unerwartete Niederlage zu sehr enttäuscht worden. — Er, der reiche und — wie er sich einbildete — stattliche Kaufmann, zurückgewiesen von dem jungen Dinge, die froh sein sollte, daß er sich zu ihr, der Tochter des niedern Handwerkers, herabließ. — Sie hatte ihn verschmäht und sogar verächtlich behandelt, ihn, nach dessen Besitz sich zehn — zwanzig junge Mädchen gesehnt haben würden. Und doch war er verliebter als je; sie war ihm im Zorn noch viel hübscher erschienen, und gerade der Widerstand, den er fand, reizte ihn. —

„Da kommt sie!“ flüsterte er, als er die Küchenthür sich öffnen und leichte Tritte nahen hörte, und als ob er dem Gespräche der Beiden gar keine Aufmerksamkeit schenke, bog er sich weit aus dem offenen Fenster hinaus.

Lina trat, zwar mit von Weinen etwas gerötheten Augen, aber erhobenen Hauptes vor den Vater hin und blieb, ohne ihre finstere, kalte Miene zu verändern, mitten im Zimmer stehen.

„Ich habe Dich rufen lassen,“ redete der Vater, indem er seinen Schritt mäßigte und endlich vor der Tochter stehen blieb, sie an, „um mit Dir Einiges über Deine Zukunft zu besprechen. Du bist jetzt in den Jahren, wo es Pflicht der Eltern ist, sich nach einer gesicherten Lebensstellung für ihre Kinder umzusehen.“

„Du weißt,“ fuhr er fort, nachdem er eine kleine Pause gemacht und vergeblich eine Bewegung Lina's erwartete, deren Gesicht jetzt wie aus Marmor geformt schien, „daß Du wenig oder gar kein Vermögen von mir erwarten kannst; daß Du also hungern oder Dich kläglich mit eigener Arbeit durchstümpern müßtest, wenn ich einmal die Augen zumache. Dieser verehrte Mann“ — dabei deutete er auf Schwan, der die draußen sich jetzt allmälig in der Abendsonne rosig färbenden Wolken zu betrachten schien, obgleich er kein Wort der für ihn so interessanten Unterhaltung verlor, — „mein würdiger Freund hat mir mitgetheilt, daß er Dich liebgewonnen hat und Dich zur Frau begehrt. — Es ist das ein unerwartetes, großes Glück für Dich, und ich habe ihn in Deinem Namen versichert, daß Du Dich durch diese Werbung glücklich fühltest. Ich wünsche, daß Du ihm das jetzt selbst sagst, und es wäre gut, wenn Ihr gleich den Tag Eurer Hochzeit bestimmtet.“

Er hatte geendet, und die kalten, abgemessenen Worte des Vaters fielen wie Keulenschläge auf das Haupt des armen Mädchens nieder. Und doch veränderte sich keine Miene in ihrem bleichen Antlitz, welches vom Abendroth angestrahlt wie verklärt aussah, als sie jetzt eben so ruhig und gemessen antwortete:

„Du sprichst von Deinem Tode, mein Vater. Der ist hoffentlich noch recht fern. — Ich glaube hier bei Dir gut aufgehoben und nöthiger zu sein, denn was sollte aus Dir, aus meinen kleinen Geschwistern werden, wenn ich fort bin? — Wenn ich einmal heirathe,“ — und dabei fing ihre klare Stimme unmerklich an zu zittern — „so werde ich Den da,“ indem sie mit einer Geberde unendlicher Verachtung auf Schwan deutete, „doch niemals heirathen.“

(Fortsetzung folgt.)

* Die Ausgrabungen auf dem palatinischen Hügel in Rom.

(Schluß.)

Die geringe Ausbeute an Gegenständen der bildenden Kunst, die man doch gerade auf dem Palatine, dem Mittelpunkte des spätrömischen Staates, am zahlreichsten finden sollte, erklärt sich sehr einfach. Wohl war ein außerordentlicher Reichthum an Kunstgegenständen und — bei dem verdorbenen Geschmacke der Spätzeit — besonders an solchen, deren Werth mehr in dem Stoffe, in Marmor und Gold, als in der künstlerischen Form bestand, in den Privatwohnungen und vornehmlich in den Kaiserpalästen des Palatins aufgehäuft. Die damalige Zeit sah mehr auf die Menge und den äußern Werth als auf die inneren Vorzüge der Dinge. Eben diese Menge von Reichthümern aber lockte die Barbaren ganz vornehmlich an und ihre Plünderungslust mußte stets von Neuem gereizt werden. Wären auf dem Palatine bloß wahre Kunstwerke aufgestellt gewesen, so wären diese höchstens zerschlagen und unter dem Schutte begraben worden; so aber schleppten die nordischen Barbaren die feinen Marmorsorten und die Edelmetalle hinweg, die für ihren noch ungebildeten Geschmack mehr Werth besaßen, als die Venus von Milo oder ein Apollo aus der Zeit des Phidias.

Auch die architektonischen Reste des Palatin sind nicht von hervorragender Bedeutung. Sie zeigen wenig mehr von dem edlen Stolze der römischen Bauwerke aus der bessern Zeit; damals waren die altüberlieferten etrurischen Formen noch von dem Bewußtsein gesunder römischer Kraft durchdrungen, kein nützliches Unternehmen dünkte jenem weltbeherrschenden Senate zu schwer; wenn die römischen Bauwerke auch nicht wie die griechischen als der vollendete Ausdruck hoher Ideale uns entgegentreten, da Rom vorwiegend Nützlichkeitsbauten ausführte, so ist der Realismus der letzteren durch ein Gefühl noch unverdorbener moralischer Kraft in Schranken gehalten und man glaubt in ihnen die Verkörperung eines mächtigen Volkes zu schauen, das trotz aller Siege über den Erdkreis und seine Gewalten sich immer noch die Anhänglichkeit an die Götter des heimischen Herdes und dadurch die alte Tugend bewahrt hat.

Auch dieser Vorzug Roms, die Quelle seiner Macht, ging allmählig verloren und den Gipfelpunkt der Entartung stellen uns die Reste der Kaiserpaläste dar. Ihre gewaltigen Mauermassen sind in ihrer Rohheit und in der Unschönheit der Formen der beste Ausdruck des damaligen Rom. Wohl findet man auch hie und da unter den Trümmermassen Reste besseren Geschmackes, aber dies ändert nichts an dem allgemeinen Character. Jene Zeit lebte nur noch von heute auf morgen und die immer noch gewaltigen Kräfte des alternden Reiches dienten blos noch der wechselnden Laune der Despoten, von denen Jeder vor seinem Nachfolger auf der Hut sein mußte. Höhere, ewige Gedanken, ideale Regungen, ohne welche keine Kunst bestehen kann, waren dem absterbenden Staate und seinem Geschlechte abhanden gekommen. Wir suchen sie daher vergeblich in den Trümmern dieser Paläste.

Die Ausgrabungen auf dem palatinischen Hügel waren bisher durch zwei Klöster unterbrochen und konnten daher nicht den ganzen Hügel umfassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die neue Regierung in Rom diese in Besitz nehmen und dann, wenn sie Geld hat, die Nachforschungen auch dorthin ausdehnen. So könnte es kommen, daß der palatinische Hügel bald den Blicken der Archäologen vollständig blosgelegt wäre und damit wichtige Fragen über das alte Rom ihre Lösung finden würden.

Indessen darf man sich hierüber nicht zu großen Hoffnungen hingeben. Denn das Königreich Italien, das bisher nicht die Kraft hatte, in seinen übrigen Provinzen, wie z. B. in Sicilien, größere Summen für Ausgrabungen zu verwenden, wird auch schwerlich jetzt nach der Besitznahme Roms viel Geld dafür übrig haben. Wenn Private nicht ihre Mittel diesem Zwecke der Ausgrabungen des Palatins widmen, so könnte leicht das bisher so schön begonnene und so erfolgreich fortgeführte Werk in's Stocken gerathen. Wohl ist man von Seiten der Italiener sogleich mit schönen Redensarten bei der Hand, aber, in der Nähe betrachtet, bleiben die Thaten fast regelmäßig hinter den Erwartungen und dem Wortschwall zurück. So lange sich der politische Zustand Italiens nicht gebessert — und dieser Zeitpunkt ist noch nicht abzusehen — glauben wir nicht, daß die wissenschaftliche Welt von dem Uebergang der verschiedenen Besitzungen auf dem Palatin in eine einzige Hand besonderen Vortheil haben wird.

Dr. E. J.

Miscellen.

In den 5 Jahren von 1865 mit 1869 kamen nach einer Zusammenstellung des Staatsministeriums der Finanzen in Bayern nachstehende Münzfälschungen vor: Das Hauptmünzamt hatte auf Requisition von Behörden in 304 Fällen technische Gutachten über eingesendete falsche Münzen abzugeben, worunter zwei von auswärtigen Behörden, nämlich von dem badischen Bezirksamte Offenbach und von dem preußischen Amte Ditterburg. In Bayern vertheilen sich die Einläufe folgendermaßen: 65 auf Oberbayern, 42 auf Niederbayern, je 41 auf Mittelfranken und Schwaben, 38 auf Unterfranken, 35 auf Oberfranken, 26 auf die Pfalz und 10 auf die Oberpfalz. Die Zahl der zur Beurtheilung eingesendeten falschen Münzen betrug 988 Stück, und zwar 27 Goldmünzen, 823 Courantmünzen, als: Kronenthaler, Vereinsthaler und Gulden, 138 Scheidemünzen, Sechser und Groschen. In Bezug auf die Art ihrer Fabrikation waren davon 602 Stücke durch Gießen in Formen, die von echten Stücken abgenommen worden waren, hergestellt. Das dazu verwendete Metall war in den meisten Fällen Zinn oder leichtflüssige Legirungen davon, dann auch Messing und Glockenmetall, bei den Goldmünzfälschungen auch Silber; 116 Stücke waren mit falschen gravirten Stempeln geprägt, 11 mit den von echten Stücken abgenommenen dünnen Oberflächen des Gepräges plattirt; 153 waren durch Abschlagen echter Stücke zwischen Metallblechen und wiederholtes Abschlagen von runden Platten von Messing oder Kupfer in der dadurch erzeugten vertieften Metallform hergestellt; eine Fälschungsweise, welche erst in neuerer Zeit zum Vorschein gekommen ist; bei 180 Stücken war auch der Rand durch eigene Vorrichtung nachgemacht. Unter allen Stücken befanden sich nur 48, die nicht auf den ersten Blick als gefälscht zu erkennen waren und deren Unechtheit erst durch nähere Untersuchung constatirt werden konnte. In 61 Fällen wurden gerichtliche Untersuchungen eingeleitet.

Wien, 30. Nov. Der Schriftsteller Karl Hoff, der sich im deutschen Hauptquartier in Versailles entleibt hat, correspondirte auch für die hiesige „Presse". Der letzteren geht nun vom Bruder des Verstorbenen ein ausführliches Schreiben zu, das auf Citate aus den letzten Briefen Karl Hoff's gestützt, das Motiv, das den Unglücklichen veranlaßte, Hand an sich zu legen, in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise klar stellt. Wir heben ein Citat aus dem Briefe an den Vater heraus. Karl Hoff schrieb:

— — „es hat mich ein Ereigniß betroffen, welches meine Existenz vernichtet, mein Leben mitten durchbricht, und darum muß ich und will ich selbst ein Ende machen, wie tiefen Schmerz ich auch dadurch Euch, meine Lieben, bereite. Wegen einer unklugen Phrase, die schon vor Wochen in einem meiner Briefe an die . . . . Zeitung stand, werde ich jetzt schimpflich aus dem Hauptquartier verjagt. Ich hatte geschrieben, daß bei der Vertheilung der Quartiere die englischen Correspondenten vor den deutschen bevorzugt würden und daß wir Deutsche Anbeter der Fremden wären. Das hat bei einem höheren Offizier Anstoß erregt und derselbe hat nach so später Zeit meine Vertreibung erwirkt. Ich soll Versailles binnen 24 Stunden verlassen und werde sonst per Schub nach Deutschland gebracht, denn der Aufenthalt in allen von uns besetzten Gebietstheilen ist mir strenge untersagt. Ich hätte mich beim deutschen Obercommando verdächtig gemacht, sagte mir General Voigts-Rhetz. Ich verdächtig! — — es ist jedoch gewiß, daß nun mein Leben vernichtet ist, von jetzt ab würde mir die Marke ankleben, daß ich Derjenige sei, den man aus dem Hauptquartier habe verjagen müssen, ich wäre anrüchig und würde in der That verdächtig werden, denn die Sache würde bekannt werden und das Gerücht sie entstellen. So würde ich alle meine Correspondenzen verlieren und keine anderen finden; ich bin ruinirt und könnte mich von diesem Schlage nicht wieder erholen. Ich bin durch diese Austreibung ganz zu Grunde gerichtet und bleibt mir keine andere Wahl als die, meinem verfehlten Leben ein Ende zu machen. — — ich könnte es nicht ertragen, unter dem Verdachte weiter zu leben, als hätte ich irgend etwas begangen, was sich nicht mit der Ehre verträgt, als wäre ich ein Spion oder etwas Derartiges gewesen, selbst wenn ich einen neuen Beruf und Lebensunterhalt finden würde". — —

Die „Presse" bemerkt hiezu: Wir unterdrücken jedes weitere Wort, bis nicht von jener Stelle, welche durch diese Zeilen am empfindlichsten berührt werden muß, eine Stimme sich erhebt, die Rechenschaft über jene Feldjustiz ablegt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 150. Speyer, Samstag, den 17. December 1870.

Zeitgedichte.

Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Die Banner Deutschlands weh'n auf Frankreichs Fluren,
Erfüllt ist, was der Seher Mund verhieß —
Acht Riesenschlachten zogen blutige Spuren
Von Weißenburg und Wörth bis nach Paris.
Doch hört Ihr von den großen Siegen melden,
Thut treu wie die Gefall'nen Eure Pflicht —
Für Herd und Freiheit starben uns're Helden:
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Nie sah die Welt solch fürchterliches Morden
Seit Kains Tagen, wie in diesem Krieg,
Wo Frankreich selbst der Wüste schwarze Horden
Auf uns gehetzt — doch unser blieb der Sieg.
Der Boden Frankreichs dampft von deutschem Blute;
Hört, was des Kriegers brechend Auge spricht:
„Mein Licht verlöscht, mein Tod kommt Euch zu Gute,
Verlaßt mein Weib und meine Kinder nicht!"

Die ehernen Massen winden sich zum Knäuel
Wie Riesenschlangen im Verzweiflungskampf;
Feind ringt mit Feind und Greuel ringt mit Greuel,
Die Erde dröhnt von Krachen und Gestampf;
Vorstürmend sinken ganze Bataillone,
Die Mitrailleusenkugeln prasseln dicht;
Der Helden Tod wird Euch zum Siegeslohne:
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Wohl ziemt dem Heldenheere Ruhm und Ehre,
Wenn's im Triumph einst heimkehrt aus Paris;
Es war uns eine starke Burg und Wehre,
Daran sich Frankreichs Ruhm die Stirn zerstieß;
Doch ehrt die Todten auch, die bis zur Seine
Den Weg gebahnt in schwerer Kriegerpflicht —
Um sie fließt manchen Weibs und Kindes Thräne:
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Friedrich Bodenstedt.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

(Fortsetzung.)

„Du mußt!" brach nun des Vaters mühsam zurückgehaltene Heftigkeit los. „Glaubst Du, ich lasse mich durch Deine zur Schau getragene kindliche Liebe täuschen? — Der Werner, der erbärmliche Schlucker, steckt Dir im Kopfe; aber ich werde Dir schon diese Gedanken austreiben! In vier Wochen heirathest Du, und Dein Bräutigam ist dieser!"

„Ja, Vater," erwiderte Lina, „wenn Du es doch weißt, ja, ich liebe Werner; er ist ein guter, braver, tüchtiger Mann, und wir würden gewiß glücklich sein; — aber Der da, vor dem die Mutter Dich immer wie vor dem bösen Feinde warnte" . . ., und als hätte das Andenken an die Verstorbene alle ihre Bitterkeit erweicht, fügte sie jetzt mit bebender Stimme und nassen Augen hinzu: „Die gute Mutter, o könnte sie doch den Kummer ihres armen Kindes sehen!"

Auch bei Schmolke verfehlte die Erinnerung an die Gattin nicht ihre Wirkung. Mit barscher Stimme, der man jedoch das Erkünstelte anhörte, sagte er:

„Das verdammte Flennen könnte Einen zur Verzweiflung bringen! Geh' nur jetzt! Ueberlege Dir die Sache. Du wirst vernünftig sein und später schon finden, daß Dein Vater ganz wohl thut, wenn er gegen Deinen Willen für Dein Bestes sorgt. Deine Mutter müßte Dir dasselbe rathen. — Heirathen mußt Du Schwan doch; ich will es!" — —

Leise vor sich hinweinend ging Lina, indem sie mit der Schürze die bethränten Augen zu trocknen versuchte, wieder nach der Küche hinaus.

„Kommt, Schwan," sagte Schmolke nach einer Pause, in der er nachdenklich der Abgehenden nachblickte; „gut Ding will Weile haben. Meine war erst accurat so, nachher konnte ich sie um den Finger wickeln, das gute Weib — Gott hab' sie selig! — Weiß der Himmel, und doch hatte ich einen Respekt vor ihr, wenn sie mich manchmal mit den großen Augen ansah. — Daß das Mädel gleich mit der Mutter anfing! — — Na, laßt sie nur ausflennen, das machen sie Alle so. — Jetzt kommt in meine Stube mit hinüber, da können wir in Gemüthlichkeit, bei einem ordentlichen Schluck uns von dieser Aufregung erholen."

Schwan hatte bei der ihn so demüthigenden Behandlung stumm am Fenster gestanden, und erst nach und nach, als sie drüben saßen und vom Geschäft sprachen, kehrte seine frühere selbstbewußte Stimmung wieder. — — —

Die Dämmerung war schon ziemlich stark hereingebrochen, so daß wir die dunkle Gestalt, welche leise aus dem Hause in's Freie schleicht, kaum mehr erkennen können. Einen Augenblick bleibt sie vor den erleuchteten Fenstern stehen und späht in's Zimmer, in welchem Schwan und Schmolke in höchst unge-

zwungener Haltung, vor Tabaksgewölk fast unsichtbar, Wichtiges zu verhandeln scheinen; dann huscht sie durch das Gärtchen nach der Eingangsthür; wir hören einen unterdrückten Ausruf, das leise Klirren eines Säbels und dann stilles und inniges Flüstern. — Lassen wir die Glücklichen ungestört plaudern. — —

III.

Es war heute ein reges Leben in der sonst ziemlich stillen Stadt eingekehrt. Auf den im Abenddunkel durch Pfahllaternen freilich nur mäßig erhellten Straßen in der Nähe des Ringes wogte es noch geschäftig und emsig durcheinander. Es war Markt im Orte, und vom Lande und den benachbarten Landstädten waren die Bewohner theils des Geschäfts, theils des Vergnügens wegen hereingekommen.

Ueberall Lärmen, Schreien, Feilschen und Handeln.

In den Wirthshäusern geht es nicht weniger lebhaft zu. Während die Weiber draußen die nöthigen und überflüssigen Einkäufe machen und dabei den sauer verdienten Groschen in der Tasche hin und her drehen, ehe sie ihn für die lockenden Herrlichkeiten hingeben, sitzen die Männer in den Schenkstuben, dort ihre Geschäfte abmachend, Verkäufe abschließend, oder auch über Politik, über Krieg und Frieden ihr gewichtiges Urtheil fällend. Das ist ein Tag der Ernte für die Wirthe.

Auch im Gasthofe des alten Benske, in der Nähe des ... thores, ging es hoch her; das war das vornehmste Gasthaus der Stadt, wo die meisten Gutsbesitzer der reichen Umgegend, der alte pommersche Adel einzukehren und auch die Offiziere der Garnison ihre Abende zu verbringen pflegten. Man hatte die Geschäfte des Tages abgewickelt und saß nun, von der Anstrengung sich zu erholen, mit den Freunden, die man da Alle vereinigt fand, bei der Flasche und gemüthlicher Unterhaltung zusammen.

In das große, nach dem Hofe hinaus gelegene Zimmer, in welchem sonst gespeist wurde, hatte sich eine besondere Gesellschaft zurückgezogen; die Speisereste, die Menge der geleerten Flaschen deuteten an, daß man schon seit dem Frühstück hier lustig und unbekümmert zusammensaß. Während einzelne ältere Herren an abgesonderten Tischchen in dem geräumigen, dunkelgetäfelten Zimmer plauderten, hatte sich eine größere Gesellschaft von etwa fünfzehn bis zwanzig meist jüngeren Herren um einen großen, mit grünem Tuche bezogenen Tisch in der Mitte der Stube gesammelt, den sie, Gutsbesitzer der Umgegend und Offiziere, — auch unsere Bekannten von gestern finden wir darunter, — in bunter Reihe, theils auf Stühlen sitzend, theils darüber hingelehnt, stehend umgaben. Unzusammenhängende Ausrufe, sowie die Häufchen von Gold- und Silbergeld, die vor den Einzelnen lagen, deuten darauf, daß man sich mit einer Spielpartie unterhält. Die von der Decke herabhängende Lampe, sowie mehrere auf dem Tisch stehende Lichter erhellen denselben vollständig, so daß wir die Physiognomien der Spieler deutlich beobachten können.

„Nein, das ist doch zu arg," sagte jetzt mit einer Miene, in der sich der Aerger nur zu deutlich ausprägte, unser Bekannter, der Lieutenant Treskow, zu dem neben ihm stehenden Gutsbesitzer, dem jungen v. Z., indem er ihm mit einem leisen Fluch die Karten zuschob und dann seinem Gegenüber von dem vor ihm liegenden Goldhäufchen fünfzehn blinkende Friedrichsd'or abzählte, „mit Blücher ist's heute wieder nicht auszuhalten; dießmal dachte ich doch gewiß zu gewinnen, aber da hat er wieder Landsknecht; es ist nichts gegen ihn zu machen."

„Nun, ich habe vorher genug darin verloren, und auch an Dich," meinte dieser, indem er lächelnd die blanken Goldstücke zu einem schon ziemlich beträchtlichen Haufen schob; „aber wenn Ihr wollt, wandte er sich an die Andern, „so können wir Ihm zu Liebe auch ein anderes Spiel spielen. Ich gebe sehr gern Revanche."

„Gut! Gut! Acceptirt!" riefen Viele.

Der Nachbar mischte und wieder fielen die Karten, und hin und her rollte das flüchtige Gold, bald vor Einem zu einem Häufchen sich thürmend, um desto schneller wieder davonzueilen.

„Bringt doch Etwas zu trinken," rief vom untersten Ende des Tisches ein großer, stattlicher Herr, der Baron v. P., berühmt in der Provinz durch seine schon damals vortreffliche Schafzüchterei, ein tüchtiger Jäger und Sportsmann.

„Donnerwetter, alter Benske, Ihr versteht heute Euer Geschäft schlecht," redete er den sich eilfertig nahenden Wirth an, eine behäbige, wohlgenährte Persönlichkeit, dessen kleine, listig glänzende Augen kaum aus der sie umgebenden Fülle der rothen Backen hervorzuschauen vermochten.

„Burgunder und Sect her!"

Eilig verschwand der Wirth, um in der mühsam herbeigeholten Riesenbowle das edle Getränk zu der in jener Gegend so beliebten Mischung zusammenzugießen.

Die Gesichter flammten höher auf, die Leidenschaft wurde erregter und immer höhere Summen wurden gewagt und — verloren. Nur für Blücher, der mit offenem Attila, in bequemer Stellung das Fallen der Karten kaltblütig beobachtete, schien sich die flüchtige Fortuna dauernd zu interessiren. Er schien in dem Spiele Meister zu sein, denn immer größer wurde das Goldhäufchen vor ihm, in immer höherer Lust strahlten seine blauen, glänzenden Augen. — Eben hielt er selbst Taille, und schon zum fünften Mal hatte er mit Glück die gegen ihn gewagten Einsätze gewonnen, als der alte Benske, der Wirth, welcher leise an seine Seite getreten war, ihm einige Worte in's Ohr flüsterte.

„Zum Teufel! Das hätte ich beinahe vergessen!" fuhr er plötzlich auf, indem er die Karten auf den Tisch legte.

„Verzeihen Sie mir, meine Herren, daß ich aufbrechen muß, allein ein Versprechen zwingt mich; ich muß heute leider Ihre angenehme Gesellschaft verlassen. Gern gebe ich ein andermal Revanche."

„Ei! Ei! Ein Liebesabenteuer!" lachten Einige.

„Allerdings,“ sagte Rudorf, „aber diesmal ist Blücher nicht der zärtliche Gegenstand.“

„Im Gegentheil,“ fügte Treslow hinzu, „er ist sehr gegenstandlos, er ist nur als Geist dabei.“

„Stille, meine Herren! Seien Sie diskret! Keinen Verrath!“ bat Blücher, als die Andern Aufklärung jener mystischen Worte verlangten.

„Laßt ihn nur gehen,“ rief der kleine v. G., sein unglücklichster Gegner im Spiel, in scherzhaftem Aerger; „er wäre sonst im Stande, mir heute mein ganzes Hab und Gut abzunehmen.“

Es war für Blücher nicht möglich, den ganzen, ziemlich bedeutenden Gewinn in der knappen Uniform unterzubringen; nur das Gold steckte er in der großen grünseidenen Börse zu sich, während er den beträchtlichen Haufen Silbergeld dem Wirth zur Aufbewahrung anvertraute.

Mit Bedauern sah man den muntern Gast scheiden. Alle hatten den flotten, tüchtigen Husarenoffizier gern, und Mancher der Anwesenden hätte ihn mit Vergnügen durch die Hand der Tochter enger an sein Haus gefesselt.

„Nun, Werner!“ sagte Jener, als er in den langen Reitermantel gewickelt aus dem hellen Flur auf die nun finstere und menschenleere Straße zu der ihn erwartenden dunkeln Gestalt heraustrat; „Alles in Ordnung?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ erwiderte dieser.

Leise sich unterhaltend, eiligen Schritts gingen die Beiden durch die dunkeln Straßen, über den Markt und die Stolpe-Brücke, nach der Vorstadt zu, und nur die bei jedem Tritte leise klirrenden Sporen verriethen die nächtlichen Wanderer. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Kämpfe vor Paris am 30. November und 2. December.

Der „N. Fr. Presse wird geschrieben:

Boissy-St.-Leger, 2. Dec. Das waren — das sind wieder entsetzlich heiße, blutige Tage vor Paris; jetzt, wo man glaubte, die Kraft der Pariser sei durch alle früheren Niederlagen, durch Hunger und Demoralisation und durch die langsam gährende Revolution innerhalb der Stadtmauern für immer gebrochen, jetzt machen sie Tag für Tag die heftigsten Ausfälle und schlagen sich mit der Bravour der Verzweiflung und dem Muthe eines verwundeten Löwen! „Sie schlagen sich ganz brillant!“ — ist das einstimmige Urtheil sämmtlicher preußischer und württembergischer Offiziere, die an den jüngsten Kämpfen theilnahmen. Ueber die Resultate der Gefechte am 30. Nov. und 2. Dec. hat der Telegraph berichtet. Mir bleibt nur übrig, meine persönlichen Anschauungen und Erlebnisse hier niederzulegen.

In Versailles war seit vierzehn Tagen eine fast unheimliche Kriegsstille eingetreten. Kein Schuß vom Mont-Valerien und von den Forts Issy, Vanvres und Montrouge, die doch sonst selten versäumten, dem königlichen Hauptquartiere in Versailles täglich einen Morgen- und Nachtgruß zuzurufen. Ich muß gestehen, diese Stille war nervenaufregender als das gewohnte Donnern der Geschütze — war es die Todtenstille vor dem letzten Athemzuge? War es die drohende Windstille vor einem nahen, furchtbaren Sturme? Wir sollten bald darüber Gewißheit erhalten. Am Montag Abends, den 28. v. M., brüllten mich die Pariser Kanonen wieder in Schlaf. Am Dienstag Vormittags wurde die Versailler Garnison alarmirt. Aber der König blieb in seinem Quartier, der Präfectur, der Kronprinz und ein einzelner Adjutant gingen Mittags noch langsam die Avenue de Paris auf und ab, und Moltke sah man in gewohnter Nachdenklichkeit einsam die Rue Hoche hinabschreiten — in der Nähe von Versailles war also so bald nichts Ernstliches zu befürchten. Ein hoher Offizier vertraute mir an: „In der Richtung von Villeneuve-St.-Georges geht's los — dort wollen die Franzosen einen Durchbruch versuchen, um sich womöglich mit der Südarmee zu vereinigen; wir haben die sichersten Nachrichten. Wollen Sie etwas Großes, Blutiges, Verzweifeltes erleben, so gehen Sie nach Villeneuve zu“. Und ich folgte dem Rathe und war in einer Stunde zu Fuß auf dem Wege nach Villecoublay.

In Villecoublay standen die vielbesprochenen 378 schweren Belagerungsgeschütze, diese riesigen, schlanken vierundzwanzig-Pfünder, welche Geschosse von 75 Pfund schleudern, und diese kurzen, plumpen Mörser, mit den weiten Mäulern, die nach der Legende berufen sein sollten, Bomben von 150 Pfund Gewicht auf das sündige Paris hinabzuspeien, noch eben so hübsch geordnet in langen schnurgeraden Reihen da, wie vor sechs Wochen, wo ich sie zuerst gesehen hatte, und auch noch eben so traurig stumm!

Am Abende kam ich in Chatenay, dem bayerischen Hauptquartiere, an und fand bei den Offizieren freundliche Aufnahme und Nachtquartier. Um 2 Uhr Nachts weckten mich die Kanonen von den Forts Montrouge, Arcueil, Bicêtre, Ivry und Charenton, sowie von den gefährlichen Schanzen Hautes Bruyères und Saccay, rechts und links über Villejuif — seit 72 Stunden die gewohnte Nachtmusik von Chatenay bis Brie-sur-Marne. Am 26. Abends fing der Donner an und wurde jede Nacht stärker.

Die Kanonade, die ich in der Nacht vom 29. auf den 30. in Chatenay erlebte, war eine wahrhaft betäubende. Keine Minute schwieg der Donner, und grelle Blitze zuckten an dem tiefdunkeln Nachthimmel, soweit ich ihn übersehen konnte, bald hier bald da auf. Das Haus zitterte und die Fenster klirrten. Um 6 Uhr wurde Chatenay alarmirt. Das Hauptquartier des einen bayerischen Corps, das noch vor Paris steht, unter den Generalen v. Hartmann und v. Horn, zog sich nach Antony zurück. Ich ging dem Kanonendonner und dem bald hörbaren Kleingewehrfeuer entgegen, über Croix de Bernis, wo der Pavillon eines verlassenen Schlosses einen schönen freien Blick auf die heftig feuernden, stark befestigten gelben Schanzen

Hautes-Bruyères und Saccay gewährte. Die Pariser haben in diesen 70 Tagen Belagerungsspiel sich vorzüglich eingeschossen und die Distanzen trefflich ausprobirt. So schlecht sie zu Anfang schossen, so sicher treffen sie jetzt. Davon sollte ich die blutigsten Beweise haben, als ich gegen 11 Uhr auf der Höhe vor Choisy-sur-Seine anlangte.

In einem tiefen Hohlwege auf der Höhe von Choisy, wo sich Weinberge sanft in das Seinethal abdachen, lag das Bataillon der schlesischen Füsiliere vom 38. Regiment als Unterstützung der Vorposten. Da blieb ich bei den Offizieren auf dem hohen Ufer des Hohlweges stehen und hatte nun einen vollen Blick auf den Kampfplatz um den Mont-Mesly, einen sich sanft zwischen Valenton, Brenonne, Bonneuil-sur-Marne, Creteil und der Seine erhebenden Hügel, gekrönt von einem weithin leuchtenden großen weißen Schoppen und kleinen Nebengebäuden, einer Gypsniederlage. Diese Höhe und eine am Fuße des Hügels nach Brenonne zu gelegene Poudrettefabrik hatten die Vorposten der Württemberger stets innegehabt, ebenso die Preußen die Oelmühle von Vitry. Letztere hatten die Franzosen in der Nacht vorher genommen. Am frühen Morgen waren sie in starken Schaaren, nach eigener Angabe der Gefangenen 9 Bataillone, aus Creteil ausgefallen und hatten die Württemberger vom Mont-Mesly bis Valenton und Limeil zurückgedrängt, durch Hilfe der schweren Granaten ihrer Forts, welche die sieben leichten Batterieen der Württemberger nicht recht aufkommen ließen. Da kam das 46. preußische Regiment der durch Uebermacht hart bedrängten dritten württembergischen Brigade zu Hilfe und trieb die Franzosen aus dem Gebüsche bei Valenton, die Württemberger drangen wieder tapfer vor und drängten die Franzosen von Mont-Mesly zurück und dann, um halb 2 Uhr, sprengte die württembergische Cavalerie in einer Bodensenkung vor und umzingelte die zurückweichenden Franzosen; es war ein glänzender Anblick von meinem Standpunkte aus, wie die Reiter dahinsprengten und die gezückten Säbel in der Sonne blitzten und auf die Franzosen niedersausten. Um 2 Uhr schien der Kampf zu Ende. Die Franzosen waren nach Creteil zurückgeworfen; die württembergische Cavalerie brachte 177 Gefangene, darunter 4 Offiziere, heim. Wir gingen in die Quartiere nach Orly. Aber kaum waren wir dort, so wurde wieder alarmirt. Wir rückten in die alte Stellung vor und hörten wieder lebhaftes Schießen bei den Vorposten. Es hieß, die Franzosen versuchen über die Seine vorzudringen. Erst um 5 Uhr wurde der Kampf schwächer, bis die Dunkelheit Alles verstummen ließ. Noch am Abend kam die Nachricht, die Franzosen sind auf Brücken über die Marne vorgedrungen und haben auch die Sachsen bei Brie-sur-Marne und die Württemberger bei Champigny angegriffen und sie aus diesen Dörfern verdrängt. Die Württemberger haben im Ganzen 7 todte und 34 verwundete Offiziere und gegen 1000 Mann Verlust, die Sachsen 1400 Mann. Der Verlust der Franzosen ist ein wenigstens ebenso großer. Ueberdies wurden 500 Franzosen gefangen. Die erste württembergische Brigade behauptete Coeuilly und Villiers trotz des übermächtigen Angriffs der Franzosen, die an diesem Tage in der Stärke von 30,000 Mann Linientruppen vordrangen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die „deutsche Kaiserhymne“ ist nun auch fertig und soweit wäre wohl Alles in Ordnung. Herr Robert Weisse nämlich singt unter obigem Titel im „Berl. Fremdenbl.“ also:

Heil, o Heil dem deutschen Kaiser!
Ewig grüne Eichenreiser
Zieren Deiner Stirne Glanz!
Sieh die Deutschen Dir zu Füßen,
Selbst die ew'gen Sterne grüßen
Küssend Deinen Strahlenkranz!
Hort und Wehre!
Deine Ehre
Flamme weit vom Fels zum Meere.
Stolz am Kaiserbaldachine
Huldigt ihrem Paladine
Freier Fürsten Majestät,
Wie der Cherub mit dem Psalter
Liebend bei dem Allerhalter
An dem Sonnenthrone steht!
Hehre Bande,
Eint die Lande,
Lodert auf in heil'gem Brande!

u. s. w., aber die „hehre Bande“ ist doch wohl ein Bischen zu grob.

---

* Unter dem Titel „Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern“ — erschienen vor wenigen Tagen bei Franz Lipperheide in Berlin die während des gegenwärtigen Krieges entstandenen patriotischen Lieder unserer hervorragenderen Dichter, und zwar wird jeder dieser Dichter durch ein besonderes Bändchen repräsentirt. Bodenstedt, Gerok, Gottschall, Grieben, Grosse, Karl von Holtei, Jensen, Lingg, Meißner, Müller von Königswinter, Rodenberg, Simrock, Trautmann, Träger, Viehoff und noch andere Namen sind in dieser Sammlung vertreten. Der Erlös der verkauften Exemplare soll Straßburgs armen Kindern zugewendet werden.

Aus Südwestrußland wird der Tod des Grafen Stanislaus Potocki, eines der größten Besitzer der Provinz, von den Kiewer Blättern gemeldet. Der verstorbene Graf hatte seine Jugend in Paris verlebt und starb unverheirathet im Alter von 62 Jahren. Irgend welche geheimnißvolle Ursachen hatten ihn zum Misogyn gemacht. Niemals durfte sich ein weibliches Wesen in seinem Hause zeigen. Seine leibliche Mutter war nie in seinen Zimmern gewesen, und der Verkehr zwischen Mutter und Sohn war schriftlich. Der Graf verbrachte die zweite Hälfte seines Lebens in vollkommener Abgeschlossenheit in seinem Hause. Nie sah man ihn Spaziergänge durch seine Felder und Dörfer machen, Niemandem stattete er Besuch ab. Dabei war er aber keineswegs ein Menschenfeind; er hatte vielmehr gern Besuche und empfing seine Gäste stets mit Freundlichkeit. Seine Güter fallen an seine Nichte, die Gräfin Rzewuski.

Bei Pfeffenhausen in Niederbayern wurden zwei halb erfrorene flüchtige Kriegsgefangene aufgegriffen. Der Eine davon ist Professor, der Andere Student, beide waren Freiwillige der Loire-Armee.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 151. Speyer, Dienstag, den 20. December 1870.

Zeitgedichte.

In der Adventszeit.

Weihnachten naht wieder, für Arm' und Reich',
Die Zeit des seligen Gebens,
Es fallen die Gaben nicht Alle gleich,
Je nach dem Stande des Lebens.
Das liebe, fröhliche Weihnachtsfest
Auch mich nicht ganz ohne Freude läßt.

Am Schönsten ist's doch in der Kinderzeit,
Wenn unter Zittern und Beben
Christkindchen erscheint im schneeweißen Kleid,
Pelznickel graußig daneben.
Zur Andacht falten die Händchen sich,
Weil Alles so ernst und feierlich.

Dann aber geht erst der Jubel recht los,
Es muß ja das Herz erlaben,
Wenn unter'm Christbaum in Stein und Moos
Ein Jedes entdeckt seine Gaben.
Der ist doch fürwahr bedauernswerth,
Dem Christkind keine Gabe bescheert!

Weihnachten naht wieder, doch dieses Jahr
Ist Christkind nicht sehr beflissen,
Wo sonst die fröhlichste Weihnachten war
Sind jetzt die Herzen zerrissen,
Es war dies ein Jahr, das Wunden schlug
Und immer noch sind es nicht genug.

Noch weilen ja Alle im fernen West',
Sie, unsre Lieben und Theuern,
Wie werden sie dort das Weihnachtsfest
Nach Soldatenweise feiern!
Es wär' uns die größte Weihnachtsfreud',
Wenn heim sie kehrten von Kampf und Streit.

Wenn wieder zum Christbaum in kurzer Zeit
Viel tausend Lichtlein uns laden,
Dann denket wohl Jeder in seiner Freud'
Der fernen deutschen Soldaten;
Der ganzen tapferen Heldenschaar,
Die unser Schutz, unsre Hülfe war!

K. B.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von Max Wenzel.

(Fortsetzung.)

IV.

Bevor wir die später sich entwickelnden Scenen betrachten, ist es nöthig, den Schauplatz derselben ein wenig in's Auge zu fassen.

Das Schmolke'sche Haus war im Innern ziemlich einfach eingerichtet. Aus dem geräumigen Hausflur, in welchem einige große Schränke und Truhen standen, betrat man rechts das uns schon bekannte Wohnzimmer, an welches nach der Hinterseite zu das Schlafzimmer Lina's und der beiden Kinder stieß. Links vom Flur lag das Zimmer Schmolke's, zu welchem, da das Haus auf feuchtem Grund gebaut war, ebenso wie zum Wohnzimmer einige Stufen in die Höhe führten. Direkt aus dem Hausflur gelangt man in die Küche, aus welcher nach der Hinterseite des Hauses auch eine Thür führte, welche stets verschlossen gehalten wurde. Im oberen Stockwerke befanden sich noch zwei kleinere Giebelstuben, die jedoch nur zur Aufbewahrung von Sachen benutzt wurden.

Im Wohnzimmer brannte noch Licht. Vor dem in der Ecke des Zimmers stehenden Schranke aus dunkelgebeiztem Nußbaumholz kniete Lina, mit dem Ordnen der darin liegenden Wäsche beschäftigt. Doch schienen andere Gedanken sie in Anspruch zu nehmen; mit unverkennbarer Aengstlichkeit in den heute etwas angegriffenen Zügen trat sie von Zeit zu Zeit an das Fenster, um auf das Geräusch draußen zu horchen.

Eben hallten von dem Thurme der alten Hauptkirche zwölf Schläge durch die stille Nacht und die Wächter verkündeten unter langgezogenem Hornruf die Mitternachtstunde, als sie draußen vorsichtige Tritte zu vernehmen glaubte. Eilig sprang sie auf und lauschte. Die Gartenpforte knarrte leise und jetzt hörte sie dicht vor dem Fenster ein leises Räuspern. Wie unschlüssig ging sie hin und her im Zimmer, dann eilte sie leise durch den Flur nach der aus der Küche in's Freie führenden Thüre, öffnete diese geräuschlos, und bald darauf trat sie mit zwei in dunkle Mäntel gehüllten Gestalten, in denen wir, nachdem sie letztere abgelegt, Blücher und Werner erkennen, in's Zimmer.

In der gegenüberliegenden Stube, welche der Vater bewohnte, herrschte tiefe Ruhe und Dunkelheit.

Vor kaum einer Stunde war Schwan in ziemlich erheiterter Stimmung nach Hause gegangen, und der noch starke Duft von Tabaksqualm und Weindunst, sowie die Zahl der geleerten Flaschen bewies, daß Schmolke mit seinem Gast nicht gerade mäßigem Genusse sich

hingegeben. Deutlich hörte man in dem großen dunkeln Zimmer das Tiktak der alten Wanduhr, und aus dem durch eine offene Thür mit großen grünen Vorhängen verbundenen Alkoven die starken Athemzüge eines Schläfers. Die späte Mahlzeit oder der reichlich genossene Wein schienen Schmolke's Schlaf zu beunruhigen; stöhnend und unzusammenhängende Worte murmelnd wälzte er sich auf dem Lager umher.

Da wurde leise die Thür geöffnet, und in der einen Hand ein Licht tragend, welches durch die vorgehaltene Hand geschützt eigenthümliche Streiflichter warf, trat eine hohe weiße Gestalt die drei Stufen hinan in's Zimmer. — Blücher, denn diesen erkennen wir sofort in der Vermummung durch die lange weiße Bettdecke, welche nur den obern Theil des Gesichtes frei ließ, näherte sich leise dem Alkoven und ließ nun einen Moment den vollen Lichtschein auf das geröthete Gesicht des Schläfers fallen.

„Was wollt Ihr?“ murmelte Jener noch im Schlafe.

Jetzt öffnete er, durch den Lichtschimmer geblendet, ein wenig die Augen.

„O, mein Gott!“ rief er ängstlich, als er die stumm vor ihm stehende weiße Gestalt erblickte . . . „Du bist es, Therese! — — Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ — — —

Die Gestalt erhob sich trotz der Beschwörung vor seinen noch traumverwirrten Blicken, wie ihm schien, zu übermenschlicher Größe.

„Du willst mich strafen, Therese! Ach ich weiß, was Du von mir willst!“ — — —

Kein Laut antwortete dem in kaltem Angstschweiß Gebadeten, der sich angstvoll im Bette aufzurichten versuchte.

„Nein! Nein! Er soll sie nicht haben. — Du weißt ja, ich habe sie immer lieb gehabt! Aber ich bin arm, — sehr arm!“

Die Gestalt schüttelte lautlos den Kopf, aus welchem zwei gespenstige Augen den Zitternden anstarrten.

„Nun gut! Ich weiß, Du wünschest, daß sie den Andern heirathe. Ich will ja gern Deinen Willen thun. Sie soll den Unterofficier haben. Ich will nicht mehr dagegen sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kämpfe vor Paris am 30. November und 2. December.

(Schluß.)

Chateau Ferrieres, 3. Dec. Am Morgen des 2., um 9 Uhr stand ich schon wieder auf einem Schlachtfelde, das noch viel grausiger war als das gestrige, da ich das gegenseitige Schlachten aus nächster Nähe mit ansehen konnte.

Die Preußen, Württemberger und Sachsen hatten im Morgengrauen die vorgestern von der Uebermacht der Franzosen genommenen Dörfer Champigny und Brie-sur-Marne im Sturme angegriffen. Seit 5 Uhr Morgens hatte ich schon das heftigste Brüllen der Kanonen vom Fort Nogent und den danebenliegenden großen Schanzen Plaisance und St. Maur gehört. Dann kam nach Boissy-St.-Leger, wo das württemberg'sche Hauptquartier in Chateau-le-Piple lag, die Nachricht, es werde ein heißer Bluttag. Ich hatte freundliches Quartier bei den Officieren des Hauptquartieres im Chateau Carriere gefunden. Mit dem Feldprediger Sturm fuhr ich dem Kanonendonner entgegen. In Chennevieres lag schon eine frische, blutige Leiche hinter einer Gartenmauer. Bis dahin hatte der schwer in der Brust Verwundete sich geschleppt — dort war er zusammengebrochen. Ein württemberg'scher Jäger kam uns entgegen. Die rechte Hand hatte er, mit seinem Schnupftuche umwickelt, unter den Mantel gesteckt. „Verwundet?“ — „Ja, zwei Finger der rechten Hand abgeschossen — meine beiden besten Finger, die mit der Nadel meine Eltern ernährten . . . o, meine armen, armen Eltern!“ — An sich, an seine schmerzende Wunde, an seine Zukunft dachte der Brave nicht. — „Wie steht's draußen, Kamerad?“ — „Traurig, traurig! Unser 2. württemberg'sches Jäger-Bataillon hat heute Früh den ersten Sturm auf Champigny gemacht. Wir wurden von einem Hagel von Chassepotkugeln schon empfangen, ehe wir nur einen einzigen Franzosen zu Gesichte bekamen. Die saßen alle wohlverschanzt in den Häusern des Dorfes und schossen aus Fenstern und Schießscharten — und sie schießen sehr, sehr weit — 1500 Schritt weit. Da wurden schon Viele, grausam Viele von uns niedergeschossen, ehe wir nur einen einzigen Schuß abgeben konnten. Wir aber stürmten weiter — über die Leichen unserer Kameraden hinweg. Und ehe wir noch das Dorf erreichten, hatten wir keine Offiziere mehr — die waren alle todt oder verwundet. Und wir stürmten ohne Commando in das Dorf und in die Häuser und es begann ein entsetzliches Gemetzel. . . . Aber wir mußten der Uebermacht weichen — unser Bataillon ist vollständig aufgerieben und der kleine Rest versprengt — hierhin und dorthin über das Schlachtfeld. Niemand weiß, wohin gehen und weiter kämpfen. Und ich habe dabei meine beiden besten Nadel-Finger verloren. . . . Meine arme, arme alte Mutter — mein armer Vater! . . .“

Die nächsten großen Villen in Chennevieres wurden schnell zu Verbandplätzen und Nothlazarethen eingerichtet; Matratzen wurden aus dem Dorfe hieher zusammengeschleppt. Ich trat in solch ein Haus des Jammers. Die unteren Zimmer waren schon gefüllt mit Verwundeten und immer kamen neue angeschlichen, matt, müde, bleich, schmerzdurchzuckt. Und doch waren diese Alle nur Leichtverwundete, die sich selber mühsam aus dem Schlachtgetümmel heranschleppen konnten, höchstens auf den Arm eines noch leichter blessirten Kameraden gestützt. Die Schwerverwundeten lagen noch draußen auf dem Blutfelde, hilflos, wimmernd, verzweifelnd. Es war bis jetzt unmöglich, sie aus dem Schlachtenfeuer und Gewirr herauszutragen. Soldaten mit dem rothen Kreuze am Arme halfen die Verwundeten verbinden, trugen sie auf die Streu oder

Matratzen und gaben ihnen zu trinken, heizten die kalten Zimmer mit dem ersten Holze, das ihnen in die Hand fiel, mochte es rohes Eichenholz oder ein Mahagoni-Möbel sein. Ich ging die Chaussee weiter nach Champigny zu, in den Granatenhagel, in das Schlachtengetöse, in das Schlachten-Elend hinein. An dem Kreuzungspunkte der Chausseen nach Champigny und Villiers steht ein von einer Mauer umschlossenes halbzerschossenes Gebäude, das sogenannte „Jägerhaus". Hinter der Mauer war ein Nothverbandplatz errichtet, obgleich die feindlichen Granaten dieses Haus geradezu zum Zielpunkte ersehen hatten und unzähligemale in das Haus und die Mauer oder auf die Chaussee und das umliegende Feld einschlugen. Auf dem Hofe lag ein Artillerist mit einer grauenhaften Kopfwunde, aber das Herz, die Augen lebten noch. „Dem ist nicht mehr zu helfen, laßt ihn liegen!" sagten die Militär-Aerzte. „Es wird bald mit ihm vorbei sein". Dort hinter der Mauerecke des Jägerhauses habe ich lange gestanden; hier konnte ich vier von Kanonen durchrasselte, von Reitern durchsprengte, von Verwundeten und Leichen bedeckte Chausseen übersehen. Und dann kamen auch die Compagnien der Verwundetenträger in Bewegung, gingen auf das Schlachtfeld hinaus und trugen auf ihren Bahren immer neue Verwundete herbei; aus Chennevieres kamen die bedeckten Wagen mit dem rothen Kreuze angerollt und die Bahren mit Schwerverwundeten wurden hineingeschoben, wie man einen Sarg in den Leichenwagen schiebt, auf den Bock wurde noch ein Leichtverwundeter gehoben und weiter ging's in die Lazarethe und Verbandstationen von Chennevieres, sowie von dort weiter nach La Rueue, Pontault, Combault, Emerainville, Croissy, Ferrieres u. s. w. Manch ergreifendes Schlachtenbild habe ich von dieser Mauerecke des Jägerhauses mit angesehen. Auf zwei Soldaten gestützt kommt ein preußischer Major mühselig über das Feld herangeschlichen, sein schwarzer Regenmantel ist vorn von oben bis unten mit Blut übergossen, das aus einer tiefen Kopfwunde über dem linken Ohr strömt; auch das Ohr ist von demselben scharfen Granatsplitter zerrissen, aber das Gesicht zuckt mit keiner Muskel. „Herr Doctor, eine ehrliche Frage: Ist die Wunde gefährlich?" — „Nein, Herr Major, nur das Ohr wird etwas defect bleiben!" — „Das thut nicht viel, ich bin über die Schönheits- und Eitelkeitsjahre hinaus. Wie lange werde ich dienstuntauglich bleiben?" — „Etwa sechs Wochen". — „Nun, bis dahin ist der Krieg aus. Da lasse ich mich jetzt lieber gleich evacuiren und ich gehe zur Pflege zu meiner Frau. Und im Nothfalle kann ich ja auch wieder kommen. Ich danke Ihnen, Herr Doctor, ich bin der Divisions-Adjutant v. St." — Inzwischen ist die Wunde nothdürftig zugenäht, und der Major stützt sich auf die beiden Soldaten weiter nach Chennevieres zu. Da kommt ein Trupp Musiker mit kriegerischen Blech-Instrumenten zurück vom Schlachtfelde. Sie sind dort überflüssig geworden und können ein sicheres Plätzchen aufsuchen. Sie sind schon über das Jägerhaus hinaus, da saust gurgelnd eine riesige Granate über das Haus hinweg und nimmt einige Dachsparren und Steine mit fort, uns Alle, die wir uns wie auf Commando hinter der Mauer tief geduckt haben, mit Holz- und Dachsteinsplittern überschüttend ... und in der nächsten Viertelsecunde heult sie mitten in den auseinanderstiebenden Trupp Musiker hinab . . . Einer bleibt still, regungslos todt auf der Chaussee liegen — die Andern sehen sich wohl noch einmal scheu, mitleidig nach dem armen Kameraden um, dann eilen sie weiter dem schützenden Dorfe zu. Der Todte bleibt mit seinem zerschellten blanken Waldhorn lange, lange mit ausgestreckten Armen und Beinen mitten auf dem Wege liegen, bis eine Feldbatterie heranrasselt und eine mitleidige Hand die Leiche vor den Rädern in den nächsten Straßengraben schleift — dort liegt sie sicher heute noch. Die Chaussee von Villiers kommen zwei wunde Zweiundvierziger, der Eine sich auf den Andern stützend, langsam herangeschlichen, bei jedem Heransausen einer Granate Schutz suchend in dem Straßengraben oder hinter den alten dicken Chausseepappeln. Aber eine Granate ist doch noch schneller, als die wunden Beine sind, sie schmettert auf die beiden nieder, und der eine Kamerad stürzt quer über den Anderen hin — augenblicklich todt! Die gepackten Tornister ragen noch auf dem Rücken empor, unbeschädigt. Das eine Zündnadelgewehr ist von der Granate in der Mitte durchsprengt. Zehn Schritte weiter steht ein französischer Munitionskarren mit 4 Pferden bespannt. Die liegen todt im wüsten Gewirr über einander. Der Deckel des Munitionskastens ist fortgerissen. Im Innern stehen diese hübschen saubern Mitrailleusen-Patronen in den mit Silberpapier beklebten viereckigen Kästchen, die auf einen Ruck 25 tödtliche Kugeln fortschleudern. Der große Kasten ist noch fast gefüllt und steht noch von dem Kampfe am 30. hier. Heute ist das Gefecht weiter unten im Marnegrunde und dreht sich fast nur um die Dörfer Champigny und Brie, die den Franzosen unter allen Umständen wieder entrissen werden sollen, weil nur, wenn sie in deutschen Händen sind, der Uebergang des Feindes über die Marne verhindert werden kann. Dort auf der Höhe über Champigny sind drei preußische Feldbatterien aufgefahren, gerade gegenüber dem Fort Nogent. Gehen auch wir dahin, dort haben wir einen vollen Blick auf das Marnethal — auf Champigny hinab — auf das heutige Schlachtfeld. Auf einer Wiese jenseits der Marne stehen sechs Mitrailleusen. Wir können durch unser gutes Glas die Farbe der einzelnen Vorspannpferde unterscheiden. Es sind viele Schimmel darunter, und die Pferde galoppiren noch so feurig, als hätte jedes den Tag 6 Metzen Hafer zu verzehren. Die Mitrailleusen wüthen gegen die auf Champigny anstürmenden Greifswalder Jäger, die Württembergs vernichtetes 2. Jägerbataillon abgelöst haben. Diese Mitrailleusen müssen zum Schweigen gebracht werden — oder . . .! Und die Colberger Feldgeschütze werfen Sechspfünder auf Sechspfünder auf die Höllenmaschinen hinab . . . aber die verstummen nicht. Dagegen nehmen jetzt Fort Nogent und die Schanzen Plaisance und St. Maur unsere Feldgeschütze auf's Korn, und Granate auf

Granate fällt dicht und immer dichter um die Batterien und zwischen die Munitionskarren hinein — jetzt haben die Franzosen genau die Distanz ausprobirt — die nächste Granate reißt zwei Vorspannpferde nieder und bespritzt uns mit Blut und Erde und Eisensplittern ... Die leichten Batterien mit ihren Sechspfündern können gegen die hundertpfündigen, zuckerhutförmigen Geschosse aus den schweren Marinegeschützen der Forts nichts machen — sie ziehen sich stumm zurück!

O, mit welcher heißen, wilden, ingrimmigen Sehnsucht dachte ich in dem Augenblicke an die 378 großen, stummen, eisernen Mäuler bei Villecoublay zurück! Wenn wir nur ein, zwei Dutzend dieser schweren Geschütze hier auf dieser bequemen Höhe dem Fort Nogent gegenüber gehabt hätten, wohl eingegraben und wohl umschanzt ... bei Gott! unsere wackeren preußischen Kanoniere hätten die französischen Marinegeschütze zum Schweigen gebracht — oder der letzte Kanonier wäre auf der letzten Kanone auf immer verstummt!

Die Feldgeschütze retirirten, und ich ging weiter vor auf der Chaussee nach Champigny. Da steht auf der Höhe des Weges ein Weingärtnerhäuschen — halb zerschossen. Dort mußte in der Nacht des 30. v. M. eine französische Feldwache bivouakirt haben. Französische Zeitungen, Briefe, Bücher, Kochgeschirre, Säbel und einzelne Kleidungsstücke lagen wild umher — und auf dem Flur und im Hofe und Garten 9 Leichen von Franzosen. Die Feldwache war heute Morgens aus diesem Hause von den württemberg'schen Jägern vertrieben worden. Hinter einer Mauer faßte ich Posto und hatte hier einen klaren Blick auf die bergab sich senkende Chaussee und auf den Kampf in und um Champigny. Jedes Haus mußte von den Greifswalder Jägern einzeln erstürmt werden, und es wurde erstürmt, aber das tapfere Bataillon schmolz mehr und mehr zusammen, bis es von anderen preußischen Infanterie-Bataillonen abgelöst wurde. Hier stand ich lange, lange! Und ich sah todmüde württemberg'sche Jäger die Bergstraße heraufkommen. „Wir sind keine dreißig Mann mehr," riefen sie mir thränenlos zu, „und unsere Officiere sind alle todt — alle!" Auch einzelne Trupps von gefangenen Franzosen kamen vorüber. Sauste eine französische Granate heran, so warfen sich Alle, Freund und Feind, auf die Erde oder gegen die schützende Grabenwand. Aber manch Einer, der dem Gemetzel in Champigny entgangen war, blieb hier noch auf der Chaussee liegen, denn auch die Chassepotkugeln pfiffen zu uns herauf. Gegen Abend ging ich noch weiter vor auf einen Verbandplatz, nothdürftig durch mit Erde beworfene Schanzkörbe geschützt und von Fahnen mit dem rothen Kreuze im weißen Felde überweht. Ein leicht am Arme verwundeter 49er schleppt sich heran und bittet um einen Verband, aber da kommt eine Granate niedergeplatzt und reißt ihm das ganze rechte Bein und die Hälfte des Unterleibes mit fort.

Und der Abend sank dunkler und dunkler herab, und das Gewehrfeuer in Champigny und Brie ward schwächer und schwächer. Die Soldaten mit dem rothen Kreuze eilten mit ihren Tragen über das Schlachtfeld und suchten die Verwundeten. Aber manch Einer ist doch übersehen worden und die Nacht draußen geblieben — und in der eisigen Kälte erstarrt.

Ich war sehr, sehr schlachten- und blutmüde und so in meinem Inneren gebrochen und zerrissen, wie noch nie in meinem Leben. Ich ging langsam über das Blutfeld zurück, mir ein Nachtlager zu suchen. Auf der Chaussee traf ich zwei Greifswalder Jäger, Einjährig-Freiwillige. Sie waren äußerlich nicht verwundet, aber ihre Kraft, ihre Kampfesfreudigkeit war gebrochen. „Von unserem Bataillon sind nicht 300 Mann übriggeblieben. Die übrigen 700 liegen in Champigny oder in der Kiesgrube davor." — „Haben Sie nicht den Hauptmann v. Gillern gesehen?" — „Todt! todt!" Ihn traf in der Kiesgrube eine Kugel mitten durch die Brust. Er war mein guter Hauptmann. Ich gab ihm noch einen Schluck kalten Kaffees und eine bequemere Lage — zum Sterben, dann mußte ich weiter." — „Und ich fand ihn nachher todt," sagte der Andere. „Ich fühlte ihm noch den Puls — er ging nicht mehr, und das Herz stand still." — Dort begegnen einander zwei 49er. „Du, hast Du meinen Bruder nicht gesehen?" — „Todt! todt! Sie sind ja fast Alle todt, die braven Jungen aus Gnesen und Bromberg." — Ein preußischer Husaren-Lieutenant sprengt heran. „Sind keine württemberg'sche Jäger hier?" — „Ja, hier ist noch Einer übriggeblieben." Und er versucht es sogar, dem Officier die Honneurs zu machen. — „Haben Sie den Fähnrich Grafen Taube gesehen?" — „Ja, er ist todt." — „Und kennen Sie auch seinen Bruder, den Freiwilligen?" — „Ja, er fiel an der Seite seines Bruders. Beide wurden von Kugeln in den Kopf getroffen. Todt! todt! Sie Alle sind ja todt!" — „Die armen, armen Eltern! Diese liebenswürdigen, frischen Jungen waren ihre ganze Freude. Todt! todt!"

... Und welcher Contrast zu diesem grausigen Blut- und Leichenfelde! Ich sitze hier in einem Prunkzimmer des Rothschild'schen Zauberschlosses Ferrieres, das mit kaum glaublichem Glanze und verschwenderischem Luxus ausgestattet ist — und schreibe diese traurigen Schlachtenbilder nieder.

Hier höre ich auch soeben, daß die württemberg'sche Division am 2. einen Verlust von 61 Officieren und 1900 Mann hatte. Der Verlust der Preußen und Sachsen wird nicht geringer sein.

Und trotz dieser entsetzlichen Verluste war gestern Abends Champigny noch zur Hälfte in den Händen der Franzosen, Brie ganz. Ueber Nacht haben die Franzosen beide Positionen aufgegeben und sich über die Marne zurückgezogen. Ob auf immer? Das werden die nächsten Tage lehren. Heute finden starke preußische Truppenzüge in die Gegend von Champigny und Villiers statt, die todmüden und halb aufgeriebenen Bataillone abzulösen. Möchte mein nächster Brief Fröhlicheres melden. W. v. R.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 152. Speyer, Donnerstag, den 22. December 1870.

Zeitgedichte.

*** An den Frieden.** *)

Friede, komm' zu uns mit Freuden,
Komm', vertreib' die Kriegesleiden,
Die wir schon so lang gebüßt,
Friede, komm', sei uns gegrüßt!

Friede, komm' und lindre Schmerzen,
Gieße Balsam in die Herzen,
Heil' die Kranken und die Wunden,
Komm' und laß' sie all gesunden.

Komm' zu uns, du süßer Frieden,
Den uns Deutschlands Heer beschieden,
Uns'rer tapfren Heeresmacht
Sei von Herzen Dank gebracht.

Friede, komm' zum deutschen Lande,
Komm' zu hoh' und niedrem Stande,
Haß und Feindschaft weich' zurück,
Friede, komm' und bring' uns Glück.

Friede, komm' zu den Soldaten,
Zu den tapfren Kameraden,
Komme auch zu unserm Feind,
Wenn er's friedlich mit uns meint.

Friede, komm' in jede Kammer,
Wo die Wittwe weint voll Jammer,
Bring in jedes Elternhaus
Zurück den Sohn aus Schlachtengraus.

Friede möcht' ich Allen sagen,
Die ob ihrer Theuren klagen,
Vater, Mutter, Wittwe, Braut,
Euren Schmerz' beklag ich laut.

Friede sei den Tapfern allen,
Die für Deutschlands Ehr' gefallen,
Friede über jeden Held,
Der erschlagen liegt im Feld!

*) Von einem pfälzischen Handwerker.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von **Max Wenzel.**

(Fortsetzung.)

Wieder schüttelte die Gestalt den Kopf.

„Du glaubst mir nicht!" fuhr Jener fort, der sich jetzt halb aufgerichtet hatte und im Bette kniete — zum großen Ergötzen Blüchers, der kaum vor Lachen an sich halten konnte.

„Schwöre!" murmelte eine tiefe Grabesstimme.

„Nun ja, ich schwöre es," flüsterte Jener, indem er die zitternde Rechte zum Schwur emporstreckte. „Aber, jetzt gehe! Verlaß mich! Ich sterbe, wenn Du noch länger bleibst."

Die Gestalt nickte feierlich und zog sich langsamen Schritts nach der Thür zurück. —

Eben war sie im Begriff, durch den Ausgang zu verschwinden, als Schmolke, der allmälig von seiner Schlaftrunkenheit und Angst sich zu erholen begann, ein Stolpern, einen leisen Fluch und den Fall eines schweren Körpers auf den nach dem Flur führenden Stufen hörte. Zu gleicher Zeit war das Licht erloschen und tiefe Dunkelheit erfüllte das Gemach.

So groß auch der Aberglaube Schmolke's und die Verwirrung durch den Schlaf und den vorhergenossenen Wein war, jetzt war er durch das laute Geräusch völlig nüchtern geworden und erblickte, zwar noch mit einem Gefühle von Furcht, aber doch jetzt bei klarem Bewußtsein, durch die noch nicht geschlossene Thür auf dem Flure einen Lichtschimmer. — Nach kurzem Bedenken erhob er sich rasch vom Bett, warf schnell den weiten Hausrock über und eilte noch etwas schwankenden Schrittes, jedoch vorsichtig, dem Hausflur zu, auf welchem er, als er näher kam, leises Flüstern zu vernehmen glaubte. Geräuschlos öffnete er die nur angelehnte Thür und . . . . kaum traute er seinen Augen bei dem Anblick, der sich ihm darbot. —

Blücher hatte, während er die Rolle des Geistes spielte, bei dem Anblick des jämmerlichen alten Frömmlers kaum sein Lachen verbergen können. Als er sich langsam zurückzog, war er auf das Ende des lang nachschleppenden Lakens getreten und ziemlich unsanft die drei nach dem Flur führenden Stufen hinabgefallen. Eben waren draußen Lina und Werner, welche mit angehaltenem Athem gelauscht hatten, beschäftigt, Jenem das Laken abzunehmen und die vom Falle etwas staubig gewordene Uniform abzuklopfen, wobei Blücher erzählte, wie leicht ihm Schmolke's Angst seine Gespensterrolle gemacht habe, als ein leises Knarren der Thür sie aufschauen ließ.

„Herr Gott! der Vater!" flüsterten kaum hörbar Lina's Lippen, während sie sich unwillkürlich bei dem

Schreck an Werner schmiegte, als ob sie bei diesem Schutz vor dem drohenden Ungewitter suchen wollte.

Dunkelroth theils aus Scham, theils aus Aerger über den überraschenden Anblick, — die weiße Nachtmütze auf den wirren Haaren, die langen magern Glieder unvollständig durch den schlotternden Schlafrock verhüllt, erschien Schmolke, jetzt selbst einem Gespenst ähnlich, unter den Erschreckten. —

„Also Du, nichtsnutziger Hallunke, hier in meinem Hause!" herrschte er wüthend Werner an, der verlegen an seinen langen Bartzipfeln zupfend vergebens eine Entschuldigung zu stottern versuchte.

„Und die Dirne mit im Bunde gegen ihren Vater? Wartet das sollt ihr mir büßen!" —

„Und wer ist denn das Gespenst, das sich zur Nachtzeit in fremde Schlafstuben schleicht und die Leute zu Tode erschreckt?" wandte er sich höhnisch an Blücher, der, selbst einigermaßen überrascht, jetzt vortrat und dem Zornigen ruhig in's Gesicht blickte.

„Schämen Sie sich, alter Sünder, solche Reden gegen ihre Tochter zu führen. Ich meine, Sie hätten das arme Kind genug gequält; und Sie haben genug der Sünde an Ihrer unglücklichen Frau gut zu machen!"

Die niederschlagenden Worte, der imponirende Blick Blüchers schüchterten den Schneider sofort ein.

„Wie? Sie sind es, Herr Lieutenant!" stammelte er verwirrt, als er das ihm wohl bekannte Gesicht seines frühern Vorgesetzten erkannte, dessen Energie er in seiner Dienstzeit oft genug kennen und fürchten gelernt, indem er unwillkürlich die kaum noch darauf haftende Nachtmütze vom Kopfe zog. „Sie haben sich einen Scherz gemacht?"

Mit kurzen Worten setzte ihm Blücher das ganze Sachverhältniß auseinander, was Jener zuerst mit Aerger, später mit großer Beschämung mitanhörte.

„Sie sehen ja," schloß er, indem er auf Werner zeigte, der die sich gar nicht sträubende Lina immer noch im Arme hielt, — „wie lieb sich die Beiden haben. Uebrigens" — fügte er lächelnd leise hinzu — „Sie selber haben ja Ihrer Frau versprochen, sie ihm zu geben."

„Dem Habenichts!" brauste Jener bei der Erinnerung an seine schmähliche Gespensterfurcht auf, indem er sich gegen Werner wandte, der ihm ein geeigneter Gegenstand für seinen Zornausbruch zu sein schien — „Nimmermehr, eher soll mich — — —"

„Fluchen Sie nicht mehr!" unterbrach in Blücher besänftigend. „Uebrigens ist der Unteroffizier nicht so arm als Sie meinen; erstens ist er ein stattlicher Kerl, den sich Jeder gern zum Schwiegersohn wünschte, der sein gutes Auskommen hat, und der, das kann ich ihm prophezeihen, nächstens Wachtmeister wird; und dann" — hierbei holte er mit raschem Entschluß aus der engen Tasche des knappen Attilas die uns schon bekannte, ziemlich gewichtige Börse hervor, die er dem dadurch völlig verwirrten Werner in die Hand drückte — „ich denke diese vierhundert Thaler werden wohl zu seiner ersten Einrichtung hinreichen, wenn der Schwiegervater noch ein Weniges hinzulegt."

Schmolke stand, ohne etwas zu erwidern, überlegend da, indem er verwundert bald den Lieutenant, bald Werner anblickte, der über das reiche Geschenk noch immer sprachlos war. Es war ein hübsches Paar, das mußte er selbst gestehen, wenn er dagegen an Schwan dachte, und dann, — der Scandal in der Stadt, wenn die Geschichte ruchbar wurde — —

„Nun?" fragte Blücher.

„Vater!" rief jetzt Lina, indem sie sich weinend mit Werner dem Alten zu Füßen warf.

„Nun! Meinethalben! Ich muß ja wohl!" sagte Jener endlich. „Aber was soll ich Schwan sagen?"

„Ich rathe Ihnen," unterbrach ihn Blücher, „sich mit dem Hallunken nicht weiter einzulassen, diese Galgenphysiognomie sehen wir gewiß noch baumeln." —

„Nun, Ihr beiden Turteltauben," wandte er sich an Werner und Lina, welche vor Freude lachend und weinend sich in den Armen lagen und bald ihm, bald dem Vater die Hand küßten, „ich wünsche Euch von Herzen Glück; ich denke, Ihr werdet mich auch zur Hochzeit einladen, und . . . . zur ersten Kindtaufe!" fügte er lachend leiser hinzu.

Während Schmolke ganz gerührt über die Seligkeit seiner Kinder lächelte und Lina an Werners Brust ihr erröthendes Gesichtchen versteckte, hatte Blücher seinen Mantel umgenommen und eilte, indem er die Glücklichen sich selbst überließ, still in tiefen Gedanken durch die dunkle Nacht seiner einsamen Wohnung zu.

V.

Schmolke bereute sein so ungern gegebenes Versprechen nicht. Je mehr und je näher er den geraden, ehrlichen Charakter des wackern Soldaten kennen lernte, um so lieber gewann er ihn; seine frühern bösen Neigungen, sowie den Umgang mit Schwan und dessen unsaubern Freunden gab er gänzlich auf. Werner wollte zwar das ihm damals so unverhofft von seinem Lieutenant geschenkte Geld durchaus nicht behalten, aber Blücher mochte nichts von der Rückgabe wissen, indem er seinen Freunden wiederholt versicherte, daß nie ein Spielgewinnst ihn so erfreut habe wie der an jenem Abend. Ueber die Begebenheiten jenes Abends beobachteten Alle, trotz der neckenden Anfragen, tiefes Schweigen; nur am Hochzeitstage, der ein Jahr später gefeiert wurde und zu welchem Blücher, der inzwischen seine Garnison gewechselt hatte, herübergekommen war, fragte er bei dem heitern Schmause den neben ihm sitzenden Schmolke scherzend, ob ihm seine Frau nicht erschienen sei, um ihm zu danken, was dieser mit lächelndem Kopfschütteln verneinte.

(Schluß folgt.)

Die Mundarten Frankreichs. *)

So sehr nun auch die provenzalischen Dichter bemüht waren, ihre Lieder in die correcte Form der durch allgemeine Annahme festgestellten Sprache zu kleiden,

*) Fortsetzung zu Palatina Nr. 145.

so konnten sie doch nicht vermeiden, daß provinzielle Schattirungen sich bemerkbar machten, ja wir erhalten sogar manchmal vollständige Proben der Mundarten, deren Bestehen daraus zu folgern ist. Am meisten ist dies im Norden der Fall, wo auch nicht einmal der Versuch, eine einheitliche Sprache herzustellen, gemacht wurde. Jede Provinz hatte ihren eigenthümlichen Dialect, dessen sie sich auch bei den literarischen Producten bediente. Dennoch können wir alle diese Spracheigenthümlichkeiten des Nordens auf 3 Hauptmundarten zurückführen: die burgundische, pikardische und normannische. Diese Idiome bezeichnet schon Roger Bacon (1214—1292) als die hervorragendsten von Frankreich. Nach Fallot „Recherches sur les formes grammaticales" 2c., begrenzt eine Linie von der Mündung der Garonne bis zur Mündung der Somme das Normannische, eine Linie von Rouen nach Metz das Picardische im Süden, eine Linie von Rheims nach Paris, Chartres und Toul das Burgundische im Norden, so daß hiernach auf die normannische Mundart die früheren Provinzen: Normandie, Bretagne, Maine, Perche, Anjou, Poitou, Saintonge; auf die picardische: Picardie, Artois, Flandern, Hennegau, Niedermaine, Tierache, Rethelois; auf die burgundische: Bourgogne, Nivernois, Berri, Orleanais, Touraine, Niederbourbonnais, Isle de France, Champagne, Lothringen und die Franche-Comte kommen.

Unter diesen Dialecten hat die Mundart von Isle de France, d. h. die französische im engern Sinne, welche ursprünglich zum burgundischen Sprachkreise gehörte, sich dergestalt gehoben, daß die Schriftsprache aus ihr hervorging. Was ihr dies Uebergewicht verschafft, war ein politisches Ereigniß, das allmähliche Umsichgreifen der Macht der Capetinger, die mit Klugheit und Geschick ihren Vasallen immer mehr und mehr von deren Selbstständigkeit zu entreißen verstanden. Indem nun die Einheit des Königthums zunahm, verminderten sich die provinziellen Verschiedenheiten; im Laufe der Zeit gewann die Redeweise von Isle de France das Uebergewicht und erhob sich endlich zur allgemeinen Schriftsprache, aber nicht ohne von den umliegenden Mundarten zahlreiche Formen, die eigentlich ihrem Wesen fremd waren, in sich aufzunehmen. Sie wußten außerdem aber auch auf den Süden ihre Herrschaft auszudehnen. Durch die Niederlage der Albigenser und den Fall von Toulouse im 13. Jahrhundert kam der ganze Süden unter die Botmäßigkeit der Herrscher Nordfrankreichs, und mit dem Verlust der Freiheit ging der gänzliche Verfall der provenzalischen Literatur Hand in Hand.

Das Französische setzte seinen Kampf gegen die Dialecte nicht nur während der altfranzösischen Periode, sondern auch in der neufranzösischen, die etwa gegen Ende des 15. Jahrhunderts beginnt, kräftig fort und wurde dabei durch die religiösen Unruhen, durch die Bürgerkriege des 16. Jahrhunderts, und namentlich durch die französische Revolution von 1789 mit ihrer Tendenz zur politischen Gleichmachung, zur Nivellirung und Verschmelzung aller Stände in der Gesellschaft, wesentlich unterstützt. Aber durch alle diese Anstrengungen ist weiter nichts erreicht worden, als daß diejenigen, die besonders sorgfältig erzogen sind, die Schriftsprache correct sprechen, daß die, welche eine weniger gute Erziehung genossen, eben genug davon gelernt haben, um sie vollständig zu verstehen und sich zur Noth darin ausdrücken zu können, aber nie werden auch diese, wenn sie im Kreise der Freunde, im Schoße der Familie sich befinden, falls äußere Umstände nicht dazu zwingen, sich derselben in der Unterhaltung bedienen, sondern immer wird dann das liebgewonnene Heimathsidiom wieder die Herrschaft ergreifen. Unter dem eigentlichen Volke herrscht das „Patois" noch so überwiegend, daß in fast allen kleinen Städten, namentlich im Süden Frankreichs und mehreren Gegenden des Nordens, die Geistlichen gezwungen sind, 2 Predigten zu halten, die eine französisch, die andere im Patois des Ortes, um überhaupt verstanden zu werden.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß durch den Elementarunterricht, der namentlich auf die Erlernung des Französischen gerichtet wird, durch den militärischen und den häuslichen Dienst, der die unteren Classen mit den Gebildeten zusammenführt, die große Mehrzahl des Volkes genug Französisch lernt, um es zu verstehen und sich nothdürftig darin auszudrücken; aber nie werden die Einwohner der Gegenden, in denen es recht charakteristische Patois gibt, sich rein und mit Leichtigkeit französisch ausdrücken können; und sollten sie selbst von Jugend auf die sorgfältigste Erziehung genossen haben, so werden sie sich dennoch, namentlich in Augenblicken größerer Erregung, bald verrathen, nicht nur durch die Aussprache, sondern auch durch gewisse Ausdrücke und Wendungen, die der ausschließliche Besitz ihrer Provinz sind. Die starke Opposition, die der Süden Frankreichs immer gegen den Norden an den Tag gelegt hat, erklärt sich zum Theil durch die große Verschiedenheit der beiden Sprachen. Der Nordfranzose nennt alle Bewohner der südlichen Provinzen „Gascogner" und knüpft an diese Benennung aus mehreren Gründen, aber namentlich wegen ihrer eigenthümlichen Sprache einen unzweideutigen Begriff des Komischen. Der Südfranzose nennt alle Bewohner der Provinzen jenseits der Loire „Franchimans" und ein traditioneller Widerwillen hat diesem Worte eine mißachtende Bedeutung gegeben. Was in Paris Spott ist, verwandelt sich in Toulouse in Abneigung.

(Fortsetzung folgt.)

*** Aus einem Feldpostbriefe.

Sceaux, 7. Dec. Die letzten Tage waren für uns furchtbar aufregend und schrecklich zu durchleben. Es schien, als habe sich das Blatt gewendet; statt daß wir Paris bombardirten, eröffneten sie im vollen Sinne des Wortes ein Bombardement gegen uns. Drei Tage nacheinander von allen Forts, im Verein mit Feldgeschützen, stets gegen Mitternacht plötzlich anfangend, ein nie gehörtes, planloses, furchtbares Feuer! Die Granaten, mit Bomben untermischt, durchschwirrten die Nacht. Ein plötzlich mitten herein Versetzter hätte den Anbruch des jüngsten Tages und die Eröffnung des Welt-

gerichtes zu erleben geglaubt! — Die Bataillone in ihren Gefechtsstellungen, die Artillerie in die Batterien eingefahren und der Train zum Rückfahren bereit, war das Werk weniger Minuten, und so mußte Alles, festgebannt an die befohlenen Plätze, der Dinge warten, die da kommen sollten, während die Granaten in der Luft pfiffen und krachend platzten, die Sprengstücke auf die Dächer und Bäume herunterstreuend, oder mit furchtbarer Wucht durch die Mauern der Häuser polterten, überall suchend, wen sie verderben sollten. So warf's uns eine Aufregung in die andere, und der Tag blieb so lange, und der Frost wurde immer größer, so zwar, daß die Opfer, die heute fielen, zu erkalten nicht mehr erst nöthig hatten. Unaufhörlich wüthete es fort den Tag hindurch bis gegen Abend, wo wahrscheinlich die zu große Erhitzung der Rohre sie endlich zwang, das Feuern einzustellen, denn diese wahnsinnige Gesellschaft würde in Ewigkeit fortschießen, wenn's nur kracht! — Die nächste Nacht hofften wir Ruhe; getäuschte Hoffnung! Kaum hatte es halb zwölf geschlagen, da ging der Tanz von neuem los. Vom Fort Bicetre erfolgte ein Schuß — und die ganze Geschützbande, groß und klein, pfiff und brummte mit. Schönstes Concert für diese Nacht wieder!

Dies waren die Tage vom 26. auf den 27. und von diesem auf den 28. November.

Vom 28. auf den 29. um Mitternacht wiederholte Eröffnung der Kanonade. Heute jedoch mit folgenden Variationen. Bei Tagesanbruch Kleingewehrfeuer. Ein Ausfall! Engagirt waren bei L'Hay der linke Flügel des preuß. 6. Armeecorps und anschließend in Bourg la Reine die 7. bayer. Brigade, angelehnt an unsere 8. in Bagneux. Die Franzosen eröffneten das Gefecht, nachdem sie uns, wie erwähnt, drei Tage und drei Nächte alarmirt und dadurch gewiß erschöpft hatten. Doch richteten sie nichts aus; in L'Hay wurden 250 Gefangene, darunter 6 Officiere gemacht. Das Bicetre-Thal, wo wahrscheinlich ein Durchbruch beabsichtigt war, war durch das Feuer unserer Artillerie vollkommen geschlossen. Gegen drei Uhr Nachmittags war der Feind mit großen Verlusten vollkommen zurückgeworfen. Aber in der nächsten Nacht dasselbe Feuer wie früher! Dann am 30. Massenausfall mit 100 Bataillonen gegen die Württemberger und Sachsen. Das Gefecht, oder richtiger die Schlacht, währte einschließlich der vorausgegangenen Kanonade von Nachts 1½ Uhr bis Abends 5 Uhr. Am 1. Dec. Ruhe, am 2. Angriff unsererseits. Die Erfolge dieses großen Massenausfalls sind Euch bekannt.

Der 2. Dec. war nun wirklich, wie wir erwartet hatten, für eine große Unternehmung bestimmt gewesen. Nichts Geringeres hatte Trochu wohl vor, als nach vollendeter Durchbrechung unserer Cernirungslinie Herr unserer Hauptetappenstraße zu werden und zugleich unsre großen Verpflegungsmagazine zu erbeuten, wodurch wir wenigstens für einige Tage zur Table d'hôte bei „Mutter Grün" angewiesen worden wären, deren Speisemeister „Hunger" heißt. Doch Gott sei Dank, auch diese Pläne sind an der Standhaftigkeit und Todesverachtung unserer deutschen Truppen gescheitert! Und nach den weiteren Erfolgen an der Loire sollte man nun doch einen baldigen Frieden erwarten dürfen. König Wilhelm hat noch gestern Abend einen Bevollmächtigten zu Trochu mit den Depeschen über die Niederlage der Loire-Armee gesendet. Wir sind sehr begierig, was Paris nun thun wird; hoffentlich haben sie mit den Tausend und Abertausend verschossenen Granaten nicht auch ihren ganzen Verstand verknallt. Heute ist furchtbarer Tumult in der Stadt, das Geschrei der Menge tönt gewiß eine Stunde in die Ferne; was werden sie wieder erschreien wollen? — Die nächsten Tage werden uns viel Neues bringen, möge es zum wahren Heile für unser geliebtes Vaterland gereichen und die herannahende Weihnacht ihre Losung verwirklicht finden: Friede auf Erden!

Chronik des deutsch-französischen Krieges von 1870.

October.

1. Oct. Die 4. Reservedivision überschreitet bei Neuenburg den Rhein. — Siegreiches Gefecht des 5. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 94 bei Carrefour Pompadour (südöstlich Paris). — Cirkulardepesche des Bundeskanzlers Grafen v. Bismarck an die norddeutschen Bundesgesandtschaften, betreffend die Unterredungen mit Herrn Jules Favre in Ferrieres. — Die provisorische Regierung in Paris hebt die von der Delegation zu Tours am 29. September erlassene Verordnung, durch welche die Wahlen für die Constituante auf den 16. October anberaumt worden, als mit dem Erlaß der Pariser Regierung vom 23. September und des der Delegation vom 24. September in Widerspruch stehend, wieder auf. — Die belgischen Observationsarmeen werden aufgelöst.

2. Oct. Siegreiches Vorpostengefecht der Division v. Kummer bei Metz (St. Remy).

4. Oct. Gefecht badischer Truppen unter General-Major v. Degenfeld bei Champenay (Vogesen-Departement). — Gefecht der 15. Cavaleriebrigade (Oberst v. Alvensleben) und bayerischer Artillerie und Infanterie im Walde von Hilarion und bei Epernon.

5. Oct. Der König von Preußen verlegt sein Hauptquartier nach Versailles. — Patrouillengefechte der gegen die Loire streifenden 4. Cavaleriedivision. Von der 6. Cavalerie-Division werden 1500 Mobilgardisten aus der Gegend von Montfort vertrieben. — In Paris finden nach einer Bekanntmachung im „Journal officiel" innerhalb vierzehn Tagen zum zweiten Male „bewaffnete Demonstrationen" gegen die Regierung statt. — Gefecht der badischen Truppen unter Generalmajor v. Degenfeld bei Raon l'Etape (Vogesen-Departement). — Gefecht der 5. Cavaleriebrigade rc. bei Pacy. — Gefecht der 4. Cavaleriedivision bei Toury. — Von dem 14. Armeecorps rückt die Avantgarde, das Gros am 6., von Straßburg und Umgegend aus, um dem erhaltenen Befehle gemäß die Vogesen zu säubern und die sich südlich derselben bildenden Truppenmassen zu zerstreuen.

6. Oct. Siegreiches Gefecht der badischen Brigade des Generalmajor von Degenfeld gegen französische Truppen und Francs-tireurs unter General Dupré (und Petevin) bei Rompatelize (Vogesen-Departement).

7. Oct. Ein Ausfall der Besatzung von Metz auf beiden Moselufern wird mit großem Verlust für die Franzosen zurückgeschlagen. — Garibaldi trifft in Marseille ein. — Nachmittags den 7. Ausfall der Pariser Garnison gegen Malmaison.

8. Oct. Der Generalgouverneur im Elsaß, Graf Bismarck-Bohlen, nimmt seinen Sitz in Straßburg. — Neubreisach, erfolglos zur Uebergabe aufgefordert, wird mit leichtem Geschütz bombardirt. — In der Nacht zum 8. Oct. wird eine Escadron des 16. Husarenregiments in Ablis (Dep. Seine und Oise, 6½ Ml. südwestl. Versailles) durch Verrätherei der Einwohner überfallen. Der Ort wird zur Strafe niedergebrannt.

8., 9. und 10. Oct. Aufstandsversuche in Paris.

9. Oct. Preußische und bayerische Truppen zersprengen größere, von der Loire vorgegangene feindliche Abtheilungen bei Etampes. — Der Minister der provisorischen Regierung in Frankreich, Gambetta, der sich per Luftballon von Paris nach Tours begeben hat, um die Differenzen zwischen der Regierung in Paris und der Delegation (rücksichtlich der Wahlen) auszugleichen, erläßt eine Proclamation an die Bürger des Departements Tours, in welcher er sie auffordert, Paris zu Hilfe zu eilen. — Garibaldi trifft in Tours ein. — Neubreisach und Schlettstadt werden cernirt. — Gefecht des Bataillons von Beckefeld 30. Infanterieregiments (14. Armeecorps) bei Rambervillers.

10. Oct. Siegreiches Gefecht eines gemischten Corps der III. Armee (1. bayerisches Corps, Cavaleriedivisionen Prinz Albrecht und Graf Stolberg) unter General von der Tann gegen einen Theil der Loire-Armee bei Orleans **(Artenay.)** — Die Cavaleriedivision Rheinbaben treibt 4000 Mobilgarden bei Cherisy über die Eure zurück. — Gefecht des 5. badischen Infanterieregiments bei Arnould. — Der Vertreter für die auswärtigen Angelegenheiten bei der Delegation in Tours, de Chaudordy, sucht in einem Circularschreiben auseinanderzusetzen, daß Preußen die Absicht habe, Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges zu erniedrigen. (Schluß folgt.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 153. Speyer, Samstag, den 24. December 1870.

Eine Brautwerbung Blücher's.

Von Max Wenzel.

(Schluß.)

VI.

Eine geraume Reihe von Jahren seit jenen oben geschilderten Begebenheiten war vergangen. Mächtige Stürme waren über unser armes Vaterland gezogen. Doch eine begeisterte Zeit war gefolgt auf jene Tage der Schwäche und Erniedrigung. Ein kräftiger Wille hatte die schimpflichen Fesseln des fremden Eroberers gesprengt und „Auge um Auge" war jetzt die blutige Losung. Nur der kühne, thatkräftige Mann galt etwas.

Aus dem einfachen Lieutenant von Blücher, der nicht lange nachher, weil er im stolzen Bewußtsein seines Werthes sich zurückgesetzt glaubte, einen ungnädigen Abschied erhalten, war ein Mann geworden, auf den das wiederaufathmende Vaterland als Retter aufzublicken anfing. — — —

Es war in den ersten Nachmittagsstunden des 26. Octobers 1813, als zwei Reisende auf der von Langensalza nach Eisenach führenden Straße munter dahinschritten. Der Weg war keineswegs angenehm, denn der Tags zuvor ziemlich heftige Regen hatte den ohnehin durch tiefe Räderspuren zernarbten zähen Lehmboden zu einem dickflüssigen Brei aufgeweicht.

„Ihr seid gewiß schon müde, Vater?" begann der Jüngere der Beiden, eine stattliche Figur in dunkelrother Husarenuniform, die Brust mit dem eisernen Kreuze geziert, den das silberne Portepee an dem Säbel, den er beim Gehen unter dem Arme trug, als Wachtmeister kenntlich machte, indem er einen Augenblick stehen blieb, um seinen Begleiter, der einige Schritte zurückgeblieben war, zu erwarten. „Wir hätten doch lieber in Tennstedt warten sollen, bis wir einen Wagen bekommen hätten."

„Nein, nein, durchaus nicht," erwiderte der Andere mit wohlklingender, kräftiger Stimme, indem er sich aus seiner etwas gebückten Haltung stramm aufrichtete. — Die derbe, gedrungene Gestalt, die sich in dem langen dunkeln Rock und den hohen, bis an's Knie reichenden Stiefeln, in der muskulösen Hand einen derben Knotenstock, noch recht stattlich ausnahm, obgleich der rüstige Fußgänger über die Sechzig hinaus war, die lebhaften Augen in dem frischen rothen Gesicht unter der dunkeln Jagdmütze, unter welcher volles schneeiges Haar hervorlugte, und der stattliche weiße Schnurrbart, den er, während er antwortete, wie aus alter Gewohnheit zur Seite strich, — schienen seine Worte zu bekräftigen.

„Wenn Dir nur der lange Marsch dienlich ist!" fuhr er fort, indem er auf den durch ein schwarzes Tuch verbundenen Kopf des Begleiters deutete, wo unter der keck auf einem Ohr sitzenden Feldmütze hervor eine breite, dunkelrothe Schmarre sich in dem Barte verlief.

„O! Unbesorgt!" lächelte dieser. „Ich bin ganz munter, und das Bischen wird beim Regiment viel schneller wieder gut, als wenn man auf der Bärenhaut liegt. Uebrigens können sie nicht mehr weit vor uns sein," fuhr er fort, nachdem Beide sich wieder in muntern Schritt gesetzt hatten. — „Das Schießen vorhin war ziemlich nahe; ich denke, wir müssen sie bald einholen, wenn sie auch den windigen Franzosen verteufelt auf den Hacken sind." — — —

Und munter pilgerten die Beiden ihren Weg weiter.

VII.

Nach der so ruhmreichen Völkerschlacht bei Leipzig zogen sich die noch stattlichen Trümmer des feindlichen Heeres jetzt langsamer zurück, gefolgt und stets in der Flanke bedroht durch den unermüdlichen Blücher, den für seine Verdienste wenige Tage zuvor sein gnädiger König mit dem Marschallstabe belohnt hatte. Durch seine rastlose Verfolgung wurden die Franzosen, so oft sie auch sich festzusetzen versuchten, von Position zu Position unwiderstehlich dem Rhein zugedrängt. Ohne Rast und Ruh! Immer Vorwärts! —

Gegen vier Uhr Nachmittags saß der greise Feldherr in einem freundlichen Zimmer einer Mühle, ganz in der Nähe von Eisenach. Eben hatten die Adjutanten, denen er Befehle für den folgenden Tag ertheilt, ihn verlassen und behaglich ruhte er am offenen Fenster in dem ledergepolsterten Lehnstuhl des Müllers nach dem anstrengenden Ritt aus. Noch loderte die feurigste Jugendkraft unter der hohen Stirn aus den großen blauen Augen; noch vermochte er wie in der frischen Jugend sein Roß lustig zu tummeln und in der nervigen Faust den Säbel in die erschreckten Feinde blitzen zu lassen.

Draußen zogen die kampferprobten Bataillone und Schwadronen vorüber, den angebeteten Feldherrn am Fenster durch lauten Zuruf begrüßend.

Während Jener aus dem kurzen braunen Pfeifchen mächtige Rauchwolken um sich thürmte, hörte man draußen im Vorzimmer lebhafte Worte. Eine kräftige, tief Stimme schien zu bitten, worauf eine kurze, abweisende Antwort des wachehabenden Offiziers erfolgte. Nicht lange darauf erschien dieser selbst mit der Meldung, daß draußen ein alter Mann den Feldmarschall zu sprechen verlange und sich durchaus nicht abweisen lassen wolle. Zu gleicher Zeit trat dieser selbst, unser Bekannter — der ältere der beiden Fußgänger — in's Zimmer.

„Was wollt Ihr, Alter? Wer seid Ihr?" redete Jenen Blücher an, nachdem er durch kurzen Wink den Offizier entlassen.

In militärischer Haltung, die Mütze in der Hand, blieb der Angeredete, verlegen den langen weißen Bart streichend, an der Thür stehen.

„Ich wollte nur Euer Excellenz einmal wieder sehen!" stotterte er; doch bald, als ob ihm der freundliche Blick seines alten Vorgesetzten Muth gemacht, fuhr er erleichterter fort: „Sie kennen mich wohl nicht wieder? Ich bin der alte Wachtmeister Werner; derselbe, dem Sie damals das viele Geld schenkten — bei der Spuckgeschichte."

„Werner?" fragte Jener überrascht, indem er dem jetzt Bekannten die Hand entgegenstreckte, die dieser lebhaft ergriff und schüttelte. „Aber wie kommt Ihr denn aus Pommern jetzt hieher? — — Doch setzt Euch, mein Alter! — Wenn wir es auch in unsern Jahren noch mit manchem Jüngeren aufnehmen, so werden doch die alten Knochen mürbe, namentlich wenn man, wie Ihr — ein alter Husar, — wie ich sehe, zu Fuß marschirt ist."

Voller Freude über den freundlichen Empfang seines alten Lieutenants nahm dieser den ihm dargebotenen Sessel an und bald war er in der lebhaftesten Erzählung:

Wie er zu Hause mit Jubel von der großen Schlacht bei Leipzig gehört; — leider habe dabei Leberecht, sein Aeltester, der Wachtmeister — Blücher's Pathkind, obgleich dieser damals nicht, wie er doch versprochen, zur Taufe gekommen sei, — eine derbe Schramme abgekriegt. Da er die Nachricht durch einen Andern erhalten, so habe er sich, in der Meinung es stehe schlimm mit ihm, sofort nach Leipzig aufgemacht, um im Lazareth nach Jenem zu sehen. Der habe aber nur einen tüchtigen Wischer über den Kopf bekommen und sei schon wieder beinahe fertig. Da der Sohn nach der verlassenen Schwadron sich zurückgesehnt habe, so sei auch er zu dem Entschluß gekommen, da er ja einmal in der Nähe sei, seinen alten Lieutenant, den jetzt so berühmten Feldmarschall wiederzusehen. —

Blüchers Freude war eine so herzliche, daß der alte Werner ordentlich aufthaute und immer eifriger von der frohen Vergangenheit und seinem häuslichen Glücke plauderte.

„Meine Jungen sind prächtige Kerle, alle vier Husaren und Unteroffiziere, wie ihr Vater, und alle haben sie das Kreuz; — blos der Zweite nicht, den haben sie bei Großbeeren begraben!" fügte er leiser hinzu, indem eine Thräne das von väterlichem Stolz leuchtende Auge verdunkelte. „Und meine Frau, das alte Linchen," fuhr er dann lebhaft fort, „ist noch ganz die Alte und so flink und rührig wie jetzt ihre Tochter Gertrud, die auch schon mit einem wackern Husaren versprochen ist." —

Er erzählte, wie er nach dem Tode des alten Schmolke, der noch lange bei ihnen gelebt, seinen Abschied genommen und nun das kleine Grundstück, zu dem er von den ererbten Thalern des Schwiegervaters noch mehr Land hinzugekauft habe, bewirthschafte. Wenn nun der Krieg glücklich zu Ende sei, dann wolle er dem Aeltesten Alles übergeben und sich mit seiner Alten zur Ruhe setzen.

Die Prophezeiung des Lieutenants damals über Schwan sei wirklich eingetroffen; bei dem Wuchergeschäft mit einem armen Bäcker, der sich aus Verzweiflung erhängte, sei er abgefaßt worden; dabei sei eine Menge böser Geschichten zu Tage gekommen und Jener habe in dem Zuchthause seine wohlverdiente Strafe büßen müssen, wo er bald darauf gestorben sei. —

Der alte Feldherr hörte mit Theilnahme dem frohen, geschwätzigen Plaudern des Alten, der jetzt ganz dreist geworden war, zu. Auch Leberecht — Blüchers Pathchen — wurde gerufen und die stolze, stattliche Gestalt, im Gesicht so sehr der hübschen Mutter ähnlich, mit Wohlgefallen gemustert.

* * *

Die Armee hatte das Defilé bei Eisenach passirt und noch spät Abends brach das Hauptquartier auf, den vorausmarschirenden Truppen nach.

Als in der längst angebrochenen Dunkelheit des Octoberabends Blücher zu Pferde stieg, drückte er in stiller Rührung dem alten Soldaten, der durch eifriges Streichen des langen Bartes vergebens seiner Bewegung Herr zu werden versuchte, zum Abschied die Hand, und noch lange stand dieser, die Mütze in den gefalteten Händen, dem in der dämmernden Ferne Verschwundenen nachblickend. —

Und Jener? — Noch jugendlich kräftig eilte er zu neuen Kämpfen, frischen Lorbeeren entgegen, vorwärts, immer vorwärts über den Rhein! —

Die Mundarten Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns zu der territorialen Abgrenzung der heutigen Dialecte und ihrer Unterarten, so werden wir finden, daß in Bezug auf die Vertheilung des Terrains sich seit dem 13. Jahrhundert nichts geändert hat. Es existirt immer noch derselbe schroffe Unterschied zwischen der langue d'oui oder dem eigent-

lichen Französischen und der langue d'oc oder dem Provencalischen, und die Trennungslinie ist immer noch ein und dieselbe, nämlich eine Linie, die nahe der Garonne-Mündung, etwa bei Blaye, beginnt, die Departements Charente inférieure und Charente, den östlichen Theil von Vienne, den südlichen von Haute Vienne und Creuse quer durchschneidet, dann durch Allier, den Osten von Puy de Dome, den Norden von Haute Loire, Ardeche und Isere geht und etwa am Genfer See endet. — Nördlich von dieser Linie heben wir zuerst diejenige Gegend hervor, in der das Französisch der Hauptstadt gesprochen wird, allerdings mit Modificationen, die aber doch zu wenig markirt sind, um als eigenes Patois aufgeführt zu werden. Diese Gegend umfaßt etwa 25 Departements, scheint um Blois und Tours ihren Mittelpunkt zu haben und dehnt sich im Westen bis an die Grenzen der Nieder-Bretagne aus.

Indem wir nun zu den eigentlichen Dialecten kommen, müssen wir einer eigenthümlichen Erscheinung Erwähnung thun, einer Sprachinsel des nordfranzösischen Idioms im südfranzösischen Bereiche, der „Gavacherie" nämlich, die aus etwa 40 Gemeinden zwischen Garonne und Dordogne besteht. Sie ist um 1500 von Kolonisten von Saintonge gegründet worden und hat doch durch fast 4 Jahrhunderte hindurch ihre alte Sprache und ihre eigenthümlichen Gebräuche zu bewahren gewußt. — Nördlich von Saintonge, das also dasselbe nordfranzösische Idiom wie die Gavacherie redet, erstreckt sich fast bis an die Loire, d. h. über die alte Provinz Poitou hin, der poiterinische Dialect, von dessen Unterarten der Dialect in der Vendee vielleicht am wenigsten seine ursprünglichen Formen verloren hat, da er hart und rauh ist wie der Boden, auf dem er gesprochen wird. — Die alten Provinzen Berri und Nivernais, die sich östlich von Poitou anschließen, haben keine eigenen Sprachweisen, ihr Patois ist eine geschwächte Modifikation der charakteristischen Mundarten, die sie umgeben.

Der burgundische Dialekt wird vornämlich in dem früheren Herzogthum Burgund gesprochen und hat seinen Mittelpunkt in Dijon. Die liebenswürdige Einfachheit des Landes spiegelt sich in seinem Patois ab; die Zeiten der Verba haben meist nur 2 Endungen, die eine für die drei Personen der Einzahl, die andere für die drei Personen der Mehrzahl. Zum Ersatz gibt es noch viele Ausdrucksweisen, die über die Sprache oft eine große Weichheit und Anmuth verbreiten.

Südlich von Burgund, in dem alten Bresse und Bugey spricht man bressanisch oder jurassianisch, das eigentlich zu den südlichen Mundarten gehört.

Der Dialekt der Freigrafschaft unterscheidet sich wesentlich von dem burgundischen, den er im Osten begrenzt; doch hat man nachgewiesen, daß diese Abweichung nicht, wie man wohl angenommen, dem Einfluß der spanischen Herrschaft zuzuschreiben ist, unter der das Land einige Jahrhunderte gestanden.

Nördlich von der Freigrafschaft findet man die lothringer Mundart, mit ihrer Unterart, dem Metzischen, die auch in den wenigen französischen Theilen des Elsaß gesprochen wird. Hier beginnt sich der Einfluß des deutschen Elementes fühlbar zu machen und im Elsaß sind deutsche und französische Sprache manchmal in widerlich-komischer Mißehe beisammen.

Von der Champagne gilt, was wir oben von Berri und Nivernais gesagt haben, sie hat keinen ausgeprägten Dialekt, doch umschließt sie das Dorf Courtisol, etwas mehr als eine Meile von Châlons entfernt, dessen Sprache zwar zum großen Theil französisch, aber mit so eigenthümlichen Bestandtheilen gemischt ist, daß man ihr einen fremden Ursprung geben zu sollen geglaubt hat, ohne indessen bis jetzt zu einem genauen Resultate gekommen zu sein.

Der lothringer Dialekt geht im Norden unmerklich in den picardischen über, der längs der Grenze Frankreichs auch wohl den Namen „rouchi" trägt. Er ist so verschieden von den bis jetzt besprochenen, daß 1752 der Abbé Carlier in einer von der Akademie von Amiens gekrönten Preisschrift vorschlagen konnte, ihn unter dem Namen langue d'ouen als dritte Hauptmundart der langue d'oc und d'ou gegenüberzustellen.

Das Normännische, das sich westlich an das Picardische anschließt, sondert sich weniger durch eigenthümliche Formen, als durch seine Aussprache und seine eigenthümlichen Worte ab. So wären wir wieder bei der Bretagne angelangt und hätten damit den Kreis geschlossen; der Volksdialekt von Paris, das mitten in diesem Kreise liegt, enthält aus allen Theilen des Reichs Ausdrücke, Laute und Wendungen, die der ungeheure Zusammenfluß von Individuen aller Theile Frankreichs daselbst abgesetzt, aber die der Geist der Hauptstadt sich zu assimiliren und denen er seinen mächtigen Stempel aufzudrücken gewußt hat

Südlich der Linie von der Garonne bis zum Genfer See herrscht das Provençalische, das etwa zwei Fünftel des ganzen Flächenraumes von Frankreich umfaßt udd von etwa 10 Millionen Menschen gesprochen wird. Diese Sprache steht dem Französischen heute, wie vor 600 Jahren, ebenso selbständig gegenüber, wie den andern großer romanischen Sprachen, dem Italienischen, dem Spanischen, dem Portugiesischen und kann nach ihrer sprachlichen Eigenthümlichkeit und mit ihrer nun fast tausendjährigen literarischen Existenz jenen ihren Schwestern sich als ebenbürtig stolz an die Seite stellen, da sie klangvoll, zierlich, süß und doch kräftig ist, wie kaum eine derselben. Daher ist es denn nicht zu verwundern, daß der Typus dieser südlichen Mundarten so wesentlich von dem der französischen verschieden ist, daß in sehr vielen Gegenden die Eingeborenen nicht weniger Schwierigkeiten haben, als die Fremden, das Französische zu lernen. Denn da diese Sprache einst einen so hervorragenden Rang unter den kultivirten Sprachen Europas einnahm, so bewahrt sie, wenngleich heute durch die äußern Verhältnisse einigermaßen in den Hintergrund gedrängt, darum nicht weniger ihre gesetzmäßigen Rechte, die keine Macht ihr entreißen könnte.

(Schluß folgt.)

Chronik des deutsch-französischen Krieges von 1870.

October. (Schluß.)

11. Oct. Die Loirearmee wird von den deutschen Truppen (1. bayerisches Corps, 22. Infanteriedivision, Cavaleriedivision) unter General v. d. Tann **bei Orleans** geschlagen, Orleans erstürmt. — Das Etappencommando in Stenay wird durch einen Ausfall von Montmedy aufgehoben. — Gefecht des 1. und 2. badischen Grenadierregiments bei Brouvellieres. — Die französische Flotte zeigt sich wieder bei Helgoland.

12. Oct. Beginn der völligen Belagerung von Soissons. — General Senfft von Pilsach vertreibt 3000 Mobilgarden aus Breteuil. — Gefecht des 30. Infanterieregiments bei Epinal.

13. Oct. Die Franzosen schießen das Schloß von St. Cloud in Brand. 10 Bataillone derselben machen einen vom 2. bayerischen Corps zurückgewiesenen Ausfall. — Das 14. Armeecorps erreicht unter täglichem kleinen Gefecht Epinal und stellt seine Verbindungen über Luneville her. — 13. bis 15. Oct. Verhandlungen im Kgl. Hauptquartier zu Versailles mit dem von dem Marschall Bazaine aus Metz entsendeten General Boyer.

14. Oct. Das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen (IV., Maas-Armee) wird nach Margency verlegt. — Ein Ausfall mehrerer Bataillone der Pariser Garnison wird durch die Feldwachen und einige Geschütze des 12. (Königlich sächsischen) Corps abgewiesen. — Garibaldi, von der Delegation zu Tours zum Oberbefehlshaber sämmtlicher irregulären Streitkräfte Frankreichs ernannt, trifft in Besancon ein.

15. Oct. Die an den Schanzen von Villejuif arbeitenden Franzosen werden durch die Feldartillerie des 6. Armeecorps vertrieben.

16. Oct. (3 Uhr Morgens). **Soissons** capitulirt nach 4tägiger hartnäckiger Artillerievertheidigung. Nachmittags Einzug der siegreichen Truppen unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin in Soissons. — Ein Ausfall der Franzosen aus Neubreisach wird zurückgeschlagen.

17. Oct. Montdidier (Dep. Somme) wird durch ein Detachement der Maasarmee besetzt.

18. Oct. Die 22. Division (III. Armee) schlägt 4000 Franzosen bei **Chateaudun** (Dep. Eure-et-Loire, nordwestlich Orleans) und erstürmt diese Stadt, die furchtbar verwüstet wird. — Schreiben des Königlichen Commissarius und Militär-Inspectors der freiwilligen Krankenpflege im Kriege, Fürsten Pleß, in welchem derselbe dem Comite der National Society for aid to the sick and woundet in war zu London im Allerhöchsten Auftrage den Dank des Königs von Preußen für die Sr. Majestät zur Verfügung gestellten Summen von 20,000 Pfd. St. ausdrückt.

19. Oct. In der Nacht zum 20. Oct. Allarmirung der deutschen Vorposten bei Chevilly vor Paris.

20. Oct. Die bayerischen, württembergischen und badischen Minister begeben sich behufs Conferenzen in das königliche Hauptquartier nach Versailles. — Hauptquartier des Generals v. Werder in Vesoul, wohin das 14. Armee-Corps am 15., 16., 17., 18. Oct. von Epinal marschirt ist. — Lord Granville deutet in einer Depesche an Lord Loftus an, daß die großbritannische Regierung geneigt sei, zwischen Deutschland und Frankreich behufs Zusammenberufung einer constituirenden Versammlung einen Waffenstillstand zu vermitteln, der zum Frieden führen könnte.

21. Oct. Gefecht bei **La Malmaison** (bei Paris). 12 Bataillone französischer Infanterie mit 40 Geschützen werden von den vordern Abtheilungen der 9. und 10. Infanterie-Division und des 1. Garde-Landwehr-Regiments, unterstützt durch Artilleriefeuer des 4. Corps, geschlagen und verlieren über 100 Gefangene und 2 Geschütze. — Chartres wird durch General v. Wittich besetzt.

22. Oct. Ein Ausfall von 3 Bataillonen der Pariser Garnison mit Artillerie und Mitrailleusen nach Champigny wird von den württembergischen Vorposten zurückgeschlagen. — General v. Werder (Brigade Degenfeld, Truppen der Brigaden Prinz Wilhelm von Baden und Keller, 2 Bataillone des Infanterie-Regiments Nr. 30) wirft die aus 2 Divisionen bestehende sog. Ostarmee unter General Cambriels nach hitzigen Gefechten bei **Rioz und Etuz** (Varny, Cussey, Geneuille) über den Oignon und aus Auxon-Dessus gegen Besançon zurück. — Der großbritannische Minister des Aeußern, Lord Granville, räth den kriegführenden Mächten einen Waffenstillstand an. — In der Nacht zum 23. wird die erste Parellele gegen Schlettstadt eröffnet.

23. Oct. (und folgende Tage). Die III. Reserve-Armee unter General von Löwenfeld rückt von Glogau nach dem Elsaß ab. — Ein auf Nanais abgerücktes württembergisches Detachement unter Oberst-Lieutenant v. Schröder entwaffnet in Montereau 300 Nationalgarden und nimmt ein Geschütz und eine Mitrailleuse.

24. Oct. **Schlettstadt** capitulirt. 2400 Franzosen werden gefangen, 120 Geschütze genommen. — Der königlich sächsische Staatsminister Frhr. v. Friesen, der großh. hessische Minister v. Dalwigk und der großh. hessische Gesandte in Berlin, Legationsrath Hoffmann, begeben sich in das königl. Hauptquartier nach Versailles.

25. Oct. Das Hauptquartier des badischen Divisionsstabes befindet sich in Etuz. — Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, commandirender General des 13. Armeecorps, übernimmt den Oberbefehl auch über die württembergische Division. — Einzug des Generals v. Schmeling in Schlettstadt. — Das württembergische Detachement (s. 23. Oct.) zersprengt bei Nogent sur Seine 2600 Mobilgarden und einige Hundert Nationalgarden und Francstireurs.

26. Oct. Das Corps des Generals v. Werder tritt den Vormarsch auf Dijon an.

27. Oct. Die **Bazaine'sche Armee und die Festung Metz capituliren.** 173,000 Franzosen, 3 Marschälle und 6000 Offiziere werden kriegsgefangen. — Prinz Friedrich Karl macht der I. und II. Armee die Capitulation von Metz in einem Armeebefehl bekannt; er erkennt die Tapferkeit, den Gehorsam und die Hingebung der Truppen an und verabschiedet sich von der I. Armee und der Division v. Kummer. — Die Vorposten des Generals v. Werder treffen bei Gray auf französische Truppen, welche sie in die Flucht jagen und von denen sie 15 Offiziere und 500 Mann gefangen nehmen.

28. Oct. Der König von Preußen ernennt den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl von Preußen zu General-Feldmarschällen und erhebt den General v. Moltke in den Grafenstand. — Der König von Bayern hebt in den Festungen Germersheim und Landau den Belagerungszustand auf. Beide Festungen werden in Kriegszustand versetzt. — Prinz Wilhelm von Baden besetzt Mirebeau. — General-Lieutenant v. Löwenfeld wird zum Gouverneur von Metz ernannt.

29. Oct. Die Festung Metz wird von den deutschen Truppen besetzt.

30. Oct. Angriff der 2. Garde-Infanterie-Division auf das am 28. von den Franzosen besetzte Dorf **Le Bourget** bei Paris. Die Franzosen werden mit Verlust von mehr als 30 Offizieren und 1200 Mann, die gefangen werden, aus dem Dorfe getrieben. — Die Kaiserin Eugenie trifft in Wilhelmshöhe ein. — Thiers trifft, von Orleans kommend, in Versailles ein und begibt sich nach kurzem Aufenthalte nach Paris. — Die Mitglieder der Pariser Regierung werden auf die Nachricht, daß über einen Waffenstillstand unterhandelt werde und daß die französischen Truppen aus Le Bourget geworfen seien, von Aufständischen im Hotel de Ville gefangen gehalten. Es bildet sich ein Wohlfahrtsausschuß und eine Commune der Stadt Paris. Trochu, Arrago und Ferry werden den Aufständischen Abends durch das 106. Bataillon der Nationalgarde entrissen. Die übrigen Mitglieder der Regierung werden erst am 1. November, Morgens 3 Uhr, durch die Nationalgarde befreit, die den Aufstand unterdrückt. — **Dijon** capitulirt, nachdem General v. Beyer am 30. Oct. die Höhe von St. Apollinaire und die Vorstädte von Dijon genommen. — Thiers trifft aus Paris in Versailles wieder ein. — Marschall Bazaine und viele französische Offiziere treffen in Cassel ein; am 1. Nov. auch die Marschälle Canrobert und Leboeuf.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 154. Speyer, Dienstag, den 27. December 1870.

Zeitgedichte.

*** Zu Weihnachten 1870.**

Mein deutsches Volk, Du zünd'st im Heimathlande
Nach deutschem Brauch den deutschen Christbaum an.
Ich bitte Dich vom fernen Seinestrande,
Häng' meine kleine Gabe mit hinan.

Es ist der Wunsch, daß diesem blut'gen Kriege,
Bald Gottes Hand ein gnädig Ende macht,
Und nach des heißen Kampfes großem Siege
Der Christ-Stern friedlich uns entgegen lacht.

Gedenke hoch des greisen Königs Streben,
Der uns zu Sieg geführt mit starker Hand!
Der groß und stark am Abend seines Lebens
Das Vaterland umschlang mit festem Band.

Gedenke all' der wackern deutschen Streiter,
Die mit dem Schwerte, mit dem Geist gekämpft,
Der Tausende, die — uns entrissen leider —
Durch ihren Tod der Feinde Macht gedämpft.

Gedenke stets der Kranken und der Siechen,
Allhier, sowie bei uns im Heimathland. —
Die an den Wunden schwer darniederliegen,
Empfehl' mit uns sie Gottes Vaterhand.

Gedenke auch der Wittwen und der Kleinen,
Die trauernd in der Heimath trostlos steh'n,
Um den gefall'nen theuren Vater weinen,
Und hoffen auf ein einst'ges Wiederseh'n.

Und dank' mein Volk dem ew'gen Schlachtenlenker,
Der gnädig uns den großen Sieg beschert,
Den Geist erhellt' dem deutschen Schlachtendenker,
Uns Deutsche hielt der Lorbeerkrone werth.

Und thust Du das, mein Volk, dann harren gerne
Wir aus, mag kommen, was da kommen mag. —
Und nochmals rufe ich aus weiter Ferne:
„Gedenk' uns Aller, an dem Weihnachtstag!"

Schloß Trousseau bei Corbeil.

Georg Friedrich Leschmann.
vom Offenbacher Turner-Sanitätscorps.

Die Schlachtfelder von Champigny und Brie.

Aus Chelles (1½ Stunden westlich von Lagny) schildert der Berichterstatter der „N. fr. Pr." einen Gang, den er am 6. Dec. über den Schauplatz der Gefechte vom 30. Nov. und 2. Dec. von Coeuilly aus machte. „Auf dieser Seite des Schlachtfeldes," so schreibt er u. a., „waren die meisten Leichen schon begraben. Dieses „schon" klingt dem friedlichen Leser in Deutschland gewiß sehr befremdlich, wenn er das Datum dieses Briefes ansieht und an den Fingern nachzählt, daß heute, seit dem 30 Nov., schon die siebente und seit dem 2. Dec. schon die fünfte Nacht auf diese armen, unbeerdigten Todten niedersinkt. Aber ich fürchte, noch manche lange, kalte Winternacht wird der bleiche Mond auf diese bleichen Todtengesichter niedertrauern, wenn nicht freundlicher Schnee sein weiches Leichentuch darüber breitet. Denn erst gebührt die hilfreiche Hand den Lebenden — und gestern noch wurden 5 halbtodte, halbverhungerte, fast erstarrte Verwundete, die volle 72 eisige Stunden zwischen den Leichen auf dem Schlachtfelde gelegen hatten, aufgefunden und in die Lazarethe geschafft. Wenn man diese qualvollen langen Stunden auf hartgefrorener Erde unter dem eisigen Decemberhimmel — ohne Hilfe, ohne Trost, voller Verzweiflung bis in die letzte dieser ewig, ewig langen Minuten auszudenken versucht — das Herz möchte einem erstarren vor Weh und Grauen! Und wie vielen, vielen von den tausend Opfern der Schlacht von Champigny, denen ich heute Morgens in das todtesstarre Gesicht schaute, zuckte heute Abends noch leise, kaum fühlbar das lebensstarke Herz in der erstarrten Brust! Und keine Hilfe — keine! Hat denn damals in Genf Niemand daran gedacht, daß der erste und wichtigste Paragraph der menschenfreundlichen Convention hätte sein müssen, sobald eine Schlacht geschlagen ist, muß — muß ein vierundzwanzigstündiger Waffenstillstand eintreten zum Verbinden und Transport der Verwundeten in die Spitäler, zum Beerdigen der Todten!? Aber was nützt ein Waffenstillstand, wie am 1. d. einer mit den Franzosen bis 4 Uhr Nachmittags in aller Form zur Hereinschaffung der Verwundeten und Beerdigung der Todten geschlossen war, wenn schon Mittags Granaten auf's Leichenfeld niederplatzen, wie ich es selber am 1. Dec. auf dem Mont-Mesly erlebte, wo württembergische Soldaten beschäftigt waren, drei verwundete Franzosen in die Lazarethe zu tragen. Und auch heute Nachmittag konnten die Forts es nicht ruhig mit ansehen, daß württembergische Soldaten auf dem Schlachtfelde von Champigny große Gräber gruben und Deutsche und Franzosen miteinander, wie der Kampf sie gerade neben

einander niedergerissen hatte, friedlich hinabbetteten ... Die französischen Forts warfen Granate auf Granate dazwischen, bis eine frische blutige Leiche neben den erstarrten lag und die Todtengräber traurig-ingrimmig nach Villiers zurückritten. Darum fand ich am 6. Dec. noch über 1000 deutsche und französische Leichen von den Bluttagen des 30. und 2. auf derselben Stelle liegen, wo sie gefallen waren. Auf der Höhe von Champigny, wo die reichen Weinberge mit den ungepflückten, verfaulten Trauben sich in's Marnethal hinabdehnen, lagen auf einer einzigen Stelle, kaum so groß wie der Bauplatz für ein bescheidenes Haus, 108 Franzosenleichen in dichten Reihen. Sie waren meistens Linientruppen in den weitleuchtenden rothen Hosen und Leute in reiferen Jahren.

Nur wenige Mobilgarden lagen dazwischen in ihren dunkelgrauen, roth gestreiften Hosen. Ein junger, schöner Mobilgardist hielt noch mit beiden Händen die Kugeln seines Rosenkranzes umklammert, wie er in der Todesangst und im Todeskampfe darnach gegriffen hatte. Arme Mutter, die dem scheidenden Sohne vielleicht erst vor wenigen Tagen diesen Talisman umhängte, den sie in gläubiger Liebe und Mutterangst vom eigenen Halse nahm! Er war so jung, so schön, so brav, so zärtlich — und nun nicht einmal ein Grab, an dem das Mutterherz sich sattweinen könnte. Nur 5 bis 6 Turcos fand ich an diesem Tage unter den vielen Franzosenleichen. Ihre verzerrten wilden Gesichter, ihre krampfhaft geballten Hände und in der Todesangst verrenkten Arme boten einen grauenhaften Anblick.

Und ich ging die neue, scharf bergabsteigende Chaussee nach Champigny hinab, auf der ich am Schlachttage so lange gestanden, und welche die württembergischen Jäger auf Moltke's Telegramm: „Champigny und Brie sind durch Handstreich wieder zu nehmen!" beim Morgengrauen des 2. Dec. mit lautem Hurrah hinabgestürmt waren — in den Tod! Dort auf der Chaussee und am Grabenrande lagen noch viele dieser kühnen, kraftvollen Schwabensöhne, hingestreckt durch die tückische Chassepotkugel, welche sie auf 1500 bis 2000 Schritt hinter der Barricade hervor oder aus der Schießscharte eines Hauses erreicht hatte, ehe sie nur einen Feind zu Gesicht bekamen. Aber sie stürmten weiter auf die Häuser und vielen Barricaden los, die von den Franzosen mit beachtenswerther Schnelligkeit und Geschicklichkeit an dem einen Tage, an dem sie Herren von Champigny waren, nachdem die Sachsen am 30. Nov. der Uebermacht hatten weichen müssen, an allen Straßenausgängen aus Möbeln, Pflastersteinen und Erde aufgeführt hatten. Und sie nahmen die Barricaden und dann Haus für Haus, bis sie auf die Hälfte aufgerieben waren und todtmüde den grausigen Kampfplatz dem zur Hilfe herbeieilenden 1. württembergischen Regiment und den Preußen überlassen mußten. Ja, es gibt keinen grausigeren Kampf, als einen Kampf in den Straßen, in jedem einzelnen Hause, auf dem Flur, durch alle Zimmer hindurch, auf der Treppe, bis unter das Dach hinauf, Mann gegen Mann mit dem Bajonnette — mit dem Gewehrkolben, mit dem Faschinenmesser und Hirschfänger in der Faust! Und Haus für Haus von Champigny trugen die wildesten Spuren dieses entsetzlichen Kampfes. In Zimmern und auf Treppen waren aus Kleiderschränken, Sopha's, Pianino's Barricaden erbaut — diese umgestoßen, zertrümmert! Wände, Spiegel, Bilder zeigten Löcher von Gewehrkugeln und Bajonnetstichen . . . und rothe Tropfen oder ganze Lachen verspritzten Blutes. Und erst die Verwüstungen durch die eingeschlagenen Granaten, die oft vom Dache bis in den Keller niederschmetterten und ganze Wände herausdrängten! Und dazwischen die stillen — todtenstillen Leute in diesen verwüsteten Häusern, wie sie so starr und bleich und blutig daliegen, Deutsche und Franzosen bunt durch und über einander — es gibt schwerlich etwas Grauenhafteres, Traurigeres selbst im grauenhaften, traurigen Kriege! Württembergische Soldaten, welche diesen wilden Häuser- und Straßenkampf in Champigny mitgekämpft haben, sagten mir, daß die Franzosen bei aller Bravour und körperlichen Gewandtheit doch in diesem Handgemenge den Deutschen nicht gewachsen seien. Besonders verständen sie es nicht, den Kolben wirksam zu gebrauchen; auch fehle ihnen die Kraft und körperliche Größe dazu.

(Schluß folgt.)

Die Mundarten Frankreichs.

(Schluß.)

Nach ihrem allgemeinen Character kann man die Süddialecte in zwei Hauptzweige theilen, das Gasconische und das Provencalische im engeren Sinne; das erstere geht jenseits der Pyrenäen ins Spanische über, von dem es an der Grenze schon manche Eigenthümlichkeiten angenommen hat, das andere vermischt sich in der Grafschaft Nizza mit dem Italienischen, zu dem es in einem großen Theile seines Gebietes eine starke Neigung zeigt. Auch die Grenzscheide der Dialecte unter sich läßt sich nicht genau angeben, da der eine unmerklich in den andern übergeht. Wir betrachten nun die Unterarten. Das Gasconische im eigentlichen Sinne reicht von den Pyrenäen und dem Gebiete des Baskischen nach Norden bis an die Garonne und ist, wie schon oben angedeutet, mit castilianischen Bestandtheilen zersetzt. In Bordeaux hat es schon viele französische Worte in sich aufgenommen, während es in Bayonne noch in aller Reinheit gesprochen wird; in Béarne hat es so viel Eigenthümliches und Fremdes hervorgebracht, ist namentlich so reich an Vokalen, daß man hier eine Unterart annehmen muß.

Das Perigordinische in der alten Provinz Périgord bildet den Uebergang des Gasconischen zum Dialekt von Limousin. Diese letztere Provinz zerfällt in zwei Theile, einen höheren, wilden, bergigen, von biedern aber rauhen Leuten bewohnt und einen niedrigern, ebenen, in dem der Charakter der Bewohner die südliche Beweglichkeit zeigt; dieser Eintheilung ent-

sprechen zwei Mundarten, die ober- und niederlimosinische, mit Limoges resp. Tulle als Mittelpunkt, deren jede den Charakter des Volkes treu abspiegelt.

Die Sprache der Auvergne, die sich im Osten an Limousin anschließt, ist, wie ihre Bewohner, energisch; an der Loire vermischt sie sich mit dem Dialekt von Lyon.

Dieser letztere ist eine Mischung aus den weichern Idiomen des Nordens, wie des Burgundischen, mit denen des Südens und umfaßt die alte Provinz Lyonnais.

Der Dialekt der Dauphiné nähert sich, wie sich dies aus der Lage der Provinz erklärt, einerseits dem von Lyon, andrerseits dem savoyischen, während der Einfluß des Provencalischen sich in der lärmenden Lebhaftigkeit der Sprache, namentlich in den südlichern Distrikten geltend macht.

Westlich von der Dauphiné liegt Languedoc. Dies ist ein Land voll historischer Erinnerungen: Iberer, Römer, Gothen, Sarazenen haben dort nach einander geherrscht und eine Bevölkerung von spanisch-maurischem Ursprunge zurückgelassen. Da der Dialekt von Languedoc immer kultivirt worden ist, so hat er am meisten Reinheit und am meisten Aehnlichkeit mit dem alten Provencalischen bewahrt. Auch hat er die größte territoriale Ausdehnung aller Patois, da er nicht nur in Ober- und Niederlanguedoc und in den Cevennen, sondern auch in der Grafschaft Foix, in Quercy und Rouergue gesprochen wird; zwischen dem Lot und Tarne vermischt er sich mit dem Gasconischen, an den Ostpyrenäen mit dem Roussilionischen. Man unterscheidet 5 Unterabtheilungen dieses Dialektes, nämlich: 1) die Mundart an der Oude und dem Hérault, die anerkannt sanfteste, 2) die von Nîmes, 3) die der Cevennen, die für die reinste gilt, namentlich im Departement Lozère, 4) die des Aveyron und des Lot, 5) die von Foix.

Die Rhone trennt Languedoc von der Provence. Der Charakter der Einwohner dieser Provinz scheint noch in einigen Zügen den griechischen Ursprung zu verrathen, er ist lärmend, feurig, aber nicht ohne Anmuth; dem entsprechend ist der Dialekt harmonisch, reich an Figuren und ausdrucksvoll, namentlich gewinnt er dadurch an Lebhaftigkeit, daß jedes Wort von einer entsprechenden Geste begleitet wird.

Nach diesem kurzen Ueberblick wird es klar sein, daß in Frankreich von einer auch nur annähernden Einheit der Sprache nicht die Rede sein kann, daß vielmehr außer den oben erwähnten ganz fremden Bestandtheilen zwei sprachlich durchaus verschiedene Nationen, die Provencalen und die Franzosen, sich in den Flächenraum des Landes theilen; ebenso klar aber auch, daß man nicht berechtigt ist, auf die Patois, die innerhalb der beiden Sprachen bestehen, als auf lokale Corruptionen der französischen Schriftsprache verächtlich herabzusehen; dieselben bilden vielmehr eine, wenn auch beeinträchtigte, doch naturgemäße Entwickelung der alten Dialekte. Mehrere Jahrhunderte hindurch haben die letzteren unter sich und mit der sich neu bildenden französischen Sprache auf dem Fuße vollständiger Gleichheit gelebt, Perioden großen literarischen Glanzes durchgemacht und sind erst durch äußere, politische Verhältnisse zu der jetzigen untergeordneten Rolle herabgedrückt worden. Daß aber trotz dieser stiefmütterlichen Behandlung alle Sprachen und Dialekte Frankreichs noch Lebenskraft in sich fühlen, das beweist die große Zahl literarischer Produkte, die, der Schriftsprache zum Trotz, unausgesetzt in dem einen oder dem andern Dialekte verfaßt wurden, und die in neuerer Zeit wieder zahlreicher erschienen sind. Besonders hat man in der Provence wieder begonnen, die Sprache der Minnesänger wieder zu pflegen und in der alten Römerstadt Arles besteht eine umfangreiche Dichterschule, deren Erzeugnisse an Lieblichkeit und Wohlklang denen der besten Zeit des provencalischen Mittelalters nichts nachgeben.

Zum Schluß wollen wir noch eines Unternehmens erwähnen, das viel dazu beigetragen hat, die Kenntniß der Dialekte zu verbreiten. Dasselbe wurde unter Napoleon I. von dem statistischen Bureau des Ministeriums des Innern begonnen und später durch die Königliche Gesellschaft der Alterthümer Frankreichs fortgesetzt und bestand darin, die Parabel von dem verlorenen Sohne in alle volksthümlichen Dialekte und ihre kleinsten Schattirungen übertragen zu lassen. Leider wurde dieser Plan später in Folge der politischen Verhältnisse aufgegeben, so daß die Aufgabe nur für wenige Provinzen gelöst ist, während die meisten große Lücken zeigen. Dennoch besitzen wir mehr als hundert dieser Uebersetzungen, eine Thatsache, die wohl deutlicher als alles Andere für die Reichhaltigkeit der Mundarten spricht.

Somit bestehen denn in Frankreich folgende Haupt-Dialekte:

A. in Nordfrankreich zerfällt die langue d'oui in den Dialekt:

1) von Burgund, 2) von Bresse und Bugey (bressianischer oder jurassianischer Dialekt), 3) der Franche Comté, 4) von Lothringen, 5) der Champagne (courtisolischer Dialekt), 6) der Picardie, 7) der Normandie und 8) von Paris (mit 25 Departement, um Blois und Tours;

B. in Südfrankreich zerfällt die langue d'oc

a) in die gasconische 1) von Bordeaux, 2) von Bayonne, 3) von Béarne, 4) von Périgord, 5) von Limousin, 6) von Auvergne, 7) von Lyon, und 8) der Dauphiné.

b) in die provençalische Mundart: 1) der Oude und des Hérault, 2) von Nîmes, 3) der Cevennen, 4) des Aveyron und Lot, und 5) von Foix.

Außer diesen ist noch bemerkenswerth der Mischdialekt: 1) der Gavacherie (von Saintogne), 2) von Poitou (poiterinischer Dialekt mit der Mundart der Vendée), 3) von Berri, und 4) von Nivernai.

Dazu kommen noch die korrumpirten gänzlich von beiden Hauptsprachen verschiedenen Mundarten der Basken, der Bretonen und der Flaminger.

Miscellen.

Speyer, 18. Dec. Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, hat unser verehrter Herr Bischof dem Hrn. Dr. Benz, Domorganist und Musiklehrer am kath. Schullehrer-Seminar und Gymnasium dahier, vor einigen Tagen die oberste Leitung des Kirchengesanges in der Speyerer Kathedrale übertragen, und demselben zugleich den Titel eines „Domcapellmeisters" verliehen. Es ist dies eine neue und gewiß auch für seine zahlreichen Schüler sehr erfreuliche Anerkennung für die mit sichbarem Erfolge gekrönten Bestrebungen des Hrn. Dr. Benz auf dem Gebiete der Kirchenmusik. Ihm verdanken wir es vorzugsweise, daß der Sinn für ächte Kirchenmusik in der katholischen Kirche unserer Pfalz wieder mehr geweckt und gehoben worden ist. Seine Compositionen zeichnen sich aus durch eigenthümlichen Styl, durch edlen Ernst und kirchliche Würde, sowie durch einen leichten Fluß der Stimmen, wodurch der Ausführung keine erheblichen Schwierigkeiten erwachsen. Damit verbinden sie zugleich den Vorzug, daß sie den Laien in der kirchlichen Tonkunst eben so sehr ansprechen, als sie auch den Musikverständigen in hohem Maße befriedigen, und deßhalb bereits in vielen Kirchenchören, z. B. in München, Regensburg u. s. w. Eingang gefunden haben. Möge Herr Dr. Benz darum in diesem neuen Beweis für Anerkennung seines Wirkens eine Aufmunterung finden, in seinem regen Eifer für die Hebung der kirchlichen Tonkunst nicht zu erkalten!

Ein Freund der Kirchenmusik.

△ Daß mit dem Verfalle des sittlichen Lebens in einem Volke die Zunahme der Seelenkrankheiten Hand in Hand geht, ist zwar schon oft behauptet und culturgeschichtlich nachgewiesen worden; auffallender dürfte aber dieses Verhältniß (vielleicht die letzten Zeiten des jüdischen Staates und dann des römischen Reiches ausgenommen) noch nirgends hervorgetreten sein, als in Frankreich. Herr Legoyt, erster Chef des Pariser statistischen Centralbureaus berechnet, daß im Januar 1835 dort 10,539 Irre waren, im Jahre 1854 aber bereits 24,524 bei einer Gesammtbevölkerung von 35,780,000 Seelen. Also eine Zunahme um mehr als das Doppelte in 20 Jahren. Deutschland zählte 1867 unter 46 Mill. Einwohner 19,550 Irre.

Frankfurt, 23. Dec. Unter wesentlicher Verbesserung des Berliner Fabricats hat sich hier nun auch eine Erbswurstfabrik C. Gierlings und F. Kup etablirt. Probeweise sieht man in hiesigen Familien dies neu hier eingeführte Fabricat kosten und wird dasselbe höchst schmackhaft gefunden. Eine Portion Erbswurstsuppe, welche den Nährwerth von Suppe, Gemüse und Fleisch darstellt und wozu $5\frac{1}{4}$—$5\frac{1}{2}$ Loth Masse erforderlich sind, stellt sich auf 17—19 Pfennige.

In jüngster Zeit sind auf den englischen Eisenbahnen Unfälle in erschreckender Zahl und rascher Folge vorgekommen. In dem Zeitraume vom 14. November bis zum 16. Dec. fanden vierzehn Zusammenstöße statt. Am 14. Nov. ein Zusammenstoß zwischen zwei Lastzügen auf der Monmuth-Eisenbahn: ein Mann getödtet, einer schwer verwundet. Am selben Tage auf der London-North-Western bei Wigan lief ein Passagierzug gegen einen stehenden Güterzug: 12 Passagiere, 2 Kinder, der Heizer, theils sehr schwer, verletzt. Am 19. Nov. auf der North Eastern ein Zusammenstoß zwischen einem Güter- und einem Kohlenzuge: ein Mann beschädigt. Am 22. November auf der Great Western Zusammenstoß zwischen Güter- und Passagierzug: der Heizer schwer beschädigt, alle Passagiere mehr oder minder contusionirt oder verletzt. Am 26. November rennt der von Irland kommende Postzug in einen Zug leerer Viehwagen: ein Passagier ernstlich verwundet, die anderen übel zusammengerüttelt. Selbigen Tages der große Unfall bei Harrow: sieben Personen getödtet, zwanzig schwer verletzt und noch an zwanzig andere leichter beschädigt. Am 28. Nov. wird auf der Great Western ein Unfall in seinen Folgen glücklich abgewandt. Dann folgte eine Pause, aber am 6. Dec. wieder eine schreckliche Collision auf der North Eastern; durch falsche Weichenstellung rennen zwei Züge in voller Eile gegen einander: fünf Personen todt, zwanzig fürchterlich verwundet, einzige zwanzig andere schwer verletzt. Am selben Tage eine Collision auf der Metropolitan: sieben Personen leicht beschädigt. Am 8. December auf der Great Eastern läuft ein Passagierzug gegen einen auf der Bahn stehenden Kohlenzug: Personen nicht sehr beschädigt. Am selben Tage auf der North Eastern läuft ein Passagierzug gegen einen stehenden Güterzug: glücklicher Weise konnte gebremst werden, so daß die Passagiere mit einem tüchtigen Stoße davonkamen. Am 12. Dec. fürchterliche Collision zu Barnslay: Güterwagen, welche rangirt werden, kommen auf einer geneigten Ebene ohne Führer ins Laufen und begegnen einem Passagierzuge: vierzehn Personen todt, neunundzwanzig schwer verletzt, mehrere tödtlich. Endlich am 15. Decbr. auf der North Eastern läuft ein Passagierzug gegen einen stehenden Kohlenzug: drei Personen schwer verletzt, andere contusionirt und sonst beschädigt.

* Berlin, 20. Dec. Die ersten rohen Granitblöcke zu den sechszehn monolithen Säulen der Halle des Siegesdenkmals auf dem Königsplatze sind aus Schweden hier eingetroffen. Dieselben haben eine Länge von ca. 16 Fuß bei einer Stärke von ca. 4 Fuß, und wiegt jeder Block über 300 Centner. Im neuen berliner Rathhause sind in diesen Tagen an den auf der dritten Etage belegenen Corridorwänden wie im Rathskeller altdeutsche Sprüche angebracht worden, und zwar den betreffenden Abtheilungen entsprechend. So liest man in dem Kuppelraume des Thurmes: „Wo einst die Fischerhütte stand, ragt jetzt der Thurm als Lug ins Land." Auf dem Corridor, auf dem man in jenen Raum gelangt, woselbst die Arbeitszimmer der Bau-Deputation gelegen sind: „Wer da baut an Markt und Straßen, muß Neider und Narren reden lassen." — „Jeder hat einen Sparren frei, wer's nicht glaubt, hat ihrer zwei." Ueber den Thüren der Gewerbe-Deputation: „Bei sieben Künsten geht man betteln, bei einer kann man Altmeister werden." — „Denke an faule Tage und arbeite darauf los."

* Friede auf Erden!

Friede auf der Erde! sangen
Engel in der heil'gen Nacht,
Und die süßen Töne klangen
Durch die Welt mit Wundermacht.

Friede, Strahl des offnen Himmels
Glänzt durch jedes gläub'ge Herz,
Auch im Sturm des Schlachtgetümmels
Und beim heißen Wundenschmerz.

Aber noch braust Kriegsgetöse,
Wild durch Länder, Hütt' und Haus,
Tausend flehen: Herr, erlöse
Uns von diesem Gräu'l und Graus.

Laß den Hauch von Deinem Frieden
Mächtig wehn in dieser Zeit,
Ach versöhne, die geschieden
Grimme Feindschaft, blut'ger Streit!

Laß ihn sanft das Herz erweichen
Unsres Feindes, der nicht kennt
Deiner Fügung Wunderzeichen,
Und von Haß und Rache brennt.

Laß bald volle Wahrheit werden
Deiner Engel Weihnachtslied,
Daß ein Liebesband auf Erden
Aller Völker Herz umzieht!

Ch. Böhmer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 155. Speyer, Donnerstag, den 29. December 1870.

Die Papiere der Madame Jeanette.

Von Erckmann-Chatrian.*)

Deutsch von Julius Rodenberg.

Als ich noch ein Kind war, pflegte ich alle Tage nach der Schule den Drechsler Jean Pierre Coustel, der am Ende unseres Dorfes wohnte, zu besuchen, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. Es war ein alter Mann, halb kahl, die Füße staken in großen, zerrissenen Schlappen und die Perrücke, die in einen Rattenschwanz auslief, tänzelte auf seinem Rücken. Er erzählte gern von seinen Feldzügen längs des Rheines und der Loire, in der Vendee. Alsdann blickte er Einen an und lachte ganz leise. Seine kleine Frau, Madame Jeanette, spann hinter ihm im Schatten; sie hatte große schwarze Augen und ihre Haare waren so weiß, daß man hätte glauben sollen, es sei Flachs. Ich sehe sie; sie horchte, sich im Spinnen unterbrechend, jedesmal, wenn Jean Pierre von Nantes sprach — sie hatten sich da unten geheirathet, im Jahr 93.

Diese Dinge stehen mir vor den Augen, als ob es gestern wäre: die beiden kleinen Fenster, umrankt von Epheu, die drei Bienenkörbe auf einem Brett über der kleinen wurmstichigen Thür; die Bienen, welche sich in einem Sonnenstrahl auf dem Strohdach tummeln; Jean Pierre Coustel, welcher mit gekrümmtem Rücken Stuhlbeine oder Spulen drechselt — die Hobelspäne, welche sich wie Locken abhaspeln — Alles ist da!

Und ich sehe auch, am Abend, Jacques Chatillon kommen, den Holzhändler, mit seinem mächtigen fuchsrothen Backenbart, seinen Klafterstock unter dem Arme; ferner den Forsthüter Benassis, seine Jagdtasche an der Seite, und die kleine Mütze mit dem Jagdhorn auf dem Ohr; Herrn Nadasi, den Gerichtsdiener, welcher sich für keinen geringen Mann hält, wenn er dahergeht, die Nase hoch, mit einer Brille darauf, und die Hände hinten in den Taschen seines Rockes, wie wenn er sagen wollte: „Ich bin Nadasi, der den insolventen Schuldnern die Vorladungen bringt!" Und dann sehe ich meinen Onkel Eustache eintreten, den man „Brigadier" nannte, weil er im Chamboran gedient hatte; und viele Andere, gar nicht zu sprechen von der Frau des kleinen Schneiders Rigodin, welche nach neun Uhr ihren Mann abholte, damit man sie bei der Gelegenheit einladen könne, einen Schoppen zu trinken. Denn neben seinem Drechslerhandwerk hielt Jean Pierre Coustel eine Schenke am Wege, der Tannenzweig hing an der Vorderseite seines kleinen Hauses; und im Winter, wenn es regnete, oder wenn der Schnee bis an die Fenster stieg, setzte man sich gern in die alte Baracke, wo man das Feuer und das

---

*) Die Namen dieser beiden Dichter sind in Deutschland bereits durch Uebersetzungen ihrer zahlreichen Romane bekannt. Beide stammen aus dem Elsaß und haben mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten und begleitet von unermüdlicher Ausdauer ein ganz neues Element in die französische Literatur eingeführt. Während sonst alles künstlerische Schaffen unseres Nachbarvolkes im Leben und Treiben der Hauptstadt aufgeht, haben sie die Poesie dort gesucht, wo dieselbe stets von Neuem lebendig sprudelt: im freien weiten Gebiete des Volkslebens und der uns umgebenden Natur. Die deutschen Kritiker, die ja alles wissen, haben uns gelehrt, daß der Geist ihrer Dichtungen ein wesentlich germanischer sei; doch ist dieses nur insofern berechtigt, daß Erckmann, der eine der beiden, von rein allemannischer Abstammung ist. Er ist auch, wie behauptet wird, derjenige, welcher eigentlich die Erzählungen schreibt, die unter dem Namen der beiden erscheinen; von ihm ist der Styl und von ihm der gemüthvolle Hauch, der über ihren Werken liegt; gerade dieses letztere ist das eigentlich germanische Element in den Arbeiten der beiden, während die übrigen Eigenthümlichkeiten mehr auf Rechnung des zum Glück immer noch nicht erloschenen volksthümlichen Lebens in Frankreich zu setzen sind.

Emil Erckmann wurde am 20. Mai 1822 zu Pfalzburg geboren; sein 4 Jahre jüngerer Freund Alexander Chatrian ist ein Bauernsohn aus dem Weiler Soldatenthal in der Nähe Pfalzburgs. Beide lernten sich erst in späteren Jahren kennen, nachdem Erckmann mit ungeheuerem Fleiße die Rechtswissenschaft, für welche ihm alle und jede Begabung abging, nicht studirt, sondern auswendig gelernt hatte, und nachdem der andere längere Zeit als Handlungslehrling in Brüssel gelebt und dann, von Wissensdurst getrieben, nach Pfalzburg auf das Gymnasium zurückgekehrt war. Beide Männer schlossen sich rasch an einander an und bald erwuchs zwischen ihnen eine derartige Uebereinstimmung in den höchsten Fragen, sowie in Kunst und Literatur, daß sich eine durchweg gleichartige Gefühls-, Denk- und Sinnesweise bei ihnen herausbildete.

Die Erzählungen, die sie schufen, sind von einer solchen Einheit der Composition, daß lange Zeit hindurch, als Beider Namen schon zu den bekanntesten gehörten, Niemand daran dachte, es hier mit zwei verschiedenen Persönlichkeiten zu thun zu haben.

Wie schon bemerkt, ist Erckmann der eigentlich Schaffende, während Chatrian einen bescheidenen Posten im Bureaux der Pariser Ostbahngesellschaft inne hat. Er vertritt die scharfe Logik, das streng und doch fein urtheilende Gefühl, und seine unerbittliche Kritik schneidet alles Unangebrachte, alle Irrthümer und Schwächen erbarmungslos aus. So arbeiten die beiden Freunde zusammen, und Niemand vermöchte zu sagen, wer eigentlich am meisten zum Erfolge ihrer Werke beigetragen hat.

Spinnrad Jeanetten's summen und draußen die starken Windstöße vorüberziehen hörte, mitten durch das Dorf.

Ich, der ich damals noch ganz klein war, rührte mich nicht aus meiner Ecke, bis zu dem Augenblick, wo der Onkel Eustache, die Asche aus seiner Pfeife klopfend, mir sagte:

„Es ist Zeit, François, wir müssen uns auf den Weg machen! .... Gute Nacht, zusammen! ..."

Er erhob sich und wir gingen mit einander fort, zuweilen im Koth, zuweilen im Schnee. Wir schliefen im Hause des Großvaters, welcher aufgeblieben war, um uns zu erwarten.

Wie diese weit entfernten Dinge mir gegenwärtig erscheinen, wenn ich daran denke!

Aber was mir vor Allem in's Gedächtniß zurückkommt, ist die Geschichte von den Marschen der alten Jeanette; von jenen Marschen, welche sie in der Vendee, nach der Seeküste zu, besaß, und welche die Coustels zu reichen Leuten gemacht haben würden, wenn sie ihre Güter nur früher reclamirt hätten.

Es ist bekannt, daß man im Jahre 93 viele Menschen in der Gegend von Nantes ertränkte, und hauptsächlich vom ehemaligen Adel. Man brachte sie zusammengebunden auf Schiffe, fuhr sie hierauf in die Loire hinaus und versenkte die Schiffe. Das geschah zur Zeit der Schreckensherrschaft; andererseits erschossen die Bauern der Vendee alle Soldaten der Republik, deren sie habhaft werden konnten; der Vernichtungskrieg ward auf beiden Seiten geführt, man hatte mit nichts mehr Mitleid. Allein jedesmal, wenn ein Soldat der Republik eine von den adeligen Mädchen, welche man ertränken wollte, zur Ehe begehrte und die Unglückliche willigte ein, ihm zu folgen, so ward sie sofort freigegeben. Und auf diese Weise war Madame Jeanette die Frau Coustel's geworden.

Sie war auf einem dieser Schiffe, im Alter von fünfzehn Jahren — ein Alter, wo man eine furchtbare Angst davor hat, zu sterben! Sie blickte um sich, ganz bleich, ob Niemand Erbarmen mit ihr habe; da sah Jean Pierre Coustel, welcher, sein Gewehr auf der Schulter, in dem Moment vorüberging, wo das Schiff abstieß, das junge Mädchen und rief: „Halt! ... einen Augenblick! ... Bürgerin, willst Du mich? Ich rette Dir das Leben!"

Jeanette war wie todt in seine Arme gefallen; er hatte sie fortgeschleppt; sie waren zur Mairie gegangen.

Die alte Jeanette sprach niemals von diesen verjährten Geschichten. Sie war in ihren jungen Jahren sehr glücklich gewesen; sie hatte Bediente, Kammerjungfern, Pferde, Kutschen gehabt und darauf war sie die Frau eines Soldaten geworden, eines armen Teufels von Republikaner; sie hatte ihm die Küche besorgt und die Lumpen geflickt. Die früheren Gedanken an Schlösser, an große Jagden, an Spazierritte, an Ehrfurcht der Bauern in der Vendee waren vorüber. So geht es mit den Dingen der Welt. Und dennoch hatte der Gerichtsbote Nadasi die Stirn, sich in seiner Unverschämtheit über die arme Alte lustig zu machen, indem er ihr zurief:

„Edle Dame, einen Schoppen! ... ein Glas Schnaps!"

Er erkundigte sich auch bei ihr, ob sie nichts Neues von ihren Domänen gehört habe; sie blickte ihn dann an, die Lippen zusammenpressend; ihre bleichen Wangen wurden ein wenig roth, man hätte glauben können, daß sie ihm eine Antwort geben wollte, aber hierauf senkte sie das Haupt und fuhr fort schweigend zu spinnen.

Wenn Nadasi in der Schenke nicht viel verzehrt hätte, so würde Coustel ihm sicher die Thür gewiesen haben; aber wenn man arm ist, so muß man manch' ein bitteres Wort hinunterschlucken, und die Schufte wissen das! ... Sie machen sich niemals über diejenigen lustig, welche sie dafür am Ohr zupfen könnten, wie mein Onkel Eustache es unfehlbar gethan haben würde; sie sind zu klug dazu. Welch' ein Unglück, daß man solche Menschen dulden muß.

Indessen jeder kennt Exemplare dieser Gattung; ich fahre in meiner Erzählung fort.

(Schluß folgt.)

Die Schlachtfelder von Champigny und Brie.

(Schluß.)

Das war ein trauriger Gang durch die menschenöden Straßen und Gärten mit den schönen und erfrorenen Orangenbäumen, mit den umgestürzten Statuen, den zertrümmerten Möbeln, den wüsten Barrikaden und den ausgebrannten und zum Theile noch hell weiterbrennenden Häusern. Kein Mensch dachte an Löschen und Retten. Champigny war nur von einem württembergischen Bataillon besetzt. Die Soldaten standen vor den Wachen und lauschten auf das Gewehrgeknatter von Le Plant herüber. Nur Patrouillen gingen ab und zu. Bei einzelnen Querstraßen, die auf die Marne münden, liefen die Soldaten und ich mit ihnen in Zwischenräumen über die ungedeckte Lüftung, und Chassepotkugeln der französischen Vorposten jenseits der Marne pfiffen hinter uns her. Auch beim Herabeilen auf der Chaussee Champigny zu war ich von den feindlichen Kugeln umpfiffen worden. Zum Glück trifft nicht jede französische Kugel, denn sonst gäbe es heute keinen einzigen Deutschen mehr in Frankreich. Kam eine Granate herübergesaust, so duckte sich alles hinter den Barrikaden und an den Hauswänden nieder. Auch die französischen Granaten machen meistens „viel Lärm um nichts!"

Und wie ich so am hellen Wintertage durch die unheimlichen Straßen und Häuser von Champigny strich, mußte ich an die Nacht vom 2. auf den 3. denken, wo dieses langgestreckte Städtchen zur Hälfte von den Franzosen, zur Hälfte von den Deutschen besetzt war. Das muß eine grauenhafte Nacht gewesen sein, die wohl Niemand wieder vergißt, der sie mit durchlebt, durchwacht, durchfroren, durchgraust hat — diese Nacht, Wand an Wand mit dem Feinde, zwischen den gespenstigen Todten und den wimmernden Verwundeten! Ob wohl ein Einziger in dieser langen,

ewig langen Winternacht in Champigny Schlaf suchte und fand? Und doch waren Franzosen und Deutsche schon seit 2 Uhr Morgens auf den Beinen — und wie schwer, wie blutig schwer hatten sie den Tag über gearbeitet! Graute mir doch schon am hellen Tage in dieser trostlosen Todtenstadt! Am frühen Morgen des 3. Dec. waren die Franzosen still aus Champigny fortgegangen und hatten die Schiffbrücken der Marne hinter sich abgebrochen — und die Deutschen hatten sie still gehen lassen, sie waren müde, sterbensmüde!

Von Champigny ging ich durch eine Querstraße die Höhe wieder hinan, durch aufsteigende Weinberge den nahen Kalksteingruben und Kalköfen zu, wo das Gefecht fast noch wilder gewüthet hatte, als in dem Städtchen selbst. Auf der Höhe über Champigny liegt wohl ein Dutzend solcher zerklüfteter großer weißer Gruben voll Kalksteingeröll, Brennöfen, Schoppen und Handwerksgeräth — und Schritt für Schritt stieß ich in der Tiefe, an den Abhängen, in und hinter den Schoppen auf Leichen — Leichen in den verschiedensten Stellungen und Lagen. Hier ist Einer über eine schroffe Kalksteinwand hinabgestürzt, den Kopf nach unten. Sein Gesicht ist ganz schwarz von Blut angelaufen. Dort liegt Einer hinter einer Tonne auf den Knien, das Gewehr noch schußbereit über dieselbe gelegt — er wollte gerade losdrücken, als die feindliche Kugel ihn in die Schläfe traf. Hier starrt ein todter Franzosenkopf aus einem Haufen von Kalkmehl hervor, dort versuchte einer in einen Kalkofen zu kriechen — aber die deutsche Kugel erreichte ihn mitten in der Oeffnung. In diesen Kalkgruben lagen sicher 300 bis 400 Leichen, aber bei weitem mehr Franzosen als Württemberger und Preußen, obgleich die Franzosen Zeit gehabt hatten, sich in diesen gedeckten Positionen festzusetzen und den ersten Anprall des anstürmenden Feindes mit einem Hagel von Chassepotkugeln zu überschütten. Aber dann kamen das deutsche Bajonnet und der deutsche Eichenkolben zur schaurigen Geltung.

Ich ging von Leiche zu Leiche stundenlang umher und schaute immer wieder in neue, schreckliche Todtengesichter — in so viele, als ich bis dahin in meinem ganzen Leben noch nicht geschaut hatte. Ich suchte einen lieben Todten, den Verwandten eines Freundes, einen Hauptmann beim Greifswalder Jäger-Regimente. Als ich im September von Deutschland fortging, bekam ich viele herzliche Grüße mit an den Bruder — den glücklichen Bräutigam. Er hatte sich erst wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges verlobt, und die junge Braut war beim Scheiden vor Schmerz fast vergangen. Als ich am 1. Dec. durch Villeneuve-St.-Georges ging, glaubte ich schon meine Grüße sagen zu können. Die Greifswalder Jäger eilten den bedrängten Sachsen und Württembergern zu Hilfe. Aber der Hauptmann war nicht bei ihnen. Er war seit acht Tagen krank am Gelenk-Rheumatismus, der Folge der nassen, kalten Bivouaks vor Metz. Als aber die Jäger am 2. Morgens zur Schlacht antraten, da war keine Zeit zum Kranksein. Der Hauptmann stellte sich an die Spitze der stürmenden Compagnie und fiel einer der Ersten, von einer Kugel durch die Brust getroffen, in diesen Kalkgruben. So hatten mir am Schlachtabende freiwillige Jäger erzählt — todttraurig. Aber Niemand hatte mir sagen können, wo die Leiche geblieben. Ich hatte heute Morgens noch in Villiers, Coeuilly, Chennevières und Champigny nachgefragt bei Offizieren und in den Lazarethen, und auf den Kirchhöfen nachgesehen nach einem armseligen weißen Holzkreuzchen mit dem bekannten Namen von ungeübter Soldatenhand mit Tinte darauf geschrieben. Umsonst! In Villiers wurden gerade auf dem Friedhofe 31 Württemberger und 14 Preußen in eine große Grube hinabgebettet. Die Offiziere hatten dürftige Särge, aus rohen Brettern zusammengenagelt. Auf jedem Sarge stand der Name, für den Fall, daß die Angehörigen die Leiche in die Heimath überführen lassen wollen. Quer über diese Leichen wurden 15 Franzosen gelegt: als Wächter der deutschen Todten, wenn etwa nach unserm Abmarsche aus Frankreich französischer Fanatismus die Ruhe des todten Feindes entweihen möchte! Ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher sprachen kurze Worte an dem weiten Grabe — ein allgemeines Vaterunser — es war ein tieferschütterndes Begräbniß. Selbst in grauen kriegsgewohnten Wimpern zitterten Thränen.

Und wie ich so suchend über das Schlachtfeld schritt, stieß ich auf viele todte Pferde. Aber — entsetzlicher Anblick! fast Alle waren entfleischt bis auf Knochen, Kopf und Schweif. Der Hunger in Paris muß groß sein, wenn er schon zum Rabenfraß greift. Und doch waren die Tornister der gefallenen Soldaten noch reichlich mit Zwieback, Kaffee, Zucker, Reis und Mehl gefüllt. Ich habe mich überwunden und auf dem Schlachtfelde einen solchen französischen Soldatenzwieback gekostet. Er hat Aehnlichkeit mit den jüdischen Osterkuchen, den Leckerbissen unserer Kindheit, in der Schule den Judenkindern für Schmalzbrod abgetauscht.

Den Weg nach Brie fand ich ganz mit solchen entfleischten Pferde-Cadavern garnirt. Das unmittelbar an der Marne sich hinstreckende Städtchen Brie sieht fast noch wüster, todtenhafter, trauriger aus, als Champigny. Kein Haus ist von Granaten verschont geblieben, die meisten Häuser sind halb verbrannt und dem Einsturze nahe. Und dazu die vielen todten Sachsen, die noch vom 30. v. M. her in den Straßen, in den Häusern, auf den Höfen, unter den Thorwegen lagen. Sie waren vom Regiment Nr. 107. Den Meisten hatten die Franzosen die Stiefel ausgezogen. Französische Leichen sah ich hier nicht. Die wurden am 1. d. beerdigt, und am 2. ist in Brie wenig Blut geflossen. Die Franzosen zogen sich am Morgen vor den eindringenden Sachsen über die Marne zurück, kehrten aber sogleich mit Uebermacht zurück, und da gaben die Sachsen Brie wieder auf. Gleichzeitig mit Champigny räumten die Franzosen auch Brie. Ihre Vorposten stehen aber kaum 50 Schritt von den Württembergern entfernt, die Brie jetzt besetzt haben, nur durch die Marne getrennt. Und drüben ragt drohend empor das Fort Nogent. An einem stark zerschossenen Hause sah ich vor einem Taubenschlage eine weiße Taube sitzen. Ein seltener Anblick in den kriegverheerten Städten vor Paris. Als ich aber ge-

nau zusah, wunderte ich mich nicht mehr. Die Taube war von Holz.

In Noisy-le-Grand traf ich die letzten Württemberger. Auch diese reizend sich am grünen Marne-Ufer aufbauende Stadt ist von französischen Forts stark zerschossen. Gournay ist verbarrikadirt, aber völlig verlassen und nicht einmal von einer Feldwache besetzt. An der hier über die Marne gehenden Brücke standen auf beiden Seiten Sachsen Wache, die ersten, welche ich sah.

In Chelles geht es heute Abends unter meinen gastfreundlichen Wirthen, sächsischen Offizieren, leise — geheimnißvoll von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr, wie eine frohe Rothbartsage: bald wird der teufliche Mont-Avron, diese neueste, stark befestigte französische Schanze, die in das arme Chelles täglich so viele schwere Granaten hinabschleudert, von den preußischen Belagerungs-Geschützen aus Villacoublay zum Schweigen gebracht werden. Die preußischen Batterien werden bald — bald . . .

Doch — ich darf nichts weiter verrathen!

W. v. R.

Chronik des deutsch-französischen Krieges von 1870.

November.

1. und 2. Nov. Unterredung des Grafen Bismarck mit Thiers in Versailles.

2. Nov. Die regelrechte Beschießung von Fort Mortier und Neubreisach beginnt. — Prinz Friedrich Carl verlegt sein Hauptquartier von Corny, wo sich dasselbe seit dem 7. Sept. befand, nach Pont-à-Mousson. — Gefecht der Division v. Tresckow (vom v. Schmeling'schen Corps, 4. Reserve-Division) bei Les Emues, Rougemont und Petit Magny gegen Mobilgarden, denen allein in dem letzten Gefecht 5 Offiziere und 103 Mann getödtet werden. — Rochefort nimmt seine Entlassung als Mitglied der Pariser Regierung.

3. Nov. Graf Bismarck bietet Thiers behufs Vornahme allgemeiner Wahlen in Frankreich einen 25tägigen Waffenstillstand auf der Basis des am Tage der Unterzeichnung bestehenden militärischen Status quo an. — Das Hauptquartier der ersten Armee (General v. Manteuffel) und der zweiten Armee (Prinz Friedrich Carl), welche nach der Capitulation von Metz nach den ihnen zugewiesen neuen Operationsfeldern abgerückt sind, befinden sich in Briey, resp. Commercy. — Von den Cernirungstruppen vor Mezieres (General-Major v. Selchow) wird gemeldet, daß seit einigen Tagen mobile Colonnen mit Erfolg gegen die Banden der Francstireurs operiren. — Die Festung Belfort wird nach mehreren kleinen siegreichen Gefechten von den deutschen Truppen cernirt. — In Folge des Aufstandes am 31. Oct. veranstaltet die Pariser Regierung eine Abstimmung der Pariser Bevölkerung über die Beibehaltung der Regierung der nationalen Vertheidigung. Die überwiegende Mehrzahl der Abstimmenden (557,976 gegen 62,638) spricht sich für Beibehaltung der Regierung aus.

4. Nov. In der Nordsee wird von dem General-Gouvernement die Wiederherstellung der Leuchtfeuer, Betonnungen u. s. w. wieder gestattet.

5. Nov. Ein Ausfall der Besatzung von Neu-Breisach wird zurückgewiesen.

6. Nov. Bei Cuxhafen zeigen sich wieder 9 französische Kriegsschiffe. Die unterm 4. Nov. ertheilte Erlaubniß, die Leuchtfeuer herzustellen rc. wird daher sistirt. — Thiers in Versailles erhält von Paris die Weisung, die Waffenstillstands-Verhandlungen abzubrechen, da das deutsche Obercommando sich weigere ohne militärische Aequivalente die Verproviantirung von Paris zu gestatten.

7. Nov. **Fort Mortier** (bei Neu-Breisach) capitulirt. 228 Franzosen werden gefangen, 5 Geschütze genommen. — Gefecht der 9. Infanterie-Brigade (II. Armee) bei Bretheney (zwischen Bologne und Chaumont) gegen Mobilgarden, deren 70 getödtet und verwundet, 40 gefangen wurden. — Eine Recognoscirung der Elbflottille bestätigt die Anwesenheit französischer Kriegsschiffe bei Helgoland. — Herr Thiers verläßt Versailles und begibt sich nach Tours.

8. Nov. **Verdun** capitulirt.

9. Nov. General v. d. Tann nimmt gegen die auf dem rechten Loireufer über Beaugency auf Orleans anrückende Loire-Armee außerhalb Orleans bei **Coulmiers** Stellung. Den ganzen Tag durch halten sich die Bayern gegen eine dreifache Uebermacht und ziehen sich dann fechtend gegen Artenay zurück. — Montbéliard (südlich von Belfort) wird besetzt. — Der Kronprinz von Preußen dankt in einem Schreiben dem Obersten Lloyd Lindsay, dem Gründer des englischen Nationalvereins zur Hilfsleistung für die Verwundeten, für den nach Versailles überbrachten reichen Beitrag des Vereins (20,000 Pfd. St.)

10. Nov. General v. d. Tann vereinigt sich in **Toury** mit dem General v. Wittich (22. Division) und Prinzen Albrecht (4. Cavalerie-Division). Am 11. stößt auch der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit der 17. Division zu diesem Corps und übernimmt den Oberbefehl. — **Neu-Breisach** capitulirt. Etwa 100 Offiziere und 5000 Franzosen werden kriegsgefangen, 100 Geschütze erobert.

10. Nov. Prinz Friedrich Carl hält seinen Einzug in Troyes.

11. Nov. General v. Schmeling hält mit der Reserve-Division den Einzug in Neu-Breisach.

12. Nov. L'Isle-sur-le-Doubs und Creval (beide südwestlich Belfort) werden nach kleinen Gefechten von der v. Tresckow'schen Division besetzt. — Die Nordseeküstenwache wird wieder einberufen. — Das preußische Kanonenboot „Meteor“, Capitän-Lieutenant Knorr (326 Tons, 80 Pferdekraft), besiegt in einem Schiffsduell in den Gewässern von Havana den französischen Aviso „Bouvet“ (607 Tons, 130 Pferdekraft), der, durch einen Schuß in den Kessel stark beschädigt, in den Hafen von Havana flüchtet. Der „Meteor“, der ebenfalls gelitten hat, verliert 2 Todte und 1 Verwundeten.

14. Nov. Abtheilungen der 1. Infanterie-Division weisen einen Ausfall von Mezières zurück. — Da die französische Regierung die Freilassung der gefangen genommenen Capitäne deutscher Handelsschiffe verweigert, so werden 40 angesehene Männer aus den occupirten französischen Landestheilen als Geißeln in Bremen internirt.

(Schluß folgt.)

Homonyme.

„Nein! sag' ich zum letzten Mal,
Niemals wird Er Dein Gemahl;
Wähle unter Assessoren,
Fabrikanten, Directoren,
Selbst dem schlanksten Lieutenant
Magst Du reichen Deine Hand,
Nur das Wort, das sollst Du meiden;
Kann das Metier nicht leiden,
Das vom eig'nen Herzen zehrt
Und die Wenigsten ernährt.“ —

Laura klaget zu der Leier,
Legt, wie's Wort besagt, den Schleier,
Der ihr wallt vom goldnen Haar,
Daß kein Blick kann nehmen wahr
Ihre abgehärmten Wangen,
Ihrer Augen still Verlangen: —
Sagt mir nun, was ist der Mann,
Den Papa nicht leiden kann?
Sagt, wie sie, von Schmerz bewegt,
Ihren Schleier sich gelegt?

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 156. Speyer, Samstag, den 31. December 1870.

Die Papiere der Madame Jeanette.

Von Erckmann-Chatrian.

Deutsch von Julius Rodenberg.

(Schluß.)

Eines Abends, wo wir wieder in der Schenke waren, gegen das Ende des Herbstes 1830 — und es regnete in Strömen, trat ungefähr gegen acht Uhr der Forsthüter Benassis ein und rief:

„Welch' ein Wetter! Wenn das so fortgeht, werden die drei Teiche übertreten."

Er schüttelte seine Mütze und zog seinen kleinen Kittel über den Schultern aus, um ihn hinter dem Ofen trocknen zu lassen. Hierauf setzte er sich an das Ende der Bank, indem er zu Nadasi sagte:

„Fort da, mach' Platz, Faullenzer; ich will mich dem Brigadier gegenübersetzen."

Nadasi wich zurück.

Benassis schien, trotz des Regens, vergnügt; er erzählte, daß am heutigen Tage ein großer Schwarm wilder Gänse aus dem Norden angekommen wäre; daß ihr Geschrei die Luft erfüllte und daß sie sich auf den Teichen der drei Sägemühlen niedergelassen hätten; daß man sie von Weitem gesehen und daß die Jagd in den Marschen beginnen würde.

Benassis, indem er sein Glas Branntwein leerte, lachte vor sich hin und rieb sich die Hände. Alle hörten ihm zu und Onkel Eustache sagte, daß er in einem Kahn auch gern zu dieser Jagd ginge; daß es ihm aber kein besonderes Vergnügen machen würde, mit großen Stiefeln im Schlamm zu waten, auf die Gefahr hin, bis über die Ohren darin zu versinken.

Nun sagte Jeder sein Wort und die alte Jeanette, ganz nachdenklich, fing an zu murmeln:

„Ich hatte auch Marschen .... Teiche! ..."

„Ha!" ... rief Nadasi mit einem spöttischen Ton, „hört doch ... Dame Jeanette hatte Marschen!"

„Ohne Zweifel," erwiderte sie, „ich hatte deren!"

„Wo das, edle Dame?"

„In der Vendée, am Ufer des Meeres," sagte sie.

Und als Nadasi mit den Schultern zuckte, wie wenn er sagen wollte: „die Alte ist toll" — stieg Frau Jeanette die kleine Holztreppe im Hintergrund des Häuschens hinauf, und dann kam sie wieder herunter mit einem Körbchen voll alter Sachen, Zwirn, Nadeln, Spulen, gelber Pergamente, welches sie auf den Tisch setzte.

„Hier sind unsere Papiere," sagte sie; „die Teiche, die Ländereien und das Schloß sind darin mit allem Uebrigen! ... Wir haben sie zurückgefordert unter Ludwig XVIII., aber es hieß, daß die Verwandten sie uns nicht wiedergeben wollten, weil ich die Familie durch Verheirathung mit einem Sansculotten entehrt hätte. Wir hätten klagen müssen, und wir hatten kein Geld, um die Advocaten zu bezahlen. Ist das nicht wahr, Coustel?"

„Ja ... ja," sagte der Drechsler, ohne sich dabei zu rühren, „das ist ein Pack bourbonischen Gesindels*) — die wahre Canaille!"

Von Allen, welche zugegen waren, kümmerte sich Niemand um diese Dinge — nicht mehr, als um ein Paquet von Assignaten aus der Zeit der Republik, welche sich noch in den Tiefen alter Wandschränke herumtreiben.

Nadasi, mit seiner spöttischen Miene, öffnete eines der Pergamente, und indem er die Nase hob, fing er an zu lachen, und sich auf Kosten Jeanetten's lustig zu machen; aber plötzlich wurde sein Gesicht ernst. Er wischte seine Brille und zu der armen Alten gewandt, welche sich wieder an's Spinnrad gesetzt hatte, sagte er:

„Das sind Ihre Papiere — sie gehören Ihnen, Frau Jeanette?"

„Ja, mein Herr."

„Erlauben Sie, daß ich sie mir ein wenig ansehe?"

„Mein Gott, machen Sie damit, was Sie wollen," sagte sie, „wir haben sie nicht nöthig."

Hierauf faltete Nadasi, der ganz bleich geworden, das Pergament wieder zusammen und steckte es, nebst mehreren anderen in die Tasche seines Ueberrocks, indem er sagte:

„Ich werde mir das ansehn! ... Es schlägt neun Uhr, guten Abend!"

Er ging und die Andern zögerten nicht, ihm zu folgen.

Acht Tage später war Nadasi auf dem Wege nach der Vendée; er hatte von Coustel und Dame Jeanette, seiner Gattin, Vollmachten zur Wiederer-

*) Das Original hat „un tas de chouans" — „Chouans" hießen bekanntlich in den blutigen Vendéekriegen während der französischen Revolution die Anhänger der Bourbons.

langung, zum Verkauf, zur Veräußerung all' ihrer Güter unterzeichnen lassen, wobei er die Kosten zu tragen übernahm, unter der Bedingung, daß er wegen seiner Auslagen sich an die Erbschaft zu halten habe.

Seit diesem Augenblick verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, daß Frau Jeanette von Adel sei, daß sie ein Schloß in der Vendée habe, und daß den beiden Coustel schwere Renten ausgezahlt werden würden. Aber nicht lange darauf schrieb Nadasi, daß er sechs Wochen zu spät gekommen sei; daß der eigne Bruder der Frau Jeanette ihm Papiere gezeigt habe, welche es klar wie der Tag hinstellten, daß er seit mehr als dreißig Jahren im Besitze der Marschen gewesen und daß es ein für allemal, wenn man das Eigenthum eines Andern dreißig Jahre besessen habe, so gut sei, als ob man es immer gehabt habe, so daß Jean Pierre Coustel und seine Gattin, weil ihre Verwandten im Besitz ihres Eigenthums gewesen wären, nichts mehr zu verlangen hätten. Diese armen Leute, welche sich reich geglaubt und welche das ganze Dorf beglückwünscht und, wie es zu geschehen pflegt, umschwänzelt hatte, fühlten ihr Elend noch viel mehr, als sie sahen, daß sie nichts hatten; und kurze Zeit darauf starben sie, einer nach dem andern, in christlicher Gesinnung den Herrn um Verzeihung ihrer Sünden bittend, und im Vertrauen auf das ewige Leben.

Was Nadasi betrifft, so ließ er seinen Gerichtsdienerposten verkaufen und kam nicht in die Gegend zurück; er hatte ohne Zweifel Etwas gefunden, was ihm besser gefiel, als Vorladungen auszutragen.

Viele Jahre verflossen; Louis Philipp war gegangen und dann die Republik; die Ehegatten Coustel ruhten auf dem Hügel, und ich glaube, sogar ihre Knochen waren nur noch Staub in dem Grabe. Ich hatte den Großvater im Posthaus ersetzt und auch Onkel Eustache hatte, wie er selbst zu sagen pflegte, seinen Laufpaß genommen, als eines Morgens, während die Saison in den Bädern Baden-Baden und Homburg in vollem Gange war, mir etwas Erstaunliches begegnete, was mir noch heute zu denken gibt. Mehrere Postkutschen waren am Morgen durchgekommen, als gegen elf Uhr der Courier einer Familie eintraf, um mich zu benachrichtigen, daß der Baron von Roseleure, sein Herr, sich nahe. Ich war bei Tisch; ich stehe sogleich auf, um den Vorspann zu überwachen. Im Augenblick, wo angeschirrt wird, steckt sich ein Kopf aus dem Reisewagen, ein altes, trockenes Gesicht, mit großen Falten, hohlen Wangen, goldener Brille auf der Nase: es war das Gesicht Nadasi's, aber alt, abgemergelt, ermüdet; hinter ihm neigte sich der Kopf eines jungen Mädchens; ich war ganz bestürzt.

„Wie nennt sich dieses Dorf?“ fragte mich der Alte, indem er in seine Hand gähnte.

„Laneuville, mein Herr.“

Er erkannte mich nicht und setzte sich wieder zurück. Dann sah ich eine alte Dame im Hintergrund des Reisewagens; die Pferde waren vorgespannt, sie fuhren ab.

Welche Bestürzung, und wie viele Gedanken gingen mir damals durch den Kopf: — Nadasi, das war der Herr Baron von Roseleure! Möge Gott mir verzeihen, wenn ich mich täusche; aber noch jetzt glaube ich, daß er die Papiere der armen Jeanette verkauft hat; und daß er sich hernach eine neue Haut angezogen hat wie so viele andere Schurken, die einen adeligen Namen annehmen, um die Neugierigen von der rechten Spur abzubringen. Wer konnte ihn daran hindern? Und besaß er nicht alle Titel, alle Pergamente, alle Vollmachten? ... Und außerdem, hat er jetzt nicht die dreißig Jahre des Besitzes? ... Arme alte Jeanette! ... Wie vielem Elend begegnet man doch im Leben! ... Und zu denken, daß Gott Alles geschehen läßt .....

Das Treffen bei Loigny am 2. December.

Die Schles. Ztg. berichtet hierüber Folgendes: Am 1. December sollte Ruhetag sein. Die 22. und 17. Division sowie die Bayern sollten in ihren Cantonnements bleiben. Das bayerische Corps lag zum Theil in Bivouaks. Es war durch die Schlachten bei Orleans und später bei Coulmiers und durch mehrere kleinere Gefechte sehr decimirt, kaum die Hälfte der Infanterie befand sich noch unter den Waffen. Einzelne Bataillone hatten so sehr gelitten, daß sie nur noch eine Compagnie formiren konnten und von drei Officieren geführt wurden. Das vierte Jägerbataillon zählte nur noch 160 Mann. Da traf am Nachmittage des 1. December die Meldung ein, daß der Feind sich in Patay befände und auf der Straße Guillonville vorrücke. Diese Mittheilung war von der größten Wichtigkeit. Es wurde dadurch constatirt, daß der Feind es versuche, auf unserem äußersten rechten Flügel durchzubrechen. Nachdem es ihm am 28. bei Beaune la Rolande mißlungen war, den linken Flügel unserer Aufstellung zurückzudrängen, hatte er bereits am folgenden Tage einen Rechtsabmarsch begonnen und alle verfügbaren Truppen bei Chevilly vereinigt, um mit denselben von dort auf dem Querwege von Chevilly nach Patay zu debouchiren und sich dann vorwärts nach Chartres zu begeben. Als die Nachricht von dem Abmarsch des Feindes bekannt wurde, ließ General v. d. Tann sofort das ganze Corps alarmiren. Die 1. Brigade marschirt nach Nonneville, um dem Feind entgegen zu treten. Es war Nachmittags 3 Uhr, als man die Spitzen des Feindes bemerkte, der in bedeutender Anzahl, wohl an 20,000 Mann, herankam. Nun wurde die Artillerie hervorgezogen und der Feind stark beschossen. Aber der Feind ging nicht zum Angriff über, sondern machte eine Bewegung nach der linken Flanke hin und schien die Absicht zu haben, die Brigade dort zu umgehen und sie dadurch von ihrem Zusammenhang mit dem übrigen Corps zu trennen. Als dieß bemerkt wurde, schickte v. d. Tann die 2. Brigade nach Ville Pere zu Hilfe, um dem Feinde in die linke Flanke zu fallen. Aber der Feind war zu stark, der Angriff prallte ab und die Truppen mußten in ihre alten Cantonnements zurückziehen. Der Feind setzte sich nun in Ville Pere und ebenfalls in Nonne-

ville fest; es war ihm also der Aufmarsch in der rechten Flanke gelungen. Die Bayern standen am Abend des Tages wieder auf der Linie Orgeres-Maladrie. Die Verluste waren nicht unbedeutend; denn über 500 Mann waren theils todt, theils verwundet. Der General Stephan erhielt eine Wunde. Es war ein heißer Gefechtstag; aber der Feind wurde doch auf seinem Vormarsch aufgehalten. Die Absichten des Feindes lagen jetzt völlig klar vor, er wollte in der linken Flanke eine Umgehung versuchen. Hier standen ihm nur die Bayern und die 4. Cavalerie-Division gegenüber. So wurde denn für den 2. Dec. von der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg ein Angriff gegen den Feind angeordnet, der bis auf eine halbe Meile nach Orgères herangekommen war. Die Front des Feindes befand sich quer über den Weg von Patay nach Guillonville. Das Terrain ist völlig eben, kein Baum noch Strauch ist weithin sichtbar. Die Dörfer selbst liegen dicht geschlossen ohne Gärten, aber von festen Mauern umgeben wie kleine Burgen vereinzelt in der weiten platten Ebene. Wie es vorauszusehen war, versuchte der Feind durchzubrechen. Morgens früh um 7 Uhr kamen eiligst Cavaleriepatrouillen, welche vor der Front als Vedetten standen, im Hauptquartier des Generals v. d. Tann angesprengt mit der Botschaft, daß der Feind in hellen Haufen heranziehe, in der Absicht, die Bayern von der 17. Division zu trennen. Diese Operation, eben so geschickt ausgedacht als schnell ausgeführt, war für die Bayern von der größten Gefahr. Deshalb sandte v. d. Tann sofort die 1. Brigade dem Feinde nach Loigny entgegen, um diesen Ort zu besetzen und dadurch das Vorgehen der Franzosen in ihrer linken Flanke unmöglich zu machen. Sie erreichten auch das Schloß von Loigny, Chateau Goury, an welches ein großer Park stößt. Dort setzten sie sich fest, während das Dorf bereits von Franzosen wimmelte, die sich in dichten Schützenschwärmen und in großen Massen dem Parke und dem Schlosse von Goury näherten und die Bayern stark bedrängten. Von allen Seiten rückten die Feinde heran und unterhielten ein furchtbares Infanteriefeuer, das noch durch den Granathagel und die Mitrailleusenkugeln verstärkt wurde. Die Bayern hatten starke Verluste, hunderte sanken hier zu Boden und mit jedem Moment stieg die Gefahr, daß die ganze Brigade hier entweder aufgerieben oder gefangen genommen werde. Da nahte die 2. Brigade im Laufschritt nach dem Park heran, um dem Vordringen des Feindes ein Halt zu gebieten. Und es gelingt den zwei Regimentern, glücklich den Park zu erreichen; sie besetzten die Mauern, die Häuser, den Hof, sie eröffneten ein furchtbares Feuer und fügen dem Feinde große Verluste zu. Er wankt einen Moment; zieht sich zurück und sammelt hinter Loigny seine Truppen; dann nahte er sich auf's Neue, mit neuen Verstärkungen versehen, dem Schlosse von Goury und geht von allen Seiten vor. Eine Viertelstunde nur vermochten die beiden Brigaden vereint den Angriff auszuhalten; dann aber erlahmte der Widerstand. Nun schickte v. d. Tann die 3. und 4. Brigade, um den Angriff des Feindes zu brechen. Sie stürmten heran, sie kamen glücklich bis an die Gehöfte, es gelang ihnen auch, daraus vorzustoßen. Als sie aber in das offene Terrain hinausgingen, wurden sie von einem furchtbaren Chassepotfeuer empfangen. Die Schützen der Franzosen lagen in einem Graben und auf der Erde und schossen von hier aus auf die anrückenden Brigaden; dabei regnete es einen förmlichen Hagel von Granaten und Mitrailleusenkugeln. Reihenweise stürzten die Soldaten zusammen. Der Angriff war mißlungen, beide Brigaden mußten wieder in ihre Deckung zurück. Dort ordneten sie sich wieder auf's neue, während die 2. Brigade herausgezogen wurde, um über Maladrie in die linke Flanke des Feindes zu marschiren und dadurch die Umgehung zu verhindern. Die 1., 3. und 4. Brigade blieben in dem Park und in den Gehöften, um den Angriff des Feindes auszuhalten, der mit jedem Moment stärker und wuchtiger wurde. Das Terrain außerhalb Loigny war in den Händen des Feindes, die drei Brigaden umgangen, ja fast umzingelt. Die Artillerie war zum großen Theile mit in der Cernirungslinie inbegriffen. Nun wurden alle drei Brigaden gesammelt, sie sollten den eisernen Ring, den der Feind um sie gezogen hatte, zersprengen. Sie avancirten einige hundert Schritte, gaben auf die feindlichen Massen, die immer dichter herandrangen, mehrere Salven ab; aber zu erschüttern vermochten sie die Stellung des Feindes nicht. Vielmehr wurden sie nur zu gut von den weiter reichenden Chassepotkugeln und von dem furchtbaren Artilleriefeuer erreicht. Die Reihen fingen an zu wanken, da stürmte der Feind heran und den Anprall dieser kolossalen Massen konnten die stark decimirten Brigaden nicht aushalten, sie wichen in die Gehöfte und in den Park zurück, von dem Feuer des Feindes verfolgt. Es war eine Situation von der größten Gefahr. Bereits fing die Munition bei einzelnen Regimentern an zu fehlen, die Reihen waren gewaltig gelichtet, einzelne Bataillone hatten fast die Hälfte ihrer Leute verloren und der Feind drang immer in neuen Massen heran. Noch eine halbe Stunde und das Corps v. d. Tann war vernichtet, der größte Theil der Geschütze dem Feinde in die Hände gefallen. Die Ordnung ließ sich nicht mehr aufrecht erhalten, die Mannschaften der einzelnen Regimenter waren durcheinander gerathen, eine gedrückte Stimmung fing sich der Truppen an zu bemächtigen. Da zur rechten Zeit, es war Mittags um 1 Uhr, hörten die Bayern einen hellen scharfen Kanonendonner in ihrer linken Flanke, die 17. Division nahte zu ihrer Hilfe, bald sah man die ersten Tirailleurs auf der Ebene auftauchen. Das Aufblitzen ihrer Schüsse war ein Freudensignal für die arg bedrängten Bayern.

Chronik des deutsch-französischen Krieges von 1870.

November.
(Schluß.)

15. Nov. Der Vertrag über die Gründung eines Deutschen Bundes wird zwischen dem Norddeutschen Bunde,

Baden und Hessen in Versailles unterzeichnet. — Der Saar-Kohlen-Kanal und der Rhein-Marne-Kanal sind wieder in Betrieb gesetzt. — Separatprotokoll, betreffend die Militärverhältnisse des Großherzogthums Hessen bei dessen Eintritt in den Deutschen Bund.

16. Nov. Montmedy wird durch ein Detachement unter Oberst v. Pannewitz cernirt, wobei das 1. und 2. Bataillon des 74. Inf.-Reg. bei Chauvency siegreich fochten. — Ein Ausfall der Besatzung von Belfort gegen Bessoncourt wird von den deutschen Cernirungstruppen zurückgewiesen.. Die Franzosen verlieren 200 Mann an Todten und Verwundeten und 58 an Gefangenen. — Allerhöchste Cabinetsordre, welche in den occupirten französischen Landestheilen den Ankauf aller Grabstätten gefallener oder verwundeter deutscher Krieger und deren Erhaltung zum ewigen Gedächtniß befiehlt.

17. Nov. Abtheilungen der 17. Infanterie-Division (General-Adjutant v. Treskow, Armee des Großherzogs von Mecklenburg Schwerin) vertreiben aus **Dreux** 7000 Mobilgarden. Diese verlieren 60 Todte und viele Verwundete.

18. Nov. Siegreiches Gefecht der 22. Division bei **Chateauneuf.** Die Franzosen verlieren über 300 Todte und Verwundete und über 200 Gefangene. — Gefechte des 95. Infanterie-Regiments an der Blaise.

19. Nov. Das Landwehrbataillon Unna und 2 Escadrons des 5. Reserve-Husaren-Regiments werden in Chatillon-sur-Seine angegriffen und ziehen sich mit Verlust von 120 Mann und 70 Pferden auf Chateau-Villain zurück.

20. Nov. Der Versuch der Franzosen, La Fère zu entsetzen, wird ebenso wie ein Ausfall aus der Festung durch ein Bataillon des 5. Infanterie-Regiments zurückgeschlagen. — Verschiedene, für die deutschen Truppen siegreiche Gefechte bei La Loupe, wobei das 80. Infanterie-Regiment ein Geschütz nahm.

21. Nov. Die Festung **Ham** ergibt sich der 1. Cavalerie-Division. — Im Fort Plappeville bei Metz fliegt aus zufälliger Ursache ein Munitionsmagazin in die Luft, wobei 40 Soldaten verwundet und mehrere getödtet werden.

22. Nov. **Nogent le Rotrou** wird von deutschen Truppen besetzt. — Beginn der Beschießung von Thionville.

23. Nov. Der Vertrag mit Bayern über dessen Eintritt in den Deutschen Bund wird in Versailles unterzeichnet; am 25. November ausgefertigt. — Die Avantgarde der Cavalerie-Division v. d. Gröben, unter Oberst v. Lüderitz, treibt bei Les Quesnel französische Mobilgarden aus Amiens in wilder Flucht zurück. — General v. Treskow wirft die Franzosen aus Positionen vor Belfort und schlägt demnächst einen Ausfall ab. — Der Vertrag zwischen dem Deutschen Bunde und Bayern wird in Versailles unterzeichnet. — **Thionville,** das durch die Beschießung und eine gleichzeitige Moselüberschwemmung furchtbar gelitten hat, capitulirt.

24. Nov. Oberst v. Lüderitz zerstreut zwischen Roye und Amiens Mobilgarden und bei Mezières sechs französische Bataillone mit Artillerie. — Zwei Brigaden des 10. Armee-Corps werfen vor Orleans das vormarschirende 20. Armee-Corps aus Ladon und Maizières und bringen demselben beträchtliche Verluste bei.

25. Nov. Der Vertrag, durch welchen Württemberg in den Deutschen Bund eintritt, wird in Berlin unterzeichnet.

26. Nov. Das 10. Armee-Corps weist vor Orleans mehrere feindliche Compagnien ab. — In Versailles wird eine zwischen Bevollmächtigten des Norddeutschen Bundes und Badens abgeschlossene Militärconvention unterzeichnet. — Ein Angriff der Garibaldiner wird bei **Pasques** (unweit Dijon) von den deutschen Vorposten abgeschlagen.

27. Nov. Siegreiche Schlacht der 1. Armee (8. Armee-Corps und Theile des 1. Armee-Corps) gegen die aus **Amiens** im Vorrücken begriffene französische Nordarmee, welche mit Verlust von mehreren Tausend Mann gegen die Somme und auf Amiens zurückgeworfen wird. — **La Fère** capitulirt nach zweitägiger Beschießung mit 2000 Mann und 70 Geschützen. — Die Arrieregarde Garibaldi's wird vom General v. Werder mit 3 Brigaden bei **Pasques** angegriffen und geschlagen. Der Rückzug der Garibaldiner artet in Flucht aus.

28. Nov. **Amiens** wird vom General v. Goeben besetzt. — Die französische Loire-Armee, die einen Durchbruch nach Fontainebleau versucht, stößt auf das 10. Armee-Corps, welches sich bei **Beaune-la-Rolande** concentrirt und Nachmittags von der 5. Division und der 1. Cavalerie-Division unterstützt, im Beisein des Prinzen Friedrich Carl siegreich behauptet. Die Franzosen erleiden sehr bedeutenden Verlust. Sie lassen gegen 1000 Todte auf dem Schlachtfelde und verlieren über 1600 Gefangene.

29. Nov. Nach heftigem Geschützfeuer aus den Forts um Paris in der Nacht und am Morgen macht die Garnison, unterstützt durch Kanonenboote auf der Seine, einen stärkeren Ausfall gegen L'Hay und das 6. Armee-Corps, gleichzeitig kleinere Ausfälle, u. A. gegen das 5. Armee-Corps und Demonstrationen nach andern Seiten. Die Franzosen werden mit Verlust von mehreren Hundert Gefangenen und vielen Hundert Todten und Verwundeten überall zurückgeschlagen. — Siegreiches Gefecht des bayerischen Corps v. d. Tann westlich von **Orleans.**

30. Nov. Nach starkem Geschützfeuer aus allen Forts während der Nacht macht die Pariser Garnison, unter gleichzeitigen Demonstrationen auf verschiedenen Punkten der Enceinte, Morgens mit sehr bedeutenden Streitkräften einen Ausfall nach Osten, zwischen Seine und Marne **(Bonneuil sur Marne, Champigny, Villiers.)** Nach heftigem Kampf, der bis Abends 6 Uhr dauert und deutscherseits hauptsächlich durch die württembergische Division, den größten Theil des 12. (kgl. sächsischen), sowie durch Theile des 2. und 6. Armee-Corps geführt wird, werden die Franzosen auf der ganzen Linie zurückgeworfen. — Die **Citadelle von Amiens** capitulirt nach kurzem Gefecht. 400 Mann mit 11 Offizieren werden kriegsgefangen, 30 Geschütze genommen. Die französische Nordarmee zieht sich in völliger Auflösung nach Norden zurück. — Ein Detachement des 12. königl. sächsischen Armee-Corps wird in **Etrepagny** überfallen.

Miscellen.

Ein Berliner Witzblatt gibt bekannte Genusregeln des alten Zumpt in folgender zeitgemäßen Fassung:

Viele Dinge sind auf is
Längst verschwunden in Paris.
Panis, piscis sind am finis
Und von canis blieb nur crinis.
Selbst die saure cucumis
Fehlt schon längst, auch mugilis,
Und etwas ganz Rares ist
Felis, Katz, und Ratte, glis.
Doch Paris, was ist dein finis?
Ignis, lapis, pulvis, cinis.

Einer schwergeprüften Familie.

Zwei theure Opfer, nicht im Kampf der Schlachten,
Im Dienst der Liebe, Freund und Feind geweiht,
Hat Gott verlangt. In ihrem edlen Trachten
Hat sie der Sturm gefällt zur Frühlingszeit.

Die Thränen, die der Eltern Blick umnachten,
Der Schmerz, der ihre Seele tief durchschnitt,
Ihn werden tausend Freunde nicht nur achten,
Sie fühlen wahrhaft in dem Herzen mit.

Nur der Gedanke kann die Thränen stillen,
Daß sie gehorchten einem höhern Willen;
Ja blicket hin zu jenem klaren Sterne,

Der ewig strahlt in blauer Himmelsferne:
Es ist, dem sie gedient, der heil'ge Glaube,
Im Tod und Leben eine Friedenstaube.

Frankenthal. — ......r.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.